



Die Gesellschaft



SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

A7²
30
.G3

Die
Gesellschaft



Monatschrift
für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.



Jahrgang 1893. Drittes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

R. R. Hofbuchhändler.

100

Danning
 Neppa
 12-9-25
 31146

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Andrea, Ant., Der Idiot	1002
Berdrow, Otto, Der Dieb	1132
Bierbaum, Otto Julius, Oskar Panizza	977
Bleibtreu, Karl, Caine	899
„Kriegstheorie und Praxis“	1045
Giordano Bruno	1163
Butler-Haimhausen, Victorine Gräfin von, Zur Diskussion!	1187
Conrad, M. G., Die literarische Bewegung in Deutschland	813
Wahl-fahrten	949
Als Kandidat	1099
Aus dem Münchener Kunstleben	919, 1054
Tiroler Brief	1191
Cronberger, F., Der schöne Mann von Berlin	1149
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Otto Julius Bierbaum, Karl Bleibtreu, Franz Evers, Norbert Falk, Gustav Falke, Max Hoffmann, Henric Ibsen, Robert Kothe, Willy Lentrodt, Detlev Freiherr von Liliencron, Anton Lindner, Karl Maria, Wilhelm Müller-Weilburg, Anna Nitschke, Arthur Pfungst, Heinrich von Reder, Freifrau Marie von Reigenstein, Richard Schaufal, J. Scherel, Arthur Schnitzler, A. v. Sommerfeld, Ottomar Stauf von der Mark, Karl Strecker, Valentin Traudt	840, 989, 1116
Eckenbrecher, Hans, Armer Sünder	1007
Eysell, C., Aus der Art geschlagen	851
Faust, Kuno, An die deutsche Lehrerschaft	954
Häffler, H., Von der Berliner Kunstausstellung	1061, 1201
Harlan, Walter, Das Dichterkränzchen	1172
Heddel, Karl, Civilisation oder Kultur? Ein Zwiegespräch	825
Jefz, Marius, Abend Schatten	877
Kalantarow, A. von, Ein Märchen	893
Kirstein, Paul A., Hat das Weib eine moralische Existenzberechtigung?	1034
Kritik: Romane und Novellen: S. 929, 1069, 1205. — Lyrik: S. 933, 1073, 1207. — Dramen: S. 935, 1210. — Soziale Litteratur: S. 1076. — National- ökonomie: S. 1079. — Kunstschriften: S. 1080. — Geschichte: S. 1215. — Egidy-Litteratur: S. 1082. — Vermischte Schriften: S. 1082, 1216. — Französische Litteratur: S. 1085, 1219. — Englische Litteratur: S. 1091. — Scandinavische Litteratur: S. 1093. Portugiesische Litteratur: S. 937. — Czechische Litteratur: S. 939, 1224. — Brasilianische Litteratur: S. 1227. — Vermischtes: S. 943, 1096, 1230.	

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Eindner, Anton , Wiener Keherbrief (Strindberg in Wien)	921
Mauke, W. , Eine kurze allgemeine musikalische Betrachtung gelegentlich der Auf- führung von Schjelderups „Sonntagsmorgen“	914
Mayer, Wilhelm , Aus dem Frankfurter Musikleben	1066
Merian, Hans, Karl Streckler	1151
Morgenstern, Gustav, Schmach	1013
Besuch	1131
Panizza, Oskar , Die Monita secreta der Jesuiten	956
Ein Besuch bei den Sezessionisten in München	1194
Sabin, J. , Der Schönheitsfuss der Arbeiter	1108
Saenger, Karl , Die ethische Bewegung in Amerika	1024
Stauf von der Marck, Ottokar , Die Basille	1156
Steiger, Edgar, Auch Eimerl (Zu Otto Julius Bierbaums Bild)	895
Streckler Karl , Vierundzwanzig Grad Kälte	1124
Troll-Borosnyáni, Irma von , Die feindlichen Brüder	1179

Porträts:

Otto Julius Bierbaum.
 Oskar Panizza.
 Karl Streckler.





Otto von Guericke

* Juli 1893. *

Die litterarische Bewegung in Deutschland.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Vorbemerkung des Verfassers. Nirgends wird die litterarische Entwicklung Deutschlands lebhafter verfolgt und mit größerer Gerechtigkeit beurteilt, als — im Ausland. Namentlich die Presse unseres „Erbsandes“ behandelt uns mit musterhafter Sachlichkeit und Bornehmtheit. Von den ältesten bis zu den jüngsten Zeitschriften Frankreichs, vom 1672 gegründeten „Mercure de France“ bis zu der im vierten Jahrgang stehenden „Revue des Revues“ herrscht ein reger Wettstreit wärmster Sympathie für die moderne deutsche Litteratur, wie für die moderne Litteratur überhaupt. Ein Zeichen mehr, wie das republikanische Frankreich seine edlen Traditionen einer höchstehenden alten Kultur nation pflegt und namentlich unser Deutsches Reich genanntes Großpreußen an seiner Geistigkeit und idealer Schwungkraft übertrifft. Die „Revue des Revues“ hat in jüngster Zeit eine Reihe hervorragender Ausländer eingeladen, ihr über den „état actuel du mouvement littéraire“ im Geistesleben ihres Heimatlandes zu berichten. Ein moderner englischer Lyriker schrieb über englische, Lombroso über italienische Litteratur — und der Begründer und Herausgeber der „Gesellschaft“ über die litterarische Bewegung im heutigen Deutschland. Verschiedene Gründe veranlassen uns, unseren Lesern im nachfolgenden die Uebersicht des im Mai- und Junihefte der „Revue des Revues“ erschienenen Aufsatzes über „l'état actuel du mouvement littéraire en Allemagne“ vorzulegen.

I.

Wer vom heutigen Deutschland spricht, muß zunächst von Politik sprechen.

Man versteht nichts von deutscher Litteratur und Kunst, wenn man die deutsche Politik nicht versteht.

Wir sind nämlich krank in Deutschland, sehr krank. Die Politik ist unsere Krankheit. Und wir sterben vielleicht daran, wenn die Natur, die allmächtige, nicht ein Wunder thut.

Ja, diese politische Krankheit zerstört uns. Sie frisst uns auf.

Aber warum hat die Politik bei uns in Deutschland diesen schlimmen Charakter? Warum muß sie eine so fürchtbare Krankheit sein? Warum ist sie nicht, wie anderwärts, eine einfache, natürliche Sache, die vielleicht ihre großen Fehler und ihre unangenehmen Seiten hat, aber in Grunde doch gut und erträglich ist? Warum begnügt sie sich nicht, wenigstens in ihren verlorenen Momenten, wo sie nichts Besseres anzufangen weiß, eine lustige Passion, eine mehr oder weniger geistreiche Narrheit zu sein? Eine Spekulation oder ein Sport für Leute, die nichts Besseres gelernt haben, und die zugrunde gehen würden, wenn sie ihre arme Politik nicht hätten?

So viele Fragen, so viele Rätsel. Und der Grund, weil wir, das Volk im neuen deutschen Reich, uns selbst ein Rätsel sind.

Wir sind nämlich ein Militärreich von einer ganz eigenen Art.

Wir haben mehr Eisen und Blut geschluckt, als unsere Natur vertragen kann. Wir wollten etwas anderes werden, als wozu uns die Natur bestimmt hat. Das heißt, unsere Fürsten und Regierer wollten uns zu etwas anderem machen. Unsere zwanzig oder zweiundzwanzig Fürsten zunächst, mit einem Kaiser an der Spitze.

Diese wollten, daß wir in dem nämlichen Atemzug Ja und Nein sagen sollten.

Wir sollten Helden sein und zugleich Knechte.

Wir sollten modern sein und zugleich feudal, wie im schönsten Mittelalter.

Wir sollten gelehrt und aufgeklärt sein und zugleich gläubig und fromm bis zur Bigotterie.

Wir sollten der Welt befehlen und daheim zugleich einen Maulkorb tragen.

Wir sollten die soziale Frage lösen, aber kein Privilegium der großen Herren anrühren.

Wir sollten Protestanten sein, aber dem Papst kein Leid thun.

Kurz, ein Mistervolk, zusammengesetzt aus lauter Widersprüchen. Und darüber der junge Kaiser als preussisch-deutscher Herrscher mit dem Motto: *Sic volo, sic jubeo*, ein Mann mit den stärksten absolutistischen Neigungen (*suprema lex regis voluntas*), mit dem tiefsten Gefühl seiner persönlichen Mission, während er nach den klaren Worten unserer Reichsverfassung in Friedenszeiten nichts anderes sein soll, als der Repräsentant der verbundenen deutschen Fürsten und freien Städte, mit dem Titel deutscher Kaiser.

Und mit diesen Widersprüchen ohne Zahl sind wir zwar eine militärisch sehr starke Masse, ein durch die eiserne Notwendigkeit und den Kasernendruck einiges Volk — durch die Gnade Gottes!

Aber unsere Seele ist krank.

Wir können nicht mehr zur Ruhe kommen. Wir haben alle Freude und Zufriedenheit verloren. Da ist man zu allem bereit.

Und wir sind ein Volk von fünfzig Millionen!

Die Krise wird furchtbar sein.

Wenn die Natur kein Wunder thut, wie gesagt.

II.

Dieser Zustand wieder spiegelt sich auch in unserer Litteratur.

Sie ist, so weit sie jung ist, vollständig in Revolution.

Daher auch in fortgesetzter polizeilicher Beargwöhnung und Überwachung.

Nicht der Staat, nicht das Reich, nicht einmal das Volk im alten Sinne des Wortes kümmert sich um die Litteratur, nur die Polizei. Sie ist die Allmacht, sie ist die Vorsehung.

Das Deutsche Reich giebt für die ganze deutsche Litteratur keinen Pfennig.

Wir haben in verschiedenen deutschen Einzelstaaten reich dotierte Akademien der Wissenschaften, Akademien der schönen Künste, aber nirgends in ganz Deutschland eine Akademie der Litteratur.

Die Litteratur repräsentiert den freien schöpferischen Gedanken, den fessellosen Geist. Das ist nichts für ein Militärreich, das nichts als Disziplin kennt und fordert.

Der dümmste Soldat ist mehr wert, als der beste Lyriker, der bornierteste Altenschmierer geachteter, als der beste Romanzier, der dekrepideste Hampelmann von Geheimrat nimmt einen höheren sozialen Rang ein, als der erste dramatische Dichter. Will man aber ja einen recht zahmen Schriftsteller einmal auszeichnen, so giebt man ihm einen bureaukratischen Titel, wie Hofrat oder Professor, oder man verleiht ihm an seinem siebenzigsten Geburtstag einen Orden vierter Klasse. Nur wenn ein Dichter sich über alle Begriffe wohlherzogen ausgeführt oder Beziehungen zu fürstlichen Höfen hat, wird er bei einer festlichen Gelegenheit mit dem Kronenorden ausgezeichnet und darf dann ein adeliges Von vor seinen Namen setzen, wie der siebenzigjährige Hermann von Lingg in München oder der burfschilose Hans von Hopfen.

Der Schriftsteller als Schriftsteller kurzweg zählt und gilt nicht in den offiziellen Regionen des Deutschen Reiches.

Höher im sozialen Rang stehen die Maler und Musiker, bei deren Werken es nichts zu denken und zu fürchten giebt, die kein anderes Problem kennen, als das einer schönen Farbe oder eines schönen Klangs.

In einzelnen deutschen Ländern, wie im Königreich Bayern, bilden die Maler eine gewisse Spezialität für die offizielle Wertschätzung, und es gehört zur fürstlichen Tradition, daß sie dort, so weit sie politisch absolut unschuldig sind, zur Tafel des Königs geladen werden mit Offizieren und Beamten und behangen mit Orden und Titeln.

Von anderen kleineren Fürsten, wie dem von Weimar oder von Koburg, wird auch erzählt, daß sie sich eine Art vornehmen Zeitvertreib aus dem Umgang mit braven Dichtern machen. Dagegen von dem König von Württemberg oder von dem König von Sachsen hört man überhaupt nicht, daß sie sich mit den Ausübern der Litteratur oder Kunst irgendwie persönlich einlassen. Thun sie es vielleicht heimlich? Ich weiß es nicht. Jedenfalls geben sie der Öffentlichkeit kein bemerkbares Beispiel prinzipieller königlicher Wertschätzung deutscher Dichtung.

In Preußen dominiert natürlich das militärische Interesse über jedes andere. Nur wenn der hohenzollerische Haus- und Hofdichter Ernst von Wildenbruch in einem seiner lärmvollen Dramen eine besonders glanzvolle Periode aus dem preussischen Herrscherhause auf die Bühne bringt, erweist ihm der König-Kaiser die Gnade seiner persönlichen Teilnahme, was aber den König-Kaiser nicht hindert, ruhig zuzusehen, wenn gleichzeitig ein anderes Stück Wildenbruchs durch Polizeiverordnung von der Bühne ausgeschlossen wird.

Das ist in der Regel das erste, was ein deutscher Dramatiker erlebt: Chikanen der Censur in jeder Gestalt, vom brutalen Verbot eines Werkes bis zur Verstümmelung einzelner Teile, Sätze, Worte.

In den herrschenden Klassen, von den Fürsten bis zu dem bereicherten Bourgeois-Parvenu, ist die Litteratur nur insoweit angenommen, als sie schmeichelt oder leichtes Vergnügen gewährt. Und da die jüngeren Generationen, wenigstens soweit sie ebensoviel Charakter wie Talent haben, auf dem geraden Wege der Wahrhaftigkeit wandeln, so ist zwischen ihnen und den herrschenden Klassen eine nahezu völlige Entfremdung eingetreten. Und da andererseits auch die breiten Massen des ärmeren Volkes von der Litteratur nichts wissen wollen, wenn diese nicht ihren proletarischen und sozialdemokratischen Passionen schmeichelt, so ist die Litteratur auch nach dieser Seite vollkommen unabhängig, das heißt, sie hat auch im Herzen des Volkes keinen Boden.

Und was in Deutschland zwischen unten und oben noch vorhanden ist, der Kleinbürgerstand, das ist nichts weniger als ein Kalifornien für die Dichtung. Das trinkt Bier, das spielt Skat oder Regel, das zeugt Kinder, das singt oder flucht, aber für die ernsthafteste Litteratur hat es weder Gefühl noch Verständnis. Was es an geistiger Nahrung genießt, das sind die

breiten Betteluppen der Familienblätter — oder spaßhafte Historien zum Einschlafen wie die Bücher von Julius Stinde („Die Familie Buchholz“ und ihre Nachfolger), welche bekanntlich auch die Lieblingslektüre des Fürsten Bismarck bilden, der in allem, was Litteratur und Kunst betrifft, anspruchsloser ist, als der letzte Philister.

Die deutsche Litteratur der jüngeren Generation ist also zunächst eine Litteratur für die Litteraten und für jene Schicht von Menschen, die außerhalb der herrschenden Klassen ein unsicheres Dasein führen, stets im Kampfe mit sich selbst und allem Bestehenden, eine Schicht von Menschen, die immer an Zahl zunimmt, je weiter der soziale Zerfallsprozeß vorwärts schreitet. Diese große Armee der Unzufriedenen hat bei der guten Schulung, die sie im Militärreiche genießt, mehr Gewicht, als man anzunehmen geneigt ist. Sie ist der Boden für allen revolutionären Samen, den der Wind des modernen Verkehrs aus allen Gegenden der Welt nach Deutschland führt.

Ja, wenn man alle jungen und begabten Männer samt und sonders in die Kasernen sperren oder um die Grenzen des Deutschen Reiches, wie es Bismarck geträumt, eine chinesische Mauer bauen könnte!

Jemehr der Militarismus die deutsche Welt einengt und bedrückt, desto gieriger nimmt sie alle freisinnigen Anregungen auf, die aus den neuen Litteraturen von allen Seiten auf sie eindringen.

Die deutsche Litteratur ist daher auch, wie man am deutlichsten an Romane und am Theater sieht, die internationalste von allen.

Die Kämpfe sämtlicher Litteraturey der Welt werden in Deutschland nicht nur mitempfunden, sondern auch mitgekämpft. Die deutsche Litteratur ist ein immenser Kriegsschauplatz.

Ein Grund mehr der fieberhaften Unruhe, welche, neben der ungeheuren Gährung der politischen Parteien, das Leben der deutschen Welt verzehrt und die Spannung unter dem eisernen Druck des Militarismus bis ins Unerträgliche vermehrt.

Wir leben in einem unmöglichen Zustand.

Die deutsche Seele ist krank. Man hat ihr statt des nationalen Brotes den Stein der militärischen Tyrannei gegeben.

Unsere junge nationale Litteratur ist ein einziger Notschrei gegen diese Gewalt.

Während unsere ältere Litteratur glatt und akademisch ist oder transcendente Probleme behandelt oder romantisch mit Zuckerwasser lockt und mit blauen Blümchen sich parfümiert, schreiben unsere jungen Dichter mit Blut.

Wir haben in unserer modernen Dichtergeneration zwar kein Genie, vor dem sich alle Wittämpfer verbeugen, aber wir haben eine solche große

Zahl von starken, kühnen Talenten, wie in keiner Zeit zuvor, und zwar in allen Gattungen der Litteratur.

Nur vor dem gemeinsamen Feind schließen sie Freundschaft, unter sich leben sie wie Hund und Katze. Es ist auch da der Anarchismus revolutionärer Gefühle. Die in Berlin wollen die in München nicht gelten lassen, und die in Wien spotten über die in Berlin, und in Zürich lebt ein Fähnlein, das allen den Krieg ansagt, wenn es bei Laune ist.

Aber Alle haben ein Gemeinsames: den unstillbaren Durst nach Freiheit und Größe, den grenzenlosen Ekel vor aller Tyrannei und Philisterei, die Vergötterung des Individualismus bis zur Tollheit.

Jeder ein „Herren-Mensch“, nach dem Evangelium von Friedrich Nietzsche.

III.

Das Deutsche Reich hat zwar sein politisches und diplomatisches Centrum in Berlin, aber Deutschland im weitesten Sinne seines geistigen und künstlerischen Lebens hat seine Kapitale nicht an der Spree.

Berlin ist eine immens arbeitsame Stadt. Seine Entwicklung seit 1870 ist von einer phänomenalen Kraft. Es wird von einem wahren Fieber verzehrt, vorwärts zu kommen, alles an sich zu reißen, alles zu beherrschen. Allein es ist ihm unmöglich, dem deutschen Geiste in allen feineren Dingen, in Philosophie, Poesie, Musik und Kunst Bahnbrecher und Führer zu sein. Es ist keine Stadt von eigentlich deutschem Gepräge. Es ist eine Stadt der brutalsten Gegensätze und Mischungen, die sich vergeblich abmühen, sich zu einer höheren nationalen Einheit zu verschmelzen.

Der militärisch-feudale Typus, den die Hohenzollern dieser Stadt mühsam angezüchtet haben, ist übrigens auch nur an der Oberfläche echt. In der Tiefe hat er keine Wurzeln, außer bei den ganz alten Berlinern, die aber längst in der Minderheit sind. Nur mit der äußersten Anstrengung wird dieser Typus aufrecht erhalten, nur durch den unglaublich geschickten Mechanismus der preussischen Bureaukratie hat er eine Art von lebendiger Seele, eine Art von nationalem Ideal. Aber überall, wo der Mechanismus und der Brutalismus versagt, da versagt der Einfluß des herrschlustigen Berlin sogar auf die Berliner selbst.

Das nichtoffizielle Berlin ist in seinem Geistesleben kosmopolitisch und anarchisch wie kaum eine zweite Stadt in Europa. Es hat auch die meisten Juden unter allen europäischen Städten, und die Presse, die Litteratur, die Leitung der Theater, der künstlerischen und industriellen Agenturen ist nahezu vollständig in jüdischen Händen. Die Berliner Juden zeichnen sich durch feurigtes Temperament, durch Talent, Bildung, Tüchtigkeit und sabelhafte Geschicklichkeit aus, aber gerade durch die spezifischen Vorzüge ihrer

Rasse, die hier vielleicht glänzender entwickelt sind als anderwärts, ist es ihnen nicht möglich, dem konservativen berlinisch-nationalen Geiste starke Dienste zu leisten und den Einfluß von Berlin auf das übrige Deutschland befestigen zu helfen. Im Gegenteil: sie verstärken das widerlich Bastardartige des Berlinismus.

Der größte deutsche Dichter und Künstler in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, Richard Wagner, hat unter allen deutschen Städten am spätesten in Berlin Aufnahme gefunden. Die Nibelungen haben die Berliner erst durch das ambulante Wagner-Theater des Hrn. Angelo Neumann aus Prag kennen gelernt. Bayreuth liegt bekanntlich auch nicht auf der preussischen Landkarte.

Der tiefste deutsche Denker und glänzendste deutsche Stilist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, Friedrich Nietzsche, hat sich sein ganzes Leben lang nicht nur persönlich von Berlin ferngehalten, sondern hat alles, was von Berlin ausging, mit der bittersten Kritik, dem schneidendsten Hohn verfolgt. Der abgrundtiefe Gegensatz, in welchem dieser große Geist sich zu der ganzen deutschen Kultur preussischer Ordnung fühlte, hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn in die Einsamkeit der Berge und zuletzt in die Nacht des Wahnsinns zu treiben. Das nämliche Schicksal, welches ja auch dem idealsten deutschen Fürsten, dem jungen König Ludwig II. von Bayern beschieden war.

In den schönen Künsten und in der Musik nimmt die Residenz der bayerischen Fürsten, München, heute noch die erste Stelle ein, und auch die moderne Bewegung in der Litteratur hat sich in München ihr erstes Organ, die Monatschrift „Die Gesellschaft“ geschaffen. Erst sechs Jahre später fanden sich in Berlin einige jüngere, zumeist eingewanderte jüdische Litteraten, welche „freie Bühnen“ und neue Zeitschriften für die literarischen Entwicklungskämpfe der Gegenwart gründeten.

Der jungdeutsche Herold der neuen Dichtergeneration in Berlin war Karl Bleibtreu, der Sohn des berühmten Schlachtenmalers Georg Bleibtreu. Dieser junge Mann, aus dem Rheinlande stammend, außerordentlich begabt, und von einem erstaunlichen Fleiß und einer seltenen Vielseitigkeit, schloß sich zuerst an die „Gesellschaft“ von München an und schmetterte mit einer kleinen Broschüre „Die Revolution der Litteratur“ den ersten Kriegsruf durch Berlin. Einen ähnlichen Versuch hatten kurz vorher einige junge Lyriker mit der Anthologie „Moderne Dichtercharaktere“ in Berlin gewagt, waren aber nicht ernst genommen worden, trotz ihres heiligen Eifers und unbezweifelbaren Talentes, weil sie keinen Rückhalt in der Presse hatten.

Karl Bleibtreu hingegen hatte bereits durch einige militärische Studien

und Schilderungen von großer Originalität die Aufmerksamkeit der Journale auf sich gelenkt. Als blutjunger Mensch schrieb er unter dem Titel „Dies irae“ Erinnerungen eines französischen Offiziers an die Schlacht von Sedan. Der Autor nannte seinen Namen nicht. Die deutschen Zeitungen glaubten wirklich, hier ein französisches Werk von großer Bedeutung vor sich zu haben — es war auch in französischer Übersetzung erschienen — und flossen über voll Lob. Als sie sich aber bald überzeugen mußten, daß das seltsame Buch nur von einem jungen Deutschen herrühre, stimmten sie den Ton der Anerkennung sehr herab. Denn es ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Zeitungen, alles Fremde höher zu schätzen, als das Einheimische, falls dieses nicht von einer offiziellen Person oder einer anerkannten Größe stammt. Die Bedientenhaftigkeit, die früher den Deutschen auszeichnete, daß er dem ganzen Auslande zum Gespötte wurde, hat heute noch in einer großen Anzahl von Zeitungen ein angenehmes Nyl.

Mit dem Erscheinen der „Gesellschaft“ und der „Revolution in der Litteratur“ war der Kampf um die moderne Bewegung auf der ganzen Linie entbrannt. Zuerst wurde natürlich auf Seite der Jungen mehr mit Theorien und dem kritischen Knüttel gesocht, auf Seite der Alten, welche sich als beati possidentes sicher fühlten, die Waffe der akademischen Verachtung und schulmeisterlichen Unfehlbarkeit geschwungen. Bald jedoch stellten sich immer mehr jugendliche Streiter ein, die nicht nur starke Worte, sondern auch starke Werke machen konnten.

Bleibtreu selbst schleuderte in jedem Jahre drei bis vier Werke heraus, Lyrik, Dramen, Novellen, Rouane, Geschichte, alles sehr ungleich an künstlerischem Wert, aber durchweht von einem großen, kühnen Geist. Leider hatte das innerlich gleichgültige Publikum den Vorwand, daß er sich durch seine maßlose Kritik alle Thüren verschlossen habe, daß man ihn aus einfacher Wohlstandigkeit ignorieren müsse. Und so ringt er heute noch mit leidenschaftlicher Seele um die längst verdiente Anerkennung.

Das Schlagwort der neuen Bewegung lautete zunächst Naturalismus — jedermann verstand etwas anderes darunter, nur darüber waren all die guten Leute einig, daß der Naturalismus der jungen Deutschen etwas Echeuflisches sei und verbannt werden müsse. Bald mißte sich auch die hohe Polizei ein, und in Leipzig wurden mit einem einzigen Griff drei junge realistische Romanziers vors Gericht geschleppt und zu schwerer Strafe verurteilt: Conrad Alberti, Wilhelm Walloth und Hermann Conradi. Der Letztere, der namentlich als Lyriker wunderbar begabt war — sein poetisches Hauptwerk sind „Lieder eines Sünders“ — starb bald darauf, kaum 28 Jahre alt, in bitterster Not und Entbehrung. Er liegt im Frankenthal, in Würzburg, begraben.

In der Lyrik entwickelte sich mehr und mehr der neue revolutionäre Gedanke im Gegensatz zu dem früheren süßen Gesäße der alten Berufskünstler. Die Lyrik wurde wieder das kühne Seelenbekenntnis freier Männlichkeit, die sich in ihrer Subjektivität den Teufel kümmert um die traditionellen Sitten- und Moralschranken oder um die läppische Angst der Philister.

Während Detlev von Liliencron in seinen herrlichen Liedern, von denen fast jedes Jahr einen neuen Band brachte, namentlich die ritterliche Unabhängigkeit des Künstlers und Schöngelstes im Gegensatz zu der Beschränktheit und Prüderie der Bourgeoisie leben ließ, schlugen John Henri Mackay und Karl Hendell sozialistische Töne an von einer Wucht des Ausdrucks, als ob kein Staatsanwalt in Deutschland wäre. Aber der Staatsanwalt war da und spitzte die Ohren — und die schönsten Blätter der Mackay'schen und Hendell'schen Lyrik wurden konfisziert. Karl Hendell verließ das deutsche Reich und flüchtete in die Schweiz. Von hier aus wettete er Strophen blutigster Kritik gegen den neuerstandenen alten Polizeistaat, gegen den verhassten Militarismus, gegen die scheinheiligen Pfaffenknechte, gegen Böllner und Sünder.

Eine ruhigere Humanität vertrat eine kleine Gruppe Berliner Lyriker mit den idealsten sozial-ethischen Tendenzen, wie die Brüder Hart, Richard Dehmel, dem auch die satyrische Peitsche sehr gut in der Hand sitzt, Bruno Wille, ein praktischer Philosoph von ebenso großem Scharfsinn wie Reinheit des Charakters. Auch Friedrich Lange, der Mann des reinen Deutschbewußtseins, zählt dazu.

Auf dieser Stufe der Entwicklung angelangt, machte die junge Lyrik bald einen Saltomortale ins Erotische und Pathologisch-Erotische, und es giebt heute kein verrücktes Muster im Auslande mehr, das in Deutschland nicht Nachahmer fände, und zwar meist sehr geschickte Nachahmer. In Berlin, wo ja gleich alles regimentweise aufmarschirt, rückten die „Phantasten“ mit klingendem Spiel und Hurrah in die Öffentlichkeit und gründeten nicht nur besondere Dichterschulen, sondern auch phantastische Dichterbuchhandlungen. Otto Erich Hartleben, Franz Held und viele andere beteiligten sich lebhaft an dem neuen Sturmmarsch ins Land der Phantastik. All den jungen und jüngsten Berliner Talenten ist in ihrer brandenburger Haut nicht mehr wohl, und sie machen die tollsten Flugversuche, um herauszukommen. Es ist ein überspannter Kosmopolitismus und Internationalismus, der mitten im neuen Reich Wilhelm II. allerlei Maskeraden versucht und künstlerisch und poetisch sich so rabiät als möglich geberdet. Das ist die natürliche geistige Reaktion auf die nüchternere Schöpfung und die Gewalt-herrschaft Bismarcks und die Chinoviserie des Reichsstaatsentums.

In Wien hat die neue Phantastik einen noch hysterischeren Charakter

als in Berlin und München. In München atmet man verhältnismäßig die gesündeste Luft in Deutschland. Die Nähe des Hochgebirges mit seiner frischen, leuchtenden Alpenatmosphäre und das vortreffliche bayerische Bier wirken beruhigend auf die Nerven. Selbst leidenschaftliche Individualisten und sensitive Berkünstler wie Bierbaum und Scharf bewahren in ihren poetischen Erzeugnissen noch ein Maß von Gesundheit, wie man es anderwärts selten findet. Und ältere Münchener Dichter wie Heinrich von Keder sind von einer entzückenden Jugendlichkeit geblieben.

Dafür ist die moderne Wiener Litteratur mit vollen Segeln in den Hafen der hysterischen Degeneration eingelaufen. Da sitzen sie nun fest in ihrem Kafe Griensfeldl, die Modenarren des Allerneuesten, und proklamieren alle acht Tage ein neues Kunstdogma und arbeiten nach einer neuen Technik und werden greisenhaft vor lauter kindischen Neuerungen. Und es sind Leute von ernstem Talent darunter, aber sie sind ohne nachhaltige Energie. Die Stimmgabel und den journalistischen Taktstock schwingt an der schönen blauen Donau heute das Talent der überreizten Nerven, des verdorbenen Blutes. Der große Prophet dieser ästhetischen Kafehaus-Religion der sonderbaren Heiligen ist Hermann Bahr. Eine der merkwürdigsten Figuren in unserer Litteratur, frech und weich, cynisch und sentimental, schwärmerisch und berechnend. Dabei ein Virtuos des Stils, ein Prediger des letzten Schlagworts der sensitiven Mode von gestern. Er schreibt seinen Gläubigen die Bibel und den Katechismus. Und natürlich in jeder Saison eine neue Bibel und einen neuen Katechismus, wofür er das Volabular mit Vorliebe aus Paris bezieht.

Bahr ist kein Versmacher, aber seine Prosa besitzt die Geschmeidigkeit, die Musik und den Farbenreichtum raffinierter Poesie in demselben Maße wie die Verse seines Freundes Boris oder Felix Dörmanns. Diese ganze Wiener Schule ist eins der charakteristischsten Symptome, daß das Deutschtum der österreichischen Monarchie an Haltlosigkeit, Verweichlichung und Effemination unaufhaltsam zugrunde gehen wird.

Neben den Romanen und Novellen Bahrs haben auch seine Theaterstücke, die sowohl erotisch- wie politisch-pathologische Probleme behandeln, Ansehen gemacht, aber kein einziges hat die Feuerprobe der Bühne bestanden. Daß seine Romane und Novellen auch mit dem deutschen Strafrecht in Konflikt gekommen sind und dem Verfasser Verurteilungen eingetragen haben, versteht sich in dem Polizeiland von selbst. Die Polizei ist bei uns die Großmacht, die ihre Nase in alles steckt, auch in Dinge, die absolut nicht für die Nase gemacht sind.

Von der Vielseitigkeit und der verzehrenden Unruhe unserer literarischen Generation bekommt man eine Vorstellung, wenn man bedenkt, daß die

meisten unserer Lyriker jüngsten Datums auch Novellen, Romane und Theaterstücke schreiben. Wir haben eine beispiellose literarische Überproduktion in allen Gattungen.

Wenige neue Autoren sind ausschließlich Spezialisten des Romans oder des Dramas oder Spezialisten einer bestimmten These. Nur die Baronin Bertha von Suttner hat sich die Kriegsfrage zum Angelpunkt ihres Schaffens gemacht seit dem sensationellen Erfolg ihres Romanes „Die Waffen nieder!“, der fast in alle Sprachen übersetzt worden ist. Einige andere Autoren schreiben mit Beharrlichkeit Berliner Romane, wie Max Kreyer, oder Münchener Romane und Novellen wie Conrad.

Nach dem Muster der Norweger Arne Garborg, Strindberg, Hamsun u. a., die bei uns wie zu Hause sind, zum Teil auch vielfach unter uns leben, ist jetzt der psychologisch-analytische Roman obenauf, und Männer und Weiber stürzen sich mit Eifer in die dunkelsten Abgründe des Seelenlebens. Diese Romane dringen aber nicht ins Volk, sie bleiben hauptsächlich auf die literarischen Kreise beschränkt. Das Volk liest mit Vorliebe die Fabulierprodukte unserer großen Romanfabriken in Stuttgart, Leipzig, Hamburg usw. oder stillt seinen Lesehunger mit Übersetzungen aus dem Französischen. Die Feuilletonromane unserer verbreitetsten Zeitungen sind fast ausschließlich Übersetzungsware. Wir haben in Deutschland alte und neue Unternehmer, die grundsätzlich nur mit fremden Romanen handeln. Es ist das auch im neuen Reich Kaiser Wilhelms nicht anders geworden: der nationale Gesichtspunkt wird nur nach dem momentanen Erfolge geschätzt. Was den herrschenden Klassen am meisten Vergnügen, Geld und Einfluß verschafft, das erhält den Vorzug, mag es national, antinational oder international sein. Nur die große Masse des armen Volkes hat die heilige Verpflichtung, streng national zu empfinden und zu denken, damit es willig bleibt, seine Haut für die herrschenden Klassen zu Markt zu tragen und den reichen Leuten den Besitz und die Macht zu schütten. Die Plutokratie und Aristokratie richten sich in ihrem patriotischen Benehmen nach dem Nutzen. Die Frage: Was habe ich davon? regelt alles.

Die Religion des Egoismus und raffiniertesten Materialismus blüht bei den herrschenden Klassen immer, am üppigsten am Vorabend sozialer und politischer Katastrophen.

Die Deutschen wahrhaft zu Deutschen zu erziehen, daran haben sich schon Künstler ersten Ranges wie Richard Wagner vergeblich abgemüht. Und diese Erfolglosigkeit bildet einen eigentümlichen Kontrast zu der Begeisterung, mit der immer wieder Werke aufgenommen werden, welche den Zweck verfolgen, den Charakter der Deutschen zu reinigen und ihr Nationalleben zu reformieren. Davon hatten wir vor zwei Jahren wieder ein

schönes Beispiel. Das Buch „Rembrandt als Erzieher“, geschrieben „von einem Deutschen“ (der aber seinen Namen verheimlichte, es war ein gewisser Herr Langbehn in Dresden), erlebte in kurzer Zeit fünfzig Auflagen und wurde in den Zeitungen riesig gelobt. Alles um seiner nationalpädagogischen Tendenz willen, denn seine literarischen Qualitäten waren sehr zweifelhaft.

Auch die Theaterstücke von reformatorischer Tendenz, wodurch die Deutschen über ihre Sittlichkeit oder Unsittlichkeit aufgeklärt werden sollen, haben oft einen phänomenalen Erfolg, wie z. B. das Drama von Sudermann „Die Ehre“. Dafür hat die Polizei andere Stücke des nämlichen Autors, die künstlerisch wertvoller und kritisch schärfer waren, an verschiedenen Orten verboten („Sodoms Ende“, „Heimat“).

Ein großes Interesse erweckten „die konsequenten Realisten“ unter unsern modernen Dramatikern: Arno Holz, Johannes Schlaf und Gerhart Hauptmann, deren erste Werke von der „Freien Bühne“ in Berlin unter großem Skandal ausgeführt wurden.

Gerhart Hauptmann ist ein dramatischer Dichter von heldenhafter Energie und außerordentlichem Theatertemperament. Nur begegnen seine Stücke wegen ihrer blutigen Naturwahrheit überall den größten Schwierigkeiten. Sein soziales Drama „Die Weber“ wurde von der Polizei kurzweg verboten. Unter allen jüngeren Dramatikern kann man ihm die glänzendste Zukunft versprechen.

Sehr talentvoll und sehr radikal ist auch der junge Schwabe Cäsar Flaischlen, der in seiner „Toni Stürmer“ ein höchst interessantes naturalistisches Schauspiel geschaffen hat.

Zu den größten Hoffnungen berechtigt Frau Wiedekind. In einer seltsam phantastisch-naturalistischen Kinderkomödie (Knaben und Mädchen in beginnender Pubertät) „Frühlings-Erwachen“ hat er glänzende Proben einer dichterischen und philosophischen Begabung ersten Ranges gegeben.

Ein Meister der Scene ist auch Otto Erich Hartleben in seinen tühnen Stücken „Angela“, „Lore“, „Hanna Jagert“, und Max Halbe in „Eisgang“ und „Jugend“, einer glücklichen Mischung von dramatischem Naturalismus und lyrischem Symbolismus.

Alle diese und ähnliche Werke sind aber nicht nach dem Verstand des großen Hausens und noch weniger nach dem Geschmack der hohen Obrigkeit. Auch werden sie bekämpft von den patentierten Kunstreibern an unsern gelehrten Schulen, die noch ganz befangen sind in dem Ewiggestrigen.

Aber die Jugend stürmt vorwärts über Stock und Stein. Und wenn sie den Hals bricht, sie will ihr Ideal haben. Und welches ist dieses Ideal? Die Negation des Gestrigen, die Negation des Heutigen und die Negation

alles dessen, was unsere Herrschenden im Staat, in der Kirche und in der Schule für morgen vorbereiten und in alle Ewigkeit befestigen möchten.

Und sind die Alten, welche die Herrschaft noch in Händen haben, einig in ihren Absichten und Mitteln? Und sind die Jungen, welche ihnen die Herrschaft entreißen möchten, einig über ihre neue Welt? — —

Alles ist in Widerspruch und Aufruhr.

Unsere Seele ist krank.

Vorausgesetzt, daß man uns erlaubt, noch eine Seele zu haben. —



Civilisation oder Kultur?

Ein Zwiegespräch von Karl Heddel

(Mannheim.)

Motto: „Wahn! Wahn!
Liberal! Wahn!“

Vorbemerkung der Schriftleitung. Nach Oskar Panizza's geistvollem Capriccio „Prolegomena zum Preisausschreiben“ im Märzheft bringen wir die folgende nicht minder geistvolle Skizze mit doppeltem Vergnügen als eine Art Satyrspiel zum Abdruck.

Es war ein Nachmittag. Darüber kann kein Zweifel bestehen; denn ich hatte vor etwa einer Stunde zu Mittag gegessen, dann meinen Rasse getrunken und schlenderte nun durch die Brienerstraße dem Königsplatz zu. Herz und Kopf waren frei für alle zufälligen Begegnungen, wie sie München zur Genüge darbietet, aber ohne Sehnsucht danach.

Ich betrachtete mir die Häuser, Hunde, Wagen, Menschen, den Himmel und das Pflaster, dachte oder dachte auch nichts dabei, bis mir in einer Seitenstraße ein alleinstehendes, aus weißem Sandstein gebautes Haus durch seine schönen Verhältnisse auffiel. Es war ohne jeden bildnerischen Schmuck — nur seine Architektur wirkte. Vornehm, zufrieden, heiter, selbstbewußt, dachte ich, suchte aber eigentlich nach einem anderen Wort.

Wer wohl da drinnen wohnen mag? — Wie man ein Gedicht in Musik setzt, oder auch den Eindruck eines Bildes in einem Gedicht wiedergibt, so vermenschlichte ich mir das Haus. Ein wohlgebauter großer Mann, — ohne Hast in seinen Bewegungen, aber auch ohne Phlegma, wenig sprechend, aber mit jedem Ausdruck auf seine Weise den Kern treffend. Er ist langsam geworden, was er heute ist. Selbst ein Deutscher dürfte —

trotz Seumes Ausspruch — bei seinem Publikum kaum fragen: Wer ist sein Herr Vater? sondern: Wer ist er? und: Wie ward er, was er ist? — Zartbesaitete Jünglinge fühlen sich verlegen in seiner Gegenwart, sogar angeborene Geschwägigkeit wird zaghaft und ungeschickt, denn man fühlt instinktiv — vorausgesetzt, daß man noch Instinkt besitzt — daß hier alles Konventionelle und Phrasenhafte so machtlos ist, wie ungefährtes Eisen beim Granitblock. — Ich trat einige Schritte zurück und sah wieder zu dem Haus auf. Wie fest es einem ins Herz blickt. Tief muß das Auge des Mannes schauen. Die Farbe ist gleichgültig, nur die Struktur der Knochen giebt diesem Auge Charakter.

So phantasierte ich. Dann suchte ich nach einem Anhalt, was wohl sein Beruf sein könne. Ich fand keinen und begnügte mich mit der Überzeugung: den Raum in der Welt, den er sich gewählt hat, den füllt er aus, unbekümmert um die Welt.

Ist er verheiratet? frug ich mich noch rasch, gleichsam als wolle ich dem Anlaß zur Frage vorausseilen, denn das eiserne Gitterthor wurde von einem luxuriös gekleideten Weibe geöffnet. Sie war üppig, eigentlich plump. Sie schlug den Weg nach der Brienerstraße ein, kam also an mir vorüber. O jeh — das war ein ganz gewöhnliches Gesicht. Wer gerade heißes Blut hatte, mochte sie immerhin schön finden; mich ärgerte es nur, daß sie so — ähnlich ausseh. Genau wie sie muß ihre Mutter ausgesehen haben und ihr Vater und ihre Großmutter und ihr Großvater und — alle Welt. Nun wußte ich doch wenigstens, wem sie ähnlich sah.

Ich überholte sie, dann ging sie wieder an mir vorüber, stets neugierig aber teilnahmslos umherschauend, aber immer ihre Neugierde durch irgend eine Beschäftigung mit der Toilette maskierend. Jetzt bog sie nach der Ludwigsstraße ein. Unwillkürlich folgte ich ihr auch dahin. Ich dachte: wem es an Stoff zu einem Roman fehlt, schreibe einmal das Schicksal jenes Mannes, wie sein Haus ihn erkennen lehrte, verheiratet mit dieser Frau. Wer Augen hat, dem bietet ein solches Erfchaunis viel tiefern Einblick, als irgend ein objektiver Familienbericht seiner Zeitung.

Ich mußte lachen, denn es fiel mir eine Bemerkung meines Söhnchens zu Hause in der Küche ein. Es hatte sich den Zweck verschiedener Kochgeschirre erklären lassen und frug endlich: „Was wird denn in dem großen Topf da gekocht?“ — „Ei,“ lautete die Antwort, „je nachdem, Erbsen, Linsen, Bohnen, Kartoffeln, man kann darin kochen, was man will.“ — „Dann gefällt er mir nicht,“ war die kindliche Antwort.

Ich war so ungalant, meine schöne Unbekannte mit diesem Kochtopf zu vergleichen. Wir befanden uns jetzt in der Theresienstraße. Sie beschleunigte ihre Schritte. Jetzt — noch ein Blick über die Straße und sie verschwand

in einem großen vierstöckigen physiognomielosen Gebäude. Ich atmete auf. Denn so fällt man nur in das Haus hinein, in dem man zu Hause ist. Also der Mann in der stillen weißen Villa war nicht mit ihr verheiratet. Der Glückliche! — Und sie? Ob sie wohl Kinder hat? Aber natürlich, viele — Knaben und Mädchen — und alle einander so ähnlich und so gleichmäßig erzogen. Sie werden sich gewiß alle auch einmal standesgemäß verheiraten und wieder solche Kinder erzeugen oder gebären und so fort.

Da ich mich nun doch einmal in der Theresienstraße befand, kam ich auf den Einfall, meinen Freund Alex Fischer zu besuchen. Ich suchte und fand die Hausnummer, stieg drei Treppen hinauf: rechts Glasabschluß, links Glasabschluß, gerade vor mir aber eine Zimmerthüre. Hier wohnte er. Die Thüre ist immer verschlossen, denn er haßt jede Störung. Anfangs meldeten sich seine Freunde durch besondere Klopfzeichen an, wie die Geister bei den Spiritisten, aber es gab doch des öfteren Irrungen. Besonders die Modelle, die eigentlich zu dem „Maler“ Fischer im Hinterhaus wollten, belästigten unnützerweise den „Gelehrten“ Fischer. Nun haß er sich anders. Wer von seinen Freunden ihn besuchen wollte, mußte durch einen Schlitz in der Thürfüllung seine Karte hineinwerfen. Dann öffnete er oder auch nicht, je nach Umständen. Ich nahm demgemäß meine Karte aus der Briefftasche, las, als wäre es zum erstenmal, bedächtig meinen Namen „Egon Eisenhart“ und schob die Karte hinein. Eine Pause. Die Thüre wurde geöffnet.

„Was, Du bist es wirklich, Ego?“ begrüßte mich mein Freund, indem er, Gewohnheit gemäß, meinen Vornamen seines letzten Buchstabens beraubte.

„Guten Tag, Citatus,“ antwortete ich.

Damit war von Anfang an ein vertraulicher Ton angeschlagen.

Seinen klassisch klingenden Namen verdankte er nicht etwa römischer Abstammung oder gar palingenesischer Verwandtschaft mit dem tapferen T. Quinctius Cincinnatus, diesem Ideal eines gesunden Römers, sondern dem Umstande, daß er als rechter Junggeselle das Gute und Schöne nahm, wo er es fand. Unpersönlich gesprochen; denn mein Freund Citatus war im Privatleben ein ganz normal ausländiger Mensch und nur als Schriftsteller — ein Dieb. Ein ehrlicher Dieb, denn alle Citate in Citati schon ziemlich zahlreichen Schriften verschiedenen Inhalts waren so gewissenhaft mit Gänsefüßchen eingefast, daß die heitere Geschichte, die man von ihm erzählte, zum mindesten nicht gegen die poetische Wahrheit verstößt. Als nämlich Citatus sein Hauptwerk über „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ geschrieben hatte, war er höchst begierig, es gedruckt zu lesen. Als er trotz aller Mahnungen lange Zeit vom Verleger keine Korrekturbogen erhielt, da

wurde der sanfte Gelehrte grob und gestattete sich verschiedene freunde und sogar eigene Schimpfworte, sodaß ihm die ersten Bogen eiligst zugesandt wurden mit einem Entschuldigungsschreiben, worin es hieß, der Drucker habe leider nicht genügend „Gänsefüßchen“ besessen, und die mit der Herstellung beauftragte Fabrik habe sich bei dem außerordentlichen Umfang dieser Bestellung vier Wochen Lieferzeit ausgebenen. Nachdem die Geschichte im Freundeskreis herum erzählt war, blieb unserm Freund Fischer sein Name „Citatus mit den Gänsefüßchen“ für alle Zeiten zugehörig, war sein Recht auf ihn doch nun so gut verbrieft, wie die Abstammung adeliger Geschlechter von Karl dem Großen oder Pipin dem Kleinen durch Urkunde und Stammbäume.

Als ich mich gesetzt hatte, ließ ich mein Auge über seinen Arbeitstisch schweifen. Dort an der äußersten Linken lag ein Buch, auf dem — o Wunder! — der Staub nicht fingerdicke lagerte, sondern das — ich übertreibe nicht — kaum anders dreingeschaut hätte, wenn es im staubfreien appartemento einer venetianischen Signora dem Klaußchen des Canale grande gelauscht hätte.

„Es ist das neueste Heft der „Gesellschaft“, belehrte mich mein Freund. „Es enthält ein Preisausschreiben über „die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse“. Ich wollte mich bei der Konkurrenz beteiligen, aber wie kann man über einen solchen Gegenstand sich aussprechen, ohne daß der vorgeschriebene Raum von nur einem Druckbogen überschritten wird.“

— „Sehr einfach, Citatus, Du schreibst alles, was Du in Deinem Kopfe und in Deinen Büchern vorfindest nieder, streichst dann die Citate weg und dankst Deinem Herrgott, wenn noch genug übrig bleibt.“

Citatus hat schon vor zwanzig Jahren, wie eine alte Jungfer, auf jeden Scherz ernst geantwortet. Demgemäß demonstrierte er mir auch heute, wie wichtig in der Wissenschaft das „Belegen“ sei — also pflegte er das Wort citieren zu verdeutschen — und daß man über ein Ding nie schreiben dürfe, ohne daß man genau wisse, was vordem Andere darüber geschrieben haben, da aller Fortschritt sich einzig dieser Methode verdanke. Trotzdem kam er zu der überraschenden Aufforderung: „Eigentlich solltest Du Dich an dem Preisausschreiben beteiligen.“

— „Ich?! Ich soll über die zweckmäßigsten Mittel und Wege zur Verbesserung unserer Rasse —? Lieber Freund, ich habe mich mit der Fortpflanzung der Menschheit noch keinen Augenblick theoretisch befaßt. Wer sind denn übrigens die Preisrichter?“

— „Ein Mediziner, ein Soziologe und ein Philosoph, doch das ist wohl gleichgültig.“ —

— „Gleichgültig?! Du irrst. Ich will mir vorstellen können, zu wem ich spreche.“

— „Nun so stelle Dir vor, ich sei ein Mediziner,“ antwortete Citatus, und rede.“

Ich gab mich dieser heroischen Aufforderung seines eigenen Genius' gefangen und begann: „Gut, sehen wir einmal zu, was wir für unsere Sache vom Mediziner zu erwarten haben. Seine theoretischen Kenntnisse der Geseze der Vererbung, seine Studien der Anatomie gestatten ihm einen so tiefen Einblick in die Entstehung der organischen Wesen, daß, wenn auch Homunculus zur Zeit noch als ein Produkt dichterischer Phantasie anzusehen ist, immerhin die Naturwissenschaft —“

Citatus unterbrach mich: „Du weißt recht wohl, daß ich nicht verkenne, daß der Wissenschaft Grenzen gezogen sind, aus denen sie so wenig hinaus kann, wie wir aus der Atmosphäre unserer Erde, aber für die Ergebnisse innerhalb ihres Gebietes fordere ich Anerkennung.“

Meine Geringschätzung der exakten Wissenschaften zeigt nun zwar durchaus keine so hohen Sitz-Grade, aber bei Citato affektierte ich sie stets. Ich reizte ihn damit auch heute so lange, bis er seiner Preisrichterwürde vergaß. Mutig zog er gegen mich ins Feld, indem er bald Huxley, bald Häckel, dann Pechel und Flower ins Gesecht führte, mir von der geschlechtlichen Zuchtwahl und natürlichen Auslese, von der Ethnologie und Archäologie sprach und Darwins Namen zum Lobungswort wählte.

Er hatte wenigstens in so ferne einen Sieg zu verzeichnen, als er meiner Spottsucht den Mund stopfte und mich dazu brachte, ihm ernsthaft zuzuhören, als er an der Hand von „Gobineau's Essai sur l'inégalité des Races humaines“ und Hans von Wolzogens Aufsätzen über dieses Werk mich in die ethnologische Historie einführte.

„Die Geschichte der Menschheit beginnt überhaupt erst da, wo der Mensch seine Rassenunterschiede zu bethätigen beginnt. Also — soweit wir zu forschen vermögen — zuerst in Asien durch die Berührung der schwarzen Rasse durch die weiße. Wir finden im allgemeinen als Bild der Civilisationsgeschichte, daß höher begabte Stämme, wenn sie die Schwächeren besiegt und zu ihren Sklaven gemacht haben, sich zunächst noch nicht mit ihnen vermischen. Diese Heinerhaltung der betreffenden Rassen pflegt jedoch nur noch kurze Zeit anzuhalten, nachdem noch höher begabte Stämme das Land erobert haben, da nunmehr die mit der Zahl wachsenden Bedürfnisse eine Vermischung der einzelnen Gesellschaftsklassen herbeiführen.“

Citatus erwähnte einige Beispiele.

„Als Folge dieser Vermischung aber erkennen wir in allen Fällen, daß das niedrigere Volk in seiner sozialen Entwicklung befördert, das höhere

dagegen depraviert und aufgelöst wird. Sein Untergang beschleunigt sich, je seltener die Beispiele heldenhafter Thaten werden, „denn es siegte einst durch die heroische Kraft, die seinen Einzelnen innewohnte, über die Masse der dieser Kraft nicht Teilhaftigen“. Wohl kann es noch Jahrhunderte lang sich durch die Überreste seiner ursprünglichen Kräfte und Sitten erhalten; „aber endlich stirbt die Civilisation doch an ihrer Degeneration, und die haltlose Masse fällt in den verschlingenden Schoß einer noch größeren Masse oder unter die Gewalt eines neuen nachgeborenen Heroismus reinerer Herkunft, worauf das Spiel abermals beginnt“. Nicht das Klima übt einen maßgebenden Einfluß auf die charakteristische Bildung der Civilisationen aus, sondern in den Eigentümlichkeiten der einzelnen Rassen wurzelt die Verschiedenheit der Völker.

Alle Civilisationen sind Rassencivilisationen.“

Mein gelehrter Freund ging auf Einzelheiten über, um diese vom Standpunkt der modernen Wissenschaft aus teils zu ergänzen, teils zu widerlegen; — ich unterbrach ihn, um zu unserm Thema zurückzulehren: „Die Geschichte lehrt uns also, daß die relativ reinste Rasse die kräftigste ist, daß alle historische Civilisation und ihr Fortschritt sich jedoch der Vermischung verdankt. Diese Vermischung bedeutet aber zugleich die Degeneration, so daß unsere vielgerühmte Civilisations-Entwicklung und das Dekadenzeleub eigentlich untrennbar erscheinen.

Bei dieser Erkenntnis dürfte wohl der Traum, als eilten wir mit Riesenschritten der Vollkommenheit der Menschheit entgegen, kaum bestehen können. Auch lehrt sie uns wohl, daß das Heil der Zukunft nicht vom Kosmopolitismus zu erwarten ist, weil sein Sieg gleichbedeutend wäre mit der Austilgung der letzten Reste einer reinen Rasse.“

Damit schien nun mein liberaler Gelehrter zwar nicht einverstanden, aber er begnügte sich mit der Bemerkung: „Jedenfalls stimmst Du mir also bei, daß wir das trostlose Bild, welches die heutigen sozialen und politischen Zustände gewähren, zum nicht geringen Teil auf die psychophysiologische Entartung der herrschenden wie der dienenden Klassen zurückzuführen haben, so daß ein Preisausschreiben, welches fragt, wie hier Besserung zu schaffen sei, wohl nicht der Berechtigung entbehrt und der Wissenschaft eine wichtige Aufgabe stellt.“

— „Der Wissenschaft?“ wiederholte ich etwas ungläubig. Aber die Würde, mit welcher Citatus den Kopf in den Nacken warf, gemahnte mich, daß er ja den medizinisch gebildeten Preisrichter darstellte.

„Nun denn, ich werde gewiß nicht verkennen, daß wir von gesunden Eltern gesündere Kinder zu erwarten haben, als von kranken, daß somit alles was geschieht und geschehen kann, um dem Menschen seine Ge-

sundheit zu erhalten, oder wiederzugeben, also die ganze ärztliche öffentliche und private Thätigkeit, alle Anstalten und hygienischen Vorschriften usw. miteinbegriffen, ein gar wichtiger Faktor für die Umgestaltung unserer Civilisation sind, nur wollen wir bei voller Anerkennung dieser segensreichen Wirkung nicht verkennen, daß der Arzt nicht nur dem im Kern gesunden, aber zufällig erkrankten Menschen seine Gesundheit wiedergiebt, sondern auch die Menge der von Geburt an Schwachen mühsam am Leben erhält und so eigentlich dem Verlangen nach einem Geschlecht kräftiger Vollnaturen geradezu entgegenarbeitet.

Was aber den Einfluß der theoretischen Kenntnisse an sich betrifft, lieber Freund, nimm es mir nicht übel, so weckt in mir der Anblick unserer Gelehrten so wenig die Überzeugung, daß sie sich ein Zaubermittel zur Verbesserung unserer Rasse angeeignet hätten und es zu verraten wüßten, daß, wenn es erst einmal statt „der deutsche Schulmeister hat die Schlacht bei Sadoma gewonnen“ hieße: er hat die Welt besiegt, ich ohne Bedenken nach dem Mond auswandern würde.“

„Wohin Dir doch erst die Wissenschaft den Weg bahnen müßte,“ ergänzte Citatus. — Also hat er recht behalten.

Wir gingen auf das soziale Gebiet über.

Ich erhielt zunächst einigen Anfangsunterricht in der Nationalökonomie. Wir sprachen von privatem Grundeigentum, Erbrecht und Kapitalrenten. Dann wurde ich durch die Mitteilungen meines lebendigen Konversationslegitons über die bedeutendsten sozialwissenschaftlichen Systeme, besonders über die Vorschläge zur Beseitigung der Lohnarbeit durch Produktivgenossenschaften belehrt.

Ich antwortete: „Eigentlich verarge ich es keinem Anhänger dieser oder jener Partei, wenn er von deren Sieg die für alle Zukunft gültige gründliche Umwandlung der Menschheit erwartet. Auch ich — gestatte mir diese Erinnerungen an meine Lehrjahre — habe zuerst von einer strengen, aber unkonventionellen Moral, dann von einer freidenkerischen undogmatischen Religion, dann von einer freiheitlichen Politik, endlich von einem ausgleichenden Sozialismus alles Heil erwartet, aber die Verfechter und Anhänger dieser Systeme fanden es stets opportun, etwas weniger idealistisch angelegt zu sein, als ich, und ihre Ziele so nahe aufzustellen, daß ich immer darüber hinauschoß, also ins Blaue traf.“

— „Das spricht nur für Dich,“ tröstete mich mein Freund mit väterlichem Wohlwollen, und ich sah gerührt ob solchen Lobes.

Vorsichtig unternahm ich es, nach meines Freundes eigenen Ansichten oder, um bescheiden zu bleiben, nach seinen Meinungen zu forschen. Er stand der Regierung sehr ehrfürchtig gegenüber, mangelte zwar an einigen

Thatsachen herum, aber ohne zu nörgeln (wie er sich ausdrücklich verwahrte), und kam endlich dazu, weiblich auf die Pfaffen zu schimpfen, welche seit vielen Jahrhunderten alle Geister knechteten und dem einzigen Heil der Menschheit, dem kultur- und rassenverbessernden Universalmittel, so feindlich gegenüberstehen, nämlich: der Aufklärung und Bildung der Massen.

— „Es giebt Gelehrte, die mit 40 Jahren noch dagegen protestieren, daß der Storch die Kinder bringe,“ dachte ich, sagte aber nichts.

Nach kurzer Zungenraff kam Citatus, „angefaszt vom ganzen Jammer der Menschheit“, auf die Erbärmlichkeit unserer sozialen Verhältnisse zu sprechen: „Ist es nicht niederträchtig, daß wir stupide Geldprogen ohne Herz und wahre Bildung im Übersfluß schwelgen sehen, während der nach Aufklärung dürstende Arbeiter hungert? Das muß anders werden! Ist es nicht traurig, daß wir uns eingestehen müssen: eigentlich besitzt doch nur die Sozialdemokratie — ich will sie ja gewiß nicht verteidigen — einzig und allein noch — Ideale.“

Nun war es an mir, die Kaltblütigkeit zu verlieren.

„Weißt Du,“ antwortete ich ihm ernst, „was sie gefährlich werden läßt? Nicht ihr Anhang unter den Lohnarbeitern, diese mögen sich immerhin der Partei hingeben, die ihre Ansprüche am kräftigsten vertritt, nein, daß Ihr alle — mögt Ihr angehören, welcher Partei Ihr wollt — zum mindesten einmal im Jahr eine schwache Stunde habt, in der Ihr Euch sagt: „eigentlich hat die Sozialdemokratie doch recht.““

— „Und sagst Du das nicht?“ frug mich mein Freund.

— „Nein. Ich bin kein Chinese.“

— „So? Nun, ich kenne ja Deinen Widerwillen gegen alles, was Partei heißt. Aber ist es denn nicht unser aller Pflicht, bei allem, das wir thun und lassen, einzig das Wohl der Gesamtheit im Auge zu haben?“

— „Nein, antwortete ich trocken.“

— „Nein?!“ hallte es wieder. „Ego, Du bist ein Egoist!“

Nun war ich wieder meines Ernstes ledig und sang, Wort und Ton improvisierend:

Ich bin ein Egoist
Und stör' mich nicht am Wort.
Nun streicht mich aus der Liste
Der guten Bürger fort.

Ich glaube, die Achtung meines Freundes für mich wurde durch diesen Cynismus gründlich erschüttert. Nur ganz allmählich nach langer Pause kam unser Gespräch wieder in Fluß.

Ego: „Nun —?“

Citatus: „Was? — Du wirft mich von meiner Überzeugung nicht

abbringen, daß andere Verhältnisse uns auch zu anderen Menschen machen würden. Ich halte daran fest, daß eine allmähliche friedliche Umgestaltung —"

Ego: „O Du Engel!“

Citatus: „Daß das — daß eine friedliche vollständige Umgestaltung des Wirtschaftsorganismus, der Rechtsordnung und des Staatswesens nicht an dem Geschlecht spurlos vorübergeht, das sie durchführt oder an sich erfährt und daß diese Einwirkung recht wohl auch der Nachkommenschaft zugute kommen kann, also gegebenen Falles als Verbesserung der Rasse zu bezeichnen ist.“

Ego: „Mag sein. Leider vermiße ich aber in allen diesen pomp-haften reformierenden und revolutionierenden Bestrebungen mit und ohne Antisemitismus — mögen sie von noch so viel Geist oder praktischer Erfahrung eingegeben sein — den gesunden deutschen Instinkt, der das sucht, was ihm not thut, und von dessen Wiedererweckung allein eine Regeneration unserer Rasse zu erwarten ist.“

Citatus: „Und wo ist der Beweis zu finden, daß uns dieser Instinkt, wie es Dir zu sagen beliebt, abhanden gekommen sei?“

Ego: „In Deiner Frage, lieber Freund. Vor allem in den Konfessionen, die wir tagtäglich der Allgemeinheit machen, ohne sie auch nur als solche zu empfinden. Wenn dieser Instinkt nicht eingeschlafert wäre, wie unheimlich müßte sich dann zum Beispiel jeder Richter fühlen, der auf seinem engen Stuhl von der modernen Civilisation und ihrem Verstand im Bann gehalten wird, daß er bald neunmal in zehn Fällen verurteilt oder freispricht gegen seine deutsche Mannesüberzeugung, aber streng im Einklang mit undeutschen Gesetzen. Und was vom Richterstand gilt, das gilt heute von jedem Beruf, mag nun an Stelle der Gesetze die Konvention oder die Presse, die öffentliche Meinung oder der verwässerte Geschmack der unöffentlichen Gesellschaft treten, der Firnis des Parvenu oder die Rohheit des Mob: überall zeigt sich uns die „zierliche Fresse“ des zum Drachenzurm degenerierten Riesen, lästern, den „Freien“ zwischen die Zähne zu nehmen, um ihn — zu nivellieren!

An jenem Untier aber zum Siegfried zu werden, dazu erkenne ich bei keiner unserer Parteien einen mutigen Antrieb und darum auch keinen Beruf zur Rettung.“

Citatus (nach kurzer Pause): „Nachdem es der Soziologie vor Deinen Augen nicht besser ergangen ist, als der Naturwissenschaft, wage ich kaum, auf eine günstigere Beurteilung der Philosophie zu hoffen; wenn sie auch, nach Schopenhauer, die Dinge da aufnimmt, wo die Naturwissenschaft diese stehen lassen muß.“

Obwohl die vorsofokratische Philosophie vorherrschend die Tendenz der

Naturerklärung aufweist, so sehen wir doch zum Beispiel Pythagoras mit Bewußtsein seines Zieles für Vereinfachung der Sitten wirken und für die Jugend eine ländliche Erziehungsaustalt gründen in der Überzeugung, „daß nur dort eine harmonische, von früh auf bis zu relativer Reife konsequent durchgeführte physische und geistige Erziehung ein neues Geschlecht für Verjüngung des Volkes schaffen könne“. Die Sophisten —

Ego: „Lieber Freund, auch ich habe meine Gesichte der Philosophie im Bücherschrank stehen.“

Citatus: „Schon gut. Es interessiert mich eigentlich auch nur zu erfahren, ob einer der neuen Philosophen, vielleicht Schopenhauer, Dühring, Lange oder gar Nietzsche Dir als Messias gilt. Soll vielleicht der Sieg des einen oder anderen dieser philosophischen Streithähne unsere „Kulturkrankheit“ heilen?“

Ego: „Wenn Du unter Sieg nur die Oberherrschaft über die Meinungen der gelehrten oder ungelehrten Gesellschaft verstehst, dann nein.“

Citatus: „Also sogar Nietzsche nicht, der doch anfängt — Mode zu werden. Da fällt mir ein, daß Du früher einmal mich überzeugen wolltest, daß die Kunst hinwegzuziehen vermöge über Abgründe, bei deren Anblick die Wissenschaft ratlos stehen bleibe. Ergo — die Kunst ist berufen — vor allem das Theater, nicht wahr? — Besserung zu schaffen. So etwas predigt man ja wohl auch in Bayreuth.“

Ego: „So? — Ich glaubte, man behaupte von dem, was Euch so gemeinhin Kunst heißt, dort wohl das Gegenteil und hege die Überzeugung, daß das Bedeuten einer wahren deutschen Kunst nur auf dem Boden einer wahrhaften Kultur zu denken sei, so daß jedes ernsthafte Trachten nach dem gemeinsamen Besitz einer solchen Kunst auch ein Trachten nach einer wahrhaftigen Kultur sein müsse. — Überhaupt würde jede naturgemäße Regeneration, mag sie ausgehen, von welchem Gebiet sie wolle, in ihrer unbefchränkten Vollführung den Sieg der uns gemäßen Kultur über die undeutsche Civilisation bedeuten.“

Citatus (lacht): „Wirklich?! Auf diese Weise läßt sich der Vegetarianismus, der Malthusianismus, der Antisemitismus, die Freimaurer, die Temperenzler oder was Du nur immer willst, als unfehlbares Mittel zur Verbesserung unserer Rasse empfehlen.“

Ego: „Warum nicht? Vorausgesetzt, daß sie einem wirklichen Bedürfnis unserer Rasse entspringen und dessen Erfüllung in jedem Sinne und Umfang anstreben.“

Sei übrigens getrost, ich erkenne nirgends, daß eine dieser Bestrebungen zugleich mit dem Ernst Macht genug oder mit der Macht Ernst genug besäße, um die von Euch gefürchtete Umwandlung zu bewerkstelligen.“

Citatus: „Die von uns „gefürchtete“ Umwandlung?“

Ego: „Ja, lieber Freund, denn im Grunde habt Ihr Parteiangehörigen, mögt Ihr noch so viel von Reformen, Fortschritt, neuer Richtung und so weiter reden, im Grunde gesehen habt Ihr doch alle heillose Furcht vor allem, das nicht schon als Kompromis in die Welt gesetzt wird. Daß aber gegenwärtig wirklich da und dort noch etwas unmittelbar aus dem Schoße der Mutter Natur geboren wird — Euch zum Schrecken — darauf begründet sich meine letzte Hoffnung.“

Citatus: „Hoffnung auf Verbesserung unserer Rasse?“

Ego: „Ja! Du selbst lehrtest mich ja, man erkenne die letzten Spuren einer höher begabten Rasse noch Jahrhunderte nach ihrer Vermischung an dem Heroismus, der den einzelnen von je innewohnte, und sie über jene stellte, die sich nur als Masse mächtig fühlen.“

Du wirst Dich somit über meine Logik nicht zu beklagen haben, wenn ich sage: also haben wir alle Hoffnung auf eine Besserung unserer Rasse, oder, wenn Du willst, alle Hoffnung auf einen letzten Widerstand gegen die gänzliche Degeneration, in die Wiedererweckung und Erhaltung des Heroismus jener einzelnen zu setzen. Heros sein heißt mir aber heute, sein unverfälschtes Ich nicht verleugnen, sondern es zu bethätigen, wo gesunder Instinkt und eigene Erkenntnis ihm das Feld zur Kultur weisen.

Das mutige selbstherrliche Individuum, das ist der letzte Held!“

Citatus: „Mit diesem Heroismus dürften sich unsere Staatsmänner wohl kaum begnügen.“

Ego: „Meinst Du? Was mich Bismarck „als Genie des gesunden Menschenverstandes“ im Dunkeln erkennen lehrte, das waren seine Aussprüche in Versailles über die letzten Ursachen unserer Siege. Was ihm diese, fast möchte ich sagen im innersten Winkel seines Herzens rechtfertigte, das war die Erkenntnis: der Deutsche besitzt noch Individualität. Von den Franzosen dagegen sagt er: „sie haben Geld und Eleganz, aber keine Individuen, kein individuelles Selbstgefühl —“. Er findet bei ihnen Selbstgefühl „nur in der Masse“ — mache kein so dänisches Gesicht, Citatus, sondern gönne mir auch einmal ein Citat. Es steht geschrieben bei Busch: „Graf Bismarck und seine Leute.“ —

Betreffs unserer Zeitungsreiber mit und ohne Porteseuille magst Du ja recht haben. Sie ersehen unsere künftige Überlegenheit in dem Umstande, daß die Bevölkerungszahl Deutschlands übermäßig zunimmt, Frankreichs aber einen bedenklichen Rückgang aufweist. Nur schade, daß uns China noch an Bevölkerungszunahme übertrifft!“

Citatus: „Sollte diese Erscheinung in Frankreich nicht wirklich auf eine Erschlaffung der Rasse hinweisen?“

Ego: „Möglich. Aber lasse Du das die Franzosen untersuchen. Auf die größere Zahl der Kinder bei uns, von denen in den Städten wenigstens ein Fünftel schon im Mutterleibe verwünscht wird bei dem Gedanken an das bestehende oder drohende Elend, in dieser Überzahl dürfen wir wahrlich nicht die entscheidende Macht unserer Rasse und Nation suchen.“

Citatus: „Geseht also, wir finden in Deutschland wirklich noch mehr individuelles Selbstgefühl als zum Beispiel in Frankreich, welche Antwort ist damit auf die Frage gegeben, wie der „psychophysiologischen Entartung“ entgegenzuwirken ist, „wie hier Besserung zu schaffen ist“, „damit wir zu einem erziehungswürdigen Geschlecht gelangen?““

Ego: „Teufel auch! Das heranwachsende Geschlecht ist erziehungswürdig. Ja, noch mehr: es ist würdig, nicht erzogen zu werden, wenigstens nicht durch den modernen Fortschritt, wie Ihr es neunt, oder das moderne Geschick, wie ich es heiße.“

Die Zahl derjenigen, die individuelles Selbstgefühl von Geburt aus besitzen — und nur von diesen will ich reden — ist wahrlich unter der heutigen Jugend nicht so gering, wie Du zu glauben scheinst, aber Ihr laßt ihm ja nicht Luft noch Licht, diesem „erziehungsunwürdigen Geschlecht“. Ihr habt den Staat in einen Mechanismus verwandelt: ist es da ein Wunder, wenn so ein widerpenstiger junger Organismus trotz allem individuellen Lebenstrieb endlich — dank solchem Milieu — auch zum mechanischen Schulwerk wird, das der Industrialismus nach Bedarf verwerten kann, sei es als Kaufmann, Beamten, oder wie gerade Geld, Laune, Zufall, vielleicht das erste beste Zeitungsinferat bestimmen?!

Wie wenig Menschen haben ihren Beruf aus sich heraus gewählt. Ist es da so erstaunlich, daß er ihnen keine Befriedung ihres natürlichen Tätigkeitstriebes gewährt, sondern daß sich ihr Mißmut bei jeder Arbeit mürrisch äußert — sieh' die Mehrzahl unserer Beamten! —, oder in rast- und besinnungsloser Hast und Geschäftigkeit, wie im Arbeitsfieber unserer Kaufleute Betäubung sucht?

Daß einem auf diese Weise erzogenen Geschlecht der gesunde Instinkt, samt dem gesunden Verstand abhanden kommt, wundert mich weit weniger, als daß wir immer noch Menschen von Eigenart inmitten dieser Chineserei antreffen, die sich allein Euerm modernen Mechanismus zum Trotz noch nicht entsebstigen ließen.“

Citatus: „Ja ja, — „non scholae, sed vitae discimus“. Immerhin ist die oft gehörte Behauptung nicht richtig, daß nur im Gerichts- und Verwaltungswesen Reorganisationen stattfinden, auch das Schulwesen hat solche zur Genüge aufzuweisen.“

Ego: „Möglich, nur verspreche ich mir von allen gegenwärtigen wie

künftigen Reformen sehr wenig, so lange das Wissen des Lehrenden höher geschätzt wird, als seine Persönlichkeit. Wer sich nicht selbst ernst nehmen und durch Erziehung von innen heraus seinem Wesen Charakter und Stil geben kann, wie soll der anderen als Vorbild dienen, oder gar berufen sein, diese zu bilden.

Das bilden und Bildung überhaupt mehr Sache der Kunst als der Wissenschaft ist, scheint auch eine der Einsichten zu sein, die erst künftigen, sehenden Geschlechtern sich erschließen wird.“

Citatus: (recht wie ein deutscher Professor): „Bielleicht dem „jüngsten Deutschland“. Hahaha! „Genus irritabile vatum.“ „Facit indignatio versum.““

Ego: „Heiliger Büchmann!“

Citatus: „Die deutschen Realisten und Naturalisten, diese Nachäffer von Zola, Dostojewsky und Ibsen, liegen Dir ja doch am Herzen, trotz ihrer Schamlosigkeit und ihrem Größenwahn.“

Ego (belustigt): „Weil ich Freude am Individuellen habe, lieber Citatus, Du homonyme Umkehrung des Tacitus.“

Citatus: „Als ob mit dieser Betonung des Individuellen etwas neues gesagt wäre! Als ob nicht schon Goethe lehrte: Eigentümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst.“

Ego: „Hört, hört! Bielleicht ist Eigentümlichkeit auch Anfang und Ende aller Kultur, dagegen Gleichheit Anfang und Ende aller Unkultur, gleich: Civilisation. So, daß wir wohl, um die gefragten Mittel und Wege zu finden, wohl erst einmal nach Eigentum und Eigenheit unserer Rasse zu fragen hätten.“

Citatus: „Oder nach berühmtem Muster: „Was ist deutsch?““

Ego: „Wie Du willst! Jedenfalls lehrt uns die politische Kollektivität der Gegenwart das nicht erkennen, und wir vermögen uns somit nicht nach ihren Grenzsteinen und Wegweisern zu richten.“

Es bleibt uns also wohl nichts übrig, als so manchem einzelnen nachzuforschen, der es verschmähete auf der Landstraße zu traben und — feines Weges ging.

Bielleicht, daß wir unter solcher Führer- und Erzieherchaft in Wissen, Kunst und Leben wohl gar uns selbst wiederfänden, trotz allem grauen Mißgeschick der uns umgebenden Civilisation, in der wir um so weniger uns heimisch fühlen können, je freier und feiner unsere innerste Natur sich zu entfalten strebt. Erst nach diesem Wiedersehen unserer selbst (das auch ein Wieder=Sehen bedeuten würde) dürfte dann auch der rechte Weg zu erschauen sein, während sonst Frage und Antwort über die Zukunft und ihre Wege nur ein Spiel im Dunkeln zwischen Lahmen und Blinden bleibt.“

Citatus: „Mir scheint, daß Du die Fähigkeit zur Selbst-Erziehung und individuellen Entfaltung beim normalen Menschen weit überfährdest. Jeder ist das Produkt seiner Eltern, und ihre Eigenschaften sind es am Ende doch, die in dieser oder jener Weise früher oder später einzig und allein zum Durchbruch kommen.“

Ego: „O über Euch Apotheker! Als ob die Natur uns nicht vieltausendstimmig jedes ihrer Kinder zurufen ließe: Ich bin Ich, und nirgendwo ist meines Gleichen. Als ob nicht in jedem lebenden Wesen ein individueller Keim läge, der ihm — trotz Erbung und Erziehung — ureigen ist und den Euerer Tiegelwissenschaft nie ergründet.“

Citatus: „Jedenfalls traue ich der wissenschaftlichen Erforschung der Vererbung eher zu, daß sie die gestellten Fragen beantwortet, als solchen metaphysischen Hypothesen. Denn gerade jene Kenntnisse vermögen uns praktische Winke zu geben, wie das zukünftige Geschlecht —“

Ego: „Du wirst doch nicht etwa Loth in Hauptmanns sozialem Drama „Vor Sonnenaufgang“ als leuchtendes Beispiel zur Rettung unserer Rasse empfehlen wollen?! Denn daß ein liebender Mann ein ferngefundes, von ihm geliebtes Mädchen, seiner instinktiven Empfindung zum Troß, verläßt, weil sein wirrer Verstand mutmaßt, daß dieses Mädchen als Kind eines Säufers einmal degenerierte Kinder in die Welt setzen könnte: bedeutet einen solch' grellen Sieg wissenschaftlicher Erkenntnis über die Natur, daß selbst einem Gelehrten die Augen ausgehen müssen.“

Citatus (ironisch): „Damit er einsehen lerne, wie sehr die Künstler, ganz besonders aber die neuesten Dichter, ihn an Weisheit übertreffen.“

Ego: „Wie meinst Du das?“

Citatus: „Nun die Tendenz des Dichters ist doch jedenfalls, von der Unnatürlichkeit einer solchen Handlung zu überzeugen — oder sollte er im Gegenteil, etwa um bestimmter Doktrinen willen —“

Ego: „Die Tendenz des Dichters? Der echte Dichter — und ein solcher ist Hauptmann — kennt keine Tendenz, wenn Du darunter die verblühte Empfehlung irgend welches Zivilisations-Rezeptes verstehen willst.

Er läßt seinen individuellen Gestaltungstrieb auf die ihm natürliche Weise sich betätigen und fragt so wenig danach, ob er damit der „Allgemeinheit“ nützt, als die Mutter bei der Geburt ihres Kindes. Und damit sind wir wohl dort angekommen, wo unsere Ansichten nach Nord und Süd auseinandergehen.“

Citatus: „Darin magst Du recht haben.“

Ego: „Wohin der Mensch mit dem stetigen Schielen nach dem allgemeinen Nutzen geraten ist, das zeigt uns ja diese moderne Zivilisation. Wohin wir gelangen werden, wenn wir nicht rechts und nicht links schauen,

sondern fest das uns eigene — vom Gott in unserm Busen gestellte Ziel im Auge behalten, das vermag allerdings erst die Zukunft zu lehren. Mir genügt es, meines Weges zu wandeln. Gerade weil uns hier alles Wissen im Stiche läßt, fassen wir vielleicht wieder mehr Vertrauen zum Können.“

Citatus (blättert in seinem Buche über die „Erziehung des Menschengeschlechts“).

Ego: „Grabt und forscht, so viel Ihr möget, — ich schätze jedes redliche Thun — aber stört uns nicht die Freude am eigenen und fremden Wachstum, und verwandelt mir nicht auch noch die Natur in einen Mechanismus.“

Sieh, lieber Citatus, ein Künstler kann eine Blume lachen sehen, während ihr Gelehrten nur das Gras wachsen hört. Aber nun genug und übergenug! Komm mit hinaus in die freie Natur und laß Dir die Sonne ins Herz scheinen, bis Dir ist, als stündest Du schon mitten drin in der ersehnten gefunderen, freudigeren Lebensperiode und in heller Dankbarkeit Du der Sonne um den Hals fallen und sie küssen möchtest.“

Citatus: „Wohl bekomm's. Ich bleibe hier.“

Ego: „Wie Du willst.“ — —

— Da fiel mir ein, daß ich Citato einmal eine Widmung oder Kritik oder dergleichen in sein Buch geschrieben hatte. Ich schlug das Titelblatt auf, deutete geheimnisvoll auf die Verse und drehte dann in übermütiger Laune meinen guten Citatus im Kreise herum, um die Thüre zu gewinnen. Ich war rasch unten auf der Straße, glücklich, die Gelegenheit eines wirklichen Abganges beim Schopfe erfaßt zu haben.

Werkwürdig! Eigentlich sah da unten alles noch genau so aus, wie vor einer Stunde — und wir hatten doch solche weltverbessernden Gespräche geführt! Alles noch wie es gewesen, auf dem ganzen Weg. Werkwürdig!

Nur das vom Straßenlärm durch einen kleinen Garten abgetrennte weiße Haus in der Nebenstraße, das grüßte mit noch ernsterer Heiterkeit zu mir herüber, und ich lachte ob seines Lächelns. Schien es doch zu sagen: verstehst du mich, so freue dich, denn kein Philister hat je ein Haus lächeln gesehen. — „Da hast du recht,“ sagte ich und drückte ihm die Hand. Nun waren wir Freunde.

Zufrieden ging ich meines Weges und besann mich mühelos auf die Verse, die ich einmal Citatus gewidmet hatte. Ich sah ihn in seiner Stube sitzen und langsam mit Bedacht lesen:

Der Eine:

Wüßte gern der Menschheit leben,
 All mein Wesen ganz ihr geben,
 Opfern jedes eigne Streben —

Der Andere:

Freund, das heißt die Krankheit teilen,
 Nicht als weiser Arzt sie heilen.
 Sei ein starkes Eigenwesen,
 Das sich um die Welt nicht schert,
 Und mit rauhem Reifigbesen
 Vor der eignen Thüre kehrt.
 Öffne Bahn und jedem Freiziel,
 Nicht so vieles Federlesen!
 Dann am starken, jungen Beispiel
 Mag die alte Welt genesen.
 Machst du dich von ihr nicht frei,
 Bleibst du Brocken stets im Brei!



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Ged bei Feuerberg.)

Dem Tage!

Welt hängt vom Himmel die Fahne der Freude,
 Dunkelblau, unbewegt, sonnendurchsprunzt;
 Hurrah, die Herzen hoch, hurrah dem Heute,
 Was auch das mürrische Morgen uns unkt.

Morgen der Tod, aber heute das Leben,
 Leben und Liebe zu allem, das blüht;
 Laßt uns die Herzen zur Sonne erheben,
 Die wie ein Hellsandherz gütevoll glüht.

Spielt Tante Mors mit der silbernen Glage
 Heute zur Nacht wieder über die Welt,
 Laßen wir ihr in die bleichkalte Frage,
 Denen das Herz Göttin Sonne erhellt.

A b e n d.

Das junge Feld vor mir. Es wächst in ihm,
Die Säfte steigen stetig auf zum Halm.
Kein Wind bewegt die stille, grüne Kraft.

Der Wald dahinter. Starr der Wipfel Wuchs;
Es zeichnet sich ihr Fadenrand am Himmel,
Tiefdunkel, schwarzgrün vor gestähltem Blau.
Ein rosa-gelber Streifen, lang und schmal,
Ruht segnend drüber, — eine Heilandsband.

Das ist der Friede. Früchten lebt in ihm.
Ein einziger Vogel singt im tiefen Wald.

N a c h t.

Nicht Mond noch Stern; die Nacht steht stumm
In schwerem Schwarz da.
Ein stilles Glück geht lautlos um,
Ist jedem Herzen nah.

In jedem Herzen süß und sacht
Die heilige Stille blüht, —
Das ist die tiefe Weihenacht,
In der der Glaube glüht.

Ritter rät dem Snappen dies:

Sitz im Sattel, reite,
Reite auf die freie,
freie dir die Fee der freien,
freie sie im milden Maien;
Mit Narzissen in den Händen
Seh ihr nah, doch an der Lenden
Schwebe dir dein Schwert!

Sprich zu ihr: Madleine,
Rose, Rose, reime,
Wißt du dich mir freundlich neigen?
Wißt du mir den Himmel zeigen?
Und sie wird die Blicke senken,
Wird dir alle Himmel schenken.
Nimm sie auf dein Pferd!

Sitz im Sattel, sause,
Reit' mit ihr nach Hause;
Zwischen seidenbunten Decken
Sollst du dir dein Glück verstecken;
Alle Thore zugeschlossen!
Dämmergold ist ausgegossen
Über euren Herd.

Die Birke.

(An L. v. Hofmann in Charlottenburg.)

Die junge Frühlingssonne
Mit zarten Strahlenfädchen
Flirtt um die Jungfer Birke
Mattgoldenes Fillgran.

Wie eine Braut im Schmucke,
So schämig schön, jungfräulich,
Steht zwischen schwarzen Tannen
Die schlanke junge Birke.

Könnst' ich ein Bildchen malen
Mit zartgehauchten Farben,
Ich malte meine Birke
In junger Frühlingssonne.

Der Himmel sollte sie küssen,
Der heiter helle Himmel,
Und eine weiße Wolke
Schwämme über sie hin.

Das Gras zu ihren Füßen,
Halb noch im Halm, durchflocht' ich
Mit zarten Rosafeldchen
Und blassen Margeriten.

Die sollten still wie Kinder
Aufblicken mit hellen Augen
Zur holden Jungfer Birke
In junger Frühlingssonne.

Lehnfüchtige Melodie.

Roseninsel, schwanumschwommen,
Roseninsel im grünen Meere,
Roseninsel, düsteschwere, —
Sonnenheiß,
Tempelweiße,
Hedenheimliche Roseninsel . . .

Rote Rosen, rankenwilde,
Rote Rosen, herzenheiß,
Rote Rosen auf Säulenweiße, —
Stengelhohe,
Schönheitfrohe,
Gluten sammelnde rote Rosen . . .

Tempelhallen, marmorhelle,
Tempelhallen in heiligem Schweigen,
Tempelhallen, von Lorbeerzweigen
Eingeschlossene,
Sonnübergoffene,
Lautlose, leuchtende Tempelhallen . . .

Weißer Leiber, heiß, nackte
Weißer Leiber, rosenumrötet,
Weißer Leiber, tanzumstötet, —
Schlanke, hohe,
Schönheitfrohe
Gluten atmende weißer Leiber . . .

Lenznachtgesicht.

(Eine Phantasoskizze an Otto Erich Hartleben zum Dank für seine „Kore“.)

Sammet-schwarze, laue Nacht
Überbaldachint mein Haus,
Apfelblütenblätter streut
Feuchter Wind auf die Altane.
Sterne zwei am Himmel still
Blinkern, blitzern durch die Linde,
In der kleinen Sommerfaat
Träumt ein schmeichelweicher Hauch.

Frühlingsnacht.

Mit zarten Händen
Schwingt sie volle Blütenzweige,
Schlägt sie zauberische Kreise,
Und ein helles Riesenmondrund
Breitet klar sich auf der Wiese,
Scharf aus dunklem Samte schneidend
Einen silberfeldenen Plan.

Pst! Ganz still!! Es kommt gefahren
Zwischen hohen Schlüsselblumen,
Über junge grüne Gräser
Gar ein wunderbar Gefährte:

Schwerer Wagen; schwarze Hengste
Zieh'n ihn langsam; statt der Räder
Roll'n ihn gewaltige Tonnen
Vielerlei verschiedener Viere.

OTTO ERICH TRIUMPHATOR
Hält in grüßchenreichen Händen
Lässig die beblumten Zügel,
Und mit edlem Anstand trägt er
Auf dem nerorunden Haupte
Statt des Kronenreifs ein großes
Umgefülltes Pilsenerbiereglas.
Milde lächelt Otto Erich,
Milde wie Gambrin der Junge,
Und als Brustschutzwappen prangt ihm
Auf dem fetten Polsterbusen
Das Porträt der lieben Lore:
Mit dem offenen Karpfenmäulchen,
Mit den weißen Lachszähnen,
Mit den wilden Ponylocken,
Mit dem abgerissenen Knopfe.

Öffnet nicht den Mund der Edle?
Hebt sich nicht der welche Schnurrbart,

Zwischen dessen blonden Härchen,
Alle Grazien und Musen
Kämmerchen vermieten spielen?

Und die Senlen der Kenznacht
Kauschen mit den rosig kleinen,
Blondhaarüberwehten Öhrchen,
Und es ruft der Edle: „Heil!“

Tausendfältig leises Echo
Wspert's wieder aus den Gräsern,
Aus den Schlüsselblumenglocken,
Aus den weißen Blütenbechern,
Von den Lindenblättern: „Heil!“

Und befriedigt neigt das runde
Pilsenerbiereglasüberkrönte
Haupt der große Koriker.
Vollmondmilde lächelt huldvoll
Der Homer der lieben Lore
Mit dem ganzen umfangreichen
Antlitz, drauf der Friede blüht.

Langsam überflort den Mondklee
Kenznacht dunkel, es verrollt in
Sinnsternis das Prunzgefährte.
Sammetschwarze, laue Nacht
Überbaldaehnt die Welt.

(Geschrieben am Sonntage Cantate 1893, dem Tage der lyrischen Krebsse.)



Hannibal.

Ort unten lange schon ums Sandelholz
Der dunkle Reif der Dämmerung zerschmolz.
Ihr Kistortuten, Kistorbelle, harte
Ich lang genug auf dieses Turmes Warte?
Wie Leichenwächter schwarze Wipfel ragen
Und rückwärts lenkt Orions Silberwagen.

Der stählern kalte Strahl von Kanzenspitzen
Durchstößt der Sykomorenzweige Ritzen,
Sie hoffen mich für Ihre Hentersöße,
Nein, lebend noch für Triumphatorrad.
Der Sonnenball in Majestät und Größe
Rollt langsam dort empor den goldenen Pfad.

Vaid steigt der Ost auf seinen rothigen Thron
Und blüht am Firmament der erste Funken,
Dann sei dem Bal als letzte Libation
Der erste Tropfen Giftes zugetrunken.

— — — — —
Weltlehrer, Nährer, Allgebärer, Bali
Vorüber sind die Siege und die Sonnen.
Nie fürder weckt zum Siege mich dein Strahl,
Der Schaumwein Trasimenes ist zerronnen.
Und nie, wo Cannäs Schlachtgewühl am engsten,
Grüßt mich das Wiehern von Numiderhengsten.

Auf unsern Schilden sind wir wie auf Schütten
Ins Winzerthal vom Schneeberg abgeglitten.
Doch Flamme zuckt am höchsten im Entweichen,
Ich selber muß in Hasdrubai erbleichen.
Jangball gespielt mit deinem Kopf, mein Bruder!
Die speergewohnte Rechte greift zum Ruder
Und wir, der Schiacht gewaltige Siegesrufer,
Abgelenkt bald von deinem Wonneufer,
Italia! Mein zebrastreifig Zelt
Einfaltet seiner Feldherrnschwinger Welt.
Wie jener Riese erdenlosgerissen
Von seiner Mutter Götter fest und traut,
So muß ich meiner Siege Odem missen,
fern, fern von dir, der Seele Schwerterbraut.

Gen Nord liebäugelnd schiebst du buntbesaggt,
Carthago, vor die spitzen Marmormolen.
Die Sphinx so lauert, deren Klaue packt
Den Freier, dem ihr Reiz das Herz gestohlen.
Meerfodom, du gehst unter und am Strand,
Wo der Geschiäfte Wogenadern stoßen,
Wo deiner Silberflotten Schatz verschwand,
Wehn nur des Toten Meeres Uschensfloßen.
Du Dido-Schlange, geiß und schwarz gefleckt!
Molosch die heißen bronzenen Arme reckte.
Weihrauch und Myrrhen haben wir gespendet,
Die Götter haben sich hinweggewendet.

— — — — —
Wie Well' an Welle sich im Branden spinnen,
Die Bilder der Erinnerung zerrinnen.
Ein schwarzer Kootse naht dem Todesfinnen.

Wo Melkart seine Schlachtgedanken schrieb,
Narbt meine Stirn von altem Säbelhieb.
Und nun, o Melkart, nah ich ungeladen,
fürchtbarer, dem geopfert Myriaden.
Astarte, veilschönäugige, erfrischt

Sieh ich in deine weichen Mutterarme,
Den Schlaf und Tod! Des Lebens Flamme lisch,
Doch küßt' ich gern aus lautem Tageschwarme.
Deck über mich, Astarte, deinen Schild,
Den der Plejaden Sternennüchel säumen,
Als dessen Buckel glänzt des Mondes Bild,
So laß den Hannibal hinüberträumen.

Wie Wermut reizt den abgestumpften Becher,
So schlürft ich dankbar diesen Schirlingsbecher,
Der ich an meines Hasses Gift verschmachte . .
Hinein ergießt sich dumpf der Totenfluß . .
O Schlaf und Tod, o weicher Mutterkuß . .
Ihr Uiberwölfe, weg vom Löwenlager!
Noch siegt im Tod der Letzte der Carthager.
Verkündet Roma, daß ich sie verachte!

Schweiz.

Karl Bleibtreu.

Selbstschau.

Halt! hier will ich rasten!

Will so recht beschaulich sein,
daß die müde Seele,
müd von Menschenhaß und Pein,
einmal Ruhe finde.

Hier, wo nur die Einsamkeit
mir die Trümeraugen zeigt,
wo die Sonne weit und breit
ihre Purpurstreifen zieht
und dem Abend und der Nacht
sommerrot entgegenleuchtet.

Will mich selber mal genießen,
will mich noch einmal durchleben,
lauschen meinen Seelenpulsen,
ihrem Glitern, ihrem Beben,
meines Herzens leisem Gang.

Hier ist Ruhe; hier ist Frieden!

Selbst das tiefe Schweinegrunzen,
das vom letzten Bauernhose
freundlich mir entgegenrüllste,
schwindet mählich aus den Ohren. —
Manchmal nur ein Stimmensäufeln,
ein Gewispel, wie wenn Wiesen,
große trockne Sommerwiesen,
sich im leichten Winde kräuseln. —

Die Gesellschaft IX. 7.

Einmal schwirrt ein Bienensummen
durch die Stille, wie verträumt,
bis auch das mit leisem Brummen
in die Ferne sich verloren
und kein Laut die Ruhe stört . . .

Tiefe Stille, tiefe Sonne! —

Meine Blicke gehen trunken
übers weite Heidefeld,
in den weiten blauen Himmel,
über all die Sonnenfunken,
die in tausend Lichtern glühn,
bis sie nichts als rote Sonne,
lauter rote Sonne sind . . .

Selbst der dicke Bauerjunge
in der hemddurchhängnen Hose,
der vorhin mir in den Weg trat,
drängt sich mit den blöden Augen
nicht in diese Einsamkeit . . .

Tiefe Sonne, tiefe Stille! . . .

Und ich fühle nur mich selber,
fühle meiner Seele
tiefgeheimsten Herzensschlag,
sehe wie in einen Tag,
einen hellen Sommertag,
tief in mich hinein . . .

56

Was da alles drängt,
was da in mir lebt,
was in mir gelebt hat
und zum Lichte strebt,
alles legt sich weich
über meine Sinne,
wie blauheller Mondesglimmer
über weiße Blüten zieht . . .

Bin mit mir nun ganz allein,
ganz Gefühl und ganz Empfinden;
werfe mich ins Heidekraut,
starre in den blauen Himmel,
fühle meinen Leib entschwinden,
fühle nur mein Innensein
wie ein tiefes Träumen

Tiefes Träumen —
weites Fühlen —
Licht und Glanz und keine Regung.
In mir Helle,
um mich Helle,
Berlin.

überweiße Sonnenhelle . . .
tiefe Sonne, tiefe Stille . . .
und ich träume lange so
bis die ersten Dämmer Schatten
durch die Heide ziehn —
bis die Sonne scheu entschwindet,
und die Nacht ans Herz der Welt pocht

Kelse murmelt mir im Ohr dann
wieder jenes Schweinegrunzen,
stört mit freundlichem Gerülpe
meine Seelenträume . . .
Auch der dicke Bauerjunge
mit der hemddurchhangnen Hose
und den großen blöden Blicken
schwebt mir wieder vor den Augen
wie ein grinsender Mandrill . . .

Langsam, langsam steh ich auf,
schreite in die Heidenebel —
wandre, wandre durch die Nacht
Franz Evers.

Maßsinn.

Du bist es wieder, schwarzer Schmetterling,
Von jenem fernen Stern, der leise klingend
In fürchterlicher Einsamkeit die Bahn
Um eine mondenblasse Sonne zieht,
Hob sich dein Flug vom dunklen Taumelkelch
Der Traumviole, deren süßen Duft
In stillen Nächten meine Seele trank,
Bis sie vergaß, daß alle Erdenqualen
Mit ihren spigen Dornen sie gespielt,
Daß sie dem Igel gleicht, den jeder Laut
Zu einem Stachelball zusammenschreckt.

Ach, meine bange Seele, schreck sie nicht.
Du bist ja nicht der schöne Schmetterling,
Der sammtne Friedensbote, der den Staub
Nachtstättiger Blumen auf mich niedersäubt,
Daß ich verschlafe. Weh, wer bist du? Kalt
Und schwer drängst du die Lüfte vor dir her,
Und löschst die Lichter, und die Seele friert
In namenloser Furcht und kann nicht fort.
Rings nahest du lautlos dich und ängstest sie
Mit deinen schwarzen Flügeln, mitleidlos.

Absage.

Jahre gingen wir gleichen Schritt,
 Jahre that ich bescheiden mit,
 Dämpfte die Glut und beugte den Stolz.
 Ihr dachtet, ich wäre aus euerm Holz.
 Aber ich kann es nicht länger ertragen,
 Muß endlich einmal freiweg sagen,
 Wie ihr geplagt mich und gequält,
 An meinem Lebensbaum geschält,
 Bis blutet jetzt, ein brennend Naß,
 Aus allen Wunden der rote Haß.

Hamburg.

Gustav Falke.

Bescheidener Wunsch.

Ein Weib will ich haben,
 Jung und gesund,
 Dunkel sei ihr Auge,
 Die Brust sei rund;
 Und ein lustig Quartier
 Und schöne Kinder —
 Drei Buben, drei Mädels,
 Nichts mehr, nichts minder.

Und gutes Essen,
 Und gute Musik,
 In gutem Theater
 Ein gutes Stück;
 Und einen Freund,
 Einen treuen Narren,
 Und gute Bücher
 Und gute Cigarren.

Nach ersten Stunden
 Ein lustig Pläster,
 Französische Weine
 Und deutsches Bier;
 Gesunden Leib
 Und keinen Dalles,
 Und recht viel Sonne —
 Und das ist alles.

Mährisch-Weißkirchen.

Norbert Falke.

Mary.

Wenn die Rosen wieder duften,
 Wird ich Marys Grab besuchen,
 Wo des Stromes Wellen rauschen,
 Überschattet von den Buchen.
 Ungeweiht ist nicht die Stätte,
 Denn die Gräser, dort entsprossen,
 Hab ich oft mit bittern Thränen
 Meines schweren Leids begossen.
 Eine Birke statt des Kreuzes
 Steht im Hain auf deinem Hügel

Und die trauten Curteltauben
 Senken dort die schnellen Flügel.
 Niemand ahnte deine Liebe,
 Niemand weiß, was du gelitten,
 Wie die Pflicht mit deinem Herzen
 Lang den harten Kampf gestritten.

Als die Sommerrosen welkten,
 Wurden bleicher deine Wangen,
 Während in der Seele glühte

Immer heißer das Verlangen.
 Deine Brüder gingen trohig,
 Weil sie schuldig dich vermeinten,
 Deine Schwestern sahst du scheiden,
 Ohne daß sie dich beweinten.
 Als der Vater dich versuchte,
 Schrie die Mutter um Erbarmen,
 Barg dich zitternd an dem Herzen
 Und umschlang dich mit den Armen.
 Hätt sie nimmer dich verlassen!
 Jacken irrten, dich zu suchen,

München.

Wo des Stromes Wellen rauschen,
 Überschattet von den Buchen,
 Nacht war's und ich lauschte regios,
 Ob die Puiße wieder pochen.
 Nacht war's, jeder Stern erloschen,
 Und dein treues Herz gebrochen. —

Wenn ich als ein Gott allmächtig
 Könnt zu deinem Grabe kommen,
 Wollt ich dir das Leben geben,
 Das du sterbend mir genommen.

Heinrich v. Reder.

Opium.

Ein einz'ger Zug aus diesem Tschibul nur,
 Und weggehauht ist aller Sorgen Spur,
 Was sündhaft schön des Herzens feinste Falten
 Verbergen, wird berückend sich gestalten!"

So ruft im Teehaus fernen Morgenlands,
 Das matt erhellet der bunten Ampeln Glanz,
 Seit einer Stund' ein üppig blühend Weib
 Mit Mandelaugen und samtweichem Leib.

Nachlässig auf den Divan hingegossen
 Beschaut sie den Chinesen, der verschlossen
 Und mürrisch hockt am puhigen Büffet
 Und halb mechanisch braut den duft'gen Thee.
 Sie sieht im kleinen roßgen Nebenraume,
 Wo in der Vase welkt die Kotospflanze,
 Drei nackte Bajaderen wie im Traume.
 Sie wiegen, biegen, schmiegen sich im Tanze
 Wie Meerfeireigen auf dem Wogenschaume.
 Die langen schwarzen Wimpern ihrer Kieder
 Senkt sie gelangweilt langsam nieder.

Ein tritt ein Europäer keck und schnell,
 Von Kopf zu Fuß gekleidet in Flanell,
 Ganz blütenweiß. Und wieder schwirrt das Locken
 Des Weibes, wie verführerische Glocken.
 Aus ihrem Busen hüpfet geheimes Nichern,
 Sie schaut ihn an mit ihren siegesfichern,
 Nachtdunkeln, unergründlich tiefen Augen,
 Als wollte sie die Seele aus ihm saugen.
 Er ist gebannt. Schon that er einen Zug.
 Schon kniet er sinnberauscht zum Teppich nieder
 Und hört nur leif' noch den Sirenentrug
 Bezaubernder, fremdart'ger Kieder.

Sie singt: „Du bist ein Vogel an dem Band,
 Ich halte dich mit meiner weißen Hand,
 Die Fessel schneid' ich durch, bald kehst du wieder,
 Nun fliege, schwebe über Meer und Land!“ . . .

Blau dehnt der Ocean sich vor ihm aus.
 Er fliegt dahin auf dem Piratenschiffe
 Als Kapitän an Bord in Saus und Braus.
 Da rufen ihn die schrillen Bootsmannspfeife,
 Zum Angriff geht's, der Gegner ist erreicht,
 Er selbst greift über mit dem Enterhafen,
 Ein kurzer blut'ger Kampf, der Sieg war leicht —
 Die Leichen deckt des Meeres Riesensafen.
 Das schönste aber ist sein Beutesäck:
 Ein Mädchen, hold wie jugendfrisches Glück.
 Windschnelle Fahrt. Doch Sturm und Donner grollen,
 Die Planken bersten und das Schiff versinkt.
 Er kämpft als lust'ger Schwimmer in dem Rollen
 Der lauten Brandung, bis es ihm gelingt,
 Die Insel zu erreichen. Schlank und braun
 Begrüßen ihn dort Menschen jubelnd,
 Sie juchzen waffenlirrend: „Du bist König!“
 Und ihn umtanzen auserles'ne Frau'n.
 Auf süße Raft folgt morgens tolle Jagd,
 Ihn trägt der Elefant zur Tigerhege,
 Und mittags kehrt er heim: Phantastisch ragt
 Sein Marmorhohloch, ein Hort der reichsten Schätze.
 Derweg'ne Krieger, riesig, bronzefarben,
 Empfangen ihn in endlos langen Reih'n;
 Er sieht an ihren Mienen, ihren Narben,
 Daß sie ergeben seinem Dienst sich weih'n.
 Er steigt auf elfenbeinbelegten Stufen
 Zum baldachingekrönten goldnen Thron
 Im Saal, wo Künstler Wunderwerke schufen.
 Da tönt ein langgezogener Tubaton
 Und „Heil der Königin!“ wird hell gerufen.
 Schon sitzt sie neben ihm, in Anmut lächelnd
 Und sich mit Straußenfedern schmachtend fächelnd.
 Sie neigt sich vor und beut die rote Rose
 Des Mundes und umarmt ihn mit Gefose.
 Zum Nachen wandelt sich der Thron. Sie schaukeln
 Befeligt Hand in Hand auf grünem Strom
 Durch eines Waldes schattenfühlen Dom,
 Wo bunte Schmetterlinge sie umgaukeln.
 Nun Raft im tannumrauschten Jägerhaus!
 Fern, fern verhallte das Gefläß der Meute.
 Er streift zur Birsch auf schußgerechte Beute
 Im festen Jagdwams ganz allein hinaus.

Stolz starrt der jungfräuliche Hochwild-Forst;
 Durch enge Schluchten donnern Katarakte,
 Bei deren nimmermüdem, ew'gem Takte
 Das Urgestein im Trümmerbette vorst.
 Und als er tritt aus einem Felsenthor,
 Türmt sich das Hochgebirg' vor ihm empor.
 Hinan! Hinan! Er schreitet wie beschwingt
 Und hört beim Klettern auf dem steilen Gletscher
 Der eis'gen Bäche Surgeln und Geplätscher,
 Das unsichtbar durch tausend Spalten dringt.
 Nun ist es Nacht. Er rastet auf der Spitze,
 Als ob er in dem Chor der Sterne sitze.
 Der Mond geht auf. Vom Abgrund unten tief
 Schwebt's auf, wie wenn ihn eine Stimme rief,
 Es girt aus einer Grotte von Kristall,
 Und schmelzend haucht es nach der Wiederhall:
 „Gefangener Vogel, komm, o komm zurück!
 Genug geschweigt hast du in fernen Räumen,
 Nun sollst du bei mir ruhen, bei mir träumen,
 Ich bin die Sehnsucht und ich bin das Glück!“

Da breitet er die Arme voll Verlangen
 Und sinkt ermattet an des Weibes Wangen.

Berlin.

Mag Hoffmann.

Atropos.

Es ragt ein Stein im ewigen Meer,
 Dort sitzt ein vergrämtes Weib,
 Die Wellen branden rings um sie her
 Und benehen den alternden Leib.

Sie sitzt so starr wie der fessige Stein, —
 Vertrocknete Rosen im Haar
 Keuchten, umglüht von des Abends Schein,
 Wie einst, da es Frühling war.

Kein Laut erreicht ihre Einsamkeit,
 Sie wickelt den Faden und spinnt
 Und merkt wohl kaum, wie trägt die Zeit
 Am Webstuhl vorüberrennt.

Ihr Auge hart wie gläsernes Grau
 Blickt starr in die kommende Nacht,
 So spinnt die närrische alte Frau
 Ein Gewebe von buntester Pracht.

Und schneidet die Schere ein Leben ab,
 Ihr Antlitz bleibt steinern und kalt,
 Es liegt das Meer wie ein großes Grab,
 Vom Fluch der Verzweiflung umkrallt.

Sommertag.

Der Reseda duftet so süß, so süß —
 Sieh' doch das Blüten der Erde,
 Ein Blumentepich in herrlicher Pracht,
 Es sprach die Natur ja ihr „Werde!“

Der Reseda duftet so süß, so süß —
 Er duftet hinein in mein Gräbeln,
 Ich kann ihm den Duft und den Sonnenglanz
 Nicht pessimistisch verübeln.

Der Keseda duftet so süß, so süß —
 Bald ist sein Duft ja vergangen!
 Ich les' in der Zeitung: Es hat sich heut'
 Ein Lebensmüder gehangen.

Der Keseda duftet so süß, so süß —
 Ich seh' eine Mutter weinen,
 Die weint um den toten, verlor'nen
 Sohn —
 O Sonne, hör' auf zu scheinen!

Der Keseda duftet so süß, so süß —
 Das Dufsten nimmt gar kein Ende,
 Ich sehe ein Kind mit Blumen am Hut,
 Das klatscht gar froh in die Hände.

Der Keseda duftet so süß, so süß —
 Was wird aus dem Kinde einst werden?
 Ein Dichter vielleicht und ein deutscher
 sogar —
 Das schlimmste Schicksal auf Erden!

Landtschaft.

Wurzblau, drin flockenweiße Watte
 Wie ein Traum der Unschuld lose
 schwimmt,
 So der Himmel. Auf der Ufermatte
 Zwischen Blumen flüßig Silber glimmt.

Rosaweiß — so blüh'n die Mandelbäume,
 Wie der Liebe keusches Wangenrot,
 Wie die Braut im Wahn der ersten
 Träume,
 Eh' die große, heil'ge Sonne tot.

Rosaschimmernd stiegen die Gedanken
 Weit hinein in eine blüh'nde Welt.
 Wenn der Hoffnung letzte Felsen wanken,
 Ist's die Schönheit, die uns aufrecht hält.

Rom.

A. v. Sommerfeld.



Aus der Art geschlagen.

Skizze von C. Eysell

(Zulberstadt.)

Gleich nach ihrem Eintritt in die Welt war die Devise ihres Lebens gegeben. Das kleine magere Wesen, das gar nicht so krebsrot und faltig ausschaute wie andere neugeborene Kinder, und das über seiner schmalen Stirn einen dichten Büschel pechschwarzen Haares zeigte, paßte entschieden nicht in die Familie Langhammer hinein. Die vier anderen früher geborenen kleinen Langhammers waren alle derbe, kräftige Kinder, mit starken Knochen, quellendem Fleisch, blonden Haaren und runden wasserblauen Augen gewesen, die den kräftigen Gliederbau des Papa und die mollige Fülle der Mama Langhammer einträchtig in sich vereinigten. Die lange Zeit aber, die das jüngste Mitglied der Familie sich zu seinem Erscheinen vergönnt, schien in ihm das Gefühl der Rassenzugehörigkeit auf-

gehoben zu haben, es zeigte sich als vollständig aus der Art geschlagen, und als es zum ersten Male die Augen öffnete, große glänzend schwarze, ganz unkindliche Augen, blickten sie so ernst und verwundert umher, als sähen sie schon jetzt das Geschick des jungen Geschöpfes voraus, für alle Zeit fremd in der eigenen Heimat zu sein.

Frau Sekretär Langhammer selbst konnte sich eines Gefühles von Erstaunen nicht ganz erwehren über das was sie hier geleistet. Sie hatte weder Darwin gelesen, noch über Ibsen'sche Vererbungstheorie gegrübelt, aber das fühlte sie klar, daß „so etwas“ doch nicht recht in der Ordnung, und daß das blasse schwarze Kind, das schlummernd in ihrem Arm lag, ein Verstoß gegen alle Langhammersche Tradition sei. „Ob wir es wohl behalten werden?“ fragte sie die neben ihr sitzende weise Frau, indem sie vorsichtig die zum Abbrechen dünnen Fingerchen durch ihre kräftigen gleiten ließ, „es sieht so — so komisch aus.“ Und die weise Frau gab ihr Verdikt dahin ab, daß sie in ihrer Praxis schon viele noch bedeutend elendere Kinder gesehen habe, die dessenungeachtet das erste, „gefährliche Jahr“ glücklich überstanden und sich zu ganz normalen Menschen entwickelt hätten, „dieses allerdings sehr gar zu überirdisch aus.“ Sie hatte den Ausdruck von einer nobelen Klientin gelernt, und bediente sich seiner mit besonderer Vorliebe. Die Frau Sekretärin gewöhnte sich insolge dessen daran, ihren jüngsten Sprößling als einen dem Tode geweihten anzusehen und bemühte sich schon im voraus, diesen etwaigen Verlust mit genügender Fassung zu tragen. So war es ihr selbst verwunderlich, als die kleine Therese — man hatte ihrem vornehmen Äußeren das Zugeständnis eines distinguierten Taufnamens, im Gegensatz zu den schon vorhandenen Lieschen und Annchen, Karl und Heinrich, gemacht — nichts that, um diese grobe und gemeine Welt schleunigst zu verlassen, sondern sich zu einem ganz gefunden, wenn auch nicht nach Langhammerscher Art, derbkräftigen Kinde auszubilden. Freilich ein bißchen „komisch“ war sie noch immer. Ein entschiedener und durchaus unberechtigter Hochmut machte sich früh in ihrem Wesen bemerkbar. Der Verkehr, den die Kinder in den Nachbarhäusern der Unterstadt ihr boten, sagte ihr nicht zu, die Manieren der Kleinen, ihre Art sich auszudrücken, wurden von ihr als „gemein“ gebrandmarkt, ihren Spielen vermochte sie keinen Geschmack abzugewinnen. Viel lieber zog sie sich in irgend einen einsamen Winkel zurück, um dort ihrer Puppe, die sie zuvor mit einem Fetzen Seidenzeug, mit einem Endchen Spitze phantastisch geschmückt hatte, Geschichten zu erzählen, Geschichten eigener Erfindung, in denen es überaus reich und vornehm zuging, wo die Helden hochklingende aristokratische Namen führten, die Heldinnen von blendender Schönheit waren und in zauberhaften Sammet- und Seidengewändern einhergingen.

Natürlich kamen ihr gegen diese Phantastiegebilde ihre eigenen bescheidenen Kleidchen, die oft nur zu deutlich ihren Ursprung aus abgelegten Kleidern der Frau Gerichtsfekretär zur Schau trugen, doppelt erbärmlich vor, und der Kummer, ihre kleine Person nicht in würdiger Umrahmung zeigen zu können, verbitterte Therese manche Stunde ihrer Kindheit. Es war in ihrer Umgebung so manches, was ihr nicht gefiel, überall gab es Ecken und Kanten, an denen ihr auf das Feine und Bornehme gerichteter Geschmack Anstoß nahm. All ihr Sinnen und Trachten ging, als sie älter geworden, darauf hinaus, sich aus eigenen Kräften eine Stellung zu erringen, die ihr Reichthum, Pracht, Glanz und Weltlust gewähren würde.

So geschah es, daß eines Tages Therese — wenige Wochen, nachdem sie konfirmirt worden — zu ihrem Vater in die Stube trat, um ihm ihren Entschluß mitzutheilen, zur Bühne zu gehen, und seine Zustimmung dafür zu erbitten. Papa Langhammer, der kurze Zeit zuvor den Titel Kanzleirat erhalten hatte, und dem seit diesem Tage ein ungeheures Standesbewußtsein die Brust schwellte, hielt nach den Begriffen der kleinen Stadt, in der er aufgewachsen, eine Schauspielerin für nichts besseres, als eine Gauklerin oder Seiltänzerin. Seine Empörung war maßlos, dies mußte ihm passieren, ihm, dessen Vater und Großvater schon königliche Beamte gewesen, dessen Frau gleichfalls einer gut bürgerlichen Beamtenfamilie entstammte! Er sollte es erleben, daß sein jüngstes Kind unter die Komödianten, unter den Abschaum der Menschheit sich mische, für Geld in einem phantastischen Kostüm, der Himmel möchte wissen, in welchem Kostüm manchmal! — sich den Blicken der Menge darböte und frivole Reden vortrage. In den Zeitungen würde über sie geschrieben werden, lauter absällige Kritiken natürlich — und es würde ja wohl auch vorkommen, daß sie in ihrer Geburtsstadt mal eine Gastrolle gäbe; er, der Vater, könne ja ins Theater gehen und zusehen, und hinterher würde er auch eine berühmte Persönlichkeit werden, als der Vater von „so Einer“ —

Der gereizte Herr fuhr sich mit beiden Händen unter die Krawatte, als ob er sie lockern müsse, um dem Erstickungstode zu entgehen, und wischte sich mit dem türkisch seidenen Taschentuche — seit seiner Standeserhöhung leitete er sich seidene, — über das gerötete Gesicht.

„Aber Vater, so denke doch an die Wolter, an die Niemann-Rabe, an die Eilmenreich, sie alle sind hochgeachtet,“ wandte Therese ein.

Der Herr Kanzleirat kannte aber weder die Wolter, noch die Niemann-Rabe, noch die Eilmenreich, verspürte auch keine Neigung, über eine von den dreien näheres zu erfahren. Er erklärte die Sache ein für alle Mal erledigt und schlug zur Bekräftigung seines Willens so energisch auf den Tisch, daß Therese einsah, hier sei nichts auszurichten und verschüchtert hinwegschlich.

War nun dieser Plan an dem Widerstand ihres Vaters gescheitert, so verzichtete Therese deshalb noch keineswegs darauf, sich ihre Zukunft durch sich selbst zu gestalten. Nach einigen durchweinten Nächten und ungezählten Seufzern hatte sie den Traum ihrer Bühnenherrlichkeit begraben, dafür war eine neue Idee in ihr gereift, gegen deren Solidität auch der sittenstrengste Kanzleirat nichts einwenden konnte, Therese wollte Lehrerin werden. Zu diesem Entschluß brachte sie weniger der unwiderstehliche Drang, ihr Wissen einer jungen Generation mitzuteilen, als der Umstand, daß bei dem Lehrerinnenseminar der kleinen Stadt im vergangenen Jahre die Tochter eines Gerichtsrates und ein verarmtes Freifräulein von Blowitz ihr Examen bestanden hatten. Es erschien Therese, als sei hierdurch der ganze Stand geadelt und in eine höhere gesellschaftliche Sphäre hinausgehoben worden.

Unerwarteter Weise fand dies Projekt bei Mama Langhammer energischen Widerstand. Sie hatte kürzlich in irgend einer Frauenzeitung eine grau in grau gemalte Beschreibung dieser Karriere gelesen und seitdem von einer Lehrerin sich die Vorstellung eines zur Ehelosigkeit verurteilten, nervösen, blutspeienden, durch anstrengende Nachtarbeit heruntergebrachten Wesens gebildet. Zudem war ihr die in dem Abschreckungsartikel angegebene hohe Ziffer der stellenlosen Lehrerinnen sehr deutlich im Gedächtnis geblieben. Nun, ihr jüngstes schon so zartes Kind sollte sich nie und nimmer der Mühe eines solchen Berufes aussetzen. — Hatte Herr Langhammer in der Theaterangelegenheit seinen Kopf für sich gehabt, sie hatte jetzt den ihren für sich und würde auf jeden Fall fest bleiben.

Endlich schloß man einen Kompromiß, Therese durfte einen Beruf ergreifen, der weder unsolid wie der einer Schauspielerin, noch allzu anstrengend wie der einer Lehrerin war, sie sollte Kinderpädagogin werden. Zuerst lernte sie und später lehrte sie allerlei nützliche und anmutige Dinge: Mit bunten Seidenfäden stickte sie in Silber-Kanevas und Leder mit eingebohrten Löchern schöne Sterne und Ranten, durchstach in starkem Karton die Konturen von Kühen und Ziegen, deren Formen eine kühne Verachtung aller anatomischen Gesetze aufwies, oder flocht aus blauen und gelben Papierstreifen Buchzeichen und Kreuze. Mit erhobenen und gesenkten Armen imitierte sie den Flügelschlag des Täubchens, mit beiden, an die Schläfen gedrückten, hochstehenden Händen zeigte sie geschickt: so macht das Häuschen. Sie „harkte“ mit einem Stöckchen und „mähte“ mit einer fingierten Sense, sie wiegte sich im Reigen und sang harmlose Kinderlieder und erzählte ihren Schülern selbsterdachte farbenprächtige Geschichten, wie sie es früher mit ihrer Puppe gethan. Diese Geschichten waren ihr besonderes Talent und begründeten ihren Ruf unter der kleinen Welt, die ausnahmslos mit großer Liebe an der „Tante Therese“ hing.

Zuweilen kam es auch vor, daß eines der größeren Kinder von Gesellschaften und Festen erzählte, die zu Hause stattgefunden, oder eine der besser situierten Mamas erschien, mit langem Plüschmantel und federneckgeschmücktem Hut angethan, in den Räumen des Kindergartens, um ihren Liebling abzuholen.

Die unzusammenhängenden Erzählungen der Kleinen und der Duff, der aus den Kleidern der Damen strömte, waren Ereignisse für Therese, an die ihre Phantasie sich klammerte, um sich aus diesen Bruchstücken eine Welt zu konstruieren, die nicht die ihre war, und nie die ihre sein würde, und in der sie doch, sie fühlte es deutlich, an ihrem rechten Plage sein würde.

Einmal wurde es ihr wenigstens vergönnt, durch einen Spalt des Vorhangs in diese Welt zu blicken. Die Frau eines abligen Rechtsanwalts, deren Töchterchen zu Thereses Zöglingen gehörte, hatte Gefallen an ihr gefunden und sie zu sich eingeladen, und das junge Mädchen war der Aufforderung mit Herzklappen gefolgt, das mehr der Erwartung als der Befangenschaft entsprang. Die Frau Rechtsanwältin war keineswegs hervorragend begütert, und der vornehme Eindruck, den ihr kleiner Salon machte, wurde weniger durch eine besondere Pracht der Einrichtung, als durch ein außergewöhnliches kapriziöses Talent des Arrangements hervorgerufen. Therese aber, der zum Vergleich nur die sehr bescheiden eingerichtete elterliche Wohnung dienen konnte, erschien alles über die Maßen reich und prächtig. Als ihre präziöse Wirtin sie mit sanfter Gewalt in einen niedrigen Sessel gedrückt hatte, über dem sich ein golddurchschossenes Seidentuch zeltartig wölbte, ließ sie ihre Hand an dem schweren Stoff der dicken Quasten und Schnüren des Bezuges herniedergleiten, das war etwas anderes als die schreckliche rote Plüschgarnitur der elterlichen „guten Stube“, dies war Vornehmheit, fremdländischer Reiz, Chic und Eleganz, kurz, alles was sie sich erträumt. Die Poesie weltlicher Vornehmheit that es ihr an, und eine brennende Sehnsucht erfaßte sie, weiter in dieser Atmosphäre des Luxus zu leben.

„Du mußt sie Dir ansehen, das junge Ding ist wirklich entzückend,“ flüsterte unterdessen im Nebenzimmer die hübsche Frau ihrem Gatten zu und zog ihn nahe zu der samtnen Portiere. „Nun, habe ich zu viel gesagt? Sieh nur diese wenig bewegte Profilinie, den zarten Anfaß der Nase an die Stirn, die kurze Oberlippe, die leicht geneigten Mundwinkel und die tiefen Schatten, die die Wimpern auf die schmalen Wangen zeichnen. Erinnerst sie Dich nicht an eine der Gabriel Mar'schen Köpfe? Und mit welcher ruhigen Sicherheit sie sich benimmt, ohne Scheu und Befangtheit, es ist, als ob eine kleine Prinzessin verkleidet unter uns getreten wäre.“

Der Herr Rechtsanwältin, der den Kanzleirat Langhammer kannte, verwunderte sich nicht übel, wie der vierchrötige Herr zu dieser sylphenhaften Tochter gekommen. Er fand zwar den Enthusiasmus seiner Frau etwas

übertrieben, zudem die kleine Dame nach seinem Geschmack allzu mager, trotzdem aber glaubte er, daß es sich verlohne, den jungen Referendar aus seinem Bureau zu rufen, um auch ihn an der neuen Bekanntschaft teilnehmen zu lassen. Dieser, ein junger Mann mit flachen Lederschuhen, mit sorgfältig über der Stirn gescheiteltem schwarzen Haar und sehr weißen Händen mit überaus langen Nägeln, fühlte sofort einen Anfall jener plötzlichen Verliebtheit, der junge Lebemänner ganz besonders heftig dann zu erfassen pflegt, wenn der Gegenstand ihres Entzückens gesellschaftlich unter ihnen steht und die Gefahr, „sich vielleicht zu binden“, ganz ausgeschlossen erscheint. Er machte Therese während des Zusammenseins in zartfüßiger, aber energischer Weise die Cour, und in den nächsten vierzehn Tagen konnte man gegen den Schluß der Unterrichtsstunden ziemlich häufig die elegante Gestalt in unmittelbarer Nähe des Kindergartens wahrnehmen. Dann vergaß er, um sich anderen Sternen zuzuwenden, die arme Therese vollständig, die ihrerseits dies ganz in der Ordnung fand, deshalb aber nicht aufhörte, den jungen ungetreuen Mann mit allen romanhaften Vorzügen von Feuillet's „Graf Camors“ auszustatten, den ihr die junge Rechtsanwältin geborgt hatte.

Einige Jahre gingen dann ruhig ohne äußere und innere Vorkommnisse hin, dann ereignete sich etwas durchaus Unerwartetes: Der Postsekretär Friß Kruse bewarb sich um Therese Langhammers Hand. In der Weihnachtsbescherung des Kindergartens hatte er sie gesehen. Unter dem flimmernden Tannenbaum in ihrem weißen einfachen Kleide, als sie freundlich mit den Kleinen sprach, ihnen Apfel und Nüsse zuteilte und mit ihnen das alte liebe Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ sang, erschien sie ihm wie der Weihnachtsengel in Person, und ihm war, als müsse ein unverstehbarer Strom von Glück und Festfreude von ihr ausgehen. Der arme Junge hatte sich eben auf den ersten Blick total verliebt. Nun suchte er nach Gelegenheit, seine Auserwählte kennen zu lernen, wobei eine ältere Postsekretärsgattin ihm hilfreiche Hand leistete, und ehe vier Wochen vergangen waren, hatte er seine Werbung angebracht. Darob ungeheures Erstaunen in der Familie Langhammer, die den Fall, daß Therese sich verheiraten könne, kaum so ernsthaft in Betracht gezogen hatte. Thereses Schönheit war von einer so zarten und vergeistigten Art, daß sie nach Langhammerschen Begriffen überhaupt nicht als Schönheit gelten und keinen Vergleich mit der gesunden rosigen der beiden anderen Schwestern aushalten konnte. Zudem war ihr Beruf stets wie ein freiwilliges Verzichtleisten auf eigenes Familienglück erschienen. Der Thatsache dieser Werbung gegenüber gab es aber kein Überlegen. Die übrigen Kinder waren alle untergebracht, Karl war als Geometer, Heinrich als Gehülfe in einer Buchhandlung thätig,

Lieschen hatte einem gediegenen Posamentier ihre Hand gereicht und erstreute sich eines, für die Kürze ihrer Ehe ganz beträchtlichen Familienkreises, und Annschen endlich führte einem uralten Großonkel die Wirtschaft in der berechtigten Hoffnung, in seinem Testamente bedacht zu werden. Da war es als ein besonderer Glücksumstand anzusehen, daß auch für die Jüngste sich eine angemessene Versorgung fand. Therese selbst wurde kaum um ihre Einwilligung gefragt, und wäre es geschehen, so würde sie keinen Einwand erhoben haben. Sie wußte, daß die Prinzen der Märchenbücher im gewöhnlichen Leben nicht zu kleinen Bürgermädchen herniedersteigen — ach, selbst Reserendare thun es nicht! — und daß ein ehrenwerter Mann viel wert ist in dieser männerarmen Zeit. Und ein ehrenwerter Mann war Herr Fritz Kruse, alle Bekannten sagten es und alle Erkundigungen bethätigten es. Freilich war er keine Person, die zu romantischen Illusionen verleitete. Die bereitwilligste Phantasie hätte nicht vermocht, ihn zu einem Grafen Camors oder zu einem Ritter Harold umzuwandeln; denn Herr Kruse war mittelgroß, blond, mit lebhaft gefärbtem Gesicht und trug eine Brille. Was Therese bestimmte, seine Werbung ohne Bedenken zu erhören, war auch zunächst die Werthschätzung seiner negativen Vorzüge. Er hatte nichts auffällig Häßliches oder Unfeines in seinem Äußeren oder seinen Manieren, sein Gewerbe war nicht blutig oder schmutzig, seine Hände hatten nicht von irgend einer Arbeit gelitten, und die Glaswand des Schalters schien ihr zugleich eine ideale Scheidewand gegen die Verührung der alltäglichen Welt zu bilden. Zudem trug er am kleinen Finger der linken Hand einen Brillantring, einen kostbaren Ring, zusammengesetzt aus einem großen lichtspendenden Mittelstein, um den sich ein Kranz kleinerer legte. Es war das Erbstück einer alten Tante, und Therese wurde nicht müde, sich auszumalen, wie weiß und vornehm die Hand gewesen sein müsse, die diesen Ring getragen, wie voll der Arm, der sich daran geschlossen, wie duftig die Spitzen, die ihn bedeckt, wie stolz und schön und in der Gesellschaft gefeiert die Besitzerin dieses Ringes. Ein Abglanz dieser längst verschiedenem Tante fiel dabei auch auf den Neffen und ließ ihn als eine wohlgefälligeren Person erscheinen.

Die Ehe der beiden ließ sich zuerst sehr glücklich an. Fritz Kruse, der des Junggesellenlebens müde und von Natur sehr solid angelegt war, freute sich seines eigenen Heims, dessen Ausstattung im Vergleich zu seinem bisher innegehabten Chambre garni mit den Tannenmöbeln und den abschaulichen gehäkelten Sofaschonern ihm wahrhaft fürstlich erschien. Er freute sich der hübschen Mahlzeiten zu zweien, der gemüthlichen stillen Abende, und sein junges Weib, das mit so ruhiger Anmut im Haushalt waltete, erschien ihm nun in Wirklichkeit wie ein glückspendender Engel.

Therese schätzte an ihrem neuen Stande vor allem die ungewohnte Selbständigkeit. Wie entzückend war es doch in den zwei hübschen kleinen Zimmern, das reizende Schlafzimmer mit seiner verführerischen grünen Anpel, seinen Marmorplatten und dem blanken Nussbaumholz ganz abgerechnet, sich als unbeschränkte Herrin fühlen zu können, selbst anordnen und selbst ausführen zu dürfen, und die denkbar größte Behaglichkeit um sich verbreiten zu können. Sie hatte es durchgesetzt, daß bei der Anschaffung der Möbel alles Spießbürgerliche thünlichst vermieden worden war. Da gab es an Stelle des alltäglichen Sofas eine wirkliche Chaiselongue, deren locker übergebreitete bunte Decke mit dem geometrischen Muster ganz „orientalisch“ wirkte. Natürlich durfte dieses Prachtmöbel nicht gerade an der Wand stehen, sondern mußte kühn schräg in die Stube gerückt werden, ein japanischer Schirm umschloß die obere Hälfte und bildete eine allerliebste kleine Nische, ein niedriges Tischchen mit zwei übereinander liegenden Platten stand wie zufällig davor, auf dem rotbesäumten „Bärenfell“, das zwar thatsächlich von einem großen Neufundländer stammte, was aber auf den ersten Blick nicht zu bemerken war. An den Wänden waren allerlei Sachen zu sehen, die von rechts wegen nicht dorthin gehörten. Eine alte gemalte Schüssel, die Therese in irgend einem Winkel gefunden, und die, wenn auch nicht wie echt Meißner Porzellan, so doch höchst „antik“ wirkte; ein uneingerahmter großer Lichtdruck von Gräfs „verfolgter Phantasie“, der der Buchhandlung, in der Bruder Heinrich angestellt, als Probeblatt zugegangen war; ein Tamburin mit einer italienischen Landschaft bemalt, ein Paar chinesische Fächer, vergoldete Kiefernäzweige, große weiße Silberdiseeln usw. Alles in allem war mit wenig Kosten ein Arrangement erzielt worden, das eines gewissen Echts nicht ermangelte, ja beim ersten flüchtigen Blick ganz aristokratisch wirkte — allerdings nur dann.

Die Mahlzeiten, die Therese selbst bereitete, wurden natürlich in der aufsprechendsten Weise serviert. Das Tablett bedeckte eine weiße, buntgestickte Decke, auf dem Tische durfte ein, wenn auch noch so bescheidener Blumenstrauß nicht fehlen, und die aufgetragene Schüssel Spiegeleier zeigte entschieden einen Rand von saftig grünen Salatblättern, zwischen denen einzelne eingemachte Kirschen wie Rosen leuchteten. Herr Fritz Kruse nahm den ihm gebotenen Komfort mit einem leisen Bestreben hin, er begriff nicht recht, wie man an dergleichen Spaß finden könne, und belächelte die Mühen seiner Frau wie ein unnützes Kinderspiel. Im übrigen verzehrte er die dekorativen Salatblätter und Kirschen mit genau demselben gesunden Appetit, wie den sonstigen Inhalt der Schüssel.

Abends saß man dann zusammen und las sich vor, d. h. meist war es Therese, die las, und in den Büchern, die sie wählte, mußte es entweder

sehr vornehm zugehn, oder es mußte von einer großen Leidenschaft die Rede sein. Ihr Gatte würde zwar eine Tageszeitung vorgezogen haben, doch ordnete er sich ihrem Geschmack, den er für einen sehr gebiegenen hielt, unter. Allerdings war es nicht verwunderlich, daß, während er scheinbar andächtig der Lektüre lauschte, die Müdigkeit sich bleiern und schwer über ihn legte. So auch eines Abends, als Therese dabei war, ihm Paul Henfes „Lottka“ vorzulesen. Sie war mit ganzer Seele bei der Erzählung, die sich ihrem leidenschaftlichen Schlusse zuneigte. Fritz Kruse lag auf der Chaiselongue ausgestreckt und versuchte mit bestem Verständnis der Handlung zu folgen. Aber vergeblich, bedrückend fühlte er es langsam näher kommen, es legte sich schwer auf seine Augenlider, zog ihm die Wangenmuskeln nieder und zwang seinen Mund, sich zu öffnen. Er kämpfte mannhaft gegen die Schlaftrunkenheit, trat mit einem Fuß auf den andern, und biß auf die Zungenspitze, um durch den körperlichen Schmerz der Müdigkeit Herr zu werden. Therese merkte nichts und las weiter mit immer steigendem Pathos. In Frizens Augen brannte und stach es wie von tausend Sandkörnern, dann hatte er die Vision, als ob er Therese mit dem fürchterlichen Buche dreimal nebeneinander — oder nein, wie war ihm denn, dreimal übereinander sähe. Mit einem kräftigen Entschluß suchte er den Schlaf abzuschütteln, er machte sich an seinen Fingern zu schaffen und drückte energisch die Nägel zusammen, eins, zwei, drei — und wieder eins, zwei, drei Mal.

„Ich bitte Dich, Fritz, laß das Knipsen, Du machst mich ganz krank damit,“ rief Therese und warf das Buch zur Seite. „Was hast Du, Fritz? Um Gotteswillen, Du schläfst — jetzt? So sehr hat Dich mein Vorlesen gelangweilt!“ Sie wandte sich tiefverlezt ab, es war unverantwortlich, gerade jetzt, wo sie dabei war, den Zettel Lottkas mit ihren Abschiedsworten vorzulesen!

Fritz ermunterte sich schnell: „Verzeih mir, Frauchen. Sieh, es war nur so eine plötzliche Anwandlung von Müdigkeit — nur gerade im Augenblick, bis jetzt hatte ich alles gehört — eine Namsfell in einer kleinen Konditorei, zwei Freunde, Eifersucht — siehst Du, ich weiß alles. Du mußt mir das nicht übel nehmen — wenn man den ganzen Tag an derselben Stelle hinter dem Schalter zu sitzen hat, so ist man natürlich abends abgesspannt. Und daß ich es nur herausfrage, mir fehlt meine Pfeife, an die ich gewöhnt bin und die mich immer so merkwürdig ermuntert. Wie wäre es, kleine Frau, wenn Du mir mal ein gemütliches Pfeifchen erlaubtest? Darf ich?“

Frau Therese antwortete nur mit einem frostigen „Bitte“. Sie verabseute den Pfeifenqualm und fand im ganzen diese Art ihres Mannes,

seine Neue über das Einschlafen zu bezeigen, höchst unangemessen. Sie las die letzten Worte der Novelle für sich zu Ende, indessen Fritz es sich gemüthlich machte. Ach, es zeigte sich, daß die Ansichten der Gatten über das, was „gemüthlich“, sehr verschieden waren, die junge Frau fühlte sich entschieden gar nicht gemüthlich. Sie studierte ihren Mann, wie er so dalag auf dem bunten Stoff des Divans, den flachschblonden Kopf mit den gutmüthigen Zügen hell von der Lampe beleuchtet und effectvoll abgesetzt gegen den schwarzen, goldgestickten Wandschirm. Mit welchem Behagen er sich dem Genuß der langentbehrten abscheulichen Pfeife hingab, ein kleiner deutscher Provinzialpasha, und wie ein junger Ehemann es nur über sich gewinnen konnte, so häßliche, grüne, mit Beilchensträußen und weißen Perlblättern besetzte Morgenschuhe zu tragen und, o Himmel, wie gemein dieser verwaschene, graubraune Wollenstrumpf, der zwischen Schuh und Beinleid sichtbar wurde!

Seit dieser Stunde betrachtete Therese ihren Mann mit so kritischen Blicken, daß auch ein formvollerer Mann als der biedere Postsekretär ihnen schwerlich Stand gehalten haben würde. Dieses phantastisch angelegte Geschöpf mit dem krankhaft feinsüßigen Abscheu gegen alles Gemeine und Häßliche, mit seiner übertriebenen Hinneigung für alles, was gefällig und vornehm, das einmal seine innerste Natur so weit unterdrückt hatte, unohne Reigung eine Ehe einzugehen, die nicht einmal der Phantasie Nahrung bot, es konnte sich nicht dazu verstehen, nun auch an den selbstgewählten Mann einen vernünftigen Maßstab anzulegen. Es fehlte ihr die Liebe, die alles duldet und trägt, und die allein einem intimen Zusammenleben seine Schrecken nimmt, die über das Sichgehenlassen in der Ehe hinweghilft und das Natürliche nicht häßlich erscheinen läßt. Der Sekretär Kruse war ein herzensguter Mann, und er würde seiner jungen Frau jeden Gefallen gethan, ja wirkliche Opfer für sie gebracht haben, wenn er einen Zweck davon eingesehen haben würde. Was es für sie aber so besonders Abschreckendes haben konnte, wenn er den Zahnschmerz wirklich einmal etwas häufiger als unbedingt notwendig gebrauchte, konnte er mit dem besten Willen nicht begreifen, und wenn sie es wirklich „nicht sehen“ konnte, wie sie versicherte, wenn er etwas breitbeinig dasaß und die Hände gespreizt auf die auseinandergebogenen Kniee legte, nun, so mochte sie eben wegsehen. Jeder thut wie es ihm bequem, wenn er zu Hause ist, dafür hat man ja sein Daheim, in dem man sich benehmen kann, wie es einem gefällt. Wie sie es sich überhaupt herausnehmen kann, ihn zu Hofmeisterin und seine Manieren zu korrigieren — z. B. beim Essen — als ob es nicht ganz gleichgültig, wenn er auch einen Knochen einmal mit den Fingern ansaßt und ihn neben sich auf das Tisch Tuch legt! Dieses sanft mahnende „Fritz“ in einem solchen Falle, oder auch nur der anklagende Blick — mein

Gott, man ist ja nicht an der Table d'hôte, man ist in seiner eigenen Häuslichkeit, und wenn man sich dort nicht einmal gehen lassen kann, nun, so dankt man überhaupt für eine Häuslichkeit. Es ist hier kein Kindergarten, und die Frau ist schließlich nicht die Lehrerin des Mannes. Ja, die Lehrerin ist ihr doch ganz fatal in Fleisch und Blut übergegangen, es fehlt ihr jede Munterkeit, jede Frische, und bei dem kleinsten drastischen Wiß rümpft sie die Nase und findet ihn unanständig. Nichts Schrecklicheres, als eine prüde Frau — prüde noch dazu ohne jede Konsequenz. Wie darf eine Frau prüde sein, die Tolstois „Anna Karenina“ gelesen hat, dieses abscheuliche Buch, das sogar für Männer zu stark ist!

Nach kaum einem Jahre hatte Therese ihrem Manne die Häuslichkeit total verleidet, er stieg an, die Abende außer dem Hause in Gesellschaft früherer Freunde zuzubringen, die seine Wiße belachten und seine Manieren durchaus gentlemanlike fanden. Sie selbst fühlte sich krank, unbefriedigt, und eine ständige Melancholie hing wie eine schwarze Wolke über ihr. Ihre Ehe war kinderlos geblieben, und wenn sie recht bedachte, so wünschte sie kaum, daß es anders sein möchte. Sie konnte ihrem Gatten nichts, aber auch gar nichts vorwerfen, nicht einen ernsthaften Zank, nicht eine heftige Scene hatte es bisher zwischen ihnen gegeben. Wollte sie im geringsten wieder einlenken — sie wußte es nur zu gut, Fritz würde gern damit einverstanden sein und wieder ein zufriedener zärtlicher Ehemann werden. Davor aber graute ihr. Ihr Verhältnis zu ihrem Gatten hatte, weil es von ihrer Seite durch keine seelische Sympathie geädelt war, einen starken physischen Abscheu in ihr gezeitigt, allein seine Nähe verursachte ihr Pein, und sie atmete erlöst auf, wenn die Stunden des Zusammenseins, die sich jetzt fast nur auf die Mahlzeiten beschränkten, vorüber waren.

Wenn Fritz das Haus verlassen hatte, fühlte sich Therese freier. Sie nahm ein Buch zur Hand, ließ es aber bald wieder sinken, um aus dem Gelesenen und der eigenen Einbildungskraft sich eine Welt von Reichtum, Eleganz, Grazie und Geist zusammenzusetzen, deren gefeierter und bewunderter Mittelpunkt sie war.

Ein Wagen fuhr vorüber, durch seine blitzenden Scheiben konnte sie in seinem Innern etwas Helles, wie Frauengewänder, wahrnehmen. Das Gefährt nahm die Richtung des Bahnhofes. Wer möchte die Glückliche sein, die so frei und ungebunden in die weite Welt hinausfahren konnte? Wohin sie gehen möchte? Vielleicht an die See, vielleicht sogar nach Ostende oder Trouville. Therese hatte das Meer nie gesehen, aber sie fühlte in diesem Moment seinen kräftigen Salzeshauch und blähte die Rüster, um ihn voll einzusaugen. Sie sah den Strand und die Badenden vor sich, sie hörte die schweren Schleppen der Kleider über den Sand knistern, hörte herausforderndes

Lachen und eine geistprühende, mit ein wenig Pikanterie durchwürzte Konversation.

Ihr Blick glitt wieder durch das Fenster. In einen weiten Mantel gehüllt, den Kopf mit einem dunklen Tuche umwickelt, schritt eine Frauengestalt eilig vorüber. „Sie geht zu einem Rendezvous,“ sagte sich Therese, „es ist ihr sehr daran gelegen, nicht gesehen zu werden, sie ist verheiratet mit einem ungeliebten plebejischen Manne und ihr vornehmer Geliebter erwartet sie, die Glückliche.“ Die junge Frau sagte auch hier „die Glückliche“. Sie hatte eine große platonische Liebe für das Lasterhafte. Wäre die Versuchung je an sie herangetreten, sie würde ihr mutig widerstanden haben, gegen das Wohlgefallen an der Poesie, die in einer gewaltigen sündigen Leidenschaft lag, vermochte sie sich aber nicht zu wappnen.

Zuweilen überfiel sie ein tiefes Mitleid mit sich selbst, wenn sie an die langen Jahre dachte, die vermutlich noch vor ihr liegen würden, durchlebt in fruchtloser, unsinniger Sehnsucht nach etwas Unbekanntem, in einem Zusammenleben, das ihr physischen Schauer verursachte und gegen das sich trotzdem vernünftigerweise gar nichts einwenden ließ. Von Zeit zu Zeit fühlten beide Gatten die Verpflichtung eines längeren Beisammenseins, hauptsächlich wohl, um vor sich selbst und „der Welt“, die sich übrigens herzlich wenig um sie kümmerte, die Thatsache zu konstatieren, daß sie doch kein ganz unglückliches Ehepaar seien. Diese Stunden waren für beide Teile keine Erquickung, und beide fühlten eine große Erleichterung, wenn sie glücklich vorüber waren.

Wieder war es einer der Abende, die Fritz Therese zu widmen gedacht hatte. Wieder hatte er es sich auf dem Divan, auf dem er sich am meisten zu Hause fühlte, nach seiner Art gemütlich gemacht und die lange Peise, für die er schon seit geraumer Zeit nicht mehr um Entschuldigung bat, in Brand gesetzt. Beide wußten nicht recht etwas mit einander anzufangen, und empfanden bald ein Gefühl von lastender Langeweile, über das wenigstens Therese sich weiblich schämte. Ihr Gefühl sagte ihr, daß es Weibesplicht sei, dem Gatten das Heim behaglich und interessant zu machen, aber sie war sich nicht klar, wie das zu erreichen sei. Versuchsweise erzählte sie ihm, was sie während des Tages gethan, gewirtschaftet, gestickt und gelesen hatte, und berichtete ihm dann über einen kleinen Ärger, den sie gleich nach dem Mittagessen mit der Stundenmagd gehabt hatte, wofür er sich mit der etwas umständlichen Erzählung eines Falles revanchierte, wo ein Brief trotz ganz genauer Adresse in Berlin erst mit dreitägiger Verspätung eingetroffen sei. Das Resultat dieser Mühe war, daß jeder bei sich feststellte, daß mit dem andern doch „absolut nichts zu sprechen sei“. Fritz gedachte voll Wehmut seines Stammtisches, an dem es gewiß jetzt recht lustig hergehen würde und an

dem man ihn vielleicht, nein ganz gewiß, schmerzlich vermissen würde; denn er wußte es wohl, er galt als „guter Gesellschafter“, womit seine Freunde allerdings hauptsächlich meinten, daß er ein guter Kerl sei, der nicht so leicht etwas übelnehme. Therese schätzte nun erst recht die für gewöhnlich so einsamen Abende und sehnte sich nach ihrer Lektüre und ihren Träumereien. Nichtsdestoweniger versäumte sie nichts, von dem sie dachte, daß es ihrem Manne angenehm sein könne; sie rückte den Lampenschirm so, daß das rote Gesicht im malerischen Halbschatten lag, sie dachte daran, den Patentverschluß der Bierflasche zu lösen und das geleerte Glas zu füllen, und reichte zur rechten Zeit ein brennendes Streichholz, um die im Ausgehen begriffene Pfeife neu zu beleben, obgleich ihr das ein persönliches Opfer war, denn der Pfeifenqualm erzeugte bei ihr ausnahmslos Übelkeit. Ein wahrer Fanatismus hatte sich ihrer bemächtigt, sich möglichst liebenswürdig zu zeigen.

Der Herr Postsekretär war ein guter, leicht zufriedener Mensch, und durchaus nicht unversöhnlich. Die ihm dargebrachten kleinen Aufmerksamkeiten erschienen ihm wie eine Bütte um Vergebung, sie beglückten ihn und schmeichelten seiner Eitelkeit. Er, der noch eben nach seinem Stammtisch geseufzt, begann etwas vom Zauber der eigenen Häuslichkeit zu empfinden und ließ seinem Entzücken darüber Worte. Die Anerkennung that Therese wohl, sie lächelte zu ihm herüber und als er ihre Hand ergriff, diese freundliche Hand, die ihm soeben das Zündholz gereicht, entzog sie ihm diese nicht.

Was für ein feingebildetes Händchen das war, das in seiner großen lag, so weich und weiß, mit überstehenden, sorgfältig spitz geschnittenen Nägeln, und von der Hausarbeit, die es verrichtete, sah man ihm gar nichts an, nur da, an den Knöcheln war die Haut etwas grob und leicht gerötet. Er betrachtete die Hand wie etwas, das er nie gesehen, und strich mit zärtlichem Mitleid über die verarbeiteten Knöchel. Er strich noch etwas weiter an dem Handgelenk herauf, streifte den engen Ärmel soweit zurück wie möglich und tastete Arm und Ärmel umschließend bis zum Ellenbogen.

Therese empfand dies als etwas höchst Überflüssiges und Unangenehmes, verzog aber keine Miene, um Fritz nicht zu verletzen.

Sie war doch ein reizendes Frauchen mit der schwächtigen Biagsamkeit ihres Oberkörpers und ihrem stolzen kleinen Kopf. Wie laugeschweift doch die dunkeln Brauen ausliefen — sonderbar, daß er dies nie zuvor bemerkt. Wirklich ein apartes, allerliebstes, reizendes Frauchen, und zudem — sein Frauchen, in der letzten Zeit hatte er das fast vergessen gehabt.

Er faßte ihren Arm fester, und zog sie, zurüdrückend, neben sich auf den Divan, Therese biß die Zähne zusammen, sie widerstrebte nicht, aber ein leises Zittern ging durch ihren Körper.

„Siehst Du, mein Schatz, endlich sitzen wir nun mal wieder wie Mann und Frau zusammen. So ist's nett, und so gehört sich's, schon lange hätte es so sein können, wenn Du früher Deine alberne Vornehmthuerei an den Nagel gehangen hättest. Sit mal still und mach Dich ein bißchen klein, ich möchte meinen Kopf gern auf Deine Schulter legen wie so oft in unseren Flitterwochen — erinnerst Du Dich noch?“ — Die Erinnerung an die Flitterwochen war der jungen Frau keine angenehme. War es wirklich so gewesen, hatte sie wirklich je mit diesem Manne so zusammen gegessen? Sie versuchte sich frei zu machen: „Ich bitte Dich, Fritz, laß mich, was soll das eigentlich?“

„Sei nicht komisch, Schazerl. Was das soll? Ja bist Du denn nicht meine Frau? Gleich bitte mir die dumme Frage ab, indem Du mir einen herzhaften Kuß giebst: Wir haben viele Küsse nachzuholen, die in der letzten Zeit ungeküßt geblieben sind.“

Therese sprang auf. In den blauen Augen des Mannes sah sie eine häßliche Flamme aufleuchten, die sie schauern machte. „Nie, niemals!“

Auch der junge Sekretär hatte sich aufgerichtet, er sah zienlich erstaunt und leicht geärgert aus. „Nun höre mal, Therese, ich weiß nicht was Dir einfällt; „Nie, niemals“, was sind das für Worte? ich begreife nicht, wie eine Frau sie ihrem Mann sagen kann. Du hast sie Dir jedenfalls nicht richtig überlegt, ich aber will Dir mal recht deutlich meine Meinung sagen. Das Wesen, das Du in letzter Zeit gegen mich angenommen hast, dulde ich nicht, ein für alle Mal nicht, ich habe lange genug Geduld gehabt, und es ist nun Zeit, daß Du Dich änderst. Was sollen Deine großartigen Manieren, Dein Prädethun — wer bist Du denn eigentlich? Eine Prinzessin doch ganz gewiß nicht. Als ich Dich heiratete, hatte ich mir etwas ganz anderes unter unserer Ehe vorgestellt, ich dachte ein sanftes hingebendes Geschöpf zu heiraten, und nun finde ich eine, eine —“ Er hatte das Wort „über-spannte Person“ auf der Zunge, unterdrückte es aber, um sie nicht zu tief zu kränken, nur ein bißchen ins Gewissen wollte er ihr reden, wie sie es genügend verdient hatte. „Na, aber wir wollen uns nicht erzürnen, alles soll wieder gut zwischen uns sein, wenn Du willst, ich trage Dir nichts nach. Und damit wir uns nun ganz vertragen, komm her und gieb mir den Kuß als Veröhnungskuß.“

In einer großartigen Pose, ganz verzeihende Güte, stand er da, mit gesenkter Stirn nahte sich ihm Therese.

Seine Arme umschlossen sie, sein Mund suchte den ihren, sein lauer Atem wehte sie an. Ein ungeheurer Abscheu überwältigte sie, sich von ihm losreißend, flüchtete sie in die Zimmerdecke und streckte ihm abwehrend die Arme entgegen. „Komm mir nicht nah, komm mir nicht nah — ich kann's

nicht ertragen.“ Ihre weiche leise Stimme hatte einen freischenden Ton angenommen.

Auch mit dem jungen Manne war eine plötzliche Veränderung vorgegangen. Er verstand es sofort, es handelte sich hier um kein Prädethun, es war von keiner unliebenswürdigen Lanne die Rede. Was das zitternde Weib dort übermannt hatte, war der physische Widerwille gegen seine Person. Den verzeiht kein Mann. Er war nicht eitel, aber dieser Streich verletzte ihn tödlich. Ein bitterer Haß gegen Therese entzündete sich in ihm, in einer Sekunde durchlebte er die letzten Wochen, lernte er das Verhalten seiner Frau richtig verstehen, und aus jeder dieser Erinnerungen bekam die Flamme neue Nahrung. Es würgte ihn im Halse, seine Hände ballten sich. Die Schultern hochgezogen, den Kopf vorgestreckt, wie ein Stier, der zum Angriff vorrückt, kam er auf seine Frau zu. Mit einer unabsichtlichen Bewegung, wie um sich zu schützen, legte sie den Arm über das Gesicht. Dies brachte ihn erst völlig außer sich, nicht allein, daß er ihr zuwider war, auch eine körperliche Mißhandlung traute sie ihm zu. Dachte sie, daß er sie schlagen, oder gar erdrosseln wolle? Sein Haß steigerte sich, aber er fand seine Haltung wieder.

„Das ist eine Ehe, eine Ehe,“ stöhnte er, „wie habe ich Dich mit Nachsicht verwöhnt, und Du hast mir's gelohnt, indem Du mir mein Haus in jeder Weise verleidest haßt. Kannst Du es verantworten, was Du an mir gethan haßt, Du undankbare, Du schlechte Person? Aber so sprich doch wenigstens — geht Deine Nichtachtung so weit, daß Du mir nicht einmal ein Wort gönnst?“

Therese war zu verblüfft, um eine Antwort zu finden, auch Herrn Kruses Beredsamkeit schien sich in der langen, hastig hervorgeprudelten Rede erschöpft zu haben. Eine plötzliche Erschlaffung kam über ihn, er fühlte, daß er sich schuldig sei, irgend etwas zu thun, um sein Selbstgefühl zu heben, bei mitleidenden Menschen Trost zu suchen und sich von ihnen aufrichten zu lassen. Er that, was ein Mann nach einer häuslichen Scene meistens thut: er ging ins Wirthshaus.

Als er sehr gerade ausgerichtet, die Dienstmütze auf dem Kopfe, das Zimmer verlassen hatte, war das erste, was Therese empfand, eine herzliche Erleichterung. Ihre empfindsamen Nerven waren durch die stattgehabte Scene aufs Äußerste angespannt worden, und die Aussicht auf ein paar Stunden des Alleinsseins erschien ihr wie ein Glück.

Mit einem Gefühl stumpfer Ermattung ließ sie sich am Fenster nieder, drückte den heißen Kopf gegen das Fenstereisen und blickte, ohne etwas zu sehen, in die nächtlich dunkle Straße hinaus. Sie überlegte nicht deutlich: Was sollte werden? Wie sollte sich ihr Verhältnis zu ihrem Manne gestalten,

nur der körperlichen und seelischen Antipathie gegen ihn, die sie in einzelnen Momenten schon früher dunkel geahnt, wurde sie sich deutlicher bewußt. Nur nicht in seiner Nähe sein, nicht eine Luft mit ihm atmen, nicht seine verhassten Zärtlichkeiten fürchten müssen! Es überließ sie. Eilig raffte sie sich auf, holte eine Decke und ein Kissen und richtete sich ein Lager auf dem Sofa ein. Dann verriegelte sie sorgfältig die Thür zum Schlafzimmer.

Die Erschöpfung nach der vorangegangenen Aufregung ließ sie bald in einen unruhigen von bösen Träumen beherrschten Schlämmer fallen. Oft schreckte sie auf: Hörte sie nicht auf der Treppe die schweren Schritte ihres Mannes? Ging nicht die Korridorthür? Wurde nicht am Schlosse der Stubenthür gerüttelt? Oder war er längst nach Hause zurückgekehrt, und sie hatte sein Kommen nur überhört? Wie endlos die Nacht! Sie begrüßte die ersten grauen Tagesstrahlen, die sich durch einen Spalt der geschlossenen Rouleaux stahlen, wie eine Erlösung und erwartete, die Arme unter dem Kopse verstränkt, wachend den Morgen.

Raum hatte sie das Lager verlassen und sich durch einen schnellen Blick in die Schlafstube überzeugt, daß Fritz nicht zurückgekehrt sei, als die Klingel der Flurthür anschlug und gleichzeitig eine weibliche Stimme rief: „Frau Sekretärin, ach Gott, ach Gott, Frau Sekretärin.“ Es war die Aufwärterin, die jeden Tag in der Frühe während einiger Stunden die schwere Arbeit besorgte, und die, wie ihr jetzt einfiel, heute als an einem Sonntage noch zeitiger als sonst erschien, da sie später einen Ausflug zu machen gedachte. Mit einem halb verlegenen, halb schadensfrohen Lächeln wiederholte sie nur, als ihr die Thür geöffnet wurde: „Ach Gott, Frau Sekretärin!“

„Was giebt's denn, Emilie? Sprechen Sie doch, was es ist,“ sagte Therese von einer unangenehmen Erwartung erfaßt.

„Ich trau mir's nicht recht zu sagen — die Frau Sekretärin dürfen nicht böse sein — Der Herr Sekretär nämlich“ —

„Nun, was ist's mit ihm?“ Therese konnte nur schwer ihre Erregung bekämpfen.

„Der Herr Sekretär sitzen unten auf der Treppe und sehen so merkwürdig aus — wahrscheinlich sind der Herr Sekretär —“

„Krank,“ rief Therese hastig, in ihrer Aufregung doch noch dem Mädchen gegenüber das beschönigende Wort für die unschöne Thatsache findend.

„Na ja, krank, so kann man's auch nennen, wenn man will,“ meinte Emilie über das ganze Gesicht grinsend und folgte ihrer Herrin, die die Treppe herunterflog.

Auf der untersten Treppenstufe saß der Herr Sekretär als ein Bild des Zaumers. Die „Krankheit“, die ihn so plötzlich erfaßt, mußte offenbar in ein höchst bedenkliches Stadium getreten sein, denn sein Gesicht war

grünlich blaß, die Züge erschläßt, die Stirn saltig emporgezogen, und unter den violetten gedunsenen Augenlidern starrten die Augen in einer feltfam abwesenden Art ins Leere. Ein widerlicher Dunstkreis von Bier, Spirituosen und kaltem Cigarrenrauch umgab ihn. Therese überwand den Ekel, der sie schüttelte, ergriff den „Kranken“ unter den Schultern und geleitete ihn, von Emilie unterstützt, nach oben. Glücklicherweise war es noch sehr früh am Tage, so daß ihre Angst, daß einer von den Hausbewohnern das widerliche Schauspiel gewahr werden könne, sich als unbegründet erwies. Willenlos, wie ein kleines Kind, ließ Herr Kruse sich führen, sobald er aber in seinen eigenen vier Pfählen angelangt war, regte sich in ihm das Bewußtsein, hier der Herr zu sein: Er versuchte sich fest auf die Füße zu stellen und wies mit einer erhabenen Bewegung die beiden Frauen von sich. Eine Erinnerung an den Auftritt von gestern Abend mochte bei Thereses Anblick in ihm aufsteigen, er betrachtete sie mit feindseligen Blicken: „Du — Du — Du komm mir nicht zu nah — glaubst Du — glaubst Du etwa — etwa, ich könne ich — ich — ich könne nicht mehr allein gehen — ich, der ich der Hausherr — — Dein Herr bin? Na ist Dir wohl wieder nicht recht, wie ich mich benommen habe, Du Prinzessin, Du Prinzessin Du“ — lallte er, dabei das Wort Prinzessin in einer so geringschätzigen Art betonend, als ob es eine Verbalinjurie enthielte. „Na da steckst Du ja schon wieder die Leidensmiene auf von gestern — immer ein Gesicht, ein Gesicht, wie zehn Tage Regenwetter — und dann wundert sich solch eine Frau, wenn der Mann lieber ins Wirtshaus geht — lieber ins Wirtshaus geht, als sich zu Hause langweilt. — Was ist denn das da auf dem Sofa? — Haha, Du bist für die Nacht ausgerückt, um nicht mit Deinem Manne zusammen zu sein — das ist allerdings das letzte, das letzte, was noch fehlte. Bin Dir aber zuvorgekommen, bin auch ausgerückt. Mann und Frau, jeder nach einer anderen Seite ausgerückt — famoser Wiß, was Mädchen?“

Milchen schien den Wiß in der That famos zu finden, denn sie kicherte ermunternd, und von nun an galt Frikens Aufmerksamkeit allein dem Mädchen. Ihren roten, aufgesprungenen Arm streichelnd, flüsterte er ihr abgebrochene, zärtliche Worte zu: „Ja Mädchen, Sie sind ein liebes, gutes Kind, ein allerliebster kleiner Käfer — wie hübsch Sie sind, wenn Sie mich mit ihren runden Augen so freundlich anlachen — weit hübscher, als die magere, schwarze Prinzessin da, die für ihren Mann ja viel zu vornehm ist. Reizendes Mädchen, seien Sie nicht grausam, und geben Sie mir ein schönes Küßchen, die da drüben thut es ja doch nicht — so ein recht süßes Küßchen“ — und damit schlug er seinen Arm um die derbe Taille der jungen Person und küßte sie leidenschaftlich auf den Mund. Hiermit war

der zärtlichen Aufwallung Genüge geschehen, und eine grausame Reaktion stellte sich blitzschnell ein.

Sein Gesicht nahm einen erbärmlichen, melancholischen Ausdruck an, er ließ den Kopf auf die Schulter des Mädchens sinken, brach in Thränen aus und klagte sich auf das Jämmerlichste an, sein feines engelgutes Weib beleidigt, sich an ihr veründigt und bisher nie ihren Wert genug gewürdigt zu haben.

Endlich beruhigte er sich, und den vereinigten Anstrengungen von Frau und Magd gelang es, ihn auf das Sofa zu betten. Bald kündeten seine tiefen Atemzüge an, daß er in festen Schlaf verfallen war, der versprach, ein sehr lange dauernber zu werden.

Nachdem sie eine Decke über ihn gebreitet, setzte sich Therese neben den Schlafenden und zwang sich, seine Züge noch einmal eingehend zu studieren. Hätte es sich darum gehandelt, eine Totenwacht zu halten, ihr hätte nicht verzweifelter zu Mute sein können. Das also, diese atmende, sinnlose Masse, war der Mann, dem sie ihre Jugend, ihre Blüte hingegeben hatte, alles, was zwischen Mann und Weib so köstlich hätte sein können, sein müssen, hatte sich in Abscheu, Ekel, Empörung umgewandelt. Was hätte sein können, wenn er ein anderer, oder — sie war gerecht genug, es zuzugeben — wenn sie eine andere gewesen wäre! Sie versuchte es, unter der Masse dieser verschwollenen Züge das Anliß sich vorzustellen, dem zwar nie ihre leidenschaftliche Liebe, aber doch ihr warmes Empfinden gegolten hatte, und für einen Augenblick verschleuchte die veröhnende Trauer der Erinnerung ihre Abneigung. Einen Augenblick nur, dann regte sich der Schläfer und seufzte — der weichliche Bierdunst schlug Therese entgegen. Sie warf noch einen laugen Blick auf ihren Mann. „Zum letzten Male,“ murmelte sie, und verließ leise das Zimmer. — — —

Das war eine Aufregung in der kanzeleirätlichen Familie, wie man sie noch nie erlebt hatte. Die Frau Kanzeleirätin schluchzte mit erstaunlicher Beharrlichkeit in ihr sehr großes Taschentuch, dazwischen verzweifelte Blicke auf ihre Tochter werfend. Der Herr Kanzeleirat schritt, den Kopf gesenkt, die Augen zu Boden gerichtet, immer wieder mit wuchtigen Schritten das kleine Zimmer auf und ab, wie ein Löwe im Käfig. Nachdem er überhaupt angefangen, Worte über das Unerhörte zu finden, sprudelten sie ihm in der reichlichsten Weise. Seine Tochter, seine Tochter! — Wie war es überhaupt möglich, daß dieses aus der Art geschlagene Geschöpf seine Tochter war, die er von früh auf zu allem guten angehalten, die in ihrer Umgebung nichts als lauter Gutherheit und Rechtsschaffenheit gesehen hatte. Womit hat er es nur verdient, daß er gerade an diesem einen Kinde so besonders viel erleben mußte, während doch die vier anderen so gut eingeschlagen waren.

Freilich, zu schwer dürfe man Therese auch diese ganz verrückte Idee nicht anrechnen, sie sei doch immer eine ganz überspannte Person gewesen, die ihre armen Eltern mit ihren barocken Ideen — er denke nur an ihren Plan, zur Bühne zu gehen — halb zur Verzweiflung gebracht habe. Dies setze freilich allem die Krone auf — ihren Mann, diesen guten, braven Kerl, der seine, des Kanzleirates, vollsten Sympathien besitze, einen Mann, der gar nichts Überspanntes habe und mit dem eine vernünftige Frau gewiß auskommen könne, verlassen zu wollen, weil — es sei lächerlich, es zu sagen — nun weil er sich mal einen Rausch angetrunken habe, wofür doch nur Therese selbst die Verantwortung trage. Denn bekanntlich trinken sich die Männer nur dann einen Rausch, wenn häusliche Ungemüthlichkeiten in ihnen den Wunsch nach Vergessen rege machen. Ob diese pflichtvergeßene Person sich denn überhaupt klar gemacht habe, was sie zu thun beabsichtige? Das heilige Sakrament zerreißn, lösen, was der liebe Gott zusammengefügt, und ihre unschuldige Familie, die immer so stolz auf ihre Bürgerehre gewesen, mit dem Odium belasten, eine geschiedene Frau in ihrer Mitte zu haben, — lauter leichtfertige, unsittliche Ideen. Übrigens möge sie sich keinen Illusionen hingeben, als geschiedene Frau sei ihr keine Thür verschlossen, existiere sie überhaupt nicht für ihn, das möge sie nur bei ihrem Entschluß recht ins Auge fassen. Und immer müsse er wieder darauf zurückkommen, wenn sie wenigstens einen vernünftigen Grund hätte, wenn ihr Mann sie geschlagen hätte, ihr untreu gewesen wäre oder nicht für ihren Unterhalt sorgen könne. — Aber „Eitel“, „unüberwindlicher Widerwille“, das sei dummes Zeug; vor einem klugen und verständigen Manne wie Fritz Kruse brauche keine Frau Widerwillen zu empfinden. Und dies sei sein letztes Wort in der Sache: Sie gehe ohne Widerrede zu ihrem Manne zurück, und zwar beeile sie sich möglichst, damit sie ihn noch schlafend finde, und dann gebe sie sich Mühe, sehr liebenswürdig zu sein, damit er von den verbohrtten Absichten, die sie gehabt, nichts merke und ihr das eigentlich unverzeihliche Benehmen vom Abend zuvor wieder vergebe.

Den Kopf gesenkt, die Arme schlaff herniederhängend, hatte Therese zugehört. Sie erwiderte kein einziges Wort. Was hätte sie auch erwidern können, sie mußte es zugeben, daß ihr Vater recht hatte, und doch fühlte sie deutlich, daß sie unsäglich sei, das zu thun, was er als das Rechte von ihr forderte. Langsam ging sie auf ihre Mutter zu und sah sie mit ihren großen Augen stehend an: „Mutter!“

Noch oft erinnerte sich Frau Langhammer in späteren Jahren an diese angstvollen, rührenden Augen, im Augenblick aber suchte sie nur die Achseln, sah hüßlos auf ihren Mann und sagte schluchzend: „Kind, was kann ich dabei thun? Kehre nur zu Deinem Manne zurück, alles wird wieder gut werden.“

Was könntest Du auch anderes thun? Glaube doch nur, daß wir, Deine Eltern, Dir das beste raten. Geh', mein liebes Kind, geh', ehe es zu spät ist"; und nachdem sie ihre Tochter auf die Stirn geküßt hatte, mehr Zärtlichkeit wagte sie ihr in Gegenwart ihres ergrimmtten Mannes nicht zu erzeigen, öffnete sie ihr die Thür und schob sie sanft hinaus.

Mechanisch schickte sich Therese an, die Treppe hinunterzusteigen. Das Blut hämmerte ihr in den Schläfen, über ihre Augen legte sich's wie schwarze Schleier, ein Schwindel erfaßte sie. Wenn sie sich nur eine halbe Stunde ausruhen könnte, die Augen schließen und allein, ganz allein sein! Sie wandte sich, und anstatt die Treppe hinunterzusteigen, schritt sie die andere hinauf, dann noch eine schmalere, deren ausgetretene Stufen bei jedem Tritt knarnten. Dann stand sie atemschöpfend vor einer niedrigen grau-brannen Thür, an der hier und da die Farbe blaßig abgesprungen war. Die Thür ihres Mädchenstübchens. Mit einem halben Lächeln erinnerte sie sich, welch ein Vergnügen es für sie und ihren Bruder gewesen, in ihrer Kindheit die Wäsen des morschen Anstriches zu zerdrücken und sich über den zu Tage tretenden gelben Anstrich zu verwundern. Sie legte ihre Hand auf den Drücker, er gab nach, das Zimmer war unverschlossen.

Eine eingeengte komplizierte Luft, nach Staub, Bettfedern, alten Stoffen und vertrockneten Blumen riechend, schlug ihr entgegen. Hastig trat sie an das schmale tiefliegende Mansardensfenster und stieß die Flügel auf. Ihr Auge glitt über die zackigen Giebel der Nachbarhäuser hin, über die roten, von Moos und Staub grünschwarz verschleierten Ziegeldächer, die geraden Schote, aus denen blauer Dampf kräuselnd aufstieg. Niedrige Dächer über den niedern Sorgen, niedern Geschicken alltäglicher Menschen! Zwischen dem Dächergewirr gab es einen Durchblick. Thereses scharfe Augen konnten deutlich die dürftigen städtischen Anlagen, die pappelbepflanzte Chaussee und die Gärten vor dem Thore unterscheiden, in denen die Kirschbäume in vollster Blüte standen, ein weißes Blütenmeer, dessen Duft sie zu verspüren glaubte. Und dort weiter zurück, ganz verschwommen in blauem Duft und zitterndem Mittaglicht, der Damu der Eisenbahn und die drei Bogen des Viaduktcs. Ein Zug fährt darüber hin, der graue Rauch wälzt sich hinter dem Ungetüm her wie eine Riesenboa. Wer doch mit hinausfliegen könnte ins weite Unbekannte, in südlüche Länder mit leuchtenderer Sonne und blauerem Himmel, wo das Leben schneller in den Adern klopft, wo die Liebe herrlicher, die Leidenschaft berauschender und die Schmerzen edler sein würden!

Mit einem Seufzer wandte sich Therese. Sie verriegelte die Thür, hing Hut und Jackett an den kleinen schwarz polierten Kleiderhalter mit roter Stickerei, an dem schon in ihrer Mädchenzeit ihre Sachen gehangen hatten, und streifte die Handschuhe ab. Vor ihren Augen flimmerte es

durch das angestrengte Schauen in die Mittagssonne, ein sehnfüchtiges Verlangen nach Ruhe überkam sie. Sie drückte die Fensterklügel an, so daß nur ein schmaler Spalt der Luft Zutritt ließ, und zog die verschlossenen roten Rattunggardinen vor die Scheiben. Sie hatte stets eine große Vorliebe für rot gehabt, das ihr eine Vorstellung von Pracht, Majestät und Leidenschaft weckte, und hatte, so gut es in ihren Kräften stand, ihr ärmliches Mädchenstübchen mit dieser Farbe ausstaffiert. Auch jetzt that der rote Schein ihren erschlafenen Nerven wohl und überrieselte sie mit einem linden Behagen, als sie sich auf ihrer schmalen Lagerstatt ausstreckte.

Einen Augenblick redete sie sich ein, sie sei noch die Therese Langhammer von früher, die hier so manchen Traum von späterem Glück träumt hatte und noch träumen werde. Alles war so unverändert, dort in der Ecke der ausgebliehene Crêtonne-Vorhang, hinter dem ihre Kleiderchen gehangen, darunter ein roh gezimmertes Brett für Schuhe, auf dem noch ein paar derb gearbeitete aber dennoch schmale Stiefel standen, hier die Kommode, an der hin und wieder ein Stückchen Journier losgesprungen war, und deren platte Messingschlösser jetzt freilich nicht allzu blank ausfahen. Auf der gehäkelten Kommodebede der mit roter Seide gefütterte Nähkorb mit seinen halbverbrauchten Garnrollen, verschiedenen Bandresten, einem zierlichen Nadelbuch mit Perlmutterdeckel und der blanken spitzen Stickschere, auf die ein Schein des Fensterpaltes fiel und sie hell ausleuchten ließ. Und über der Kommode das tannene Bücherbrett mit der geschmacklosen Lambrequinverzierung, mit den wenigen dünnen Goldschuittbändchen, dem wohlbeleibten und wohllehrbaren Fröbel und dem ernsthaften Karl Schmidt, der erzwungenen Lektüre ihrer Kindergartenzeit.

Eine Welle lag Therese regungslos mit halbgeschlossenen Augen in dem Halbschlummer der Erschöpfung. Plötzlich aber kamen, erst leise, dann aber immer heftiger, dringender, peiniger die Gedanken. Die häßliche Scene von gestern Abend — die häßlicheren von diesem Morgen, — das Gespräch mit ihren Eltern — und eudlich die bange Frage, was soll nun werden? „Rehre zu Deinem Manne zurück, wir raten Dir gut,“ hatte ihre Mutter gesagt, und sie wußte, daß keiner unter ihren Bekannten, kein Mensch in der Stadt, keiner in der Welt ihr anders raten würde. Sie wunderte sich keinen Augenblick, daß ihr Vater ihr die Rückkehr in das Elternhaus rundweg abgeschlagen hatte, sie versetzte sich ganz in seine Seele und saub sein Handeln korrekt und verständlich. Und wenn sie nicht im Vaterhause Unterkunft fand, was sollte dann aus ihr werden? Sie war dann frei und noch immer jung, sie konnte den Plan ihrer Mädchenjahre, zur Bühne zu gehen, dann ungehindert ausführen. Andere hatten auch ohne Mittel sich durchgeschlagen und schließlich heraufgearbeitet, ja zu dieser Carriere gehörte

es geradezu, daß sie gegen den Willen aller Anverwandten ergriffen wurde. Therese lächelte über sich selbst bei diesem Gedanken, das Jahr ihrer Ehe hatte ihr Selbstvertrauen bedeutend heruntergedrückt, sie vermochte es nicht mehr, sich in die Rolle zu denken, die ihr früher so verführerisch erschienen war. — Wenn sie es versuchte, wieder zu ihrem ersten Berufe zurückzukehren? Wer aber würde einer geschiedenen oder getrennt lebenden Frau seine Kinder zur Erziehung anvertrauen? Eine geschiedene Frau! Was sie auch ergreifen, was auch unternehmen möchte, immer würde das Wort ihr hindernd im Wege stehen. Und wenn auch nicht — überall war die Welt so häßlich, so gemein, so bar aller Poesie und alles phantastischen Reizes. Warum überhaupt weiter leben, wo das Leben so wenig bot? „Kehre zu Deinem Manne zurück“ — was war eigentlich so schweres geschehen, was diese Rückkehr so ganz unmöglich machte? Ein einziger heftiger Auftritt, wie er in jeder Ehe einmal vorkommt, und den vergessen zu machen ihr leicht genug werden würde. Und dann das andere — die Verfassung, in der sich ihr Mann befunden — ein Rausch, wie ihn der beste einmal mit nach Hause bringt. Konnte sie im Ernst daran denken, sich von ihrem Mann trennen zu wollen, weil er einmal angetrunken gewesen? Keine vernünftige Frau würde das wollen, sie war vollständig verrückt, daß ihr dieser Gedanke gekommen. Wenn sie zu ihm zurückkehrte — erst die Versöhnung mit Beteuerungen, Thränen, Küßen — dann eine Erneuerung der Flitterwochen — dann wieder ein freudloses Nebeneinander, hin und wieder unterbrochen durch einen kleinen Streit, eine kleine Versöhnung — alles würde sein wie es zuvor gewesen. Wie zuvor! Das war es gerade, was Therese erschauern machte, alles, alles andere lieber als das, lieber tot, lieber ein geächtetes Leben, nur nicht dieses Leben, wie es bisher gewesen.

Sie fuhr auf, es war ihr, als habe sie Schritte auf der Treppe gehört — wenn ihr Mann käme sie zu suchen und wieder zu sich zurück zu führen? Im nächsten Augenblick machte sie sich das Sinnlose dieser Vorstellung klar. Ihr Mann wußte ja nicht wo sie war, und wenn er's wüßte, so würde er warten bis sie zu ihm käme. Trotzdem wirkte die Vorstellung in ihr nach. Sie sah die behäbige Gestalt auf sich zukommen, sie hörte langsam fallende Worte, Worte von Versöhnung und Liebeswerben, sie fühlte seinen lauen bierdunstigen Atem über ihre Wange wehen, und ein qualvoller Abscheu, ein namenloser Ekel übermannte sie. Nie, nie wieder, — lieber, tausendmal lieber den Tod! Fritz war vielleicht nicht unangenehmer als andere Männer, und eine andere Frau würde ganz gut mit ihm ausgekommen sein, und die Welt erschien anderen, die in ihr zu leben verstanden, gar nicht so übel. Wenn ihr aber, mit ihren übersensibeln Nerven, mit ihrer krankhaften Sehnsucht nach Schönheit die Welt häßlich und ihr Mann widerwärtig erschien,

war es nicht dasselbe, als ob alles wirklich so häßlich sei? Zimmer würde ihre Unfähigkeit, sich in die Welt zu fügen, ihr diese Welt zur Hölle machen. War es da nicht besser, nicht zu leben? Und sollte der Tod wirklich so schrecklich sein? Die kleine Schere blickte noch immer in dem vereinzeltten Lichtstrahl, aber es lag jetzt in ihrem Funkeln und Leuchten eine gefährliche Magie, die Therese zwang, ihre müden Augen immer wieder und wieder auf den glimmernden Fleck zu richten. Eine Geschichte, die sie vor Jahren gelesen, fiel ihr ein, von einer armen Stickerin, die aus verratener Liebe sich die Pulsadern geöffnet und sanft hinüber geschlummert war. Die arme Stickerin war wenigstens einmal geliebt worden und hatte selbst geliebt, sie war glücklich gewesen, sie hatte gelebt, sie aber, Therese, hatte nie gelebt und wurde nie geliebt, ihr Leben glich der tauben Blüte, die unfähig war, Frucht zu tragen, ihr Tod würde keine Lücke hinterlassen. Sollte sie nicht dasselbe können, wie die arme Stickerin, sie, die in ihren Träumen so oft die Heldin gespielt hatte!

Noch immer funkelte die kleine Schere so einladend. Sie brauchte sich kaum empor zu richten, um sie erfassen zu können.

Wie blank und neu sie ausah, so unberührt, als sei sie für etwas ganz wichtiges aufgehoben worden, und wie spitz und scharf sie war, da rann schon von Thereses Zeigefinger, mit dem sie die Spitze geprüft, ein kleiner, roter Blutstropfen hernieder. Sie fühlte keinerlei Schmerz, auch ein etwas größerer Schnitt würde nicht schmerzen. Aus den Anatomiestudien ihrer Lehrerinnenzeit war soviel in ihrem Gedächtnis haften geblieben, daß sie wußte, daß nur direkt unter der Oberhaut die Schicht der schmerzempfindenden Nerven sich befindet, sie wußte aber auch, wo die zuführenden und die zurückführenden Gefäße lagen und fand richtig die große Arterie heraus. Sie biß die Zähne zusammen. Ein Knirschen, ein Widerstreben der Schere und es war gethan. Und nun schnell, ehe die Kräfte schwanden, auch an der anderen Hand das Werk vollbracht!

Als die ersten roten Blutstropfen langsam hervorquollen und an ihren Handgelenken herniedersickerten, überwältigte Therese ein freudiger Stolz, wie sie ihn nie zuvor gekannt. Arme, kleine Therese, du warst keine Heldin, du hattest nicht den Mut, die Wiederwärtigkeiten des Lebens still zu ertragen, nicht den Mut, aus eigener Kraft dein Leben neu zu gestalten, auch zu einer heroischen Todeswaffe, zu Dolch oder Pistole, reichte dein Mut nicht, nur bis zu der kleinen, armseligen Stickschere. Aber auch mit dieser hast du etwas vollbracht, das, mag es die Welt auch so sehr als Feigheit verdammen, dennoch Mut war. Da ringelte es sich schon, wie zwei kleine dunkle Schlangen von den Handgelenken über das Bettuch — sie hatte sich das eigentlich garnicht zugetraut, und ein Lächeln der Bewunderung spielte über ihre Züge.

Gleichmäßig wie der Pendelschlag einer Uhr rannen die dunklen Tropfen, hoben sich aus der Tiefe und siderten, eine immer breitere klebrige Bahn hinterlassend, an dem Holz des Bettes hernieder. Therese sah es nicht mehr, sie hatte die Augen geschlossen, und ihre Sinne begannen zu schwinden. Durch die geschlossenen Lider fühlte sie das rote Licht, das sie immer so geliebt, noch einmal umfing sie der Traum von Glück und Weltlust, den sie an dieser Stelle so oft geträumt, aber glänzender, herrlicher denn je. Die Wände des engen Zimmers rückten auseinander, immer weiter und weiter und formten sich zu einer riesenhaften Halle aus Krystall, von Gold und Perlmutter funkelnd. Die schwanken Bronzesäulen, die das Dach trugen, hatten die Gestalt von mächtigen Palmen und ihre grüngoldenen Blätter schienen zu zittern unter der Wucht des spiegelnden Glasdaches. Prachtige Seidenstoffe, rot, mit phantastischer Goldwirkerei, spannten sich zeltartig aus und bildeten die reizendsten Nischen, die durch tropische Blattpflanzen und Goldgitter mit blühenden Rosen noch mehr gegen die Außenwelt abgesperrt waren. Eine flache Treppe mit Marmorgeländer führte tiefer in ein Dickicht von südländischen Pflanzen, mit steifen, schwarzgrünen Blättern und riesengroßen, bunten Blumenkelchen, aus denen ein süßer, berauscher, die Nerven umschmeichelnder Duft von Vanille und Ambra strömte. Dazwischen ein sanftes Murmeln von Quellen, die über Muscheln und Farren rannen, und in allen Regenbogenfarben spielten. Überall Licht, von der Decke, von den Wänden herniederflutend, zwischen Grün und Blumen hervorstrahlend ein weiches, rotes, zauberhaftes Licht, als ob es durch einen Riesenrubin hindurchfiel, zurückgeworfen und tausendfach verstärkt durch die großen Spiegel an den Wänden. Auf dem kostbaren Mosaik des Bodens ein Knistern und Rascheln von seidenen Gewändern, dazwischen der dumpfere Ton schleifender Sammettschleppen. Eine aristokratische Menge schiebt sich durcheinander. Alle sind jung, schön, vornehm und reich. Ihre Bewegungen sind von schmiegsamer Anmut, ihre Stimmen wie leise Musik, sie sprechen sanft gedämpft, und was sie sprechen, ist voller Geist und Seele. Große Fächer rauschen auseinander, Diamanten flimmern, weiße Spitzen legen sich wie Wellenschaum um weißere Nacken, dunkle Augen blicken herrschend und doch begehrtlich. Inmitten der Menge steht sie selbst, und doch wieder nicht sie selbst. Schöner und prächtiger als sonst, wie eine Blume, die erst verkümmert, dann unter wärmerer Luft zur Blüte gebracht worden. Der Spiegel ihr gegenüber giebt ihr Bild voll zurück, purpurner Sammet fließt an ihrer Gestalt hernieder, ein Stern von Diamanten blitzt im dunkeln Haar, über Arme und Hals legt sich ein Geflimmer und Gerinnsel von einzelnen Diamanten. Nur an den Handgelenken sind die Armbänder zu schwer, ihre Zacken und Ranken drücken sich schmerzhaft in das Fleisch, sie möchte sie

wohl entfernen, aber als sie daran zerrt, fallen die einzelnen Steine auseinander, wie Tropfen, nun nicht mehr Diamanten, sondern dunkelrote Rubine. Die linke Hand auf den Kopf eines Pfauens gelegt, dessen gespreiztes Rad aus Gold und edlen Steinen zusammengesetzt ist, steht sie da. Sie scheint etwas zu bedeuten in der vornehmen Gesellschaft, man spricht zu ihr, den Rücken gekrümmt, und hört interessiert auf jedes ihrer Worte. Aber das Sprechen wird ihr schwer, so viel Freude es ihr auch macht, sie fühlt sich so seltsam schläfrig. Ist's die wollustige, liebkosende Musik, die ertönt? Ist's der Vanilleduft der großen Wunderblüten? Ihr ist's, als ob der Saal sich immer mehr weite und schließlich ganz auseinanderflattere — hastig greift sie nach einem Arm, der sich ihr bietet, schmiegt sich an eine hohe Schulter und läßt sich zu einer Ottomane führen. Wie wohligh ruht es sich, nachdem man den Genuß kennen gelernt hat. — Sie lehnt den Kopf gegen die Polster und schließt die Augen. Leise tönt die Musik, betäubender duften die weißen Blütenkelche und langsamer, immer langsamer rinnen die Rubinen von ihren Handgelenken. — — — — —

Da, polternde Schritte auf der Treppe, Rufen und Weinen vor der Kammerthüre. Rütteln an der Thür — aber keine andere Antwort von innen, als ein leises Köcheln, das nach immer längeren Intervallen wiederkehrt.

Einige Minuten zuvor hatte eines der im Hause bediensteten Mädchen, im Begriff, auf den Boden nach der Wäsche zu sehen, das Stöhnen gehört, und da ihr die Kammer als den Langhammers gehörig bekannt, diese von ihrer Wahrnehmung unterrichtet. Die beiden alten Leute hatten erst ungläubig zugehört, bis ihnen ein schreckliches Verständnis aufdämmerte.

Wieder das Rütteln an der Thür, wieder keine Antwort, bis endlich das morsche Schloß nachgibt, und ein verzweifeltes Elternpaar sich über das Bett der Tochter stürzt.

„Mein Kind, mein Kind, wie konntest Du uns das anthun, haben wir nicht immer Dein Bestes gewollt,“ schrie Frau Langhammer, sich neben dem Bett auf die Kniee werfend. Ihre Füße glitschten in dem Mut ihrer Tochter, ihre Daumen auf die Wunden gepreßt, suchte sie das verrinnende Leben anzuhalten. „Mein Kind, meine Therese, Du kannst uns nicht verlassen, Du darfst es nicht.“

Therese erkannte noch die Stimme ihrer Mutter. Mit ihrer letzten Kraft wandte die Sterbende den Kopf gegen die Wand, ein stummer, deutlicher Protest. Sie wollte nicht mehr leben. Wenige Minuten darauf war sie entschlummert. Auf ihrem ruhigen weißen Gesicht war kein anderer Ausdruck, als der einer hülflosen Müdigkeit.

Eine Zeit lang war der Schmerz der Eltern, namentlich Frau Langhammers, sehr heftig. Wie es stets das Los verstorbenen Kinder, so

avancierte auch Therese, sobald sie nicht mehr unter den Lebenden war, in die Stelle eines Lieblingskindes. Gerade sie, die Jüngste, hatte nun nachträglich dem Herzen der Mutter immer ganz besonders nahe gestanden. Bei Herrn Langhammer wurde der Kummer über den Verlust seiner Tochter bald durch die Angst in den Hintergrund gedrängt, wie seine Mitbürger und seine Vorgesetzten über den Selbstmord, der sich durchaus nicht hatte verschweigen lassen, denken würden. Nachdem ihm aber die allgemeinste Theilnahme geworden, beruhigte er sich und sprach von Therese nur als von einem armen überspannten, nicht zurechnungsfähigen Geschöpfe, das gegen seine andern Kinder in traurigster Weise aus der Art geschlagen sei, eine Auffassung, die auch genau die aller Bekannten war.

Was Herrn Friß Kruse betraf, so stand er der ganzen Angelegenheit vollständig verständnislos gegenüber. Er begriff durchaus nicht, was seine Therese, mit der er ja immer so glücklich und ohne jeden Zanf gelebt, in den Tod getrieben hatte, und ließ es sich nicht ausreden, daß sie in einem Anfall plötzlichen Irtsinns die That begangen habe.

Er betrauerte sie aufrichtig, denn er hatte sie doch sehr lieb gehabt. Ganz im Grunde seines Herzens konnte er freilich nicht unterlassen, sich zu beglückwünschen, daß die Sache diesen schnellen Verlauf genommen. Es war ja gar nicht auszudenken, was er noch alles hätte erleben können, wenn der Wahnsinn sich erst ganz allmählich und schrittweis entwickelt hätte; denn man weiß ja, was diese armen Kranken oft gerade in dem Übergang von geistiger Klarheit zu geistiger Unmachtung verrichten. Im übrigen war es doch recht wohlthuend, zu bemerken, wie sehr man einestheils seinen Verlust beklagte, wie man andererseits auch seine Güte und Nachsicht anerkannte, die es allein ermöglicht hatte, mit einer so überspannten Person ein ganzes Jahr in nicht gerade unglücklicher Ehe zu leben.



Abendschatten.

Dramatische Situation von Marius Jes.

(Christiania.)

Personen:

Bianca, } Gefangeneduettisten.	Rosenkranz.
Fedor, }	Ein Gerichtsvollzieher.
Trolle, pensionierter Postverwalter.	Ein Kellner.
Gustav Trolle, sein Sohn.	Ein Dienstmann.

Die Handlung spielt in einem Gasthause einer kleinen Stadt.

(Ein sehr bescheidenes Zimmer in einem Gasthause. Zwei ungemachte Betten, Waschtisch usw. Zwei große Reiseförde. Leere Flaschen und Gläser auf einem Tische. Auf einem kleinen Tisch ein Käfig mit einem Affen. An der Wand eine Guitarre, ein Tamburin und einige Perücken.)

(Bianca sitzt und näht an einem Kostüm.)

Bianca (zu dem Affen): Nun, kleiner Mopp, langweilst Du Dich? Bist Du böse, daß ich nicht mit Dir spiele? Ich habe keine Zeit, Mopp, muß fleißig sein. Du möchtest wohl aus Deinem Gefängnis hinaus? (Seufzend): Ich sitze auch in einem Käfig, Mopp, und möchte gern hinaus. Es geht aber nicht immer nach Wunsch. (Probirt das Kostüm vor einem Spiegel.) Wie findest Du mein neues Kostüm, Mopp? Bin ich nicht fein? Bist Du hungrig, Mopp? Willst Du einen Apfel haben, Kleiner? (Geht zur Thür und schelt.) Nun sollst Du was zu essen kriegen, mein Mopp. (Setzt sich und näht.)
(Es wird an die Thür geklopft.)

Bianca: Herein.

(Der Kellner kommt.)

Kellner: Sie wünschen?

Bianca: Räumen Sie den Tisch ab. Wissen Sie, wo Herr Fedor ist? Ich schlief noch, als er fortging.

Kellner (nimmt die auf dem Tische stehenden Flaschen und Gläser): Er ist unten im Gastzimmer.

Bianca: Gut. Bringen Sie mir eine halbe Flasche Portwein. Und ein paar Äpfel für den Affen.

Kellner: Schön. (Geht.)

Bianca: Nun sollst Du Äpfel kriegen, kleiner Mopp. Dann mußt Du aber auch froh und vergnügt sein, hörst Du? (Singt eine Melodie vor sich hin.)
(Es wird geklopft.)

Bianca: Herein.

Rosenkranz (steckt den Kopf herein): Guten Tag! Darf man in das Allerheiligste eintreten, schöne Bianca? (Tritt ein.)

Bianca (fährt empot): Mein Gott, bist Du es Robert? Wie kannst Du es wagen, hierher zu kommen? Er ist zu Hause.

Rosenkranz (während des Folgenden sehr zärtlich gegen sie): Schadet nichts; ich sah ihn unten im Gastzimmer sitzen; er spielt Karten und trinkt Grog mit drei Gutsverpächtern. Er wird schon da bleiben, soweit ich ihn kenne.

Bianca: Du weißt aber, daß er manchmal eifersüchtig ist, und daß er sehr heftig sein kann. Ich glaube auch, er weiß, daß ich bei Dir war.

Rosenkranz (küßt sie): Es waren herrliche Stunden, nicht wahr? (Bianca nickt.) Hat er nun eigentlich so viel dagegen, daß Du Dir einige kleine Nebeneinnahmen machst?

Bianca: Nein, in Wirklichkeit nicht, der Lump; mit Geld kann man ihn zu allem bringen. Aber er ist doch in seiner Art eifersüchtig und kann rasend werden, wenn er meint, daß ich zu freundlich gegen andere Herren bin. Und ich bin nun einmal von ihm abhängig und muß etwas Rücksicht auf ihn nehmen. Er nimmt sich alle möglichen Freiheiten mit Sängern und Kellnerinnen heraus — und meinerwegen mag er es thun — nur gönnt er aber keine Freiheit. Ich soll nur seine Skavin sein. Es ist empörend. Es ist mir geradezu eine Befriedigung, ihn zu hintergehen. (Es wird geklopft.) Herein. (Der Kellner kommt.) Nun? Sie bringen nicht, was ich bestellt habe?

Kellner: Nein, der Wirt sagt, Sie müßten erst Ihre Rechnung bezahlen.

Bianca (stampft auf den Fußboden): Ach, dieses gemeine Pack!

Rosenkranz: Was ist los?

Bianca: Ach, es ist zu schändlich. Ich hatte eine halbe Flasche Portwein bestellt — etwas muß man doch zwischen Frühstück und Mittag genießen — dieser Schlingel von Wirt hat aber die Unverschämtheit, mir das Bestellte zu verweigern.

Rosenkranz (zu dem Kellner): Hier haben Sie Geld; bringen Sie eine ganze Flasche und zwei Gläser. (Der Kellner geht.)

Bianca: Was man doch alles für Demütigungen erdulden muß!

Rosenkranz: Ach, ärgere Dich doch nicht über einen solchen Budiker. Kommst Du also heute Abend zu mir?

Bianca: Ja, wenn ich von ihm loskomme. Ich glaube es übrigens; er geht heute Abend wahrscheinlich mit dieser Mandolinenspielerin nach Hause.

Rosenkranz: Na, sie ist ja auch ganz nett.

Bianca: Findest Du? Die Nase! Und dann ist sie entsetzlich dumm. Aber die Geschmäcker sind ja verschieden. Früher als nach elf Uhr kann ich Dir's aber nicht versprechen. Unsere Nummer ist heute Abend die vorletzte.

Rosenkranz: Ich werde Dich erwarten; Du kloppst nur ans Fenster. Die Geschichte gestern war übrigens fatal. (Es wird geklopft.)

Bianca: Herein. (Der Kellner kommt mit einer Flasche und zwei Gläsern, die er auf den Tisch stellt.) Na endlich! (Der Kellner geht, Bianca schenkt in die Gläser.) Du meinst im Elysium?

Rosenkranz: Ja — daß sie zischen.

Bianca: Prost, Robert. Man ist nicht immer gleich gut disponiert. Und übrigens, was versteht dieses Gefindel in diesem Krähwinkel von Kunstleistungen! Ich verachte diese Philister; meinerwegen können sie gehängt werden. War aber mein Kostüm nicht wundervoll?

Rosenkranz: In der That reizend. Die Leute waren aber darüber empört, daß Du — — nicht ganz nüchtern — — zu sein schienst.

Bianca: Unsinn! Ich hatte ein paar Glas Cognac getrunken, um mich aufzuheitern und zu erwärmen. Es ist ja hundekalt auf dieser erbärmlichen Bühne. Deshalb braucht man doch nicht gleich so einen Spektakel zu machen. Es ist ja läppisch. (Setzt sich auf seine Kniee.) Nun sei liebenswürdig. Kisse mich. Schenkst Du mir auch heute was?

Rosenkranz: Was meinst Du, kleiner Schelm?

Bianca: Na, etwas Mammon, am liebsten Gold. Ich bin in einer fürchtbaren Verlegenheit.

Rosenkranz: Ich habe nichts bei mir, Du Rader, und Du weißt, daß mein Vater ein großer Geizhals ist; ich werde aber heute Nachmittag versuchen, etwas aus ihm herauszulocken; das sollst Du haben, wenn Du heute Abend kommst. Schlimmstenfalls nehme ich es ohne sein Wissen.

Bianca (küßt ihn): Ich danke Dir, Robert; so viel wie möglich. Ich muß Geld haben. Das elende Honorar hier reicht ja nicht weit. Und Du bist der einzige, an den ich mich wenden kann.

Rosenkranz: Na! und der alte kahle Bankdirektor, der für Dich schwärmt?

Bianca: Ach, der ist so geizig und außerdem — so eilig. Der will alles gratis haben. (Erhebt sich schnell.) Es kommt jemand.

Fedor (tritt schnell ein mit einem geöffneten Briefe): Aha! Du läßt Dich von Herren hier in unserem Zimmer besuchen! Das ist stark. Denn mir gilt Ihr Besuch wohl nicht, mein Herr?

Rosenkranz (verlegen): Ich kann, um Ihnen und Fräulein Bianca mitzuteilen, daß es mir gelungen ist, den Redakteur zu bereden, nichts über den gestrigen Vorfall zu berichten. Ich glaubte, ich würde Sie hier treffen.

Fedor: Ich danke Ihnen, mein Herr.

Rosenkranz: Bitte sehr. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen. Adieu! (Geht.)

Fedor: Adieu, mein Herr. — Du schändliche Dirne, wieder dieser

Gigerl! Und obendrein traktierst Du ihn mit Wein? Bist Du verrückt?
(Schenkt sich von dem Wein ein.)

Bianca: Den Wein hat er selbst bezahlt.

Fedor: So? Trotzdem verdienstest Du einen Denzettel. Aber ich habe jetzt anderes vor. Hier ist ein Brief vom Direktor, Du nichtsinniges Geschöpf; er schreibt, daß wir augenblicklich fortgejagt werden, wenn etwas ähnliches wie gestern wieder passiert. Er sei nicht daran gewöhnt, daß das Publikum sieht, wie seine Artisten besoffen sind, schreibt er.

Bianca: Ich lehre mich nicht an seinen Quatsch, und übrigens warst Du ebenso betrunken wie ich.

Fedor: Halts Maul, sonst haue ich Dich, daß Du gelb und grün wirst. Ich habe mich gestern nicht prostituiert, wie Du es gethan hast. Es war geradezu ein Skandal. Und mit einer solchen Person ziehe ich umher! Ich glaubte, Dein Gesicht und Dein hübscher Körper sollten mir Nutzen bringen, Du machst Dich ja aber unmöglich. Das Beste wird sein, daß ich Dich Deine eigenen Wege gehen lasse, sobald wir hier fertig sind. (Trinkt fortwährend vom Wein und raucht Cigaretten, die er selbst rollt.)

Bianca: Thue es nicht, Wilhelm! Jage mich nicht von Dir, hörst Du? Ich habe mich doch Dir ganz hingegeben, und ich habe doch so viele Vorzüge, die Dir helfen, Geld zu verdienen. Das Gestrige mußt Du verzeihen; es soll nicht wieder geschehen. Ohne Dich wüßte ich nicht, wo ich ein neues Engagement erhalten sollte.

Fedor: Das bleibt Deine Sache. Komme aber nur nicht mit diesen hochtrabenden Phrasen, thue doch nicht so, als ob Du wunder was wärst! Ich kenne Dich und Deine Geschichte und weiß, was Du wert bist. Es ist mir ein Leichtes, Ersatz zu finden. Yellona hat Lust, mit mir zu arbeiten.

Bianca: Die Gans!

Fedor: Ja, andere kannst Du kritisieren. Deine ganze Größe ist Deine Einbildung. Du warst beim Theater unmöglich geworden und wurdest fortgejagt. Du willst Künstlerin sein, pah! Nicht soviel taugst Du dazu, und was Deine sogenannte Hingebung betrifft — ich danke dafür! — Du hast in den letzten fünf Jahren wenigstens fünfzig Männer betrogen. Sei froh, daß ich mich Deiner überhaupt angenommen habe.

Bianca: Ich dulde nicht, daß Du mich in dieser Weise beleidigst. Ich bin Dir doch überlegen. Fünf Jahre hindurch habe ich bei den besten Gesanglehrern studiert, habe in den feinsten Kreisen verkehrt und habe Bildung, und Du — ha! — ein Klempnergehilfe, der sich mit dem Namen Fedor auspußt! Du hast kein Recht, mir Moral zu predigen.

Fedor: Halte Dein Maul, sonst kriegst Du Haue; nur davor hast Du Respekt. Mich blendest Du nicht mit Deinen hochvornehmen Redensarten.

gleich | Bianca: Ah — ah — ah — — —
zeitig |

Fedor: Hör' doch die Töne, Estrella, (usw. bis:) Die Nacht zu genießen.
(Hier wird die Probe dadurch unterbrochen, daß der Gerichtsvollzieher eintritt.)

Gerichtsvollzieher: Hier lebt man ja lustig. Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe. Sind Sie Fräulein Bianca vom Elysium?

Bianca: Ja.

Gerichtsvollzieher: Ich bin der Gerichtsvollzieher; bitte, hier ist mein Ausweis. Ich habe hier eine Forderung an Sie (zeigt ihr ein Papier): 116 Mark, Unkosten 30 Mark, im Ganzen 146 Mark.

Fedor (nimmt die Klage): Zum Teufel, was ist das? Atlas, seidene Bänder, Diablen — Du bist wohl wahnsinnig, Du eitle Puzpuppe!

Bianca: Kommt es denn nicht hauptsächlich darauf an, daß ich auf der Bühne hübsch aussehe?

Fedor: Alles mit Maß. Nun hilf Dir selbst aus der Patsche.

Gerichtsvollzieher: Können Sie mir die 146 Mark bezahlen, dann werden Sie keine weiteren Unannehmlichkeiten haben.

Bianca: Augenblicklich ist es mir leider unmöglich, zu bezahlen.

Gerichtsvollzieher: Dann habe ich den Auftrag, Ihre Sachen zu pfänden.

Fedor: Da sollte auch der Teufel —

Gerichtsvollzieher: Verehrter! regen Sie sich nicht unnützlich auf.

Bianca: Ach Gott, ach Gott! können Sie nicht ein wenig warten, ich werde versuchen, das Geld heranzuschaffen.

Gerichtsvollzieher: Ich kann nicht warten; ich habe noch andere Gänge.

Bianca: Sie machen mir es ja unmöglich, heute Abend aufzutreten. Seien Sie doch vernünftig.

Gerichtsvollzieher: Sie haben keine Ursache, mich der Unvernunft zu beschuldigen. Ich thue nur meine Pflicht. Haben Sie gar kein Geld bei sich?

Bianca: Nein.

(Der Gerichtsvollzieher greift in ihre Tasche, nimmt ein Portemonnaie hervor und öffnet es.)

Bianca: O Gott, diese Erniedrigung! Fedor, wie kannst Du es dulden?

Fedor: Ja, was kann ich dabei thun?

Gerichtsvollzieher: Sechshundsechzig Pfennig; ist das alles, was Sie haben?

Bianca: Ja.

Gerichtsvollzieher (nimmt Feder und Tintenfaß aus seiner Tasche und

notiert den Betrag): Was haben Sie von Wertgegenständen? Sie haben da an den Fingern einige Diamantringe; sind sie echt?

Bianca: Nein.

Gerichtsvollzieher (nimmt ihre Hände und sieht sich die Ringe an): Sie haben recht, die können Sie behalten. Haben Sie keine Uhr? (Will ihre Taillie untersuchen.)

Bianca: Rühren Sie mich nicht an! Ich habe keine Uhr. O Gott, diese Brutalität!

Gerichtsvollzieher: Was haben Sie sonst? Was ist in diesem Korb?

Bianca (setzt sich auf den Korb): Es sind meine Kostüme. Die dürfen Sie nicht nehmen.

Gerichtsvollzieher: Ich nehme alles, was Auktionswert hat, bis der Betrag einigermaßen gedeckt ist. Bitte, erheben Sie sich und machen Sie den Korb auf.

Bianca: Ach Gott, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, thun Sie es nicht! Seien Sie nicht so grausam! Sie machen meine ganze Karriere unmöglich.

Gerichtsvollzieher: Ich kann keine Rücksicht darauf nehmen. (Zieht sie fort und öffnet den Korb.)

Bianca (weinend, zu Fedor): Mensch, stehe mir bei; es gilt doch auch Deine Interessen.

Fedor: Ich kann hier nichts thun; Du liegst nur, wie Du Dich gebettet hast.

Gerichtsvollzieher (nimmt die Kostüme heraus): Ei, ei! lauter feine Kostüme aus Seide und Atlas. Was ist das? Eine Schachtel mit Schmuckstücken. Natürlich unecht. Etwas Wert haben sie doch. Ei! am Boden liegt ein goldener Ring.

Bianca: Den dürfen Sie nicht nehmen (fällt auf die Kniee vor ihm); bitte, nehmen Sie ihn nicht, nehmen Sie ihn nicht!

Gerichtsvollzieher: Weshalb nicht?

Bianca (erhebt sich): Es ist mein Trauring.

Fedor: Nanu?

Gerichtsvollzieher: Wie meinen Sie?

Bianca: Den Ring habe ich von — meinem Mann.

Fedor: Ah!

Gerichtsvollzieher: Sie sind ja Fräulein, haben doch keinen Mann.

(Zu Fedor): Sind Sie vielleicht ihr Mann?

Fedor: Nein, Gott behüte!

Gerichtsvollzieher: „Gustav“ steht drinnen geschrieben. Das ist aber ganz egal. Der Ring kommt zu dem übrigen.

Bianca: Lassen Sie mir nur den Ring, dann können Sie alles andere nehmen.

Gerichtsvollzieher: Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen. (Notiert.) Also ein Korb mit Kostümen, unechten Schmuckstücken und einem goldenen Ring. Was ist in diesem Korbe?

Fedor: Der gehört mir; den rühren Sie nicht an. (Öffnet den Korb.) Sie sehen, lauter Herrenkostüme.

Gerichtsvollzieher: Na! Aber diese Damenperücken, sind das auch Ihre? (Nimmt sie und sieht sich im Zimmer um.) Das Tier da — na, das kann ich nicht gebrauchen. Da ist aber eine Gitarre.

Fedor: Das ist meine; hier steht mein Name drauf. Das Tamburin gehört mir auch.

Gerichtsvollzieher: Na, das wäre also alles. Viel ist es ja nicht. Also: 76 Pfennig bares Geld, ein Korb mit Kostümen, unechten Schmuckstücken und einem goldenen Ring, ferner zwei Damenperücken. (Zu Bianca): Wollen Sie gefälligst dieses Papier unterschreiben; hier an dieser Stelle. (Sie unterschreibt, er öffnet die Thür.) Fischer, kommen Sie herein und nehmen Sie diese Sachen mit.

(Der Dienstmann kommt und trägt die Sachen hinaus.)

Bianca: Daß ich auch noch diese Schmach erdulden muß!

Fedor: Du hast sie ja voraussehen können; nun nützt das Jammern nicht.

Gerichtsvollzieher: Ich bin hier fertig. Können Sie mir heute oder morgen das Geld bezahlen, dann können Sie Ihre Sachen wieder erhalten, sonst werden sie verauktioniert. Adieu. (Geht.)

Fedor: Du erbärmliches Geschöpf! Jetzt stehen wir nun da! Was sollen wir nun heute Abend machen? Gestern Skandal und heute Skandal. Du wirst an die Luft gesetzt.

Bianca: Spare Deine bösen Worte. Es giebt nur einen Ausweg. Ich laufe sofort zu Rosenkranz hin und bitte ihn, mir das Geld zu geben. Damit ist alles gerettet. (Nimmt Mantel und Hut.)

Fedor: Rosenkranz? Dieser Gigerl? Nun, meinetswegen. Er ist vielleicht so dumm. Womit bezahlst Du aber eigentlich Deine Kostüme und seidenen Bänder? Pfui Teufel!

Bianca: Schweig; Du darfst mir nichts vorwerfen. Sag' dem Mädchen, daß sie die Betten macht; es sieht hier ja gräßlich aus. (Geht schnell.)

(Fedor nimmt die Gitarre, schlägt sie an und singt vor sich die Melodie aus „Gasparrone“.)
Es wird geklopft.)

Fedor: Herein. (Der Kellner kommt.)

Kellner: Unten ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.

Fedor: Wer ist es?

Kellner: Es ist ein alter pensionirter Postverwalter, der in den letzten Jahren hier in der Stadt gewohnt hat.

Fedor: Was will er von mir?

Kellner: Ich weiß nicht. Es scheint aber etwas wichtiges zu sein.

Fedor: Lassen Sie ihn heraufkommen.

(Der Kellner geht, Fedor spielt auf der Guitarre; es wird geklopft.)

Fedor: Herein.

(Der Kellner führt Trolle herein und leitet ihn zu einem Stuhl hin. Der Kellner geht.)

Trolle: Guten Tag. Sie müssen entschuldigen, daß ich Sie störe. Es gilt mir aber eine Sache von Wichtigkeit. Ich bin ein sehr alter Mann und außerdem blind. Sie müssen Rücksicht mit mir haben und so freundlich sein, mir meine Dreistigkeit nicht übel zu nehmen, sondern mir zu gestatten, Ihnen ein paar Fragen zu stellen, obgleich ich Ihnen völlig fremd bin.

Fedor: Bitte, Sie wünschen also?

Trolle: Sie treten im Elysium mit einer Dame auf, die sich Bianca nennt. Ihr wirklicher Name ist es wohl nicht?

Fedor: Nein, wahrscheinlich nicht. Wie sie aber eigentlich heißt, weiß ich wahrhaftig nicht; sie hat mir es nie sagen wollen.

Trolle: Kennen Sie ihre Vergangenheit?

Fedor: Ja, so ziemlich.

Trolle: War sie einmal an der Oper?

Fedor: Ja, kurze Zeit.

Trolle: Wissen Sie, ob sie verheiratet war?

Fedor: Verheiratet ist sie gewesen, soviel ich weiß sogar ganze fünf Jahre, obendrein soll es ein angesehenener und tüchtiger Mann gewesen sein, ein Recitator.

Trolle: Wissen Sie vielleicht auch, wie dieser Mann hieß?

Fedor: Ja, wie hieß er eigentlich? Ich habe es einmal von einigen Kollegen gehört. Trom — Tros — nein, Trolle war es wohl.

Trolle: Also richtig. Sie wissen nicht, mein Herr, und können nicht verstehen, von welchen schmerzlichen Gedanken der alte, gebrochene Mann, der vor Ihnen sitzt, erfüllt ist. Sie werden aber verstehen, weshalb ich gekommen bin, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Schwiegervater dieser — Bianca bin.

Fedor: Ist es möglich? Das überrascht mich in der That.

Trolle: Ein Bekannter kam heute zu mir und sagte, er sei überzeugt davon, daß sie es sei. Er war gestern im Elysium. Er behauptete auf das bestimmteste, sie wiedererkannt zu haben, obgleich es viele Jahre her sind, daß er sie sah, als sie sich einmal einige Tage mit ihrem Mann, meinem Sohn, hier in der Stadt aufhielt. Fünf Jahre ist sie verschwunden

gewesen, jede Nachforschung ist vergeblich geblieben. Sie werden es mir deshalb nicht übel nehmen, daß ich alter Mann Sie jetzt besuche; ich mußte Gewißheit haben.

Fedor: Ich verstehe es.

Trolle: Erlauben Sie mir die Frage: in welchem Verhältnis stehen Sie zu ihr?

Fedor: Nun, wir arbeiten zusammen und leben zusammen, so wie Artisten es gewöhnlich thun. Es ist übrigens nur ein halbes Jahr her, daß wir zusammen arbeiten.

Trolle: Ich hörte unten, daß sie eben ausgegangen sei. Wissen Sie, ob sie bald zurückkommen wird?

Fedor: Nein, darüber weiß ich nichts. Sie wünschen sie wohl zu sprechen?

Trolle: Allerdings. Es thut mir leid, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme, Sie müssen mir aber noch einige Fragen gestatten. Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen.

Fedor: Gewiß; ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung.

Trolle: Können Sie mir etwas darüber sagen, was sie in den letzten fünf Jahren gemacht hat?

Fedor: Was ich darüber weiß, habe ich von anderen gehört. Sie redet nichts davon. Zu Anfang trat sie an einigen kleinen Opernbühnen auf, sie hatte aber nicht Stimme genug.

Trolle: Nach Schluß der ersten Saison verschwand sie.

Fedor: Ich glaube, sie folgte einem Kapellmeister an eine kleine Sommeroper. Da es mit dem Singen nicht ging, versuchte sie sich als Schauspielerin bei einigen unherreisenden Truppen; sie hatte aber auch damit keinen Erfolg, trotz ihrer Jugend und ihrem hübschen Außern, — das Talent fehlte. Dann ging sie zur Variétébühne über; hier hat sie es mit allein möglichen versucht. Sie ist als Walzerfängerin, Kostümsoubrette, Verwandlungstänzerin, Kunstpfeiferin und Gott weiß was aufgetreten. Es hat aber immer etwas gefehlt — das rechte, angeborene Talent. Ihre einzige Kunst besteht darin, daß sie sich mit wirklich seltenem Geschmac kostümiert und frisiert.

Trolle: Sie blieb also nicht lange mit diesem Kapellmeister zusammen?

Fedor: Nein, das dauerte wohl nur ein paar Monate. Solche Verhältnisse dauern gewöhnlich nicht länger. Sie ist durch viele Hände gegangen, bevor sie zu mir kam. Das bringt ja auch das Theater- und Artistenleben so mit sich.

Trolle: Sie war einmal glücklich verheiratet, hatte einen guten Mann;

alles aber warf sie von sich, um dieses Leben führen zu können. Es ist unbegreiflich.

Fedor: Herr Trolle, ich werde Ihnen den eigentlichen Grund sagen. Sie hat nur ein Streben. Sie will sich dem Publikum in schönen Kostümen zeigen, will bewundert sein — das ist der alleinige Inhalt, das ganze Ziel ihres Daseins. Dafür opfert sie alles. Außerdem glaubt sie, Künstlerin zu sein, das ist aber ein großer Irrtum.

Trolle: Spricht sie nie von den Menschen, die sie verlassen hat? Weiß sie von dem Kummer und Unglück, das sie angerichtet hat?

Fedor: Ich glaube nicht. Sie ist hart und egoistisch und denkt gewiß keinen Moment an die Leute, mit denen sie früher in Verbindung stand. Ich habe sie jedenfalls nie von ihren Angehörigen reden hören. Ihr Mann tötete sich ja — ach, entschuldigen Sie, ich vergaß, daß Sie —

Trolle: Nein, er tötete sich nicht, es wäre aber das beste gewesen, wenn er tot wäre.

Fedor: Er lebt also noch?

Trolle: Ja.

Fedor: Wo?

Trolle: Bei mir.

Fedor: Hier in der Stadt?

Trolle: Ja.

Fedor: Hat er eine Stellung hier?

Trolle (lacht höhlich): Er? Er ist wahnsinnig, ist es seit fünf Jahren. Ich alter blinder Mann und mein armer verrückter Sohn, wir gehen noch umher als die einzigen zurückgebliebenen Tränmer des Glücks, das sie vernichtet hat.

(Bianca tritt ein.)

Fedor: Da ist sie.

Bianca: Mein Gott, wer ist das?

Fedor: Dein Schwiegervater.

Trolle: Sind Sie es, Elisabeth? Sie hatten wohl nicht erwartet, mich noch einmal zu sehen? Ich sehe Sie allerdings nie mehr, seit mehr als vier Jahren bin ich blind. — — — Sie sagen nichts?

Bianca: Ich weiß nicht, was ich sagen soll; diese Überraschung kommt so plötzlich, mir ist so seltsam zu Mute, so viele vergessene Gedanken stürmen auf mich ein.

Trolle: Ja, ja.

Fedor (halblaut zu Bianca): Hast Du das Geld gekriegt?

Bianca: Hier ist es; gehe und löse die Sachen ein, beeile Dich. (Nimmt Hut und Mantel ab.)

Fedor: Sie müssen mich entschuldigen, Herr Trolle, ich muß gehen,

ich habe Geschäfte zu besorgen. Bianca kann Ihnen ja jetzt alles erzählen. Adieu. (Weht.)

Trolle: Adieu. Wir sind also allein, Elisabeth. Die Stunde der Abrechnung ist gekommen.

Bianca (tritt vor ihm nieder): Zürnen Sie mir nicht zu sehr, verfluchen Sie mich nicht. Ich habe viel Schlechtes gethan, ich sehe es ein, ich konnte aber nicht anders, es mußte so kommen, meine Natur ist nun einmal so.

Trolle: Stehen Sie auf; es ist jetzt zu spät, um Verzeihung zu bitten. Ein Mensch ist kein Tier, ein Mensch muß das Böse in seiner Natur beherrschen können. Sie aber wurden allen Ihren Pflichten untreu und wurden dadurch eine grausame Mörderin. Sie wissen nicht, um welche Verzweiflung, welchen Kummer der Applaus erkauft ist, den Ihnen Ihr Tingeltangelpublikum spendet.

Bianca (erhebt sich): O Gott, seien Sie doch nicht zu hart gegen mich.

Trolle: Verdienen Sie Schonung? Sie haben unbarmherzig alle geopfert, die Ihnen nahe standen, damit Sie Ihren Ehrgeiz, Ihre lächerliche Eitelkeit befriedigen und das Ziel erreichen konnten, das Sie jetzt erreicht haben: Tingeltangelhanteuse, ein so gut wie öffentliches Frauenzimmer zu sein. Meine Vorfahren waren rechtschaffene, angesehene Menschen, Sie haben Schmutz und Schande in unsere Familie gebracht. Das ist aber das wenigste. Was Sie sonst auf Ihrem Gewissen haben, wiegt schwerer.

Bianca: Schonen Sie mich, schonen Sie mich!

Trolle: Jeder muß die Folgen seiner Thaten tragen. Wie man säet, erntet man. Ich werde Ihnen keine unnötigen Vorwürfe machen, ich will nicht Ihr Henter sein, Sie sollen aber wissen, welche Opfer es gekostet hat, daß Sie auf einer Variétébühne niedrigsten Ranges gaukeln können. Die Strafe kann ich Ihnen nicht erlassen.

Bianca: Ihre Anwesenheit hat mich plötzlich ganz umgewandelt. Sie haben recht, in jeder Beziehung recht. Reden Sie, sagen Sie mir alles, was Sie zu sagen haben, erzählen Sie mir alles über Sie, meine Eltern und — die anderen. In fünf Jahren habe ich keine Zeit gehabt, daran zu denken. Es ist entsetzlich, es ist aber nun einmal so gekommen.

Trolle: Es giebt viel Trauriges zu erzählen. Es ist leichter, es anzuhören, als es zu erleben. Vielleicht aber kann Ihre verlorene Seele dadurch gerettet werden, wenn noch eine Spur von menschlichem Gefühl bei Ihnen übrig ist.

Bianca: Reden Sie, verurteilen Sie, ich bin nun weich und demüthig, fühle mich so grenzenlos unglücklich und verzweifelt, seitdem Sie so viele vergessenen Erinnerungen zurückgerufen haben. Lassen Sie mich alles hören. Wie haben Sie mich gefunden?

Trolle: Ich wohne hier in der Stadt; ein Bekannter von mir erkannte Sie; seitdem ich blind wurde, wohne ich hier mit meinem Sohn.

Bianca: Ihres Sohn? Gustav? Er lebt?

Trolle: Körperlich, ja; geistig ist er tot. Er ist unheilbar wahnsinnig.

Bianca: O Gott! Bin ich — bin ich — schuld daran?

Trolle: Ja. Nur Sie.

Bianca: Ah! Es stand doch damals in den Zeitungen, daß er sich ertränkt hätte.

Trolle: Ja, man glaubte es, weil er nicht zu finden war, und weil sein Hut an einem See gefunden wurde. Sie sollen alles erfahren. Was ich Ihnen erzähle, hat mein Sohn mir nicht gesagt; er hat eigentlich nie etwas von Ihnen erzählt; als er aber gefunden wurde, hatte er ein dickes Heft bei sich, eine Art Tagebuch, worin er alles aufgezeichnet hatte, was er seit dem Tage erlebt, da er entdeckte, daß Sie ihm untreu waren. Ich weiß deshalb, in welchem hohem Grade Sie gegen ihn gesündigt haben, und Sie sollen keinen Versuch machen, Ihr Benehmen beschönigen zu wollen.

Bianca: Ja, ich habe schlecht gegen ihn gehandelt. Er war so gut. Wir paßten aber nicht für einander, alle Menschen hielten ihn für meinen Vater, und ich war so jung und hatte nun einmal den Theaterweg betreten.

Trolle: Wenn man wie Sie fünf Jahre lang glücklich verheiratet gewesen ist, muß man wahnsinnig oder wie eine Verbrecherin veranlagt sein, um so handeln zu können, wie Sie es gethan haben. Ich weiß, Sie bildeten sich ein, modern und normal zu sein; modern waren sie vielleicht, aber normal? Das Leben, das Sie jetzt führen, muß es Ihnen doch sagen, auf wie schreckliche Abwege Sie geraten sind.

Bianca: Ja, Sie haben recht; ich sehe es jetzt ein. Ich habe viel gelitten in den letzten fünf Jahren.

Trolle: Wir beiden Alten, meine Frau und ich, lebten in unserem kleinen Hause auf dem Lande so glücklich bei dem Gedanken, daß unser einziges Kind ein so angesehener Mann sei und eine so herrliche Frau habe. Wir wußten, wie glücklich Sie mit einander lebten. Sein Ziel war, daß Sie eine große Künstlerin werden sollten, und er lebte und arbeitete nur für Sie und dieses Ziel. Unser Lebensabend schien schön und friedlich werden zu wollen; wir ahnten nicht, daß ein dämonisches Weib daran arbeitete, uns zu vernichten, damit es seinen bestialischen Trieben folgen könne.

Bianca: Seien Sie nicht so grausam!

Trolle: Von unserem Sohn hörten wir ja nur selten; den letzten Brief erhielten wir vor fünf Jahren zu Weihnachten. Er hielt sich damals einige Wochen bei Ihnen auf — ja, das heißt, er war in derselben Stadt wie Sie — es war Ihr erster Winter am Theater. Der Brief enthielt

keine Andeutung von der unglückseligen Lage, in der mein Sohn sich damals befand — kein Wort darüber, daß Sie, um Ihre niedrigen Neigungen zu befriedigen, wegen elender Gaukler Ihren Mann vor den Augen einer ganzen Stadt zum Narren machten, Sie, die ihm alles schuldeten, was Sie waren, Sie, die einmal keine ganze Welt gewesen. Ah! es ist empörend! Es vergingen drei Monate; er gratulierte mir telegraphisch zu meinem Geburtstag, sonst aber hörten wir nichts von ihm, wußten nicht, wo er war. Wir waren aber ruhig und unbekümmert. Wir ahnten nicht, wie er unter den Qualen litt, die Sie ihm bereitet hatten, wie er, da alle seine Versuche, Sie zu retten, gescheitert waren, sich dem Trunke ergab, um seine Schmerzen zu lindern. Alles ist in seinem Tagebuch aufgezeichnet, jeder Buchstabe verdammt Sie. Da liefen Sie fort und verschwanden, so daß selbst Ihre Eltern nie erfuhren, wo Sie waren. Den Begriff Frau, den Begriff Tochter schändeten Sie in gleich hohem Grade. Sie wissen vielleicht nicht, daß Ihre Eltern tot sind, daß Sie auch sie in das Grab gebracht haben?

Bianca: O Gott, was sagen Sie?

Trolle: Ihre Mutter starb am Herzschlag, wenige Monate, nachdem Sie verschwunden waren; sie konnte die Schande nicht ertragen, die ihre ungeratene Tochter über sie gebracht hatte. Ihr Vater versiel dem Trunke; er starb vor einem halben Jahre im Armenhaus am Delirium. Jus Elend haben Sie die gebracht, die Ihnen am nächsten standen.

Bianca: Nein, nein, es kann nicht wahr sein! Meine armen Eltern!

Trolle: Es thut Ihnen leid, nicht wahr? Es schmerzt Sie? Sie fühlen aber nicht den hundertsten Teil der Leiden, die Sie anderen verursacht haben. Der entsetzliche Kummer, der meinen Sohn verzehrte, und sein zunehmender Hang zum Trinken ruinierten sein Gehirn. Er reiste noch immer von Stadt zu Stadt, seine Recitationen aber waren matt und erfolglos. Da verschwanden Sie; er suchte Sie überall, aber vergeblich; dieser niederträchtige Schritt gab ihm den letzten Stoß. Er sollte eines Abends vor einem großen, feinen Publikum recitieren, sprach aber nur Wahnsinn, machte Skandal und wurde ausgezifcht. Er verließ heimlich die Stadt und sein Hotel; niemand wußte, wo er geblieben. Wir erhielten dann dieses schreckliche Telegramm, das er ertrunken sei. Bald stand es ja auch in allen Zeitungen. Er, unser Stolz, unsere Freude! Und weshalb? Wir ahnten nichts. Die Nachricht tötete meine Frau; gern wäre ich ihr gefolgt, ich blieb aber zurück, um mit Ihnen Abrechnung zu halten. Mein Gram, der Verlust meiner Frau und meines Sohnes brachte mir eine Gehirnkraukheit, die mir das Augenlicht raubte. Kurz nach Ankunft des Telegramms schrieb ich an Ihre Mutter; von ihr erfuhr ich, daß Sie schon lange eine treulose und schlechte Frau gewesen wären, und daß Sie auch

Ihren Eltern die denkbar größte Sorge gemacht hätten. Einige Monate später arretierte man in einem Dorfe einen Landstreicher; er war im Pfarrhof eingebrochen, um Unterkommen im Gefängnis zu finden, und er war obendrein wahnsinnig. Es war mein Sohn, Ihr Mann. Das ist die Frucht ihrer Saat!

Bianca: O, es ist entsetzlich! Ich sehe es ein, fühle es! Was soll ich machen? Wie ist — Gustav jetzt?

Trolle: Er ist das Brack, wozu Sie ihn gemacht haben. In den ersten Jahren war er wild und rasend und mußte in eine Zwangsjacke gesteckt werden; er wollte Sie fuchen, um Sie und Ihre Buhlen zu töten; nun hat er alles vergessen, ist freundlich und gutmütig, ein wahres Kind, und denkt nur daran, die Lösung der Quadratur des Kreises zu finden. Er sitzt unten und rechnet. Wollen Sie ihn sehen?

Bianca: Ihn sehen? — Ihn? — — Ja, lassen Sie ihn kommen.

Trolle: Bitte, klingeln Sie dem Kellner.

Bianca (schreit): Ich will meine Strafe in vollem Umfange erleiden.

Trolle: Ich wünsche, daß es Ihnen vollständig klar wird, was Sie verbrochen haben.

(Es wird geklopft.)

Bianca: Herein. (Der Kellner kommt.) Es ist der Kellner.

Trolle: Bringen Sie meinen Sohn herauf.

Kellner: Wird besorgt. (Geht.)

Bianca: Mir graut davor, ihn zu sehen. Ich bin wie vernichtet.

Trolle: Das eröffnet die einzige Aussicht auf Rettung Ihrer Seele.

Bianca: Gott, jetzt kommt er!

(Der Kellner läßt Gustav herein.)

Gustav (mit Bleistift und Papier): Es ist ärgerlich, Vater, daß ich gerade jetzt gestört wurde. Ich war gerade daran, es zu finden; ich hatte schon neun Dezimalquotienten. Nun muß ich wieder von vorne anfangen (sezt sich, um zu rechnen); es ist eine so gräßlich weitläufige Ausrechnung.

Trolle: Gustav, kennst Du diese Dame?

Gustav (sieht sie flüchtig an): Nein. Was will sie? Ich habe keine Zeit, mit ihr zu sprechen, ich muß rechnen. (Erblickt den Affen, eilt zu ihm hin.) Aber, was ist das? Das ist ja Mopp! Kleiner Moppel, bist Du es wirklich? Wo warst Du so lange, Moppe? Ja, es ist wahr, Du kamst ja zu dieser Witwe — wie war es doch? (Grübelt nach.)

Trolle (zu Bianca): In wem redet er?

Bianca: Es ist ein Affe. Wir hatten einmal einen Affen, wie Sie vielleicht wissen; er glaubt, es sei derselbe.

Gustav: Kannst Du mir nicht helfen, Mopp? Ich kann mich nicht

herausfinden. Es war da in dieser Villa — und der Garten — nein, ich kann meine Gedanken nicht mehr sammeln. Es ist so lange her.

Trolle: Gustav, kennst Du Deine Frau nicht wieder?

Gustav: Frau? Hahaha. Frau? Ich eine Frau? Ich glaubte einmal, ich hätte eine, es war aber eine verfluchte Hure.

Trolle: Es ist Elisabeth, die Du siehst.

Bianca (wirft sich vor Gustav auf die Kniee): Gustav, kannst Du mir verzeihen?

Gustav: Verzeihen? Elisabeth? Was geht das mich an? Ich liebte einmal einen Teufel, der Elisabeth hieß. Das ist aber lange her. Sie wurde lebendig von den Schweinen gefressen. Das hatte sie redlich verdient, das Scheusal.

Bianca (verzweifelt): Gustav, Gustav!

Gustav: Wir hatten ein Kind, ein süßes kleines Kind mit blauen Augen und roten Wangen; es war unsere Liebe. Da erwachte das Tier in ihr; sie steckte glühende Eisenstangen in die Augen des Kindes, und je mehr es schrie, desto mehr freute sie sich. Sie schnitt des Kindes Herz aus, um es einem Maune zu schenken, der gesagt hatte, daß sie schön sei. Wehe, wehe über sie.

Trolle: Sei nun vernünftig, Gustav. Es ist Deine Frau Elisabeth, die Du vor Dir siehst.

Bianca: Gustav, erkennst Du mich nicht?

Gustav (betrachtet sie näher): Sie? Sie? Unmöglich! Was geht in mir vor? Da ist Wopp, das ist wahr; dann muß es wohl auch sie sein. Die Schweine haben sie also nicht gefressen? Bist Du der Satan, der mich gepeinigt und vernichtet hat? Bist Du gekommen, um mich noch einmal zu töten, du verdammtes Ungeheuer? Vater, sie will nur böses; jage sie fort. (Nimmt die auf dem Tische stehende Flasche.) Wage es nicht, mir nahe zu kommen, ich schlage dich tot.

Trolle: Ruhig, Gustav.

Bianca: Gustav, ich will nur Deine Verzeihung haben, verwehre sie mir nicht.

Gustav: Vater, schaffe dieses Aas fort; ich kann dieses Tier nicht sehen, das uns alle ermordet hat.

Trolle: Ruhig, Gustav. Sie ist in diesem Augenblick vielleicht ebenso sehr zu bedauern wie Du.

Bianca: Gustav, verzeihe, verzeihe mir; ich kann ohne Deine Verzeihung nicht länger leben.

Gustav: Rühre mich nicht an, schmutzige Dirne. Ich verfluche Dich. Pfui! (Spuckt auf sie.)

Bianca (erhebt sich): Nein, das kann ich nicht aushalten, es soll ein Ende haben. (Eilt zu dem Waschtisch und nimmt eine kleine Flasche hervor.)

Trolle: Was thun Sie, Elisabeth?

Gustav: Sie steht mit einer Flasche da. Sie will wahrscheinlich wieder Gift nehmen. Damit hat sie früher gedroht. Komödienspiel!

Trolle: Was machen Sie, Elisabeth?

Bianca: Ich will meine Sünde sühnen.

Gustav: Vater, sie trinkt die Flasche aus.

Trolle (erhebt sich und tastet umher): Was sagt Du? Was ist es, Elisabeth?

Bianca: Es ist geschehen; (schreit) o Gott, o Gott, wie es brennt (stürzt auf den Fußboden nieder); ah — ah.

Gustav: Da liegt sie. Nun kann ich weiter rechnen. (Setzt sich und rechnet.)

Trolle (biegt sich über Bianca nieder): Können Sie nicht aufstehen, Elisabeth?

Bianca (stöhnend): Alles, was ich gethan habe, erlebe ich wieder. Oh, Schonung, Schonung! Betet für mich, betet für mich. Gott im Himmel, verzeihe mir. Nun sühne ich meine Sünde.

Trolle: Gustav, helfe ihr doch, bringe Wasser, rufe den Kellner!

Bianca (röchelnd): Nicht helfen — tot — tot — verzeihe.

Trolle (tastet im Zimmer umher): Die Thür, die Thür! Wo ist die Thür, Gustav?

Bianca (schreit auf und stirbt): Gustav!

Gustav (rechnend): Jetzt fressen sie die Schweine. Hahaha.

Trolle (hat die Thür gefunden, öffnet sie): Hilfe, Hilfe!

(Während der letzten Reden fällt der Vorhang langsam.)



Ein Märchen.

Von N. von Kalantarow.

(Moskau.)

Tiefe, durch nichts gestörte Stille herrschte in dem großen, mit fürstlicher Pracht ausgestatteten orientalischen Gemach.

Eine ehrwürdige Greisengestalt, in einem seidenen Talar, mit edlen, wenn auch strengen und ersten Gesichtszügen, saß an einem großen eichenen Tisch. Eine von der Decke herabhängende Ampel verbreitete ein zu spärliches

Licht, als daß man hätte unterscheiden können, was den alten Mann zu so später Zeit, denn es war kurz vor Mitternacht, am Tische festhielt.

Plötzlich erhob sich der Greis, faltete seine Hände, kaum merklich bewegten sich seine Lippen, er schien zu beten.

Mit einem Mal klatschte er dreimal in die Hände: ein junges, wunderschönes Mädchen erschien gleich darauf, und verneigte sich tief vor ihm, ohne jedoch ein Wort zu sagen.

Mit einer kurzen Handbewegung lud sie der Greis zum Sitzen ein, dann stand er auf, sagte mit seinen bebenden Händen ihren Kopf, bedeckte ihn mit laugen, innigen Küssen, nahm Platz an ihrer Seite, ergriff ihre Hand und sprach also zu dem Mädchen:

„Mein teures Kind, in meinem Nachlaß wirst Du mein Tagebuch finden, darin habe ich die Geschichte meines und Deines Lebens mit möglichster Genauigkeit niedergeschrieben; obgleich Du nur meine Pflegetochter bist, vermache ich Dir mein ganzes, sehr ansehnliches Vermögen, Du kannst damit schalten und walten wie es Dir beliebt, vergiß nur die Armen und Waisen nicht, bedenke, daß auch Du vordem eine solche warst. Doch alles Nähere hierüber und manches Andere wirst Du im obenerwähnten Tagebuche finden.“

„Nun aber fasse Deinen ganzen Mut zusammen und beweise mir, daß Du ein ebenso tapferes, wie gehorsames Kind bist, höre mich an und erfülle ohne Zögern und Bedenken, was ich von Dir fordere, es soll meine letzte Bitte hienieden sein.“

„Ich muß und darf, wenn der Morgen anbricht, nicht mehr unter den Lebenden weilen. Sei still, mein Kind, und unterdrück mich nicht, ich habe es vor langer Zeit bereits bedacht und beschlossen, und in diesem meinen Entschlusse werden weder Deine Thränen und Bitten, noch Deine Weigerung, meine Bitte zu erfüllen, mich wankend machen; also höre und handle darnach.“

„An der Decke meines Schlafzimmers habe ich eine Schlinge befestigt, ein Schemel steht darunter, es ist also alles bereit, um mich ins Jenseits zu befördern, doch nach den Gesetzen und Gebräuchen meiner Väter kann und darf ich nicht als Selbstmörder enden.“

„Zuerst beschloß ich, daß Du mir diesen letzten Dienst erweisen sollst, indem Du den Schemel unter meinen Füßen wegnimmst; doch ich glaube, dies wird Deine zarte Mädchennatur nicht ausführen können und deshalb befehle ich Dir, sobald ich mich in mein Zimmer zurückgezogen haben werde, meinen alten Sklaven dahin zu schicken, er soll an Deiner Statt diese traurige Pflicht, diesen letzten Dienst an mir erfüllen; hiefür wirst Du ihm in meinem Namen die Freiheit schenken und die für ihn bereit liegenden 3000 Goldstücke einhändigen. Dies mein letzter Wunsch und Befehl.“

Raum schwing der Greis, als ihm das Mädchen folgendes kalt und ruhig zur Antwort gab:

„Warum, o Vater! willst Du mir diese 3000 Goldstücke entziehen und sie dem gemeinen Sklaven schenken, für einen Dienst, den ich ebenso genau ausführen will und kann; ich fühle, daß ich den Mut dazu vollkommen besitze.“

Hierauf erwiderte der Greis nichts, er verließ den Platz an der Seite des Mädchens und entfernte sich mit raschen Schritten in sein Schlafgemach.

Als das Mädchen nach kurzer Zeit dort eintrat, sah es den Alten als Leiche an der Decke hängen.



Auch Einer!

(Zu Otto Julius Bierbaums Bildnis.)

Von Edgar Steiger.

(Xipzig.)

„Aber der freie Mensch,
Krankenden Blick
Schreitet er aus mit frühlichen Schritten,
Offenen Armen,
Weber die Striche der falschen Bitte,
Weber die Stachelgeheke der Furcht,
Weber die Pfützen gemeiner Daseinsheit,
Ordnung sich süßlich überglücklich,
Angewärmt vom eigenen Unflat,
Graus Philtiker fühlen.“

Ans Bierbaums „Erlebten Gedächtnis“.

Der furchtbare Ragenjammer, mit dem die moderne Lyrik aus dem *Virum-Varum*-Traum der Stiefelverfausenden Minnesänger vor etwa zehn Jahren erwacht ist, beginnt allmählich zu verdunsten. Die wehzuckenden Grimassen, mit denen die Übergangsmenschen der achtziger Jahre das ungewohnte Tageslicht begrüßten, wandeln sich mehr und mehr in ein sonnenfrohes Lachen; die moralische Selbstpeinigung, in der sich jeder Kater — und zumal ein solcher Weltkater — austobt, schlägt plötzlich in trunkenen Daseinsfreude um, und wo noch eben die Klagelieder sich selbst zerfleischender Büßer wimmerten, da schallt und wiederhallt heute das große Jauchzen der Lebendigen. Und dieser Lebendigen Einer ist Otto Julius Bierbaum, der

Verfasser der „Erlebten Gedichte“ (Berlin, Wilhelm Ihsleib, 1892) und der „Studentenbeichten“ (München, Verlag von Dr. E. Albert u. Co.).

Ja, diese Gedichte sind wirklich erlebt; da ist keine Zeile gemacht, kein Vers geschöngeistert. Im Gegenteil! Manches ungeschickte Rhythmengebilde verrät nur allzu deutlich seinen menschlich-allzumenschlichen Ursprung; gar mancher buntschwebige Erlebnisbogen, mit dem der Dichter seine poetischen Hosen gestickt hat, baumelt an einem gar zu losen Faden und droht jeden Augenblick abzureißen. Aber ein Bierbaum lehrt sich nicht daran und kann sich nicht daran lehren. Er kann sich eben nicht, wie die akademischen Liederfabrikanten, jeden Augenblick zerteilen, um genau festzustellen, wo der Mensch aufhört und der Dichter anfängt. Er lebt nicht nur, wie der verschreibende Philister, sondern er erlebt auch etwas! Und während unsere Alltagspoetlein stets dichten, was sie nicht erleben (denn würden sie das Gegenteil thun, so käme nichts als ein gedichtetes Mittagessen, ein rhythmisierter Rausch mit Joten und etwa noch ein versifizierter Beischlaf heraus!), so dichtet Bierbaum frisch drauflos, was er erlebt, gleichgültig, ob es den Beifall der feigenblattwütigen Tugendhüter und der staatlichen Litteraturhebeammen findet. Auch Einer! Auch Einer! rief ich unwillkürlich aus, als ich Bierbaums Gedichte las. Auch Einer, der es wagt, ein Mensch zu sein!

Ja, es geht wie ein einziges großes Aufatmen durch diese bunten Lieder, die bald in faugbaren Volkweisen lustig hintrollen, bald in regellosen Rhythmen dithyrambisch himmelanlettern, bald in meisterhaft stilisierter Prosa ihre Gedankenfracht abladen. Und man merkt es jeder Zelle an, ob sie im Dunst der Großstadt oder in freier Bergluft, ob sie in Berlin, Leipzig oder München zu Papier gebracht wurde. Es ist eben alles Natur, was Bierbaum dichtet. Daher dieser intime Stimmungszauber, der über all diesen Liederblüten zittert. Gibt es etwas einfacheres als die schlichte Volkweise, die mit den Worten anhebt:

„Nun ist die Blütezeit vorbei,
Die grüne Wiese gilbt sich schon, —
Vergangen ist der Mai“?

Und doch, wie spricht sich in ihr schon das gesunde Fühlen des „Freien“ aus, der lächelnd dem „wie Abendrot verglimmenden“ Glück nachblickt und sich mit der „fröhlichen Zuversicht“ tröstet:

„Mit Lachen flog mir fort das Glück,
Ich aber weiß: im nächsten Mai
Kehrt's lachend mir zurück.“

Man kann sich keine größeren Gegensätze denken, als diese rein musikalischen Stimmungslaute und die grandiose Plastik phantastischer Naturschilderung, die in Bierbaums freien Rhythmen das Seelenange des Hörers entzückt:

„Die grauen Geierfittige der Nacht
 Rauschen über den See.
 In seinen erzenen Fängen hält der Riesenvogel
 Die Leiche des Tages.
 Eine Blutspur hinter ihm her
 Weilt nach Westen.
 Die schwarzen Augen des Waldes
 Heben die Nadelwimpern
 Und starren stumm
 Dem Fluge des Räubers nach.“

heißt es in der „Abendandacht“. Ist das nicht ein gebichteter Böcklin?

Man kann sich denken, daß ein Stimmungsmaler, der schon für die leblose Natur so verschiedene Farben auf seiner Palette hat, auch für seine Liebeserlebnisse das rechte Kolorit finden wird. Und in der That, mag er sein treuherziges Münchener Wäschermadl, dessen prächtiges Konterfei er in den „Studentenbeichten“ bringt, oder die hingebende Josephine, oder die treue Gusti besingen, immer überraschen uns die warmen Lokaltöne, die wie weiche Lustwellen die frischen Mädchengestalten umfließen, und gerne nehmen wir dafür manche Schnoddrigkeit des Ausdrucks, manchen versifizierten Bierzipsel mit in Kauf. Bleiben wir doch mit jener sentimentalen Limonade verlogenen Kasstratentums, die unsere Frauen-Almanache so unauslöschlich macht, ein für allemal verschönt und schlürfen dafür den frischen Wein gefunder Sinnlichkeit. Denn ein freier Mensch, wie Bierbaum ist, schämt sich seines Leibes nicht, wie unsere Theologen, die beim Verriichten der Notdurst jeweils die Augen zum Himmel empor schlagen, um ja nicht etwa das Gefäß der Sünde, mit dem der Herrgott ihren Leib verunziert hat, mit ihrem lüfternen Auge zu streifen.

„Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.
 Wo wohnt sie? — Unten am Gries.
 Wo die Har rauscht, wo die Brücke steht,
 Wo die Wiese von flatternden Hemden weht,
 Da liegt mein Paradies.“

Gelt? das ist ein echter Klang aus der alten Burschenherrlichkeit, wie wir sie alle, die wir nicht im Bier-, Skat-, Nobel- und Pautbodenfumpf untergegangen sind, in tausend Gestalten erlebt haben. Bierbaum kennt ihn, diesen stinkenden Sumpf, in dem unsere künftigen Amtsrichter und Staatsanwälte sich zu Verteidigern des ödesten Philisterdaseins vorzubilden pflegen. Wer seine „Studentenbeichten“ liest, der erschrickt beinahe vor dieser mit Händen zu greifenden Wirklichkeit und fragt sich vielleicht: „Wo mag mich der Kerl nur belauscht haben? Im „Casé Kamerun“ in Leipzig oder im „National“ in Berlin?“ Nicht, daß Bierbaum uns hier etwa einen jener Kellnerinnenromane aufstischte, mit denen wir in den letzten

Jahren bis zum Erbrechen überfüttert wurden. Nein! Der Studentensumpf ist meist nur die dunkle Folie, von der sich die wenigen Prachtsterle männlichen und weiblichen Geschlechts, deren Lebensepisoden er uns schildert, um so leuchtender abheben. Und selbst über dem wüsten Tümpel, an dessen Ufern diese herbduftigen Menschenblumen blühen, zittert in tausend spielenden Lichtern der neckische Mondschein echten Humors.

Ja, Bierbaum ist ein Meister des Humors. Er stellt sich mit uns oben auf die Weltkuppel, beguckt von da die winzigen Menschentierchen, die dort unten wie Ameisen durcheinanderzappeln, und lacht dazu aus vollem Herzen. Und weil er lachen kann, stören ihn auch die Gegensätze des Lebens nicht. Man lese nur seine „Nachtfahrt im Frühling“, in der er einen ihm im Coupé gegenüberstehenden Geschäftsreisenden folgendermaßen schildert:

„Aber nur eine von jenen furchtbarn
Gottesruten, die hundertfältig
Nach allen Seiten des Erdrunds täglich
Über die Welt hinsegen, zur Seite
Jenes ominös-lacklederne
Warenpaket und im Munde immer,
Zimmer und ewig dieselben schlechten,
Nicht wohlduftenden Wige und Joten: --
Nur ein adonijisch glatter
Kaufmannsreisender, blaubezügert,
Gloht mich an mit dem Blicke der Bemt,
Welcher der Leinwandbranche eigen.“

Doch genug! Wer Bierbaum liest, fühlt, daß er ein Stück Natur vor sich hat. Wein freilich die große, freie, nackte Natur zuwider ist, der geh' ihm aus dem Wege! Wer aber in Morgenrot und Frühtau baden will, der greife zu diesen Gedichten und Geschichten, gleichviel ob Mann oder Weib! Denn:

„Natur, mein Freund, ist immer sitzlich.
Der Staatsanwalt freilich ist unerbittlich.
Jüngst hat er ein Andachtsbuch konfisziert,
Weil sich zwei Fliegen drauf kopuliert.“



Taine. *)

Von Karl Bleibtreu.

(Schweiz.)

Der Weltruhm des jüngst verstorbenen Gelehrten beruht auf seinen zwei großen Werken, „Geschichte der Englischen Litteratur“ und „Der Ursprung des zeitgenössischen Frankreich“ oder, wie der Titel hätte eigentlich lauten müssen: Analytische Geschichte der Revolution und Napoleons, von innen heraus gesehen und entwickelt. Vielleicht dürften wir noch boshaft hinzusetzen: Nämlich gesehen mit den besonderen Augen Taines, gemäß seinem Milieu und seiner Individualität.

Dieser Nachsatz enthält schon alles, was wir über den merkwürdigen und hochbedeutenden Mann zu sagen hätten. Das überall eingebürgerte Wort „Milieu“ stammt im heutigen Sprachsinne von ihm her. Es soll bedeuten, daß alles und jedes nicht einzeln für sich, sondern aus der allgemeinen Umgebung zu erklären sei. Dies schmeckt sehr naturwissenschaftlich. Aber jeder kundige Beobachter lernt sogar aus gewöhnlicher Lebenserfahrung, daß die Verhältnisse bei weitem nicht den Einfluß der Vererbung erreichen. Erstere modeln vielleicht den Schein, letztere bildet das eigentliche Wesen und Sein. Sehr möglich, daß durch eine Verkettung sozialer Umstände ein ursprünglich milder und wohlwollender Charakter seine Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift verwandelt, zeitweilig und für einen unheilvollen Augenblick, der ihn vielleicht zum Mörder macht. Sehr möglich, daß ein Schlechtgearteter durch günstige Verhältnisse in seinen Trieben scheinbar gezähmt wird und vorn Auge der Welt als Niedermann in die Grube fährt. Aber das ändert gar nichts am innersten Wesen, wie es durch Vererbung von Generationen zur Welt kam. Allein, mit der ausschließlichen Herrschaft der Vererbungstheorie ist es auch wieder ein eigen Ding. Neueste englische Forscher haben ihre landläufige Auffassung geradezu gelehnet und der Geburt einen unbekanntem dritten Faktor untergeschoben, der ganz außerhalb der nachweisbaren materiellen Vererbung liege. Das klingt freilich bedenklich metaphysisch, obschon naturwissenschaftliche Gründe dafür angegeben. Doch gelang es bisher nicht, das Entstehen des Genies nachweisbar aus Vererbung und Milieu klarzulegen. Weshalb eine resolute Korfin und ein schwacher leichtsinniger Papa unter einer Menge

*) Wir haben gegen Taine ausführlicher polemisiert in unserer „Gesch. d. Engl. Litt.“, dem Essay „Napoleon und seine Verkleinerer“ und der Broschüre „Zur Jahrhundertfeier der Großen Revolution“.

liederlicher unfähiger anmaßender Söhne und Töchter einen Genie- und Willensriesen, den wahren Übermenschen, erzeugten — warum eine heitre intelligente Frau Mat in konventioneller Ehe mit einem schwarzgalligen jänkischen Philister neben einer kränklichen mütterlichen Tochter einen Dichter-Olympier gebar, das ist und bleibt rätselhaft.

Kun handelt aber Taines Analyse gerade ausschließlich von jener unergründlichen Kraft, die man Genialität oder auch Dämonismus nennt, sei es, daß sie sich in Personen entladet, sei es daß sie als allgemeine fieberhafte Zeitidee flammt, wie in der französischen Revolution. Taine beruft sich auf die Methode der Naturwissenschaften; daher sein ungeheurer Erfolg bei der heutigen Mitwelt, da diese sich immer von Schlagworten leiten läßt. Er stammt sozusagen in gerader Linie von dem bahnbrechenden Geschlecht der Franzosen vorigen Jahrhunderts, den Vätern der Chemie. Man möchte ihn am liebsten mit Lavoisier oder, was auch stilistisch zutreffen würde, mit dem umfassenderen Naturforscher Buffon vergleichen. Wenn man aber die sozusagen chemisch-geologischen Grundlagen einer genialen Kraft aufspüren oder vielmehr sie anatomisch zergliedern und in ihre Teile zerlegen will, wird solch Unterfangen bedenklich. Der Kundige weiß ja doch, daß nach den schönsten Entdeckungen über die Teil-Funktionen des Gehirns wir im Grunde keinen Schritt weiter kamen: Denn das leitende Hirnnerven-Centrum, das diese Teile in abgewogene Bewegung setzt, d. h. die sogenannte Lebenskraft, entzieht sich dem Einblick gerade so, wie das wahre Wesen von Geburt und Tod. Und hier allein liegt das große Geheimnis. Wer lacht nicht über den Anatomen, dessen Skalpell die „Seele“ nicht finden kann! Gerade so lächelt ein tiefer Schauender über die Bemühungen Taines, das Genie und die Idee abzufangen, wobei man ihn gleichsam kopfschüttelnd murmeln hört: Ich weiß nicht, was ihr wollt! Ich finde nirgends mehr die elektrische Idee in dem Revolutionskadaver, den ich durchwühlte, und ich finde im Grunde auch kein „Genie“, sondern nur automatische Lebensäußerungen besonders sensibler Individuen, die ihr Milieu, ihr Zeitgeist, ihnen abpreßt. — Das klingt übertrieben, dürfte gleichwohl ins Schwarze treffen.

Aus solcher Anschauung ergibt sich naturgemäß, daß Taines Litteraturgeschichte überall da packt und wirkt, wo seine feine Anordnung des Stofflichen breite Zeitbilder zusammenfügt, hingegen stets erlahmt, wo es sich um greifbare Abbildung neuschöpferischer Geistesmenschen handelt. Wo das Abnorme anfängt, da hört Taines Verständnis auf. Der schlechteste Abschnitt seiner Bilder aus der Englischen Litteratur, deren verbindender Faden immer dünner wird und beim Eintritt ins 19. Jahrhundert in unverantwortliche Lücken zerklafft, ist der über Shakespeare. Deutsche, an unsern seit Lessing

unabläßig gepflegten Kultus gewöhnt, entdecken sofort mit Bestremden, daß ihnen hier „der größte aller Menschenjöhne“, wie ein poesiefreudlicher Ductor sogar ihn nannte, bloß als primus inter pares vorgestellt wird. Nun wußten Litteraturkundige ja lange schon, und Grabbe hat in seiner Wutepistel wider die Shakespearomanie darauf Bezug genommen, daß der größte Dramatiker nicht so ohne weiteres unvermittelt emporstiege, sondern daß es vor und neben ihm auch anderweitig blühte und grünte. Die Elisabeth- Tragödien bilden ein rechenhaft riesiges Geschlecht von düsterr vorweltlicher Urkraft. Aber selbst der leidenschaftlichste Bewunderer Marlowes, wozu sich Schreiber dieses in seiner eignen Geschichte der Englischen Litteratur bekennt, wird den unermeßlichen Abstand werten, der jenen genialsten Vorläufer und Zeitgenossen Shakespeares von dem reifen Meister trennt. In allen Werken des gleichen Milieus finden sich nur einzelne Stellen, die seiner würdig wären, und bei näherem Zusehen auch diese nicht einmal, das Ganze bleibt ungeschlachtet und oft ungenießbar. Liest man hingegen Taine, so stellt sich alles anders dar. Er verliert in seiner kulturhistorischen Betrachtungsweise jeden Größenmaßstab, jede Fernsicht; in der Nähe scheitern bekanntlich die höchsten Alpen gar nicht so überragend. Dem kurzichtigen Milieu-Psichfunder dünkt Shakespeare nur ein tropischer Urwald, kein Kosmos. Er sieht sozusagen den Wald vor Bäumen nicht. Auch sein Eindringen in die Ideen der einzelnen Stücke und ihre Charaktere geht nie in die Tiefe, wie wir dies von Schlegel und Gervinus bis auf die neuesten Hamletmytiker gewohnt. Er klebt immer an der Haut, am seelischen Kostüm, wie eben das Milieu es herausbildet. In der vielfach bedeutenden Abhandlung über Milton erfreuen wir uns an dem beißenden Spott über diese biblische Mythologie, vermiffen aber die Wärme, mit welcher man den Heldeumenschen, den Puritaner, liebevoll umfassen muß, um ihm ganz gerecht zu werden. Der Puritanismus steht Taines Richtung fern. Für den Engstsichten aller Engländer, für Cromwell, findet er in seinem Zeitgemälde keinen Raum, während er mit Wohlbehagen tausend Anekdotchen und Unflätereien der Stuarts-Höfe zusammenträgt. Hierin gleicht er Johannes Scherr, ohne dessen feurige Anteilnahme an allem Höhen und Herzerhebenden, daß er zu seinen Mosaikgemälden mit Vorliebe die greßbuntesten Steine wählt und die Gegenstände gern an gewisse pompejanische Malereien erinnern.

Selbst wo er recht in seinem Elemente schwimmt, wie bei der prachtvollen Analyse der Swiftschen Satire, fähen wir zu seiner leidenschaftslosen Kälte lieber etwas nachfühlendes Mitleid gefüllt für diesen unglücklichen großen Mann, dessen litterarische Methode Taine zwar meisterlich klarlegt, aber nicht das vulkanische Innere, dem solche Schwefelblitze entspröhnten. Dem ohnehin nicht sonderlich tüchtigen Kapitel über Burns fehlt der Schwung,

zu welchem eine Schilderung des häuerlichen Naturwunders unwillkürlich fortreißt. Wie anders hat z. B. Carlyle ihn erfasst und empfunden! Dagegen gelang sehr gut die Studie über Walter Scott, wo Taine sein Stiefenpferd zwanglos reiten darf, sintemal die ganze Poesie des schottischen Minstrel ja nur ein dokumentär beglaubigtes Milieu vorstellt. Doch scheint dem französischen Kritiker für die wundervolle Fabulier- und Erzählungs-gabe Scotts der rechte Geschmack zu mangeln. Wenn man seine häufigen Heimblicke seitwärts auf die geliebte eigene Litteratur bedenkt, so wundert man sich fast, kein vergleichendes Lob des langweiligen „Cinq Mars“ von Vigny oder der kindischen Dumas'schen „Musketiere“ zu lesen. — Vollkommen ungenügend sind die kurzabthuenden Notizen über Wordsworth, Schellen, Keats. Auch über Moore und Southey hat Brandes viel gründlicher geschrieben. Das endlos lange Kapitel über Byron bringt nichts Neues, übergeht viel Wichtiges. Was soll man zu einem Kritiker sagen, der über „Manfred“ sich lang und breit ergeht, um dabei seine Weisheit über Goethe austramen zu können, aber von Byrons Hauptwerk „Kain“ und „Himmel und Erde“ nichts weiß? Seine Gemeinplätze über Byrons kleinere Epen sind so gewöhnlich, wie sie heut jedem litterarischen Ladenschwengel zu Gebote stehen, der auf „Realismus“ schwört, weil er sein Unverständnis für lyrische Romantik dahinter verstecken kann. In seiner Analyse „Ehilde Haralds“ citiert Taine regelmäßig die dichterisch und psychologisch bedeutendsten Stellen und nur für „Don Juan“ zeigt er reifes Verständnis, wie es einem durch Muffsels Nachahmung vorbereiteten Franzosen leicht fällt. Die ganze Studie erscheint lehrreich und bezeichnend für Taines Methode. Er faßt den Lord auf als Abkömmling der normännischen Wifinger. Wenn er auf das Milieu hin die Dichtung Byrons an die Edda anlehnt, so muß ein Ästhetiker herzlich lachen, der die gestaltungsstrobe nordische Skaldenkunst mit der rein reflektiven, allen Gestalten innerlich abgeneigten Sentimentalität dieses Abkömmlings vergleicht. Nun stammt aber Byron, davon abgesehen, daß natürlich auch viel Sachsenblut in die väterliche Linie übergeflossen war, mütterlicherseits von dem altgälischen Clan Gordon. Ganz nach der Mutter artend, genoß er so unverwischliche Zugendeindrücke in seiner schottischen Heimat, daß er später im geliebten Süden bekannte: „Der Ida schaut wie Lochnagar mich an.“ Es entsprach also Lamartines beiläufig hingeworfene Phrase „Ossian einer hypercivilisierten Gesellschaft“ der tieferen Wahrheit; denn in der That läßt sich die Byronische Welterschmerzpoesie mit nebligem Mondscheinzauber und erhabener Schwermut auf Ossian zurückführen. Wo bleibt also Taines Scharfblick für Milieu? Doch selbst wenn seine Edda-Diagnose richtig wäre, so hat er uns den wahren Dichterlord damit nicht näher gerückt. Das Phänomen,

warum die Revolution und das Empire, nachdem die großartige Zeit vergeblich in Chateaubriand nach dichterischem Ausdruck suchte, plötzlich in einem verbummelten Lordsjungen eine so dröhnende allmächtige Stimme fand, daß ihr Echo ein halbes Jahrhundert nachhallend beherrschte, löst Taine weder, noch scheint er es überhaupt zu erkennen. Wenn man recht kraft seine Auffassung bezeichnen will, so möchte man sagen, daß die Quelle des Byronismus für Taine in den Sodawasserflaschen steckt, deren Hälse der Dichter morgens zerbrach, um auf einen Zug seinen quälenden steten Durst zu löschen. Aber dieser physiologische Umstand hat höchstens beigetragen, dem eigentlichen Byron-Geiste des weltverachtenden Übermenschen einige belanglose Nebenzüge zänkischer Aufgeregtheit beizumischen.

Erst dort kommt Taine mit seiner Methode aus, wo er Geistes schöpfer zweiten Ranges zergliedert, wie Macaulay, Carlyle, Thackeray, Dickens, Tennyson, so unvollständig auch hier die Darstellung im rein litterarhistorischen Sinne. Hier bei den aufs bloß Thatsächliche, hauptsächlich Moderne, gerichteten Schriftstellern läßt sich der Einfluß des Milieu leicht genug nachweisen, wie Taine dies bezüglich des britischen Poeta Laureatus durch eine herrliche Landschaftsbildung des insularen Cottage-Lebens mit besonderer Virtuosität durchführte. Das Nationale, in diesen Fällen der John Bull mit seinem praktischen Humor und gesunden common sense, tritt hier klar hervor, gerade in der Beschränkung ihrer Gaben. Allein, zugleich wird offenbar, was schon lange in dieser eigentümlichen Litteraturgeschichte ersichtlich, die eigene nationale Einseitigkeit des Autors. Taine sieht alles mit den Augen seiner Race, so unbefangen er sich in die fremde vertiefen möchte. Bei Carlyle fällt ihm Voltaire ein, bei den sozialen Romanciers schielt und schmachtet er nach der rücksichtsloseren Psychologie seines Balzac, Tennysons Keepsake-Poesey ruft ihm den französischen Nationaldichter dieses Jahrhunderts, Muffet, ins Gedächtnis. Er vergißt bei diesem Vergleich, der zwischen den Zeilen traurig genug für den Liebling der britischen Damenwelt ausfallen muß, nur das Eine: daß Muffet selbst nur ein degenerierter Sprößling Byrons, ein Decadent also jener „satanischen Schule“ war, die lange vorher durch Byron und Shelley — wels' Letzteren Taine so gut wie gar nicht zu kennen scheint — in England triumphierte. Denn die litterarische Mode kam in unsrer Neuzeit meist von der Insel her; Ossian schuf René und Werther, Richardson: Rousseau; Pope, Swift und die „Freidenker“: Voltaire, auch Sterne übte weithin auf dem Continent seinen Einfluß, ebenso wie Byron und Walter Scott in verschiedener Weise die Weltlitteratur in ihren Dienst zwangen. Das war freilich früher anders, und es laßt Taines Franzosenherz, die Befruchtung älterer britischer Litteratur durch gallische Muster zu betonen. Unserer Ansicht nach hätte die französische Kritik eher

Grund, diesen Vergleich mit den rohen britischen Nachahmern zu scheuen. Denn es steckt mehr urwüchsigte Kraft in den wüsten Komödienorgien der Stuartzeit und selbst in der pomphaften Stattlichkeit Drydens, als im ganzen Racine und Corneille, trotz deren überlegener romanischer Künstlerschaft. Aber Taine merkt davon nichts. Selbst bei Shakespeare, dem er im Grunde seines Herzens ähnlich wie einst Voltaire abhold scheint, denkt er feuszend an Molidres Formenstimm. Deshalb seine bestrennliche Zärtlichkeit für Ben Jonson, weil dieser würdige Greis die französiferte Antike als einzigen Leitstern ehrte und seine Elegie auf Kollege Shakespeare anhob: „Und kannteſt Du auch wenig nur Latein, noch weniger Griechisch . . .“ Deshalb sein lebhaftes Interesse für Chaucer, den französiferten Fabliau-Froniker. Deshalb sein wichtiges Verweilen bei der allgemeinen hellenistifchen Gelehrsamkeit Miltons. Denn man darf sich nicht darüber täuschen, Taine bleibt nicht nur Franzose, sondern auch romanischer Klassifizist, der Philologe in ihm kommt öfters zum Vorschein. Zwar würde es schwer sein zu sagen, welche rein ästhetifche Auffassung in diesen sozialen Kulturbildern, erläutert an der Litteratur, sich kundgiebt. Dennoch glaubt man zwischen den Zeilen der ganzen großen Arbeit das feingeschnittene Gelehrtenhaupt mit steptifchem Zweifellächeln emportauschen zu sehen: Was soll uns all die barbarifche Genialität wilder Infelmänner?! Da lob' ich mir Eſprit und Grazie und klassifche Formdrechselei und sonore Rhetorik im schönen Frankreich! Man muß die abfällige erzwungene Anerkennung Thackerays und Dickens' (Zulwer und Disraeli ſchweigt er tot) genau gelesen haben. Dann begreift man, daß das spezififche Englifche, ungemifcht Germanifche, ihn entschieden abstößt, und ebenso jede Sprengung der traditionellen festgeschlossenen Regeln. Freilich tritt diese akademifche Ästhetik nur ſchüchtern auf. Denn wo in Milieu: Charakterstudien jeder litterarhistorifch-kritifche Umriß unſicher verſchwimmt, da hat die reine Kunstbetrachtung keinen Raum.

Das Verdienst Taines liegt also nicht nach dieser Seite hin. Gleichwohl wirkte er epochemachend, obſchon er nur wenige Jünger wie den Dänen Brandes erweckte. Mit Recht, doch davon ſpäter. Wenden wir uns jetzt dem noch berühmteren Hauptwerk des Verblichenen zu, ſeiner vielbändigen Analyse der franzöſifchen Umſturzperiode. Je mehr man ſich in diese Studien vertieft, deſto mehr gewinnt es den Anſchein, als ob nur eine Antithese von gleichem Umfang und gleich profunder Gelehrſamkeit die ſchädliche Blendung dieses einſeitig verzerrten, obſchon großartigen, Pamphlets aufheben könne. Zahlloſe hat es verſührt. Selbst ſozialliſtiſche Führer, wir wiſſen es, verehren dies Evangelium der Wahrheit; welche Lehren für ihre Interereſſen ſie dann daraus ſchöpfen mögen, blieb uns unverſtändlich. Denn die Gleichartung hiſtorifcher Drehungsgeſetze würde

eine heutige Revolution nicht anders verlaufen lassen. Im Gegenteil, wenn schon damals in einer so idealistisch angehauchten Ära das „souveräne Volk“ sich dermaßen verging und in die Hände unfähiger Charlatans geriet, so würden heut bei der anarchisirenden Strömung erst recht tausendfältige Verbrechen begangen und schreiende Streber in die Höhe gehoben werden.

Unglücklicherweise überzeugt uns Erzreaktionär Taine immer weniger, je eifriger wir in seine Gedankengänge und Dokument-Arsenale eindringen. Das Ancien-Regime malt er in ziemlich rostigen Farben, teilweise wohl kaum mit Unrecht. Als man die Bastille erstürmte, fand man statt der erwarteten Greuel verhältnismäßig wenige Opfer, die wahrscheinlich größtenteils ihre Strafe verdienten. Heut stecken alle Bastillen voll, und der gesetzmäßige Staatsdruck ist bei unendlich vergrößertem Kapitalismus und Militarismus ein verhältnismäßig viel härterer. Aber damit wird die Thatsache der lettres de cachet nicht weggewischt. Das jus primae noctis mag fast nie praktisch geübt worden sein, aber es bestand zu Recht, und ebenso die unglaublichen Privilegien des Adels und der Geistlichkeit, darunter die Steuerfreiheit! Auf die häufig eintretende Hungersnot darf man, wie uns wenigstens scheint, keinen relativ hohen Wert legen. Davor schützt uns heut nur die Verbesserung der Transportmittel, also die verhundertfachte Möglichkeit des Imports. Daß kurz vor Ausbruch der Revolution ein solches Hungerjahr eintrat, hat als äußerlicher Zufall schwerlich den Ausbruch beschleunigt, höchstens wie ein zufälliger schwacher Windhauch die langsam herangewälzte, immer höher getürmte Woge um eine Sekunde früher dem Strande zurollt. Eine solche Geisteswoge rollte von Montesquieu bis Mirabeau unablässig herau und vor ihr gab es kein Entrinnen. Nie war eine Regierung reformwilliger als die Ludwigs XVI. Aber was helfen späte „soziale Reformen“! Es handelt sich einfach um eine immaterielle Geistesbewegung. Die Menschheit war des alten Bevormundungssystems müde, und eine plötzliche materielle Wohlfahrt der so lange leidenden Volksschichten hätte den Sturm nicht aufgehalten. Was nützen also Taines Dokumente, daß der altfranzösische Provinzialadel ein bieder patriarchalisches Leben geführt habe! Das wußten wir schon, man lese Carlyles Essay über den originellen Vater Mirabeaus. Auch die Militärs, Marinebefehlshaber und Beamten waren meist brave, pflichttreue Leute. Und was die berüchtigte Lieberlichkeit jener guten alten Zeit betrifft, so könnten wir heut ein garstiger Lied davon singen. Man war nur naiver. Aber aller Idealismus und Liberalismus, alle seine humane Bildung und Gestattung der alten Noblesse, genügten dem gewaltigen Sturm und Drang des von Rousseau'schen Idealen genährten Bürgertums noch lange nicht. Man wollte das absolute Paradies der freien Menschlichkeit im Namen der Vernunft stiften. Was daraus

im Namen der heiligen Guillotine folgerte, ließ sich voraussehen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder Tod! Überhaupt möglichst viel Tod, ob für oder gegen die Freiheit. Es lebe der Tod, es sterbe das Leben, das im Preise fant! Deun Revolutionen, laut St. Just's berufenem Wort, werden nicht mit Lavendelwasser gemacht. Wer diese Wahrheit nicht geduldig ertragen kann, der schmeiße sein Sprüchlein von friedlicher Evolution weiter, bis zum Überdruß an eigenen Widersinn. Daß die Gemäßigten immer den Kürzeren ziehen und die extremsten Radikalen aus Ruder kommen, ist ein Naturgesetz der Essenfive, so wie im Kriege der Wagemutigste siegt. Daß dies nicht ohne Septembregreuel, Bluthochzeiten von Nantes und andre blutige Unannehmlichkeiten vor sich gehen konnte, ist ebenso selbstverständlich, wie daß die Revolution zu solch schmutzigen Diensten auch allerlei lichtscheues Gesindel aus ascherontischen Tiefen heraufbeschwor. Taine betont einmal mit komischer Aufdringlichkeit, daß Robespierre einen uiedrigen Verbrecher zu den „höchsten Ehrenämtern“ empfohlen habe. Hatte der Unbestechliche, dessen rastlose Thätigkeit ja Taine zugeben muß, vielleicht Zeit und Lust, sich Taufschein und Legitimationspapiere jedes Werkzeugs vorlegen zu lassen, das sich ihm bei dem unaufhörlichen Menschenverbrauch zufällig in einem Augenblick empfahl? Napoleon ließ seine Satrapen auch kein Examen in der Ethik bestehen, und was nachherige Unfähigkeit angeht, so hat noch niemand behauptet, daß Robespierre ein unfehlbarer Menschenkenner gewesen sei. Was sollen uns solche Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten? Was lernen wir neues aus Taines zeretzender Charakteristik der leitenden Männer und ihrer Agenten, z. B. der Volksrepräsentanten, die meist bloß pathologisch zu bemitleiden sind! Unbeschadet solcher ergößlichen Aufschlüsse muß Taine doch im Wohlfahrtsauschuß das Talent Carnots und anderer und die pflichtstreuge Unermüdblichkeit aller anerkennen. Im Konvent leugnet er Geist und Veredsamkeit nicht weg. Die Tüchtigkeit der Generale überschätzt er sogar. Daß Danton ein Bandit und Marat ein Wahnsinniger war, obgleich des letzteren aufrichtige philantropische Gesinnung immer betont werden muß, wußten wir lange vor Taine. Und den Frau Vasen scheint wohl auch schwerlich etwas neues, wenn Robespierre und St. Just als bluttriefende Heuchler eingefalbt werden. Neu ist nur, daß ein besonnener geistvoller Forscher diesen schon lange wankenden Aberglauben auffrischt. Den sittenstrengen Jüngling, den man mit Cato zu vergleichen liebte, stellt er neben Caligula und asiatische Sultane! St. Just und Caligula, es ist ausgezeichnet! Wir haben das Zeugnis ehrenwerter Zeitgenossen, wie Robier in seinen Erinnerungen, dafür, daß St. Just's Statthaltertschaft im Elsaß zahllosen Menschen das Leben rettete und das Land nach der gräßlichen Tyrannie des Wüstlings Eulogius Schneider unter ihm aufatmete.

So schildert noch Lamartine diese „Mission“ des blonden Blut-Johannes, in der Hand seines schwächlichen Messias ein Flammenschwert der revolutionären Idee. Aber Taine weiß das alles besser. Er klammert sich an einzelne gravierende Punkte und sieht in der kalten Strenge St. Just's, der eben vom Dämon revolutionären Vernichtungstriebes und vom Nachgedrang strafender Gerechtigkeit besessen war, nur unmenschliche Grausamkeit. Größenwahn und Ehrsucht in ihrer gemeinen Form stellen sich anders dar, als in der hingebenden Treue des jungen Despoten für seinen Meister, dessen Schwäche ihren gemeinsamen Untergang allein verschuldete. Wir wollen hier von Robespierre schweigen. Er hat Verherrlicher gefunden, wie den französischen Forscher Hamel, der ihn mit — Christus zu vergleichen wagt. Jedenfalls sieht historisch fest, daß er gegen die Greuel in den Provinzen aufs Festigste protestierte, und daß die Massenhinrichtungen im Delirium der Schreckensherrschaft stattfanden, als er sich grollend von den Geschäften zurückzog, also fälschlich an seinen Namen geheftet wurden. Sein unbescholtenes Privatleben läßt auch Taine unangetastet. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß der argusäugige Villaud-Varennes, den Taine gebührend beleuchtet, auf seinem Totenbett bekannte: nur eine bittere Reue drückte ihn, daß er Robespierre stürzen half, den er damals nicht verstanden habe. Und noch merkwürdiger, daß der Menschenkenner Napoleon, dessen kostliche Wize über die doktrinaire Unfähigkeit der Jakobiner uns noch Talleyrands Memoiren vermitteln, nur von diesem einen Manne mit Achtung sprach, gewissermaßen andeutend, daß der kleine Rousseau-Abvolat nicht das Zeug zum skrupellosen Anarchie-Bändiger besessen habe. Doch für Taine giebt das alles nicht. Aus den Reden Robespierres reißt er beliebige Tiraden heraus, um ihn lächerlich zu machen. Aber im Original ließt sich das im Zusammenhang ganz anders und man staunt über die Fülle scharfsinniger staatsmännischer Ideen, auch über die knappe Schönheit des Stils und treffender bildlicher Gleichnisse.

Sei dem wie ihm wolle, schon lange vor Taine hat Carlyle sein Staunen ausgesprochen, daß ein so großes Ereignis von lauter Mittelmäßigkeiten geschaffen worden sei, wobei er allerdings mit dem unfehlbar falschen Instinkt eines genialen Querkopfs über den öden Lärmmacher Danton und den Lump Mirabeau, dem seine Reden so wenig als Eigentum gehörten, wie seine käufliche Ehre mit dem fixen Marktpreis, den Mantel christlicher Liebe breitet. Die Mittelmäßigkeit leugnen wir nun zwar durchaus. Wer wird überall Originalgenies, wie Cromwell, Napoleon, Shakespeare und Burns, verlangen! Aber sehe sich Carlyle lieber in der modernen Welt unter Staatsmännern, Diplomaten, Parlamentsführern um. Nicht Einer von ihnen wäre fähig, auch nur solche gigantischen Wortblöcke

aus sich heraus zu wälzen, wie die damaligen Redner. Angenommen jedoch, die Revolution hätte nur den Abschäum emporgewirbelt und ihre Evangelien durch den Mund von Sträflingen und Irrenhäußlern verkündet, dann müßte Taines Theorie ja vollends in die Brüche gehn. Denn wie fruchtbar und triebkräftig muß dann die Idee selber gewesen sein, unter deren fieberhafter Elektrizität auch der Unbedeutendste über sich selbst hinauswuchs und welche einen solchen Mob mit Pfingstapostelzungen heiligen Geistes begabte! Dieser Konvent von Mittelmäßigkeiten ließ Dekrete und Manifeste in alle Laude ergehen, die als unsterbliche Großthaten immer ehrwürdig bleiben werden, wenn Taines Dokumente längst Vergessenheit begräbt. Solche „menschlichen Dokumente“ sind freilich nicht nach Taines (und Zolas) Geschmack, man geht schweigend darüber weg und scharrt lieber allzu Menschliches, stinkenden Kleintram zusammen.

Noch jüngst hat ein englisches Buch über das moderne Frankreich in der Provinz liebevoll den Spuren nachgepürscht, welche die grandiose Arbeit des Konvents in so kurzer Spanne Frist hinterließ. Mag hier manches optimistisch übertrieben klingen, die Thatsachen selbst in jedem kleinsten Ort, was dort war vor der Revolution und was durch sie dort geschah, sprechen für sich selber. Nur ein Unwissender verkennt jene praktischen Segnungen, mit denen Taines geschmähtes, verleumdete Gouvernement Revolutionnaire die Fluren zu neuem Leben düngte, wenn auch die Frucht erst durch Napoleons sorgfältige Wirtschaft herrlich aufging. Sogar Bismarck hat einmal öffentlich auf Robespierres Agrilkulturgesetzgebung ehrfurchtsvoll hingewiesen.

Die Reaktion gegen Taines Lebenswerk beginnt in Frankreich bereits. In der „Revue des deux Mondes“ warnte jüngst ein namhafter Gelehrter, indem er wichtige Dokumente über die Revolution in Toulon zusammenstellte, mit deutlicher Bezugnahme auf Taine vor jener trassen Einseitigkeit, welche nur den Wahnsinn, nicht den Heroismus, nur die Greuel, nicht die hingebend opferfreudige Begeisterung sehen, wie sie zugleich in denselben Seelen sich paarten. Diese fieberhafte Naserei mochte gefährlich, ansteckend, mörderisch sein, aber unedel und gemein war sie nicht.

Erbittert und belustigt über das gebliffentliche Ausschneiden des Lichts und Verstärken jedes Schattens in Taines Gemälde, fragt man sich, woher der gewaltige Eindruck desselben, von rein schriftstellerischen Gründen abgesehen, stammen möge. Und da findet man wohl die Antwort in der Vermutung, daß die „revolutionäre Legende“ tiefer gewurzelt hat, als man glaubt, jene Legende, die jeden Schreckensmann mehr oder minder als Heiligen und die ganze große Bewegung als einen etwas uugemüthlichen, aber hochidealen Menschheitsabbath träumt. Nun ja denn, diese Legende

hat Taine unbarmherzig zerstört. Alle liberalen Philister vom unsterblichen Typus Lafayette, alle eiteln Ideologen, für intriguante Phrasendrescher der Gironde sentimental erglühend, wenden sich schauernd ab. Der „Berg“ nannte damals solche harmlosen Seelen minder höflich als derb „feige Sumpfröten“. Wer den Minotaurus fürchtet, wage sich eben nicht in Labyrinth; der Ariadnesfaden ideologischer Legende reißt bald genug. Aber seltsam, Taine selber scheint sich noch nicht ganz davon befreit zu haben; denn, wie wir schon oben an anderer Stelle betonten, bleibt er doch immer Franzose! Und so schimpft er zwar weiblich auf die bösen Volksrepräsentanten, welche den armen Generalen die Ohren voll faselten. Daß aber die demagogische Zerrüttung der Heere von innen heraus im Heere selbst arbeitete, ist ihm unbekannt. Er sagt ausdrücklich, daß alle edlen Elemente, an der Revolution verzweifeln, an die Grenze eilen. Das könnte nur für die ersten Jahre Sinn haben; denn das Direktorium wirkte im Innern überhaupt nicht mehr und ging ganz in auswärtigen Kriegen auf. Damals hörte also naturgemäß das Interesse für die inneren Dinge auf, die Revolution war tot. Seit 1794 herrschte aber die Aushebung in Masse durch Zwangskonstriktion, nachdem der Ruf „Das Vaterland in Gefahr“ anfangs die schlechtesten Ergebnisse geliefert hatte. Der Versuch eines Volksheers glückte anfangs nur mäßig. Die legendären Freiwilligen von 1792 schützte ihr heiliges Feuer nicht vorm Davonlaufen, das sie durch Verratsgeschrei und Massakrieren ihrer Offiziere zu vertuschen suchten. Die revolutionäre Kriegführung unterschied sich von dem politischen Wutgetriebe nur durch größeren Mangel an Idealismus. Die Völker, denen man den Freiheitsbaum aufpflanzte, mußten sofort nach Paris Tribut zahlen. Später ernährten sie allein die große Nation, da dieselbe Wichtigeres zu thun hat, als für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, und alle Welt mit Idealen speist. Wenn sich das Ausland nicht zur Höhe der revolutionären Anschauung der Völkerrechte aufschwang, so mußte solcher Undank für ausgesuchte Wohlthaten gezüchtigt werden. Die Befreiung und die Menschenrechte machten sich bezahlt. Ein so unendlich freies Volksheer erpreßt, was irgend zu bekommen war. Der napoleonische Satrap Dubinot fand nachher in Holland kaum ein Feld mehr für systematische Ausraubung, so gründlich hatte ihm Pichegru vorgearbeitet. Die edeln Freiheitskämpfer Jourbans hausten in Süddeutschland, wie einst die Banden von Soubise, so daß die Landbevölkerung sich hier wie dort der frechen Räuber erwehren mußte. Unter den Generalen herrschten Neid und Zwietracht, im Offiziercorps gab es viel schlechtes Gesindel, die Soldaten machten aus dem Krieg ein Beutegewerbe, wie Söldner des dreißigjährigen Kriegs. Nein, wenn man die Revolution achten lernen will, dann darf man sie nicht im Feldlager auf-

suchen. Selbst mit dem Heroismus und Duldermut der Soldaten, welche Laine den Regierungscivilisten beschämend entgegenhält, sah es nicht so glänzend aus. Das sind alles Legenden, wie auch die „neue Taktik“, die Begabung der energischen jungen Generale, selbst der strategische Überblick Carnots bedeutend überschätzt werden. Der „Organisator des Sieges“ nimmt in der Kriegsgeschichte nicht entfernt einen Bahnbrecher-Rang ein, wie Robespierre und andere in der Gesetzgebung. Und gerade dort, wo Laine ihre Schwäche sucht, lag ihre einzige Stärke, in dieser unordentlichen, aber grenzenlos willensfeurigen revolutionären Regierung. Sie allein, der Wohlfahrtsausschuß wie der Konvent, haben im Innern den Föderalismus und Royalismus niedergeschlagen und die zahlreichen trefflichen Heere des Auslandes abgewehrt. Daß ihre wilde Offensive, die mit Vergeudung ungeheurer Mittel ihr „immer Vorwärts“ durchsetzte und durch den Mund der tapfern verrückten Volksrepräsentanten ihren Willen drohend verkündete, erst dann endgültige Erfolge errang, als der bisher fehlende Feldherrndämon unerwartet emporstieg, erscheint natürlich. Die Überwachung der ehrgeizigen Generale, die mit Dumouriez recht vertrauenerweckend anhoben, hat viel heilsamer gewirkt, als Laines philistrischer Ordnungssinn begreift. Was Schader's, daß St. Just z. B. am Rhein kleine Härten und Mißgriffe tyrannisch beging und endlich sogar den Generalissimus Hoche arretrieren ließ, weil er den Eingebungen des Civilbittators nicht lauschen wollte! Die Hauptsache war, daß diese unruhigen, ungestümen Kommissäre überall Leben und Schwung verbreiteten, jedes gemüthliche Versumpfen der Kriegführung unmöglich machten und auf schnelle Beendigung drangen, während die Generale ein Interesse daran hatten, möglichst lange als Heergebieter die Campagnen fortzuspinnen. Die Anschuldigungen Souvion St. Cyr's gegen St. Just, für Laine natürlich ohne Prüfung maßgebend, stehen für uns um so beweisloser da, als dieser spätere Marschall auch seinem Neid gegen Napoleon in nachweisbar unwarren Behauptungen Luft machte. Und wenn die Civilregierung 43 Generale guillotinierte und 4000 „Aristokraten“ aus den Reihen stieß, so hat sie meist zum Verdacht sehr triftige Gründe gehabt, und etwaige Ungerechtigkeiten werden durch den Trieb entschuldigt, ein möglichst „neues“ Frankreich zu schaffen. Es war ganz logisch, daß jeder Aristokrat und Berufsmilitär von vornherein als verdächtig galt, und hat diese Massen-Ausmerzungen eher genützt als geschadet. Kaum ein Prozent der späteren Welteroberer-Regionen, vom Subalternen bis zum Höchstkommmandierenden gerechnet, gehörte den Kreisen des früheren Offiziersadels an. Fast alle Marschälle stammten, gleich den Generalen der Republik, aus unteren Volksschichten. Wäre dies Emporkommen des persönlichen Wertes an leitenden Stellen, wodurch das revolutionäre Frankreich

seine Überlegenheit gewann, möglich gewesen, ohne das prinzipielle Hinauswerfen der Berufsoffiziere, aufgewachsen in Jopstraditionen alter Schule?

So wächst in dieser großen Bewegung immer eins aus dem andern hervor, alle Begebenheiten sind logisch verschlungen, und es dünkt uns eine seltsame Überhebung und ein vollendeter Widerspruch, wenn ein positivistischer Realphilosoph wie Taine an solchem Elementarereignis nachträgliche Kritik üben will. Das erinnert an die Anekdote vom alten König Alphons, der sich beschwerte, daß man ihn bei Schaffung der Welt nicht um Rat gefragt habe. Es müssen wirklich harmlose Enthusiasten sein, deren Illusionen dies großartige Pamphlet zerlegt hat, aus dem man das wahre Wesen der vulkanischen Umwälzung gerade so wenig erkennen lernt, wie umgekehrt aus der romantischen Girondistengeschichte Lamartines, die unsre Väter in Entzückungen versetzte. Vielleicht dürfen wir darauf schließen, daß auch die Napoleonlegende tiefer wurzelt, als man wähnt, wenn wir das Aussehen begreifen wollen, welches die Taine'sche Studie über den Erben und Vollstrecker der Revolution erregt hat. Auch hier bringt er nichts neues, sondern wirkt nur durch pessimistische Zusammenstellung alles Nachteiligen und sorgfältiges Fernhalten alles Vorteilhaften. Hierin hatte ihm die Anti-Napoleonlegende seit Ranfrey schon tüchtig vorgearbeitet. Übrigens wird er der übermenschlichen Geniearbeit so sehr gerecht, daß Harden-Apostata verwundert fragt, wieso man Taine einen „détracteur“ des Imperators genannt habe. Eine Auspielung auf Prinz Jeromes heftiges Buch „Napoleon und seine Verkleinerer“ und unsre seinerzeit darüber veröffentlichte Studie. Es genüge jedoch hier festzustellen, daß Taine thatsächlich zum Urkundenfälscher herabsinkt, indem er sich nicht scheut, ganz verschiedene Briefe in Eins zusammen zu schweißen, amtliche Schriftstücke Talleyrands und Ducros einfach ihrem Gebieter unterschiebt u. dergl. Auch die Art, wie Taine allen Klatsch über des Kaisers seguelles Privatleben ohne weiteres als bare Münze ausspielt, erregt schwere Bedenken. Widerwärtig wirkt es, wenn er bei Napoleons angeblicher Feigheit auf dem Kalvarienweg nach Elba sich hämisch die Hände reibt, weil dem Helden davor graute, eines so gemeinen Todes durch bornierte Pöbelsurie zu verenden. Denn jeder Wissende kennt den hohen persönlichen Mut des Kaisers in jeder Schlachtgefahr. Für die wohlwollende Gutmütigkeit des Löwen, die sich bis zur meinerlichen Sentimentalität steigerte, wenn anders man ihm echtes, tiefes Gefühl nicht zusprechen will, hat Taine kein Verständnis oder er unterdrückt absichtlich solche Züge, wie selbst aufmerksame Feinde Napoleons sie zugestanden. Übrigens hat Prinz Jerome die Zeugen Taines mit vernichtender Klarheit entlarvt und das Anführen unpublicierter Memoiren eines großen Unbekannten, namens X, ist jedes ehrlichen Forschers unwürdig. Erscheint doch der Band über

Napoleon noch in andern Sinne als Schlussstein des Taine'schen Gebäudes; denn nirgends wird so wie hier seine Absichtlichkeit offenbar und seine historische Redlichkeit verdächtig. Es gehört ein trauriger Mut der Unwissenheit dazu, wenn jemand behauptet, alle gegnerischen Reinwaschungen seien mißglückt und Taines Napoleon gebe das richtige Bild. Oder sollte man wirklich noch gegen Windmühlen fechten und es für nötig halten, die Mythe vom l'homme-peuple oder weltlichen Menschheitsmessias ihres idealen Schimmers zu entkleiden? „Das Kleinliche ist alles weggeronnen,“ singt Goethe von „seinem“ Kaiser und weist tief sinnig auf den Widerspruch hin, daß Napoleon wider alle Ideologie wettere und doch selbst das Ideale zu verwirklichen trachte. Aber heute zweifelt kein Kundiger mehr, daß viel Kleinliches und Charlatanhaftes im Schwindel seines Oberfultantums hervortrat. Das sind eben die Schlacken des Individuums, aus welchen, wie Goethe über Byron bemerkt, sich auch der Beste herausarbeiten müsse. Der Übermensch stellt eben einen Kosmos menschlicher Triebe und Eigenschaften dar, das Höchste und Niedrigste. Von solchen Feinheiten der Psychologie ahnt Taine nichts. Doch hätte jene wahrhaft antike Ruhe des letzten Cäsar, als er seines Brutus Marmont heillosen Verrat erfuhr, jener an ein erhabeneres ethisches Vorbild erinnernder leiser Wehelaute, der einzige, der sich seinem Schweigen entrang: „Er wird unglücklicher werden als ich!“, den weisen Nörgler wohl stutzig machen können. Doch wer weiß, ob seine Napoleonstudien so weit gediehen waren, ob manches, was wir als Böswilligkeit deuten, nicht einfach der Unkenntnis entsprang!

Taines Marotte, den Korfen, d. h. etruskischen Autochthonen als Ahnkömmling italienischer Renaissancebspötlein auszulegen, schenken wir ihm gern. Nur schade, daß der Ruhm dieser wenig beneidenswerten Entdeckung von seiner anderweitigen widersprechenden Erklärung beschattet wird, Napoleon sei ein Bruder von Dante und Michel Angelo! Uns freilich erscheint der imperiale Märchentraum keineswegs als Phantasievision, sondern als sehr reale Vorahnung der Wahrheit, nämlich des humanen Universalverbands, worin die wichtigen Schranken der Nationalität aufgehoben in gemeinsamer Kulturarbeit; ob nun unter solchem Erzmonarchen kosmopolitischer Gleichheit oder als soziale Republik, gilt gleich. Napoleons uranfänglicher Kampf gegen Rußland und England gewinnt z. B. in unsern eigenen Werken „Der Imperator“ und „Geschichte der Europäischen Kriege“ ein wesentlich anderes Aussehen. Taines allgemeine Auffassung des Genie-Kaisers steht nicht höher, als die Talleyrauds in seinen fälschenden und teilweise selbst gefälschten Memoiren, und für beide gilt das Wort des berühmten Diplomaten: „Er hat zu viel Geist, d. h. zu wenig!“ Böge nicht das Positive, der romanische Formensinn in Napoleons Staatsgebäude, das er

diesmal zur Abwechslung vom ideologischen Standpunkt aus schlecht macht, den großen Kritiker an, so hätten wir auch hier ein Zerrbild bekommen, wie das der Revolution, oder eine zerfasernde Halllosigkeit, wie seine Abhandlungen über Shakespeare und Byron. Unser Urtheil über den historisch-kritischen Wert Taine'scher Schriften kann daher nicht anders als verdammend lauten. Zu oft hat er die Ethik der höheren philosophischen Anschauung verletzt und besudelt, ohne Philisternmoral vertreten zu wollen. Und doch riecht nach letzterer gar manche Äußerung seiner scheinbaren Tendenzlosigkeit. Sein schriftstellerischer Ruhm hingegen bleibt ungeschmälert. Selbst in der französischen Sprache findet sein Stil wenig Ebenbürtiges. Das schillert und funkelt in tausend eindrucksvollen Farben, das belebt sich wie ein pantomimisches Gemälde. Wir sehen und hören mit ihm, freilich oft geblendet und betäubt von einem Zuviel. Schon früher hatten andre, z. B. unser würdiger Schloffer, Litteraturgeschichte nur in Verknüpfung mit den historischen Begebenheiten vortragen wollen. Taine ging weiter, er griff auf den Urgrund des Milieu, die soziale Lage, zurück. So wurde er denn Kulturhistoriker, als solcher der scharfsichtigste Künstler, den wir bisher besaßen. Doch fällt auch hierbei auf, wie ausschließlich er Kleines und Allgemeines bevorzugt. Die heroische Individualität gilt ihm nichts, die Masse alles. So wurde ihr Vertreter unwillkürlich zum Verfechter der Demokratie. Solch ultramodernen Zug in Taine spürte unsre zeitgenössische Gesellschaft instinktiv und bezubelte verständnisvoll seine systematische Verkleinerung alles Großen, Abnormen. Sein schönster Lohu! Denn er blieb durch und durch französischer Gesellschaftsmensch, vom einsamen Seher und urwüchsigen Propheten weit entfernt. Taine und Renan, sein kurz vor ihm dahingegangener Genosse auf anderem Gebiete, schließen typisch einen Abschnitt der Entwicklungsgeschichte. Man hatte übergenug von Metaphysik, von Phrasen und Ideen deduktiver Synthese. Jetzt kam die induktive Analyse an die Reihe mit ihren statistischen Zahlen, ihren realen Dokumenten. Zola folgte als dritter im Bunde. Aber schon siegte heute in Frankreich der sogenannte Symbolismus, ein mythischer Anti-Realismus macht sich allerorts bemerkbar, der in Spiritismus ausartet. Der Umschwung ist vollzogen. Schon lieft man Renan nicht mehr, weil sein Rationalismus nichts bewies. Diese gelehrten Spielereien haben ihre Zeit. Bald wird man auch Taine nur stilistisch noch würdigen können. Zerhacken und Kleinhacken ist noch kein Zimmern, Herodotus war ein schlechter Baumeister.



Eine kurze allgemeine musikalische Betrachtung gelegentlich der Aufführung von Schjelderups „Sonntagsmorgen“.

Von Wilhelm Maufe.

(München.)

Pathologische Musik! Ja, eine solche haben wir jetzt glücklich erreicht. Wo alle Schwesternkünste in Dekadence machen, wird die Musik allein nicht schweigen. Das ist die Erbschaft, das ist der Fluch des mißverständnenen Wagners.

Schon mehr Pathologie aber als Musik war das, was wir gestern auf der Münchener Hofbühne zu hören bekamen: „Sonntagsmorgen“, Nordländisches Idyll in einem Akt von Gerhard Schjelderup. Zur 29. deutschen Tonkünstlerversammlung vorgemerkt als Frucht Münchener Tonschaffens.

— Auf einer norwegischen Alm spielt sich das Idyll ab. Vom ersten Strahl der Frühsonne geküßte rotglühende Gletscherspitzen; tiefblauer Bergsee; eine blühende Hochfläche mit schwarz-knorrigen Wettertaunen; die hölzerne Almhütte. Über allem die Ruhe eines heitern Sonntagsmorgens. Wie man sieht, eine unvergleichlich schöne Scenerie. —

Die in diesem Naturrahmen sich abspielende Handlung ist gleich null. Wie man es in einem Idyll auch nicht gut anders verlangen kann. Drei norwegische Naturkinder, einfach redend, schlicht empfindend, sind die Träger der „Handlung“. Die blonde gutgekleidete Borghild ist ein sonniges Gemüt mit freundlicher Lebensanschauung, Ragna ein durch Unglück und unerwiderte Liebe vergämtes und verbittertes armes Mädchen. Beide lieben denselben schmucken Hirtchen. Arne will über das weite Meer wandern, zu eng und klein sind ihm die Verhältnisse in der Heimat. Im Grunde treibt ihn aber die Liebste, von der er sich verschmäht und verspottet glaubt, fort. Noch einmal will er am Sonntagsmorgen sie sehen oben bei der Almhütte. —

Da treibt der Teufel der Eifersucht Ragna, ihn durch ein erlogenes Geschichtchen in diesen Wahn zu bestärken. Verzweifelt stürzt er fort, ohne Borghild gesprochen zu haben. Von Reue gequält, entdeckt Ragna ihren Streich der Gefährtin. Dramatische Scene. Aber alles wird gut! Arne kommt zurück. (Wie wir glauben, weil er seinen Bergstock oben vergessen hat.) Die Liebenden finden sich. Die arme entsagende Ragna erhält Verzeihung. Stille Beschaulichkeit auf Mooshänken. Helle Sonntagsmorgenstimmung. Aus der Ferne klingender Frauenchor. Von der un-

liegenden Alm steigen die Mädeln und Burtschen zu Thal in die Kirche. Voilà tout! —

Diesen einfachen Text, reich an intimen Seelenvorgängen und Stimmungsbildungen, hat Schjelderup zu vertonen unternommen. Ein rein lyrisches Idyll, bar jeder Handlung, in die gewaltigen Formen des Musikdramas zu kleiden, das ist etwas noch nie Dagewesenes, dazu gehört Mut, und dieser Mut verdient volle Anerkennung.

Hier, wo jede Gelegenheit zu theatralischen äußern Effekten und sogar zu dramatischen Steigerungen fehlt, wo das Auge durch nichts Äußerliches als die gleichbleibende Dekoration abgezogen wird, wo der Komponist nur durch die schilbernde Musik wirken will, da muß auch ein original empfindender Geist sich uns zeigen, der musikalisch wirklich etwas Neues zu sagen hat.

Doch ein solcher Geist ist Schjelderup nicht oder will es wenigstens nicht sein. Er kann es auch nicht sein, weil er sich mit verbundenen Augen in eine Richtung verbohrt und verrammelt hat, die er völlig mißverstehet. Mit einem Worte, weil er in Wagners Bahnen zu wandeln vermeint. Er thut aber weiter nichts, als daß er gewisse Äußerlichkeiten des Meisters slavisch kopiert, nachäfft, und doch eben nichts anderes zustande bringt, als das „falsche Pathos“. —

Im X. Bande seiner gesammelten Schriften, in der Abhandlung: „Über die Anwendung der Musik auf das Drama“, sagt Wagner: „Wer bis dahin durch Anhörungen unserer neuesten, romantisch-klassischen Instrumentalmusik ausgebildet ist, dem möchte ich, sobald er es mit der dramatischen Musik versuchen will, vor allem raten, nicht auf harmonische und instrumentale Effekte auszugehen, sondern zu jeder Wirkung dieser Art erst eine hinreichende Ursache abzuwarten, da die Effekte sonst nicht wirken.“ — Das ist der große Fehler, in den nicht nur Schjelderup, sondern die meisten der jungen neudeutschen Lieddichter verfallen; der Fehler ist typisch. Das ist der mißverständene Wagner. —

Laßt uns diesem Fehler auf den Grund gehen. Der Bayreuther Meister, der große Reutöner, hat seine prinzipiellen Neuerungen nicht nur musikalisch-praktisch in den Partituren vom „Tannhäuser“ bis zum „Parsifal“ niedergelegt, in 10 bänden Bänden hat er sie auch theoretisch ausführlichst entwickelt, begründet und als Vorbild aufgestellt. „Das Kunstwerk der Zukunft“, „Über die Bestimmung der Oper“, „Oper und Drama“ und andere lesenswerte Aufsätze behandeln ausschließlich das Kapitel „von der schlecht beschaffenen Oper zum besser zu schaffenden Musikdrama“. Das Kunstwerk der Zukunft ist ihm das Musikdrama, weil es alle Schwesterkünste in sich aufzunehmen vermag. Aus dem großen Kunstverbot, „daß

die Musik als Mittel des Ausdrucks aus sich die Absicht des Dramas bedinge“, oder positiv ausgedrückt, der Forderung *musicam esse ancillam dramaticam*, haben sich naturgemäß alle Gesetze des musikalisch dramatischen Stils, kurz, hat sich das Wagner'sche Stilprinzip heraus entwickelt.

Warum aber nun so frampfhaft sich an einige Aufferlichkeiten desselben klammern? Aus der „unendlichen Melodie“ folgt doch noch lange nicht, daß überhaupt keine Melodie da sein soll?

Aus dem Prinzip des Leitmotivs scheinen die irrageleiteten Komponisten nichts weiter herauslesen zu sollen, als daß sie in ihre Partituren möglichst viele Motive und Motivchen hineinzustopfen haben? Aber von der organischen Einheitlichkeit aller jener Motive, welche Verwandtes ausdrücken sollen, von der großen Entwicklungsfähigkeit des einfachen Naturmotivs, von der „engverwachsenen Teilnahme an den sich steigenden Leidenschaften der Handlung“ ist wenig oder nichts zu merken.

Aus der Möglichkeit, die riesigen, in einem „Wagnerorchester“ schlummernden Kräfte zu entfesseln, ersehen wir doch noch keinen Zwang, dieses so oft ohne hinlänglichen Grund zu thun? —

Ja! „Wie er sich räuspert —“

Der Meister hat's ja selber gewußt, daß nach ihm so leicht niemand kommen wird, der auf dem vorgepflügten Felde weiter zu bauen imstande wäre. Er hat's ja selber gewußt, wie's geschehen wird, daß der Schein für das Wesen, die Rache für die Sache genommen werden wird. —

Richard Wagner hat das Musikdrama in seinen letzten, wie Beethovens Offenbarungen, für die Ewigkeit bestimmten Tonschöpfungen in einer Weise ausgebaut, vollendet und dem Ideal genähert, daß nur ein ebenbürtiger Genius sich auf diesen Bahnen wird behaupten können. Aber über-treffen? Tristan und Parsifal haben vielleicht schon die Grenze des musikalisch dramatisch Darstellbaren und vor allem musikalisch-ästhetisch Zulässigen erreicht. Drüber hinaus versagt der Gedanke.

Der Begründer des Kunstwerks der Zukunft hat es selber zu seinen Lebzeiten, also in seiner Gegenwart, erreicht; er, der die Bewegung ins Dasein rief, hat sie mit seinem Tode zum Abschluß gebracht. Wenn dieser Satz allgemein anerkannt würde, blieben uns so schreckliche Verirrungen à la Schjelderup wohl erspart.

Wenn nun der verständige Musiker (es ist hier natürlich immer nur vom dramatischen Tondichter die Rede) einsieht, daß auf diesem Gebiet nicht die Zukunft und das Heil der dramatischen Musik liegen kann, wenn er andrerseits das von Wagner Gelernte auf andere Stilarten übertragen wollte, dann läge vor uns im rosigsten Hoffnungsschimmer der blühende Garten der Entwicklung, in dem, wenn auch von den neuen Gesichtspunkten

aus, ein gesunder Sinn für das melodisch Schöne und für das harmonisch Ungeſuchte weiter gepflegt und gehütet wird. Und über dieſem Garten könnte immer noch ſegnend Richard Wagners Genius ſchweben.

Was das für Stilarten ſind, das zeigt uns gerade in jüngſter Zeit an herrlichen Beiſpielen der italieniſche Verismus. Über dieſen verſöhnlichen Ausweg zwiſchen Scylla und Charybdis, dem alten überlebten Opernſchlendrian und dem aus Gründen des geiſtigen Unvermögens nicht weiter zu vervollkommenden Muſikdrama, vielleicht in einem ſpättern Aufſatz Näheres. —

Wird aber auf dieſe ohren- und nervenzerreißen Art weitergewagert, wird gar zu ſehr auf Koſten des Schönen das Charakteriſtiſche und geſucht Grübelnde in der Muſik betont, ſo ſehen wir mit dem mißführenden Herzen des Selbſtkünſtlers trübe Zeiten für die deutſche Tonkunſt hereindämmern. — —

Gerhard Schjelderup, der junge norwegiſche Muſiker, der bei einem franzöſiſchen Komponiſten den deutſchen Meiſter kopieren lernte (alſo ein ziemlich internationaler Künſtler), verfügt ohne Zweifel über eine raffinierte, blendende Orcheſtrationstechnik. Hier hat er wirklich etwas Poſitives von Wagner gelernt.

Auch dramatiſches Talent iſt vorhanden, aber eben meiſt am falſchen Orte. Am beſten könnte man ihn mit Mascagni in ſeiner zweiten Oper vergleichen. Beide behandeln einen rein lyriſchen Stoff, in dem faſt nirgends die Berechtigung zu einem ſtürmiſchen dramatiſchen Aufſchwung zu finden iſt; beide laſſen alle Augenblicke mit Donnergepolter im Orcheſter Bomben plagen. Entweder beherrſchen ſie ihre Leidenschaftlichkeit nicht, können ſie an der richtigen Stelle nicht anwenden, oder ſie haben eine naive Freude an ſolchen Orcheſter-Bumbumeffekten ohne Urſache. Bei dem Südländer Mascagni iſt vielleicht das zulezt Angeführte zutreffend; Schjelderup hat aus „mißverſtandenem Wagner“ ſo gehandelt. —

Es iſt ja auch ſo verführeriſch, alle Mittel eines komplizierten modernen Orcheſters zur Hand zu wiſſen und auf einen Wink alle Teufel — von dem über Stoß und Stein dahinstauſpenden Gepolter der Kontrabaſſe, dem in Synkopen dreinſchmetternden Poſaunenschlägen, den in chromatiſchen Sextengängen aufzichenden Violinen bis zu den hölliſch auſlachenden, durch Mark und Bein knirſchenden Triolen der Piccoloflöten hinaus — alle dieſe Dämonen auf das arme Ohr des betäubten Zuhörers loszulafſen. Des verblüfften Zuhörers! Denn auf der Bühne ſagt gerade die Borghild zur Ragna: Es iſt heute ein wunderſchöner Tag! Ober die Sichel zum Freund Friß, er ſolle ihr helfen Kirſchen pflücken. O du goldenes Wort von der Einheit jedes Kunſtwerks! —

Auf der andern Seite verläßt den Komponiſten in Momenten höchſter

Leidenschaft leider wieder vollständig die Kraft und Wahrheit des Ausdrucks. —

Weit schlimmer aber ist es, daß uns des jungen Norwegers Werk mit erschrecklicher Deutlichkeit zeigt, wohin es kommt, wenn man bei einem totalen Mangel an Melodie und thematischer Erfindung das Prinzip der unendlichen Melodie so energisch und konsequent durchführt, wie es im „Sonntagsmorgen“ der Fall ist. Überall abgerissene Motivchen, nirgends größere Formen, nirgends ein schön sich steigender Dialog mit Einkleidung in melodisch sich zur Individualität erhebende Gebilde. Hat Wagner selbst noch im „Tristan“ die geschlossene Liedform nicht verächtet, wie sollte da ein Schjelderup sich erlauben, dem Naturgefühl für eine Reihe melodisch schöner Töne so grenzenlos Hohn zu sprechen? —

Und nun die Harmonisierung! Wie oft sehnt sich das durch einen jener diabolischen Kniffe (wie in einer der letzten Szenen durch fortgesetztes dramatisches Vibrieren in den höchsten Holztönen) gequälte Ohr nach dem ruhig-edlen Klange einer einfachen ungeführten Harmonie. —

Sollte das der Fluch der Wagner'schen Erbschaft sein, daß eine einfach gesetzte, harmonisch schlechte Melodie in den Partituren nicht mehr gesetzt, im Theater nicht mehr goutiert werden darf? —

Zum Schluß unsrer kritischen Betrachtungen noch ein Bedenken, das sich uns aufgedrängt hat. Bei dem Unvermögen, Vorgänge in der Natur und in der Menschenseele durchs schildernde Orchester entsprechend wiederzugeben, war es sehr gefährlich für den Stimmungsumschlag des Publikums, daher sehr riskiert vom Komponisten, seine Personen geraume Zeit schweigen zu lassen. Nachdem sich die Liebenden gefunden, lagern sie sich vor die Almhütte auf sonnenbeschiedener Moosbank. Die Musik hat die Schönheit der Bergwelt des stillen Sonntagmorgens, und die innere Selbstbeschaulichkeit, die Ruhe nach dem Sturm zu schildern.

Wenn hier nicht durch eine sich lieblich fortspinnende edle Kantilene in der Brust des Hörers ein gleiches Gefühl erzeugt wird, vielmehr im Anfang in allzudeutlicher Weise der Charfreitagszauber und das Waldweben zu kopieren versucht wird, und die Verstimmung durch einen aus der Ferne klingenden Frauenchor, der alles andre, aber nicht melodisch schön ist, wächst, so kann gar zu leicht die vom Komponisten beabsichtigte Wirkung in das genaue Gegenteil umschlagen. Die feine Grenze vom Erhabenen zum Lächerlichen! —

Diese Zeilen wurden nicht geschrieben, um Schjelderup zu entmutigen. Gewiß nicht! Freilich, ihn ermutigen, auf dieser falschen Bahn weiterzuschreiten, das sollen sie auch nicht. Die Angst und Sorge um die Zukunft der deutschen dramatischen Musik ließ uns diesen Warnungsruf zur Umkehr ausstoßen. —

Möge aber die kleine Schar der mit noch ungetrübtem Urtheil Begabten in unserm Münchener Hoftheater (dessen Publikum sich bekanntlich aus $\frac{7}{10}$ verdauungsbeflissenem Bildungsplebs mit und ohne Säbel, $\frac{2}{10}$ Kunstmezzgern und nur einem Zehntel wirklich Verständiger zusammensetzt) sich nicht wieder so brutal vergewaltigen lassen durch die Beifallstürme einer Schar von Freunden des Komponisten und seiner Sache (?). Oder hat der deutsche Michel mit den Händen geklappt, weil der Komponist Ausländer ist? Ein doppelt interessanter sogar! Ein Norweger, der die Mache von einem Franzosen erlernt hat! —

Und die es mit der Kunst Ernstnehmenden durften es nicht wagen, den $1\frac{1}{4}$ Stunde lang gemarterten Ohren äußerlich wenigstens Satisfaktion zu verschaffen durch die bekannten zischenden Protestierversuche! —

Haben wir denn auch keine Urtheilsfreiheit mehr? —



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Der Mai, diesmal in der That ein wunderschöner Monat, gehörte den Russen, wie der Juni der Mobilmachung des streitbaren Heeres der Kaiserin.

Die Komödianten von Beruf haben sich in dieser Zeit im Hintergrunde gehalten. Dafür konnten sich die Gelegenheits-Komödianten auf der politischen Schau- und Schwab Bühne anlässlich der Reichstagswahl um so breiter und lauter entfalten.

Die Münchener Theater, soweit sie als moderne Kunststätten in Betracht kommen, begnügten sich mit der Darstellung bekannter Sachen und brachten außer Naucheneggers Schwant „Kleine Narren“ nichts absolut Neues heraus. Ernst v. Wolzogens interessante Tragikomödie „Lumpengefindel“ wurde wie Judas Märchen „Talisman“ bereits anderswärts gegeben, und auch die abgelehnte Opernovität „Der Sonntagsmorgen“ von Schjelderup hatte schon außerhalb Münchens die Probe nicht bestanden.

Im Mai feierte der Gesangverein „Liederhort“ das Fest seines 25jährigen Bestehens mit großem künstlerischen Erfolge. Dieser Verein konnte dabei ein einziges schönes Ruhmesblatt aufzulegen, darauf der Name des Meisters Peter Cornelius prangte. Zu einer Zeit, als der Name dieses herrlichen Dichterkomponisten dem Volke noch unbekannt war, hatte der Gesangverein „Liederhort“ bereits mit der Persönlichkeit und den Werken des so lange Verkannten innige Fühlung gewonnen. Diese eine Thatfache genügt, den künstlerischen und sozialen Rang dieses Vereines zu kennzeichnen. Ernsthaftere und mutigere Kunstliebhaber und Gesangsgenossen wird man nicht leicht in einem anderen Privatvereine finden. Es ist überflüssig zu sagen, daß sein Festprogramm hochbedeutend und zum großen Theile hervorragenden Schöpfungen moderner

Meister gewidmet war. Nicht am geringsten war sein eigener Chormeister Professor Thümler mit wahrhaft genialen Originalwerken erster und heiterer Gattung vertreten.

Vom 26.—30. Mai feierte der Deutsche Musikverein seine 29. Tonkünstler-versammlung in München.

Ich habe hierüber gleich unter dem ersten Eindrucke einen Bericht für die „Tägliche Rundschau“ in Berlin verfaßt, worin ich die schlimmen Auswüchse dieser Art künstlerischer Festveranstaltungen bitter tadle. In erster Linie ist es die wilde Hast, mit welcher die Konzerte heranterspielt werden, die keine edel künstlerische Wirkung aufkommen läßt. Sodann die unmensliche Überladung der Programme mit Werken, von denen jedes einzelne seinen ganzen Mann erforderte, wollte es richtig ausgenommen und verstanden werden. Ganz besonders aber ist die bunte Zusammenwürfelung von Reifem und Unreifem, von Originalem und Nachgemachtem, von Echtem und Unechtem zu verwerfen. Ich werde in einem besonderen Aufsatze darauf zurückkommen.

Über die Aufführung der Zulda'schen Märchendichtung, der ich nicht beiwohnen konnte, schrieb mir ein Freund: „Der Talisman“, dramatisches Märchen von Ludwig Zulda, hat bei seiner ersten Aufführung im Münchener Residenztheater die freundlichste Aufnahme gefunden. Als sich zum Schlusse der Beifall immer wiederholte, wurde allerdings auch Wischen vernehmbar, und dieses sollte jedenfalls bedunden, daß der Eindruck des reizenden Stückes kein ganz einheitlicher war. Man glaubte eine Zeitlang eine Satire auf das absolute Königtum zu sehen, was sich gar nicht übel ausnimmt. Dann tritt aber eine Wendung ein, ohne die das Stück natürlich auf einem Hoftheater nicht gegeben würde, und schließlich kommt die Unterthanentreue zum Siege. Es ist nötig, den Münchener Standpunkt stets im Gedächtnis zu behalten, sonst könnte man den Aufzug des Königs „in Unterhofen“ nicht geduldig ertragen. Die Ausstattung und das Spiel waren ausgezeichnet. Die schönen Verse kamen prächtig zur Geltung. Reden Wohlmutz und Häuffer, dem vortrefflichen Darsteller des Hadakul, ist besonders Fräulein Hofmann zu nennen, die als Rita ganz allerliebste war. Daß auch die anderen Rollen in den besten Händen waren, ist bei unserem Residenztheater als selbstverständlich zu bezeichnen. In unserer sehr realistischen Zeit mag ein Märchen, wie das von Zulda, gar manchem eine Überraschung und Freude sein.“ —

Über Wolzogens „Lumpengefindel“ werden wir später, wenn das aus Befehungsgründen vom Spielplan des Gärtnertheaters gleich nach der ersten Aufführung verschwundene Stück wieder auf dem Schauplatze erscheint, einige kritische Bemerkungen bringen.

Jetzt nimmt die Doppelausstellung der Münchener Künstlergenossenschaft und des Vereins bildender Künstler (Sezessionisten) unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Wir hoffen, in ein bis zwei Monaten unseren Lesern eingehenden Bericht über dieses künstlerische Ereignis ersten Ranges erstatten zu können.



Wiener Ketzlerbrief.

Strindberg in Wien.

Von Anton Lindner.

(Wien.)

Es ist ja auch ganz natürlich. Wo hätten denn die Wiener zu derlei Possenluft Lust und Zeit. Einen Dichter ehren? Anerkennung zollen?

. Anerkennung, sagst du, ist dem Dichter nötig?
 Seid ihr Dichter denn gefälligt andre Menschen?
 Seid ihr etwa Schönenbrüder, Sängerketzer,
 Demen jedes kleinste Pfendbahnräuberchen
 Tausend Kränze wirft und tausend Durraß brüht?
 Meinem Schuster soll' ich Anerkennung, wenn er
 Mir den Stiefelstich nach meinen Wünschen fertig —
 Einem Dichter? . . .

Aber, ich bitte Sie! Lilieneron hat recht! In einer Großstadt mit so und so viel Hunderttausenden von Einwohnern? . . . Nein, — alles eher als das! Wo soll man auch Stimmung dazu hernehmen? Ja, die da draußen — drüben im Reich! Die allerdings. Aber warum auch nicht? Militärs, Polizisten und Dichter — und wieder Dichter, Polizisten und Militärs. Das ist alles; sonst giebt's ja dort nichts mehr! Item: Man kann es den Berlinern nicht verübeln, wenn sie Herrn Strindberg (Schwedens größter Dichter, wie es heißt. Er soll sich dort in seiner herzerzellerliebsten Vaterstadt nicht sonderlich behaglich gefühlt haben. Aber — warum ist er nicht Schuster geworden?) ja — unter solchen Umständen ist es also verzeihlich, wenn sie Herrn August Strindberg den Reisesoffer packen ließen und nach Berlin citirten. Doch wir? O du mein Gott! Wir haben Herrn Ludwig Angengruber, Redacteur des satirisch-politischen Wipplattes „Der Zigar“ mit der Gratbeilage „Wiener Lust“ (in freien Stunden: Österreichs größter Dramatiker) verhungern lassen. Dafür veranstaltet jetzt das gottbegnadete Angengruber-Kuratorium Nachmittagsvorstellungen zum Festen des Angengruber-Denkmal-Fundes. Ja, das haben wir gethan. Und daselbe soll in der guten alten Zeit, als unsere Alt-Wiener Vorfahren noch lebten, dem Rusikus W. A. Rozar! passiert sein. Derselben, der 60, sage sechzig Gulden seinem Konstanzerl hinterließ und insofgedessen in einem Massengrabe beigelegt werden „mußte“. Und dem übrigens ganz talentvollen Franz Schubert ist es auch nicht besser gegangen. Die Kosten seiner Krankheit und seines Begräbnißes trugen die Freunde, und anno 72 erhielt er seine Portraitstatue aus karrorischem Marmor, an einem „lauschigen“ Plätzchen des Stadtparkes.

Wenn Sie wollen, nennen wir Ihnen noch Grillparzer. Der bekam aber auch ein Denkmal im Volksgarten!! Alle Wetter! So manche goldbetehrte Durchlaucht kann sich keines prächtigeren rühmen! Na und so weiter, und so weiter — —

Es ist aber auch ganz natürlich. Groß-Wien — und dann, bedenken Sie nur, was gab es nicht alles hier zu sehen und zu hören! Das imposante Sängerketz, der großartige Empfang Wilhelms II. (großartiger hätte man selbst einen außerstandenen Goethe nicht empfangen können); und in den letzten Monaten: die schmutzen Distanz-

reiter und Mascagni *) in der Theater- und Musikausstellung, das Papstjubiläum und Preziosa (Trigolatis, die reizende „Königin der Lust“, the original boxing Kangaroo**) und die Kütiputrevolution im Miniaturreiche Serbien. Und da sollte es noch für die „unverständlichsten und ganz unvermittelten Erörterungen“ eines Herrn Strindberg Chren geben?

Dem Himmel sei es geflagt, — auch diese fanden sich, wenn auch nur für einen einzigen verlorenen Abend. Es kam Herr Direktor Lautenburg aus Berlin. Mit ihm Fräulein Bertens, die entzückende Komtesse Julie, Herr Rittner, der „geborene Naturalist“, und Herr Jarno. Alle vier vom Berliner Residenztheater. Die „Gläubiger“ wurden mitgebracht. Es erschienen auch zwei Damen und zwei Herren vom Schloßtheater zu Tots, zwei Herren von der Königl. Oper zu Budapest. Mit ihnen ein Quintett aus der Oper „Codrillo“ von R. Wurmb und die Grals-Erzählung aus „Lohengrin“. Schließlich tänzelte auch Herr Adolphe David, ein grazioser Clavierprofessor aus Paris heran, an den Frackhöfen die Herren Eudel und Wangin, zwei etwas weniger graziose Pariser Librettisten, und unter dem Arme die Partitur seiner Pantomime „La Statue du Commandeur“. Herrn David hatten die Lorbeerer Durenser, der seinem entzückten Volke und ganzen Weltteilen das originelle „L'enfant prodigue“, sich selbst aber volle Taschen geschaffen, nicht schlafen lassen. Und so schuf er eine zierliche, melodiose Musik nach einem Libretto, das man ihm frei nach Molière-Da Pontes „Don Juan“ zurechtgeschritten.

Dazu noch die Damen Paglieri und Rathner und Herr Frappart vom Hofopernballet, Herr Frieße vom Fratertheaterchen, Herr Teweke vom deutschen Volkstheater — nun und so war ein Ensemble beisammen, würdig, neben den unübertrefflichen Interpreten des Strindberg'schen Werkes seines trappelnden Cancanantes zu walten. Die Preise hatte man auf das Bersäthe hinausgeschraubt. Tropdem war das Theater an der Preise überfüllt; auch Obersthofmeister Fürst Hohenlohe nebst Gemahlin und Erzherzog Ludwig Bisfor waren erschienen — was jedensfalls viel heißen will. Ein großer Teil der Wiener Aristokratie und Plutokratie scharte sich um die durchlauchtigsten Herrschaften. Es blühten Diamanten, Seidenroben und Perlen. Dazu der Glanz der elektrischen Glühlampen. Eine vornehme Plang-Plang- und Jockeyklubschwüle breitete sich über Logen und Parkett. Mit einem Worte: — das richtige Publikum und der richtige Stimmungszauber für Strindberg's „grausame“ Tragikomödie. Ich erinnere bloß an die einleitenden Worte zu „Komtesse Julie“, wo der Dichter sein Idealtheater schildert.

Welche Ausnahme die sonderbaren „Worte ohne Sinn“ des sonderbaren Schweden und deren Interpretation fanden? Ich bitte Sie, die Zeitungen fragen zu wollen; auf die Objektivität unserer Kritiker können Sie sich ja verlassen.

. . . „Manches kam den Zuschauern gar zu stark vor, anderes machte einen vom Dichter nicht beabsichtigten heiteren Eindruck, im ganzen fand das Schauspiel hier nicht den rechten Boden, und ein Teil des Publikums wehrte sich am Schlusse auch ganz entschieden gegen den laut werdenden Beifall. Dagegen konnte sich die Darstellung der allgemeinen Anerkennung erfreuen. Das realistische Stück wird sehr realistisch gespielt, einfach, natürlich, ungetünfelt, lebenswahr, manchmal — für unsern Geschmack

*) Wir ehren auch Künstler. *Conditio sine qua non:* Geburt im Auslande. Als Ausländer gilt uns aber nur Frankreich und eben Italien. Man lasse doch einmal M. Dumas oder M. Sardou de l'Academie Francaise oder noch besser: Mademoiselle George Ohnet nach Wien kommen und man wird sein Wunder erleben. Man denke: Junger Ohnet in der Direktionsloge und auf der Scene der Göttenbesüger? Dann Vorderbrünze, Beifallsstürme, Bankette &c. &c.

**) A veritable pugilistic encounter astonishing to the world.

— ein bißchen gar zu „gewöhnlich“, ohne jede idealistische Zuthat, aber immer stilgerecht“ — meint das „Neue Wiener Tagblatt“. Am nächsten Tage brachte ein Herr, vermutlich der Kritikus selbst, folgende Notiz, die wegen ihres gefunden Humors und als journalistisch-psychologisches Dokument, wie herrlich weit wir es mit unserer allgewaltigen Wiener Tageskritik gebracht haben, wohl verewigt zu werden verdient:

Einige Nachklänge von der vorgestrigen Wohltätigkeitsvorstellung im Theater an der Wien. Der Vorhang geht in die Höhe, das Strindberg'sche Drama „Gläubiger“ nimmt seinen Anfang. In einer Loge sitzt eine Dame mit ihrer Tochter, in einer andern eine Dame mit zwei Töchtern. Pöpslich sieht man in beiden Logen die Damen sich erheben und ihre Plätze verlassen. Es vergeht eine Viertelstunde — das Strindberg'sche Stück wird noch gespielt — da kommen die Mütter wieder zurück, aber — ohne die Töchter. Nummer zwei: Kaum ist das Stück zu Ende, giebt ein Herr einer Dame, die vorher im Parkett saß, eine schatierende Ohrfeige! Schauderhaft! Aber der Mann hat ganz recht gethan. Während des Stückes bekam die Dame nämlich einen Wahnkrampf, sie kann den Mund nicht schließen, eilt ins Foyer und der Herr kuriert sie mit einem Schlag. O diese „Gläubiger“!

Nummer 1 scheint ganz wahrscheinlich und wäre für „unser Publikum“ ganz charakteristisch. Nummer 2 zeigt aber, daß das Ganze fingert und dem mehr als bornierten Schädel eines „Strindbergreifen“ Wiphotbes entsprungen ist; wäre übrigens für den kritischen Ernst und die Tüchtigkeit unseres p. t. Kritikaftertums so recht charakteristisch, wenn es hier überhaupt noch eines speziellen Charakteristikfers bedürfte.

. . . „Ein Schriftsteller wie Strindberg, der so viel tadellos Schönes geschaffen,*) hat es nicht notwendig, seine Kraft an Exzentricitäten zu verschwenden und in Paradoxen zu schwelgen; er fügte uns große Menschen und herzbelegende Schicksale vor, machte uns mit geistererlösenden Thaten bekannt, damit wir mit ihm den Flug zu den reinen Höhen der Kunst unternehmen können. Aus der Tragikomödie, die man gestern zu schauen bekam, steigt Pestlust auf, der Schauplatz ist ein Sumpf, von dem drei Personen sind zwei Idioten und eine, Frau Thekla, eine alternde Kokette, ein weiblicher Vampyr, der den Männern das Mark und das Gehirn ausaugt. . . Das Weib, das einen verlassen, nimmt viele auf. Es ist dies eine grausame Theorie und das Verschauen, in dem man dieses Präparat aus der Retorte heraus destilliert, wird quälend und peinlich.**) Eine schöne Seele, diese Frau Thekla, von der gesagt wird, daß sie viele Nächte außer Hause, ferne von dem zweiten Gatten zubringe,***) den sie krank — fallüchtig gemacht hat, während sie Nummer 1 in die Welt hinausgetrieben. Nun haben wir auch die Fallsucht dramatisch verwertet, nachdem Jbjen an der Darstellung der Gehirnerweichung Gefallen gefunden hat. Wenn diese Sucht nach pathologischen Zuständen nicht bald unterdrückt wird, dann erleben wir noch eine Apotheose der Leberverhärtung.†) . . . Gespielt wurde das vom Publikum teils mit Kopfschütteln, teils mit Heiterkeit ausgenommene Werk voll Eifer und nicht ohne Geschick. Die Tragikomödie ist vom Direktor Lautenburg vortrefflich einstudiert, fast zu gut, denn man sieht fortwährend den Regisseur an den Dächern ziehen, und Drill giebt noch keine schauspielerische Erziehung.“ (!?) So das „W. Extrablatt“.

. . . „Strindbergs Tragikomödie „Gläubiger“ wurde, trotz leidlich guter Darstellung,

*) Das wäre?

**) Sehr glücklich gemöhlt!

***) Haarsträubend!

†) Sehr geistreich!

vom Publikum — und das allerbeste Wiens war erschienen (??) — nicht ernst genommen. Eine Frau, welche beteuert, daß sie zwei Männer zugleich liebt, den Gatten, von dem sie geschieden, und den unseligen Nachfolger desselben, muß Heiterkeit erwecken, um so mehr, wenn der Verfasser damit eine ernste Wirkung erzielen will. Für Bilder und Gleichnisse, wie: „Die Phantasie ist das Tier in der Menschenseele“, oder „Ich möchte seine Seele sezieren und die Eingeweide auf den Tisch werfen“, oder „Du bist wie ein alter Wein, den ich in Flaschen gezogen“, ist das Verständnis und sind die Empfindungen des Wiener Publikums noch nicht reif genug. Und endlich dieser junge Maler mit seinen Schwindelanfällen, der Wicht in den Weinen und der Anwartschaft auf die Fallucht! Das ist kein Held eines ernsten Bühnenstückes. An den verloirnenen Subjekten, die von den Modernen vor dem Publikum viviseziert werden, wird die ganze Richtung zugrunde gehen.“ Das mit großem Geschick und Raffinement ausgeführte Bühnenstück fand, wie erwähnt, leidlich gute Darsteller. Fräulein Bertens und ihr Partner wurden aufs freundlichste ausgezeichnet und nahmen vereint mit Herrn Direktor Lautenburg den Dank des Publikums entgegen, wobei letzterer nicht errödete, obgleich er allgemein für den Verfasser des Stückes gehalten wurde. . . Aber den Lichtpunkt des Abends bildete die Pantomime „Die Statue des Gouverneurs.“ So weit das „Wr. Tagblatt.“

. . . „Das Stück weist manche geistvolle Scene auf und zeichnet die drei darin auftretenden Personen psychologisch sehr interessant. Dennoch vermochte es infolge der endlosen Dialoge nur in geringem Maße zu interessieren, ja manche Scenen berührten wegen der fast grausamen Art, mit der der Verfasser das Seelenleben der handelnden Personen bloßlegt, fast peinlich. (Sehr richtig! O diese Peinlichkeiten!) Die Vorstellung war gut, zum Teil vortrefflich. . . Als Schlußstück gab man „Die St. d. Gouv.“ . . . Die Pantomime hat sehr gefallen und bildete die *Pièce de résistance* des Abends.“ So die „Neue Freie Presse“.

Man darf von einer Zeitungskritik, die ein seit Jahrzehnten angestammtes Anrecht auf altererbten Phrasenschwulst und Schablonenbombast hat, immerhin eine ernste, mehr minder gerechte und sachgemäße Würdigung des Wertes und seines Autors verlangen. Daß man heutzutage ein tieferes Eindringen in das Psychologisch-Wertwürdige und Künstlerisch-Verdienstvolle einer (dramatischen) Dichtung nicht beanspruchen kann, ist selbstverständlich. Auch die beliebten „Vivisektionen“ mit ihrem „geistreichen“ Wortschwall und Periodenquart, ihren subtilen Nuancen und stilistischen Extravaganzen, ihrer verblüffenden Zersäferungskunst und all den Errungenchaften unserer „modernen“ Gedankenequivalenzkritik überlassen wir gerne den sensitivsten Sensitiven vom Schlage unserer „symbolistisch angehauchten“ Nervenclovnö, die sich nun Meister der modernsten Charakterisierungskunst dünken, soell sie Bourget oder Nietzsche o tutti quanti**) das Häufsperrn und Epuden abgeduckt haben; die lächerlichste Zufälligkeit, als in den Intentionen des Dichters gelegen, zu einer besonders „seinspsychologischen“ Offenbarung auszubauen; und so, um ein poetisches Bild zu gebrauchen, in dem Knoblauchgeruch einer deutschen Knackwurst die Verjudung des rasserelinen Teutonengeschlechts „empfinden“, oder in der

*) Das große Wort, das sich Herr Alex. Landberg hier leistet, erinnert lebhaft an Emil Schiffs Prognostikon in einem Berichte der „N. Fr. Pr.“ über die Berliner Weberaufführung, in welchem er natürlich wieder einmal „der jungen und jetzt schon verblühenden naturalistischen Ära des Dramas“ einen Stellenhieb verleiht.

**) Sagen wir besser: „der Psychologie von den Indern bis auf Boris (!) und Maurice Barrès“, wie Herrn. Bahr in seinem neuesten „Wiener“ „Roman“ zu parieren beliebt, um — der Abwechslung halber — für den 20jährigen Boris Refame zu machen.

Beweglichkeit eines Olmüper Quartels den Übermut der mährischen Jugend wittern, an der ja erst unlängst unsere Schulsuchsmoral durch Relegation einer ganzen Reihe von Gymnasialschülern ein „Exempel statuierte“.

Rein — das brauchen wir alles nicht! Aber was wir mit gutem Gewissen fordern können, das ist: Ernst und Würde ohne Philisterpedanterie, Objektivität und Gerechtigkeit — sei es bis zur Programmlasigkeit, und dann: ein größeres Portlöffchen jener vertu merveilleuse, die man kritisches Verständnis nennt. Denn mit billigen Trivialitäten und Gemeinplätzen, naiver sittlicher Entrüstung und dem noch naiveren Belahhudelungsmodus, prasselnden Wprafeten und den berühmten 25 Stockstreichen ist es denn doch nicht gethan. Namentlich wenn es das Werk eines echten Dichters gilt! Man liebt es, besonders hier in Wien, gegen die „rübe“ Kritik laszuziehen, wie sie im Auslande, namentlich in Deutschland geübt werde, und dies natürlich wieder von den verteperten „Madernen“, id est: von einer „hassnungsvollen grünen Jugend“. Diese „rübe“ Kritik hat meistens ihre Berechtigung. Sie entspringt zu mindestens ehrlichen Motiven. Ein rücksichtsloser Wahrheitsdrang liegt ihr zugrunde. Daher der „frische Tan“. Wir „Wahrheitsfanatiker“ können uns eben nicht an das brave, biedere nablesse ablige und den einträglichen bon-ton der geläuterten alten Herren vom Fache gewöhnen. Wir lecken nach Natur, und so freut es uns, daß uns die teilweise Befreiung von den Fesseln dieser „sogenannten Kultur“ gelungen ist. Archäopteryxtradition und Petrefaktengefitung — nieder mit ihnen! Und vor allem mit der *ἀλγδεια ἐν ἀγαπῇ* **) des Herrn Professors Georg Ebers!

Um so stillamer muß es nun berühren, wenn wir — Wiener Kritiker die vielgepriesenen Glacéhandschuhe ablegen und mit derben Knütteln d'reinhauen sehen. Der Kritiker ist zugleich Richter und Justifikator. Und so kommt es, daß die Art oft zu voreilig geschliffen wird, daß es also unschuldig Verurteilte in Hülle und Fülle giebt. Nicht selten verdammt er es mit einem klassischen Achselzucken, das ohne das überlegene, heilige Unschlbarkeitsbläckeln kaum denkbar ist, das Urteill zu walzigen; sein Opfer dauert ihn dann; er erklärt es einfach für — unzurechnungsfähig; denn als Universal- und Totalgenie muß er ja mit seinen kritischen auch psychiatrische Fähigkeiten mitgebracht haben, daß es aber nat thut, den psychischen Zustand der Herren Richter und Oberrichter von Zeit zu Zeit einer genauen Prüfung durch beideite Fachverständige zu unterziehen, das wird er wohl schwerlich zugeben wollen, wenn auch seine diversen Enunclamentis die Notwendigkeit einer derartigen Untersuchung unfreiwillig bestätigen.

Keum jemals ist einem Dichter „von Gottes Gnaden“ — und zu diesen unglücklichen gehört Strindberg — von Seite einer hohen „machgebenden“ Kritik haushnechtmäßiger und verächtlicher begegnet worden als in Wien. Man urteilte einfach, ohne ein Fünkchen Urteilskraft und den Mut der Objektivität zu besitzen. Man sah in ihm einen Hauptvertreter der „madernen Litteratenschule“ (eine Phrase der „N. Fr. Presse“) und suchte ja in ihm die ganze Katpoasterel zu treffen. Ja, ein Herr ließ es sich nicht nehmen, den Dichter öffentlich der — Verrücktheit zu zeihen! Denn von einem Schriftsteller, der nebenbei zu den tiefsten Denfern gehört, behaupten, daß er „Warte ohne Sinn“ niederschreibe, heißt eben: ihm Logik, Vernunft und den sogenannten „gesund“ Menschenverstand absprechen!

Es ist der Philisterschrei nach dem Herdenmenschenideal, der sich in den verschiedensten Variationen bis zum Überdruß wiederholt und gewaltigsten Geistern das

*) „Wahrheit in Liebe“; zu deutsch: verlogene Wahrheit.

„krankhaft überreizte“ Denken verbieten will. Es gefällt der Schlingpflanze nicht, daß die Tanne so selbstbewußt in den Himmel hineinragt, und so beginnt sie die Himmelstürmerin zu lästern. O, es lebt hier noch immer ernste, gereifte Männer, vom Hofrat, Universitätsprofessor und Doktor abwärts, welche selbst in Zfden den „nordlichen Alp, der sich beklemmend auf die Brust der deutschen Jugend zu legen droht,“ den Sensationsneurotiker und Begriffsstrümpel sehen. Von Damen und Töchtern natürlich gar nicht zu reden.

Doch nun zurück zu meinem lieben Herrn, von dem ich oben gesprochen. In einem Feuilleton der „Montags-Revue“, welches über das sonderbare tragikomisch-pantomimische Potpourri mit Gesang, Tanz und Evolutionen im Theater an der Wien berichtet, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Die poesievolle Gestalt des rächenden Standbildes, ein „Gläubiger“ aus einer höheren Welt, erschlägt nicht nur den lebensdürstigen Don Juan, sie hat auch in ihrem unverwüßlichen Gehalte, den keine Umwandlung auszuheilen vermag, ihre schwere Hand über die nervenschwachen Menschenkinder Strindbergs ausgestreckt und zermalmt durch Geistermacht liegen diese Puppen, denen vom Geiste wenig genug eingegeben worden.“ Bemerkenswert ist, daß hier das Standbild des Gouverneurs gemeint ist, welcher im letzten Akte den Helden der Pantomime, Don Juan, erschlägt. Also: Strindberg muß es sich gefallen lassen, wenn die geistvollen Balletpüppchen des Pariser Klavierlehrers seinen geistlosen, nervenschwachen Menschenkindern für Wien wenigstens den Weraus machten! Die Sache ist eigentlich lustiger als man vermutet. Und nun noch einige köstliche Bonmots:

Noch immer ist der theatralische Genuß Erholung und Erhebung, Erheiterung oder Erschütterung. Aber was sich bei dem mühsam lauschenden Zuhörer in einem Stücke wie dem „Gläubiger“ einstellt, ist in erster Linie Langweile, qualvolle, peinigende Langweile. Diese Stelle erinnert an den unsterblichen Ausspruch Karl von Thalers in der „N. Fr. Presse“: „Ist es nicht das Recht, ja die Aufgabe des Dichters, der wahre Zweck der Poesie, die brutale Wirklichkeit in ein höheres Licht zu rücken?“ Diese Worte sind nota bene an Paulinchen Heyße gerichtet, die ihm deshalb nicht gefällt, weil sie in ihren neuesten Dorfnovellen gegen die „Verschönerung“ polemisiert, „welche der Bauer und das dauerliche Leben in der Litteratur erführen“ und so unndtigerweise den Fluch — des Realismus (!?) auf ihre Schulterchen ladet!

„Ja, man gesiehe es sich offen und ehrlich. Eine Frau Thessa zwischen ihrem Gatten Nr. 1 und Gatten Nr. 2 nicht schwanken, nein, pendeln zu sehen, in endlosen Dialogen immer nur wieder das trivialste Zeug von gesuchten Pointen adgeflist zu hören, ist eine kaum zu ertragende Frotter. Und, was das Schlimmste ist: es wird wohl schwer ein unwahreres, verlogeneres Stück geben, als den „Gläubiger“. Die Voraussetzungen sind teils nicht erwähnt, teils nicht glaubhaft. Man hat im Theater keine Rätsel aufzulösen. Frau Thessa ist von ihrem ersten Manne geschieden. Deshalb? Er tritt störend in ihre zweite Ehe ein, und verdrängt seinen Nachfolger. Wie unwahrscheinlich, daß dieser nur ein schlechtes Bild seines Vorgängers gesehen, und ihn nicht erkennt, daß Frau Thessa ihn auf dem Dampfboote nicht erkannt hat, ihn aber im Stücke selbst auf den ersten Blick wieder erkennt! Wie technisch unbeholfen sind die zwei Belauschungen! Und die Charaktere, der psychologische Gehalt, auf den sich die ganze Richtung so viel zugute thut?“ — Die Argumente sind niederschmetternd. Natürlich muß die „ganze Richtung“ wieder erhalten. Wie sich die Welt der „Moderne“ in den Köpfen unserer Hausfrauen, Wassen und Plüster spiegelt, ist bekannt. Wie in dem Hirne *) unserer kräftigen Bonzen und Oberbonzen,

*) — denn daß auch sie ein Hirn haben, wird wohl niemand leugnen wollen.

die doch jedenfalls ernst genommen werden sollten, — ist weniger bekannt. Es haben daher Betrachtungen von so schätzbarer Allgemeinheit immerhin einen ganz speziellen Reiz. Und da haben wir gleich wieder eine: „Es ist höchst charakteristisch, daß Frau Thelma eine Schriftstellerin ist, und Gatte Nr. 2 sich künstlerisch beschäftigt. Das neue Drama liebt es, seinen Hauptfiguren geistige Schöpfungskraft außerhalb des Stückes als Dichter, Maler, Baumeister u. anzuweisen, einfach, weil es sie im Stücke selbst in ihrem geistigen Leben nicht zeichnen kann. Also: was wir wollen, das ist — Potenz! Wir würden uns ja gerne die Herren von der „naturalistischen Kra“ gefallen lassen, wenn sie nur nicht so fatale Nichtskönner wären. Mein lieber Herr denkt hier natürlich vor allen anderen an Henrik Ibsen. Unter dem Baumeister will er wohl Baumeister Solnek verstanden wissen. Die Maler werden wohl Oswald Alving in den „Gespensern“, Hauptmanns „Crampton“ und last not least Willy Janitzow in Sudermanns „Sodoms Ende“ sein müssen. Die „Dichter“: Johannes Voderat, der einfache Mensch, und Frau Thelma. Ich citiere nämlich nur jene Gestalten, die den Wienern von Wiener Darstellungen her bekannt sind; denn ich darf wohl annehmen, daß den Wienern, im speziellen den erdgefessenen Wiener Tageslitteraten von den Werken der neuen „Schule“ nur jene bekannt sind, deren Bekanntheit Direktor Burdhard von der Burg und — das deutsche Volkstheater *) vermittelte. Diese Totalmoderne scheint den Herren in ihrer Beschränktheit (nämlich: dieser Totalmoderne) zu genügen. So wird das eigene mangelhafte Vorwissen in das immense moderne Gedankenfeld, das nun schon Jahrzehnte lang bebaut worden und die herrlichsten Früchte gezeitigt hat, hinaus projiziert, und dem „modernen Geiste“, Einförmigkeit, Kleinlichkeit, Manieriertheit, Konsequenz und Konzentration bis zur Borniertheit u. u. in infinitum — doch ohne Grazie — vorgeworfen. Dann ist es allerdings erklärlich, wenn die Jungen, die zur Fahne Ibsens und Hauptmanns schwören, für — Philippis „Altes Lied“, Otto Bischofs „Schlimme Saat“ **) oder gar Eudogens „Dämmerung“ verantwortlich gemacht werden!

Doch mit Verlaud — noch eine Frage an meinen lieben Herrn. Sollten wirklich die Jüngsten das berüchtigte „Künstlerdrama“ ausgebracht haben, mit seinen verfahrenen Banalitäten und all dem zum Himmel sinkenden Idealismus, der sich ja am leichtesten in die Phrasen eines phantastischen Kunstbesessenen einkleiden läßt? Ich erinnere bloß an Bildrandt und seine Zeit! Dabei ist zu bemerken, daß Bildrandt bereits vor 30 Jahren tot war.

Und nun noch einige Apercus:

„Thelma ist eine mannstolle Kärerin, deren Erfolge in der Gesellschaft unbegreiflich bleiben. Im wirklichen Leben würde sie bald ihr Püppchen auf der Frauenabteilung einer Heilanstalt erhalten, die längst früher ihren anderen Trakt dem bedauerenswerten Gatten Nr. 2 geöffnet hätte.“

O es giebt gar viele im „wirklichen Leben“, die zu Jöglingen einer derartigen Heilanstalt prädestiniert scheinen und dennoch ungestraft und frei unter Palmen wandeln, ja sogar „Erfolge in der Gesellschaft“ ergattern. In unserem Zeitalter der Humanität giebt es noch immer viel zu wenig Wohlthätigkeitsanstalten dieser Sorte, und daher kommt es, daß — was mein lieber Herr wohl wissen sollte . . . — noch immer nicht jeder *monte captus* trotz ganz verteufler Qualifikation seine Zelle findet.

*) Auch dieses Theater soll einen Direktor haben. Ob es tatsächlich einen hat, weiß ich momentan nicht. Herr Zukovics scheint mir alles eher, als dies zu sein.

**) — eine modern-realistische Novell. Nur die moderne Literaturwissenschaft vermag diesel hervorbringen. Man dürfte diesel (Schmuckbilder) neidlos Berlin überlassen, wo diese Richtung nach allen Anzeichen glücklicherweise immer mehr ihren Reiz verliert.“ (R. Fr. Presse.)

„ . . . Man sage nur ja nicht, auf diese Gestalten deutend: Seht, so ist das Leben! Wir sind trotz allen Naturalisten noch nicht so weit, daß die Spezies „gewöhnlicher Mensch“ in der Gesellschaft der Ärzte als interessanter Fall aufgezeigt wird. Bis dahin suche ich den Menschen gerne, wo der Mensch ist, nicht wo er Vieh wird.“ Jawohl, man sucht den Menschen dort, wo er Herdenvieh ist, nicht wo er Vieh ist, und geht dann hin und predigt von „Persönlichkeit“ und „Individualität“. Der „Gatte Nr. 2“ wäre also — eine sonderbare Art kritischen Gehabens! — für das Irrenhaus reif. Noch sonderbarer ist, daß das dem Dichter zum Vorwurf gereichen soll. Wie steht es nun aber mit dem „Gatten Nr. 1“? Man höre: „ . . . Der Gatte Nr. 1, eine der oberflächlichsten Schablonengestalten, die auf der Bühne denkbar sind: nur rasch ein Kostüm angezogen und der Theaterbühewicht des Schauer- und Ritterstückes vom reinsten Wasser steht vor uns da.“

Ferner: „ . . . Ich will hier ganz absehen von der ekelhaften Schilderung der Epilepsie, welche wenigstens teilweise dem Publikum vorenthalten wurde: Sie ist ohne jede innere Notwendigkeit künstlich und unnatürlich hineingepreßt worden und offenbart deutlicher als jeder andere Zug die bewußte Absicht, Sensation zu machen, nicht besser als in jedem Koiportage-Roman.“ Das Neueste: Strindbergs „Gisäubiger“ — ein dramatisierter Koiportage-Roman! Dann ist das Titelfinden eine seiner schwächsten Seiten. Er nenne sein Excrement künstlich: „Thekla, die hergloste Koquette, und ihr Männerharem oder Ein weiblicher Blaudent.“ Doch, es kommt noch besser:

„ . . . Als Haupttrümpe werden verachtungsvolle Tiraden gegen das Weib, dieses „chronisch-anämische Wesen“ ausgeplelt. Kein weibliches Wesen der Welt kann sich durch diese Platteien beleidigt fühlen. Der unglückliche Mann verdient Mitleid, dem es nur vergönnt war, statt Frauen gemeine Dirnen, statt der Liebe das Lieben kennen zu lernen. Ohne eine derartige Reize, wozu als Gewürz noch einige pikante Dialogwendungen kommen, wäre die Geschichte ja gar zu tödlich langweilig geworden.“ Was die Aufnahme betrifft: „Das Wiener Publikum hat sich wieder gar nicht, Strindberg-reif bewiesen: es gähnte und lachte.“ Und nun das Beste: „ . . . der Hauptanteil an dem stürmischen Erfolge (der David'schen Pantomime nämlich) gebührt Lewele. Frappant war ein in bewundernswerter Frische strahlender Don Juan, den man um seine reizenden Tischgenossinnen, Fräulein Pagliero und Kathner, wohl beneiden durfte. Der gesunde Mann zwischen zwei gesunden Frauen behagt doch mehr, als das kranke Weib zwischen zwei kranken Männern. Man mag diese Gattung des Dramas nicht besonders hochstellen; aber was ist besser: Sinn ohne Worte oder Worte ohne Sinn?“ Die Frage war überflüssig. Daß sich mein lieber Herr das letztere gewählt hat, beweist er selbst zur Genüge. Wir wären Worte ohne Unsinn am willkommensten gewesen. Was aber das Schönste ist: es liegt in diesem pompösen, mit Triumphatornien niedergeschriebenen Schlußsage implicite die Proklamiation an das todbespöchte Lumpenpad: Schämte Euch, Ihr grünen Jungen bis ins siebente Geschlecht, — der kleine Adolphe David hat den Riesen Goliath erschlagen! Und Du, gefallener Kämpfer, Dir soll Verzeihung werden für und für. Doch merke es Dir, schreibe hinaus Ballet-Divertissements mit nackten Weinen und Trifol. Denn diese wirken durchaus nicht — peinlich, so realistisch auch ihre wohlthuende Nacktheit scheint. Auf daß Du oder Gnade findest vor dem Richterflusse Deines Herrn, arbeite Dein sonst ganz nettes Koiportage-Drama in eine tragikomische Pantomime um. Das beschwöre ich Dich bei Fleisch und Wein! Denn ich bin der Ewige, Dein Gott. Amen . . . —

Wer der Verfasser jener unvergleichlichen Kritik gewesen und wie sich mein lieber Herr benamset? Alexander von Weilen steht unterhalb der letzten Druckzeile. Ich wage es nicht, in ihm den rühmlichst bekannten Ritter Alexander von Weilen, Sohn des berühmten Dichters Josef von Weilen, zu vermuten. Andererseits weiß ich, daß nur ein Herr in Wien weilt, der das stolze prænomen Alexander mit dem nicht minder stolzen nomon gentile von Weilen verbindet. . . Wer löst mir das Rätsel? — —

O, wir haben es herrlich weit gebracht mit unserer wohlgejitteten Tageskritik! Man nehme dies als Lösung des Räfels.



Kritik.

Romane und Novellen.

Anna Croissant-Kußt, Lebensstücke, ein Novellen- und Skizzenbuch. (München. Dr. E. Albert u. Co.)

Das heutige Rezept für die Novelle heißt: Laß den Gegenstand, der in den Bereich Deiner Inspiration gerückt ist, durch alle Deine Sinne gleiten, schaue, höre, rieche und empfinde, analysiere dann Deine Seele, und gib Deine Empfindungen, Stück für Stück, ohne direktes Ziel, zunächst der Wahrheit zu genügen, und — laß Dir Zeit! Also nicht: „prospice finem!“ „Bedenke das Ende!“ sondern: schaue nur, daß Du gut in die Mitte, in den vollen Segelwind der Stimmung hineinkommst; was das Ende bringen wird, wohin Du landest, das wird sich schon finden. — Kann man dieses Rezept nicht auch für die Kritik in Anwendung bringen? Besonders für die Kritik der modernen Litteratur? Statt immer nur zu schreien: „Ein neues, ganz eigenartiges Buch, welches sich die Gunst des Publikums im Sturm erobern wird! X. hat es auch hier auf das Fesseln die verstanden, Menschen und Erscheinungen unter das scharfe Glas seiner Beobachtungsgabe . . .“ Könnte man doch einfach das Buch auf sich wirken lassen, und dann ruhig erzählen, was man empfunden hat. Das würde allerdings die denkbar subjektivste und individuellste Kritik geben. Aber das wollen wir ja! Wir wollen keine

Kritik für 1001 Menschen, sondern die Kritik von einem, aber in seiner Empfängnisanlage hervorragend befähigten, Menschen. Und dieser eine wird auf Wahrheit eingeschworen. — Probieren wir's; soweit unsere Kräfte reichen! — Und nun muß ich wohl im Ich-Ton reden:

Die erste dieser Skizzen der Anna Croissant heißt „Der Freund“; sie ist durchaus charakteristisch für die ganze Sammlung, und charakteristisch für Frauenzimmerschriftsteller überhaupt; sie stand schon als Musterstück im „Musenalmanach pro 1893“ und hat der Verfasserin die Prognose resp. Epikrise eingetragen: sie sei wohl im Begriff, in eine Heilanstalt für Nervenkränke einzutreten, oder komme davon her. Ich wußte dies; es machte aber gar keinen Eindruck auf mich; wohl deshalb, weil ich die hervorragende künstlerische Befähigung in rezeptiver wie produktiver Weise der hysterischen längst kannte. Ich war also vollständig frisch, als ich an die Lektüre dieser impressionistischen Skizze ging, frisch und unberührt wie jene Wachs-tafel der Philosophen, mit der sie die Seele des Kindes vor Aufnahme irgendwelcher Eindrücke vergleichen. Die Skizze umfaßt zwei Personen, eine geschiedene junge Künstlerin, Luise, und einen jungen Mann, anscheinend Dichter, mit Namen Georg. „Georg“ ist mir ein ekelhafter Name für einen Galan, und kommt für mich gleich nach „Bruno“; vielleicht, weil

ich einmal einen solchen „Georg“ als feigen, nachschlappigen Mann neben einer schönen, starkgeistigen, jungen Frau kannte, den sie schlechter behandelte, als ihren Hund. Auch in unserer Skizze ist dieser „Georg“ die reine Puppe, gänzlich widerstandlos und hampelmännisch, verhält sich durchaus receptiv, und ich möchte wetten, er trägt unter seinen schwarzen Hofen Damendeinkleider; während sie die produzierende, geistig-schaffende, Kolorit und Stimmung gebende, fast möchte ich sagen: ihn erschaffende, junge Frau ist, die alles leitet, alles befehlt. Ja, ich glaube, die einzige „That“, die er begeht, daß er „vor ihr niederstürzt“ und einmal „ihre Kniee preßt“, ist ihr Werk und ihm sorgfältig eingeschuggert. — Die Geschichte spielt im Atelier, in ihrem Atelier, und beginnt mit einer Skizzierung der draußen liegenden Winterlandschaft: „Novemberwind“ — „Wolfensehen“ — „violett-braune Waldesstreifen“ — „geblickte Wiesenstreden“ — „windgeschütteltes Türmlaub“ — „verzweifelt in die Luft geredetes Astgerippe“ — „grämlicher Spätnachmittag“ ich glaube, in diesen Dingen sind wir nicht viel über die Luise Rühlbach hinausgekommen, und mich packt Verzweiflung, wenn ich diesen Schematismus der Natur zu durchlesen habe. Doch dachte ich mir: Du mußt ihr doch Zeit lassen, die Scene vorzubereiten, und etwas Stimmung zu machen; sie muß doch erst mit dem Boot laviere, bis sie den richtigen Segelwind hat. Also gut! Weiter! — Endlich kommt die Dame zu sich selbst, und nun beginnt die ganze Seufzerkala, die ganze Seelen-Kalamität eines Frauenzimmers, das nicht weiß, was sie will; die wohl wüßte, was sie wollte; die, was sie wollte, auch haben könnte, es aber doch nicht will; sie trippelt vom Divan zur Staffelei, von der Staffelei zum Fenster, vom Fenster zur Thüre, und schließlich wieder zum Divan; und immer spricht sie von sich selbst, und von der Natur im allgemeinen; und ob sie der Natur unterliegt,

oder die Natur ihr unterliegt; ob das, was sie in der Natur sieht, ein Produkt von ihr selbst sei, von dem die anderen nichts verstehen, und dann beschaut sie sich im Fenster und analysiert ihre Züge, und spricht wieder ausschließlich von sich selbst; geht mit den Augen, die eben noch „groß, grau und ernsthaft“ waren, zitternd im Atelier herum, und seufzt und seht und stöhnt und wünscht ihn herbei; wen? nun eben ihn, „den einzigen Freund“, d. h. das einzige Mannsbild, für das sie, nachdem sie ihren Mann wie ein überflüssiges Annex abgeschüttelt, noch ein einigermaßen großes Interesse übrig behalten hat, — ein wie großes Interesse? — nun eben gerade groß genug, um in ihrer grämlichen, violett-braunen Winter-Nachmittags-Atelier-Stimmung mit ihm zu plaudern, und ihn, nachdem sie ihn so toll und voll suggert hat, daß er vor ihr „niederstürzt und ihre Kniee preßt“, sehr höflich auf § 176 des deutschen Reichs-Stras-Gesetzbuches aufmerksam zu machen; worauf er sich langsam-oratorisch aus der Situation herauswickelt und sich schüchtern empfiehlt, während ihre „hohe, stolze Gestalt in der dunklen Umrahmung der Thüre“ zurückbleibt. — Und der Unglücksvogel kommt wirklich. „Ein leises Klopfen dreimal“, und da ist er. — „Georg!“ — Und nun beginnt dasselbe Spiel wie vorher. Wie sie vorher mit sich selbst Ball spielte, so spielt sie jetzt mit „Georg“ Ball: „Was ist's, liebe Freundin? Warum waren Sie traurig? Das alte Lied? — Luise nicht — keines sprach. — Die knisternden Funken im Ofen sprangen und zuckten“ u. nach Luise Rühlbach. — Bald schleicht ihre Traurigkeit auch in sein Herz hinein und macht ihn matt wie eine schlaff herabhängende Pflanze; er und sein schriftstellerisches Schaffen kommt ihm kleinlich vor in Gegenwart dieser Frau, dieser Atelierstimmung (das wundert uns nicht, lieber „Georg“!); sie lesen sich dann ein tränen-seudetes Gedicht vor, wo sich auch einer über die „lügenhafte Welt“ bewahrt;

und nun werden sie noch trauriger. Sie spricht nun wohl eine geschlagene Stunde über ihr Elend, ihre Schaffungsunfreudige Stimmung, ihre Grämlichkeit; und er wird immer elender, kaputer: „Er ertrug's nimmer, neben ihr zu sitzen und ihren Kummer mitzufühlen. Das machte ihn immer schwächer. Jetzt mußte sie sich ausdrücken, sollten diese Quälereien ein Ende nehmen.“ — Aber jemand anders, als wie sie spricht überhaupt nicht. Und sie spricht ja die ganze Zeit. — Er knaut bloß. — Dann sprechen sie von ihrer ersten Mann, und wie er gehen mußte, weil er zu schwach war, weil er nicht Widerpart leistete: „Warum ordnete er sich ihrem Schmerz unter, warum widerstand er nicht? Sie haßte ihn.“ (Hört es, Männer!) Und „Georg“, der auch unterlag, der sich auch ihrer Stimmung anpaßte, und immer trauriger wurde, für ihn wär' es jetzt ebenfalls höchste Zeit gewesen, zu gehen. Aber er bleibt. Natürlich, wie kann er anders? Er ist ja noch nicht „niedergestürzt“ und hat „ihre Kniee gepreßt“. Diesen Effekt braucht sie. Er — wird dann gegangen. — So geht es denn noch eine Weile zu mit den gegenseitigen hysterischen Lamentationen. Bis es ihr zu dumm war; und nun griff sie zur Peitsche (bildlich ausgesprochen): „Ich gehe“ — recitiert sie die Worte ihres Mannes, als er von ihr ging — „weil ich Dich nicht glücklich zu machen vermag, weil ich Dich quäle, indem ich Dich zu verstehen suche; Du mußt Glück haben, Deine Natur verlangt danach. Ein anderer wird Dir geben, was mir versagt ist. Und ich sehne den andern für Dich herbei.“ — So ging er. — „Ja, die geliebten Frauen!“ — Luise schrie das. Eine rasende Sehnsucht nach Glück und Liebe stieg in ihr auf, umklammerte sie, nahm ihr den Atem, preßte ihr Herz, ihren Hals. Wie Schwindel war's, wirt im Kopf, voll zitternden Verlangens und Sehnsens. — — Unklar wie ein Rausch, verworren, aber peinigen, alles niederzwingend. — — („Georg“, von der

Peitsche getroffen, weiß jetzt, daß die Tour an ihm ist): „Luise!“ — Georg war vor ihr niedergestürzt, seine zuckenden Hände preßten ihre Kniee, sein Kopf lag in ihrem Schoß. Er stöhnte. „O Du — Du — Du mußt mich lieben!“ — (Gernach, Herr „Georg“, ich fürchte, Ihre Zeit ist schon vorbei. „Luise“ hat schon, was sie wollte. Sie kennen den hysterischen Typus nicht.) — „Luise wehrte sich. Sie war erschrocken. Mit den Händen suchte sie ihn von sich zu drängen. „Ich liebe Sie nicht, hören Sie? Nicht Sie liebe ich!“ — Sie wurde wach, und im Wachen stieß sie Georg von sich. — Abscheu und Ekel erfüllten sie. (Jetzt!) Stumm sah sie ihm gegenüber. Der Novemberabend schaute mit weinenden Augen durchs Fenster. Die ganze vorige Scene mit ihrem brutalen Zwange stand vor ihr. Sie verabscheute nun diesen Mann. Auf ihn zu trat sie, ihn herrlich an der Schulter schüttelnd.“ — (Armer „Georg“! Und nun muß der arme Teufel, nachdem er pünktlich, wie ein Circuscion, nach der Peitsche seine Schuldigkeit gethan, auch noch brüst und beleibigt das Zimmer verlassen.) „Langsam kehrte sie auf ihren Sitz zurück. — Nun war er verloren. — Sie küßte keine Bergweisung, daß ihr der letzte Mensch genommen war. Die Befreiung kam's über sie. — Nun mußte sie allein sein. Sie wollte es. — Schwerfällig erhob sich Georg. Er blieb vor ihr stehen. Rauf klang, was er sagte. Luise nahm seine Hände, führte ihn ruhig der Thüre zu. „Nein, Georg! nein! Sie haben mir nichts genommen. Ich bin frei. — Allein kämpfe ich. — Mein Freund geht.“ — Georg küßte stumm ihre Hände. — Ruhig kehrte sie sich von ihm ab und ihre hohe, stolze Gestalt leuchtete aus der dunklen Umrahmung der Thüre.“ — —

Ich muß sagen, ich war selten in einer so erbärmlichen Stimmung als nach der Lectüre dieser hysterischen Skizze. Ich war zweimal versucht, während der Lectüre abzubrechen und nur das Pflichtbewußtsein hielt mich zurück. Es war Abends, und

ich eilte fort, um in einem langen und kräftigen Schluß Bier diese vertrackte Stimmung mir zu verschmecken. Wie kann man nur — sagte ich mir — zwei solch' impotente Menschen auf dritthalb Druckbogen beschreiben? Was ist denn da interessant? Alles müd, tot, blaßiert, kraftlos und impotent. Und sobald die zwei Puppen sich in die Höhe heben, um zu kämpfen, um ihr Blut zu probieren, fallen sie auch schon wieder zurück, wie entleerte Gummischläuche, wie hohle, Cartesianische Teufelchen. —

Als ich mich wieder auf dem Heimweg befand, merkte ich, daß es mir gelungen war, den bitteren Kaffeesap dieser trostlosen Geschichte aus meinem Herzen wegzuschwemmen. Von „Luise“ blieb nur ein blasser Schemen zurück. Und ich lachte nun unwillkürlich über den Spul. —

Beim Einschlafen meinte ich, ich hätte die Sache zu ernst genommen. —

Am folgenden Tag schien alles vergessen zu sein. — Am zweiten Tag tauchte in meiner Erinnerung eine Person auf, eines jener flachen, schattenhaften Wesen, wie sie die Engländer, mit Regenmantel und flachem Kapotzütlchen dekleidet, grau in grau, dicht in Redel und Regenstimmung gehüllt, uns auf den Kunst-Ausstellungen als Bilder vorführen. Das Gesicht ist ebenso eintönig und indifferent, wie alles übrige. Nur zwei schwarze kleine Gucker blinzeln uns, wie aus weiter Ferne, anspruchlos und melancholisch an. — Wie ein musikalisches Leitmotiv aus einer unlängst gehörten Oper präsentierte sich mir diese Person mit einem gewissen selbstverständlichen Existenzrecht. Sie sprach nichts; sie rührte sich nicht; sie schien nur zu sagen: da bin ich! Und dieses Wesen, welches mir eine freundliche, sonst halluzinatorische Erscheinung war, deckte sich in meiner Erinnerung mit der „Luise?“ — Ich wurde nachdenklich, und ich begann die Sache von einer andern Seite anzusehen. Diese Menschen, wie diese „Luise“, — sagte ich mir — sind beim ersten Bekanntwerden

allerdings äußerst unympathisch, ja, sie widern uns an; aber man sage nicht, sie existieren nicht; diese Sorte Menschen giebt es, und die moderne Wahrheitskunst verleiht ihnen Existenzrecht. Ob schön oder nicht schön, ob angenehm oder nicht, diese „Luisen“ sind nun einmal da; die moderne Kunst hat Raum für alle; sie will die Menschheit in allen ihren Schattierungen, in ihren vertracktesten Exemplaren kennen lernen; ausgeschliffen sind nur die Märchenprinzen, die hoheitvollen Potentaten und die edelmuttertiefenden Tugendhelden, — denn die giebt es nicht. — Diese graue, müde Engländerin kam mir am nächsten Tag wieder, und stellte sich immer schärfer und plastischer in meiner Erinnerung ein. Ich hatte diese Person gern. Und bald sah ich sie in ihrem Atelier auf- und abgehen, vom Divan zur Staffelei, von der Staffelei zum Fenster und vom Fenster wieder zum Divan trippeln, und ihre bittere Seele ausschütten vor den Gemälden, die nur ihre Stimmung hatten, und die die andern nicht verstanden, und ihre geärgerten Gedanken ausspeien hinaus in die starre Winterlandschaft, und ihr müdes und abgewelltes Gesicht selbstquälend in der Fenster-Spiegelung betrachten; und endlich verzweifelnd ihre mageren Arme emporheben und sehend nach einem Mannsbild sich sehnen, um ihrer Wut zu fröhnen, ihre geistige Superiorität zu zeigen, und es zu customnieren und springen zu lassen, wie einen Tanzbär. — Und diese Person wurde mir nun bis zum Erschreden deutlich und lebendig, und erregte bald mein tiefinnerstes Mitleid. — Und „Georg“? — Ich schien ihn nur einmal zu sehen. Es war auf einer Wiese, und er schien mir an einem Wackseil mit einem Holzzwiel hinter am Kragen von einer Wäscherin aufgehängt zu sein. Als ich aber, in meinem Innern, genau hinsah, schien mir der Kopf zu fehlen, und es war nur ein schwarzer Frack mit ditto Hose, welche hier zum Trocknen aufgehängt waren. — Aber die „Luise“ wurde mir immer frappanter,

immer deutlicher, in ihrem Daseinselend immer wahrheitsfredlicher. —

Und seit acht Tagen läßt mich das Frauenzimmer nicht mehr los; läuft, wie selbsthaftig, neben mir her; es muß ja doch solche Frauenzimmer geben — sagte ich mir —, es muß doch echt sein! Sie muß doch gut gezeichnet gewesen sein. —

Ich erkannte jetzt, daß nur das Weib das Weib zu schildern vermöge, sei es krank oder gesund, glücklich oder gequält. —

Und nun blieb mir freilich nichts anderes übrig, als meinen Hut tief abzunehmen, und mir zu sagen: Diese Croissant ist doch eine große Künstlerin! — Panizza.

Lyrik.

Wachsen und Werden. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. — Spuren. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. — Dresden und Leipzig, Viewegs Verlag. 1893.

Dieser Dichter hat, als ganze lyrische Individualität betrachtet, nichts Großes, Bannendes, suggestiv Beherrschendes an sich. Er kennt keine Abgründe des Lebens, keine wogenden Gipfel hoher Sonne, seine Seele kennt keine Zerrissenheit, und die flaffenden Sprünge, die jeder Moderne im Sturme der Zeit davongetragen, sind ihm fremd. Dagegen beherrscht er eine schöne wohlgepflegte Schar guter Gefühle, einen sicheren Fond guter, oft etwas hausbackener Moral und eine aus schöner Vergangenheit und aus gut gewähltem Umgang herzuleitende Sorgfalt der Sprache, die er sich gewandt und geschmeidig abgerichtet hat. Vergedenst tippte ich mit meiner seelen- und schämebeschwörenden Wünschelrute auf diese zwei Bände Lyrik, aber es wollte sich nichts ergeben; ich hörte nicht jenes wohlbekannte Grollen neuer Quellen, jenes verstickte Gurgeln und Brausen der Leidenschaften, die sich der Sonne entgegen drängen, ihre Seele zum Lichte sprigen wollen. — Nichts Hochwichtiges, nichts Tiefgründ-

ges, dagegen die innere Zahmheit, wie sie unsere Erziehung und Kultur ergiebt, die alles Individuelle, alles Urwüchsige, jeden eigenartig austreibenden Sproß sogleich mit der Schere beschneidet. Herold ist als Lyriker noch Kunstprodukt, nicht Natur, ein schönes, wohlgepflegtes Talent, in dessen lyrischem Hausgarten man achtsam herumgeht, all die hübschen und wohlkultivierten Sachen und Sächlehen betrachtet, ein bißchen Grün und Blüten, ein bißchen Philosophie, Moral, He und da ein treffendes Epigramm als Dreingabe — am Schluß geht man artig und höflich wieder davon, schön, sehr schön, gewiß — aber die Seele ist nicht einmal ganz getroffen, ein bestimmender Totaleindruck kommt nicht zur Geltung, der Dichter ist als Charakter, als Persönlichkeit noch nicht ganz ausgekreist. Einmal ist mir wohl bei ihm geworden, wo er von der Heimat redet. Zwar klang es da auch larmoyant wie Matthison, Höpky oder Salks, aber doch wieder sehr eigenartig und selbständig. Ich höre überhaupt schon lange hin auf dieses Zwischern im deutsch-böhmischen Dichterswalde. Wird denn nicht wenigstens in der Lyrik endlich der richtige nationale, selbstschöpferische, eigenartige Neutönerlein herrlich Vieh anheben? Die bisherige nationale Lyrik im deutschen Böhmen ist ja doch nur tendenziös, äußerlich, Parteizweck, nichts Unmittelbares, nichts Künstlerisches, nichts Hinreichendes. Kein Arndt, kein Körner! Aber auch kein eigentlicher Naturdichter, keiner, der unsere Landschaft, unser Volk, unsere Berge, unsere Quellen, unsere Arbeit, unser Babelleben besingt. Keine autochthone, keine einheimische, keine erdgeborene Lyrik, wie ich sie immer wieder in meinem „Litterarischen Jahrbuch“ predige! Das deutsche Böhmen ist, wie es in der Litteratur, in Roman und Novelle noch unentdeckt ist, auch in der Lyrik noch Aischenbrödel. Nur Raaffs Wleder im Volkston und seine Gefänge tauschen Straß und voll aus stirenden Saiten. Bei Pröll und Chorn finden sich, wenn man

von den Tendenzgedichten abseht, erst Anfänge einer nationalen autochthonen Poesie. Ihr hat auch Herold ein Zugeständnis gemacht, durch einige Gedichte wie „Heimkehr“ (Spuren S. 26—37), „Heimat und Fremde“ (S. 130) und die prächtige Anpreisung „Kleinen Landkleuten“ (S. 128).

„Heimkehr“ ist ein kleines Juwel dessen, was ich mit autochthoner Poesie bezeichnen möchte — nicht in dem etwas harmoyanten Ton, aber in dem unwillkürlich auf den Leser übergehenden Empfindungsstrom, der aus der heimatischen Natur, aus Jugend und Kindheit, aus Wald, Feld und Flur auf- und entgegenkommt. Da ist Unmittelbarkeit, da ist echtes Gefühl; Bilder und Bildchen voll echter Poesie, das Nationale aus dem Gefühl und der Natur unmittelbar herausgeboren. Heil! und nochmals Heil! für das unserm deutsch-böhmischen Michel zugebaute Ritzelied „Meinen Landkleuten“ (S. 128), in dem es trotzdem von nationaler Begeisterung flammt. Und auch den Seufzer verstehen wir wohl:

— Ach, Wäschbündel ist bew das Lied!
Raum am Herde darf es haben,
Darf es die Tauben, die Heimchen locken,
Ungekannt und ungeschen.

Wie die Stum in der Bergschlucht stehn.

Leider! Und auch die Epigramme „Deutsche sind wir!“ (S. 130) sind so wahr. Im Nationalen, im Heimatischen dringt unser Dichter durch, da ist jeder Ton echt, wahr und erlebt, da fühlen wir mit und werden warm. Aber unser deutsch-böhmischer Dichter, unser Volksdichter, unser Stieler meinestwegen, der muß noch geboren werden. Der Dichter, der die Seele unseres deutschen Stammes verkündet in Freude und Schmerz, in Jubel und Lull, wo der schlichte Volkston über die Reflexionspoesie und die Tendenzpoeten hinaus in die Herzen greift. Ein weiterer Epklus der Herold'schen Lyrik ist betitelt „Aus den Bergen“. Herde Wäschkerlust weht, die Brust weitet sich, die Sprache wird tönender, voller. Aber Herold wird in diesem Milieu nicht zum großen Odenwäler, zum Dithyramben-

dichter, seine Muse liebt das Bescheidene, das Beschauliche. Im Anblick der Erhabenheit der Berge, in einer Versammlung von Königen mühte doch einmal auch ein königlicher Zug die Seele des Dichters streifen und alles Weirer und Angelernte der Kultur wegsetzen. So aber sehen wir nur den Herrn Professor in Gebirgsstracht über die Gletscher steigen, seine Seele bleibt im Thale; ihn weitet die Einsamkeit, in der es Adlern und Riesche'schen Übermenschen wohl ist, nicht, das trauliche Glück der Hütte, die sentimentale Betrachtung ist ihm mehr. Er nippt nur an der großen Freiheit. Aber einen guten Blick hat er, er dringt gute Beute des Sehens und Schauens mit herab, einen ganzen Rucksack voll. Aber auch da, wo die Natur allein groß und erhaben sprechen sollte, stört ewige Reflexionslyrik, sein anergogener Kulturmenschen schleppt immer noch ein Bündel von trostloser Moral, Reflexion, Betrachtung über Zeit und Ewigkeit mit. Prächtig ist: „Mit der Zeit“ (S. 58). Da schlägt Gedanke und Natur in festdanner Stimmung zusammen. Und in dem Gedicht „Bom Hintersee“ (S. 65), da ist schon der echte Ton wieder ganz getroffen, in dem wir uns verstehen. Daneben wieder reizende, nette, famos anheimelnde Bildchen, wilde aber echt poetische Blüten, wie „Jugendwald“ (S. 86), „Der Hochwald nach dem Regen“ (S. 95) oder jenes prächtige „Hoch trotz der Berg“ (Wachsen und Werden S. 88) und daneben (S. 89) „Das Alpenhaus“:

Doch auf still besonnenem Gange
Ruh gemacht das Bauerhaus.
Hörcht der jungen Tage Trange,
Ruh vom Sturm der alten aus:
Nicht ums Haupt sich Opheuronten
Stürzender Vergangenzelt,
Schaut aus hellen, frühlablanken
Augen einer neuen Zeit.

Hie und da auch die Sprache kühner, frischer:

In Berge stieg ich: Wäpfel unter mir.
Begleiten rings aus dem Geklüfte greifend,
Roch vom Wärfel des nächstgen Regens fall. —

Sonst einige recht gute moderne Genrebilder („Zeitgeist“, S. 133), „Fretz euch des Lebens“, S. 135, „Der Haberlump“, S. 136, eine süßlich aufblühende Ode „An den Born“, Wachsen und Werden S. 12, zu reiner Höhe sich aufhebende Betrachtung „Menschenlos“, S. 78). Als Dreieingabe eine Galerie alter Heldenbilder (Gellimer, Epaminondas, Psammetich, Odipus, Odysseus) und einige Schot äußerst wichtiger, treffender Epigramme und Sprüche gegen die Thorheiten der Menschen und der Kultur. Ich citiere: „Nach dem Vortrage“ (Wachsen und Werden S. 153):

Hat das gekumfelt, gekimmert, gekäümt,
Gebraut, geküßt und die Stieber gekümt!
Baren Sebanen von flegender Wucht,
Waren wie Kasse von edelster Wucht.
Aber du mit dem gnädigen Blick
Bist nur der Skutcher der Damekitt,
Nehst sie ums liebe Brot seit Jahren,
Rehrst den Stall und sagst: Wilt fahren!

Genug. Franz Herold ist ein Dichter, der viel echtes und schönes Gefühl hat, eine schöne Sprache, einen poetischen Blick. Aber er ist noch nicht aus einem Wuß, er ist noch zu viel schöner Form- und Reflexionspoet, ihm fehlt noch der straffe lärende Saitenklang, der eberne Schritt, der innere Hochwuchs, die große Leidenschaft, die ihn auch zum Dichter des Volkes, zum Dichter des Lebens, zur echten hrischen Persönlichkeit erheben würden. Immerhin freuen wir uns seiner Gaben und erwarten noch Vieles und Großes von ihm. Wir Deutsche in Böhmen sind ohnedies nicht allzureich an echten Dichtern. Nicht einmal zu einer nationalen Anthologie, welche einmal die ganze poetische Kraft unseres Landes zu mächtiger Verkündigung sammelt, haben wir es gebracht. Ich hätte nicht übel Lust, mich in diesen Zeiten der Anthologitis an diese ganz notwendige Arbeit zu machen, wenn sich die nötige Begeisterung aller Besten dazu einstellte. Die Deutschen in Tirol, Steiermark, Mähren, selbst die Gachsen sind uns darin voraus. Doch davon später. Vielleicht fällt schon diese Anregung auf guten Boden. Alois John.

Dramen.

Prinzeß Maleine von Maurice Maeterlind, übersezt von Hermann Hendrich.

Wenn man nachts im dunkeln Zimmer bei flackerndem Kerzenlicht — vielleicht mag draußen ein Regenschirm wüten — den dritten Aufzug der Prinzeß Maleine liest, dann überönt bei nicht ganz vernücherten Naturen das Herzklopfen das monotone Uhricken, und eine bebende Ausregung durchstünet den ganzen Körper. Nimmt man das Buch etwa nach dem Dinner mit einer Cigarre zu sich, von Zeit zu Zeit den schwarzen Kaffee schlürfend, dann kann es wohl vorkommen, daß man ärgerlich lächelnd „Unsinn“ murmelt. Maeterlind ist ohne Stimmung unlesbar. Je raffinierter die Ausgestaltung des Milleus, des geistigen und sinnlichen, in dem man sich ihm zuwendet, desto besser für den Dichter. Ist Maeterlind ein Dichter? Nordau nennt ihn einen armen Geistesstrottel und führt Belege aus der Maleine an, die in seinem Zusammenhang fast Zustimmung herausdämmern lassen. Aber Nordau ist kein Ästhetiker. Er geht von dem Ketzenzeichen „rotbädige Vernunft“ aus und seziert den Schöpfer mit dem stumpfen Messer des Bildungspfeiltüsters. Soll man ihm glauben? Und da ist anderseits die Maeterlindgemeinde, die sich im Staube windet vor dem unendlichen Genie, gebrochene Erstafelaute lallt und „Shakespeare“, „Shakespeare“ stammelt. Soll man ihr trauen? Es wird wohl am besten sein, sich hübsch in der Mitte zu halten. Maeterlind ist ein Dichter, ob ein Genie, bezweifle ich. Heißt Genie der Neues bringende Geist, gleichviel was dies Neue auch sei, dann dürfte er Anspruch auf den Titel erheben, ist Genie der ursprüngliche Schaffer, der aus sich herausprudelnde, unbewußt Neuwerte prägende Künstler, dann ist es Maeterlind niemals. Ist das Ideal der Kunst, in geeignetem Momente prickelnden Nerventanz zu bewirken, zitternde Auf-

lösung und Luftschredentiefeln, dann ist Prinzeh Maleine — vielleicht — ein Kunstwerk. Soll die Kunst, eine Nachschöpferin, mit der Unmittelbarkeit des Eindrucks die Tonleiter der Anschauungsempfindungen bald hauchend, bald hämmern durchgleiten, heben und überzeugen, niedererschmettern und kräftigen, nicht lipeln und stechen, bohren und brennen, dann ist die Maleine ein kunstwürdiges Nachwerk. Und ich glaube das Drama neigt sich bedenklich zu letzterem. Denn das Buch legt mir beim Lesen Stüd um Stüd Handwertzeug in die Hand, und jede Scene ruft: Schaff' mich. Ich nehme die Dinge und beginne, und bin ich nun juist in Laune, ist meine ganze Disposition barnach angethan, so zimmere ich mir so etwas Wankendes, Schiefes, Angltigendes zusammen und hemme beklommen den Atem. Ober aber das Werkzeug fällt mir plump aus der Hand, und ich ärgere mich — ober lache — vielleicht beides.

Wahr ist's ja, jedes große Kunstwerk soll mich aus- und einführen, zum Gange geleiten, dann muß ich selbst mit geschlossenen Augen halb gleitend, halb tastend weiterwandeln, endlich darf ich völlig im Geleise mühelos hinfahren — aber ich muß eben müssen, nicht wollen dürfen.

Etwas Hingebung wird entrichtet, dann ist alles in Ordnung. Maleine ist das nicht imstande. Erst aus zweiter Hand ist es möglich, daß ich's genießbar finde, möglich — nicht gewiß. Durch den Schauspieler, den Idealschauspieler, der von seiner Rolle durchglüht ist, wie — man verzeihe den Vergleich — gewisse Insekten von ihrer farbigen Nahrung, der sich vollgetrunken, giftig beaufacht hat an dem sonderbaren Trank, kann ich gezwungen werden, mitzuschwanken. Und wie dachte sich Maeterlinck die Gestaltung? Er wollte Puppen! Puppen — das Urteil ist gesprochen. Der Dichter hat sich selbst gerichtet. Holzköpfe sollen steif an Drähten oder auf Stöcklein, ange malt und besittert, tragieren — dann ist das Werk eine Kinderlei. „Prinz Hammel-

setz" ist ein „Theaterbüchel“, das mich als kleinen Jungen ergötze. Prinzeh Maleine darf ihm dann die Hand reichen. Sie sind ja Geschwister in Schafspeare. Macbeth, Hamlet, Lear, Romeo, den Sturm zählt die Prinzeh zu ihren Aunen. Bis auf die Augen ist die Familienähnlichkeit groß. Und die Augen — sind Glas. Ich will das Stüd liebevoll aufrichten. Sein Herr und Meister hat es zu Boden getreten. Weg mit den Puppen! Ich will ihrer nicht denken. Ich will glauben, die unglütigen Ah's und O's, das stercothpe, getabezu läppische Nichtverstehenwollen aller Personen, diese endlosen Wiederholungen von „Ja, mein König“ usw. wären auf jugerietende Wirkung berechnete Kunstgriffe — besser vielleicht Kunststelen — ich will mich hingeben an die Schönheiten der Dichtung — müssen die Puppen mir immer herein wadeln! — ich will bewundern. Da ist eine Scene, in welcher Maleine, hiebertrank im Bette liegend, vor jedem Geräusch in der ahnenden Nachthülle zusammenschrüt. Die Natursymbolik, die das ganze Drama durchhaucht, ist hier nicht so roh, so hölzern wie etwa im ersten Akte. „Der Wind bewegt die Vorhänge ihres Bettes. „„Ah! man rührt an die Vorhänge meines Bettes! Ist wohl jemand in meinem Zimmer? Es muß jemand in meinem Zimmer sein! — Oh, da dringt der Mond herein in mein Zimmer! — Doch was ist das für ein Schatten auf den Tapeten? — Ich glaube, das Kreuzfisch schwankt auf der Wand! Wer rührt an das Kreuzfisch? —““

Es donnert, der Hund nänfelt, die Möbel trachen, der Wind heult — all das wirkt und spannt — spannt freilich auf die Folter, zerrt gräßlich an den Nervensträngen — aber es wirkt doch. Im Hausflur des Schlosses treten der König Hjalmar und seine Geliebte auf, die Königin Anna, die den jungen Sohn des Königs, Hamlet-Hjalmar, für ihre Tochter Ughane zu gewinnen trachtet und ihr Hlnderniß, Maleine, das Kind des Königs Marcelus,

Hjalmar's vernichteten Feindes, Maleine, die der Prinz liebt und endlich zu seiner Gattin zu machen denkt, aus dem Wege räumen will, sei es auch durch eigenhändigen Mord, da das Gift nicht gewirkt, das der ahnende Artz in einen Schlaftrunk verwandelt. Der schwache, willensgeleitete König, ein Rohr in der Hand seiner Gebieterin, trägt das Licht zum graufigen Werk. „Das Gewitter dauert fort.“ Und nun folgen zwei Szenen, die an gräßlicher, nervenschmelzender Grauenwirkung ihresgleichen suchen. Mit dem äußersten Raffinement sind schreckliche Himmelserschallungen, ein schwarzer, an der Thüre scharrender Hund, ein fallendes, ballspielendes Kind, Allan, Anuas Sohn, ein ächzender Irtsünder, Blumenjumbokki und winzelnde Ach's und O's, Erstechen, Erwürgen, Zammern, Raunen, Schreien, Thüropochen zusammengetragen, und all dies wirbelnde, stoßende, beklemmende Zeug fällt über den Leser her. Es ist nicht großartig, nicht erschütternd, aber es zwingt die widerstrebende Vernunft unter das Joch.

Shakespeare erreicht dieselbe Wirkung viel überwältigender, viel elementargeröber durch weit einfachere Mittel. Er zaubert eine Stimmung spielend hervor, sie überschattet uns wie eine sonnenverhüllende Wolke. Dann streckt er den Zauberstab aus, die Hülle teilt sich -- ein Sonnenstrahl sucht hindurch, Licht stutet auf uns, so lange er will, er wirkt, wir spüren im atmenden Dunkel und lauschen. Dann ist die Wirkung einem anderen, gesünderen Stamme entsprossen, sie schleudert wohl nieder im tausenden Ansturm, aber sie judt und sischelt nicht, bis wir uns selbst lobend hinwerfen. Ewig-Neues witternde Defadenzgiger! halten die Unfähigkeit für Offenbarung, preisen zerzepte Stüde, nachschwach aneinanderhängende Leile als Werkzeuge des Titanen, und meinungsloser Pöbel stimmt, anfangs stiergloß, endlich betäubt mit ein. Maeterlind ist ein Dichter, aber er ist krank, unheilbar krank an der „Manieromanie“, und als Medizin trinkt

er äpfendes Anbetungsgebräu. Prinzess Maleine zeigt, was er hätte leisten können, denn die Technik hat er weg. Aber die hinsudende Unkraft spielt Fangball mit Halbvollendetem, und die Zuschauermenge starrt und will lächeln. Aber da sind die gebietenden Ordner. Mit breiten Maeterlindschleifen um den Leib stürmen sie die Reihen entlang und -- machen Stimmung. Und ein Ball fällt zu Boden. Oh! ruft Maeterlind und Ah! staunen die Ordner, und die Leute ringsum sehen sich an und die Ordner und murmeln Ah! Das nennt man heute einen Genius machen. Grüß die „Überwindung“.

Richard Schaulai.

Portugiesische Litteratur.

Fästen, Joseph's und Marienmonate versorgen den litterarischen Markt mit Gebetbüchern, Legenden und Marienliedern. Neben diesen Büchern, die in rührender Einfalt an die glaubensvollen Gemüther pochen, entleeren patriotische und politische Broschüren. Die allwöchentlich erscheinende „Galeria portuguesa“ bringt die Vorträgs von Staatsmännern und Militärs und einen nicht zu unterschätzenden humoristischen Teil, der, da er gut geleitet ist, kaum lange bestehen dürfte. Wie viele Zeitschriften hat man schon geboren werden und untergehen sehen! Jede Villa, d. h. jedes ansehnliche Dorf hat seine, unter glänzenden Auspizien entstehende Zeitschrift, sie wird beglückwünscht und zu Grabe getragen, geirgert und vernichtet durch kleinlichen patriotischen Hader. Aber das litterarische Interesse ist groß! Die „Jüngeren“, die vor einem Vierteljahrhundert neues pulserendes Leben in die alte, der Romantik müde Litteratur brachte, sind inzwischen älter geworden, ihre Werke die Fundamente, darauf die „Jüngsten“ ihre Fahnen pflanzen. Jeder Tag zeitigt ein neues Gestirn; aber die Gemeinde derer, die das Ideal als Hintergrund ihrer realen Schilderungen nehmen, ist immer noch klein

— die große Masse hält fest an der Urtradition. Trotzdem ist es eine Freude, das litterarische Leben zu verfolgen. Die Studenten in Coimbra haben ihre Litteraturzeitung, ihr eigenes Theater, sie schwärmen und schwelgen in Lyrik, bis das politische Leben seine Fackel in ihre Bestrebungen wirft und sie zerstreut. Von Coimbra und Porto aus sind die Realisten, Veristen und die — Deladenz gekommen, in Porto erscheinen ihre Organe und rücken nach und nach in die Hauptstadt vor. Auf den Bühnen der ersten Theater des Landes hat immer noch das historische Drama in blendenden Versen den Vorrang, neuerdings die allegorische Märchendichtung. Es konnte geschehen, daß „Sodoms Ende“ im königlichen Schauspielhause einen Sturm des Unwillens hervorrief, obwohl es von ausgezeichneten Künstlern gespielt, aus dem innersten Herzen heraus gespielt, nicht „geschaupielt“ ward. Die erste Bühne des Landes soll erzieherisch wirken — den „Tio Milhões“ (den Goldonkel) können sich alle die hübschen kleinen Mädchen ansehen, unbeschadet ihrer sittlichen Erziehung — „dieses Stück ist eines der besten, das aus Deutschland importiert ward“ — schreibt ein Kritiker — — und diejenigen, welche Oberflächlichkeit und Heuchelschein bekämpfen, die die Wirklichkeit mit all ihren Schladen, Schatten und Sonnenschein in künstlerischer Beobachtung auf die Scene verweisen, sie lairschen mit den Zähnen. Aber die Polizei, die sich früher keinen Deut um die Litteratur kümmerte, steht jetzt hinter jeder neuen Erscheinung. Rutmaßlich ist auch sie es gewesen, die eine Aufführung des „Judus“ im Schauspielhause verhinderte.

J. Ramos Coelho, der berühmte Verfasser der „Historia de D. Duarte“ und des Vers-Epillus „A Camões“ hat für die Columбусfeier der „Arcadia de Roma“ eine prächtige Poesie geschrieben die, von Prospero Veragallo ins Italienische übersetzt, soeben von der „Empreza do Occidente“ veröffentlicht wurde.

Einen schweren Verlust hat Lissabon erlitten durch den Tod von Rosa Araujo. Sprudelnder Wit, Esprit, Gemüt zeichneten den Dichter und ein geradezu unerschütterlicher Opferwille, eine Vaterlands- und Nächstenliebe den Menschen aus. Seine pridelnden Verse, die bald diesen, bald jenen minutiösen Gegenstand in köstlicher Perfektion behandelten, waren immer eine Zierde der Zeitungen, seine Teilnahme an allen künstlerischen und litterarischen Unternehmungen unvergleichlich. An seiner Begräbnißfeier beteiligten sich die Mitglieder aus- und untergegangener Ministerien, Abgeordnete, Schriftsteller, Professoren, Studenten, alle Ayle und Mlöster. Das „Diario de Manhã“ schreibt über diese eigenartige Beisehung u. a. folgendes: „Unsere Hoffnung verwirklichte sich Die Stadt war nicht undankbar, der große Mitbürger hatte seine Apotheose. Halb Lissabon begleitete ihn nach dem „Alto de S. João.“ Wo der Zug vorbeilam, sah man unbedeckte Häupter, thränenvolle Augen.“

Der Ruin seines Lebens war die Liebe zu seiner Geburtsstadt, zu seinen Mitbrüdern. Um diese unendliche Popularität zu erhalten, die er besaß, mußte er sich fast ausschließlich jedem einzelnen widmen, seine Börse, seinen Einfluß, seine Arbeit in den Dienst derrer stellen, die ihrer bedurften, alle Mittel, alle Kräfte anwenden, um die Verbesserungen und Verschönerungen der Stadt zu pflegen. Wie viele populäre Gründungen und Vereine verdanken ihm ihr Bestehen! Lissabon hat, kann man sagen, sein Gut und Leben verschlungen. Er hat die glanzvolle, die erhabene Begräbnißfeier wohl verdient. Die Wagen, die mit Blumen, Kränzen und Palmen beladen, auf den Friedhof hinausfuhren, sollten ihm die Erde verschönern.

Frühmorgens nebelte es, so daß die Furcht vor Regen berechtigt schien; aber als der Sarkophag aus S. Nicolai getragen ward, flammte die Sonne aus den

gerissenen Wolken und übergieß das prächtige Schauspiel mit ihren reinsten Strahlen. Und das Defilé dieses Zuges in seiner majestätischen Einfachheit vor der Avenida de Liberdade (Freiheitrallee), die derienige gegründet und eröffnet hatte, den man zu Grabe trug, war schon die vornehmste Ehrenbezeugung. Vor unserm geistigen Auge erhob sich ein anderes Bild. Es war am 10. Juni 1880, als der prächtige Camões-Festzug, nachdem er im Triumph die Stadt durchzogen hatte, vor dem Präsidium der Kammer defilerte, welcher der hingebendste Ordner der großen Gedächtnisfeier gewesen war. Noch sehen wir das gute, ausdrucksvolle Gesicht Rosa Kraus's, bescheiden die begeistertsten Huldigungen seiner Mitstreiter und Mitbürger entgegennehmend, und sich ihnen anschließend, um den großen Nationalepiker zu ehren. Und heute defilerte ein anderer gehortarter Zug vor der prächtigen Avenida, ein Zug, der das Haupt der Municipalität von 1880 zu Grabe trug. Was alles hat sich in diesen zwölf Jahren ereignet! Jenes Fest vom 10. Juni, dem Rosa Kraus vorstand, war die Krönung einer Periode, die den Portugiesen eine Wiedergeburt des Vaterlandes versprach. Am 29. Januar begrub Lissabon in Gemeinschaft mit einem großen Manne alle großen Hoffnungen von 1880, und dieser Leichenzug mag wohl der Epilog zu dem Gedichte sein, das Lissabon vor zwölf Jahren um die Camõesfäule entfaltete.“

Von gewisser politischer und litterarischer Bedeutung waren die Reden, die vor der Grabkapelle an dem Sarge gehalten wurden. Unter andern sprach Dr. Theophilo Ferreira im Namen der Hauptstadt den Dank für alles, was Rosa Kraus an ihr und an ihm, dem Freunde, gethan. Die Rede ward wiederholt von dem Schluchzen der nach Tausenden zählenden Menge unterbrochen, die an dem sonnigen Tage unter blühenden Friedhofsbäumen den feierlichen Zug erwartet hatten. Die Herren José Bastos und Augusto Ferreira sprachen

im Namen des Atheneu Commercial, Simões d'Almeida für den Verband des Handels und der Industrie und zum Schluß die achte Gomes da Silva, der Schriftleiter des „Dia“, mit blendender Rhetorik — trotz der Feierlichkeit des Aktes von Beifallsbezeugungen unterbrochen — dem bescheidenen und hochverdienstvollen Manne, den er den kleinen Marquis von Bombal nannte, den höchsten, ehrenvollsten Retrieger, den er über dem Sarg dieses Toten mit einem leidenschaftlichen „Hoch Lissabon!“ schloß. Alle Anwesenden stimmten ein — immer weiter fort über den Friedhof pflanzte sich der Ruf, der brausend von der Höhe scholl, vom Lobe zum Leben! Hedwig Bigger.

Czechische Litteratur.

Literární listy. Časopis věnovaný zájmu literárnímu vyd. Fr. Douhy v Brně. Ročník XIII, číslo 1—24 (J. F. Šašek, Velk. Meziříčí.) — Diese „litterarischen Interessen“ gewidmete, von Prof. Fr. Douhy in Brunn herausgegebene Zeitschrift habe ich gelegentlich meines ersten Referates lobend erwähnt. Da nun der Jahrgang (XIII.) vollständig vortliegt, kann ein abschließendes Urtheil gefällt werden. Die Kritik des Blattes — und es ist ausschließlich einer solchen gewidmet — wird nach dem Vorgange Hennequins, Talnes u. a. als, wie ein Mitarbeiter zutreffend sagt, „selbständiges künstlerisches Genre“ gepflegt und darf in dieser Hinsicht mit gutem Gewissen ein Muster von Kritik genannt werden. Die Zahl der besprochenen ist keine sehr große, dafür aber ist die Art und Weise der Besprechung eine geradezu vorzügliche. Ausgesprochen realistisch scheint das Blatt nicht zu sein, wenn es auch zur modernen Richtung mehr hinneigt und mit dieser viele Berührungspunkte gemein hat. Als Beispiel seiner Kritik sei erwähnt die über Kieřand, Gift (v. „jo.“ Nr. 6 u. 7) und Fortuna (v. „jo.“ 22 u. 23.) Aus der Fülle von trefflichen Essays hebe ich

nameutlich hervor: „Der Synthetismus in der neuen Kunst“ von F. X. Salda, eine tiefdurchdachte — wie bereits erwähnt — und in ihrer Art vortreffliche Leistung, „Einführung in das Studium der russischen Volkslieder“ von Dr. J. Wáchal, „J. A. Komen sífs pädagogisches Prinzip und seine Weitanschauung“ von Bl. Bezdek, „Die literarische Kritik und die Kritiker Frankreichs“ von J. K., „Kritische Skizzen“ von Klap, „Der Roman in Amerika“ — sämtlich gut-orientierende Feuilletons, und „Wifred Tennyson“ von F. X. Salda, ein mit künstlerischer Berde gezeichnetes Porträt des „Vorberebeträngten“. Von fremdsprachigen Abhandlungen sind übersetzt: Dr. Max Koch, „Die Strömungen in der neuesten deutschen Litteratur“, das neben viel Nichtigem so manches Schiefe enthält, Emil Hennequin, „Kritik und Geschichte“ (von F. X. Salda), „P. W. Schelle“ von G. Sarrazin (übersetzt von demselben). Erwähnenswert ist noch die Publikation „F. W. Dostojewski in Briefen 1867—1870 (18—24), welche viel Interessantes zur Biographie des Autors der „Rasolnikow“ enthält.

Hlidka literární. Listy věnované lit. kritice. Red.: Dr. Pavel Bychodil. O. S. B. roč. IX. 1—12. (Grünn, Pápfil. Trud. der Naigener Neuediktiner.) — Das ebenfalls fast ausschließlich der Kritik gewidmete Blatt steht auf katolischem Standpunkte, ist aber in Summa — wie schon im ersten Ref. bemerkt worden — gerecht. Gegen die vordersprochenen „Literarischen Blätter“ stellt diese „Literarische Warte“ beträchtlich zurück, dort ist die Kritik eine Kunst, hier ein Handwerk; manche Besprechungen machen den Eindruck, als ob sich „höhere Söhne“ mit dem kritischen Schiefsprügel erläuterten. Von den besseren Essays nenne ich: J. Kleneš „Rom Selbstmord in der Belletristik“, V. Čech „Sálek's Erzählungen“, und F. Vodička „Die neugezechische Schriftsprache“. „Wie verhalten sich Erbens Volksfagen zur Tradition“ von L. Šolc

(soll wohl heißen: Scholz!) ist nur des darin aufgeschauften Materialles wegen wertvoll. Die Nachrichten aus dem kontinentalen „Christum“ sind zumieist dem englischen „Athenäum“ entnommen und mehr oder weniger unzuverlässig, um nichts zu sagen: partiellisch.

Osvěta. Listy pro rozhled v umění, vědě a politica. Red.: B. Vlček. Roč. XXII č. 1—12 (Selbstverlag). — Eine vornehm gehaltene Revue über Kunst, Wissenschaft und Politik. Von den hervorragenden Essays greife ich heraus: J. Durdil „Vom Naturalismus in der Poesie“ (der jungen Richtung im ganzen sehr ungünstig, aber sachlich, ohne den bei unseren „Alten“ gebräuchlichen Schimpfworten), Dr. Voh. Kieger „Von der Autonomie Ungarns“ (gründlich und durchdacht), Jákreis „Studie über Octave Feuillet“, Jar. Grudy „Über die russische Litteratur 1889/90“ und Renata Tyrš „Über bildende Kunst“. Fesselnd geschrieben und in landschaftlichen Schilbereien einzig ist der H. Klostermann'sche Roman „Aus der Waldeinsamkeit“. — Das erste Heft des neuen (XXIII.) Jahrganges steht seinen Kollegen in nichts nach. Da führt uns Gabriele Preiß in abgerundeten Schilberungen durchs Kärnterland, Adolf Heyduk bietet eine ergreifende Ballade: „Der Primator von Pisek“, über „Papst Leo XIII.“ schreibt Adolf Erb eine eingehende Studie, Prof. J. Wils erzählt von der „Philosophie des Grafen Leo Tolstoj“, die neuesten Werke der bildenden Kunst erläutert die geistreiche Renate Türsch und Jákreis bespricht eingegangene Gebichtsammlungen. In Summa: „Osvěta“ ist eine Revue, worauf die gezechische Nation stolz sein darf.

Květy. Red.: Sv. Čech u. S. Heller. — Diese Zeitschrift ist fast ausschließlich für Belletristik bestimmt. Leider liegt mir eden nur das erste Heft des neuen Jahrganges vor, welches beweist, daß das Blatt in die Bahnen der naturalistischen Richtung einlenkt. Gleich die erste Erzählung „Aus dem Tagebuche des phil. stud. Phlipp

Kofinet“ trägt modernes Gepräge, ebenso die musterhaft geschriebene Skizze „Wenn es dämmert.“ Jar. Brchlišky ist mit trefflichen Gedichten (Übersetzungen) vertreten (Als der Kaiser vorüberfuhr, Abend-ſignat), A. Gruzinski mit einer lustigen Studie: „Warum sie böse geworden“. Das zweite (Novemberheft) enthält den VIII. Gesang von J. Heyerš „Roman von den vier Holmonskindern“. Vom übrigen Inhalt führe ich namentlich an: „Reimbrief“, „Die Schwärmer in unseren Bergen“, „Die Hochzeitskleider“, „Edmond und Jules Goncourt“ (lit. Studie), und „Die kosmogonische Theorie“.

Jitronka. Casopis pro zäbaru a poudeni. — Red. Fr. Popelka (Politiska) bringt zum größten Teil Übertragungen französischer Werke, so Polas „Paner“ u. a. Hoffnungsvolles Talent zeigt Georg Karáseks „Roman aus Prag: Ein vernichtetes Leben“.

Vlast. Jahrg. VIII. 1—12. Red.: T. Štrle (Prag-Büchlein, Druck der Covillo-Rech. Buchdruckerei). — Die Monatschrift steht auf hauptsächlich katholischem Standpunkt — das sagt genug. Die Gedichte behandeln demgemäß Heiliges, oder wenigstens Frommes, sind aber äußerst matt und ledern. Wie wenn man uraltes Brod brächte. Inhaltlich: sad bis zum Exceß, und formell: wie eine ehrwürdige, ganz und gar ausgeleierte Chauffee — einfach tief unter aller vernünftigen Kritik. Dem diese poetische Veinsiederei gefällt, dem gratuiere ich zu seines ‚Nichts durchbohrendem Gefühle‘, der sollte von rechts wegen in einem Panoptikum ausgestellt werden zu Ruh und Frommen der wunderthierfüchtigen Menschheit. Besseren Eindruck machen die prosaischen Beiträge, obwohl sie auch in die Kategorie des ‚Undegreiflichen‘ gehören. Wertvoll ist aus diesem Jahrgange nur der Artikel ‚Pater Gelasius Dobner‘. Das christliche Frankreich zur Zeit des französisch-preussischen (so!) Krieges 1870 von E. D’Avešne heißt nicht viel.

Die Gesellschaft. IX. 2.

der preisgekrönte Roman „in zwei Teilen: Androsius“ von J. Janedel ist einestheils hochpoetisch, andertheils hochledern. Tendenz: Im Glauben wirst du siegen — Schluss! „Bischof Freppel zur Zeit der französischen Revolution“ enthält neben manchem köstlichen Weizen viel Spreu. Gediegen ist die Geschichte der Polarfahrten „Aus dem Reiche des weißen Bären“. Interessante Details bringt das Tagebuch: „Die Franzosen in Bräun anno 1805 und 1806“. Ehrwürdige Erwähnung verdient noch Sedláčekš „Von der Reise durch den Kantalus“. Hingegen ist V. Špakš „Ausflug nach Berlin und Dresden“ so langweilig und überspannt, daß man dabei süßlich erbrechen müßte, wenn man eben nicht von guten Eltern wäre. In J. Konečnyš historischer Studie „Wie sind mit dem berühmten Kepler die Protestanten und wie die Katholiken verfahren“ kriegen die erſteren — wie sich von selbst versteht — den Grad tüchtig ausgeklopft, daß es nur so stäubt und man wie Heus glorreichen Andentens in Wolken gehüllt daßigt. Waren vermaldeite Kerle, diese Protestanten! Konnten und konnten und können und können den Katholischen niemals das Wasser reichen und bliesen und bliesen und bliesen sich immer so auf! Das geht ja über den allgergrünsten Alee! Gottlob, daß sich endlich einmat ein wackerer Mann findet, der ihnen den alleinſeligmachenden Standpunkt klar macht. Die fernere historische Arbeit „Johanna d’Arc“ ist vielfach unhistorisch — der Autor hätte Joh. Scherrš ‚Menschliche Tragikomödie‘ (Band II) benutzen sollen, worin der ‚Alte vom Zürichberg‘ ein farbenprächtiges Bild von der gottbegeisterten Jungfrau, dieses Phänomens aller Phänomene, entwirft. Zudem verschleiert der Autor sehr gern — warum, weiß jeder — Bernänsstige natürlich nur. „Humanismus und Realismus“ von J. Horál ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Salm comme il faut, wie er mit setten zu Gesicht gekommen ist. Eine

Stelle zum Kosten': „Wir behaupten feierlich und öffentlich: das Sittengesetz und die Sittlichkeit ist uns das erste, die Hauptsache“. — Aber das Beste kommt noch: „Genaue Berechnung der Proportionsverhältnisse von Noahs Arche“ von Koëi, absolviertes Techniker und Lehrer, wo Monsieur mit zahlreichen x , A , \sin , α und ähnlichen schanderhaften Dingen durch 21, sage: vierundzwanzig Großtafelseiten, wie mit Bondons herumwirft, daß man im günstigsten Falle verrückt werden könnte. Schade, daß Noah nicht mehr lebt!!! Aber was, wenn die neue Sündflut hereinbricht, wird uns der absolvierte Herr technikus und pädagogus eine neue Arche bauen. Die Nahe hat er ja in seinem Bestimmungsbuch. — Hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal — hoch!! — Die Kritik ist unter aller Kritik. Nachgebend sind Tendenz, ev. Tauffchein und Kathöismus des betreffenden Autors. Präferiert sich das Wort nur frommgläubig, dann ist dem Manne für Zeit und Ewigkeit geholfen. Andersfalls verfällt er dem Arm der Justiz und wird nach allen Regeln der Kunst abgeschlachtet. Oberflächlichkeit ist das *Ergebot* *ti* dieser kritischen Gebräue. [Beweis: Besprechung über Egidys Ernste Gedanken.]*) Mitglieder der Clique werden selbstverständlich über alles gelobhndelt. — Als Beispiel, wie man Autoren abtut, mögen folgende Zeilen dienen: „Dem Voceacelos Dekameronate lieb gewinnen; — Kaferslektüre.“ „In die Hörigkeit des Weibes“ verteidigt der Postivist J. Will die völlige Emanzipation oder Gleichberechtigung der Weiber mit den Männern u. z. in allem und jedem, . . . aber die ersten Leute (!?) haben über die Emanzipation der Weiber . . . sich schon längst ein reifes Urteil gebildet“ (armer Will!). Der — last not least — geistvolle Kritiker nennt sich „Liga † 15“.

*) Reproduziert in meinem 8. Referate (Gesellschaft. Heft 3 1893, S. 397 u. f. f.)

Es besteht nämlich zwischen den Mitgliedern des Konfortiums, welche das Blatt edieren, eine Art Geheimbund, ein katolischer Freimaurerorden — warum, deswegen ich einfacher Mensch trotz alles Nachgrüdelns nicht heraus. Vielleicht, damit man ehrenwerte Männer besser injurieren kann, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, eines schönen Tages an den Pranger der öffentlichen Verachtung genagelt zu werden. Ja, geschick muß man sein! — Zur völligen Charakterisierung dieser literarischen Ecken- und Kriemritter setze ich für den werten Leser noch folgende „Vereinsmitteilung“ hieher: „Unsere Freunde in Währen teilen wir mit, daß bei der letzten Versammlung auf dem Belegrad ein gewisser junger Geistlicher aus Böhmen gegen das ‚Waterland‘ (Walt) und dessen Redakteur sehr feindlich aufgetreten ist. Wir antworten kurz und sachlich: Dieser Herr ist ein begeisterter Verehrer und Bewunderer des Dichters Jar. Bräsliefy und haben wir seinen literarischen Arbeiten unsere Zeitschrift so lange verschlossen, so lange er Herr J. Bräsliefy nicht entsagt.“ Roma locuta, causa finita! Amen! Daß das Blatt ganz in fromm-geistlichen Händen liegt, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Treffiert und organisiert ist diese honeste Gesellschaft, wie keine zweite auf dieser Welt. Zu wessen Nutzen, bleibt noch eine offene Frage. Wahrscheinlich zum Schaden der tschechischen Litteratur! Der VIII. Jahrgang bringt zum Schluß noch einen Aufsatz, den ich, wegen seiner Merkwürdigkeit, nachfolgend zum Besten gebe: „Wir wünschen auch, daß in kleineren Nachrichten alle Beleidigungen unseres Mlandens kurz und scharf zurückgewiesen werden, wir sind auch gern bereit, selbst, gemäß einer besonderen, entweder schriftlichen oder mündlichen Abridgebung, das Honorar für derlei Notizen zu erhöhen und, wofern es der Ausschluß bewilligt, unseren Berichterstattern einige Zeitschriften zu pränumerieren. So könnten wir mit der Zeit die gesamte

tschechische Litteratur besetzen und die Uligsten hätten übergenug Arbeit. Was ins „Vaterland“ nicht hineingebracht werden kann, müßte in anderen Zeitschriften abgedruckt werden. . . . Ferner werden wir beitrebt sein, daß im nächsten, wie in den weiteren Jahrgängen in längeren Referaten hauptsächlich jene Werke beurteilt werden, für welche man große Reklame macht und die von Feteledigungen gegen unsre Religion nicht frei sind. So werden im IX. Jahrgange die Gesammelten Werke Kerudas, Jirásels, Schulz u. a. durchgenommen.“ — Wenn das, was diese Leute wollen, zu Stande kommt, so kann man der tschechischen Litteratur auf ewig gute Nacht sagen, dann wird sie wieder die große Null, die sie vor fünf Jahrzehnten gewesen!!

Stauf von der March.

Vermischtes.

„Vom Vaterlande“ betitelte sich der Leitartikel unseres Märzheftes. Eine interessante Ergänzung desselben finden wir in den vorzüglich geschriebenen „Amerika-Jahrten“ des Frankfurter Schriftstellers Christian Venkard in der Beilage der „Tägl. Rundschau“. Wir bringen daraus folgende Mitteilungen:

Nicht immer war Amerika für den Europäer, insbesondere für den Deutschen das Land der Freiheit, nicht immer entsandte Mutter Germania ihre Kinder auf schwimmenden Palästen übers Meer. Bliden wir nur um hundert Jahre zurück, so entrollen sich vor unseren Augen grauenvolle Bilder des damaligen Passagiertransportes und der Leiden derer, die die Mühseligkeiten der Seereise überstanden. Zahllose Auswanderungsagenten trieben ungestraft einen schamlosen Menschenhandel in Deutschland und wurden reich dabei. „Sie nehmen alle Sorten von Bettlern, so sie auf der Straße finden, an, und veranstalten einen Transport nach dem andern, welche von den Werbem über Land nach Heidelberg geführt werden. Es wird gesagt, daß er (Kapitän Heer-

brand) allbereits bei die 600 Frachten hat. Er beauftraget Reisende Handwerksleute und verspricht denen Thorwärttern an den Stadthoren zwei Gulden vor jeden Kopf, so sie ihm liefern“. Nicht genug, daß man die Angeworbenen in elende Schiffe förmlich einpreßte und unterwegs grausam mißhandelte, wurden die, die in Amerika nicht sofort 6 Dublonen für die Überfahrt bezahlen konnten, einfach „versetzt“, das heißt auf 6, 8 und 10 Jahre als Sklaven verkauft. Hier einige Anzeigen aus amerikanischen Blättern jener Zeit:

Deutsche Leute. Es sind noch 50 bis 60 Leute, welche neulich von Deutschland hier angekommen sind, vorhanden, so bei der Witwe Kreiderin im Goldnen Schwan logieren. Darunter sind zwei Schulmeister, Handwerksleute, Brauer, auch artige Kinder, sowohl Knaben als Mädchen. Sie möchten für ihre Fracht dienen: (Pennsylv. Staatsbote, 18. Jan. 1774.)

To be sold. A likely Sorvant Woman having three years and a half to serve. She is a good spinner.

(Pennsylv. Gazette, Juni 1742.)

Es ist zu verlaufen einer deutschen verbundenen Magd Dienstzeit. Sie ist ein starkes, frisch und gesundes Mensch und wird keines Fehlers wegen verkauft, sondern nur, weil sie sich nicht für den Dienst schickt, in welchem sie jetzt ist. Sie versteht alle Bauernarbeit, wäre auch vermutlich gut für ein Wirtshaus.

(Pennsylv. Staatsbote, 14. Dez. 1766.)

Eine deutsche Dienstmagd, welche noch fünf Jahre zu stehen hat, ist zu verlaufen. (Philadelphier Korresp., 18. Jan. 1774.)

Welcher Deutsche könnte sich im Rückblick auf solche Zustände der Trauer und der Beschämung erwehren? Aber es geschah unseren Landsleuten noch schlimmeres, denn viele kamen einfach unter den Hammer, wie aus einer Zeitungsanzeige vom Jahre 1754 ersichtlich ist: „Rosina Dorothea Koff, geborene Kaufmann aus Waldenburg im Hohenloheschen, wünscht

ihren Schwager Spohr in Conestoga davon in Kenntnis zu setzen, daß sie vererbt und zwar auf der Vendu verkauft worden sei, wie daselbst dies Jahr andere mehr pflegten verkauft zu werden."

Zast komisch wirkt dagegen, was D. von Bülow in seinem Werke: "Der Freistaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustand", Berlin 1797, schreibt: "Ackerknechte und Handwerker lassen sich in Amerika gar leicht verkaufen; zuweilen schleicht sich auch ein unerläßlicher Artikel ein, der dem Eigentümer lange auf dem Halse liegen bleibt. Dergleichen sind Offiziere und Gelehrte. Ich habe wohl eine ganze Woche lang einen russischen Kapitän wie Ballast auf einem Schiffe liegen sehen, ohne daß irgend jemand Lust zu ihm gezeigt. Er war unverkäuflich. Der Schiffskapitän lag ihm beständig an, er solle sich doch einen Käufer schaffen, er wolle ihn, den Hauptmann, mit 50 v. H. Rabatt losschlagen. Zu verdienen sei einmal an ihm nichts, das sehe er nun wohl schon ein. Er schickte den Hauptmann in der Stadt herum, um den Leuten Lust zu machen, allein es fand sich durchaus kein Liebhaber.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Pfarrer Kunze in Philadelphia sich 1773 zwanzig Pfund ersparte, um sich dafür einen deutschen Studenten zu kaufen, den er als Lehrer einsetzen wollte.

Während ich das Material, schließt Christian Denard seinen fesselnden Reisebrief, zu diesem Aufsatz zusammenzutragen, wurde ich von in New York ansässigen, wohlangeesehenen Deutschen in den „Arion“ eingeführt. Im Vorflur des prächtigen Klubhauses las ich mit Genugthuung die Inschrift:

Lebt, die ihr hier
steht ein und aus,
Mit wälsche Mer
und Rede draus.
Ein feste Burg
Siet dieses Haus.
Ein starker Hort
Dem deutschen Lieb
Und deutschen Wort.

Gottlob, daß die Deutschen in Amerika heute anders dastehen, als vor hundert Jahren!

C.
Königliches Elend. (Von einem
Königshofe Halb-Asiens.) Von Robert
Schesser. Einzig autorisierte Übersetzung
aus dem Französischen. (Budapest. Grimm.)

Die Verlagshandlung begleitet die
Überfendung mit folgenden Zeilen:

„Der Autor hat mit seinen in der
„Nouvelle Revue“ veröffentlichten Ent-
würfungen über die Lebensschicksale der
Königin eines bekannten Orientstaates und
der Zustände am dortigen Hofe allenthalben
in Europa die größte Sensation hervor-
gerufen und wurde das Erscheinen der
Buchausgabe sogar durch diplomatische
Schritte zu verhindern gesucht.“

Bald darauf ging folgende Notiz durch
die Zeitungen:

„Das in Paris bei A. Vernet er-
schienene Werk Schessers, *Misère royale*
(Aufzeichnungen von Carmen-Sylva)
ist in Rumänien verboten worden. Dieses
Verbot hat, wie uns mitgeteilt ward, in
Rumänien, das sich einer unbegrenzten (?)
Pressefreiheit erfreuen soll, großes Aufsehen
gemacht.“

Aus einem Brief, den der Carmen-
Sylva-Berleger Emil Strauß in Bonn ver-
öffentlicht, entnehmen wir:

„Die Dichterin Carmen-Sylva hat zu
dem, seit Sommer 1891 aus den königlichen
Diensten entlassenen früheren Kabinetts-
sekretär Robert Schesser aus Colmar, dem
angeblichen Verfasser, keinerlei Beziehungen
mehr und ist namentlich an dieser Publi-
kation in keiner Weise beteiligt.“

Für jeden, der das Buch in die Hand
nimmt, ist es ersichtlich, daß dieser Königs-
hof Halb-Asiens der rumänische ist und
glauben wir gerne, daß Carmen-Sylva der
Buchausgabe ihres eigenen königlichen
Elends scrupullos, denn selbst die extra-
vaganteste Laune einer Frau, einer Dich-
terin oder einer Königin würde es wohl
nicht fettig bekommen, öffentlich das eigene
Nest derart zu beschmutzen. Warum

aber nicht intime Aufzeichnungen Carmen Solwas benutzt sein sollen, ist nicht so ganz von der Hand zu weisen. Eine große Menge Thatsachen, von denen hier berichtet wird, sind der Wahrheit entsprechend, Personen, wie Mite Kremnitz, Exminister Hoggendach, Freifrau von Wisleben u. sind so plastisch geschildert, daß der Verfasser gar nicht nötig gehabt hätte, die Namen zu verhüllen.

Dieses „Königliche Elend“ ist ein weiterer Beitrag zur Chronique scandaleuse der kleinen Höfe, wenn es auch nicht überall so schlimm zugehen mag, wie am Hofe der unglücklichen „Königin Nagda“. * *

Der professionelle deutsche Durchschnittskritiker weiß sich bekanntlich kein größeres Vergnügen, als in dichterischen Werken nach sogenannten Stillblüten zu suchen. Jeder neue, ungewohnte Ausdruck gilt ihm als solche; jede Kühnheit der Sprache, und wäre sie auch wirklich eine Sprachbereicherung, wird dem Volk der Zeitungsleser, das bekanntlich durchweg aus Stillkünstlern ersten Ranges besteht, zum Gelächter vorgeworfen; jede neue Sprachtonmischung, nur für die feinen Ohren der Kenner berechnet, die Sinn für sprachliche Nuancierungskunst haben, wird, aus dem symphonischen Zusammenhang gerissen, dem an die ausgeleiertste Sprachskala gewöhnten Publikum der Feuilletoncomane als neueste Nartzeit und Sprachirrsinn aufgetischt. Es ist die alte Geschichte, die in allen Künsten immer wiederkehrt. Man denke an die Erfahrungen Richard Wagners, Arnold Böcklins.

Wir wollen uns nicht daran kehren, ob auch das Geschick der Helden vom Zeitungsddeutsch zuweilen recht widerlich wird. Wir wissen, daß sie am allerwenigsten urteilsberechtigt in Sprachsachen sind, sie, die aus der deutschen Sprache jenen abscheulichen Veitartiteljargon gemacht haben, der eine Verhöhnung am geistigen Volkstum der Deutschen bedeutet.

Aber den Spieß einmal umzukehren, das verlohnt sich wohl. Nicht, daß ich

daran denke, die journalistische Phraseologie hier zu entblößen. Jedermann kennt sie. Aber ich denke, daß es lustig ist, einmal ein paar Proben eines jener alten, vielgerühmten Stilmeister zu geben, die der deutsche Zeitungskritiker nur mit Berechnung nennt, und die in der That niemals auf neutönerische Advoege geraten sind.

Sie sind einem neuen Romane von Wilhelm Jensen: „Jenseits des Wassers“ entnommen. Nicht von mir, — deileibe nicht! Ich bin nicht unerschrocken genug, um meine Seele an die Lektüre derartiger Erzeugnisse des „idealistischen“ Litteraturbetriebs zu wagen. Ich fand die lehrreichen Auszüge in „Flüggens „Münchener Kunst- und Theateranzeiger“. Zunächst einzelne Ausdrücke: „es fällt erwünscht, peinlich, begreiflich, möglich, nötig; es regte den Eindruck; es war ihr erschreckend durchgegangen“ (durch den Sinn). Sodann Wortverbindungen und Sätze: „Es überkam ihrem Bild wie mit einer Augen-täuschung.“ „Ich rang dafür, es möglich zu machen.“ „Ein Himmel, der nicht täuschen konnte der des Sildens zu sein.“ „Ihr Stolz hat es mir nie vergeben gekonnt.“ „An Zeitdauer bildete er um ein wenig den Vorgerückteren.“ „Die Phrase des Wiederfindens nach dem Tode, des erst Beginnens wirklichen Lebens in der Ewigkeit des Jenseits.“ „Die Klässe des Ge-sichts sprach von einem äußerlich erkaltenden Zurückgewichensein des Blutes nach innen.“ „Man sah dem Schritt D.'s bei der Fortsetzung seines Wegs leichter Gehobenes an als vorher, und der Ausdruck seines Ge-sichts wies etwas damit Übereinstimmendes, klar befreiten Bild vor sich Aufrichtendes.“ „Aus den inhaltsleeren Zügen hatte sich ein Mädchengesicht mit der Kundgabe heimlicher unruhvoller innerer Gemüts- oder Herzensvorgänge gestaltet.“ „Zuerst kam ihr nur etwas keine Erklärung dafür Enthaltendes, daß sie geträumt habe.“ „Die ableugnende, ihr aus einer bedachtlos instinktiven Regung entfahrenen Erwiderung war unwürdig und zugleich zweckwidrig

ße der Unwahrheit überführend gewesen.“ „Es ließ sich von niemand erwarten, daß er bei dem Wetter ausgehe, zumal mit weiblicher Kleidung.“

Ich glaube nicht, daß man diese Stümpereien mit derselben Ausdauer durch die Feuilletons der deutschen Zeitungen jagen wird, mit der man irgend eine neuartige Wendung eines Jüngeren, wenn sie dem alten Geschmacke nicht behagt, durch die Blätter zu zerren sich beeifert.

D. J. Bierbaum.

Karl Weitbrecht. Als Nachfolger in der Stelle, die vor ihm Julius Kriaber und Friedrich Vischer bekleidet haben, wird künftig Kari Weitbrecht als Professor an der Technischen Hochschule in Stuttgart für deutsche Literatur, Poesie und Redebungen wirken. Bisher war er Rektor an der Mädchenschule in Rittich und hat sich als Dichter und Erzähler von echtem deutschem Schmitt beim ernsthaften Publikum wohl empfohlen. Der „Schwäbische Merkur“ begrüßt den heimkehrenden Landmann mit freundlichen Worten: „In Schweizerluft eine Zeit als thätiger Mann gelebt zu haben: noch kein Deutscher von gesundem Geistesnerv hat es bereut“, dies Wort, das Fr. Vischer im Rückblick auf seine Züricher Jahre geäußert hat, wird auch Weitbrecht, wenn er auf die in der Fremde gesammelten Erfahrungen zurückschaut, als wahr empfinden. Aber er müßte kein Deutscher, kein Schwabe sein, wenn ihn nicht immer ein „Heimweh nordwärts“ getrieben hätte. Möge er nun um so fester im Mutterboden wurzeln und, erwärmt im Kreise der alten Freunde und Sanggenossen, noch manche schöne Frucht zur Reife bringen! An Originalität und Kraft des kritischen und poetischen Talentes erreicht er seinen großen Vorgänger Vischer nicht. Dafür steht er als Dichter wie als Charakter, nach unserer allerdings nicht ganz unbefangenen Schätzung, höher, als sein Bruder Richard Weitbrecht, Pfarrherr zu Währingen bei Ulm. Die Leser unserer Zeitschrift werden sich wohl noch

der Kämpfe erinnern, die wir seiner Zeit in diesen Blättern mit dem streitbaren, polternden, rechthaberischen usw. Pfarrherrn aufzufechten hatten.

M. G. C.

Wer sich für die semitische Bewegung interessiert, dem sei das Sachliche in unser Bruder bist du! Achenn Attah! (Verlag von E. F. Müller in Berlin) verwiesen, worin S. Leszczynski mit eben soviel Verehrsamkeit als Gefühl für die volle staatsbürgerliche, gesellschaftliche und militärische Gleichstellung der modern gebildeten Israeliten und auf Grundlage eines überzeugungsvollen Anschlusses an M. v. Egnid's „Einiges Christentum“ einer innigen Klassenverschmelzung mit dem deutschen Wirtsvolke eintritt. Der Verfasser vertritt seinen Standpunkt, dem eine gewisse Eigenartigkeit nicht abzuspochen ist, Juden und Christen gegenüber mit gleicher Entschiedenheit. Es ist eine Art Krieg mit „zwei Fronten“. Ich fürchte, da wird viel Munition umsonst abgeschossen. Besonders interessant sind des Verfassers persönliche Auseinandersetzungen mit Delitzsch, Cassel, v. Egnid u. a. Jedenfalls hat die Schrift als Aussprache einer edlen Seele, die nach hohen Idealen strebt, psychologischs Interesse, sie ist ein wertvolles document humain. — Von entschieden antisemitischen Gefühlen ist dagegen Friedrich Edler von Echerb in seiner „Geschichte des Hauses Rothschild“ geleitet (Berlin, Gust. Ad. Dewald) Ob das sabelhaft umfangreiche Material, das hier auf 147 Seiten sehr geschickt verarbeitet wird, strenger Prüfung Stand hält, mögen andere erforschen. Jedenfalls konnte der Gegenstand nicht leicht fesselnber behandelt werden.

XYZ.

Im neuen Burgtheater. Kritische Streiflichter. (Leipzig, Litterarische Anstalt: August Schulze. 1893.) — Die vorliegende Broschüre macht — so versichert man' wenigstens — große „Erfahrung“ in unserer lieben Kaiserstadt. Wie sie dazu kommt, dies privilegiert-journalistische Phantasiegefühl zu erregen, weiß ich aller-

dings nicht; die Lektüre giebt keinerlei Aufschluß darüber. — Die „kritischen Richter“ (Müllererger Ia.), die der anonyme Autor auf den Scheffel stellt, brennen an beiden Enden, oben und unten, und zwar zehrt die regelrechte Flamme an der modernen Richtung, indes das Feuer der polizeiwidrigen den Direktor unserer Hofbühne Dr. Burckhard — frist, wie es in der Bibel heißt. Thatsächlich: frist! Und das mit Recht, denn was dieser Mann alles verbrochen hat, das geht wirklich über den Rand des Geduldsfingerhutes weit hinaus. Ein paar Proben: Seiner Antrittsrede „fehlt jene andachtsvolle Weihe,“ die der zu solcher Thätigkeit Erlorene hätte verspüren müssen, es fehlte jenes tiefinnerliche Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit vor der Kunst und den Künstlern. Es war ein bürokratischer Zug, der durch diese Rede ging, es war ein Ton, wie ihn Subalterne zu hören gewöhnt sein mögen, ein Ton, der felsam berühren muß, wenn sich ein junger, in seinem neuen Beruf noch unerfahrener Direktor desselben erfahrenen, in Triumpfen ergrauten Künstlern gegenüber bedient.“ Nr. 2: Neuaufführungen, wie Osens Volksfeind und Kronpräsidenten („der uns vollkommen fremde Geist jener Dichtungen . . . diese uns nicht verwandten, durchdachten, selbst in ihren Affekten fremden Gestalten“). Drittens: Premieren, wie Hauptmanns Einsame Menschen („das erste Stück, das der Tradition des Burgtheaters offen den Krieg erklärte. Aber es siegte nicht, und wurde, was noch weit schlimmer ist, nicht besiegt“), Kollege Crampton („unbegreiflich ist die Kühnheit, mit der der Verfasser diese tief-gemeine,**) jedes seine Gefühl verlebende Komposition, in der die rohe Berliner Note das einzig Komödienhafte ist,

dem Burgtheater zur Aufführung einreichte. Nicht scharf genug aber kann es getadelt werden, daß man dieses Stück auch wirklich in Scene setzte und damit den Boden des Burgtheaters entweichte“) und Judas Sklavin („ein Stück, das schon seiner Idee wegen niemals auf dieser Bühne hätte erscheinen dürfen, was man ja auch — freilich ein wenig zu spät — richtig erkannte. Daß auf den Brettern des Hofburgtheaters der freien Liebe so warm das Wort geredet wurde, mußte so manchem Zuschauer zu denken geben . . .“ Fact: „völliger Ruin . . . das erste Deutsche Theater bis zum Rande des Abgrundes geschleppt . . . Vergleicht man ohne jede Voreingenommenheit die Höhe, auf der das Burgtheater zur Zeit der Reaktion stand, in der eine strenge Censur ihrer Ausgabe mit peinlicher Genauigkeit nachkam, in der man selbst Wallensteins Lager“ förmlich erkämpfen mußte, mit der noch kaum abgeschlossenen Vergangenheit, in der man so frei im Aussprechen und so unklar im Begreifen ist, so wird dieser Vergleich ein für die Gegenwart unerfreuliches Resultat abgeben. . . Sicher ist, daß ein allzuweit gehender Liberalismus auf künstlerischem Gebiete dort, wo die nötigen Vorbedingungen für seine Veredlung fehlen, von unglücklichen Folgen für die Kunst selbst begleitet sein muß.“ Der arme, zwischen zwei Feuerlinien, der realistischen und idealistischen, stehende Direktor hat noch mehr gesündigt: er engagierte Künstlerinnen ohne Wahl und Verständnis („man experimentierte mit einer Menge von Leuten, die oft nichts weniger als Talente waren“), so z. B. Fräulein Pospischil, und entließ ebenso „erklärte Lieblinge des Publikums“ (Fräulein Barfescu, „eine ernste, strebsame Künstlerin“); nicht anders verfuhr er mit dem „männlichen Teil des Personales“ (Schauspieler, wie es „Herr Arndt war und Herr Windt ist“, können „nicht Bo-

*) Die hervorstechendsten Stellen werden hier gesperrt gedruckt.

***) Das ist wirklich ein wunderbarer Ausdruck: möchte jetzt nur wissen, wie hoch-gemeine Kompositionen aussehn. T. Seger.

den lassen im Burgtheater“, weil ihnen die „uralte Tradition“ deselden, das einfache, klare Wort und die ungezwungene Geberde, vollkommen fehlt“. . . Dazu „muß man auch notwendig das Engagement des Herrn Von rechnen, dessen Laufbahn für die . . . Aera Burdhard ungemein charakteristisch ist. Als dieser in den Verband des Burgtheaters trat und mit großer Kühnheit und starkem äußeren Erfolg einen „Hamlet“, „Franz Moor“ und „Leon“ spielte, da wollte man ursprünglich glauben, daß jetzt erst im Burgtheater das Geheimnis der Schauspielkunst entdeckt worden sei, daß Größen, wie Sonnenthal, Lewinsky und Hartmann, in deren Rollen er sich gefiel, vor diesem neuen Sterne dahinsinken müßten. Wie aber wunderte sich das Publikum darüber, als ihm nach sehr kurzer Zeit Herr V. gar nicht behagte, als es das für M a n i e r und Virtuositentum erkennen lernte, was ihm eben erst als neue Offenbarung erschienen war! Ja, man hatte sich wieder sehr bitter enttäuscht. . .“ — Solche Verbreden können unmöglich verziehen werden, da muß die Gerechtigkeit ihres Amtes walten. Warum hat auch Herr Burdhard den großen Unbekannten „m a n“, diese Verallgemeinerung eines winzigen „I ch“ (groß geschrieben!) bei seinen Plänen und Entwürfen nicht zu Rate gezogen. Der kastilische König Alfons X., der sich viel mit Astronomie beschäftigte, sagte einmal: Wenn mich der Herrgott bei der Erschaffung der Welt um Rat gefragt hätte, würden ihm viele Dummheiten erspart geblieben sein. — Das gilt auch hier: Direktor Dr. Burdhard wäre nie in so

„schwerwiegende Mißgriffe und Unterlassungslünden“ gefallen, falls er sich mit den zahlreichen Rufen in der Wüste ins Einvernehmen gesetzt hätte. Aber „Gott sei Dank“ noch ist das Vaterland nicht ganz verloren. Ein weiser Daniel ist unter uns aufgestanden — ein weiser Daniel, Dank Jude, daß du mich das Wort gelehrt — und hat auf die „uralte Tradition und die gewaltige Bedeutung des Burgtheaters“ hingewiesen und — alles wird sein, wie vorher, „zur Zeit der Reaktion, wo eine strenge Censur usw. usw.“, denn die „Absicht, das erste Kunstinstitut auf seiner alten Höhe zu erhalten, hat seit Laube seinem Direktor gefehlt und fehlt — so hoffen und glauben wir — auch der heutigen Leitung keineswegs“. Demnach „verabsäume man es nicht, aus den vielen Fehlern, die man begangen, alle Konsequenzen gewissenhaft zu ziehen, die vielen traurigen Erfahrungen der Vergangenheit in der Zukunft richtig zu verwerten, durch eine weise Verteilung der Wirkungsstöße . . . und das Burgtheater wird wieder werden, was es früher war, wie auch sein Direktor heißen möge.“ Geschieht das nicht, dann, ja dann kommt der künstlerische Bankrott, der „künstlerische Ruin“. Quod erat demonstrandum. . . Die ur—ur—alte Tradition: hoch soll sie leben, hoch soll sie leben, drei—mal — — — hoch!!! — und die Komtesen daneben. — Sensationell — was? Wer nur diese „kritischen Lichter“ angezündet haben mag? Die „Kassandra“ masculini generis von der „Neuen Freien“ doch nicht??

Stauf von der Mark.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,
zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. C.



Max Planck

Nach einer Photographie von Hierl-Deronco (Atelier Helios) München.





Wahl-Fahrten.

Von M. G. Conrad.

(München.)



Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Ein klassisches Wort, wie bekannt.

Darauf die Probe zu machen, ist eine überaus nützliche Sache. Namentlich für die Berufsmenschen, die in erster Linie auf solides Hirn und solides Eigfleisch angewiesen sind, die Männer der Feder.

Dreiviertel unserer gesamten Litteratur hängt in der Luft, sie ist die spinnewebigste Gedankenpielerei, ohne jeden ernsthaften Zusammenhang mit dem Wirklichkeitsleben. Dinge, die sich nie und nirgends begeben haben, keiner Lebensprobe im Raume gewachsen sind, füllen auch heute noch, in der Zeit des Realismus, den höheren Müßiggang schöpferischer Schöngeister aus.

Wer nichts anderes vermag, soll dabei bleiben, und erst recht, wenn er frische, fröhliche Stunden dabei findet und die helle Nachbarchaft durch keine schwarzen Einfälle stört. Jedem Tierchen sein Plättchen, so lange es selbst die Kosten bestreiten kann und die Umgebung nicht mit Anmaßlichkeiten ärgert.

Der richtige schöpferische Mann jedoch, Held und Arbeiter, gehört mit festen Beinen auf den Erdboden und nicht in die Wolken. Er gehört, von Zeit zu Zeit wenigstens, und unbedingt in entscheidungsvollen politischen Momenten, mitten in das Volk, dessen bestes Teil er zu vertreten hat, statt in der Einseitigkeit seiner Werkstatt sich zu erschöpfen und seine Nerven abzunützen im stillen Kampf und Krampf.

Mitten im Volk wird der Stubenhocker, und sei er als Gelehrter oder

Künstler noch so groß, erst wieder zum vollen Menschen sich ergänzen und sich die Frische und Sprungkraft erhalten, ohne die ein gefegnetes geistiges Wirken nicht denkbar.

Das war immer meine Meinung. Selbst aus dem Volke in seiner ursprünglichsten, wurzelhaftesten und gesündesten Artung, aus dem Bauernstande, hat es mich immer und überall zum Volke gezogen. Ich habe die innige, fröhliche Fühlung mit meinem Heimatboden und seinen Leuten niemals verloren. Wenn sich das in meinen Schriftwerken noch nicht zu voller Deutlichkeit ausgeprägt hat, so habe man nur Geduld, es ist noch nicht aller Tage Abend, und meine besten Sachen, das spüre ich mit freudigster Überzeugungskraft, werde ich noch im Sommer meines Lebens zur Reife bringen.

Aber vor der Politik, das heißt vor der praktischen Teilnahme an der Politik in den Formen unseres parlamentarischen und staatlichen Lebens, habe ich mich sehr lange gescheut. Einmal, weil die praktische Politik mir wie ein gefräßiges Ungeheuer erschien, unersättlich für alle Männer, die, wie ich, eine Sache stets mit Herz und Gemüt, Geist und Leib voll erfassen; zum zweiten, weil die praktische Politik in der landläufigen Übung mir oft wie ein nicht sehr reinliches Geschäft vorkam und wie ein Jahrmarkt der dümmsten Eitelkeiten, wogegen meine Natur sich zu allen Zeiten wehrte; zum dritten, weil ich, ein geborener Franke, zwar unter meinen fränkischen Landsleuten und hauptsächlich auf dem Dorfe, aber nicht im Etel der Großstadt und in der korrupten Gesellschaft eines sogenannten Kulturcentrums mich an der rechten Stelle zur politischen Bethätigung hätte fühlen können. (Ganz unter uns: mein höchstes Ideal wäre der patriarchalische Bauern-Bürgermeister, in souveräner Herrschaft zwischen Ställen und Misthaufen, Fluren und Wäldern, fern von aller staatlichen Bureaucratie und allem Polizei- und Militärregiment mit all dem Bastardzeug, das drum und dran — aber dieses Ideal werde ich wohl in diesen Zeitaltären nicht mehr erreichen. Und großen Besitz dazu und viel, viel Kinder, hauptsächlich Buben, die alle wieder richtige, unabhängige Bauernkerls werden müßten.) Zum vierten, weil es mir gegen den Strich ging, ganz furchtbar gegen den Strich, mich einer der vorhandenen politischen Parteien anzuschließen. Alle Zähne standen mir auf, wenn ich daran dachte, daß ich als praktischer Parlamentarier in diesen sauern Apfel beißen müßte, nur um überhaupt erst ins Parlament zu kommen. Nicht die Politik an sich, sondern die kleinliche, nichtsnutzige Partei- und Fraktionspolitik schädigt den Charakter. In sehr vielen Fällen wenigstens. Man hat krasse Beispiele —

Wäre ich noch fünfundzwanzig Jahre, würde ich mich ohne viel Beschwern der Partei angeschlossen haben, welche mit ihren praktischen Forde-

rungen wie mit ihren Utopien, mit ihrer Liebe wie mit ihrem Haß, mit ihren eingestandenen Zielen wie mit ihren heimlichen Phantasieflügen fasciierend auf die Jugend wirkt und ihr ein Reich der herrlichsten Ideale, ein wahres politisches Paradies vorzaubert. Aber als reifer Mann und Abkömmling eines starken Geschlechts von Bauern läßt man sich schon um deswillen nicht von dieser Zauberwelt berücken, weil sie zunächst für die Bedürfnisse des Stadt- und Fabrik-Proletariats zugeschnitten ist und mehr den Glauben an überschwengliche Phrasen als den nüchternen Sinn für praktische, schlichte Besserungsthaten in Anspruch nimmt. Zudem stehe ich auf dem Boden der Entwicklungsgeschichte und ihrer ewigen Gesetze und bin dazu ein national festbestimmter Mann. Das internationale Revolutzertum, verkleide es sich wie es wolle, hat also keine Verführung für mich. Ich bin überzeugt, daß es kein heilsames Morgen giebt, das sich nicht in stetiger Folge an das Gestern anschließt, daß es kein gesundes Zukünftiges giebt, außer im vernünftigen Zusammenhang mit Vergangenenem.

Der Greuel aller Greuel ist für mich die Partei-Orthodoxie, der Partei-Fanatismus, die Tyrannei des Programms und der Schablone bis aufs 3-Lüpfelchen. Ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit irgend eines Papstes, und sollte an die Unfehlbarkeit irgend eines Parteihäuptlings glauben! Ich stelle mich kritisch zu jedweder Offenbarungsschrift, und vor irgend einem liebnechtischen Programm sollte ich die Waffen meiner Kritik und Analyse strecken! Ich sollte auf Worte schwören, die irgend ein Parteitag mit mechanischer Stimmen-Mehrheit festgestellt! Die Mehrheit ist ja bekanntlich nirgends nichts weniger als reiner Weisheits-Ertract.

Ich verkenne die guten Seiten der heutigen Sozialdemokratie keineswegs, aber ich habe auch keinerlei Grund gegen ihre schlimmen und häßlichen Seiten die Augen zu verschließen. Hierüber werde ich mich bei passender Gelegenheit ausführlich äußern.

Von den abgewirtschafteten Mittelparteien und von den edlen Herrschaften im Centrum bis hinaus zur äußersten Rechten kann ein wahrhaft moderner volksfreundlicher Mann überhaupt nicht reden, ohne entweder seiner Philosophie oder seiner Galle Opfer zuzumuten. Wie der Römer sagt: *Difficile satyram non scribere*. Progen, Junker und Pfaffen, gottwohlgefälliges Trifolium, fahre wohl!

Aber da ist noch eine kleine Partei, die im neuen Reich bislang wenig Gelegenheit gehabt hat sich zu blamieren, die also verhältnismäßig die reinsten Hände, das reinsten Gewissen, den unverdorbensten Kopf aufweisen kann. Freilich, die platte Demotraterei, die wenig vergessen und noch weniger dazu gelernt hat und namentlich in wirtschaftlichen Fragen und sozialen Problemen zimperlich und prüde thut wie ein Fräulein, das schon anno 48

eine alte Schachtel gewesen, die kann der Teufel holen. Da wäre mit Goethe, unserem großen fränkischen Landsmann, zu sagen:

Das ist noch immer der alte Fack,
So werdet doch gescheiter,
Tretet nicht immer den alten Fied,
Geht doch weiter!

Oder mit unserem anderen fränkischen Dichter, dem geharnischten Sonettenschmied Friedrich Rückert:

Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen,
Das sind die Narren,
Die im Irrtum beharren.

Alein in der jetzigen Volkspartei rührt sich frisches, munteres Leben, die demokratische Tendenz hat einen herzhaften Anlauf genommen, die wirtschaftlich-sozialen Probleme sich genau zu besehen und dem Arbeitsplane alles einzuverleiben, was in praktischer Arbeit und beharrlicher Entwicklungs-Bemühung zum Heile des Gesamtvolkes politisch verwirklicht werden kann, ohne Schwärmerei und Prahlerei, ohne Purzelbaum und Unfehlbarkeitsfererei.

Diese Partei, die unbedingt Zukunft hat, wenn sich die rechten deutschen Männer in ihr versammeln, die liebe ich mir gefallen. Meibt uur die Frage, ob ich den Männern, die heute das Wort in ihr führen, auch gefalle, ob sie mir zutrauen, daß ich, der denkbar ungebundenste Individualist in Litteratur, Kunst und Kritik, in gleichem Schritt und Tritt mit ihnen marschieren könne, sobald die Trommel zum parlamentarischen Streite gerührt wird . . .

Da erfolgte, wegen der ominösen Militärvorlage, die Auflösung des Reichstages und Anordnung der Neuwahlen auf den 15. Juni.

Und der Ruf der Volkspartei erging an mich.

Zunächst vom demokratischen Verein in München, der mich mit fast Stimmeneinhelligkeit als Kandidat für München I aufstellte. Dann von der Leitung des unterfränkischen Volksvereins, der mich zuerst für Würzburg, dann aber definitiv für meinen engeren heimatlichen Wahlkreis Kitzingen als Kandidat der Volkspartei vorschlagen wollte.

Begeistert folgte ich dem Rufe aus der Heimat und verzichtete auf München. Am strahlenden Pfingsttag eilte ich hinaus in mein herrliches Frankenland und hielt in Kitzingen am Main vor versammeltem Volk meine Kandidaten-Rede, begrüßt von meinem fünfundsiebzigjährigen Vater Adam Conrad, Bauer in Snodstadt, begrüßt von meinem jüngsten Bruder Matthäus Conrad, Volksschullehrer in Kitzingen, und von vielen, vielen alten und neuen Freunden aus Stadt und Land.

Es war großartig schön. Der erste Schritt war gethan. Das manns-
tolle Riesenweib Politik streckte mir beide Hände entgegen — Gott, was
für Hände! Ich schlug beherzt ein, mit einer Lust und Schneid, als wäre
ich nicht ein gefetzter Vierziger, sondern noch einer in sündhaft üppiger
Maienblüte der ersten Zwanzig. Hoch, mein Frankenvolk, nun kann der
Wahlstanz beginnen!

Da gab's nun Fahrten landauf landab, kreuz und quer, herrliche
Agitationsfahrten im Luftwagen und im Mainboot, im Sonnenglanz und
stichdunkler Nacht — im dunkelsten Wahlkreis Bayerns. Ein entzückendes
Wagnis, dieses Anrennen gegen Wall und Turm des übermächtigen, in
seiner politischen Herrschaft seit zwanzig Jahren nie mehr ernsthaft ange-
fochtenen Centrums!

Und wie ich ausfuhr, begleitet von treuen Männern, der Gegend
kundig in den 180 Orten des langgestreckten Wahlkreises vom Steigerwald
bis fast an den Rand des Tauberthals, bewehrt als Ritter modernen Geistes,
da träumte ich mir Gegner, edle Gegner, denen ich mich ebenbürtig erachtete
lachenden Mundes, und unedle Gegner, einherpfeifend auf apokalyptischen
schwarzen Rossen, vor denen ich keine Furcht kenne, seit ich die Feder und
das Wort für mich habe, und denen ich Stand halten wollte: „Kommt
nur heran, ich will Euch zeigen, wer ich bin und was ich für unser herrliches,
von Euch mißleitetes und geknechtetes Volk an Wehr und Waffen mit
mir führe!“

Wahrhaftig, es ist wie ein Ritt in romantisches Land, man wird die
poetischen Stimmungen nicht los — bis sich die Gemeinheit und Niedertracht
der Feinde in ihrer ganzen Gewöhnlichkeit enthüllt.

Und dennoch! Es ist mir ein köstlicher Reichtum, was ich an Eindrücken
neu erwachenden Volksgeistes, frisch erblühender freiheitlicher Ideale, edel-
mannhaften Kämpfersinns bei Städtern und Bauern in der kurzen Spanne
vierzehntägiger Wahl-Fahrten gewonnen habe. Es ist der Mühe wert,
dabon im einzelnen zu erzählen.

Das soll im nächsten Hefte geschehen.



An die deutsche Lehrerschaft.

Don Kuno Faust.

(Frankenberg.)

Meine Herren! Als Sie an den Pfingsttagen in Leipzig versammelt waren, besprachen Sie die Simultanschule in einer Weise, daß jeder freie Mann dagegen auftreten muß. Sie haben zwar, trotz vieler Warnungen, den Mut gehabt, sich für die Simultanschule zu erklären, „weil die einheitliche nationale Bildung keine Trennung nach Konfessionen kennen darf“. Sie haben aber dazu sofort erklärt, daß im Religionsunterricht der Simultanschule die Kinder nach der Konfession getrennt unterrichtet werden sollen, obgleich „an die Stelle des jetzigen dogmatisch-kirchlichen Religionsunterrichts, der im abstrakten Katechismus gipfelt, ein pädagogischer Religionsunterricht treten muß, der die biblische Geschichte und die volkstümliche religiös-sittliche Nationallitteratur zur anschaulichen Grundlage hat“, und obgleich dieser Religionsunterricht „vom Lehrer erteilt wird und nur unter Leitung und Aufsicht der Schulverwaltungsbeamten steht“. Sie wollen demnach einen allgemeinen Religionsunterricht, der jede Konfession bekämpft, und dazu konfessionell getrennt erteilt! Welch ein Widerspruch! Sie wollen die Schule von dem kirchlichen Einfluß befreien und doch nicht auf den Religionsunterricht verzichten, der naturgemäß dem Priester gehört. Mit solchen Halbheiten kommt man nicht vorwärts. Wenn Sie eine allgemeine Volksschule wollen, die ohne Rücksicht auf die Konfession allen Kindern offen steht, so müssen Sie den Religionsunterricht vollständig der Kirche überlassen, wie es in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in Frankreich und anderen Ländern geschieht. Den allgemeinen Religionsunterricht, den Sie in echt deutscher Sentimentalität nicht nissen können, wird Ihnen die Kirche niemals gestatten.

Warum treten Sie nicht für einen Moralunterricht ein, wie er in Frankreich mit Erfolg erteilt wird? Sie sagen, daß er dem Gemüt zu wenig Anregung gebe. Das ist aber sehr zweifelhaft. Man kann einen ethischen Unterricht erteilen, der das Herz mehr befriedigt, als Ihr allgemeiner Religionsunterricht, bei dem die biblische Geschichte die Hauptrolle spielt. Man kann überhaupt auf moralische Unterweisung verzichten, wie es in Nordamerika geschieht und doch eine ausgezeichnete Volksgesittung finden. Seit wann ist denn der Charakter von der Lehre bedingt? Die notwendige Moral wird schon durch den allgemeinen Verkehr und durch die Gesetze

bewirkt. — Daß in der zahlreichen Versammlung deutscher Volksschullehrer nicht einer war, der die Entfernung des Religionsunterrichts aus der Schule vertrat, zeigt klar und deutlich, daß unser Lehrerstand nicht auf der Höhe der Zeit steht. Wir brauchen aus den verschiedensten Gründen eine allgemeine, konfessionslose Schule. Die nötige Moral läßt sich auch ohne die biblische Geschichte lehren. Wenn die Volksschullehrer den Religionsunterricht beibehalten wollen, dann mögen sie nur die Folgen davon tragen und die Aufsicht durch Geistliche noch länger dulden. Die freien Männer aller Parteien werden jedoch verlangen, daß die Schule vollständig von der Kirche getrennt werde.

Neben dem Religionsunterricht wurde in Leipzig auch der Schulzwang berührt und dabei mehrmals betont, daß die große Lücke zwischen dem Austritt aus der Schule und dem Eintritt in das Militär ausgefüllt werden sollte. Gegen solche Ansichten müssen wir uns mit aller Kraft wehren. Glauben Sie denn, meine Herren Lehrer, daß der junge Mensch nur dazu vorhanden ist, um geschult zu werden? Und ist denn nicht denkbar, daß das Volk auch ohne Schulzwang zu Bildung kommt? Blicken Sie nach Westen, auf die freie Union! Dort ist niemand gezwungen, die Schule zu besuchen. Aber der Eifer zu lernen ist größer als bei uns. In manchen Staaten der Union ist die öffentliche Schule für das Alter von vier bis zwanzig Jahren geöffnet und wird thatsächlich von den Angehörigen dieser Altersstufen besucht. Dazu versichern uns die zuverlässigsten Reisenden, daß die Nordamerikaner mehr lesen und eifriger Vorträge hören, als die Deutschen, die man mit Gewalt zur Schulbank führt. Ich will nicht sagen, daß wir den Schulzwang aufheben sollen. Aber eine Erweiterung desselben müssen wir entschieden bekämpfen. Der Besuch der Fortbildungsschule darf nicht erzwungen werden. Wenn der Staat die Jugend sechs bis acht Jahre hindurch erzogen und unterrichtet hat, dann soll er sie freigeben. Wer nach so langer Zeit nicht selbst geneigt ist, die Gelegenheit zur Fortbildung zu ergreifen, der verdient gar nicht, die Segnungen der Kultur zu genießen.

Zum Schluß, meine Herren, noch einen guten Rat. Sie haben in Leipzig von Darwin und Haeckel gesprochen und sich gegen die Entwicklungslehre als bloße Hypothese erklärt. Das ist von Ihrer Seite so unvorsichtig, wie Ihre Ausführungen gegen die Sozialdemokratie. Diese muß vom Staat, nicht von der Schule, bekämpft werden, und jene von der Wissenschaft. Es steht Ihnen einzeln frei, den Darwinismus für falsch oder gewagt zu halten. Sie haben aber nicht das Recht, ihn von standeswegen zu verurteilen. Bedenken Sie, daß man einst die Lehre des Kopernikus verwarf, die heute allgemein gebilligt wird, und seien Sie überzeugt, daß die Gelehrten, die für Darwin und Haeckel eintreten, genau wissen,

warum sie es thun. Ich habe hiermit gesagt, was mir am Herzen lag, und wünsche nur, daß meine aufrichtigen Erklärungen nicht mißdeutet werden. Auch für die Schule gilt der große Wahlspruch: Freiheit und Friede!



Die Monita secreta der Jesuiten.

Von Oskar Panizza.

(München.)

Esse Verbe sei ja, ja; nein, nein; alles andere
ist vom Teufel. Matth. 5, 37.

Der von der deutschen Centrumsfraktion wiederholt gestellte und immer wieder als aussichtslos zurückgezogene Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes vom Jahre 1872, die rege Thätigkeit, welche die Jesuiten selbst in den letzten Jahren um Zulassung ihres Ordens in Deutschland entfalten, und der plötzliche, wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkende Austritt des deutschen Jesuiten, Grafen Paul von Hoensbroeck, eines der emsigsten Agitatoren, aus seinem Orden, weil derselbe unpatriotisch und unmonarchisch sei, haben die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf eine Institution hingelenkt, deren Moral seit mehr denn 200 Jahren den schärfsten Angriffen auch von katholischer Seite ausgesetzt war, und deren spezifisch wälscher, grundsätzlich anti-deutscher Charakter noch nie so klar hervorgetreten ist, als in unseren Tagen, wo der Begriff des Deutschen auch gegen eine andere, fremde Rasse sich immer mehr abzugrenzen und überhaupt als solcher sich zu konzentrieren beginnt.

Aus dieser Jesuitenmoral sind es insbesondere die sogenannten monita secreta oder geheimen Vorschriften, über deren Echtheit oder Unechtheit noch immer viel gestritten wird, die dem größeren Publikum, ja selbst vielen Theologen, unbekannt geblieben sind, und mit deren Vorführung unter gleichzeitiger Präzisierung der Streitsache, ich vielleicht den Lesern der „Gesellschaft“ nichts Unwillkommenes biete.

Die monita secreta societatis Jesu wurden zuerst 1612 in Krakan gedruckt und seither, im Verhältnis zu der Wichtigkeit ihres Inhalts, nicht sehr häufig aufgelegt. Ich selbst bin im Besitz einer Ausgabe, Romae 1782, die aus der Bibliothek des bekannten Dresdner Bibliographen J. G. T. Gräße stammt, und in die Gräße selbst hineingeschrieben: „höchst seltenes Exem-

plar einer allen Bibliographen unbekannt gebliebenen Ausgabe dieser geheimen Instruktion für die Jesuitenuperiores; daß dieselbe nicht von den Feinden des Ordens erdichtet ist, geht aus den Randbemerkungen in unserem Exemplar hervor, die offenbar von einem Manuscript gemacht sind“. Die letzte deutsche Ausgabe ist von Harrer Gräber, „Die geheimen Vortschriften von und für Jesuiten“, Barmen, G. Klein, 2. Aufl. 1886. Von der letzten französischen Ausgabe, die Charles Souvestre bei Dentu in Paris erscheinen ließ, wurden in anderthalb Jahren 22000 Exemplare abgesetzt, und 1880 erschien die 14. Auflage. Ich will gleich hier vorweg bemerken, daß zur Beurteilung der unten im Auszug folgenden monita theologische Vorkenntnisse durchaus unnötig sind. Es handelt sich durchaus nicht um schwierige theologische Materien, wie bei der fein ausgeklügelten Casuistik der jesuitischen Morallehren; es handelt sich überhaupt nicht um theologische Fragen, sondern um die allgemeinsten menschlichen Dinge. Die monita sind der naive Ausdruck eines vorsichtigen, klugen, um das zeitliche Wohlergehen des Ordens ernstlich besorgten Oberen. Sie betreffen ausschließlich das Benehmen der Ordensangehörigen der Außenwelt gegenüber. Und bei der ganzen Sachlage des Strettes, bei dem Alter der kleinen Schrift — fast 300 Jahre — wo auch heutzutage weitaus die meisten Jesuiten nicht in der Lage sein dürften, zu beweisen, was vor so langer Zeit gelehrt oder nicht gelehrt worden ist, entscheidet nicht die religiöse Stellung des einzelnen, nicht theologische Bildung, sondern ein gewisser litterarischer Instinkt und eine Portion Weltkenntnis. Als ich vor etwa Jahresfrist zum erstenmal an die Lektüre der monita ging, noch ohne jede Kenntnis, welche Kapazitäten sich für oder gegen die Echtheit ausgesprochen hatten — unter letzteren z. B. Döllinger — aber mit der Erwartung, nach dem Geruch, in dem sie standen, einen ganzen Psuhl von Schweißlichkeiten zu finden, war ich erstaunt über die Mäßigkeit des ganzen Vortrags, über die Milde der Auffassung und die fast hausväterliche Besorgnis, mit der der Verfasser das Wohl des Ordens seinen Untergebenen ans Herz legt. Und schon nach den ersten Kapiteln war ich in mir absolut sicher, daß, was ich bis dahin gelesen, das gerade Gegenteil einer Schmähschrift sei, für was sie Viele gehalten, oder gar einer ‚Satire‘, für welche sie Johannes Huber hält. Wenn ich ein Bild gebrauchen darf: die monita sind auf religiösem Gebiet das, was auf weltlichem Gebiete ein tüchtiger, aber vorsichtiger Kaufmann seinem Reisenden an Instruktionen mitgibt, was er ihm hinsichtlich Kascholierung dieser Kunden und kürzerer Behandlung jener ‚faulen‘ Abnehmer empfiehlt; was er ihm über die Schwächen dieser Waren mitteilt, die er zu verschweigen hat, und über die Vorteile jener Artikel, die er herausstreichen muß. — Das ganze Schreckensgespenst der monita tritt erst in Erscheinung, wenn man erwägt, daß es

sich hier um geistliche, um himmlische Ware handelt; und erst für den, der das ganze Schwergewicht reinster, geläuterter christlicher Sittengebote gegen sie in Anschlag bringt. Aber man darf nicht vergessen, daß auch das reinste Gut eine irdische Behandlung verlangt, und daß die Austeilung auch des geistlichen Brots ein irdisches Messer nötig hat. Wir wundern uns über die Züge von niederer Habsucht und rücksichtsloser Geldgier, die wir gelegentlich aus Klöstern zu hören bekommen, besonders wenn es sich um die Aufnahme, Hereinlockung oder Zurückbehaltung reicher Novizen, besonders reicher Bauerntöchter, handelt; vergessen aber, daß die Klöster, wenn auch ihre Inassen nichts besitzen dürfen, doch als solche, läßt man sie überhaupt gelten, Existenzmittel haben müssen; und daß die rein irdische Rücksicht diese Existenzmittel so zahlreich wie möglich anzuhäufen bestrebt ist. Wir wundern uns über das behäbige Aussehen der bettelnd im Land umherstreichenden Kapuziner, die angeblich nur dem Himmel leben; vergessen aber, daß, wenn der Bettelmönch seiner Ordensinstitution gemäß überhaupt auf die Wildthätigkeit des Volks angewiesen ist, und dies Verhältnis vom Staat als ein berechtigtes angesehen wird, schon der Magen des Kapuziners und die Gutherzigkeit der Bäuerin in der Richtung tendiert, daß die Nahrung nicht zu gering ausfällt: Was die ungeschriebenen Habsuchtsgesetze der Klöster, was die stumm zum Ausdruck kommende Magensforderung des Bettelmönchs, das sind die 'geheimen Vorschriften' oder 'monita secreta' der Jesuiten; nur daß diese zufällig in den Druck gelangt sind.

Wenige Jahre nach den 1612 in Böhmen erschienenen 'monita', die zuerst den Titel 'aurea monita', später 'monita privata' führten, erschien zu Antwerpen eine redaktionell gänzlich verschiedene, um ein Kapitel vermehrte, im Kontext gänzlich umgeänderte, inhaltlich aber wesentlich gleiche Schrift unter dem Titel 'monita secreta'. Und diese letztere ist es, die den späteren Drucken und allen modernen Übersetzungen zugrunde liegt. Wir werden sehen, daß das Austausch zweier inhaltlich gleicher, nur der Form nach verschiedener Versionen einer angeblichen 'Schmähschrift' oder 'Satire' ganz kurz hintereinander für die Frage der Echtheit von hohem Belang ist. — Gleich nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe war alle Welt einig, und ist es bis heute geblieben, daß der Verfasser der 'monita' nur ein Jesuit sein könne. Auch die Jesuiten selbst geben dies rückhaltlos zu. Bernhard Dühr, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, schreibt in seinen 'Jesuiten-Fabeln', Freiburg 1892, pag. 45: 'Der Verfasser ist ein polnischer Ex-Jesuit mit Namen Zaorowski.' Dafür spricht außer einer eigentümlichen Latinität und gewissen, nur von den Jesuiten damals in dieser Bedeutung gebrauchten Ausdrücken (z. B. symbolisare für 'wetteifern', bona conversatio für 'gute Aufführung', clenodiae für 'Kleinodien' u. a.), auch die große Intimität

in der Darstellung, das Ungekünstelte, fast Ehrliche im Vortrag, „die in beiden Auffäßen (Ausgaben) herrschende Simplizität“, wie sich ein Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland erschienenenes Buch ‚Vorläufige Darstellung des heutigen Jesuitismus‘ schon ausdrückt; eine Simplizität, der sich auch der skeptische Johannes Huber nicht entziehen konnte, wenn er schreibt: „sie (die monita) enthalten gewiß eine vielfach dem thatsächlichen Treiben vieler Jesuiten abgelauschte Schilderung der Art und Weise, wie sie sich in Ländern und Städten einschleichen, wie sie die Fürsten, die weltlichen und geistlichen Großen zu gewinnen, andere Geistliche um Ansehen und Einfluß zu bringen, das Vermögen reicher Wittwen und die Kinder aus reichen Familien an sich zu ziehen, überhaupt die Schätze und Einkünfte ihrer Gesellschaft usw. zu vermehren suchten“ (‚Der Jesuitenorden‘, Berlin 1873, pag. 107). — Auf der andern Seite maß man dem Umstand großes Gewicht bei, daß bei unvorhergesehenen Untersuchungen die monita sich als Manuskript in den Jesuiten-Kollegien fanden. Als Herzog Christian von Braunschweig das Jesuiten-Kollegium in Paderborn stürmte und plündern ließ, fanden die Kapuziner, denen die Bibliothek geschenkt wurde, auch die monita. In dem Nachlaß des letzten Bibliothekars der Jesuiten in Paris nach Aufhebung des Ordens, des Paters Brothier, fanden sich die monita handschriftlich. In Roermonde, in den Niederlanden, fiel der Regierung 1773 nach Aufhebung des Ordens die Bibliothek der Jesuiten in die Hände, und darunter die monita im Manuskript. Noch in den siebziger Jahren fand man in einem geheimen Schrank der Michaeliskirche in München, die früher den Jesuiten gehörte, eine Handschrift der monita (jetzt auf der Münchener Staatsbibliothek), und Professor Friedrich schreibt sogar in den ‚Abhandl. d. k. bayr. Akad.‘ 1881: „Die Thatsache, daß die monita im Prager (Jesuiten-)Kollek bei der Plünderung desselben 1611 gefunden wurden, und also gerade dieses Exemplar wahrscheinlich der ersten Ausgabe (1612) desselben zugrunde lag, steht fest.“ — Wichtiger aber erscheint mir, und was gänzlich gegen die Möglichkeit einer erdichteten Satire spricht, ist der Umstand, daß von allem Anfang an zwei monita existieren, die sich bis auf den Druckort verfolgen lassen und die in allen Nachdrucken bis heute unterschieden worden sind: die monita privata vom Jahr 1612 und die monita secreta, eine rein redaktionell verschiedene Version, die in das darauffolgende Jahrzehnt fällt: Es wäre doch ein höchst lächerliches Beginnen, wenn sich nach Bekanntgabe der ersten monita ein zweiter müßiger Kopf hätte bereit finden lassen, eine zweite ‚Satire‘ oder Verhöhnung des Ordens zu schreiben, die nach der ersten, und wegen der meist wörtlichen Übereinstimmung mit derselben, entseßlich schwach und farblos hätte wirken müssen. Ist die erste ‚Satire‘ als solche schwer zu glauben,

da sie gar nichts satirisches enthält, und ein Feind des Ordens doch zehnmal stärker aufgetragen hätte (man denke nur z. B. an die damaligen Verunglimpfungen Luthers von katholischer Seite her), so ist die zweite ‚Satire‘ nach der ersten und in wesentlicher Übereinstimmung mit ihr einfach unidentbar. Wo ist uns von den zahlreichen Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit, von den satirischen Dialogen und Gedichten eines Fischart, Brant, Murner, Hutten, von den *Epistolae obscurorum virorum* u. a. ein Fall bekannt, wo der erste Text durch einen Umschreiber ein lediglich äußerliches, didaktisch verschiedenes Gewand erhalten hätte? Im Gegenteil! Der Unterschied beschränkt sich bei den verschiedenen Ausgaben und Drucken solcher Dichtungen auf einzelne Wörter und die Orthographie. — Ist aber die zweite ‚Satire‘ der *monita* echt, d. h. ein Ordensprodukt, dann ist es auch wegen des grundsätzlich übereinstimmenden Charakters die erste, d. h. die *monita*, in beiderlei Gestalt, sind das niemals redaktionell festgelegte, sondern als flüssiges, verschiebliches Gedankenmaterial hin- und herwandernde, vielleicht vorher niemals niedergeschriebene, nur als mündliche Instruktion denen und jenen lückenhaft bekannt gewesene Produkt der Grundsätze und Anschauungen des Ordens bei dem Verkehr seiner Mitglieder mit der äußeren Welt. Und unter dieser Hypothese gewinnt das Vorhandensein von zwei oder mehr Lesarten, das direkt hintereinander Auftauchen von zwei oder mehr Versionen bedeutend an Wahrscheinlichkeit: Eine meist mündlich gegebene, schon aus Klugheitsrücksicht nicht schriftlich abgefaßte, oder, wenn in einzelnen von den Professoren für ihre Zwecke hergestellten Handschriften existierende, jedenfalls nie zur Aufnahme in die offiziellen Satzungen redaktionell festgelegte Instruktion muß, sobald nun zwei an verschiedenen Orten sich wirklich daran machen, ihr druckfähige Gestalt zu geben, verschieden der Form nach ausfallen. Ähnlich, wie Lieder und Balladen, solange sie nur im Volksmunde umgehen und ungedruckt sind, stets Versionen aufweisen, die dann auch oft in verschiedenerelei Drucken zum Ausdruck kommen.

Aber für die allerwichtigste Entscheidung halte ich das Schriftstück selbst, und den Eindruck, den es bei der Lektüre auf gänzlich Unvoreingenommene macht. Mit Recht sagt Souvestre am Schlusse seiner Ausgabe: „Wer diese *Monita*, Vorschriften, Anweisungen, Ermahnungen, oder wie man das Wort übersetzen mag, gelesen hat, kann meines Erachtens nicht mehr an der Echtheit derselben zweifeln.“ — Ich gebe daher im folgenden einen möglichst charakteristischen Auszug derselben, welcher die harmlosen wie flagranten Stellen in gleicher Weise berücksichtigt; und zwar nach der getrennten Übersetzung des oben citierten Werkes, Vorläufige Darstellung des heutigen Jesuitismus, der Rosenkruzerey, Profosytenmacherey und

Religionsvereinigung. Deutschland 1786, einem, wie es scheint, sehr raren Werke (da es in dem Spezial-Katalog von Kloß und Taute über diese Litteratur nicht vorkommt), und welches durch seine etwas altertümliche Sprache die „in beiden Ausgaben herrschende Simplizität“ sehr gut zum Ausdruck bringt.

Monita secreta Societatis Jesu.

„Vorerinnerung: Die Obern müssen diese geheime Vorschriften sorgfältig bey sich verwahren, und nur wenigen Professoren mittheilen. Einiges davon können sie zwar auch nicht Nichtprofessen, wenn sie vorzügliche Verdienste um den Orden haben, anvertrauen; aber unter auferlegtem Stillschweigen, und nicht als Vorschriften, sondern als Beobachtungen durch eigene Erfahrung. Und weil viele Professoren um diese Geheimnisse wissen, so hat der Orden gleich Anfangs das Verbot gegeben, daß einer, der darum wisse, zu keinem andern Orden übergehen könne. Nur die Karthäuser sind hiervon ausgenommen, weil sie bey beständiger Selbstbeschäftigung Stillschweigen um so freyer halten können. Der heilige Stuhl hat auch diese Verordnung bestätigt.¹⁾ Man muß durchaus verhüten, daß diese Vorschriften Profanen in die Hände gerathen. Denn diese würden, neidisch auf unsere Pläne, ihnen eine schlimme Deutung geben. Sollte sich aber ja dieser Fall ereignen, so läugne man, daß dieses der Geist des Ordens sey, und beweise es durch das Zeugnis derjenigen Brüder, die ganz zuverlässig nichts davon wissen, und mit Beziehung auf unsere weniger detaillirte Gesetze und Vorschriften, die entweder in der Regel (Gesetzbuch) enthalten, oder sonst aufgezeichnet sind. Die Obern müssen immer sorgfältig nachforschen, ob nicht ein Bruder diese Vorschriften einem Profanen anvertraut habe. Es soll für aber keiner ohne Vorwissen des Generals oder Provinzials für einen andern abschreiben oder abschreiben lassen. Und schon der Verdacht, daß einer diese Geheimnisse nicht verschwiegen habe, werde ihm zum Verbrechen angerechnet, und mit Verstoßung aus dem Orden bestraft. —

Das erste Kapitel: Wie sich der Orden zu verhalten habe, wenn er eine neue Bestizung errichten will: Um die Einwohner des Orts für ihn einzunehmen, wird man ihnen mit glücklichem Erfolg den in den Regeln bestimmten Endzweck des Ordens: das Wohl des Nebenmenschen mit gleicher Anstrengung, wie sein eigenes zu befördern, erklären. In dieser Absicht müssen die niedrigsten Liebesdienste in Hospitälern übernommen, arme Unglückliche und Eingekerkerte besucht, die Beicht mit entgegenkommender Be-

1) Dies bezieht sich nur auf die letzte Bemerkung betreffs Übertritt zu einem andern Orden, worüber der Relativsatz im Original „quod etiam sacra sedes nobis confirmavit“ keinen Zweifel läßt.

reitwilligkeit und ohne Unterschied gehört werden. Diese gegen Alle gleich große Gefälligkeit wird uns, je ungewohnter sie ist, bei den Angeesehenen des Orts desto mehr Hochachtung und Liebe erwerben. — Auch an entlegene Orte muß man gehen, um Almosen, sey's auch noch so gering, abzuholen. Das Nämliche kann man nachher mit Schilderung unserer Dürftigkeit, wieder an andere Arme verteilen, um dadurch diejenigen zu erbauen, die unseren Orden noch nicht kennen, oder sie gegen uns freygebiger zu machen. — Alle müssen den Schein der Einheit in Gesinnungen haben, und deswegen Übereinstimmung im äußerlichen Betragen lernen. Übereinstimmung bey so vielen und mancherley Personen wird Jedem rühren. — Grundstücke sollen die Unrigen nicht gleich anfänglich kaufen. Haben sie dergleichen von bequemer Lage für uns gekauft, so geschehe dies auf den Namen einiger treuer und verschwiegener Freunde. — Von Pächtern muß man durch Einschärfung unserer großen Dürftigkeit immer den höchsten Preis zu erhalten suchen.²⁾ — In Predigten und Gesprächen müssen die Unrigen bekannt machen, daß die Absicht ihrer Ankunft sey, die Jugend zur Erleichterung des Volks zu unterrichten, daß sie alles unentgeltlich, und ohne Ausnahme der Personen, thäten, und daß sie der Gemeine nicht zur Last wären, wie andere Orden und Ordensgeistliche.³⁾

Das zweyte Kapitel: Wie die Väter der Gesellschaft Jesu sich an allen Orten bey Fürsten, Großen und Vornehmen in Gunst setzen und erhalten sollen: Der Hauptzweck aller unserer Bemühungen sey der, uns das Zutrauen und die Gunst der Fürsten und Vornehmsten aller Orte zu verschaffen; damit es Niemand wage, wider uns aufzutreten, sondern vielmehr alle von uns abhängen müssen. — Die Erfahrung lehrt, daß Geistliche dann am meisten bey Fürsten und Großen vermögen, wenn sie ihre ärgerlichen Handlungen nicht zu bemerken scheinen, und ihnen wohl gar eine bessere Deutung geben, z. B. bey Verheirathungen mit Anverwandten und Blutsfreunden und ähnlichen Fällen. Also müssen die, welche diese oder ähnliche Wünsche äußern, durch die Hoffnung darin bekräftigt werden, daß sie durch die Unrigen gar leicht davon Dispensation vom Pabst erhalten würden. Dieser wird auch hierinn willfahren, wenn ihm die Gründe detailliert, Beyspiele angeführt, und günstige Gemeynpläze, z. B. von Beförderung des gemeinen Bestens, von Verherrlichung Gottes, als dem Hauptzweck unseres Ordens, beygebracht werden. — Zöglinge und besonders Hofleute, die Vertraute der Fürsten sind, müssen durch kleine Geschenke und verschiedene

2) Das kann man dem Orden doch nicht übel nehmen.

3) Eine, bei dem großen Widerwillen gegen die das Volk ausaugenden Bettelmönche, höchst weise Vorschrift.

Gunsftbezeugungen verbindlich gemacht werden, damit sie uns getreuliche Nachrichten von dem Charakter und Neigungen der Fürsten und Großen geben. Diesen wird dann der Orden sein Verfahren leicht anpassen können. — Bey Beichthörung der Großen besolgen die Unsrigen die Grundsätze einiger Auktoren von einer minder strengen Gewissensrüge zum Nachtheil anderer (strengerer) Ordensgeistlichen, damit sie sich mit Verwerfung dieser ganz allein unserm Rath und Leitung überlassen. — Zu Predigten, Bruderschaften, Reden, theatralischen Vorstellungen und Deklamationen müssen sie eingeladen, und dabey mit Gedichten und Disputierfäßen beehrt werden. Nachher können sie auch nach Befinden der Umstände im Speisaaal bewirthet, und mit Anreden in verschiedenen Sprachen empfangen werden.⁴⁾ — Feindschaften und Uneinigkeiten, um sie nachher wieder bezulegen zu können, mögen immer zwischen Großen angefaßt werden. Denn dadurch werden wir mit ihren Vertrauten und nach und nach mit ihren Geheimnissen bekannt werden und wenigstens einen Theil uns verbindlich machen. —

Das dritte Kapitel: Wie der Orden mit denen verfahren müsse, welche im Staat großes Ansehen haben, und ohne Güter zu besitzen, uns auf andere Arten nützlich seyn können: An einigen Orten ist es schon hinreichend, wann man es dahin bringt, daß Prälaten und Geistliche ihren Untergebenen Ehrfurcht gegen den Orden beibringen und unseren Bemühungen nicht entgegenarbeiten. An anderen Orten aber, wo sie mehr Gewicht haben, muß man sie als große Heilige verehren, damit durch ihr Ansehen, mit der Macht der Fürsten verbunden, Klöster, Parochien, Probsteyen, Personaten, Stiftungen der Kirche und anderer heiligen Orte uns verschafft werden. Denn diese werden wir sehr leicht erhalten, wo Katholische mit Ketzern und Schismaticern vermischt sind, wenn wir solchen Prälaten den großen Nutzen und Vortheil abschildern, welchen sie von dergleichen Veränderungen erhalten, und auf welche sie bei Sekulargeistlichen und Mönchen nie rechnen könnten. Ist diese Absicht erreicht, so muß man ihren Eifer öffentlich loben, auch das Andenken dieser That durch Schriften verewigen. — Man muß es dahin zu bringen suchen, daß solche Prälaten die Unsrigen zu Beichtvätern und Räthen wählen. — Die Unsrigen müssen von Bischöffen und Fürsten dem Orden die Erlaubniß zu erhalten suchen, bey Gründung neuer Kollegien oder Hauptkirchen einen Vikarius als Seelforger zu bestellen. Pfarret sey indessen der Obere (katholische Priester) des Orts. So werden wir den Zügel des ganzen Orts in Händen behalten, und alle unsere Absichten leicht erreichen können. — Wo Ademici gehässig uns entgegentreten, und katholische und ketzische Bürger Stiftungen zu hindern

4) Welch natürlicher Ausfluß weltlicher Klugheit!

suchen, da muß man sich bemühen, durch Prälaten den vornehmsten Predigtstuhl zu überkommen. — Durchreisen solche Prälaten als Gesandte Provinzen oder Städte, wo der Orden Kollegia hat, so müssen sie mit allen Ehren- und Gunstbezeugungen aufgenommen, und so sehr, als es die Bescheidenheit erlaubt, verehrt werden.

Das vierte Kapitel: Was Prediger und Beichtväter der Großen zu beobachten haben: Beichtväter und Prediger müssen mit Fürsten gelinde und gütig verfahren, sie in Predigten oder Privatgesprächen durchaus nicht durchziehen, sondern sie, fern von Schrecksnissen, zum Glauben, frohen Ausichten, und besonders zur bürgerlichen Gerechtigkeit aufmuntern. — Kleine Geschenke müssen sie fast niemals für sich annehmen, sondern die allgemeine Dürftigkeit der Provinz oder des Kollegiums empfehlen.

Fünftes Kapitel: Wie man sich bey Ordensgeistlichen verhalten müsse, die mit uns einerley Ämter in der Kirche verwalten: Man muß diese Art Leute mit Grosmuth ertragen. Zu dem Ende müssen wir dem Volk einprägen, daß unser Orden die sämmtlichen Vollkommenheiten aller andern Orden in sich schließe; und, daß alles das Gute und alle die Vorzüge, die jeden besonders auszeichnen und über die andern erheben, sich bey unserer Gesellschaft in einem noch höheren Grade säuden, und dieselbe so vorzüglich glänzend machten; und daß außer dem Gesang — dem Chorsingen nemlich, oder dem gesellschaftlichen Gottesdienste in gesetzten Tagzeiten — und außer der strengen Lebensart, wodurch die Mönche von uns unterschieden sind, Alles in unserer Societät besser sey. Auch muß man nicht vergessen, die Fehler und Unvollkommenheiten anderer Klostergesellschaften wohl zu bemerken, um daraus zu zeigen, daß solche Religiosen zu denjenigen Ämtern und Geschäften, in welchen sie mit uns konkurriren, gar nicht so geschickt und tüchtig wären, als wir. ⁵⁾ — Mit größerer Strenge aber muß man gegen diejenigen Religiosen verfahren, und sich ihnen

5) Wie natürlich angeichts der bekannten unter den verschiedenen Orden bestehenden Eifersucht um den Vorrang! Aber warum hat der angeblich jesuitenfeindliche Verfasser hier bei Gelegenheit der Ordens-Vorzüge nicht eine andere, viel stärker wirkende und zweifellos echte Behauptung aus dem etwa gleichzeitigen Triumphbuch der Jesuiten, der „Imago primi saeculi Societatis Jesu“ citiert, daß nämlich „sein der Gesellschaft Jesu bis zu seinem Tod angehöriges Mitglied in den nächsten 300 Jahren verdammt werden könne“? (Imago primi saeculi. Antw. 1640. lib. V. C. 8. pag. 649); eine Lehre, die wie Graf von Hoensbroech in seiner vor wenigen Wochen erschienenen Schrift „Mein Austritt aus dem Jesuiten-Orden“ (Berlin 1803, sechsen 6. Aufl.) sagt, in ähnlicher Form noch heute im Orden geistlichlich verbreitet wird. Dieser Hinweis auf das garantierte Seligleits-Institut wäre doch dem in satirischer Absicht Schreibenden viel besser zu statten gekommen! Warum beschränkt sich statt dessen der Verfasser auf das Nächstliegende, und bringt die wirklichen Sorgen des Ordens in der gemäßigtesten Sprache vor? —

widersetzen, die gerne Collegia oder Schulen zum Unterrichte der Jugend an solchen Orten anlegen mögten, wo unsere Gesellschaft solches Geschäfte schon mit Nutzen und Ehren verrichtet. Also muß man da dem Fürsten vorstellen, solche Leute wären gemeinlich dem Staate schädlich, und unsere Societät sey schon allein hinlänglich, den Unterricht in der Jugend zu besorgen. Haben solche Mönche etwa aber Breven von dem Pabst, oder Empfehlungsschreiben von den Cardinalen für sich; so müssen die Unsrigen die Sache durch den Landesherrn bey dem Pabst zu hintertreiben suchen; und dem heiligen Vater muß gehörig vorgestellt werden, was für wichtige Dienste unsere Gesellschaft dem Römischen Stuhle leiste, und wie treu und geschickt sie überhaupt dies Geschäft verwalte; zu welchem Ende man denn auch öffentliche gute Zeugnisse unseres Wohlverhaltens von den Obrigkeiten der Orter, wo wir Collegia haben, beyzubringen nicht ermangeln muß. Auch muß man ihnen wohl vorstellen, daß Zwiespalt, Streit und Unruhen zu befürchten seyn mögten, wenn man zweyerley Schulen errichtete, ob es schon Religiosen wären. Inzwischen müssen die Unsrigen ihrer Seits aus allen Kräften fleißig studiren, und müssen von Zeit zu Zeit solche öffentliche Proben ihres Fleißes ablegen, daß sie Beifall und Ehre davoutragen.“)

Das sechste Kapitel: Reiche Wittwen für den Orden einzunehmen: Zu diesem Geschäft wähle man bejahrte Väter von lebhaftem Temperament und einnehmendem Umgang. Diese müssen jene Wittwen besuchen. Bemerken sie an ihnen einige Neigung für den Orden, so biete man ihnen dagegen die geistlichen Bedienung und verdienstlichen Werke des Ordens an. Wenn sie diese gerne annehmen, und nun schon unsere Kirchen besuchen, so gebe man ihnen einen Beichtvater zu, der sie gehörig anleite, besonders, und nach der Reihe zur Beständigkeit im Wittwenstand, dadurch, daß man die Vorteile und das Glück desselben vorzählt und erhebt. Man muß ihnen auch zusichern und gleichsam dafür bürgen, daß sie auf diese Art das ewige Verdienst sich erwerben würden, und daß es das wirksamste Mittel sey, den Strafen des Fegfeuers zu entgehen. — Alle Bemühungen des Beichtvaters müssen dahin abzuwecken, daß die Wittwe sich seinem Rath in Allem ruhig überlasse. Man zeige ihr also bey Gelegenheit, daß dieses das einzige Mittel sey, im Geistlichen zuzunehmen. — Man empfehle ihr den fleißigen Gebrauch der Sacramente, besonders des der Buße, wobei die geheimsten Empfindungen des Herzens und alle Versuchungen, die sie freimüthig bekennen soll, gebeichtet werden. — Zu einer vollständigen Ein-

6) Wer die fieberhaften Bemühungen kennt, sowohl der Jesuiten wie der katholischen Kirche, die Kindererziehung, die Schule, in allen Ländern in ihren Besitz zu bekommen, der weiß, daß der hier geschüberte Kampf, nicht gegen die weltliche Macht, sondern gegen konfurrirrende geistliche Orden, nicht Satire, sondern blutige Wahrheit ist. —

sicht in alle ihre Neigungen wird eine allgemeine Beichte sehr viel helfen, besonders wenn sie ein anderer wiederholen läßt. — Der Beichtvater muß auch dafür sorgen, daß sie, je eher, je lieber, das Gelübde der Keuschheit, wenigstens auf zwei oder drei Jahre, ablege, und dadurch ihre Ohren einer zweiten Ehe verschließe. — Auch die Geistlichen anderer Orden, welche die Wittve besuchen wollen, müssen, wenn sie nicht alle abgewiesen werden können, entweder nur auf unsere Empfehlung Zutritt erhalten, oder doch von unserem Wink dependiren. — Ist man so weit gekommen, so berede man sie nach und nach zu guten Werken, besonders zu Almosen, die sie jedoch nie ohne Direction ihres geistlichen Vaters geben darf; da es so viel darauf ankommt, daß man sein Pfund mit Verstand auf geistlichen Wucher gebe.

Das siebente Kapitel: Wie man sich der Wittwen versichern und über ihre Güter disponiren soll: Man besuche sie von Zeit zu Zeit und lasse sie in der Andacht und in allem Guten immer fortfahren, so daß keine Woche vergehe, in der sie nicht freiwillig etwas von ihrem Ueberfluß zur Ehre Christi, der seeligen Jungfrau, oder ihres Schutzheiligen entweder unter die Armen vertheilen, oder zum Tempelschmuck bestimmen. — Hat sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt, so lasse man es, wie es bey uns Sitte ist, des Jahres zweymal erneuern. — Man besuche sie öfters, und unterhalte sie nach einer jeden Temperament und Neigung mit angenehmen Gesprächen, Anekdotchen, geistlichen Scherzreden u. dergl. — Im Beichtstuhl behandle man sie nicht zu streng, damit sie nicht zu trübsinnig werden. Überhaupt kann man ihnen, wenn nur nicht Wankelmuth zu befürchten ist, wenn sie immer Proben ihrer Treue und Freygebigkeit gegen den Orden ablegen, alles erlauben, was ihre Sinnlichkeit heischt (quidquid ad sensualitatem requirunt) jedoch mit Maaß und Vermeidung des Argernisses. — Von Besuchen und Feyerlichkeiten anderer Ordensgeistlichen halte man sie sinnreich ab, und schärfe ihnen ein, daß alle Indulgenzen mit den Unstrigen vereintigt wären. — Damit die Wittve die Einkünfte, die sie hat, dem Orden vermachet, lasse man sie die Vollkommenheiten desjenigen Standes von heiligen Personen beherzigen, die der Welt, den Eltern und allen Schätzen entsagten, erzähle ihnen Beispiele von Wittwen, die dadurch in kurzem Heilige wurden, mit der Hoffnung künftiger Kanonisation, wenn sie in der Verfassung bis an's Ende verharren würden, und zeige ihnen endlich, daß wir sie hierin bey dem Pabst durch unser Ansehen unterstützen. — Beichtväter müssen ihnen ordentliche Abgaben und Tribute vorschlagen, und sie dazu bereden, um dadurch jährlich den Kollegien und den Schulden der Professenhäuser, besonders des zu Rom, zu helfen. Auch müssen sie des Kirchenschmuckes, des Wachses und des Weins zur Messe nicht vergessen.

— Hat die Wittve bey Lebzeiten ihre Güter dem Orden nicht ganz vermacht, so halte man ihr bey Gelegenheit, besonders bei einer heftigen Krankheit oder anderer Lebensgefahr, die vielen, neuen Kollegien vor, die noch nicht gegründet sind und berebe sie durch Güte und Ernst zu einem Aufwande, durch welchen sie einigermaßen den Grund zur ewigen Verherrlichung Gottes legen würde.⁷⁾

Achtes Kapitel: Wie man es anfangen müsse, daß die Söhne oder Töchter unserer Devoten in's Kloster gehen: Die Mütter müssen mit Strenge, die Unsrigen aber mit gefälliger Nachsicht in diesem Punkt zu Werke gehen. Die Mütter halte man nämlich dazu an, daß sie ihren Kindern schon von Kindheit an mit Ausfchelten und Züchtigungen lästig sind. Sind sie etwas älter und weiblichen Geschlechts, so müssen sie ihnen weiblichen Schmutz und Kosibarkeiten versagen und zum Östern den Wunsch äußern oder wohl gar Gott bitten, daß sie doch Neigung für den geistlichen Stand bekommen möchten, auch ihnen große Aussteuerung versprechen, wenn sie Nonnen werden wollten. Immer müssen sie ihnen die Beschwerlichkeiten, die im Ehestande alle ohne Unterschied treffen, vorhalten, und, wenn sie hierinn selbst schon für ihre Person traurige Erfahrungen gemacht haben, es beklagen, daß sie den Cölibat nicht dem Ehestand vorgezogen haben. Kurz, immer muß das die letzte Absicht ihrer Handlungen seyn, daß besonders die Töchter aus Überdruß eines solchen Lebens bey ihren Müttern, ihre Gedanken auf den geistlichen Stand richten. — Mit den Söhnen müssen die Unsrigen einen vertrauten Umgang unterhalten, wenn sie anders Tüchtigkeit zum Orden zu haben scheinen. Man führe sie bei Gelegenheit in das Kollegium und mache sie auf alles aufmerksam, was einen Reiz für sie und Einladung zum Eintritt in den Orden haben könnte, z. B. auf Gärten, Weinberge, Landhäuser oder Landgüter, wo sich die Unsrigen Vergnügen machen; man sage ihnen von den Reisen der Unsrigen in verschiedene Reiche, von Konnexion mit weltlichen Fürsten und von allem, woran jugend-

7) Wenn die hier geschilderte Praxis der Wittwenbehandlung — die übrigens bei den anderen katholischen Orden genau die gleiche ist — für das 16. Jahrhundert wirklich als 'Satire' gelten sollte, so scheint dies doch für das 19. Jahrhundert nicht mehr der Fall zu sein: Vor drei Jahren wurde in Straubing ein katholischer Priester Namens Hartmann zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er eine Frau, durch deren offene Aussage ein von deutschen Jesuiten in Holland widerrechtlich zurückgehaltenes Vermögen für Verwandte hätte gerettet werden sollen, zu Gunsten des Ordens zu einem Meineid veranlaßte. Auf die Frage des Vorsitzenden, wie er als katholischer Priester zu einer solchen Handlung sich habe bereit finden lassen können, antwortete Hartmann: der Umstand, daß es hier gegoiten habe, den Orden der Jesuiten vor einem Vermögensverlust zu bewahren, habe ihn in seinem Gewissen salviert. Siehe Bericht in der 'Allgemeinen Zeitung', 20. Juii 1890.

liches Alter Geschmack findet, von äußerlicher Reinigkeit des Speisezimmers und der Zellen, von den unterhaltenden Gesprächen der Unstrigen untereinander und der Leichtigkeit unserer Regel, deren Befolgung demohngeachtet Gottes Herrlichkeit versprochen ist; kurz, vom Vorzug unseres Ordens vor allen andern; dabey kann man auch fromme Gespräche mit ihnen halten. — Bisweilen ernahme man sie, wie durch göttliche Offenbarung, zu einem Orden überhaupt, und empfehle ihnen dann mit Vorsicht die Vollkommenheit und besondere Bequemlichkeit des Unstrigen vor andern. Dabey stelle man ihnen bey öffentlichen Ermahnungen und Privatgesprächen vor, wie gefährlich es sey, sich gegen den göttlichen Ruf zu sträuben. Endlich ernahme man sie zu geistlichen Übungen, und zu einer Entschließung über ihren künftigen Stand.⁸⁾

Das neunte Kapitel: Von Erwerbung der Einkünfte der Kollegien: Reichtväter der Fürsten, Großen, Wittwen und anderer Personen müssen ihre Reichtkinder ernstlich ermahnen, daß sie doch irdische und vergängliche Schätze mit Denen teilen sollten, von welchen sie geistliche und ewige erhielten, und jede Gelegenheit, etwas zu erhalten, benutzen. Bey solcher Gelegenheit rufe man dieses allezeit wieder in das Gedächtniß zurück, jedoch mit Klugheit, und so, daß man, so viel es möglich ist, alle Neigung zu Reichthümern verberge. — Doch muß in allen Dingen vorzüglich auf Ausbreitung des Ordens Rücksicht genommen werden, um die Endzwecke zu erreichen, die den Oberen bekannt sind und die wenigstens darinn miteinander übereinkommen, daß die Kirche zur Verherrlichung Gottes ihren vorigen Glanz und der ganze Klerus Einheit in Geist und Gesinnungen wieder erhalte. — Was von den Wittwen gesagt worden ist, gilt auch von Kaufleuten, begüterten Bürgern und Verheiratheten, die keine Kinder haben. Nicht selten wird von diesen die ganze Erbschaft erlangt, wenn die genannten Verhaltungsmaßregeln gehörig in Ausübung gebracht werden. — Um aber die Dürftigkeit des Ordens um so überzeugender darzuthun, so müssen die Oberen von reichen Personen, die Freunde des Ordens sind, Geld auf

⁸⁾ Wer in katholischen Gegenden reist, besonders wo sich Ordenshäuser befinden, weiß, wie heutzutage noch jedes Pfarrers eifrige Fürsorge ist, aus den Reichen seiner Reichtkinder, besonders der Mädchen, soviel „Himmelsbräute“ wie möglich, und mit soviel Vermögen wie möglich, zu gewinnen. Was danach in den oben mitgetheilten Instruktionen noch für ein „satirischer“ Gehalt steckt, ist mir unerfindlich. Es müßte denn unser Verfasser mit seinen der Wirklichkeit fast impressionistisch nachgeahmten Schilderungen aus dem jesuitisch-katholischen Leben die denkbar geringste Selbstgenügsamkeit für „satirische“ Wirkung verknüpft haben, und andererseits seine Ausleger mit dem denkbar größten Maß von Nachsicht für etwa vorhanden gewesene „satirische“ Absicht ausgerüthet gewesen sein. — Oder sollte etwa schon die einfache, wahrheitsgetreue Schilderung katholischer Einrichtungen satirisch wirken?

Handschrift entleihen und die Bezahlung verschieben. Nachher zur Zeit einer Krankheit, besonders, wenn sie gefährlich ist, besuche man diese Person ununterbrochen und setze auf alle Weise in sie, daß sie die Handschrift zurückgebe. Auf diese Art wird der Unfrigen im Testament nicht gedacht und demohngeachtet ohne Haß der Erben dabey für den Orden gesorgt.⁹⁾ — Beichtväter müssen Kranke, besonders solche, die gefährlich darniederliegen, fleißig besuchen. Damit man aber andern Ordensgeistlichen den Zutritt auf eine schickliche Art verwehre, so müssen die Obern dafür sorgen, daß dann, wann der Beichtvater den Kranken verlassen muß, sogleich andere an seine Stelle kommen. Inzwischen erschüttere man sie weißlich durch die Schrecknisse der Hölle oder doch wenigstens des Fegfeuers und zeige ihnen, daß wie Wasser Feuer, so Almosen Sünden tilgen; Almosen können aber zu nichts zweckmäßiger verwendet werden, als zum Unterhalt und zur Unterstützung solcher Personen, deren Ruf von ihrer Liebe gegen Menschenglück zeugt. —

Das zehnte Kapitel: Kraft dieser Vorschriften in Bezug auf Ordensbrüder: Jeder, er sey, wes Standes und Alters er wolle, welcher devote oder andere Freunde unsern Kirchen abgeneigt macht, oder Almosen andern Kirchen oder Ordensgeistlichen zuwendet, oder einem Reichen oder sonst zum Orden Tauglichen denselben widerräth; ferner, welcher dann, wann Verordnungen wegen eigenen Vermögens getroffen werden, mehr Neigung für Blutsfreunde, als für den Orden bilden läßt, muß unter einem andern Vorwand, als ein Feind des Ordens, ausgestoßen werden. Denn das ist ein sicheres Kennzeichen eines unmortifizirten Gemüths. Professiren aber ist es Pflicht, mortifizirt zu seyn. Wollen Eltern oder Prälaten der Kirche die Ursache der Ausstoßung wissen, so sage man ihnen, sie hätten den Geist des Ordens nicht gehabt. — Außer diesen muß man diejenigen austoßen, welche bey Erwerbung der Güter für den Orden Bedenklichkeiten gemacht haben. Man sage, sie hätten zu viel Eigendünkel. Wollen sie aber bey Provinzialen von ihrem Verfahren Rechenschaft geben, so höre man sie

9) Ein nach obigem Rezept genau hergerichteter Fall fiel vergangenen Winter in München vor, wo ein Sterbender und nicht mehr Testierfähiger durch seinen Geistlichen veranlaßt wurde, das erste Testament zu Gunsten der Verwandten durch ein zweites Testament zu Gunsten der Kirche umzustößen. Das Ereigniß beschäftigte die ganze Ortspresse. Der Hauptbetheiligte war kein Jesuit, sondern ein katholischer Domherr. Will man für diese Fälle partout das Wort ‚Satire‘ in Anwendung bringen, so wollen wir, um unser Entgegenkommen zu zeigen, und damit der Sache der humoristische Beigeschmack nicht fehle, uns nicht länger dagegen wehren; möchten aber dann die Bezeichnung ‚Satirspiel‘ vorschlagen, damit auf solche Weise klar werde, daß das Ganze nicht etwa von einem nicht-stattgehabten Vorgang nur abstrahirt, sondern in Wirklichkeit agiert worden sei; jedem dabei überlassend, je nach seiner Gemüthsart darüber zu lachen oder zu weinen. —

nicht an, sondern verweise sie auf die Regel, welche blinden Gehorsam allen zur Pflicht macht. —

Das eilfte Kapitel: Wie sich die Unfrigen einmütig gegen Ausgestoßene aus dem Orden zu verhalten haben: Weil aus dem Orden Gestoßene doch wenigstens um einige Geheimnisse wissen und deswegen uns gemeinlich entgegen sind, so muß man ihren Absichten auf folgende Art entgegenarbeiten: Ehe sie aus dem Orden gestoßen werden, lasse man sich's von ihnen schriftlich versprechen und beschwören, daß sie niemals etwas zum Nachtheil des Ordens reden oder schreiben wollten. Die Oberen müssen dabey ein Verzeichniß von ihren bösen Neigungen, Mängeln und Fehlern, die sie ihnen einst nach Gewohnheit des Ordens in der Beichte¹⁰⁾ angegeben hatten, halten. Ist es nöthig, so kann der Orden dadurch nachher bey Obrigkeitern und Prälaten ihre Beförderung hindern. — Den Anklagen, welche Ausgestoßene gegen den Orden erheben können, komme man durch das Zeugniß glaubwürdiger Männer zuvor, welche überall bekannt machen, daß der Orden niemand ohne wichtige Ursache ausstoße, und gesunde Glieder nicht wegschneide. Dies kann man durch den Eifer beweisen, den der Orden gegen die Seelen der Profanen ohne Unterschied zeigt, wie viel mehr also gegen seine Brüder. — Man muß es auf alle Weise verhüten, daß diejenigen, zumal die freywillig aus dem Orden getreten sind, zu keinen Ämtern oder Würden in der Kirche befördert werden, damit sie sich nicht die Gunst und den Beyfall des Pöbels erwerben. Zu dieser Absicht untersuche man auf das sorgfältigste das Leben und den Charakter derselbigen. So-

10) Es ist nicht sicher, ob hier die Beichte gemeint ist; „*quas aliquando in manifestatione conscientiae pro more societatis dederint*“ heißt der lateinische Text; unter *manifestatio conscientiae*, Gewissensberöfnung, kann die Beichte begriffen sein, muß aber nicht. Spricht dies auf der einen Seite gegen die Annahme obiger Instruktionen, als einer ‚Satire‘ oder ‚Schmähschrift‘; da ‚ein Feind des Ordens‘ nicht geizig hätte, statt eines zweideutigen Ausdrudes die unzweideutige und regelmäÙige Bezeichnung ‚*confossio*‘ zu gebrauchen, so ist andererseits die hier involvierte Verlehung des Beichtgeheimnisses bei Jesuiten, wenigstens auf Befehl des Ordens, eine bei allen Gebildeten des Abendlandes seit mehr denn 200 Jahren festgegründete Annahme. Und auch Graf Hoenbroech, der, wenn irgend etwas, ein christlicher Mensch ist, spricht es in seiner jüngsten Schrift ‚*Mein Austritt aus dem Jesuitenorden*‘ deutlich aus, daß die Wahrung des Beichtgeheimnisses nach der ganzen Organisation des Ordens eine in das Belieben der Oberen gestellte Sache sei, da diese, wenn sie wollten, auch das in der Beichte Bekannte erföhren; eine Äußerung, wegen der der Graf, wie es in den Blättern hieß, von der katholischen Kirche bereits exkommuniziert sei. — In jedem Falle muß das alles die Wögllichkeit, als ob wir in den *monita secreta* eine Fälschung oder auch nur Übertreibung vor uns hätten, immer mehr verblasen lassen; vielmehr hier uns die Frage ausdrängen, ob die im Urtext gebrauchte Zweideutigkeit: *manifestatio conscientiae* für Gewissensberöfnung und Beichte etwa absichtliches ‚Jesuitentlein‘ ist.

balb man nun etwas, das weniger Lob als Tadel verdient, aufhäscht, so verbrelte man es durch Leute vom niedrigen Stande, die Freunde von uns sind, unter dem Pöbel, und schrecke so Große oder Prälaten, die Ausgestoßene begünstigen, durch Ankündigung des bevorstehenden Schimpfes ab. Wenn sie aber nichts Tadelswürdiges sich zu Schulden kommen lassen, und sich rühmlich verhalten, so verkleinere man ihre Tugenden und Handlungen, die sie empfehlen, durch Sophistereien und zweydeutige Reden, bis sie von der Achtung und dem Zutrauen verlieren, welches man vorher zu ihnen hatte.¹¹⁾ Dem Orden liegt alles daran, daß Ausgestoßene aus dem Orden, besonders diejenigen, die freywillig daraus getreten sind, nicht emporkommen. —

Das zwölfte Kapitel: Welche man im Orden zu erhalten suchen, und deswegen glimpflich behandeln soll. — —

Das dreyzehnte Kapitel: Welche Jünglinge man zum Orden wählen, und wie man sie darinn erhalten soll. — —

Das vierzehnte Kapitel: Von Gewissensfällen und Ursachen der Ausstoßung aus dem Orden: Außer den in Gesetzen bestimmten Fällen, von welchen nur der Obere, oder, auf dessen Verstattung, der ordentliche Beichtvater losprechen kann, sind Sodomie, Knabenliebe, Hurerey, Ehebruch, Nothzucht, unkeusche Berührung einer Mannes- oder Weibsperson, ferner wenn Jemand, es sey aus welchem Eifer, Ursache und Gelegenheit es wolle, Pläne zum Nachtheil des Ordens, seines Ansehens und Bestens macht, alles dieses sind hlnslängliche Ursachen der Ausstoßung. — Wenn einer so etwas in der Beicht angiebt, so ertheile man ihm nicht eher die Absolution, als bis er versprochen hat, das Nemliche auch außer der Beicht entweder selbst, oder durch den Beichtvater dem Obern zu entdecken.¹²⁾ Dann wird der Obere zum allgemeinen Besten des Ordens den Entschluß treffen, der ihm das Beste zu sein scheint. Kann man mit Gewisheit hoffen, daß das Verbrechen geheim bleiben werde, so belege man den Verbrecher mit einer angemessenen Strafe; im andern Fall aber stoße man ihn sogleich aus.¹³⁾ Inzwischen hüte sich aber der Beichtvater den Belchtenden wissen zu lassen, daß er die Ausstoßung zu gewärtigen habe. — Erfährt einer unserer Beichtväter von einer profanen Person, daß sie mit einem Ordensbruder Schandthaten ver-

11) Das noble und ehrwürdige Organ der ‚Germania‘ erklärte bekanntlich sogleich nach dem Austritt des Grafen von Hoensbroech aus dem Jesuitenorden, derselbe sei geisteskrank. —

12) Hier ist also schon das Schema gegeben, in der Beichte Bekanntes den Oberen weiter mitzutheilen, also das Beicht-Geheimnis zu verlegen. Der Beichtende wird nur unter dem stärksten Druck zur Einwilligung aufgefordert. Und wenn er nun die nicht giebt? —

13) !!! —

übt habe, so spreche er sie nicht eher los, als bis sie auch außer der Reichte den Namen von dem angibt, mit welchem sie gesündigt hat. Und hat sie dies gethan, so erteile er ihr auch dann noch nicht die Absolution, bis sie eidlich versichert, daß sie dieses niemalen einem Sterblichen ohne Erlaubniß des Ordens entdecken wolle. — Haben sich zwey von den Unsrigen fleischlich vergangen, so behalte man den, der es zuerst geoffenbaret hat, in dem Orden, den andern stoße man aus. Denjenigen aber, der im Orden bleibt, mortifiziere und plage man von allen Seiten so sehr, daß er durch Verdruß und Ungebuld Gelegenheit zur Ausstoßung gebe, die man sogleich ergreift. — Da der Orden eine edle und vortreffliche Gesellschaft in der Kirche Gottes ist¹⁴⁾, so kann er auch diejenigen Glieder von sich trennen, welche zur Befolgung unserer Gesetze nicht geschickt genug zu seyn scheinen, ohnerachtet sie es anfänglich waren. Und hiezu wird man auch leicht Gelegenheit finden. — Vor der Ausstoßung plage man diejenigen, die ausgestoßen werden, auf das heftigste, man entferne sie von ihren gewöhnlichen Amentern, und unterziehe sie bald diesem, bald jenem. Bey der besten Verwaltung table man sie immer und übergebe ihnen unter dieser Rubrik ein anderes. Unbedeutende Vergehen, falls sie einige sich zu Schulden kommen lassen, belege man mit schweren Strafen. Man beschäme sie öffentlich, bis sie ungeduldig werden; und dann stoße man sie als solche aus, die andern durch ihr Betragen gefährlich sind.¹⁵⁾ —

Das fünfzehnte Kapitel: Geringschätzung des Reichthums öffentlich zu zeigen. —

14) Hier wäre es Zeit, von einer (unbeabsichtigten) Satire zu reden, wer davon reden will! —

15) Johannes Huber meint, die ausführliche Erörterung der Mänover zur Ausstoßung von Mitgliedern in den monita spreche eigentlich gegen deren Nützlichkeith, da man ja hierdurch die Mitglieder selbst gewarni, und ihnen, im Fall der Ausstoßung, Waffen gegen den Orden in die Hände gegeben habe. — Mit Nichten! Einmal waren die niederen Grade von der Kenntnis dieser Vorschriften ausgeschlossen. Und bis ein Professe ausgestoßen wurde, der gegebenen Falls die geheimen Vorschriften kennen konnte, ein Mann in den reiferen Jahren, der die drei oder vier Weiübbe 'feierlich' abgelegt hatte, der tausende von Proden schon bestanden hatte, der minimum sieben Jahre dem Orden anzugehören hatte, da mußten sich doch die scharfblickenden Oberen, die Provinziale, schwer in dem Mann geäuzcht haben. Und wenn es geschah, wenn die Ausstoßung erfolgte — die selbst der General ohne Zustimmung der Assistenten und Provinziale gar nicht verfügen konnte — wurde er nicht durch eidliche Weiübbe zum Stillschweigen verpflichtet? Und wenn er sie brach, was wollte er, der Ausgestoßene, machen? Er, der einzelne, gegen das mächtige Institut?! Wer würde ihm glauben? Wer hat ihnen geglaubt? Beweis: Die Jesuiten geben selbst zu, daß diese 'geheimen Vorschriften' von einem Ex-Jesuiten, der ausgestoßen wurde, verfaßt seien; — stellen wir uns, wie Johannes Huber, und lediglich deductionis causa, jetzt auf den Stand-

Das sechzehnte Kapitel: Wie man sich bey Nonnen und Devoten zu verhalten habe. —

Das siebzehnte Kapitel: Mittel zur Ausbreitung des Ordens. —

* * *

Ich denke, der Proben sind genug. Der Leser soll selbst urtheilen. Und der Leser kann urtheilen, auch ohne Theolog zu sein. Denn in diesen Blättern steckt ein Stück naiver Ernst, ehrlicher Bekümmerniß, auslugender Sorge, reifer Überlegung, die ein haßerfüllter, auf satirische Verhöhnung ausgehender Ordensfeind nimmermehr zustande gebracht hätte. Es ist das das, was ich litterarischen Instinkt nennen möchte. Wer ihn hat, wird ihn anwenden. —

Um aber auch die kalten Zweifler, so weit es geschehen kann, zu erschüttern, will ich hier einige Thesen und Entscheidungen anschließen, die nicht strittig, sondern aus den gedruckten Büchern jesuitischer Lehrer und Doktoren genommen sind, die als solche von Jesuiten verteidigt wurden, und von denen der Leser zweifellos am Schluß sagen wird, daß gegen sie die oben mitgetheilten monita eitel Kinderei und Blinde-Ruh-Spiel sind. —

Ich kann nicht hier, am Schluß, wo ich mich kurz fassen will, nicht ausführlich über die moralischen Grundsätze der Jesuiten, so weit sie in ihren Büchern gedruckt vorliegen, ergehen. Dies würde, selbst bei oberflächlicher Behandlung, einen Raum, wie den der gegenwärtigen Arbeit nötig machen. Vielleicht unterbreite ich einmal den Lesern der ‚Gesellschaft‘, wofern die gegenwärtige Arbeit Anklang findet, einen eigenen Aufsatz über Jesuiten-Moral, die, abgesehen von allem andern, schon großes litterar-historisches Vergnügen gewährt. Hier möchte ich nur aus den großen jesuitischen Systemen der Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu, aus der Lehre des Probabilismus, des methodus dirigendae intentionis oder der Absichtslenkung, der restrictio mentalis oder des geheimen Vorbehalts, der Amphibologie oder Zweideutigkeit der Rede, einige allgemeinverständliche Beispiele anführen

punkt, die monita sind echt — wer hat ihnen, den monita, geglaubt? — Selbst liberale Männer, tief eingeweihte Katholiken und hervorragende Theologen haben ihnen nicht geglaubt. Und warum nicht? Weil der Einzelne, noch dazu der Feindschaft Verdächtige, niemals, mit allem seinen Beweismaterial, einen ganzen Orden vernichten kann. — Rein! die monita waren weit eher geeignet, einen eisernen Ring um seine Mitglieder zu schließen, und gerade diejenigen, die sie kannten, und die daraus wußten, daß ihnen, wenn ausgestoßen, keine Hoffnung mehr, keine Pfründe, keine Stelle, keine Gunst bei Fürsten oder dem Pöbel mehr winkte, gerade sie zu warnen, auf ihrer Hut zu sein, sich nichts zu schulden kommen zu lassen, und lieber ein Freund mit den Starken, als ein schwacher Feind gegen Übermächtige zu sein. —

1) Der Probabilismus ist die Lehre, daß man auch einer wahrscheinlichen (probabilis) Meinung statt der sichereren folgen darf.¹⁶⁾ — Wann ist aber eine Meinung wahrscheinlich? — Wenn sie sich auf Gründe von irgend welchem Gewichte stützt.¹⁷⁾ — Und wer darf eine solche probable Meinung aufstellen von dem Gewicht, daß jeder Christ ihr in seinem Gewissen folgen darf? — Jeder doctor gravis.¹⁸⁾ — Und wer ist ein doctor gravis? — Jeder gelehrte und fromme Geistliche.¹⁹⁾ — Und wenn nun alle Doktoren sich gegen diese Meinung des einen doctor gravis, als einer probablen, erklären? — Darf man sich doch nach derselben richten.²⁰⁾ Ja, ein Beichtvater muß zur Befolgung einer wahrscheinlichen Meinung raten, auch wenn er sie nicht für probabel hält, wenn sie für den Fragenden die „bequemere“ ist.²¹⁾

Ein Beispiel: „Kann ein Arzt, der mehrere Heilmittel zur Verfügung hat, das weniger sicher wirkende verordnen, und das sicherer wirkende zurückbehalten? Antwort: Wenn er kein ganz sicher wirkendes Mittel hat, darf er das weniger sicher wirkende gegenüber dem sicherer wirkenden verordnen; selbst wenn es ihm wahrscheinlich dünkt, daß das erstere noch dazu schaden werde; weil, was aus einem wahrscheinlichen Grund gethan wird, nicht getabelt werden kann.“ (Escobar y Mendoza, spanischer Jesuit, 1589—1669, *liber theologiae moralis*, Lyon 1644, Examen III, c. 6., n. 25. — einer der Haupt-Lehrer der Jesuiten, von dem das Kathol. Kirchen-Lexikon noch in unseren Tagen sagt: „Die besten Theologen stimmen darin überein, daß Escobar in seinen Prinzipien eine gesunde und echte Lehre aufstellte“.)

Nach diesem Schema könnte man jeden Menschen „probabel“ vergiften und doch vor dem Jesuiten-Gott bestehen. — Wo wollten doch jüngst die Katholiken eine medizinische Fakultät errichten? War's nicht in Innsbruck? Das gäbe eine uette Pastoral-Medizin! —

2) Der methodus dirigendae intentionis oder die Absichtseleitung bezweckt, eine an sich böse Handlung dadurch sündlos zu machen, daß man sie aus einem andern Motiv, als dem, zu sündigen, begeht.

16) Döllinger, *Geschichte der Moralfreitigkeiten in der röm.-kathol. Kirche*. Würzburg 1889. pag. 5. —

17) „Probabilis autem ea opinio dicitur, quae rationibus innititur alienius momenti.“ Escobar (Jesuit 1589—1669) *theol. moral. in Princ. Examen* 3 n. 8 p. 24. Edit. Lugdun.

18) „Unus tantum doctor gravis admodum opinionem probabilem potest efficere.“ Escobar a. a. O.

19) Johannes Huber, *der Jesuiten-Orden*. Berlin 1873. pag. 286.

20) Sanchez (Jesuit) *Summa theol.* I. 1. c. 9. n. 7.

21) Escobar, *lib. theol. moral. Princip.*, ex. III, c. 3, n. 8.

Ein Beispiel aus der neueren Zeit: „Wenn sich jemand über den fleischlichen Umgang mit einer verheirateten Frau erfreut, nicht weil sie verheiratet, sondern, weil sie schön ist, indem er von dem Umstand der Ehe absieht, so involviert nach mehreren Autoritäten diese Ergözung nicht die Sünde des Ehebruchs. Diese Ansicht wird auch vom heiligen Viguori sehr probabel genannt.“ (Moulet, Compendium theol. moral. Frib. Helv. 1834 I, 126. Dieses Buch war 1842 im Priesterseminar in Straßburg eingeführt.) — Mit Recht sagt Ellendorf in seinem Buch ‚Die Moral und Politik der Jesuiten‘, Darmstadt 1840: mittels dieser Lehre wurden die größten Verbrechen und Schandthaten durch einen ganz einfachen Gedankenmechanismus in unschuldige, reine Werke verwandelt. —

3) Die Lehre von der restrictio (reservatio) mentalis, vom geheimen Vorbehalt, erklärt uns der Jesuit Sanchez auf folgende Weise: „Man kann, ohne eine Lüge zu begehen, Worte gebrauchen, die ihre wahre Bedeutung nur dann erkennen lassen, wenn man heimlich im Sinne etwas hinzusetzt.“²²⁾

Ein Beispiel desselben Kirchenlehrers: „Wenn jemand, der eines Mordes schuldig ist, den er an einem Pater verübt hat, deshalb befragt wird, so darf er antworten: er habe den Pater nicht getötet, indem er an einen andern dieses Namens denkt; oder, wenn er ebenfalls an den fraglichen Pater denkt, so darf er antworten: Ich habe ihn nicht getötet, mit der restrictio mentalis, vor seiner Geburt nämlich. Eine solche Schlauei“ — fährt Sanchez fort — „ist von großem Nutzen, um vieles zu verbergen, was verborgen bleiben muß, und was doch nicht ohne Lüge und Meineid verborgen werden könnte. Rechtmäßigerweise aber kann man sich einer solchen List bedienen, so oft es gilt, seinen Körper, sein Leben, seine Ehre zu erhalten, sein Vermögen zu schützen, oder irgend eine Tugend zu üben.“ (Sanchez, Opus morale in praec. Decal. (moralische Erläuterung der zehn Gebote) Venetiis 1614. p. 2, lib. 3, c. 6, n. 26).

4) Die Amphibologie oder Zweideutigkeit der Rede bezweckt, eine Sentenz so auszusprechen, daß der andere etwas anderes darunter versteht, als man selbst, und ohne daß der bei vielen anständigen Katholiken doch etwas ausrückige geheime Vorbehalt notwendig wäre.

Hören wir als Beispiel Viguori, der sich heute des größten Ansehens bei Jesuiten wie nicht-jesuitischen Katholiken erfreut: „De adultera neganto crimen“, „Über die ihre Schuld leugnende Ehebrecherin“ ist eines seiner Beispiele aus dem Kapitel, „ob beim Eid der Doppelsinn erlaubt sei“: „Die Ehebrecherin — sagt Viguori — kann doppelstinnig schwören, daß sie

22) Sanchez, Op. moral. P. 2, l. 3, c. 6, n. 13.

die Ehe nicht gebrochen habe, da dieselbe ja wirklich besteht. Und wenn sie den Ehebruch geübt hat, kann sie antworten: Ich bin dieses Verbrechens unschuldig! denn es ist ja durch die Beichte abgewaschen. Ist aber ihr Vergehen völlig geheim geblieben, dann darf sie vor dem Richter schwören: Ich hab ihn nicht begangen; indem sie denkt: nicht auf solche Weise, daß ich gehalten wäre, es ihm mitzuteilen.“ (Liguori, Theolog. moral. tom. II, lib. 4, tract. 2, cap. 2, dub. IV, 162. Edit. Haringer, Ratisb. 1846.) — Liguori, der 1787 starb, wurde 1816 selig, 1839 heilig gesprochen und 1871 den großen Kirchenlehrern beigesellt; und Leo XIII., der gegenwärtige Papst, schrieb 1879 an die französischen Übersetzer der Werke Liguoris, „seine Moraltheologie ist in der ganzen Welt berühmt und bietet den Gewissensträten eine ganz sichere Norm dar.“²³⁾

* * *

Ich meine, das genügt. Und der Leser wird mir recht geben, wenn ich sage, nach diesen Beispielen, die um Tausende aus den Folianten jesuitischer Kasuisten vermehrt werden könnten, ist der Streit um die Echtheit der unschuldigen Haushaltungsregeln der ‚*monita secreta*‘ fast gegenstandslos. Und um hier noch die Lage der katholischen Kirche als solcher den Jesuiten gegenüber zu kennzeichnen, erinnere ich daran, „daß Leo XIII. in einem Breve vom 13. Juli 1886 dem Orden alle seine Privilegien aufs neue bestätigt“ hat.

Ich schließe mit den Worten Harnacks über den Jesuitenorden, eines gewiß unverdächtigen Zeugen. Denn wer durch seine Forschungen zu einem Resultat gelangt ist, das, wenn ausgesprochen, der eigenen Kirche den historischen Boden unter den Füßen wegzieht, und dies weiß, und es dennoch ausspricht — wie Harnack hinsichtlich der historischen Unbegründbarkeit der Lehre von der göttlichen Abkunft Christi that — der muß auch dem Feind gegenüber als unbestechlicher Wahrheitszeuge angerufen werden können. Harnack sagt im III. Band seiner Dogmengeschichte pag. 641 über die Mitglieder der Gesellschaft Jesu: „Dieser Orden hat mit Hilfe des Probabilismus fast alle Todsünden in läßliche Sünden umgewandelt. Er hat fort und fort Anweisungen gegeben, im Schmutz zu wühlen, die Gewissen zu verwirren und im Beichtstuhl Sünde durch Süanden zu tilgen. Die umfangreichen ethischen Handbücher der Jesuiten sind zum Teil *Monita* von Scheußlichkeit und Fundgruben zur Entdeckung entsetzlicher Sünden und

²³⁾ Döllinger, Gesch. d. Moralstreitigkeiten i. d. kathol. Kirche. Würzl. 1889, pag. 467.

schmutziger Gewohnheiten, deren Beschreibung und Behandlung einen Schrei des Entsetzens hervorrufft.“ —

Beruhard Duhr fragt in seinen Jesuiten-Fabeln pag. 60, ob die immer wiederholten Beteuerungen der Jesuiten hinsichtlich der Ueuechtheit der ‚monita‘ nichts gälten. — Nein! Beim heiligen Ignatius! Die gelten nichts, nachdem Eure eigenen Doktoren wiederholt gelehrt haben, man dürfe Dinge, die einem Schaden briugen, mit Hilfe der Mental-Restriktion verleugnen (s. o. Sanchez). Wie könnt Ihr von uns verlangen, daß wir Euch glauben, nachdem Ihr die Lüge wiederholt gestattet und verherrlicht habt?! „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und weun er auch die Wahrheit spricht.“ — Wer aber immer lügt und systematisch lügt, und die Lüge scholastisch konstruirt und dialektisch fundiert, der hat in den Augen jedes ehrlichen Menschen für immer verloren. Bei den Wälschen, wo eine geschickte Lüge mehr als die Wahrheit geschätzt wird, mögt Ihr Boden zum Fortkommen finden, aber bei den ehrlichen Deutschen, denen die Wahrheit über alles geht, könnt Ihr nicht mehr gedeihen. — Wir brauchen Euch nicht zur Gewissensforschung. Wir haben unser eigenes Gewissen, unsern eignen Gott, unstre eigne Treue. Und diese drei Güter, von deren originärer, im Volke selbst wurzelnder Kraft schon Tacitus den Wälschen zu berichten hatte, halten wir für so kostbar, daß jede Berührung durch Euch selbst bei Eurer angenommen ehrlichsten Absicht, selbe nur verunglimpfen könnte. Also bleibt bei denen, und das, was Ihr zumeist seid: Spanier und Italiener. Fürchtet aber die Gewissenhaftigkeit der Deutschen! Valote!



Oskar Panizza.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Auf der Ged bei Feuerberg.)

Es fehlt unserer heutigen Dichtung nicht an scharfen Physiognomiceen; die deutschen Dichter sehen sich untereinander nicht uehr so verzweifelt ähnlich, wie in jener Zeit, in der die Bogen unserer großen poetischen Epoche, unserer Goethezeit, im Lavendelwasserweiherr der Epigonen auslebten. Gott hab' ihn selig, den geistigen Bählammtypus!

Heut stehen sehr gegensätzliche Charakterköpfe nebeneinander, die längst nicht mehr unter einen Hut zu bringen sind, gleichviel, welche Etikette dieser habe.

Gott, was für verschrobene, lantige, störrische Schädel sind darunter. Zum Bangemachen einige, und es fällt den kritischen Bonnen und Hofmeistern des deutschen Volkes, dieses guten Kindes, nicht schwer, schwarzer Männer eine ganze Schar mobil zu machen, wenn es gilt, das Gruseln vor dem Neuen zu lehren.

Ich empfehle zu diesem Zwecke ganz besonders den Mann, zu dessen Bildnis ich heute die Begleitworte zu schreiben die Ehre habe. Er eignet sich hervorragend dazu; man kann sich gar keinen schwärzeren Mann für den Kindergarten des deutschen Durchschnittsliteraturpublikums denken.

„Fürchtet euch nicht“ hat einer der wenigen jugendlichen Epigonen aus unserer Zeit, Albert Matthäi in München, seine lyrische Sammlung genannt. Wie charakteristisch das ist! „Nur keine Angst, meine lieben Freunde, es passiert Ihnen nichts in dieser Lyrik, nichts an Leib und nichts an Seele. Es ist nichts Schauspielerisches in ihr, nichts Rauhes, nichts Rohes, nichts Wildes, nichts Lautes, nichts Grelles, nichts Heißes, nichts Stürmisches und auch nichts, das stumm aus unheimlichem Dunkel droht, — nein, nein: in diesem Buche kann Alt und Jung, Männlein und Weiblein sicher sich erlustieren; glatt sind die Wege, und die Büsche rund beschnitten, und hinter jedem lyrischen Bäumlein steht als Polizei die gute Sitte, und die Blümlein hold wenden sich schämig so, daß ihre Samensäden nicht sichtbar sind, und böse Winde können nicht über die Mauer, und böse Menschen gar, daß Gott behüte! giebt es in ihm nicht. Fürchtet euch nicht, ich bin brav und bieber.“

Über Oskar Panizza's dichterischem Schaffen dagegen könnte als Leitpruch die Halbstrophe aus seinem „heiligen Antonius“ stehen:

Wer Schönes hier und Hartes sucht,
Der sei gewarnt! — in diesen Blättern
Schläft manches Grau'n, und aus den Lettern
Grinst oft, was Scheußlich und verrucht.

Schon die Gedichte, mit denen Panizza debütierte,*) zeigen diesen Wesenszug.

Schönheit und Zartheit werden vergleichsweise nur selten gefunden werden in dieser Lyrik, dafür aber ein Charakter. Am besten wird ihre Art vielleicht ausgedrückt, wenn ich sie mit deutschmittelalterlichen Holzsnitten vergleiche: ungesüßte, eckig in der Form, derboriginell im Inhalte, durchspielt mit allerlei allegorischen Deutsamkeiten, von unbändiger, zu-

*) Drei Sammlungen: „Düstere Lieder“ (1886), „Londoner Lieder“ (1887), „Legendäres und Fabelhaftes“ (1889), jetzt in einem Bande bei Wilhelm Friedrich in Leipzig.

weilen unanständiger Kraft, ehrlich vor Allem, und bei aller Rauheit gemütvoll, hie und da wohl geschmacklos, bizarr, verschroben, — aber nie banal.

Für den Durchschnittsleser, ohne dies Wort gerade im wegwerfenden Sinne zu gebrauchen, ist diese ganze Panizza'sche Lyrik nicht gemacht. Es ist durchaus nichts für die Wünsche nach anmutiger Lektüre, die samtend leise streicheln soll, nichts Einwiegendes in gefällige Gefühlzauber, nichts lieblich Hinauslodendes in gern und oft betretene Phantasiewiesen, aber auch keine brav bürgerliche Hausmannskost mit schnell verbaulichen, nahrunghaften Sentenzen und Tendenzen, sondern es ist Beiz- und Reizwürze für verwöhnte Gaumen. Raffinierte Gourmandise, die der wackeren Alltagsgarküche satt ist und das Gewöhnliche wenigstens in neuer, verblüffender, verdeckender Zubereitung will, wird ihre Rechnung dabei finden. Das unerhörte Neue, kulinarisch reizvoll Tolle wird ihr da geboten und zugleich das ganz urwüchsig Bäurische, die echte, schwere Knödel- und Roggenbrotkost, die bekanntlich nicht minder zungenverblüffend wirkt als die ausgediebstete Kunsterfindung.

Zwischen diesen beiden Extremen, dem tollen Raffinement offener Dekadenzanschauung und dem ganz bieder Urvolkstümlichen, das stark, sehr stark dungrüchig ist, schwankt die Lyrik Panizzas, die, das weiß ich sicher, von Carrière keinesfalls als Lyrik anerkannt werden wird.

Die Form ist sehr mangelhaft zumeist; daß die Lyrik eine Blüte der Musik ist, merkt man durchaus nicht. Ihre Rhythmik ist wie Maschinen-gestampft, pustend, gewaltfam, gehackt, ohrenmörderisch. Man fühlt: aus dem Herzen kommt diese Lyrik nicht, sonst hätte sie den wogenden, vielleicht unregelmäßigen, aber doch seelisch rhythmischen Herzschlag. Nein: sie ist im Gehirn gemacht, — in einem seltsamen Gehirn, das keine geringe Dosis genialer Tollheit besitzt. Auch das Künstlerauge ist nicht eigentlich in ihr, der scharfe, genießende Blick in die Umwelt, der spiegelnd aufsaugt und Bilder ins Herz schenkt, die als Gedichte, neuen, seelischen Lebens voll, wieder herausstrahlen. Dafür ist der nach innen gewandte Blick fast unheimlich mächtig. Es ist der Blick des Psychiaters, tief in die Schlupfwinkel des Gehirns hinein, wo verkrochene, lauernde Ideen nisten, seltsame Zerrbilder der Welt, ein wildes Werdegewimmel wilder Wallungen und Bewegungen: ein Herzentessel das Gehirn.

Oskar Panizza ist Mediziner, Irrenarzt gewesen, und das „rote Haus“, wie er es nennt, das Tollhaus, wirft seine Schatten oft maffig schwarz über diese Lyrik. Der Dichter hat Angst vor diesem Schatten; wie der furchtsame Handwerksbursch, der im dunklen Walde lustige Lieder pfeift, sich die Furcht vom Herzen zu blasen, so umwirbelt er sich mit Bildern und Ideen, wenn das große Schwarz herantrichtert, und er lacht und singt es

zum Teufel. Dann wiederum aber ruft er es geflüffentlich und wühlt sich hinein und kann gar nicht genug davon haben von dem wilden Spuk, und es ist die reine Orgie fessellofer, toller, freischender, quirlender, qualmender, zuckender Phantastik. Es ist zuweilen nichts als die Lust an wilder Tollheit, die sich da austobt, zuweilen bligt aber auch ein Leitgedanke hindurch. Aber es ist keine versteigene Phantastik. Die Panizza'sche Phantastik ist keine „Himmelstochter“, sondern sie ist recht derb von Erden her. Es mag vielleicht Leute geben, die sie niedrig nennen, weil sie nicht erhaben ist. In dem Bande „Legendäres und Fabelhaftes“ ist sie am stärksten vertreten, aber nicht nur durch die gesamte Lyrik Panizzas, sondern überhaupt durch sein ganzes Schaffen geht sie als Hauptzug.

Phantastik. Des Wortes Bedeutung ist wandelbar. Ich glaube, man faßt es meist zu eng. Für das künstlerische Schaffen scheint sie mir ein durchaus notwendiger Faktor zu sein, denn eine Kunst ohne Phantastik ist durchaus undenkbar. Sie ist der Grund allen künstlerischen Schaffens. Der Mensch, in dessen Seele sie nicht lebt, kann ein guter Beobachter, ein interessanter Schriftsteller, ein trefflicher Maler sein, — Dichter, Künstler ist er nicht. Denn in ihr spricht sich das Undenkbare des Schöpferischen aus, das Inspirative, Seherhafte, Seelische. Sie ist es, die den wirklich künstlerischen Werken jenen undefinierbaren Hauch des Persönlichen giebt, ohne den ein Schrift- oder Bildwerk kalt, leer, tot erscheint, ein so exaktes Dokument der Wirklichkeit es immer auch sein mag. Man darf den Begriff freilich nicht zu eng fassen, sondern man muß ihn mit dem Begriffe des Seelischen in der Kunst nahezu identifizieren. Sei es Gemüts- oder Verstandesbeigabe: alles, was der Künstler aus sich heraus hinzugiebt zu einem Stoffe, ist schon Phantastikwerk. So ist das Kompositionelle, mag es auch ganz kühl erwogen sein, Phantastikresultat, auch in ganz „realistischen“ Kunstwerken, bei Zola z. B., der ein Meister kompositioneller Phantastik ist. Steigert sich bei ihm ja sogar diese im Grunde verstandesmäßige Phantastik zum Seherhaften, wie in dem grandiosen Schluffaktord des *Germinal*, diesem realistischen Gesichte, das fast wie Ausfluß eines second sight anmutet. Von dieser rein realistischen Phantastik bis zu der Phantastik eines Liliencron in den *Aldebarangebichten*, oder, um einen Vergleich aus der Malerei zu nehmen, der eine ähnliche Spannweite hat: von der realistischen Gemütsphantastik Uhdes bis zu der grandiosen Gedankenphantastik eines Max Klinger führt eine Linie. Was dazwischen liegt, sind Nuancenunterschiede in der Stärke der Phantastik, nicht Artendifferenzen.

Zu diesen nur andeutenden Bemerkungen, die hier nicht erschöpfend ausgeführt werden können, führt mich die Betrachtung der ganzen Panizza'schen Art als Dichter. Er ist ein überaus kennzeichnender Vertreter des

modern Phantastischen, das sich hauptsächlich durch die Stärke des ihm innewohnenden realistischen Momentes von der Phantastik der Epigonenzeit unterscheidet, die es an phantastischer Kühnheit dennoch bei weitem übertrifft. Bei den Epigonen war die Phantasie das Mittel zum Erhabenen, das nicht erreicht wurde, weil es an elementarer Kraft gebrach; bei den Modernen ist die Phantasie das Mittel zu schrankenlosester Entfaltung des Individuellen, das ebensowohl auf Erhabenes, wie auf ganz Profanes zielen kann. Daher bei den Epigonen der Trieb, die „Schlacken des Gewöhnlichen“, alles, was den Eindruck des Sublimen stören könnte, auszutilgen, der Trieb, den Flug womöglich gleich in erhabenen Sphären zu beginnen; bei den Modernen dagegen das bewusste Ausgehen von der keineswegs verklärten Realität, die als notwendige Grundlage zur Glaublichmachung alles dessen betrachtet wird, was die phantastische Individualität von sich zu offenbaren hat.

Panizzas Ziel ist das Erhabene nicht, das von vielen Modernen trotz grundsätzlich realistischer Art und höchst persönlicher Note erstrebt und erreicht wird, wenn es sich auch freilich von dem Erhabenheitsideal vergangener Zeiten deutlich unterscheidet. Panizza gehört, weder in seiner Stoffwahl, noch in seiner Technik, zu den modernen Idealisten. Er ist wirklich Naturalist, so wenig es ihm auch auf getreue Abschrift der sichtbaren Realität ankommt. Wenn Liliencron eine Siriuslandschaft schildert, wenn Klinger sein Gebet „an die Schönheit“ in die Kupferplatte gräbt, so klingt und leuchtet aus den Versen und Gestalten der Ruf: ecce pulchrum, und sie sind Idealisten, die sich schaffend gerettet haben aus dem Bereiche des Gewöhnlichen. Wenn Panizza alle Kräfte seiner Phantasie mobil macht, um irgend etwas nie Gehörtes, nie Gesehenes hinzustellen im bildnerischen Worte, so liegt in all dem Unerhörten niemals ein solcher Ruf des Befreitseins, niemals ein schwärmerischer Blick des Glückes über das, was besser ist, als das Häßliche, sondern einfach das Wohlgefühl des Künstlers, der mit seinen Mitteln es tüchtig vermocht hat, irgend einen Antrieb in Kunst umzusetzen. Jeder Nebengedanke liegt ihm fern, — am fernsten das Erhabene. Ja, seine Phantasie süßt sich in den Niederungen der menschlichen Psyche sogar wohler, als in deren Höhestichten.

Ein solcher Dichter hat in Deutschland einen schweren Stand. Denn das deutsche Publikum ist nicht gewöhnt, künstlerisch zu urteilen. Sein Maßstab ist vielmehr fast immer der moralische. Es pflegt vor einem Kunstwerk nicht nach dem Wie, sondern nach dem Was und dem Wozu zu fragen. Es ist Moralutilitarierum, das bei uns im kritischen Orchester die erste Geige spielt. Wo ein moralischer Nutzen herauspringt, wo wenigstens ein idealer Zweck sichtbar ist, da geht der Deutsche gerne mit, selbst wenn die künstlerischen Mittel schwach, ja sogar, wenn sie schlecht und unehrlich

sind; wo dergleichen nicht zu spüren ist, wo das *fabula docet* fehlt, wo die Moral kein Profitchen macht und ideale Ziele fehlen, da rührt ihn keine noch so große Kraft des künstlerischen, keine noch so glänzende Neuart des schöpferischen Charakters, —: er ist unbefriedigt und geht moralhungrig mit knurrendem Magen schimpfend heim. Wenn er die Wahl hat zwischen einem schlechten Kunstwerk, das irgend einen Zweck verfolgt, und einem guten, das keinen außerkünstlerischen Zweck hat, sondern nur eben da ist und eine feltene Kunstthat darstellt, so entscheidet er sich mit Sicherheit für das schlechtere Kunstwerk, dessen Zweck ihm wenigstens aufgeht, während ihm der Sinn für die Berechtigung des rein Künstlerischen fehlt.

Aus diesem Grunde verlangt er vom realistischen Kunstwerk eine Tendenz, vom phantastischen einen symbolischen, aufs Erhabene weisenden Inhalt.

Unnötig zu sagen, daß er insoferne recht hat, als ein großes Kunstwerk dadurch bedeutsamer wird, wenn es das Plus eines hohen Zweckes aufweist, aber der Fehler ist, daß der „dükere Deutsche“ eben nur das Minus des außerkünstlerischen Zweckes, nicht aber das Minus der künstlerischen Qualitäten als störend empfindet. Künstlerisch erzogene Nationen, wie es die Griechen waren und die Franzosen sind, urteilen umgekehrt.

Panizzas Kunst, wie gesagt, fährt schlecht bei sothaner Urteilsrichtung im Vaterlande. Aber Panizza besitzt eines, das ihn doch mit Sicherheit dem Interesse seines Volkes nahebringen wird: eine so stark und kühn ausgesprochene Eigenart nämlich, daß er trotz der „Zwecklosigkeit“ seines Schaffens interessant erscheinen muß. Ich halte es für zweifellos, daß er bald zu den besprochensten modernen Autoren in Deutschland gehören wird, — freilich auch zu den berüchtigsten.

Denn: Er ermangelt des Feigenblattes, das wir haben sollen.

Und: Er nimmt sich auch vors Maul kein Blatt.

Und: Er hat ein böses Maul.

Ich muß gestehen, daß ich einem andern Autor gegenüber weniger verb in der Charakteristik sein würde. Aber Panizza liebt selbst die Grobianismen so ausgesprochen, daß sie Einem wie von selber zusliegen, wenn man, wie ich augenblicklich, seine Schriften vor sich liegen hat. Ich glaube, seit Luther ist in der deutschen Schriftsprache kein so ausgiebiger Gebrauch von Derbheiten gemacht worden, wie es jetzt von Panizza geschieht. Johannes Scherr ist ein Waisenknaube ihm gegenüber.

Ich kann nicht sagen, daß die Anwendung dieses groben Geschützes bei Panizza durchweg künstlerisch zu verteidigen wäre; er hantiert unterschieden ein wenig zu ausgiebig mit der Rißgabel; aber man thäte unrecht, über diesem Gebahren andere, feinere Seiten seines Wesens zu vergessen.

Und was hat er, bei all seiner Vorliebe für starke Worte und krasse Bilder, zuweilen für zarte Töne und hüschend feine Farben. In seinem Sonettencyclus „Männer und Frauen“ finden sich davon kleinstodienhafte Beweisstücke. Er ist darin wie das Volkslied, dessen Art ihm überhaupt verwandt ist, wie er denn häufig genug im Volksliedtone dichtet. Zu registrieren ist auch, daß Panizza im ersten Bande seiner Gedichte an Heine erinnert, aber doch so, daß man auch hier schon eigenen Grundton deutlich vernimmt. Überhaupt muß dies gesagt werden: Panizza, so herausstechend originell er erscheint und so eigenartig seine Gesamtphysiognomie auch wirklich ist, zeigt deutlich Beeinflussungen durch mancherlei Vorgänger. Ein Neutöner, ein Pfadfinder ist er nicht, wohl aber einer, der alten Tönen wunderliche Paraphrasen von schier neuem Klangreize zu geben versteht, und der auf alten Wegen, unter denen er sich aber die weniger betretenen aus sucht, wunderbar neu Anmutendes zu finden weiß. Man lese z. B. seine nach englischen Quellen geschriebenen Balladen, wie die ganz wunder-volle, grandios naive von „Mary und dem Schotten“! Das Volksliedhafte scheint mir überhaupt das beste in seiner Lyrik zu sein, die im übrigen zu wenig von der „feinsten Künstlerhand“ zeigt, um einen künstlerischen Voll-eindruck zu geben. Fast immer stört die Roheit der Form, die unlyrisch grelle Diktion, oft ein wirtzfälliges Bilderdurcheinander ohne Stimmungseinheit und wirklich harmonische Bildkraft. Zu den interessantesten Gaben unserer Lyrik gehören die drei Gedichtbände Panizzas aber trotzdem. Zur Kenntnis der Ganzart des Dichters sind sie durchaus nötig, da sich in ihnen naturgemäß subjektive Persönlichkeitsdokumente finden, die man in seinem sonstigen Schaffen nicht findet. Vorzüglich ein gewisser femininer Zug ist es, der sich eigentlich nur in seiner Lyrik verrät, ein Zug zu inniger Hingabe ins Weiche, Linde, Gütige, Madonnenhafte. Da ist die Schluß-strophe eines Sonettes:

Ich weiß ein Schloß mit duftenden Gemachen,
 Trin süßen Mädchen, und die Mädchen lachen,
 Die Hände waschen sie mit weißen Rosen.
 Kommt einer, den die Welt hat ausgestoßen,
 Sie öffnen ihm, — er wird wie neugeboren,
 Das Schloß, das Schloß! — der Schlüssel ist verloren.

Und das ist merkwürdig: in dieser Lyrik, die dem Fraulichen so zarte Verse zu weihen weiß, die so voll keuscher Sehnsucht zuweilen ist, so mond-lichtig, lotosblütig, — in ihr gerade offenbart sich das Germanische Panizzas am innigsten. Gott, wir haben ja weiblich geschimpft über die Lindensblätter der Lyrik, über die jungfräulich-allzujungfräulichen, und ich glaube noch immer: wir hatten recht, denn diese Lyrikerchen waren selber verweibt in

ihrem Jungfrauenkultus. Aber, aber, — es bleibt doch wahr, was schon der erstaunte *civis romanus Tacitus* bemerkte: daß uns Deutschen eine gewisse tiefgründige Züchtigkeit zur Frau eignet, etwas, das mehr ist, als die Lust am Weibe, etwas gläubig Verehrendes, Hingebenes, — das, was noch kein Lyriker besser gesungen hat, als der alte himmlisch deutsche Walter von der Vogelweide. Über den besten unserer lyrischen Bücher kann als Reverenzwort stehen, womit dieser ein schönes Lied beginnt:

Nemt, frouwe, disen kranz!

Daß auch Panizza zu diesen Frauenlobs gehört, er, der dem Zarten so gerne die Hinterfront zeigt, das ist überaus bezeichnend für die deutsche Art.

In seinen Prosadichtungen ist wenig zu merken von so zarter Anwandlung. Für sie gilt in besonders starker Betouung die Halbstrophe, die ich anfangs citierte.

Das sind gruselig verzwickte Bücher, Höllenbreughelien von einer tollburlesken Phantastik, — jedes eine Reihe von grotesken Fuzzelbäumen, bei denen man zuweist die *quattro lettres* des verehrten Herrn Verfassers zu sehen bekommt. Das Kompliment Mephistos in der Hegenküche, die Verbeugung von hinten, ist hier die Reverenz des Dichters. Kompendien der guten Sitte sind diese Bücher also nicht eigentlich, und ich finde es nicht erstaunlich, daß man die „Dämmerungsstücke“) und die „Visionen“) nicht als Geschenklitteratur für Konfirmandinnen verwendet. Aber es giebt ja wohl noch andere Kreise in Deutschland, die Bücher lesen. Es giebt Lassen wir die Frage!

Panizzas Dichtungen wenden sich an ein kunstreiches Publikum, an Leute, die Humor und naive Empfänglichkeit für die Reize des zügellos Phantastischen besitzen. Wenn dies abgeht, wer nicht ohne beharrliches Kompaßbefragen mit einem Dichter mitzugehen gewillt ist, oder nicht Freude am Spiel hat, — dem rate ich nicht, mit Panizza die Menschenfabrik und den Mond zu besuchen, oder einzukehren in die „Schenke zur heiligen Dreifaltigkeit“, oder in der „Kirche von Zinsblech“ zu übernachten. Ihm würden zu viele Wühltraber darnach im Kopfe herumgehen, und auf seine Rechnung, nämlich auf irgend ein *quod erat demonstrandum*, käme er nicht. Das heißt: so ganz und gar „ohne“ betreffs einer hintergrundlauernden Tendenz sind all diese Phantasmagorien auch nicht. Bläst man die schwefelgelben oder blutroten oder giftgrünen oder schimmelig grauen Phantasiwolken (es sind deren von allen Farben da) weg, so bemerkt man schon im Hintergrunde ein absonderlich grinsendes Gesicht, in dessen Augenzwinkern mancherlei zu lesen ist, recht Böses, Höhnisches zuweist. Die Physiognomie des Dichters

*) Beide bei Wilhelm Friedrich in Leipzig.

gewinnt da einen überaus boshafteu Zug, es wetterleuchtet auf dem verzerrten Gesichte in wilden Muskelspielen; bald grinst ein Faun mit schwulstigen Lippen und wässerigen Augen, deren Blicke alle Röcke heben, Schicht um Schicht; bald bleckt ein haariger Satan die gelben Zähne, und der Hauch seiner Mästern bläst vom Geheiligten den durch Jahrhunderte festgekrusteten Goldstaub der Pietät; bald glockt eine irrsinnige Waise in Meduseuform, — aber: diese hintergrundlauernde Figur, von deren Zügen sich ein innerster Sinn der Geschichte ablesen läßt, wirkt selbst als künstlerisches Beiwerk, es ist nicht der fahle Popanz der Tendenz, sondern gewissermaßen der verummte Chorus, dessen dumpfe Töne die phantastische Handlung begleiten. Ist es wirklich der Dichter selber, wie es mir vorhin entschlüpfte? Ist es Choragos Panizza, der auf Faunsbockfüßen trampeltanz, der mit nachschleifendem Teufelschweif satanische Messen liest, der mit den Geberden des Zollhauses die Lust durchsuchtelt, der sich sogar als Hepp-Hepp-Herold proboziert? Es ist merkwürdig: diese Frage interessiert den, der im Baue dieser eminenten Phantastik steht, höchst wenig. Es ist ein Zeichen des großen künstlerischen Wertes dieser Phantastiestücke, daß man sich um derlei gar nicht kümmert. Es kann Einem sogar die jeweilige Tendenz (das Wort richtig genommen) zuwider sein, und der eigentliche Bildeindruck des Werkes, die künstlerische Impression, bleibt darum doch mächtig. Man hat einfach seine Freude am großphantastischen Können. Über den „operierten Juden“ können auch Philosemiten lachen, die „Kirche von Zinsblech“ auch gute Christen mit künstlerischem Genuße lesen, freilich dürfen sie nicht verboht, und sie müssen überhaupt zu künstlerischem Genuße fähig sein. Ich wiederhole es: in Deutschland dürften sich solcher Leute nur wenige finden. Entweder wird man jeden tendenziösen Zweck vermissen, oder man wird nur die Tendenz sehen, die aber eben hier nicht als Tendenz, sondern als künstlerisches Beiwerk Geltung hat.

Panizza ist ein mächtiger Künstler auf seinem Gebiete. Er durfte es wagen, seine Dämmerungsstücke dem Andenken Edgar Poes, seine Visionen dem E. Th. A. Hoffmann zu widmen. Von beiden hat er Anregungen, mit beiden Vergleichspunkte, aber wer beide kennt und ihn liest, wird trotzdem empfinden, daß Panizza kein Nachahmer, sondern ein Wahlverwandter von ihnen ist. Ihre Art zog ihn mächtig an, weil sie ähnlich gestimmte Saiten in ihm berührte. Er hätte sie gar nicht zu studieren brauchen und doch ähnlich geschaffen.

Sein Hundebuch z. B. („Aus dem Tagebuch eines Hundes“*) mag im Grundgedanken durch Callot-Hoffmanns „Rater Murr“ angeregt worden

*) Bei W. Friedrich in Leipzig.

fein; es hat auch Ähnlichkeiten mit diesem Buche in der Grundtendenz der Kritik menschlicher Verhältnisse durch ein Tier; aber in der Art des Anpackens und in Tone der Durchführung ist es ganz eigen, ganz Panizza. Ob es ein guter Panizza ist, das scheint mir zweifelhaft. Wie alle Bücher Oskars des Wunderlichen ist es in hohem Grade interessant, niemals langweilig, allweil lech und manchmal ein bißchen frech. Mir ist es an ihm fatal, daß es mehr die Manier des Dichters als seine innere Art zeigt. Ein kleiner orbis pictus aus der Hundeperspektive, — wer mag sich wundern, daß der cynisch amutet?

Übrigens ist gerade dies Buch außerordentlich bezeichnend für Panizza. Es fällt ihm offenbar gar nicht schwer, die Welt einmal aus der Hundeperspektive anzuschauen und auf dem Schnüffelwege zu den Resultaten einer cynischen Weltweisheit zu gelangen. Denn das ist Panizzas Art gerne: sich einen recht vertrackten Standpunkt zu wählen, von dem aus die ganze Welt in monströser Verkürzung erscheint. Diesen Standpunkt muß der Leser mit einzunehmen verstehen, sonst bleibt ihm alles unverständlich. Dies bit' ich zu bedenken bei Geschichten wie „Der Corsetten-Fritz“, „Indianergebäude“, „Eine Negergeschichte“, „Ein kriminelles Geschlecht“. Bei andern wieder bit' ich nicht zu vergessen, daß man sich in einem Zerrspiegelkabinett befindet, man wird dann über die ins Groteske ausrußfchenden Formen weniger erschrecken.

Ich versuche es nicht, irgend eine dieser Geschichten nacherzählend zu skizzieren. Das ist bei Panizza nicht möglich, von dessen Schöpfungen in besonders hohem Grade der Satz gilt, daß es der Ton ist, der die Musik macht. Die Glanzstücke dieser Sammlungen scheinen mir die „Mondgeschichte“ aus den Dämmerungsstücken und der „skandalöse Fall“ aus den Visionen zu sein. Die „Mondgeschichte“ zeigt den Dichter als souveränen Meister burlesker Phantastie, der „skandalöse Fall“ zeigt ihn als feinen Schilderungskünstler allerersten Ranges. Wer hätte je ein aufgeregtes Mädchenpensionat in seiner trippeluden, plappernden, rocksaumsegenden Lebendigkeit so bewegt und doch so klar plastisch gemalt auf dem Hintergrund eines mysteriösen, aufregend absouderlichen Ereignisses. Ein ähnliches Virtuosenstück der Kunst, Allerungewöhnlichstes zu schildern, ist der „operierte Jub“, — das einzige antisemitische Kunstwerk, das ich kenne. Hier läßt die eminente Kunst die Brutalität der Tendenz vergessen.

In allen diesen Büchern Panizzas spukt eine eigene Art Humor, der sich sehr schwer schildern läßt. Es ist nicht bloß der Humor des Zerrbildzeichners, der durch Übertreibungen Lachen macht, aber es ist auch nicht jeder Lebenshumor, der die Realität umtmt, wie sie ist, und mit Schlaglichtern über sie herlacht, daß all die kowischen Fältchen der Wirklichkeit plötzlich hell

da liegen in ihrer Lächerlichkeit. Es ist eine ganz eigene Art des Humors, dem Komischen mehr verwandt als dem eigentlichen deutschen Gemüths Humor, — am stärksten erinnert er mich an die Komik der Balzac'schen contes drolatiques. Doch kommt eine stärkere Dosis Satire dazu.

Der satirische Zug ist in Panizza sehr kräftig entwickelt. Zum großen Satiriker fehlt diesem scharfen Kopf nur leider eine Hauptsache: der hohe Standpunkt mit weitem Blicke. Alles künstlerische Werkzeug zur Satire besitzt er, und er weiß es kräftig und sicher zu handhaben: er hat die Wissenschaft vom Verlehrten in der Welt in reichem Maße, er hat wigige Phantasie in schier unendlicher Fülle, er hat die Kunst des trefflicheren Geißelwortes; es fehlt ihm auch nicht an den nöthigen Charaktereigenschaften des Satirikers: er besitzt einen rücksichtslosen Mut, eine Draufgängerencourage von erquickender Mannhaftigkeit, den richtigen furor satiricus, der alles stürmt, was seiner Laune sich in den Weg stellt, seien es Mißthausen oder feierliche Ruinen, — aber er hat einen engen Horizont. Ein Satiriker darf nicht selbst Anlaß zur Satire bieten, und das ist bei Panizza zuweilen der Fall. Dies gilt von den satirischen Nebenzügen in allen Schriften Panizzas sowohl wie von seiner großen satirischen Leistung, der „unbefleckten Empfängnis der Päpste.“*)

Diese Satire ist ein vollendetes Kunstwerk in ihrer Art, eines der bedeutendsten satirischen Kunstwerke, das wir überhaupt besitzen. Ich zählte schon die künstlerischen Eigenschaften auf, die dazu nötig waren, es zu erzeugen. Wie sie hier verwandt wurden, wie meisterlich, wie kühn, wie kräftig, das läßt sich nicht schildern, das will selbst empfunden sein. Ich rate einem jeden, dies Buch zu lesen, der nicht dogmengläubiger Katholik ist. Einem solchen es zu raten, würde mir frevelhaft scheinen, denn es hieße, ihn zur Teilnahme an einer für ihn blasphemischen Handlung einzuladen. Nicht mit Unrecht nämlich, von ihrem Standpunkt aus, haben klerikale Zeitungsschreiber vor dieser „allen und jeden Begriff überschreitenden Blasphemie“, vor „diesem Erzeugnis satanischen Hasses gegen den dreieinigen Gott und seine Religion“ gewarnt. Es ist thatsächlich das Stärkste, was gegen die katholische Dogmatik noch gewagt worden ist. Uns, die wir künstlerisch urteilen, deuen das katholische Dogma eine fremde und gleichgültige Sache ist, geht all das nichts an. Wir sehen in diesem Buche nur die Äußerung einer ganz eminenten satirischen Begabung, und wenn uns der Stoff geniert, so geschieht dies nur darum, weil wir wünschten, daß ein so bedeutender Satiriker sich lieber Angriffspunkte gesucht haben

*) „Die unbefleckte Empfängnis der Päpste.“ Von Bruder Martin O. S. B. Aus dem Spanischen von Óskar Panizza. Zürich 1893. Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

möchte, die es sich wirklich noch verlohnt, mit so wüchtigem Rüstzeug des Wissens und Könnens anzugreifen. Hierin eben liegt die Schwäche des Satirikers Panizza. Er sieht nicht weit genug. Was in ihm hier rebellirt, das ist eigentlich der Lutheraner, nicht der ganz freie Mensch. Zwar treibt ihn der furor satiricus auch über sein Ziel hinaus, und seine Keule trifft nicht bloß, was den Lutheraner ärgert, aber im Grunde ist es doch der Lutherzorn, modern erweitert, der hier tobt und dogmenstürmt. Daß Swift sein Tommenmärchen schrieb, läßt sich aus seiner Zeit begreifen, und es war eine That, wert, gethan zu werden, — Panizzas Kampf aber ist ein Stechen auf Gespenster. Was hat er erreicht mit all dem Aufgebot so ungewöhnlicher Gaben? Er hat eine Anzahl Pfaffen der verschiedenen Couleuren entrüftet, die mit ihrer Entrüstung auch gegen viel harmlosere Dinge bereit sind, weil es ihr Metier ist, und er hat ein paar dumme Kerle angeführt, die das neue Dogma ernsthaft nahmen, weil sie vermutlich in jede geschickt gestellte Falle auch gegangen wären. Die Tendenz der Satire ist Don-Quixoterie und fordert selber zur Satire heraus, und das ist bedauerlich, weil der Kunstwert der Arbeit so überaus bedeutend ist. „Ein groß Vermögen schmähtlich ist verthan,“ das ist meine Empfindung über dies Buch, wenn ich sein Angriffsobjekt bedenke, wenn ich aber über seine künstlerischen Qualitäten mein Urtheil abzugeben habe, so weiß ich nur eins zu sagen: Gut ab vor diesem Meister der Satire!

Panizza als Essayist ist den Lesern der „Gesellschaft“ zu gut bekannt, als daß es nötig wäre, davon zu reden. Ich kenne keinen amüsanteren Plauderer, keinen originelleren Dialektiker, — aber die Sauce ist mir bei ihm lieber als der Braten. Der ist nicht immer ganz zweifelsohne, und wäre die Paprikaschärfe der guten Einfälle Panizzas nicht, man würde manchmal finden, daß er einen Stich hat. Zumal Panizzas Kritik verträgt die Prüfung auf Exaktheit selten. Sie ist gewöhnlich unter einem verkehrten Gesichtswinkel gewonnen. Mag ihr realer, kritischer Wert aber noch so gering sein, sie steckt doch voll guter Dinge. Einmal vor allem dies: sie zeigt eine Persönlichkeit und darum: sie regt an. Ich gebe ein paar Duzend kritisch objektiver Langweiligkeiten dafür in Kauf.

* * *

Damit hätt' ich Dolar den Wunderlichen abgewandelt, seine bagage littéraire wenigstens. Es erübrigte nur noch, daß ich auch von seiner Person spräche, die mindestens ebenso interessant ist, wie seine Schriften. Denn das versteht sich bei einem so durchaus persönlichkeitsgetreuen Autor von selbst, der in seinen Schriften nur eben einen Extrakt seines Wesens giebt. Und

Panizza giebt sich ganz in seinen Büchern. Er läßt sich überallhin gucken und deckt nichts zu, stellt sich nicht in Pose und macht kein süßeres Gesicht, als ihm von Natur wegen geworden. Seine Bücher sind sein wirkliches geistiges Porträt.

Was soll ich also von seiner Person reden? Daß er ein glattes Gesicht hat, das anfangs aussieht, als ob es leer wäre, und in dem man nach und nach die Züge durcharbeiteter Geistigkeit erkennt? Daß er gerne fränkischen Schwartennagen ist und ein hübschgewachsenes Mädel einer buckligen Hölerin vorzieht? Daß es keinen Menschen auf Gottes Erdboden giebt, mit dem man sich häufiger prügeln möchte, weil er gar zu oft die ungläublichsten Standpunkte vertritt? Aber all das, der fränkische Schwartennagen symbolisch mit einbegriffen, liegt ja auch in seinen Büchern, und somit bin ich an End und Schluß und befehle meine Seele dem Herrn, der es vergeben möge, daß ich in dieser goldenen Sommersegenzeit so lange am Schreibtisch gesessen. Dies Opfer hätt' ich nicht vielen gebracht.



Unser Dichteralbum.

Jugurtha.

Der alte Ruhm von Afrika entfloh,
 Der schneeweiß angethan in Majestät
 Zu Häupten meines Herrscherstuhls gewacht
 Vom Wüstenland Vergessenheit umflutet,
 Reckt dräuend sich des Obeliskens Finger.
 O Ahnherr Atlas, der den Himmel trug,
 Auch deine Sehnen sind erschlaft, gebrochen.
 So herrschet denn, Emporkömmlinge Roms!
 Schmiedet das All an euren Siegeswagen!
 Der Wölfin Brut! Die Völker, die noch zuckend
 Hinabgeschlungen in den blutigen Schlund,
 Würgt wieder aus, an eurer Bier erstickend!
 Ich sterbe glücklich. Ihr unsterblichen Götter,
 Ich dank' euch, denn mein Werf' hab' ich vollbracht.
 Hab' ich geheuchelt nicht mein Leben lang,
 Betrog ich alle nicht, die mir genah?
 War ich nicht eine einzige täuschende
 Viderbe Maske?

König Philippos, der von Macedonien,
 Wollt' jede Festung, sei sie noch so stark,
 Durch einen goldbepackten Esel stürmen.
 So hab' ich euch mit lybischem Gold bepackt,
 Ihr lorbeerstrohen Konsulare, geht?
 „Sieh hier den Cagazippel Dir entrollt:
 Krieg oder Frieden!“ „Meinethalben Krieg!“
 „Ich der erwählte Consul —“ „Ich der Narr!
 Was kostet Euer Waffenstillstand, he?
 Sehn Beutel Gold? Da nimm und pack Dich fort!“
 Ein zweiter Consul spreizt sich plump heran.
 „Bist Du der große Schuft Calpurnius?“
 „Tief schmerzet mich Dein Mißtraun! Römerthugend —“
 „Das wird ein teurer Freund, er will mich steigern!
 Hier streu ich Dir Dein Futter, gelles Hühnchen,
 Pick pick!“ Was, noch ein Consul und ein Heer?
 „Ein Waffenstillstand, he? Zwölf Beutel Gold!“
 Da spricht der Edle hehr und feierlich:
 „Ein Friede würde zwanzig Beutel kosten!“
 Was, Mensch? O Bruder Römer, an mein Herz!
 Die Ehre ist ein Wort und eine Ware,
 Du bist ein tüchtiger Esel, da! schlepp Säcke!
 Und wir Anguren lachen.

Ja, auf dem Forum selbst, vorm Kapitol,
 Hab' ich der Mente Keck ins Angesicht
 Der Frage fürchterlichen Hohn gepflanzt:
 „Sagt, wieviel wert sei Eure ganze Stadt?
 Ich kaufte sie, beim Baall ich kaufte sie
 Und trüg' sie fort in meiner Tasche! Pfui!“

Sulla, mein alter Freund, der honigzünftig
 Mich abgeloct dem schwankenden Verrat —
 Sulla, gieb mir die Hand! Mein Schatten soll
 Unlösbar folgen Dir, bis dieser Schatten
 Ein Teil von Dir! Sei Du Jugurthas Erbe!
 Unwiderstehlich, unentrinnbar wirf
 Dein Netz um jedes Herz, wie ich gethan!
 Du Riesenspinne Rom, von Blut geschwollen,
 Der unverdaut die Welt im Magen liegt,
 Ein Werlaß thut not, der Dich erleichtert.
 Zapfe ihr Blut ab, mein verehrter Römer,
 Du bist ein tüchtiger Bluthund, zapfe nur!
 Dir selber, Rom, vermach ich meine Raquel

Einst steigt zur Höhe aus dem Wüstenland
 Die jäh Verschüttete, Sphinx Afrika.
 Dann wird als eigner Ödipus ihr Rätsel
 Sie lösen mit der Pranke Löwenhieb

Und euch zu setzen reihen euren Purpur.
Dann, schwarze Mutter, an den bleichen Männern
Räth' deinen braunen Sohn, den Wüstenkönig,
Der sich gekrümmt am Triumphatorrad.

Meine Krone dem Glück, meinen Ruhm den Winden,
Meine Rache euch selbst, meine Seele wem? —
„Er bleicht, er sinkt, Gift, helfst!“ Ich öff' euch nach.
„Das ist Verstellung!“?

Nein, das ist der Tod —

Das ist — die erste — Wahrheit — meines — Lebens.

Schweiz.

Karl Bleibtreu.

Goethe und der Affe.

Ich fand auf einem Postament
Einen Menschen, der sich Goethe nennt.
Die Büste des Dichters, und nebenan,
Auf demselben Gestell, hocht ein Pavian
Aus Bronze, Thon, ich weiß nicht mehr,
Ein Höhenbild, von den Tropen her,
Wo ihn ein Seemann erstanden mag haben,
Der ihn vielleicht mal seinen Knaben
Mitgebracht zum Scherz, als Spiel,
Bis ein Zufall dem Affchen ein Ziel
Neben dem großen Poeten gegeben,
Wie sich so Zufall und Schicksal verweben.

Der Affe mit einer der Vorderpfoten,
Hat auf den Lippen sich Stille geboten,
Sich? oder gilt, das Maul zu halten
Dem klar und herrlich blickenden Alten?
Das Symbol der Vorsicht! Ich glaube sogar,
Der weimariſche gewaltige Jar

Ultona (Elbe).

Hats gut verstanden und schmerzlich empunden,
Daß er sich nicht hat nummwunden
Geben dürfen, er kannte die Welt!
Denn was er auch schrieb: durch all seinen
Schimmer
„Laß nie dich erraten“, hör' ich ihn immer,
„Keunt man dich ganz, so verlierst du“,
paß auf,
„Alle Bedeutung“ im irdischen Kauf.
So sollen Affe und Goethe uns zeigen:
Des Lebens beste Vorsicht heißt Schweigen.

Und doch, und doch, hätte Goethe geschwiegen,
Hätt' er sich nie die Lippen verbraunt,
Er wär' nicht die goldenen Stufen gestiegen,
Mit leuchtenden Spuren herabgestiegen
In unser nüchternes Schulmeisterland.

Detlev Freiherr von Liliencron.

Chopin, Scherzo op. 31 B-moll.

Wunder der Sonne! Wunder der Sonne!
Flüssiges Gold in der Luft, verzitternd
Zwischen rieſigen Rhododendren,
Zwischen gelbroten, schwankenden Rosen,
Über üppigem Grün.

„Haſch! Haſch!“

Bockshufgalopp hinter sanftſchnellen Sohlen.

„Streife mich, Bocksbein, greiſe mich, greiſe mich!“

Neckend entfiehet ihre Nacktheit dem Tölpel,
 Nahe ihm jetzt und, husch, ihm schon ferne;
 Spreizende Sprünge des Haarigen, Hirtigen,
 Schnelles Schnaufen geblähter Mästern, —
 Blühendes Fleisch, ach, möchte er greifen,
 Setzt durch die Küste mit Fellzottelarmen,
 Hascht und happt und jacht und rüht sich
 Kieselndes Blut an den Dornen der Rosen,
 Roten Rosen des Sommerjegens.

„Nach! Nach!“
 Er plumpft in das Gras.

Ruhe. Ruhe.

Sie liegen sich ferne,
 Schaum in des Himmels tiefdunkle Bläue;
 Sonne gießt Gold und es duften die Rosen.

Über dem Blondkopf nickt eine rote,
 Schwere, schwanke, stengelstarke;
 Bläulicher Schatten von ihr
 Tanzt auf den wogenden, weißen Brüsten,
 Die sich mählich vom Kaufe beruhigen.

Müde nun, sonnesatt, dehnt sich der braune,
 Bronzierte Leib des faunen zum Schlafe,
 Langsam schieben die kralligen Hände sich
 Unter das Haupt.

Horch! Da singt sie ein Lied:

„Tarareil
 Siehst du im Winde die Rosen sich neigen,
 Siehst du den duftenden Rosenreigen?
 Schwingen sich frei
 In der Luft, tararei!
 Brauner, he, tanze mit mir!“

Da spitzt,
 Spitzt das Bocksohr der Braune, und heil
 Ist er schon bei ihr und faßt ihre Hände,
 Faßt ihre Lenden und hebt sie im Schwunge;
 Rasend drehen im Tanz sich die beiden,
 Jauhen zur Sonne ihr ololol, oioio!
 Kopfhintenüber im Taumel geworfen
 Käßt sich die Blonde unwirbeln im Fluge,
 Goldenem Schleier gleich, wech und in Wogen
 Weht um den Tanz das Blondhaar der Wilden,
 Gräser und Blumen zerstampfen die Tollen, —

Da
 Sinken sie hin.
 Nahe einander, heißatmend, umschlungen,
 Mugengeschoffen und wortelos.

Liebesgötterchen husch aus den Büschen
 Überwerfen mit roten Rosen
 Leise die Ruhenden, und aus dem Dufte,
 Schwerem Dufte der samtenen Rosen
 Heben sich Träume den Taumelmüden,
 Milde Träume geruhiger Liebe,
 Friedensfahnen wehende Träume,
 Eichte, lächelnde, frühlingslüftige.

Aber noch einmal wirbelt Mänadenwut
 Auf die Blonde, wild jauchzt sie ihr evö:
 „Komme doch, komme doch, greife mich, greife,
 Fah, wenn du kannst, meinen Leib, du Fauler,
 Raube mein rotes Herz dir im Tanze!“
 Toll über Blumen und Gräser weg, rasch schnell,
 flieht sie und winkt sie und lockt sie und lacht sie laut:
 „Wocksbein! Wocksbein!
 Tölpelhus! Tölpelhus!
 Tottelarm! Tottelarm!
 Komm doch, komm!“

Hu! Da springt er in Wut!

Rasende Jagd noch einmal, es keuchen
 Hinter einander gierbrünstige Brüste,
 Und die roten Rosen lauschen,
 Angehalten den düftigen Atem.

Aber der Braune hat bald die gerne,
 freigezogene.
 Wiegt sie noch einmal, einmal im Tanze,
 Leise, leise, dem Tanz in die Ruhe.
 Offen stehen sonngoldene Pforten
 Stillen Glückes, umpurzelt von rofigen
 Amorbübchen, die Blumen streuen.

Durch den Blumenregen nun tanzen sie,
 Einmal noch wild aufjauchzend zur Sonne,
 Dann umfängt sie purpurne Nacht.

Auf der Öd bei Feuerberg.

Otto Julius Bierbaum.

Gesicht.

Poesie, du bist Vagantiu geworden,
Dilettantia heißt dein Bettelorden,
Kungerst und singst vor allen Thüren,
Von deinem Adel ist nichts zu spüren.
Pfu! wie machst du dich gemein,
Mit jedem Schelm läßt du dich ein.
Der bläht sich dann der Ehre wegen,
Hat mal mit dir im Stroh gelegen.

Das bin nicht ich, die dein Tönn so schilt,
Eine andere für mich gilt,
Ist meinen Gang nach, meine Mären,
Drängt sich dreist in alle Thüren.
Zwar klopf auch ich an Pforten und Fenster,

Hamburg.

Aber sie thun, als sähen sie Gespenster.
Greifen zum Krug und zu den Karten,
Lassen mich auf der Gasse warten,
Machen nicht auf. Wir kennen dich nicht,
Was hast du für ein streng Gesicht.

So kränken sie mich. Nur hin und wieder
fällt einer auf sein Antlitz nieder,
Küßt meinen Saum und greift in die Falten
Mit Inbrunst mir, mich fest zu halten.
Wo ich so wohl empfangen bin,
Geb ich mich dann der Liebe hin,
Das gesteh ich frau' und frei,
Die andere aber treibt Hurerei.

Gustav Falke.

Entpuppung.

Was willst du? hör' ich spöttlich fragen,
Wer bist du? rauscht es um und um,
Daß du es wagst, uns anzuklagen,
Das mächtige Synedrium?
Es spornt dich zu der tollen Fehde
Wohl jedenfalls nur Größenwahn;
Was willst du? — sprich! — wer bist du?
— rede! —
Ihr wollt es wissen — nun wohlant!

Ich bin ein Mensch, so gut, so böse,
Just wie die andern alle sind,
Nur, daß ich mir im Weltgetöse
Das Herz bewahrt von einem Kind;
Ich fühle tief das Weh der Zeiten,
Der Armen und Enterbten Groll,
Und möchte gern den Pfad bereiten
Der Zukunft, hehr und segensvoll.

Ich bin ein Mann, so ungefüge
Und derb, wie jeder echte Mann,
Ich haße drum die goldne Lüge
Und den vertierten Klassenbann,
Den Edlen grüß' ich jubeltönig,
Dem Gemäß der heil'gen Ehrenpflicht,
Den Schurken — Bettler oder König,
Allein — spei ich ins Augeſicht!

Ich bin — vermerkt's — von altem
Adel,
Zwar zähl' ich nur mein Ahnenbild,
Doch sonder Furcht und sonder Tadel
Füh' ich den „Geist“ im Wappenschild;
Die „Arbeit“ ist mein Ordenskissen,
Mein Ruhm die Menschheit, thränenschwer;
Wohlant! genügt Euch das zu wissen? —
Nein? — nun, ich bin noch etwas mehr!

Ich bin ein Fürst, gar stolz und prächtig,
Kein Purpur kommt dem meinen gleich,
Mit meinem Erbreich, groß und mächtig,
Kann messen sich kein irdisch Reich —
Seht hlu! fest steht es, ohne Wanken,
Ob auch kein einziger Sturm es mied,
Mein Reich: das Weltreich der Gedanken,
Mein Königspurpur ist das Lied.

Ich bin noch mehr: ein deutscher Dichter,
Mein Lorbeer ist zwar Haß und Hohn,
Denn mit dem hündischen Gesichter
Kriech' ich um Altar nicht, noch Chron,
Doch fürcht' ich all die Bogenpanner
So wenig als die Wetterwolf —:
Ich halte fest an meinem Banner
Und gehe stets mit meinem Volk!

Das bin ich und das will ich — heute,
 Wie morgen, wie mein Herz gebot,
 Drum haß' ich glühend Eure Meute,
 Und kämpf' mit ihr bis in den Tod,
 Drum werd' ich, ob auch alle zagen
 Und zitternd dastehn, stumm und dumm,
 Nie unterlassen anzuklagen
 En'r mächtiges Synedrulum!

Wien.

Ottokar Stauf von der March.

Flammen.

Laß mich das Schlangenhaupt an deiner Spange lösen,
 Daß sich der purpurblaue Faltenmantel öffne
 Und deines weichen, weißen Busens Götterformen —
 Umspannt von goldgestickt-durchbrochener Byffusseide —
 Dem trunkenen Blick sich zeigen, wie in Napoli,
 Im heimlichen Versteck des Weinberghäuschens . . .
 Du denkst daran? — Lachst übermütig, nickst und winkst? —
 Du reißest mich an deiner Brust wie wilde Wogen! . . .
 Laß mich das Schlangenhaupt an deiner Spange lösen;
 Ich kann nicht sehen diese grünen Schlangenaugen,
 Und sind's Sntaragde auch, ich kann sie doch nicht sehen!
 Ich fürchte auch die spitze Nadel — und unnötig
 Mir dünkt noch jetzt der Mantel, Vella! — So! — Laß ihn nur fallen . . .

Soll ich erst opfern einen krausgelockten Sklaven,
 Damit sein Blut vorm Altar unsrer Liebe rauche? —
 Soll ich die Becken wirbeln und das Tamtam rühren,
 Die Bläser einen Perserhymnus schmetternd lassen? —
 Von allem nichts? — — — So komm mit mir ins Purpurdunkel!
 Des Himmels Nacht träumt leise, süße Laute . . .
 Die Seide knistert . . . Kustraketen schießen flammend
 Hinauf zu unsern Häupten . . . Lippe hebt an Lippe
 Und saugt nur, um zu gehen, nimmt, um aufzuwühlen . . .
 Die rote Ampel schwingt in flimmernd goldenen Ketten — —
 Die Welt versinkt und durch die Nerven brennen Funken —
 Und wirbeln — drängen —! Wir vergessen und vergehen . . .
 Wir leben gar nicht mehr . . . Wir brennen . . . fühlen . . . lieben . . .

Raußenberg.

Valentin Traudt.

Frage.

Was mag die Kirche empfinden,
 Wenn sie am Morgen sich hebt,
 Wenn sie fliegt mit den brausenden Winden,
 Wenn sie trillernd zum Himmelszelt schwebt?

Wenn sie voll jauchzenden Lebens
Wieder aufs Neue vergißt,
Daß ihr hoffendes Sehnen vergebens,
— Daß unerreichbar der Himmel ist?

Was mag die Lerche empfinden,
Wenn die Schwingen ermatten im Flug,
Wenn die lodernnden Feuer entschwinden,
Wenn die Kraft sieht, die aufwärts sie trug?

* * *

Laß' die Antwort vom Dichter dir geben,
Der begeistert den Weltraum durchmüßt,
— Und ernüchtert zurücksinkt ins Leben,
Das so eng und so hoffnungslos ist!

Frankfurt am Main.

Arthur Pfungß.

Die Erregung.

Die Erregung meiner Seele,
Unaufhörlich brausend, stutend,
Weckt ein unterdrücktes Feuer,
Das es aufsprüht, lohend, glutend.
Liebe muß ich schmerzvoll tragen,
Muß an schweren Ketten rütteln.
Schauer durch die Seele jagen,
Fieberfrost und Blut mich schütteln.

Meine Hände bebend zuden,
Meine Pulse schlagen schnelle;
Durch die Adern, durch die Nerven,
Strömt des Blutes heiße Welle.
Liebend dir dahingegeben
Muß ich darben fern stehen,
Muß ein glückseligtes Leben
An dem deinen hängen sehen.

Wende nicht den Blick herüber,
Nicht zu meinen heißen Augen.
Darfst die Blut aus meiner Seele
Nie in deine Seele saugen.
Darfst nicht ahnen, daß ich leide,
Krank am Herzen, krank am Sinn,
Denn wir wären elend beide!
Und genug, daß ich es bin.

Ohlau.

Anna Mitschke.

Hell schien der Mond.

Hell schiender Mond, die Nacht war weiß,
Die Saaten standen reglos rings,
Nur durch die Halme ab und zu
Als wie ein heimlich Weben ging's.
Dort, wo am Rain, am Feldabhang
Kamillen blüh'n und Löwenjahn,
Im würz'gen Kraute ruhten wir,
Der Tau des Abends blühte dran. —

Die Stadt im Thal schlief lichtbeglänzt. —
Vom Turme elfmal schlug die Uhr.
Ein Schauer rann dir durch den Leib
Dein brennend Aug' starrt in die Flur.
Die lag im Traum, im Schutz der Nacht,
So still, so schön, so weiß und weit —
Ein Wehruf klang dir bang vom Mund:
„Nun bin ich friedlos allezeit.“ —

Das Antlig blaß. — Dein braun Gelock
floß wild um deine Wangen her
Und eine heiße Thräne fiel
Mir auf die Stirne seltsam schwer.

Sie grub sich ein, ein kammend Mal.
Ich fuhr empor in Schreck und Haß,
Der Rauch verfloß, der Abgrund gähnt,
Das Herz schrie auf: „Unsel'ge Raß!“
Antwortern.

Hell schien der Mond. Im Silberduft
Die Saaten standen reglos rings,
Nur durch die Halme dann und wann
Als wie geheimes Raunen ging's.

Dort von dem Rain, dem Bergabhang
Wir schauten stumm hinaus ins Feld. —
Seit jener Nacht, der weißen Nacht,
Durchir' ich friedlos weit die Welt. —
Wilhelm Müller · Weiburg.

306.

Hor seiner Staffelei im Abendsonnenschein,
Der rötlich-golden durch die Fenster
bricht

Und über rarer Eisesblumen Schönheit
Den Farbdunst als Scheidelos webt,
Sitzt er und sinnt, das Haupt gesenkt,
Die jungen Feueraugen trüb und matt
verschleiert,
Die schlanke Hand im schwarzen Kraus-
gelock . . .

Das Bild der Anadyomene lächelt
So süß verführend auf den schönen Schöpfer,
Er aber sitzt und sinnt . . . Die Sonne sinkt,
Die Sterne glihern kalt am Firmament,
Und im Kamin erlischt das milde Feuer . . .
. . . Da wallt der Pforte bunter Perser-
vorhang,

Ein ernst' Kopf taucht auf im fahlen
Dämmer,

Der Ruhe winkend sich nach rückwärts wendet,
Und aus dem Dunkel treten drei Studenten.
Ein leises Rütteln weckt den wachen
Träumer.

Er fährt empor: „Ist's Zeit schon?“ —
„Nein.

Laß uns den letzten Abend froh verbringen,
Daß im Olymp Du unser rühmend denkst.“
Fast jedes Wort preßt jener aus der Kehle,
Und um die bleichen Lippen spielt ein Lächeln,
Ein Lächeln, wie der Gensensjäger lächelt,
Wenn er im Klettern seinen Pfad verlor
Und rettungslos vom Hang hinunterstarrt —
Dort aber dröhnt des Gletscherbachs Getöse,
Und grauig bröckeln sich die Blöcke unter
Dem schweren Schuh — die Rechte krampft
sich fieberisch

Um einen knorr'gen Ast — der Odem steigt —
„Nehmt Platz!“ Sie lassen sich auf Polster-
stühlen

Berdäuselos nieder, und der Sprecher holt
Aus einem Wandschrank, wie's ihm längst
bekannt,

Vier schlanke Gläser und ein Cerzerol.
Er stellt die Gläser auf das Marmortischchen;
Doch wie der Klang des Stahlgriffs der
Pistole

Dem jungen Künstler an die Ohren dringt,
Zuckt er zusammen wie in wildem Schmerz,
Und seine Hand gräbt sich in seines Stihes
Damaß'nen Überzug — die Zähne klap-
pern . . .

Die andern schweigen, nur geheimes Zwin-
kern

Jagt die Gedankenflucht von Aug' zu Aug'.
Ein kleiner Junge schleppt nun durch die
Thüre

Champagnerflaschen, keine kleine Zahl,
Und in die Kübel ordnet sie der Freund.
Ein stummer Wink — der Junge bringt
die Lampe.

Auf eine schwarze Marmorsäule setzt er
Die reichverzierte, deren weißes Licht
Ein grüner Schirm zu einem Kranze sam-
melt.

„Entfort die Flasche,“ lispelt der Bebeugte.
. . . Im vollen Schein der abendlichen
Flamme

Ist es ein geistdurchdrung'nes Kinderantlig,
Das nur die Kunst zum Jüngling hat gereift;
Ein zarter Flaum beschattet weich die
Lippen,

Das große Auge ist verglast, unnachtet . . .

Sie trinken still, und Flasche folgt der Flasche.
Da holt die Uhr zum letzten Schläge aus
Des alten Jahrs — das Glas entfällt

der Hand
Des jungen Malers und zerbricht am
Boden . . .
„Lebt wohl, Genossen, Bruder, thu Dein
Wert,

Erspare meiner Brust das schwache Zittern
Der feigen Hand. . . Sieh mir den Scheide-
fuß.“

Ein letztes inniglautes Umsaugen,
Dann greift der andre schnell zum Terzerol,
Und in die Knie sinkt schwer der Freund
getroffen,

Der bieiche Mund im Todeskrampf verzerrt,
Als wollt' der Wunsch entstürmen ihm:
„Nur Leben!“

. . . Das war der Tod, den ihm sein
Schicksal zwang,

Den er gezogen aus dem Würfelbecher,
Als ihm ein Fremder seine Schwester
schmähte,

Die längstgestorb'ne, seiner Jugend Freun-
din,

Und er zur Buße ihm den Zweikampf bot.
Im Keller saßen sie im Künstlerkreise
Beim Wein noch spät, bis daß der Trank
Der losen Zunge jeden Hügel raubte
Und frecher Spott das Liebste ihm besudelt.
Der Fremde wählt gefordert sich die Kampf-
art:

Wer aus dem Becher zög' die schwarze Kugel,
Dem sei es Pflicht, sein Leben selbst zu enden
Bis vor des Jahres Schluß — es war
im März . . .

Er zog das Los, der schaffensfrohe Künstler,
Wien.

Der junge Gott, dem schon der Altar flammte,
Der Stolz der Stadt, die Zukunft seiner
Schwie.

Es war ein trübes Jahr, ein Jahr voll Qual.
Wie rang in ihm die Jugend mit dem
Tode,

Wie schwoh ihm Schmerz übervoll sein
Herz.

„Ihr meine Pläne, meines Hirns Geschöpfe,
Ihr blühenden Ideen, ihr solltet sterben,
Noch ungeboren — und es muß gescheh'n!“
Wie rauf er oft sich nächtl'ich wild die Haare,
Wenn angstgepeinig er zum Strande lief
Und in des flusses dunkle Wogen blühte.
„Hinein und jetzt?“ Da trieb's ihn mächtig
fort

Und an der Staffelei sank er dann nieder,
Die Hände stehend um das Holz ver-
krampft . . .

. . . So kam die Zeit heran. Das Herbst-
laub lag

Schon tot am Wege, den sein Fuß durchirrte.
Der Schnee bedeckte sanft die Blätterleichen;
Und auf der Leinwand schuf er seine Venus.

„O Venus Anadyomene, Göttin,
Du schwanengleich dem Meereschaum Ent-
stieg'ne,

Hör' mich, den Meister, der im Schmerz
dich zeugte.

Sieh mir ein Leben, dauernder als dies,
Sieh meinem Namen Ewigkeit, o Venus!“ . .

. . . Jetzt lag durchschossen er vor seinem
Bilde,

Und durch der Göttin liliengleiche Wangen,
War, sie vernichtend, auch der Schuß ge-
gangen. . .

Richard Schaufai.

Gruf.

Wär' ich ein Troubadour,
Säng' ich in lauer Nacht
Dir meine Lieder.

Weil ich ein Studio,
Schänlein im fernem Land,
Schreib' ich sie nieder.

Send' sie dir alle zu, —
Haß keine Freud' du dran,
Schick sie mir wieder!

Wenn sie gefallen dir,
Drück einen Kuß darauf,
Steck' sie ins Nieder.

Loblied.

Ein Lieb ist nicht von jener Art
Der zuckerfüßen Püppchen,
Die zwitschern, lächeln, ach, so fein,
Mit ihren Wangengrübchen.

Die schreien auf bei jedem Druck
Von ehrlich deutschen Händen,
Und täglich ihre beste Zeit
Auf Schminke' und Ködchen wenden.

Sie ist ein wild Zigeunerblut
Mit rabenschwarzen Haaren,
Mir ist der Augen bligende Glut
Sengend ins Herz gefahren.

Sie spricht nicht viel, doch was sie spricht,
Das kann man fassen und greifen —
So in der heimlich stillen Nacht
Die schönsten Träume reifen.

Sie küßt nicht oft, doch wenn sie küßt,
Möcht' ich vor Lust vergehen, —
Ihr süßen Püppchen all, ihr seht,
Ich bin schon trefflich versehen.

München.

Robert Kothe.

Der Nachmittagskaffee.

Grübes Grau
Quoll durch den Himmel —
Farbloser Regen
Troß hernieder,
Und auf den Gassen
Lag es wie mürrischer Troß.
Friedlos die Natur,
Friedlos meine Seele . .
Bange,
Auf der Irre . . .
Und ich ging hinein.
Selbliches Licht
Auf bleichen Gesichtern.
Da ein rothäckiges Kind,
In blauweißem Kleidchen,
An der Mutter Schoß gelehnt,
Und Zucker knabbernd —;
Dort ein altes Mütterchen
Mit sorgendurchfurchter Stirn
Und stierem Blick;
Gebüßt —
Geduckt —
Mit zitternden Fingern
Die Hornbrille haltend;
Dort schlächterne Bursche,
Eckig, ungelent,
Mit jagender Hand
. . Glückselig lächelnd . .

Den Sonntagskaffee rührend;
Dort grinsende Schädel,
Braun, fahl, frech —
Sierig, lästern, —
Unstätt blinzelnd,
Hastend, suchend — wie nach vergangenem
Verblaßtem
Glücke . . .
In knöcherner Hand
Heißumklammerte Karten,
Fiebergeschüttelt, —
Dem Raubtierfieber der Habsucht,
Der Gier — —
Hier, dichtverschleiert,
Verblühte Knospen . . .
Und in der Ecke,
Schäfernd, plaudernd,
Mädchen und stolze
Dummdreiste
Lieutenants. —

Wie toll flacker't in mir . .
Dann erstickt der Pfußl;
Und Rauch,
Qualmender Rauch
Steigt mir ins Hirn;
Und wieder legt sich
Beklemmende Angst mir

Um Stirn und Schläfen . . .
 Frieden . . .
 Süßer Frieden . . .
 Seelenfrieden . . .
 Wo bleibst du!?
 — — zerstoben . . .
 Verflüchtigt . . .
 Wie duftendes Öl
 Aus Blütenkronen!
 Und der nagende Wurm
 freut sich am Blute
 Der taugetrösteten
 Weikenden
 Seele . . . —
 Schwer — — schlaff —
 Sanft mir mein Haupt
 Auf die Brust . . .
 Ich atmete auf
 Und stierte lange,
 Ziellos
 In Dampf und Dunst.
 Da hört mich aus totem,
 Gedankenlosem Halbschlummer
 Das Rasseln und Rauschen
 Biergeverzählungener,
 Hastig durchstößbeter
 Familienblätter!
 Hölle und Teufel!
 Das fehlte mir noch! —
 Und ich greife zu Tagesblättern —
 Ewige Leitartikel,
 Breitgetretene Gedankenlosigkeit —
 Der Rest: Phrase,
 Pomp. — Schwall.
 Politi! — — Du bist mir
 Ne wachere Trösterin! —
 Na, was ist denn gescheh'n?
 Neuigkeiten!
 Uha! — das läßt sich hören! — — :
 Heut Militärkonzert
 Im Wintergarten;
 Und morgen voraussichtlich
 Das schönste Wetter.
 Gestern hat's geschneit
 — Ist das aber interessant! —
 Beim Kap der guten Hoffnung;
 Und in der Nähe von Bombay
 Entgleiste ein Zug.

Auch hat sich einer erhängt —
 Draußen beim Mühdamm.
 Und die Gründe seien unbekannt;
 Wahrscheinlich wieder ein Taugenichts,
 Der nicht arbeiten wollte,
 Dem's zu gut ging auf Erden,
 Und der aus Übermut
 Nichts bess'res anzufangen wußte . . . —
 Na, ist das aber interessant!
 Nun schnell zum Feuilleton:
 So! — Da haben wir's!
 Die alte Feier:
 Wie bekämpft man
 Den Todfeind Cholera?
 Das will ich lesen! . . .
 Später vielleicht —
 Jetzt nicht! — —
 Flugs! — was machen
 Unsere Kritiker!?
 Na — das ist ja recht hübsch:
 Der Baron X. von und zu Z.
 Hat ein Drama geschrieben.
 Fünf Akte.
 Effektiv.
 Wird dreimal geschossen.
 Und erstechen thut sich auch einer.
 Und diese schöne Sprache!
 Der Aufbau der Handlung!
 Die Einheit des Ortes!
 Selbstverständlich auch der Zeit!
 Und zwischen dem zweiten und dritten
 Akt
 Sind zehn Minuten Pause!
 Ah —! . . . Zehn Minuten Pause . . . !
 Das laß ich mir gefallen! —
 Und der Graf U. V. W.
 Hat sich verlobt;
 Sie soll sehr hübsch sein —
 Von der großen Oper —!
 Möge das edelgeborene
 Durchlauchtigste Brautpaar
 Noch lange Jahre
 Zur Fierde . . . etc.
 Etc. etc. und nochmals etc. — —
 Was doch in der Welt
 Nicht alles vorgeht!?
 Bin just jetzt aufgelegt —!
 Verdammtes Zeug —

Na und Stimmung hab' ich auch dazu —
 Es ist wirklich! — —
 Sol — — mein Kaffee!
 Ha, — ha, — ha —!
 Der schöne Kaffee!
 Wie er am Boden schwimmt!
 Sie blicken nach mir
 Und lachen spöttisch.
 Hol' sie alle — — —!
 Ah! schau, schau . . .
 Die Kleine!
 Die kleine Kellnerin —
 Ist die aber hübsch!
 Das kleine Mäuschen
 Aus Marmor geschliffen . . .
 Und große, große,
 Süße, blane Augen!
 Und rote Lippen,
 Wie . . . wie aus Marzipan.
 Ein herziges kleines Mündchen.
 Und runde kleine Backen
 Wie aus glühendem Wachs!
 Und dunkelblonde Locken,
 Samtweich und funkelnd
 Wie Glühlichtlämpchen!
 Ein Kindergeſichtchen —
 Ein pudriges kleines Kindergeſichtchen!
 Schau, schau, gar „Ponys“!
 Wie sie sich schlängeln
 Und zärtlich umschlingen
 Auf mädchenlieblicher
 Perlmutterstirn! . . .
 Sag', Kleine — pſt! — hörſt du nicht?!
 Wer hat dich gekümmert?! . . .
 Woher haſt du denn
 Das metallſchöne Haar? . . .
 Na, ſo komm doch her!
 Seh' dich doch zu mir!
 Na und ſchäm' dich nicht!
 Wer wird denn ſo ſchlimm ſein?!
 Sie zögert —
 Und lächelt . . .
 Und nickert
 Wie eine Madonna —

Wien.

Nur nicht ſo leidend,
 Nur nicht ſo traurig,
 So ſchmerzgeboren,
 So lebensmüde — —
 „I darf net . . .“
 Na, wart' — Racker! . . .
 Und da war ſie entſchlüpft — —
 Menſchengewühl um mich her,
 Über den Trog gebückt!
 Schlampampend und würgend.
 Glähen — Perücken —
 — Schminke und Puder — — —

Herrgott!! wie gern
 Hätt' ich ihr in den Arm gezwickt!
 In das kleine
 Wächserne Armchen.
 Und geküßt hätt' ich ſie —
 Dieſe ſamteneu Backen,
 Dieſe ſaftigen Pfirſiche.
 Und den Arm hätt' ich geſchlungen
 Um ihre Taille —
 Die zitternde, ſchlächterne Taille,
 Darunter, niedergehemmt,
 Das kleine glühende
 Herzchen hämmert . . .
 Das ſackerte in mir
 Wie toll!
 Doch nicht mehr friedlos,
 Nicht mehr züngelnd.
 Wie gelbe Schwefelſtammen.
 Das war reines
 Himmlisches Feuer,
 Prometheusglut — — —
 Und da hatte ich ihn,
 Den Frieden
 In meiner Seele
 Tönte es
 Wie Harmonie . . .
 Süße, ſpiegelglatte Harmonie . . .
 Und zuweilen
 Trillerte es wie Elfenſang . . .
 Wie Nachtigallenlockruf — —
 In jenem Tage war ich glücklich . . . —

Anton Lindner.



Der Idiot.

Aus dem Leben der Großstadt von Ant. Andrea.

(Scenode u. März.)

Die Witwe Erdmann wußte nicht, daß sie sich eine Rute aufband, als sie den verwaisten Brudersohn ins Haus nahm. „Aus purer Gütmütigkeit!“ sagten die Nachbarn am Kupfergraben, und bedauerten die brave Frau, die den Jungen nun nicht mehr los wurde.

Er war entschieden blödsinnig! Starke Gliedmaßen hatte er und einen dicken Schädel, aber Verstand nicht genug für ein Huhn. Seine großen runden Augen glozten dumm, das borstige Haar über der eugen Stirn sträubte sich, wie die Stacheln des ergrimten Igels, der Mund mit den aufgeworfenen Lippen stand offen, als ob er ewig Hunger hätte — und doch aß er für zwei und faulenzte vom Morgen bis an den Abend. Ja, wenn die arme Erdmann keine eigenen Kinder gehabt hätte! Da waren aber die beiden jüngsten, ein paar Klangen, die in die Schule mußten und nichts als dumme Streiche lernten; dann Trude mit ihren sechzehn Jahren, ein zimperliches Ding, höchstens tauglich, um die Kunden im Handschuhladen zu bedienen; zuletzt Wilhelm, der älteste, Droschkentutscher bei einem kleinen Fuhrherrn. Selbst der brachte es zu nichts! Er liebte das bummelige Leben und war ein Krakehler. Seiner Mutter gab er nur dann ein gutes Wort, wenn er Geld von ihr wollte.

Der Martin war ihm in der Seele zuwider, er nannte ihn nie anders als den „Idiot“. Bei der ersten besten Veranlassung sperrte er ihn in das „Hundeloch“, das kleine Gelaß unter der Stiege — da hätte er verhungern können, wenn Trude ihm nicht heimlich was zu essen zugesteckt hätte. Die andern beiden Buben konnten ihn erst recht nicht leiden, aber ihn zu knuffen und aufzuziehen, zählte zu ihren Hauptspäßen.

Als Martin vierzehn Jahre alt und glücklich konfirmiert war, brachte man ihn zu einem Schlosser in die Lehre. Der jagte ihn den fünften Tag fort mit dem Zeugnis, daß er sogar zum Laufburschen zu dumm wäre.

Zu Hause hagelte es nun Schimpf und Schande auf ihn nieder; er that, als ob ihn das nichts anging, nur als der Droschkentutscher ihn ins Hundeloch sperren wollte, wurde er so wild, daß der andere ihn fahren ließ und mit einem Faustschlag ins Gesicht absand.

Martin stolperte in die Waschküche und setzte sich auf einen umgejülpten Zuber; da blieb er in stillen, ausdruckslosem Hindrüten, bis Trude

ihn aufsuchte, unter dem Vorgeben, die gewaschenen Handschuhe von der Leine zu nehmen.

„Du, hat der „Große“ Dich wieder verhauen?“ fragte sie schüchtern. Er saß wie ein Steinbild und stierte vor sich hin. Als sie aber neben ihm kauerte — auf dem Zuber, glözte er sie von der Seite an und nickte mit dem Kopfe.

Sie zog einen schönen, roten Apfel aus der Tasche und hielt ihm diesen vor die Augen:

„Willst ihn?“ —

Er streckte seine große Hand danach aus, während seine stumpfe Miene sich belebte.

„Trude,“ schrie da die Mutter in der Stube, „was hast mit dem zu schwagen? Mach' flint!“

Der Apfel verschwand in der Hand des Jungen, und Trude huschte fort.

Zum Winter versuchte es 'mal ein Nagelschmied mit dem Martin. Das hielt ein paar Wochen vor; dann aber gab es Zank mit dem Gefellen, der den ungeschickten Burtschen „Idiot“ schimpfte, und der stärkere von ihnen, warf Martin seinen Gegner im Faustkampf nieder, daß ihm Hören und Sehen verging. Natürlich, man bekam Respekt vor seinen Fäusten und — ließ ihn laufen.

Nun hatte er bald das siebzehnte Jahr erreicht und lag der armen Erdmann zu Hause im Wege, daß sie auf Schritt und Tritt gegen ihn anrannte. Höchstens, daß er das Holz für den täglichen Gebrauch klein hackte und ein paar Gänge besorgte, wenn Trude ihn dazu anleitete. Manchmal half er auch Fässer und Kisten abladen, in der anstoßenden Kolonialwaren-Handlung — das eignete sich am besten für seine breiten Schultern und seinen engen Verstand!

Eines Abends, als es draußen tüchtig schneite, kam der Droschkentutcher nach Hause. Er schlug gleich Lärm, daß er keinen Kimmel auf dem Tische fand, obgleich er schon nach Branntwein duftete, und wollte nichts wissen von der warmen Knoblauchswurst, die Trude für ihn aufstrug.

In der Waschküche hämmerte der Idiot einen Schemel zusammen, mit welchem Trude runtergebrochen war, als sie die abzuliefernden Handschuhe im Glasstank nummerierte. Die beiden kleinen Buben zanken um einen Cigarrenstummel, den ein Kunde aus dem Ladentisch hatte liegen lassen, während die Mutter die Handschuhe sortierte, die im Laufe der Woche zum Reinigen abgegeben worden waren.

„Holt mir 'nen Kimmel, Jungens!“ schrie Wilhelm in der Stube.

„Bei so 'ner Kälte!“ rief der eine zurück. „Schid' mau den Idioten, der kann sich ooch 'mal die Füße vertreten.“

Martin stellte den Schemel aus der Hand:

„Denn man Geld her!“ knurrte er durch die Stubenthür und glogte Wilhelm an, mit einem Gemisch von Scheu und Troß.

„Dummkops, ich hab' keines! Die Alte muß 'rausrücken.“

Martin schielte nach der Mutter; die that aber, als ob sie nichts merkte, und rief Trude zu, sie sollte auf die eingeweichte Wäsche im Zuber Wasser gießen.

Martin machte kehrt und schickte sich an, weiter zu hämmern an seinem Schemel.

Da wurde in der Stube ein Stuhl umgeworfen und der Droschkentischer hielt der Mutter die geballte Faust unter die Nase.

„Kümmel!“ donnerte er: „Ich sage 'nen Kümmel! Wo für den verwünschten Idioten, den Thunichtgut, noch allemal zu essen ist, da wird wohl noch 'n Groschen zum Schnaps abfallen für mich, oder — ich werd' es Euch allen eintränken.“ — — —

„Schäm' Dich!“ rief die Frau hartnäckig: „Einem, der kaum noch auf den Beinen steht, braucht sich nicht weiter zu besaufen.“

Trude, in der Waschküche, wollte sich ins Mittel legen; aber der junge Mensch stürzte sich auf sie und schlug sie in den Rücken, daß sie laut aufschrie. In demselben Augenblick prallte er heftig zurück vor Martin, der, den Hammer in der Faust, zwischen ihn und das Mädchen gesprungen war.

„Um's Himmelswillen, man nicht!“ wehrte Trude entsetzt und packte Martin beim Arm, daß er den Hammer fallen ließ; aber Wilhelm raffte ihn auf und warf sich auf seinen Gegner. Ein fürchterliches Ringen, ein tierisches Schnaufen und Ächzen, ein Fall — und die beiden wälzten sich im Knäuel am Boden!

„Mutter, bringe sie auseinander!“ schrie Trude weinend: „Er schlägt ihn ja tot.“

Da sprang Wilhelm wieder auf die Füße, taumelnd, das Gesicht zertrabt; aber der Idiot blieb röchelnd liegen.

„Hund, verfluchter!“ knirschte der Sieger, während er sich ermattet auf das Bett in der Stube fallen ließ.

Die Mutter beschwichtigte die heulenden Buben und brachte sie zur Ruhe in dem Ofen nebenan; dann nahm sie den Korb voll Handschuhe aus der Ofenecke vor. Nach einer halben Stunde überwältigte die Müdigkeit auch sie, und nur Trude hantierte still im Laden weiter. Als sie Wilhelm schnarzen hörte, schob sie den ganzen Kram von Handschuhen, Lappen und Flaschen eilig auf dem Tische zusammen und schlich in die Waschküche, wo es dunkel war bis auf den matten Lichtschein, welchen die Petroleumlampe auf dem Ladentische verbreitete.

Martin lag noch immer an derselben Stelle und rückte und rührte sich nicht. Das Mädchen zündete einen Lichtstummel an und machte leise die Thür zu, damit die andern nichts merken sollten; dann leuchtete sie dem armen Gemüthselben ins Gesicht.

Er hatte die Augen weit offen und an der linken Schläfe eine kleine Wunde, aus der dickes Blut über die Wange tropfte.

„Ach Du“ — — hauchte das Mädchen: „wie siehst Du aus — so jämmerlich! Sei mau still — die andern schlafen.“ — —

Sie holte ein Stück von der nassen Wäsche im Zuber und wusch ihm das Blut ab, ganz sanft und liebevoll; dabei flüsterte sie leise auf ihn ein, daß ihr warmer Atem ihn umwehte, weich, unendlich wohlthuend. Er lag still unter ihren Händen; aber allmählich atmete er stark, immer stärker, und jeder Zug tönte wie ein Seufzer.

„Thut es so weh?“ fragte sie und schob ihm ihre Schürze unter den Kopf. Er legte die große Hand auf seine Brust — recht dahin, wo ihm das Herz hämmerte:

„Hier — — hier“ — — —

„Ne, Du — — am Kopf hast Du's ja!“

Er lächelte — langsam, wie ein Strahl aus den Wolken seinen Schimmer zieht über die dunkle Erde — kein bloßes Grinsen war es, sondern das Ausdämmern von Glück in einer verfinsterten Seele.

„Was Du für blanke Augen machst!“ flüsterte Trude, „und ganz weiße Backen hast Du — — das sieht gut aus . . . Was, Martin? auf mich bist nicht böse. Ich möcht' Dir alles Gute thun auf der Welt, wenn die andern Dich so schlecht behandeln.“ Ihre Haarfranze berührte sein Gesicht, in dem ihr warmer Atem spielte; er öffnete die Lippen wie ein Durstender, der trinken will.

„Du — — ja — — Du!“ stammelte er. Mit einem Mal hielt er das Mädchen umschlungen und küßte es gierig auf den Mund. Trude riß sich los, erschrocken und doch selig erschauernd. Das Gesicht in Blut getaucht, hielt sie sich am Thürdrücker, während sie nach Ausdruck rang für das heiße, bange, süße Gefühl in ihrer jungen Brust.

Er war zurückgesunken, aber seine Augen hingen immerfort an ihrem Antlitz, mit einer stummen, stehenden Bitte; plötzlich liefen ein paar dicke, schwere Thränen über seine Wangen.

„Trude — — ich weiß nicht, was das ist! Ne, Du — — ein Engel bist — Du! Den Wilhelm — — den Teufel — — würge ich, wenn er Dich anfährt — — aber ich thue's nicht — — wenn Du mich küssen willst — — das macht gesund — — wenn's auch weh thut — — da — — im Herzen.“ — — —

Ein starker Benzin- und Brandgeruch drang von irgendwo herein, daß Trude die Thür aufriß:

„Herr — — des Himmels!“ Sie schrie es laut in ihrem Entsetzen und sprang rückwärts in die Stube, voll von Qualm und Rauch, die aus dem Laden hereinströmten in großen, röthlichen Wellen: „Es brennt! Mutter — — Wilhelm — — es brennt!“

Kreisend fuhr die Frau in die Höhe und stürzte nach dem Altoven: „Kinder, raus! es brennt! Ach du mein Herrgott — — Wilhelm — — Feuer!“

Als der Tropfenkutscher endlich begriff, was vorging, rann er kopflos hin und her in dem Qualm, und brüllte in einem fort! „Feuer! Feuer!“

Auch im Hause war es lebendig geworden; der Hof füllte sich mit Menschen. Auf der Straße rief man nach der Feuerwehr und dazwischen: „Im Handschuhkeller brennt's!“

Die beiden Buben, nur mit dem ersten besten Kleidungsstück versehen, standen auf dem Hofe im Schnee und heulten; Wilhelm kam herausgerannt, ein Bettlaken umgeschlagen — das war alles, was er in der Angst gefunden hatte. Die Mutter und Trude schleppen heraus, was ihnen unter die Hände kam — der einzige, welcher ihnen half, das war Martin, der mit seinen gewaltigen Fäusten packte und auf seine Schultern lud, was überhaupt gerettet werden konnte. An seiner Backe klebte Blut, und von seiner Stirn tropfte es stetig, wenn auch in immer längeren Pausen — niemand achtete darauf!

Da rasselte die Feuerwehr heran; das raubte der Frau den letzten Rest von Thatkraft. Sie schrie, daß im Laden alles verbrenne, weil keiner mehr durchläme in den Flammen. Dennoch wagte es Trude, in dem Schuldbewußtsein, daß durch ihre Nachlässigkeit das Feuer ausgebrochen sei. Sie dachte an die Kasse mit der Einnahme von mehreren Tagen und auch, daß sie lange nicht so viel thäte als der Martin, der doch vor einer halben Stunde halbtot gelegen hätte. Aber schon in der Ladenthür sängen ihre Kleider Feuer, und Rauch und Qualm erstickten fast ihre Stimme, als sie um Hilfe schrie. Einer hörte es dennoch — das merkte sie, als ein paar große Arme sie packten und durch die Stube in den Hof trugen: „Martin!“ sagte sie und umklammerte seinen Hals.

„Ach Gott, ach Gott, die Trude!“ kreischte die entsetzte Mutter. Das Mädchen stand indes noch aufrecht, und vor ihr lag der Idiot auf den Knien, eifrig bemüht, ihre brennenden Kleider mit den Händen auszudrücken.

„Der brennt ja auch!“ schrie es da von mehreren Seiten. Ja, der

Idiot brannte; als man ihm aber zu Hilfe kam, lag er im Schnee, und von Feuer war nichts mehr an ihm.

Es dauerte nicht lange, dann war der ganze Brand gelöscht; er hatte nirgends als bei den Erdmanns Schaden gethan — auch da nur im Laden, der völlig zerstört war.

„Da hat einer was abbekommen!“ sagte ein Mann von der Feuerwehr und deutete auf einen menschlichen Körper im Schnee. Wilhelm, noch immer in seinem Bettlaken, stieß ihn roh mit dem Fuße an: „Wer wird's sein — — der verwünschte Idiot!“

„Er muß nach der Charité geschafft werden!“ sagte der Mann.

Aber Trude drängte sich durch und begann jämmerlich zu schluchzen und zu wimmern.

„Martin — — ach Du! Mach' bloß die Augen auf! Was fehlt Dir, lieber — — lieber“ — — —

Die Leute achteten nicht auf sie, nicht darauf, daß sie ihm die Wangen streichelte und ihn küßte. Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück: sie hatte ein paar stumme, eiskalte Lippen berührt.

„Er ist tot!“ sagte der Mann von vorhin, nachdem er ihn genauer untersucht hatte. „Es muß ihm was an den Kopf gefallen sein, da hat er ein tiefes Loch, das hat wohl schon eine Weile geblutet.“

Mit einem Blick voll Grausen schaute Trude auf ihren Bruder, der fahl wurde, wie sein Bettlaken; dann verbarg sie das Gesicht in den Händen, und auf den Knien, im Schnee, beweinte sie bitterlich den armen Jungen, der so schmachlich umgekommen war, und den niemand auf der Welt geliebt hatte — als sie allein.



Armer Sünder.

Studie von Hans Eckenbrecher.

(Bernstadt.)

Im ersten Stock einer kolletten Villa auf der Avenue de C. in Paris versammelte sich eine große Trauergesellschaft, um dem verstorbenen Hausherrn Von de Montravel die letzte Ehre zu erweisen.

An den beiden Flügelthüren des Entrées standen zwei tabellos korrekte, schwarzgekleidete Diener, auf deren glattrasierten Gesichtern der hochmütige

und durchtriebene Ausdruck der Lafaien „de grande maison“ heute der aufrichtigen Trauer anhänglicher Diensthofen um einen beliebten und freigebigen Gebieter gewichen war.

Sie nahmen den Kommenden schweigend die Übertüde ab und schlugen geräuschlos vor ihnen die Thüre zu dem großen Salon auf, in dem Horace de Peligny, der intimste Freund des Toten, der weder Familie noch nahe Verwandte besaß, die Leidtragenden empfing.

Die weit ineinander geöffneten Räume der Wohnung, in denen die zahlreich Erschienenen sich flüsternd bewegten, boten ganz und gar den Anblick eines modernen Junggesellenheims von raffiniertestem, sybaritischem Lurus, verrieten aber auch in ihrer Ausstattung die künstlerischen Neigungen ihres verschiedenen Bewohners: schwellende Möbel von entnervender Bequemlichkeit auf orientalischen Teppichen von entzückender Farbenwirkung, — magisches Dämmerlicht erzeugende, köstliche, mit durchsichtiger bunter Seide unterlegte Spitzengewebe an den Fenstern, — auf den niedrigen Tischen und barockgeformten Stagoren wertvolle Waffen und Reitpeitschen, eine mit scheinbar großer Vorliebe und Kennerblick zusammengestellte Galerie weiblicher Schönheiten, eine Illustration zur Naturgeschichte des Triokts, seltene Antiquitäten und Bibelots von sportlichem Charakter, — an den Wänden und in den Ecken, halbverdeckt von schlanken, saftig-grünen Palmen, Meisterwerke der Malerei und Bildhauerei, in ihrer Mehrzahl eine Verherrlichung des weiblichen Fleisches.

Und über all dem schwebte ein leichter, pikanter Duft von ägyptischem Tabak, feinem Lederzeug und ambro, der sich mit dem süßen Hauch der Gardenien, Orchideen, weißen Rosen und Maiblumen, aus welchen die unzähligen kostbaren und bescheidenen Liebespenden für den Verstorbenen gewunden waren, und dem mythischen Arom verflüchtigten Weihrauchs zu einer berausenden Symphonie der Wohlgerüche vereinigte.

Im dunkelverhangenen Bibliothekzimmer stand, von stummwundenen silbernen Kandelabern mit still und majestätisch brennenden Wachskerzen flankiert, der wundervoll geschnitzte, eichene, offene Sarg, in dem der Tote, den Kopf auf ein mit stumpfer roter Seide bezogenes Damenkissen gebettet, wie zu einer zwanglosen Abendgesellschaft gekleidet, ruhte.

Er war ein Mensch von etwa achtunddreißig Jahren mit dem charakteristischen Typus des eleganten Lebemanns *fin de siècle*: blasirt, distinguiert, abgelebt. Und doch hatte dieses schmale, jetzt grünlichbleiche Gesicht mit den dunkel umzeichneten Augen, der kleinen, stolzgebogenen Nase mit den gewölbten Flügeln, und dem feinsten Empfindungsvermögen und Leidenschaft verratenden Mund, den ein starker, blonder Schnurrbart beschattete, im Leben einen wunderbar fascinierenden, bestrickenden Ausdruck von Lebens-

würdigkeit, Geist und schalkhafter Laune gehabt, den auch die Starrheit des Todes nicht ganz hatte verlöschen können.

So zahlreich die Trauerversammlung war, so seltsam zusammengewürfelt erschien sie auch in ihren Elementen. Da standen hocharistokratische Diplomaten und ordengeschmückte Offiziere neben jungen unbekanntem Schriftstellern im einfachen schwarzen Leibrock, — geschneigte, gigerthafte Vertreter der *haute gamme* neben verfaunten Genies mit ungelämmten Haaren, deren äußerliche Trauer sich auch auf Wäsche und Fingernägel erstreckte, — Künstler und Gelehrte von Ruf neben milchbärtigen Mutterlöhnchen: vornehm neben plebejisch, elegant neben schäbig, berühmt neben namenlos.

Das weibliche Element fehlte. Die Freundinnen des Verstorbenen waren entweder zu vornehm, um in diesem herrinlosen Hause zu erscheinen, oder zu eindeutig, um mit ihrer anstößigen Gegenwart bei dieser traurigen Veranlassung hervorzutreten.

Nur ein einziges junges schlankes Weib, ganz in schwarzen Crêpe gehüllt, bleich wie der Tote selbst, mit großen, trostlosen dunklen Augen in dem süßen Mignongesicht, lehnte regungslos an einer Marmorsäule in nächster Nähe des Sarges, den Blick unverwandt und verzehrend auf das Antlitz des Verschiedenen gerichtet, und weinte unaufhörlich, lautlos und ohne Grimasse. „So müssen Engel weinen,“ urteilte man, von dieser idealsten und rührendsten Verkörperung menschlichen Schmerzes mächtig ergriffen, bewundernd inmitten einer Gruppe angehender Künstler. „*Pauvre petite Lilli!* Ich glaube, Léon hätte sie wirklich noch geheiratet, wenn nicht so plötzlich — —“ Eine wehmütige Geste ergänzte das Unausgesprochene. Sie alle verehrten in Lilli, die im Bewußtsein ihrer Reinheit und in der Selbstvergessenheit einer großen Liebe und tiefen, seelenerfüllenden Trauer, unbekümmert um die Kritik, als einzige Frau unter so vielen Männern stand, zugleich die teuerste platonische Freundin des Toten, die auch der frechste Spötter nicht mit dem Geifer der Verleumdung zu besudeln wagte, und die anmutige Kollegin. —

Selten offenbart sich in einer so zahlreichen Begräbnisgesellschaft so viel echte Trauer, wie sich hier kundgab.

Einer der Männer nach dem anderen löste sich aus der Menge der Leibtragenden, die von Minute zu Minute anschwoll, und trat an den Sarg Léons, um ein kurzes Gebet zu verrichten und einen stummen, schmerzlichen Abschied zu nehmen. Thränen, die das Auge des Mannes nur widerstrebend und spärlich hergießt, wie der Baum das zähe kostbare Harz, glänzten in aller Blicken, wenn sie sich darnach wieder unter die flüsternden Gruppen mischten, wo man immer und immer wieder den jähen, überraschenden Tod des Hausherrn beklagte, der selbst Hand an sich gelegt hatte, — offenbar

in einem plötzlichen Anfall von Geistesstörung, worauf die außergewöhnlichen und absonderlichen Umstände deuteten, unter denen die schreckliche That geschehen war. Welche Motive hätten auch bei gefunden Sinnen den reichbegüterten, in den denkbar günstigsten Verhältnissen stehenden und so überaus und allgemein beliebten jungen Lebemann, dem Fortuna in jeder Gestalt hold gewesen, zum tödtlichen Morphium greifen lassen?

Besonders umringt war der kleine Baron Ravodin, welcher den Selbstmord entdeckt hatte, ein korpulenter, kurzbeiniger, glasköpfiger Bierziger, mit gerötetem, glänzendem Epitüräergesicht und einem von den Lastern der Geistesfähigkeit und der Geschwähigkeit gezeichneten, großen, wulstigen Mund.

„Ja, meine Herren, so wie Sie ihn hier sehen, so fand ich ihn — pauvre garçon — am Mittwoch Morgen — wir hatten nämlich in seiner Wohnung ein rendez-vous zu einem Pirschgang auf seinem Landgute verabredet —“ versicherte er mit seiner tremolierenden, geräuschvollen Stimme, die er nur mit Mühe dämpfen konnte, wohl schon zum hundertsten Male allen, die es hören wollten.

Er rückte im Affekt der Rührung und tupfte sich mit einem breit schwarzumranderten seidenen Foulard nervöse Thränen von den feisten Waden.

„Er hatte sich selbst in seinen Sarg gelegt, — in denselben Sarg — Sie erinnern sich doch, Pommar! — den er sich vor vier Jahren von einem brotlosen armen Teufel hatte schnigen lassen, um ihn aus der Klemme zu ziehen — o, er war ebenso großmütig wie originell, unser teurer Léon! — Und um ihn herum eine gräßliche Verwirrung — ach, was sage ich da — es wäre zum Krankhagen gewesen, einer jener göttlichen Einfälle, ganz der sublimen Erfindungsgabe unseres genialen Léon „Caprice“ würdig, — wenn nicht die traurige Pointe seines tollen Schelmensstücks allzuzwingend darauf hingewiesen hätte, daß der Armste — —“

Von Behmut überwältigt brach der Sprecher ab, verdrehte die Augen jammervoll und machte weitausholend mit dem kurzen Zeigefinger nach seiner kahlen blanken Stirn eine Geste, die nicht mißzuverstehen war und bei den Umstehenden das Echo bedauernder Bewegungen der wohlfrisierten Köpfe und tabellosen Cylinder und diskreter mitleidiger Lungenlaute weckte.

„Denken Sie, meine Freunde, das mit der „mention honorable“ ausgezeichnete Schlachtenbild Demartiers, ein gemaltes Ruhmesblatt aus der Geschichte unseres glorreichen Vaterlandes — Sie wissen doch, wie teuer Léon es damals erstand! — mit einer allerdings löstlichen aber — löstlichen! sag' ich Ihnen — Karikatur des „großen Ferdinand“ in unauslöschlicher Tinte übertüncht! Man hat es einstweilen im Badezimmer untergebracht — aber o weh! bei dieser Mohrenwäsche hilft weder Seife noch Douche! — —“

„Und die Venus von Melos hinter jenen Palmen mit einem koketten Frühjahrschütchen aus bischofs-lilaem Sammet und Spitzen — Léon, der Schäler, wußte ja immer, was Mode war bei den Damen! — auf dem antiken Götterhaupt — und durch die ganze Wohnung eine Spur von weißen Papierstückchen wie bei einer Schnitzeljagd: die zerrissenen Schuldscheine seiner zahllosen Schuldner — und —

„O, warum mußte ich diesen Tag erleben! Warum mußte gerade ich das Entsetzliche entdecken!“ schloß erbarmungswürdig stöhnend der redselige Apoplektiker, dem seine plumpe, sackartige Gestalt, die hervorquellenden, runden Augen und die laute, knarrende Stimme in der Gesellschaft den Spitznamen „der Froschkönig“ eingetragen hatten, — mit versagendem Atem.

Die Trauer um den dahingegangenen Freund hinderte ihn indeß nicht, es mit geschmeichelter Eitelkeit wahrzunehmen, daß eben der so ostentativ beklagte Umstand ihm selbst zu einem gewissen melancholischen Nimbus verholfen hatte — bis etwa der nächste Skandalprozeß das Interesse von „tout Paris“ von dem Aufsehen erregenden Ereignis, das jetzt in aller Munde war, wieder ablenkte.

„Höchst bedauerlich in der That! Aber, was habe ich Ihnen denn immer gesagt, Baron? Es mußte so kommen, wie es gekommen ist! Da haben Sie die Bestätigung unserer Theorien! Nicht wahr, Guillard?“ begann, als Ravodin endlich verstummt war, nörgelnd der kurzsichtige Professor Flobert, ein ältliches, dürrs Männchen mit verbissenem, zusammengetrocknetem Gesicht, in dem zwei runde funkelnde Brillengläser das größte waren. Man hörte auch noch im Flüsterton die ganze rechthaberische Unliebenswürdigkeit des fanatischen wissenschaftlichen Streithahns aus seiner scharfen Stimme.

„Jawohl, mon professeur, jawohl! Es mußte!“ beeilte sich der apotrophisierte medizinische Kollege und Überzeugungsgenosse beizupflichten.

„Es lag in der Familie! Der alte Herzog, sein Vater — und auch dessen Vorfahren —“

„Ja, ja, der alte Herzog! — die Sünden der Väter —“ fiel Henri Cantalou, ein junger demokratischer Autor, der dank der Censur, die sein Erstlingswerk, einen Roman von der extremsten naturalistischen Richtung, verboten hatte, über Nacht eine Berühmtheit von zweifelhaftem Ansehen geworden war, mit einem mephistophelischen Lächeln ein, das seine sarkastischen Mundwinkel in die Höhe zog und zwei Reihen tabelloser, spitzer Raubtierzähne enthüllte.

„Pauvre Léon! Ce beau garçon —“ „Und wie plötzlich kam die Katastrophe! Noch am Montag Abend soupierte er mit Horace, dem

Marquis Aquita, Polizoff und mir bei Bignon und war so heiter, so voll prickelnder Laune und guter Dinge, ganz wie gewöhnlich — „Es ist ja unerträglich um ihn! So begabt, so liebenswürdig, der beste Kamerad, den man sich denken konnte —“ „Ach, ich wette, es greift uns allen ans Herz!“

Also flüsterte man durcheinander; aus allen Äußerungen aber, welche Färbung ihnen auch Temperament und Anschauungsweise der Sprecher verlieh, klang die außerordentliche Beliebtheit des Verstorbenen heraus.

„Sehen Sie nur, wie Peligny aussieht, ganz gebrochen, ganz verstört!“ raunte der spanische Attaché Graf Guilmarez seinem Kameraden von der russischen Gesandtschaft zu. „Er war der Intimste Léons! Ich habe ihn immer beinah darum beneidet!“ gab dieser mit gedämpfter Stimme zurück, glitt mit parlettgewohnten Sohlen an Pelignys Seite und legte ihm die Hand leicht auf die Schulter. „Höre, Horace, mein Bursche, Dein Aussehen beängstigt uns! Sieh, wir alle trauern, aufrichtig und tief! Aber dieser starre, wortlose Schmerz wird Dich aufreiben, Dich krank machen — —“

Horace de Peligny, ein junger dramatischer Schriftsteller, der den Fuß schon fest auf die schwankte Leiter zum Gipfel des litterarischen Ruhms gesetzt hatte, war ein hochgewachsener Mann Ende der Dreißiger, mit einem geistvollen und bedeutenden Kaffekopf und der Tournaire eines vollendeten Weltmanns. Als nächster und bester Freund des Verbliebenen, der allein in der Welt gestanden hatte, leitete er die Begräbnisfeierlichkeit. Aber er brachte nur mühsam und wie gedankenabwesend die unumgänglichsten Höflichkeitsformeln über die bleichen Lippen, wenn er als Stellvertreter der fehlenden Familie und Verwandtschaft den eintretenden, leidtragenden Gästen die Honneurs machte, und entzog sich jedem eingehenderen Gespräch. Als er seiner Pflicht, die ihm sehr hart anzukommen schien, dem Letzten der Erstbienen gegenüber genügt hatte, zog er sich in eine einsame Ecke, abseits von der murmelnden Menge, zurück und starrte, tiefe Falten zwischen den düstern Brauen, stumm und schmerzlich grübelnd zu Boden.

Obgleich man wußte, daß seine Beziehungen zu dem Toten überaus innige gewesen waren, vermuteten doch einige scharfsinnige und besonders pessimistische Beobachter, daß außer der heißen Trauer um den Entzessenen noch ein anderes schweres Kummernis heimlich auf der Seele Horace de Pelignys lastete.

Da er aber ebenso höflich wie entschieden diese von einem Indiskreten leise sondierend ausgesprochene Insinuation zurückwies, wagte man nicht weiter in ihn zu dringen. —

Endlich erschien der Geistliche, der die religiösen Cerimonien bei dem Begräbnis vollziehen sollte.

Er war weder einer jener klangvoll betitelten Seelenhirten, welche die geschmeidige Eleganz ihrer Redekunst und ihrer Erscheinung in Mode bringt bei der vornehmen Gesellschaft, deren privaten Feierlichkeiten sie mit ihrer Tagesberühmtheit ein frommes Relief verleihen müssen, noch einer jener zelotischen Donnerer auf der Kanzel, deren fulminante Beredsamkeit sich wie reißende, schonungslos aufwühlende Sturzbäche über die Sünden ihrer Beichtkinder ergießt, sondern ein schlichter, jovialer Priester ohne hohe kirchliche Würden, aber von warmem Gemüthe, gesundem Menschenverstand, verständlicher Duldsamkeit und gelegentlich kaustischem Witz seinen Feinden gegenüber, die ihn als Freidenker und den weltlichen Freuden ergeben be- zichtigten.

Sein größter Vorzug an dieser Stelle bestand darin, ein persönlicher Freund des Verstorbenen gewesen zu sein, der zwar offiziell der katholischen Kirche angehört, im Kreise seiner Intimen aber nie ein Hehl aus seiner besonderen Façon, selig zu werden, gemacht hatte.

Er erlebte die rituellen Cerimonien so kurz wie möglich und verwendete den besten Theil seines Eifers auf die Leichenebe, ein Meisterstück geistvoller Rhetorik, in knappster, prägnantester Form, eine selten geschmackvolle Lobrede auf den Verstorbenen, dessen glänzende Begabung, Großmut, Freundestreue, Freigebigkeit und Wohlthätigkeit er mit diskreter und doch feuriger Zunge pries, und zugleich eine von der eigenen herzlichen Zuneigung inspirierte verblühte Ehrenrettung des Selbstmörders, der bei Lebzeiten in den Augen der rigorosen Moralisten als räudiges Schaf gegolten hatte, und den er als beklagenswertes Opfer von Verhältnissen und Schicksal herausbiß. Da er weder Witve noch Waisen zu trösten hatte, nahm Hochwürden nach gethaner Amts- und Freundespflicht in einem bequemen Lehnstuhl Platz und sammelte den reichlichen, nassen Boll ehrlicher Rührung und Betrübniß um den Dahingekiebenen in seinem großen weißkleinencn Sackuche.

Einige boshafte Spötter behaupteten allerdings, die Thränen des ehrwürdigen Vaters gälten ebenso viel den nun entschwundenen „Fleisch- töpfen Aegyptens“ und dem versiegelten, eine Blumenlese der köstlichsten Gewächse Europas bergenden Weinkeller des bei Lebzeiten unermüdblich, ja fürstlich gastfrei gewesenem Herrn von Montravel, als seinen liebenswürdigen Charaktereigenschaften, deren sich seine hinterlassenen Freunde fortan nur noch in der Erinnerung zu erfreuen vermochten. —

Nachdem noch einige der anwesenden Vertreter der mondainen Gesell- schaft, welche die eigentliche Sphäre Léons gewesen war, ihm warm empfundene Worte des Abschieds gewidmet, und ein junger Bildhauer ihm das Lebewohl und den Dank der Künstler, die stets einen begeisterten Förderer an ihm

gefunden, nachgerufen hatte, gab Horace de Peligny, der zur allgemeinen Verwunderung nicht sprach, den Befehl zum Schließen des Sarges und führte das thränengebadete, schluchzende junge Weib, Lilli, Léons schöne, mutige Freundin hinweg.

Nun folgten die profaischen, ernüchternden, aber unvermeidlichen Szenen: Das geschäftsmäßige Aufladen des Sarges durch die „croque-morts“ mit ihren starren, teilnahmslosen Gesichtern, deren Gefühl stumpf geworden ist durch den täglichen Aublick von Tod, Thränen und Jammer, und die dessen letzten, etwa noch ausmuckenden Rest in den zahllosen „gros bleus“ erkaufen, welche ihnen den Appetit konservieren in ihrem fatalen Beruf, — das brutale Zusammenpferchen der kostbaren, zarten Blumengewinde, die jeder einzelne Spender mit eifersüchtiger Sorgfalt hat vor Beschädigung hüten lassen, bis zur Ablieferung im Trauerhaus, — und dann die lange, langsame Fahrt im Schritt über das Pflaster nach dem weitentlegenen Kirchhof, welche den die Leiche Begleitenden zur Marter wird.

Als endlich die letzten Erdschollen über Léons Sarg in die Gruft gerollt waren, entzog sich Horace de Peligny, der mit Aufbietung seiner letzten Nervenkräfte seine äußere Haltung bewahrt hatte, so schnell wie möglich der Gesellschaft der übrigen Freunde des Verstorbenen, die sich zu einem betrübnen Frühstück vereinigen wollten, und fuhr ins „Bois“.

Als er sich in seinem Coupé allein befand, brach der selbstbeherrschte, elastische Mann in einem krampfhaften, schluchzenden, ihn widerstandslos schüttelnden Weinen zusammen, das die qualvolle Spannung seines Empfindens wohlthuend löste. —

Nachdem er sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, stieg er an einer menschenleeren Stelle des kaum vom starren Bann des Winters erlösten Parks, in dem schon der neugeborene Frühling in seiner geheimnisvollen, nur den Poeten unter den Menschen verständlichen Sprache leise zu flüstern begann, aus, und schickte den Wagen zurück. Dann ließ er sich auf einer einsamen Bank nieder, und nachdem er sich vergewissert, daß ihn niemand belauschte, zog er einen zerknitterten Brief aus der Brusttasche, den er nun wohl schon zum zwanzigsten Male las. Er lautete:

„Teuerster Horace!

„Wenn Du diesen Brief erhältst, habe ich der Gewohnheit des Daseins entsagt. Sachte, mein Freund, sachte! Wenn Du so auffährst, wirst Du Deine Schokolade umschütten, — und es wäre schade um das reine Tisch Tuch!

„Weibe sitzen und frühstücke weiter, denn ich bin nicht mehr zu retten, — ich bin wirklich mausetot. Ich verstehe mehr, als mit dem Morphium zu kokettieren.

„Übrigens wird es in einer kleinen Stunde an Deiner Klingel reizen.

Ravodin, der kleine apoplektische Ravodin, wird in Dein Zimmer stürzen, auf den nächsten Stuhl sinken und röcheln: „Léon — Hand an sich gelegt — tot!“

„Er wird eine bezeichnende populäre Geste nach der Stelle seines lahlen Schädels machen, die, wie er vorgiebt, der Sitz seines Geistes sei: „Armer Junge! Hier!“ — und dann als gewissenhafter Egoist ein Glas Sodawasser verlangen. Wenn er es mit kleinen schmagenden Schlucken geschlürft hat und Du die wenigen blödsinnigen Zeilen von meiner Hand gelesen hast, die er Dir überbringt, und die für die Öffentlichkeit bestimmt sind, wird er Dir kurzatmig schnaufend erzählen, daß er den Selbstmord entdeckte und daß ich, allen Umständen und der zur Überzeugung zwingenden Wahrscheinlichkeit nach zu schließen, in einem Anfall von Wahnsinn gehandelt hätte.

„Damit nun Du, mein Horace, der Du mich liebst, bis dahin die nötige Fassung gewinnen kannst, um so zu handeln, wie ich es wünsche, nämlich: den Überraschten zu spielen, und Ravodin, dieses alte Baschweib, das größte Klatschmaul der Hauptstadt, dank dessen Geschäftigkeit ganz Paris in wenig Stunden wissen wird, daß Léon von Montravel plötzlich verrückt geworden ist und sich selbst entleibt hat, — nicht zu verhindern, die wahrgenommenen Details, welche dieses willkommene Futter für unsere sensationslüsternen Gourmands des mondainen Klatsches noch pikanter machen, von Savary zu Verbette, — von Verbette zu Pilache, — von Pilache zu Guilmarez und so weiter zu tragen, bis ihn die Angst vor einem Schlaganfall in seine eigenen vier Wände zurücktreibt, — bitte ich Dich: lies diesen Brief, — es wird der längste, den ich je in meinem Leben geschrieben habe, — sogleich aufmerksam durch! Aber beeile Dich ein wenig, denn Ravodin darf Dich nicht bei der Lektüre überraschen.

„Also, mein Freund: Ich habe Inventur gemacht und ein ungeheures Defizit gefunden, das mich vor den Bankerott stellt: Ich habe total abgewirtschaftet, — körperlich, moralisch, geistig. Mit siebenunddreißig Jahren!

„Das ist erbärmlich, nicht wahr?

„So erbärmlich, daß niemand es ahnen, geschweige denn wissen darf, außer Dir. — Man schreit so etwas doch nicht in alle Welt hinaus. —

„Darum muß die Welt glauben, wenn ich von der Bühne des Lebens in die große Versenkung verschwinde, aus der noch keiner wieder emporstieg, daß sich schon jetzt an mir erfüllt hat, was doch eines Tages — später — mein unabwendbares Schicksal geworden wäre!

„Wie schon früher so oft, so werden sie auch diesmal auf meinen letzten, unheimlichen Witz hereinfallen, alle, — jene hirnlosen Wüstlinge, die uns, — Dich und mich — für ihresgleichen hielten, weil wir in den Stunden, da uns Circe verzaubert hatte, ihren vulgären Jargon sprachen, — meine wenigen wirklichen Freunde, die seltenen Männer von Geist und Herz, die

mich bei meinem Spitznamen „Léon Caprice“ naunten, zuweilen in einem Ton, in dem neben dem aufmunternden Beifall an meinen tollen Streichen ihre ehrliche Besorgnis um die Integrität meines Verstandes zitterte, — mes petites amies collantes — und die in den feudalen Faubourgs angestammten, pompösen Marquisen und Herzoginnen, deren Aplomb ebenso imposant ist, wie ihre Scheinheiligkeit. — Denn ich habe ihn mit der ganzen frivolen Berechnung eines verzweifeltten Farceurs in Scene gesetzt, der sich mit einem ernsthaften Salto mortale vom Publikum verabschiedet.

„Aber Du, mein Freund, höre meine Beichte!

„Du weißt, Horace, ich bin der illegitime Sprößling des galanten neunten Herzogs von Roquemare, aus einem Geschlecht, in dem die Excentricität und die laxen Moral Tradition sind, — eines extravaganten, ausschweifenden Roués, der im Wahnsinn endete, wie schon mancher Roquemare vor ihm, — und einer schönen, genialen, lebenslustigen Schauspielerin. Die Mutter vermachte mir ihr Temperament, einige kleine Talente und den Geschmack an den schönen Künsten, — der Herzog seinen gefährlichen immensen Reichtum und — die erbliche Belastung.

„Mein Freund, ich bin kein Fatalist; ich glaube nicht an ihren unabwendbaren Fluch; ich glaube nicht, daß er sich als unaufhaltsames Verhängnis am schuldlosen Opfer erfüllen muß!

„Es giebt etwas, das ihn paralyfieren, seine grauenvolle Macht brechen kann; die Erziehung! eine vernunftgemäße, weise, zielbewusste, vorbeugende Erziehung, — und die Segnungen, die aus ihr hervorgehen.

„Wer aber erzieht denn die Kinder der „Belasteten“? In den allermeisten Fällen entweder die Eltern selbst in ihrer geistigen oder moralischen Narrheit — oder Fremde, uneingeweihte, gleichgültige, gewissenlose, habgüchtige Fremde!

„Darum wird auch der Fluch so unheimlich oft wirksam — —

„Ich, ein Fallkind, ohne andere Rechte, als die man mir großmütig freiwillig zugestand, — ohne Familie, — ohne Heim, — bin in meiner frühen Jugend von einer Hand in die andere gewandert. Und mancher eifersüchtige Stümper hat an dem wehrlosen Menschlein herumgeknetet — —

„Man hat mich Vieles gelehrt, o ja. Ich bin, pour ainsi dire, eine Miniaturausgabe des Konversationslexikons und einer der ritterlichsten Männer von Paris geworden, wenn man darunter verstehen will, daß ich Meister bin in all den heuchlerischen und brutalen Fertigkeiten des gesellschaftlichen Clowns.

„Aber man hat nicht das sittliche Bewußtsein, das Pflichtgefühl, die Willenskraft in mir geweckt; ich habe nicht gelernt zu glauben, zu arbeiten und meine angeborenen Leidenschaften und Begierden zu beherrschen.

„Voilà la différence entre l'instruction et l'éducation!

„Also habe ich gelebt, wie ich folglich mußte — oder konnte — oder wollte — — —

„Das Erbteil meines Vaters ist mir nun sicher — — —

„Danke seinem unerforschlichen Reichthum habe ich, seitdem ich ein Mann bin, mit allen fünf Sinnen genossen, was der Schöpfer uns armen Sterblichen jenseits des Paradieses zu genießen übrig ließ. Ich habe geschwelgt im Genusse, der keiner Steigerung mehr fähig ist. Ich habe jeden Kausch durchkostet, auf den ein Raizenjammer folgt. Ich habe gesaulenzt, gepraßt, geschlemmt — ich habe gesündigt Zeit meines Lebens, — ach, ich langweilte mich so fürchterlich, wenn ich tugendhaft sein wollte! — aber ich habe nie Gewissensbisse empfunden!

„Wenn es noch einer Bestätigung bedarf, daß ich ein Genie bin — hier ist sie! Oder wäre es der mittelbare Beweis, daß der Wahnsinn in meinem Gehirn schlummert, — der Beweis von meinem geistigen Defekt, der den moralischen im Gefolge hat?

„Und doch, Horace, es hätte etwas aus mir werden können — —

„Im gewöhnlichen Leben ein Tagebieb, ein Bummler, ein Verschwender, ein excentrischer Tollkopf, ein geschickter Dilettant in allen schönen und freien Künsten, mit einem Wort: „*Lebon Caprice*“, — bin ich doch in meiner Seele, in meiner Phantasie ein echter Künstler!

„Mais hélas! ein Maler, ein Bildhauer ohne Hände, ein Musiker ohne Töne, ein Dichter ohne Worte!

„Meine Einbildungskraft zaubert mir die wonnevollsten Bilder vor mein inneres Auge; ich höre die Sphären des Weltalls klingen; ich empfinde Poesien voller Schwung und Leidenschaft!

„Ach, mein Freund, wenn ich sie auf die Leinwand, zu Papier bringen könnte, alle Preise, die das ehrwürdige Institut der Unsterblichen, die ganz Paris zu vergeben hat, würden mir zu teil!

„Halt — ausgenommen der Monthyonpreis — —

„Aber sieh, ich scheitere an dem Stoff. Die Farben, der Thon, die Noten, die Worte gehorchen mir nicht! Ihnen gegenüber empfinde ich meine ganze Ohnmacht — —

„Ich besitze nicht den sittlichen Ernst, um einer so spröden Schönen, wie der Arbeit, den Hof zu machen mit derselben Ausdauer, die ich an unwürdige Ziele verschwendet habe. Wenn mir je etwas gelang, ein kleines Bild, ein kleines Lied, ein kleines Gedicht, — so war es immer nur die blendende Frucht einer plötzlichen schöpferischen Laune, nicht des ausdauernden, verdienstlichen Strebens. —

„Meine Phantasie begehrt mystische Orgien; sie heßt meine gepeinigten

Seele von einem Delirium ins andere — — Unfähig, sie zu bändigen, noch sie mit einer künstlerischen That zu entlasten, sehe ich es deutlich kommen, daß sie meinen Verstand umbringen wird — —

„Schon feiern meine Gedanken zuweilen einen wahren Herrensabbath. — Ich möchte vor ihnen fliehen, wie mich der Schlaf flieht, den ich nur noch mit Narkotika an mein Lager bannen kann. Ach und welche Dosen, mein Freund, — schon seit Monaten — — —

„Und wieder manchmal ist in meinem Schädel eine gähnende Leere. Ich kann mich an gar nichts erinnern — an absolut nichts — nicht an das, was gestern war — — Mein Gedächtnis ist wie weggeblasen — es ist zum rasen werden!

„Dann reime ich stundenlang voller Verzweiflung in meinen Zimmern umher und suche meine Gedanken — meine niederträchtigen, abgängigen Gedanken, — wie man etwa ein verlegtes Taschennmesser, einen Bleistift sucht!

„Horace, einst wird der Tag da sein, wo ich keinen einzigen mehr wiederfinde — — — — —

„Vielleicht, wenn ich arbeiten könnte — müßte — —

„Ach, mein Freund, wenn man auf dem Punkte angelangt ist, wo ich stehe, giebt es keine Umkehr mehr —

„Die Folgen meines zügellosen Lebens lassen sich nicht wegleugnen. Sie weichen weder der sittlichen Macht einer reuvollen Buße, noch dem ergrimmtten Feldzug menschlicher Wissenschaft und Heilkunst.

„Es ist zu spät, das Erbteil meines Vaters von mir abzuwenden. Schon fühle ich alle Symptome der unaufhaltsam fortschreitenden Nervenzerrüttung — —

„Ich will nicht Zeuge meines eigenen Verfalls werden. Ich will nicht euden, wie mein Vater endete.

„Als ich ein Knabe war von kaum zehn Jahren, führte man mich eines Tages zu dem Herzog, mit dem es zu Ende ging. In einem kalten, fast leeren Raum, dessen Wände gepolstert waren, saß ein Mann, dem Aussehen nach ein hinfalliger Greis, mit wirren, grauen Haaren, die wild sein zitterndes Haupt mit den tief eingefunkenen Schläfen umlarteten. Er geiferte wie ein Wickelkind, und stierte mich lange unheimlich, ohne ein Zeichen des Erkennens oder der Theilnahme, aus trüben, blöden Augen an, in denen das Licht der Intelligenz erloschen war. Mit lauter, heiserer Stimme begann er plötzlich ein wüßtes Trinklied zu gröhlen — ich aber floh vor Entsetzen schreiend vor dem Blödsinnigen — —

„Als ich älter war, weinte ich manchmal im stillen darüber, daß das mein Vater war — — —

„Das Widerwärtige, Grasse jenes Bildes aber verfolgt mich bis auf den heutigen Tag — —

„Nicht so, Horace, — nicht so!

„Datum also, — und weil mein kaltblütiger Cynismus konstatiert hat, daß mir nichts mehr zu genießen übrig blieb auf dieser Welt, — wage ich den freiwilligen Sprung in den dunklen Söhnd.

„Das große, geheimnisvolle Fragezeichen vor seinem Eingang schreckt mich nicht. Wir sind ohne unsere Zustimmung in das Leben gesetzt worden, — ergo befinden wir uns in einer Zwangslage, aus der wir uns zu befreien das Recht haben, wann es uns beliebt! Ist das nicht eine ganz häßliche Spitzfindigkeit noch zu guterletzt?

„Was ich jenseits des Grabes erwarte? Mein Freund, ich bin ein Heide — —

„Wenn es aber einen Gott giebt, der mehr ist als der erhabene Deuter der Naturgesetze, der uns, jeden einzelnen noch nach dem irdischen Tode persönlich — gerecht — richtet und straft, muß er nicht Gnade an mir üben um meines Vaters Erbteil willen, um der Begehungs- und Unterlassungsfünden willen, die andere an mir verübt haben?

„Wenn er mich aber ohne Erbarmen in die Hölle hinabschleudert — — nun, ich hörte, der Teufel sei ein ganz lustiger Herr, mit dem sich leben ließe, wenn man ihn zu nehmen weiß!

„O Horace, Lucifer wird sich wälzen vor Lachen, wenn ich ihm meine losen Liedchen, jene Schelmenliedchen vorsinge, die Euch Thränen des überschwenglichen Vergnügens erpreßten!

„Auch der Teufel ist bezwungen, wenn er lacht! So lange er sich die Seiten hält, vergißt er das höllische Feuer zu schüren — und die armen Seelen haben Ruhe — —

„Ebon Caprice, maitre de plaisir seiner Majestät Lucifer des Brenzlichen! — Hahaha — — —

„Ich würde auch alte Bekannte da unten finden, — den langen Camerac zum Beispiel — und Formignol — der war auch reis — was meinst Du?

„Zum Henker, was scheren mich jene?

„Sündige, Horace, sündige! auf daß ich Dich wiedersehe — — —

„Ebon Caprice empfiehlt sich nicht aus der Welt, wie der erste beste liebesranke Rommis, der sich auf eine versteckte idyllische Bank im „Bois“ hinsetzt und Blausäure schluckt, — oder wie ein hungriger Schneider, der in seiner zugigen Dachstammer zu Bett geht und die Ofenklappe zu schließen vergißt — oder wie ein verschuldeter Kavalleriekapitän, der sich en Bramarbas, wie er gelebt, im Kasino eine Kugel vor den Kopf knallt. O nein,

ich will mich amüsieren bei dem Spaß, der auf meine Kosten geht, — ich will mit Raffinement sterben!

„Also heute Abend nach dem Souper befahl ich meinen beiden Dienern, meinen Sarg, den schönen, mit weißem Atlas ausgeschlagenen Eichenfarg — Du erinnerst Dich vielleicht, daß ich ihn mir vor vier Jahren anfertigen ließ, um einem talentvollen armen Teufel von Holzbildhauer Arbeit zu verschaffen — aus der Kumpelkammer in meine Bibliothek zu tragen und die stattlichsten Palmen meines kleinen Warmhauses malerisch an seinem Kopfsende zu gruppieren.

„Dem wackeren Anselme blieb vor Schreck der Mund offen stehen in seinem runden Sechundsgeßicht, und sogar Baptiste, mein langjähriger Kammerdiener, der sich zwar schon bei mir das Staunen so ziemlich abgewöhnt hat, stützte bei diesem sonderbaren Gebot.

„Ich täuschte die braven Jungen, die wirklich an mir zu hängen scheinen, mit meiner Heiterkeit und der Lüge, daß ich das Interieur mit der Sarggruppe photographieren wolle, und holte sogleich meinen Apparat herbei.

„Mit dem Auftrag, für den nächsten Morgen zeitig ein gutes Frühstück für mich und den Baron Ravodin, der mich zu einer Fahrt nach „La Grange“ abholen würde, herzurichten, beruhigte ich sie vollends; spendete ihnen eine Flasche alten Volnays, der seine Wirkung nie verfehlt, und entließ sie mit der Weisung, einen Brief, — diesen hier — den ich auf den Spiegeltisch im Vorzimmer legen würde, noch heute Abend zur Post zu befördern — und mich ferner nicht mehr zu stören, da ich zeitig zu Bett gehen wolle, um auszuschlafen — —

„Dann schrieb ich diese Epistel an Dich, Horace — bis hierher — — —

„Horace, kannst Du Dir das Amüsenment eines Todeskandidaten vorstellen, der sich angesichts des offenen Sarges über die einfältigen Tröpfchen mokiert, die er sterbend noch am Narrenseile führt? Wenn Du wüßtest, wie ich gelacht habe, als ich mit klaren Sinnen alle diese Verkehrtheiten und tollen Sachen angestellt habe, die mir ein ehrliches Begräbniß erschwindeln sollen — —

„Da habe ich zum Beispiel der Medicaischen Venus ein Capotehütchen da dernier pschutt auf den klassischen Scheitel gestülpt! Es kleidet sie à merveille!

„Wie ich dazu kam? — Höre:

„Heute Morgen trotte ich auf dem Boulevard S. hinter einem zierlichen Püppchen einher, das trippelnd mit hohen Hacken den Kleidersaum hebt und dabei einen koketten Unterrock von rosaer Seide verrät. Ich komme näher, es ist Anais, die hübsche kleine Fußmacherin aus der rue des Pyramides. Sie macht ein ganz betrübtes Fräulein. „Eh bien, ma petite,

warum so weheleidig?“ „Monsieur Léon! Sehr erfreut! — Ach, die schlechten Zeiten! Man verdient so wenig — und man braucht so viel! Und noch dazu solches Pech! Denken Sie, ich hatte mir so an die sechzig Francs zurückgelegt, — für ein kleines Vergnügen, — einen Ausflug aufs Land — da zufällig — ein Loch in der Tasche — futsch ist das Geld!“ — „Hören Sie, Anals, das Loch ist wohl chronisch? Ihre Tasche scheint das Faß der Danaiden zu sein!“

„Die kleine Zigeunerin sieht sich entlarvt und bricht in ihr unwiderstehliches, ansteckendes Koboldlachen aus. „Habe ich es Ihnen schon einmal aufgebunden, Monsieur Léon? Ich dachte, es wäre Ihr Freund Marime gewesen! — — Vorgen Sie mir etwas?“ „Jamais du monde!“ „Vär! So kaufen Sie mir wenigstens etwas ab!“ „Wollen Sie mir eine Nachtmütze machen, mit himmelblauen Bändern garniert?“ „O, Monsieur Léon, ich spaße gar nicht! Bald ist Frühlingsanfang! Eine ihrer Freundinnen braucht doch gewiß einen neuen Hut zur Saison, so ein kleines, originelles Wunderwert an Geschmaç — — —“

„Du weißt, Horace, ich kann nicht nein sagen, wenn Weiber bitten — —“

„Am Nachmittag wurde mir das „kleine Wunderwert an Geschmaç“, das beiläufig aus lauter Mauerestein besteht, präsentiert mit einer quittierten Rechnung — über zweihundertundfünfzig Francs — —“

„Diese infamen kleinen Kröten, was sie mich schon gekostet haben! —“

„Den „Reiterangriff“, den mir Demartier aufgehalst hat, habe ich mit unauslöschlicher Tinte übertüncht. Wenn man „verrückt“ ist, darf man der Nachwelt schon den Dienst erweisen, eine elende Verbouillage, wie dieses scheußliche Gliederfricassé, und nebenbei ein unrühmliches Denkmal preisrichterlicher Parteilichkeit zu vernichten! Hahaha — —“

„Weiter — ich zerriß die Schuldscheine — A bah, das wird langweilig — Du wirst ja mit eigenen Augen schauen — —“

„Mein armer Freund, die Thränen rollen Dir über die Backen und eine Gänsehaut läuft Dir über den Rücken, ich sehe es genau — —“

„Als Entschädigung für den Kummer und den Grusel, den ich Dir verursache, und für das anfängliche Alpdrücken, welches Dir das Wahren meines Geheimnisses verursachen wird, sollst Du ein Viertel meines großen Vermögens empfangen. Nicht den ganzen gefährlichen Reichtum. Denn Du, der fruchtbare, erfolgreiche Dichter, sollst nicht erlahmen in Deinem idealen Streben, nicht faul werden, körperlich und geistig verrotten, wie ich, der bei Lebzeiten einen so schlechten Gebrauch davon gemacht hat, daß seine traurigen Resultate ihm ein weißes Testament diktierten!“

„Das zweite Viertel gebe ich meiner Freundin Lilli, die mich liebte mit ihrem keuschen Engelserbarmen, — Lilli, mit den großen Augen und

dem kleinen Talente, die mich liebte — etwa nur, weil ich in ihre armen, zahmen Bilderchen die fetten, lieberlichen Kleckse pinselte, die sie verkäuflich machten?

„Meiner „Freundin“ Lilli!

„Mit ihrem makellosen Namen verknüpft, fehlt diesem Wort der skandalöse Beigeschmack, der ihm für gewöhnlich im Munde eines der Uferen anhaftet und die ehrbaren Spießbürger zu einem pharisäerhaften Lächeln berechtigt. Horace, was gäbe ich darum, wenn ich jenes Lächeln noch lächeln könnte! Aber ich bin ein armer Jöllner — — —

„Warum ich Lilli nicht heiratete? Horace, habe ich je als Vandale gehandelt? — Ich war nicht brutal genug, um diese stolze, unbefleckte Lilie in den grundlosen Sumpf meines Lebens hinabzuziehen — — —

„Doch ich schwöre Dir, Horace, bei — ja, wobei denn gleich? — — an meine bürgerliche Unbescholtenheit glaubst du doch? — also bei meiner bürgerlichen Unbescholtenheit: Sie war das Weib, auf das sich meine besten und reinsten Gefühle bezogen!

„Pauvre mignonne, wie wird sie weinen! Sie soll zu leben haben nach meinem Tode. Ich will nicht, daß die Särden der Armut ihre zarte, geistige Grazie und ihre heilige Tugend in den Staub zerren — — —

„Da ich keine Angehörigen und nahen Verwandten hinterlasse, vermache ich die andere Hälfte meines Vermögens, ausgenommen einige Legate für meine brave Dienerschaft, zu Stiftungen für unbemittelte, strebsame Künstler und arme Kranke.

„Mein Nachlaß an Möbeln, Kostbarkeiten, Kunstschätzen und Pferden gehört meinen Freunden! Du sollst' mal sehen, ihre Zahl ist Legion, wenn das bekannt gegeben wird!

„Sie alle mögen nach Belieben Andenken wählen. Ich verfüge nur im allgemeinen darüber — mit Absicht!

„Hörst Du mich lachen, Horace?

„Da ist zum Beispiel ein kostbares Döschen mit Emaille von Limoges, ein einziges Kunstwerk in seiner Art. Es trägt an der Innenseite seines Deckels die verhängliche Widmung: „Dem Würdigen!“

„Horace, ich empfinde im voraus das prickelnde boshafte Vergnügen der Eris, wenn ich mir vorstelle, wie sich wegen dieses Zanlappels Plurards und Crébons Leichenbittermienen zu wüthenden Grimassen verzerren, wie sich diese beiden entragierten Karitätensere feinetwegen mit bissigen Redensarten traktieren werden bis zur Erschöpfung ihrer Lungen — — —

„Alles übrige wirst Du aus meinem Testament ersehen, das Du vollstrecken sollst. Es ist gültig, Horace, — es datiert vom vorigen Herbst, wo ich noch „normal“ war! Hahaha!

„So, nun mache ich Toilette. — — — — —“

„Mein Freund, ich bin gewaschen, mit frischer Wäsche versehen, rasiert, frisirt. Ich habe ein dunkles Beinkleid, eine helle seidene Weste und das „smoking“ an; wie wir zu unseren charmanten kleinen Junggefellensouperis zu erscheinen pflegen. So werde ich mich in den Sarg legen, den Kopf auf ein rotseidenes Kissen gebettet — und mit einer herzhaften Dosis Morphinum das Schicksal korrigieren. — —“

„Es fehlt nur noch, daß ich diesen Brief beendige und hinauslege.“

„Morgen früh um sieben Uhr wird Navodin, mit dem ich mich zu einem Pürschgang verabredet habe, an meine Thür klopfen. Der Narr, — wenn er ahnte, daß der stille Mann, den er finden wird, wenn der Schloffer meine verriegelte Thür erbrochen hat, ihn noch aus dem Sarge heraus nach seiner Laune an einem Faden tanzen läßt, wie eine Marionette, — mit seinen weibischen Untugenden willkürlich im Interesse der selbstbestimmten Nachrede, der letzten Kritik seitens der Gesellschaft spekuliert!“

„Ich sehe alles, was dann kommen wird, sich mit der Folgerichtigkeit meiner Kombination abspielen.“

„Navodin wird sich über mich stürzen, um meinen Herzschlag zu belauschen. Wenn er sich endgültig überzeugt hat, daß hier sinapismos, Siegellaacklecke und elektrische Kiesel nichts mehr nützen, wird er die weiteren Umstände, welche ihm den von mir gewollten Trugschluß aufnötigen, in seinem exaltierten Geist zu Protokoll nehmen, — um sie später in seiner fruchtbaren Phantasie zu bewegen. Er wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, das an Dich adressierte kurze Billet von meinem Schreibtisch aufraffen und zu Dir eilen — — —“

„Wirst Du gefaßt genug sein, Horace, mein Lieber, um meinem letzten Wunsch zu entsprechen? — —“

„Bist Du es? — — — — —“

„Du wirst zu mir kommen, mein Freund, und die Totenwache bei mir halten, nicht wahr?“

„Es bleibe bis zu meinem Begräbnis in meiner Wohnung alles stehen und liegen, wie Du es findest. Und vor allem schilt mir meine beiden Diener nicht wegen einer Stunde getäuschter Wachsamkeit, für die ich sie königlich belohnt habe!“

„Stelle das Döschen mit dem übrigen Morphinum, daß Du auf dem Teppich finden wirst, auf meinen Schreibtisch zur Beschnüffelung für den neugierigen Doktor, der mich ungeschoren lassen soll, und für die Schar meiner bestürzten Bekannten, die auf das Alarmsignal Navodins herbeiströmen werden. Es werden ihrer nicht wenige sein — — —“

„Laß sie bei dem Glauben, daß ich verrückt geworden sei — Du warst doch nie ein Spaßverderber — ich beschwöre Dich, laß sie! Car tel est mon plaisir!

„Und welche Genugthuung für Flobert und Guillard, unsere braven medizinischen Freunde mit ihrer famosen Theorie! Hahaha, wie ich sie alle düpiere!

„Noch bin ich bei Verstand, hörst Du? — noch bin ich's — — Du glaubst es doch, Horace? — — Horace, glaubst Du's?

„Nun gute Nacht, — es wird Ernst. — Lebe weise, mein Freund. Lebe in Schönheit. Beklage mich nicht. Ich habe das irdische Glück genossen. Kein Wiedersehen. Zum letzten Mal in aller Ewigkeit

Léon Caprice.“

Lange noch nach dem zeitigen Sonnenuntergang saß Horace de Peligny auf der einsamen Bank im „Bois“, ohne die feuchte Kälte des Märzabends wahrzunehmen, und starrte mit brennenden Augen auf die zwei Worte: „Glaubst Du's?“



Die ethische Bewegung in Amerika.

Von Karl Saenger.

(Frankfurt a. M.)

(Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Adressl. Frankfurt a. M.)

Im Jahre 1885 erschien bei dem Verleger dieser Zeitschrift ein Buch, eine Uebersetzung einer Reihe von Vorträgen, die ein Prediger einer bis dahin bei uns nahezu unbekanntem „Gesellschaft für moralische Kultur“ in Chicago gehalten hatte, ein Buch, das in allen Kreisen, die sich überhaupt für ethische und religiöse Fragen interessiren, nicht geringes Aufsehen hervorrief. Und zwar galt die Bewunderung, die von vielen Seiten diesem Erzeugnis der ethischen Litteratur entgegengebracht wurde, in gleichem Grade sowohl dem Inhalt als der Form. Zu begeisterten und begeisternden Worten wurde hier von William Macintire Salter dazuthun versucht, daß an Stelle der dogmatischen Religionen, die in den Menschen den Glauben an eine außer ihnen wirkende Vorsehung, an eine providentielle Gerechtigkeit und Güte erwecken, die Moral als Religion treten müsse, die „die

einzigste Religion sei für den vernünftigen Menschen". Um zu zeigen, welches Aufsehen die Salter'schen Vorträge erregten, will ich hier nur die Worte der Baronin Marie von Ebner-Eschenbach anführen, in denen diese bekannte Schriftstellerin in ihrer Erzählung „Das Gemeindefeind“ ihr Urteil über die Apostel der ethischen Kultur in Amerika ausspricht: „Befenner einer Religion der Moral nennen sie sich,“ sagt sie, „ich nenne sie die Entzänder und Hüter des heiligsten Feuers, das je auf Erden brannte und dessen Licht bestimmt ist, auf dem Antlitz der menschlichen Gemeinde den Widerschein einer edlen, bisher fremden Freude zu rufen. Ihre Botschaft ist zu mir gedrungen in Gestalt eines Buches, dergleichen noch nie eines geschrieben wurde. O, lieber Mensch, ein Wunderbuch.“ Nun, wenn auch der kühler urteilende Verstand diese Lobeshymne auf Salters „Religion der Moral“ etwas übertrieben finden dürfte, eines hat dieses Buch vor fast allen anderen ähnlichen Inhalten voraus, das ist die Begeisterung, der Enthusiasmus, die Reinheit, die Wärme und die Kühnheit und Offenheit des Verfassers. Für Salter ist, wie eben schon bemerkt, die Moral Religion, und zwar die einzige Religion. Gerechtigkeit und Liebe sind ihm die beiden absoluten Grundsätze der Moral, „welche in ihrer Richtigkeit nicht von unseren Gedanken abhängen, welche, in Übereinstimmung mit unseren verschiedenen Tugenden und Fähigkeiten, einem jeden von uns das wahre Ideal des Lebens geben und welche keineswegs mit unserer Freiheit streiten, da sie nur durch unsere Freiheit in uns verwirklicht werden können“ — und die getreuliche Erfüllung aller der Pflichten, welche Gerechtigkeit und Liebe uns jeweilig vorschreiben, das gilt ihm als der Ersatz des bisherigen Gottesdienstes. Er darf so sprechen; denn das höhere Gesetz in der Moral hat für ihn eine metaphysische Grundlage. „Woher kommt,“ so fragt er in dem Vortrage, „gibt es ein höheres Gesetz?“ — „woher kommt die Autorität dieses Gesetzes, das in und über uns ist?“ Und er beantwortet diese Frage, nachdem er die üblichen Erklärungen, daß die Bibel oder Gott die Quelle seiner Autorität seien, zurückgewiesen hat, dahin: „in der That, es giebt keine Antwort, es giebt keine Quellen für jene höchste Autorität, wir können nicht über das Gesetz des Rechts hinausgehen. Gott ist nicht höher als dieses; es hat in Wahrheit keinen Ursprung, seine Quelle ist weder im Himmel, noch auf Erden — es ist ein letztes, unabänderliches, unerschaffenes Gesetz — ich möchte sagen, der ewigdauernde Urstein, auf dem das ganze moralische Universum errichtet ist.“ Nicht alle Sprecher der Gesellschaften für ethische Kultur in Amerika sind solche metaphysischen Ethiker, und noch weniger gilt dies von den Führern der ethischen Bewegung in Deutschland; aber was die Person Salters so anziehend, so achtungs- und liebenswert macht, ist die Ehrlichkeit und offenerzige Kühnheit, mit der er

die Folgerungen, die Konsequenzen aus seiner ganzen Anschauungsweise auch nach der Richtung der Religion hin zu ziehen sich nicht gescheut hat. Er bekennt ganz offen für sich und seine Gemeinde, daß sie nicht mehr Christen seien, ja daß sie von der Religion im alten Sinne nichts mehr behalten wollen. Gerade hierüber finden sich in seinen Vorträgen folgende bezeichnenden Stellen: „Die alten Religionen sagen: das Ideal [d. h. das der Liebe und der Gerechtigkeit*)] herrscht wirklich [nämlich in der Person Gottes*]). Die neue wird sagen: laßt es herrschen. Die alten Religionen scheinen uns in die Geheimnisse dessen einzuführen, was hinter dem Schleier liegt: die neue bemächtigt sich jener Geheimnisse und macht sie in ihrer ganzen Hoheit zum Ziel und zum Gesetz des menschlichen Lebens. Die alten Religionen lassen uns auf unseren Knien in verzückter Betrachtung und Anbetung: die neue heißt uns aufstehen und glauben, daß alles, was die Menschen angebetet haben, alles, was sie geträumt haben, alles, was so hoch über ihnen und ihrer Macht entrückt schien, die Menschen in Zukunft werden und verwirklichen werden.“ . . . „Die Frage aber,“ heißt es an anderer Stelle, „ob die Moral eine Religion werden kann für die Menschen überhaupt, ist die Frage, ob die Menschen überhaupt einer selbstlosen Bewunderung fähig sind, ob sie das Gute lieben können, unberührt von persöhnlicher Furcht und Hoffnung, allein darum, weil es das Gute ist und einen innerlichen Zauber für sich hat. Ich zweifle nicht daran. Ich glaube, daß wir gewöhnlich viel zu niedrig vom Menschen denken. Die höhere Natur liegt in uns allen; sie wird nicht oft angerufen und vielleicht aus eben diesem Grunde bleibt das menschliche Leben auf einem so niedrigen Stande, wie es in der That ist. Laßt eine neue Religion erstehen, welche es wagt, den Menschen bei seiner besten Seite zu fassen, welche ihn zur Gerechtigkeit, Großmut und allem Edeln auffordert, bloß — weil sie sein wahres und eigentliches Leben sind: und ich glaube, die Welt wird erstaunen über die Antwort.“ Und in einem anderen Vortrage spricht er sich ganz unumwunden folgendermaßen aus: „Mit christlichen und jüdischen Glaubenslehren und -Formen ist es für uns vorbei; wir sind nicht Christen noch Juden im religiösen Sinne dieser Worte. Ohne Zweifel, wir verlieren etwas gleich zu Beginn durch ein so rückhaltloses Bekenntnis. Die alten Religionen sind ein Teil der eingefesteten Ordnung, und wenn wir nur die alten Benennungen annähmen, ob auch ohne irgend welche der alten Lehren, so würden wir eine Zeitlang Gewinn davon haben. Aber die erste Aufgabe einer ethischen Gesellschaft ist Wahrhaftigkeit. Wir haben unser Bekenntnis nicht danach einzurichten, was das Gemeinwesen oder unsere Eltern

*) Anm. d. Verf.

oder unsere Freunde glauben, sondern danach, was wir selber glauben. Es ist kein Schaden für uns, daß das Gemeinwesen nicht mit uns oder gar gegen uns ist. Das wird ein Prüfstein für uns sein. Wenn jemand um der Sache der Wahrheit und Überzeugung willen dem herrschenden Vorurteil nicht Trotz bieten will, so gehört er nicht zu uns. Wenn er um geschäftlicher oder gesellschaftlicher Rücksichten willen in der Kirche oder im Tempel bleiben will, so laßt ihn dort. Besser wäre der kleinste Verein, besser die Auflösung dieses Vereins, als daß wir unseren Überzeugungen untreu werden oder durch irgend eine Art von Kompromiß um Volksgunst buhlen sollten.“ Welch weitgehender Idealismus aber die von Salter gepredigte neue Religion der Moral auszeichnet, erhellt aus folgender Stelle: „Es ist wahr, wir können nicht mehr das Antlitz eines Vollkommenen sich über uns beugen oder uns zu sich winken sehen; aber der Gedanke der Vollkommenheit erscheint uns und nährt in uns die seltsamen Hoffnungen, daß das Vollkommene einst unser Auge grüßen wird. Die Religion der Christen ist eine Erinnerung gewesen, die Religion der Zukunft wird eine Hoffnung sein. Wir sind nicht zufrieden mit dem Leben und der Welt, wie wir sie sehen; wir müssen von einer besseren träumen; wir müssen an einen neuen Himmel und eine neue Erde denken, wenn wir der Seele in uns treu sind und nicht Sklaven der Sinne sind; aber die bessere Welt, der Himmel der menschlichen Träume, ist niemals gewesen, ist jetzt nirgends und wird niemals sein, bis der Mensch der Größe und Heiligkeit derselben durch die Größe seiner eigenen Seele und die Heiligkeit seiner eigenen Zwecke gleichkommt und selbst ihn erschafft. Das Göttliche ist in uns und es giebt kein Wunder, keine Fabel von göttlicher Macht in der Vergangenheit, welche nicht eine Parabel von dem ist, was die Menschheit in Zukunft vollbringen kann. Glaubt mir, Freunde, diese Welt, wenn ihr tief genug in sie eindringt, euer eigenes Leben, wenn ihr unter dessen matte Oberfläche hinabsteigt, ist reich, überschwenglich reich an Möglichkeiten. — Alles könnte anders sein, als es ist, wenn ihr hieran bloß denken und dann euren Gedanken gemäß handeln wolltet. Diejenigen haben die wahre Lebensphilosophie, die sind die Kinder der kommenden Zeit, welche nach dem Göttlichen nicht außer sich blickend, den Antrieb des Göttlichen in sich anerkennen und ihr wesentliches Verhältnis zu dem tiefen Mysterium der Dinge darin finden, den Ruf zu Folge zu leisten, welche beständig von ihm ausgehen.“

Soweit der Prediger der Chicagoer Gesellschaft für moralische Kultur. Ich habe für gut erachtet, diese Auszüge an den Anfang meiner Erörterung über die unseren Bestrebungen geistesverwandte Gesellschaft in Amerika zu stellen, um Sie gleich mit einer Eigentümlichkeit derselben vertraut zu machen, nämlich mit der, daß einzelne ihrer Abteilungen im Streben nach Wahr-

haftigkeit und intellektueller Redlichkeit sich nicht scheuen vor einer Besprechung der Glaubensfragen. Nicht, daß die amerikanischen Gesellschaften kirchenfeindlich wären oder eine gegensätzliche Stellung zu den alten Kirchengemeinschaften einnahmen, wie etwa die Freidenker drüben oder mehrere der norddeutschen „freien religiösen“ Gemeinden; das trifft im Großen und Ganzen nicht zu. Sie gewähren vielmehr jedem Freiheit, über die Ecksteine der kirchlichen Glaubensbekenntnisse, über Gott und Unsterblichkeit zu denken, was er will, wofern er nur die Idee des Rechts und der Sittlichkeit als unabhängig von diesen Glaubenssätzen und als autoritativ auch für den Nichtgläubigen anerkennt; aber es sind doch viele Mitglieder der Gesellschaft — in Chicago, glaube ich, alle — aus der alten Kirche ausgetreten. Dazu werden dieselben freilich auch durch die besondere Organisation der Gesellschaft geradezu angeregt. Jede Abteilung hat ihren besonderen Sprecher oder Prediger, der während der Wintermonate von Oktober bis Mai regelmäßig Sonntags vormittags Vorträge hält, von den Mitgliedern auch wohl gebeten wird, bei freudigen oder traurigen Ereignissen in der Familie Worte der Weihe, des Gedächtnisses oder Trostes zu sprechen, und der vielleicht sogar — wie Dr. Adler in New-York — die gesetzliche Vollmacht hat, Eheschließungen zu vollziehen, der also den Mitgliedern den Geistlichen der Kirche vollständig ersetzt. Der erste, und so darf man wohl, ohne auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, der geistig bedeutendste Sprecher und zugleich der Begründer der ganzen Bewegung ist der eben genannte Professor Dr. Felix Adler in New-York, dessen Vater jüdischer Prediger dafelbst war, der aber dem Glauben seiner Väter im Studium der Kantischen Philosophie und der Werke George Eliots, John Stuart Mills, Auguste Comtes und Ralph Waldo Emersons entwachsen ist. In ihm wurde der Gedanke lebendig, eine Gemeinde Gleichgesinnter um sich zu scharen, die gleich ihm befeelt seien von dem Gedanken, daß in unserer heutigen Zeit, da der Glaube an die Heilswahrheiten der Kirche in so vielen erloschen ist, das rechte Handeln an die Stelle des Glaubens treten müsse, und daß man, da Hoffnung und Furcht vor einem jenseitigen Unerkennbaren und Unbeweisbaren nicht mehr als treibende Kraft zum Guten angesehen werde, den Menschen in der Thatfache des eigenen Gewissens eine neue Grundlage der Moral zu bieten habe. Im Jahre 1876 gründete er in seiner Vaterstadt die erste Gesellschaft für ethische Kultur mit einem Mitgliederstande von 128 Seelen; heute zählt dieselbe deren über 600, und die ganze Gesellschaft verfügt mit ihren Wohlthätigkeitsanstalten zusammen über ein Jahreseinkommen von nahezu 160,000 Mark. Außer in New-York bestehen selbständige Abteilungen in Chicago, gegründet 1883, Philadelphia 1885, St. Louis 1886. Die Sprecher dieser Abteilungen sind fast sämtlich in

New-York vorgebildet, und alle stimmen darin überein, daß die Moral, die Ethik, unabhängig sei von der Theologie, von irgend welchen Glaubensvorstellungen. Das ist gewissermaßen, sozusagen, das Glaubensbekenntnis der Union. In allen anderen Dingen ist jede Abteilung selbständig. Von den einzelnen Mitgliedern wird nichts anderes und nicht mehr verlangt, als ein guter Charakter; — welchem philos. System dieser oder jener anhängt, darum kümmert sich die Gesellschaft nicht. — Zur Verwirklichung der von der Gesellschaft angestrebten Ziele, nämlich eine neue Ordnung der Dinge hier auf Erden herbeizuführen, dienen die regelmäßigen ethischen Vorträge über alle Verhältnisse des Lebens mit Einschluß auch der Religionsgeschichte, außerdem besondere Diskussionsabende für alle Kreise und Schichten der Gesellschaft, ferner die Erziehung der Kinder in einer besonderen Schule der Gesellschaft, in der gegenwärtig erst die Kinder nur bis zum vierzehnten Lebensjahre in allen elementaren Fächern unterrichtet werden, zu deren Ergänzung aber eine höhere Schule in der nächsten Zeit errichtet werden soll, ferner neben dieser eine besondere ethische Klasse, vergleichbar der von der Berliner Abteilung unter Dr. Martin Reibel geschaffenen Einrichtung und endlich allerhand Wohlthätigkeitsanstalten, in denen besonderes Gewicht darauf gelegt wird, die Menschen der verschiedensten Berufe und Gesellschaftsklassen einander näher zu bringen. Näheres hierüber hat Professor Adler selbst in Nr. 15 der Zeitschrift „Eth. Kultur“ veröffentlicht und ich verweise auf den betreffenden Artikel jeden, der genaueres erfahren will. —

In ihren philosophischen Anschauungen über die Moral sind alle Sprecher der amerikanischen Gesellschaft mehr oder weniger Kantianer, wie folgende Sätze Salters beweisen, die auch den Standpunkt Adlers wieder spiegeln: „Unsere moralische Natur ist diejenige, durch welche wir uns über uns selbst erheben und in eine ideale Religion eintreten. Die Wissenschaft mit ihren Methoden der Beobachtung und des Experimentes ist auf die Welt, wie sie ist, beschränkt, die Moral ist ihrem Wesen nach der Gedanke dessen, was sein sollte. Sie ist nicht eine Schilderung des Menschen, wie er ist, auch ist sie nicht eine Abschrift oder ein summarischer Auszug aus den Thatfachen der Gesellschaft. Sie verkündigt das Gesetz, nach welchem der Mensch handeln und die Gesellschaft geordnet werden sollte. „Und später: „Die Moral ist ihrem Wesen nach ideal. Sie ist nicht das, was die Menschen thun, sondern was sie thun sollten; noch ist sie das, was diese wünschen, sondern was sie wünschen sollten.“ Sehr bemerkenswert ist die Erklärung, die Salter über das Wesen einer moralischen Handlung giebt. Eine moralische Handlung muß unsere eigene Handlung sein; es müssen die guten Ergebnisse in ihr beabsichtigt sein; sie muß freiwillig vollzogen werden; ihr

darf kein Motiv des Selbstinteresses zugrunde liegen; sie muß aus Grundsatz geschehen.

Diese Andeutungen werden genügen, um Ihnen in großen Zügen ein Bild von der Organisation der ethischen Bewegung in Amerika zu geben. Hinzufügen will ich noch, daß durch Stanton Coit eine Gesellschaft mit gleichartigen Bestrebungen in London ins Leben gerufen worden ist. Sein Buch „Die ethische Bewegung in der Religion“ ist wie dasjenige Salters „Die Religion der Moral“ von Prof. v. Gizycki ins Deutsche übersetzt worden und sehr lesenswert. Die Forderungen, die Salter an den Menschen stellt, werden hier erweitert und vertieft und geradezu die Ethik dem Volke als ein Ersatz für die Religion dargeboten. — In Einem also stimmen Salter und Coit, Adler und Weston in Philadelphia durchaus unter sich und mit den deutschen Führern der Bewegung überein: darin nämlich, daß das Hauptgewicht zu legen sei auf das Thun, auf das gute Handeln. Nicht glauben, sondern handeln sei das Lösungswort der kommenden Zeit. — Abgesehen von diesem grundlegenden Satze haben aber in Amerika die einzelnen Abteilungen der Gesellschaft viel größere Freiheit der Bewegung, als es bis jetzt in der deutschen Gesellschaft der Fall ist. Das fällt sofort auf, wenn man einmal die Grundsätze der einzelnen Abteilungen miteinander vergleicht. Hier seien gleichsam als Repräsentanten der beiden innerhalb der Gesellschaft bestehenden Richtungen die Grundsätze der Abteilung zu Chicago und die der Abteilung zu Philadelphia zu Ihrer Kenntnis gebracht. Die ersteren sind von Gizycki übersetzt und lauten folgendermaßen:

1. Wir erkennen die Wahrheit an, daß das Wohlsein des Staates, von welchem unsere Interessen so wesentlich abhängig sind, in dem Wohlhandeln seiner einzelnen Glieder bestehen muß. Daher halten wir es für unsre höchste Pflicht, so unsre Fähigkeiten auszubilden und unser Leben so zu ordnen, daß wir andre auf alle gute Weise durch Beispiel wie durch Regeln belehren können und so, während wir unsre eigene Glückseligkeit sichern, dem Staate und unseren Mitmenschen den höchsten und bestmöglichen Dienst leisten.

2. Wir glauben, daß richtige und vernunftgemäße Ansichten über unser eigenes Verhältnis zum Universum, in welches wir gestellt sind, von offener Wichtigkeit sind für die rechte Erfassung unserer Pflicht. Wo das geistige Gesichtsfeld durch einen Nebel des Aberglaubens verdüstert ist, sind keine klaren Begriffe der Pflicht erreichbar. Spekulative Philosophie und dogmatische Theologie sollten daher durch die Lehren der Wissenschaft, der Vernunft und des Gewissens geprüft werden und ihnen gemäß stehen oder fallen.

3. Die gewöhnlichen dogmatischen Glaubenslehren finden nicht mehr unsere intellektuelle Beistimmung und befriedigen nicht mehr unsre moralischen

Bedürfnisse. Sie hindern die Entwicklung des Geistes und des Herzens. Eine wahre Philosophie des Lebens und ein höheres Ideal der Pflicht zu finden ist eine der Aufgaben, die wir uns gestellt haben.

4. Wie es allgemeine Gesetze des physischen Lebens giebt, von deren Beobachtung die physische Gesundheit abhängt, so giebt es — bisher noch unvollkommen verstandene — Gesetze unseres moralischen und intellektuellen Lebens, von denen unser moralisches und intellektuelles Wohl abhängt. Die Erforschung dieser Gesetze ist von der höchsten Wichtigkeit, sowohl um unser eigenes Leben wohl zu ordnen, als auch um uns zu befähigen, anderen, besonders unsern Kindern, bei der Gestaltung ihres Lebens zu edleren Zwecken alle mögliche Hilfe zu leisten.

5. Da wir beständig das Schauspiel der Erniedrigung und des Elends vor Augen haben, welche aus der oft in Unwissenheit begangenen Verletzung dieser Gesetze folgen, und da wir uns bewusst sind, wie unzureichend — wie die Resultate zeigen — die Mittel bisher gewesen sind, durch welche man diese Übel hat heilen wollen: fühlen wir, daß eine heilige Pflicht uns auferlegt ist, während wir unser eigenes Leben in allem, was daran unrecht sein mag, zu reformieren trachten, nach Kräften alles zu thun, um unsre Mitmenschen aus der traurigen Lage, in welche sie gesunken sind, emporzuheben.

Mit diesen Sätzen bitte ich Sie die folgenden zu vergleichen, die die Abtheilung zu Philadelphia als ihre Grundsätze angenommen hat:

1. Wir glauben, daß die Ethik unabhängig ist von der Theologie. Wir halten dafür, daß das Sittengesetz seine Grundlage in unserer eigenen Vernunft hat und daß seine Autorität absolut ist. Wir halten fest daran, daß das sittliche Leben im Vordergrund der Religion stehen muß.

2. Wir bestätigen die Notwendigkeit einer neuen Festsetzung der ethischen Gesetze für die Menschheit. Die Pflichtenlehre, welche durch die großen Religionslehrer der Vergangenheit gegeben worden, ist nicht ausreichend für die veränderten Lebensverhältnisse der modernen Gesellschaft. Wir glauben, daß die sittlichen Probleme sich vermehrt haben in unserem industriellen, demokratischen, kunstliebenden Zeitalter, welches neue und große sittliche Vorschriften erfordert. So wird ein neues Interesse an ethischen Problemen und ein tieferes Studium derselben verlangt.

3. Wir halten es für unsre Pflicht, als eine Gesellschaft für ethische Kultur aufzufordern zu Werken der Menschenliebe, soviel als unser geringes Können es erlaubt. Der beste Erfolg solcher Menschenliebe würde das Fortschreiten der Sittlichkeit sein. Wenn wir den niedrigen sittlichen Standpunkt der Gesellschaft und ihre Gleichgültigkeit gegen die sittlichen Ziele betrachten, fühlen wir uns berufen, alles zu thun, was wir können, um unsere

Mitglieder zu einem höheren Lebenszweck aufzumuntern und in ihnen ein tieferes sittliches Gefühl zu erwecken. —

4. Wir halten dafür, daß die Selbsterziehung Hand in Hand gehen sollte mit den Bestrebungen, die Gesellschaft zu erziehen. Die einfache Thatsache der Mitgliedschaft in einer ethischen Gesellschaft muß angesehen werden als ein stillschweigendes Bekenntnis des Wunsches, ein ganz aufrichtiges Leben zu führen und dazu beizutragen, einen höheren Typus der Männlichkeit- und Weiblichkeit, als er je gekannt wurde, zu schaffen.

5. Handelt von der bereits besprochenen äußeren Organisation und interessiert uns hier nicht.

6. Wir wollen, daß das größte Gewicht auf die sittliche Erziehung der Jugend gelegt werde der Art, daß in die reinen Herzen der Kinder der Same einer höheren moralischen Bestimmung gelegt werden sollte, daß ihnen früh im Leben der Wert und die Würde der menschlichen Existenz eingepflanzt werde, damit die Arbeit an der gesellschaftlichen und individuellen Vervollkommenung von Generation zu Generation zu größeren und höheren Erfolgen fortgeführt werde. —

Halten wir diese Grundsätze der Abteilung Philadelphia gegen die derjenigen zu Chicago, so fällt sofort auf, daß die letzteren viel mehr als die ersteren neben den ethischen zugleich religiöse Fragen behandeln. Diese Freiheit der einzelnen Abteilungen, ihr Arbeitsgebiet mehr nach der einen oder der andern Seite auszugestalten, ist ein besonderes Merkmal der amerikanischen Union der Gesellschaften für ethische Kultur. —

Unsere deutsche Gesellschaft steht — soweit bei dem sehr weit und unbestimmt gefassten § 1 unserer Satzungen ein Vergleich überhaupt möglich ist — dem Programme des Herrn Weston zu Philadelphia näher als demjenigen des Herrn Salter. Wir glauben, daß in unserer deutschen Gesellschaft für ethische Kultur jede religiöse Überzeugung Raum finden kann, wofür es eine ehrliche Überzeugung ist. Der Aufgabe freilich wird auch die deutsche Gesellschaft sich nicht entziehen dürfen, in den Herzen der Kinder und der Erwachsenen, soweit das letztere möglich ist, zu erwecken und zu erhalten das heilige Feuer der Begeisterung für Wahrheit und Wahrhaftigkeit, für Ehrlichkeit und Überzeugungstreue und für den hohen Mut, seine eigene Überzeugung auch zu bekunden auf allen Gebieten und vor allem in Religion und Politik. Jene niedrigen Motive, die heute das Verhalten so vieler unserer Volksgeossen in religiösen und politischen Dingen bestimmen, als da sind: Sucht nach Beförderung, nach gesellschaftlichem Ansehen und nicht zuletzt eine erbärmliche Gleichgültigkeit gegen alles, was über den engen Kreis eigenen Wohllebens hinausgeht, sie müssen der Kinderseele als verderblich, als unehrenwert eingepflanzt werden; und neben

der Liebe zur Wahrheit wird unsere Gesellschaft sich bemühen müssen, Haß, leidenschaftlichen Haß großzuziehen in den Herzen der Menschen gegen alles Unwahre, gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit und gegen das frivole Spiel mit den edelsten Regungen der Menschenbrust. —

Hierdurch aber kann allerdings unsere Gesellschaft möglicherweise Veranlassung werden dazu, daß die Kirchen einen Bruchteil ihrer Mitgliederzahl einbüßen. Wie groß dieser Bruchteil werden könnte, darüber wage ich kein Urteil abzugeben. Grund zur Klage dürfte deshalb jedoch die Kirche nicht haben. Denn gerade das wird der aus eifrigem Wirken unserer Gesellschaft quellende Segen sein, daß die Menschen es wieder ernst nehmen mit ihrer Religion und ihrer religiösen Überzeugung, sodaß, was etwa die Kirche an Masse verliert, zum Heile des Christentums oder Judentums ersetzt wird durch Festigkeit und Treue. —

Das eine freilich wird die Kirche und ihre Glieder nicht thun dürfen, wenn nicht ein zwiespältiges Verhältnis zwischen ihr und unserer Gesellschaft eintreten soll, nämlich die Religionsgemeinschaft als ein Werkzeug zur Befestigung ihrer Herrschaft über die Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens zu benutzen. In diesem Falle wird sie, da gerade dies durch die Verwirklichung unserer Grundsätze unmöglich gemacht werden soll, unserer Bewegung mit dem ganzen leidenschaftlichen Haße mittelalterlicher Verfolgungssucht Abbruch zu thun versuchen. Und nicht anders als von diesem Gesichtswinkel aus dürfen wohl jene häßlichen Angriffe auf uns und unsere Bestrebungen in der „Deutschen evangel. Kirchenzeitung“ des Herrn Adolf Stöcker und in der „Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ beurteilt werden, da von Jubel der Judenpresse über diese neueste Gründung auf dem Gebiete der Volksbeglückung und Aufklärung gesprochen wird und sich ein anonymes Autor nicht entblödet, in schamloser und gemeiner Weise anzudeuten, daß die Gründer der Bewegung in Deutschland dafür bezahlt worden sind. — Natürlich von Juden! —

Ein Kommentar dazu ist wohl überflüssig. —

Lassen Sie mich schließen mit den Worten, die wir am Schlusse eines Vortrages Salters finden: „Der Gedanke einer neuen Ordnung der Dinge ward niemals bewillkommnet von denen, welche in der alten tonausgehend waren, er war niemals Mode und wurde es nie, bis er etwas von seinem Wesen und von seiner Kraft verloren hatte; aber der Gedanke der Gerechtigkeit und einer neuen Ordnung der Dinge, welcher unsere Sache ausmacht, appelliert dafür an die hochherzigen Triebe des menschlichen Herzens; und seid sicher, daß er fortfahren wird, hier und dort aus allen Lebensberufen tapfere, schlichte Seelen anzuziehen, welche die Furcht nicht kennen und keine andere oberste Sorge tragen, als die, ihren besten und höchsten Gedanken

treu zu sein — Nicht aus Eitelkeit, nicht um unsre Gesellschaft zu vergrößern, sage ich das; höhere Interessen stehen auf dem Spiele: die Sache der Zukunft ist es, der wir zu dienen suchen, die Wahrheit ist es, die unter den Menschen ausgebreitet zu werden fordert. Laßt uns die ethische Gesellschaft und uns selbst als Gesandte der Wahrheit betrachten, als Diener, in welchen und durch welche sie zum Siege geführt werden wird.“



Hat das Weib eine moralische Existenzberechtigung?

Skizze von Paul A. Kirstein.

(Berlin.)

Selbstverständlich spreche ich nur von der momentanen moralischen Verschaffenheit des Weibes im Allgemeinen, von dem Weibe, wie es jetzt ist und sich uns in allen Lebenslagen zu erkennen giebt. Da muß ich denn meine Frage von meinem Standpunkt aus von vornherein gleich mit: Nein beantworten. So wie das Weib jetzt ist, hat es keine eigentliche Berechtigung zu existieren; denn selbst die ihm eigentümlichste Eigenschaft, Werkzeug der Natur zur Fortpflanzung der Menschheit zu sein, ist bei ihm im Laufe der Zeit schlecht und — als nicht nutzbringend — aufsehbar geworden. Das Fabrikat ist ein fehlerhaftes; es sind ungesunde, schwächliche, hypernervöse Menschen, die da zur Welt gebracht werden, mit perversten Gefühlen und marklosen Knochen, mit wenig Energie und ohne viel Empfindung. Ein Teil dieser Schuld mag ja auch dem zeugenden Manne zufallen, aber man vergesse nicht, daß auch dieser sein Dasein im Grunde einem Weibe verdankt, daß sein Blut immer einst einem Weibe gehört hat!

Von vornherein will ich auch gleich erklären, daß ich durchaus kein Weiberfeind bin, im Gegenteil — ich bin von jeher „leider“ — ich betone ausdrücklich das „leider“ — ein nur zu großer Freund der Frauen gewesen, und bin es noch bis auf den heutigen Tag, aber eben dieser meiner allzu großen Freundschaft, die sich auf dumme und kluge, hübsche und häßliche, junge und alte, verheiratete und ledige Frauen erstreckte eben dieser Freundschaft verdanke ich meine Erkenntnis. Freilich liebte ich auch noch mehr das Weib, wie es eigentlich sein sollte, als wie ich es in Wirklichkeit fand; das Weib, wie es uns Goethe geschildert hat, und wie er es sich in seinen kühnsten Träumen gedacht haben mag! Ich gebe zu,

daß ich damit vielleicht von Anfang an eine zu hohe Meinung von den Frauen gehabt habe, von ihrer Bedeutung in dem Wirrtal der Welt, aber ich sehe, daß man dann im Allgemeinen denselben Fehler begangen hat. Denn hätte man sonst der Frau überhaupt das geheiligte Recht der Ehe zugesprochen, hätte man sie sonst zur steten Begleiterin des Mannes durch das ganze Leben für wert erachtet!? Sicherlich nein! Man ließe sie dann einfach das bleiben, was sie in Wirklichkeit und ursprünglich gewesen ist: Die Fortpflanzerin der Menschheit — im Allgemeinen, nicht der besonderen Art! Sie glühe dann eben ganz dem Tiere, das sich bald hier bald dort niederläßt, und seine Pflicht an seinem Geschlechte vollzieht.

Aber was thut nun das Weib, um sich seiner Ehrenstellung würdig zu zeigen? Sehen wir doch einmal zu.

Da ist in erster Linie: Sein Verhältnis dem Manne gegenüber, als dem Wesen, dem das Weib etwas werden, etwas Bleibendes sein soll! Der Grundzug darin ist nicht etwa, wie es doch unbedingt sein müßte, ein Anschmiegen, ein Anpassen an den Charakter, an das Wesen des Mannes, nein, ein ganz kaltes, klares, nüchternes Berechnen; eine Berechnung, wie kannst du aus dieser einmal vorhandenen Kraft einen Vorteil für dich erzielen. Ich spreche hier selbstverständlich nicht nur von materiellem Vorteil, sondern von jeglichem in jeglicher Gestalt. Die Frau ist der König des häuslichen Reichs, der Mann das steuerzahlende Volk!

Die Natur des Mannes verlangt nun einmal, daß er das Weib in gewissen Sinne besiege, und das Weib soll sich besiegen lassen. Gern gestehe ich ihm dabei einen Widerstand zu — wenn es den Mann nicht mag, sogar einen Widerstand bis auf das Messer —; aber das Weib soll sich nicht besiegen lassen, schon bevor es vom Manne bekämpft wird, es soll nicht durch klug berechnete Mittel den Mann zum Kampf reizen!! Das ist's, was ich dem Weib zum Vorwurf mache! Daraus entspringen all die kühnen Kalkulationen, in denen sich nun das Weib bei jedem Verkehr mit dem Manne gefällt! Ein reines Nebeneinanderleben und -stehen — im biblischen Sinne — kennt die Frau nicht mehr, überall guckt sie auf einen Vorteil. Einzelne nennen es Koketterie, Gefallsucht, ich möchte es „Versallsucht“ nennen; denn das ist es, was ein „fin de siècle“ schaffen konnte!

Sehen wir doch in der Familie, im Restaurant, in Gesellschaften — — — überall läßt das Weib die häufig nur allzugerungen Reize spielen, überall sucht es — besiegt zu werden, um dann in der Nachsicht des stärkeren Mannes dessen zwar schwache, aber völlige Herrscherin zu werden. Bedenkt man, durch welche Mittel das einzig möglich ist, so wird man mir und meiner Behauptung recht geben, daß die Existenz des Weibes nicht nur nicht moralisch berechtigt, sondern sogar unsittlich ist. Denn einzig

und allein die Sinnlichkeit ist es, die einen rechten Mann unter die Gewalt einer Frau bringt, die reine, unverhüllte Sinnlichkeit, mag sie nun im Genuß, oder nur in der äußeren Erregung der Sinne liegen. Jedenfalls ist es wohl geeignet, einen ganz eigenartigen Schatten auf das phantastische Bild der verkörperten Keuschheit zu werfen.

Nicht etwa, daß ich nur von der modernen Jagd auf Männer spreche, an der sich Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Verwandte, Freunde und Bekannte beteiligen, nein, das wäre das wenigste. Es giebt eben leider viel mehr Weiber auf der Welt, als verhältnismäßig Männer, und da jene in ihrer Jugend nichts Praktisches gelernt haben — oder thaten sie's, das doch kaum fürs Leben ausreicht — so ist es ja nachgerade ihr Verber, ihr einzigster Unterschlupf geworden, zu heiraten, um versorgt zu sein, wenn sie nicht dem sehr traurigen Los der überflüssigen, verbissenen und vergrämten alten Jungfer anheimfallen wollen. Das sich Herumstoßen unter den Menschen lernt eben nicht so leicht ein jeder, und da ist es immerhin besser, sich zu prostituieren, als beim Darben beinahe unzutommen, und doch keinen ruhigen Moment, keine Freude mehr im Leben zu finden.

Das wäre also noch zu entschuldigen; denn es liegt, leider Gottes, in den augenblicklichen sozialen Verhältnissen, wenn es auch nicht gut zu heißen ist. Wozu muß aber das Weib, wenn es schon quasi seine Versorgung hat, also verheiratet ist, auch dann noch seine Künste spielen lassen! Und sogar noch stärker als vorher; denn leider erlaubt die Konvenienzmoral der Gesellschaft der „verheirateten“ Frau viel mehr Freiheiten und Unschicklichkeiten als der ledigen. Mit welchem Recht? Nur um diesen die einzige Arbeit ihres Lebens noch zu erschweren? — Jede Frau wird dies mit Entrüstung zurückweisen. Und doch, was ist es anders? Einzig und allein — sie will ihrer Freundin oder irgend einem anderen Individuum den Sieg über das Opfer nicht gönnen, sie verlangt es für sich, jedes! Und sollte es selbst schon einer Anderen gehören, wird sie immer wieder der Neid dazu treiben, auch da noch einen Sieg zu erringen. Und das alles mit der einen Lanze: Aufreizung der Begehrlichkeit nach dem eventuellen Preis! Merkwürdig, daß man sich da noch über die vielen unglücklichen Ehen wundert, über den Verfall der sozialen Gesellschaft! Aber natürlich, jeder sieht's und keiner merkt's; denn die Gewohnheit hat auch da herüber geholfen! Es scheint sogar, als ob es schon in die Natur des Weibes hinüber gegangen ist; denn kann, daß die Mädchen so alt geworden sind, daß sie mit helleren Augen in die Welt sehen, daß sich das bißchen Geist zu regen beginnt, giebt es nur eines für sie, was sie wirklich interessiert, und das ist: Wie und wann läßt du dich von dem Bewußten besiegen! Dahinter verschwindet ihnen alles. Schon auf der Schulbank beginnen sie davon zu träumen und da-

nach zu forschen, und nie giebt es für sie genug Einzelheiten, sie wollen immer mehr und mehr davon wissen. Eine erzählt es der Anderen, die weiß es von ihrer Freundin, jene von ihrer Schwester, diese wieder aus den Erzählungen der Großen usw. usw. Sicher aber ist, daß alle bis spätestens zu ihrem zwölften Jahre genau über alles unterrichtet sind, und dies noch bevor es ihrer Natur nach nötig wäre. So sehen sie denn alle mit Spannung dem großen Tage entgegen. Für sie ist eine Ehe auch weiter nichts, als eine endliche Erfüllung ihres heißen Wunsches, und wehe dem Manne, der dann nicht ihren durch Erzählungen übertrieben großen Erwartungen entspricht! Er kann versichert sein, daß sie ihm in absehbarer Zeit, d. h. sobald als nur irgend möglich, untreu wird, daß sie ihn hintergeht mit irgend einem Fraß, der vielleicht nicht wert ist, in einem Atemzuge mit ihrem Gatten genannt zu werden, dafür aber nicht nur unredlich, sondern hauptsächlich tierisch ist. Ein Beweis für meine Behauptung ist auch, daß sich fast alle Mädchen eine Liebesheirat nur mit einem schönen Manne denken können,*) also nur die Sinnlichkeit sprechen lassen, und auf Herzensbildung und edle Charakteranlagen gar nicht sehen. Ein weiterer, daß fast alle Ehen — ich möchte sagen, schon nach drei Jahren zu einem einfachen, durch die Umstände und die Gewohnheit bedingten Nebeneinanderleben degradiert werden, d. h. wenn die Flamme der Begehrlichkeit erloschen ist. Auch diese zischt dann nur noch gewohnheitsmäßig auf. Oder sieht man es heutzutage irgendwo, daß eine Frau ein wirkliches Interesse für ihren Mann und dessen Streben hat? Doch nur selten und nur soweit, als dasselbe einen Einfluß auf ihr eigenes mehr oder weniger großes Wohlleben hat. Sonst ist es ihr doch fürchtbar gleichgültig, ob ihr Mann an- oder abgestoßen wird durch seine Thätigkeit, ob er daran früher oder später zugrunde geht, wenn er nur gut für sie sorgt, wenn sie nur vor Frau Müller aus der Mulacksgasse nicht zurückzustehen braucht, alles Andere ist ihr gleich. Also wieder nur Eigenmuß, wieder nur die kalte, kühle Berechnung, wieder nur das Verlangen für sich selbst, wo sie nur und weiter nichts als geben sollte! — —

Das also war das eine Hauptelement der Frau, das sie nicht erfüllt, und nun das andere — vielleicht das wirklichere und vor allem das angeborene, natürlichere: Wie verhält sich das Weib als Mutter?

Seit Jahrtausenden haben Dichter und Denker, Menschenfreunde und Philosophen das Kapitel der Mutterliebe in überschwenglichen Farben geschildert, seit Jahrtausenden standen dem Volke die Gefühle der Mutter am

*) Dies ist in natürlicher Folge umgekehrt auch bei degenerierten, weiblich-schwächlichen Männern der Fall.

höchsten und heiligsten, und seit Jahrtausenden ist dieser erhabene Gedanke wie eine Lawine allmählich in den Staub gerollt. Seit Cornelia, der Mutter der Gracchen, kennt die Geschichte keine andere Mutter, die ihr auch nur im geringsten gleichkommen wäre. Und doch, wahr ist's, es giebt noch Mütter, die ihre Kinder wirklich lieben, mehr sogar, als es Weiber giebt, die wirkliche Gattinnen sind, aber wie zeigt sich heutzutage diese Mutterliebe! Zu welcher widersinniger, alles Verstandes barer Weise! Freilich, es mag dies mehr der eigenen Erziehung der Frau zu verdanken sein, als etwa dem mangelnden Interesse der Mutter; aber gerade wenn dies der Fall ist, muß hier, bei der Erziehung der heranwachsenden Mädchen, zuerst der Hebel angefaßt werden, wenn die Menschheit wieder zur Natur, zur Kraft und Gesundheit zurückgeführt werden soll!

Was ist denn die erste, heiligste Pflicht der Mutter? Das Kind so zu erziehen, daß es später einmal als Erwachsener sich wohl und glücklich fühlt in dem Kreis, für den es erzogen ist. D. h. also das Kind erziehen, eben um dieses Kindes selbst willen! Denn nur, wer für das Leben — im großen Sinne — erzogen ist, nur der wird sich in diesem großen Leben zurechtfinden können, der wird sich nicht damit begnügen, einen Platz gefunden zu haben, an dem er eben mit mehr oder weniger Nothdurft sein Leben fristet, existiert, da ist — nein der wird mit der ihm innewohnenden Kraft und Anteilnahme sich selbst daran geben, das Leben zu vervollkommen — für sich und seine Mitmenschen, denn „für andere zu leben, heißt wahrhaft leben;“ all sein Können in den Dienst der großen geheiligten Sache zu stellen, das ist die Aufgabe des rechten, wahren Menschen!

Und so sollen Mütter ihre Kinder erziehen!!

„Wir sind alle Sprößlinge der Erde, und für diese Erde, zum Besten ihrer selbst, sollen wir erzogen werden, sollen wir leben! Das war's, was die Mutter der Gracchen ihren Söhnen mit auf den Weg ins Leben gegeben hatte; das ist's, was ihr den Namen der ersten, der größten Mutter verschafft hat, und das ist's, was ihr diesen Beinamen gehalten hat und halten wird, solange nicht eben das ganze Reich der Mütter sich zu dieser Ansicht bekennen wird!

Wie aber erziehen heutzutage die Mütter ihre Kinder? Einfach nur für sich und die engste Familie, eben für das Haus! Stolz will man auf sie sein können, sie zeigen als Musterkinder, beneidet werden um ihrer Tugenden und ihrer anerzogenen Ugezoogenheiten willen — das ist die ganze Erziehung! Wenn Hänchen und Gretchen nur recht hübsch und niedlich angezogen sind, so wie kleine gepuhte Affen, wenn sie nur vor jedem ihre Knixchen und Dienerschchen machen können, jedem ihre mühsam eingetrichterten Gebächten herleiten, dann ist es schon gut. Was bedarf es auch noch

mehr? Alle Welt sieht ja schon jetzt auf das allerliebste, süße, kleine Wesen, alle Welt verhätschelt es ja, spielt mit ihm und schmeichelt den Eltern, da muß es doch — zweifellos — ein großes Lumen werden! Und so werden sie dann durch die Schulen geheßt — denn lernen müssen sie viel! Die Kinder der Nachbarn thun es ja auch, und deren Wohnung kostet doch fogar noch um ganze 100 Mk. weniger — — und wenn sie auch nicht wissen, wozu sie all den Buß von Gelehrsamkeit in sich aufnehmen sollen, nun mein Gott, sie können es ja wieder vergessen, und werden es ja wohl auch so schnell als möglich thun, aber wenigstens können Mama und Papa doch sagen: Unsere Kinder haben eine gute Schule besucht. Und das ist immer die Hauptsache: Nur nicht zurückstehen! Ein Hammel folgt dem andern! Und wenn nun noch der Sohn auf Wunsch der Mutter, in zweiter Linie erst des Vaters, die ihn aus der Liebhaberei der Mutter bestimmte Carriere einschlägt, die Tochter endlich ebenso den „wohlerwogenen“ Mann heimführt, und die beiden nicht zur Erkenntnis ihres Glucks kommen und die Fesseln sprengen, dann legen die Oberhäupter beruhigt und stolz die Hände in den Schoß: „Ja, wir — wir haben für unsere Kinder gethan, was in unseren Kräften stand! Das ist unser Werk, wir haben sie zu ordentlichen Menschen gemacht!“ Und in ihrer Einfalt sehen sie garnicht die Pagoden, die mit dem Kopfe wackeln, und als einziges Kampfmittel die Zunge herausblähen können! Mein Gott, sie sind es ja selbst und fühlen es daher nicht mehr.

Man wird mir hier vielleicht die Frage entgegenhalten, ob der Mann nicht ebensoviel Schuld trägt an dem traurigen Ergebnis der modernen Erziehung, wie die Frau, und ich werde darauf antworten: Gewiß ist er es, und von Ursprung aus in erster Linie! Warum ist er so energielos und schwach geworden! Und gleichzeitig werfe ich diesen Grund als Frage auf: Wodurch ist er es geworden? Nun — als Antwort weise ich auf all das bisher Gesagte hin. Erstens ist schon der Knabe durch die Selbstsucht seiner Mutter verweichlicht und mit so wenig Energie ausgestattet worden, daß für den Mann schon garnichts mehr übrig blieb; zweitens sah er es bei seinen Eltern nicht viel besser vor sich, drittens hat dem heranwachsenden Jüngling eben auch wieder das Weib durch fortwährende Aufreizung seiner sinnlichen Begierde den letzten Rest von Selbständigkeit und Selbstvertrauen geraubt, ebenso wie es nun auch die Gattin thut, und viertens nimmt den Mann und Vater der Kampf ums Dasein so in Anspruch, daß der Frau schon von Hause aus die Bestimmung über das Leben der Kinder fast ganz in Händen bleibt, daß sie schon von Hause aus dadurch mehr Einfluß auf sie gewinnt, und — weil eben Mann und Frau auch nur scheinbar zusammenleben — daß auch dadurch beide mehr auf ihre eigene

Ruhe und Behaglichkeit, als auf das fernere Wohlergehen ihrer Kinder bedacht sind!

Wehe dem Knaben, der aus Ekel über den ihm aufgedrungenen Beruf seine Ketten durchreißt, und gegen die Meinung seiner Eltern sich einem anderen, vielleicht nicht so ruhigen und geldbringenden Erwerbe zuneigt — wehe der Jungfrau, die in Schauder vor dem ihr aufzuzwingenden Mann oder in erhabener Zuneigung sich blindlings in die Arme dessen wirft, dem sie in reiner, sittlicher Liebe ergeben ist — — — — — verworfen sind sie beide; undankbare, lieblose Kinder, die nicht wert sind, daß man sie mit Schmerzen zur Welt gebracht hat (als ob sie dafür könnten!) und wie die Phrasen noch alle heißen! Und doch sollten die Eltern ein Hallelujah anstimmen über die „verlorenen“ Kinder; denn da verkündete sich wieder einmal Mut und Menschlichkeit in ihrem eigensten Geschlechte, das war wieder einmal etwas eigenes, eine Meinung, die nicht das ganze Land auf höchsten Befehl nachbetete; und eine solche eigene Meinung, mit freiem Antlitz vor sich selbst und der ganzen Welt verteidigt, ist doch wohl etwas wert in unserer Skavenbeseelten, unfreien Gegenwart! Statt dessen aber rollt man beiden Stein auf Stein in den Weg; denn man sähe sie ja gar zu gern stolpern, nur damit man das gewälteste Lamm wieder braten könnte, und die neuere Kinder an das stets verzeihende, liebevolle Herz der Mutter gedrückt werden können!

Etwas später „drückt“ auch der Vater, nämlich wenn es ihm seine Frau erkannt hat.

Nur leider besitzen derartige Menschen nur selten die Fähigkeit, die Steine und den früheren gequälten Zustand zu vergessen, sie verzichten auf das Lamm, und wenn sie gestolpert sind über irgend einen Stein, so erheben sie sich wieder, einmal, zweimal so lange sie es nur irgend vermögen, und wenn es dann nicht mehr geht, nun dann bleiben sie einfach liegen, wo und wie es auch immer sei!

Ihre Schuld! Warum wollten sie auch gerade „Menschen“ sein?!

Freilich, wenn sie ihr Ziel erreicht haben, mit eigener Kraft und eigener Energie, dann kommt auch wieder das Weib mit seiner eiteln Berechnung! Dann kommt die Mutter mit ihrem Mann, und beide werfen sich in die Brust, und blicken stolz auf alle anderen Menschen herab: Seht ihr, das ist unser Werk! Das haben wir gethan! So erzieht man seine Kinder! — Und der Mann betet ruhig alles mit; er ist ja stumpf geworden im Laufe der Zeit. Im Ganzen, neben der Frau, gilt er ja doch nichts mehr

Und so ist das Weib, mag man sagen, was man wolle, überall! Bald mehr, bald weniger; überall aber nicht so, wie es sein sollte; nie seiner Aufgabe gewachsen! Allerdings, daran trägt oder vielmehr trug einmal

das Geschlecht der Männer allein die Schuld. Niemals hätte das Weib so seine moralische Existenzberechtigung verlieren können, wenn es nicht von der anderen Hälfte dazu gebracht worden wäre. Man wurde eben gewöhnt, das Weib nur als Spielzeug und in galanter Weise — das schwächere Geschlecht — als die bessere und schönere Hälfte anzusehen, die Schonung und stets liebevolle Rücksicht verlangte. So verlor es dabei ganz seine Bedeutung und sein Ansehen. So gingen ihm die natürlichsten Fähigkeiten, Geschlechter heranzubilden und dem Manne etwas Unentbehrliches zu werden, ganz ab. Denn „Spielzeug“ wirft man, wenn es einem über ist, achtlos zur Seite, und *similia similibus adaequantur*, Spielzeug erzeugt Spielzeug, aber nicht Menschen! So mußte es denn kommen, daß die Natur des Weibes, anstatt vorwärts zu gehen, immer mehr verkümmerte, und daß der Mann, der ja doch von der Frau abstammt, gänzlich degeneriert wurde. Und wenn nun heutzutage einzelne noch wirklich gesunde Frauen diesen Zustand erkennen, und mit all ihren Kräften danach streben, ihn zu heben und zu bessern, so ist das wahrlich nur anerkennenswert, und statt, daß man ihnen hindernd in den Weg tritt, sie bei ihren ersten tastenden Schritten gedankenlos verhöhnt und verspottet, statt dessen sollten die wenigen vernünftigen Männer, die sich noch hier und da finden, zusammentreten und ihnen mit aller Energie helfend zur Seite stehen. Schon weil das Weib, wenn es ledig bleibt, unter denselben Bedingungen im Kampf um das Leben stehen muß, schon um dieses einen Punktes willen verlangt es die Gerechtigkeit, daß man dem Weib die gleichen Kampfmittel zugestehe. Was dem Mann recht ist, sei für das Weib nicht mehr als billig! Schonung kennt die Welt der Frau gegenüber ja doch nicht, wenn sie sich ihr Brod mühsam unter Männern erringen muß, und da diese, wohl zum Teil aus Furcht, eng geschlossen gegen sie stehen, so zwingen sie sie eben häufig auf jene Bahn, die mehr wie unmoralisch ist.

Was lehrt uns also dieser Zustand? Daß die Lage der Frau schleunigst eine andere werden muß, und will sie sich eben jetzt selbst emanzipieren, los-sagen von ihrer Nichtigkeit, so stehe man ihr in vernünftiger Weise bei, es gereicht ja zu Aller Nutzen. Vor allen Dingen führe man die Schulmädchen wieder auf die richtige Bahn. Was nützt ihnen aller Gelehrtenkram, alle „moderne Bildung“, wenn sie nicht wissen, wozu sie eigentlich da sind! Wenn sie in der unsittlichen Sucht nach Sinnlichkeit ihren einzigen Lebenszweck sehen! Man mache den Mädchen, solange sie auf der Schulbank sitzen, klar, zu welcher Aufgabe sie eigentlich berufen sind — und das ist die höchste! Sie sind nicht nur die Fortpflanzer der Menschheit, sie sind auch die Erhalter! Sie sollen dem Manne Kraft und Mut verleihen, daß er nicht allzustark das Paradies vermisst, das ihm einst durch ihre Schuld verloren gegangen ist.

Allerdings mit Französisch und Englisch, mit Klavierspielen und Litteraturkenntnissen, ja sogar nicht einmal mit Kochen und Waschen ist das gemacht, dazu bedarf es einer tieferen Einführung in das Leben!

Es ist hier nicht der Platz, um dies breiter auszuführen, nur kurz sei gesagt: Offenheit und Klarheit muß vor allem herrschen; das Märchen vom Klapperstorch muß dabei zuerst schwinden! In den Augen der Kinder, die aus sich heraus nur zu gut zu Kenntnissen über die bewußten Angelegenheiten kommen, wird dadurch die Schule, die ja immer noch diesen Glauben erwecken will, lächerlich; es verschwindet bei ihnen dadurch der Ernst für die Sache, sie lernen auch sie nur als Spielzeug betrachten. Und dazu ist sie doch wohl zu schade! Statt dessen und statt der vielen sonstigen unnützen Dinge führe man sie mehr in das praktische Leben ein. Man lehre sie teilnehmen an den großen, weltgeschichtlichen Ereignissen, und an der guten, gerechten Sache ihres Volkes! Man zeige ihnen, wie viele Faktoren zusammenwirken müssen, um die National-Ökonomie zu einer gesunden zu machen; wie ein Glied sich in das andere fügen müsse, um als großes Ganzes geordnet zu erscheinen! Mit dieser Kenntniss werden sie dann vor allem gute Gattinnen werden; denn sie bringen schon aus ihren Kinderjahren ein gewisses Interesse für das Treiben ihres Mannes mit, und sie werden mit viel größerem Verständnis das Aufwachsen und die Empfindungen ihrer Kinder betrachten, denn nun werden sie einsehen, daß die All-Gemeinschaft viel höher steht, als das einzelne Haus. Nur wer eine Sache voll und ganz begreift, kann auch für sie handeln! Mit diesen Kenntnissen wird bei dem Manne auch wieder eine höhere Achtung für die Frau Platz greifen. Er wird sie nicht mehr einzig als Ziel seiner Sinnenslust, als „Spielzeug“ betrachten; nicht der Reiz ihres Leibes wird ihn zu ihr führen, sondern die Schätzung ihres hohen Könnens, ihres unerreichten Zweckes! Damit verschwindet auch das Entnervende in der Frau, und das Erstarken, das Großwerden mit ihr tritt an seine Stelle.

Den möchte ich aber sehen, der sich aus dieser Umwandlung nicht eine völlige Besserung verspricht! Es wäre doch wahrhaftig auch zu schade, sollte das Schönste, was das Chaos einst der Welt und besonders dem Manne beschert hat, auf solche Weise zugrunde gehen! —



Schmach.

Von G. Morgenstern.

(Kopenhagen.)

Zu Anfang dieses Jahres stand in der isländischen Zeitschrift „Skirnir“ zu lesen, daß im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland ein gebildeter Mann existiert habe, der den großen Dichter Hebbel nicht gekannt, und trotzdem gegen drei junge Dichter die Anklage habe erheben dürfen. Es ist erfreulich, daß diese Thatfache nun auch auf Island bekannt wird; denn solche Thatfachen können nicht bekannt genug werden.

Jetzt haben aber die hohen Herren im Norden ein Kunststück zum besten gegeben, das diejenigen Sonderlinge, die mit hochmüthiger Verachtung auf deutsche Verhältnisse herunterblicken zu dürfen glauben, denn doch einigermaßen bedenklich machen sollte.

Vor ein paar Wochen wurde bekannt, daß der unglückliche Verfasser der Christiania-Bohème, daß Hans Jäger ein neues Buch geschrieben habe und in Paris erscheinen lassen wolle, um vor allen Chicanen im Norden geschätzt zu sein. Und siehe da, eines Tages stand im Kopenhagener „Sozialdemokrat“ zu lesen, daß das Buch vorliege, daß es „Kraute Liebe“ heiße, und leider auch eine Audeutung des Inhalts und ein längeres Citat. Es ist die Schilderung perverser Liebe, schonungslos gegeben, ohne ein Zucken mit den Wimpern, ohne jedweden Bertuschungsversuch, mit einem Worte, ein ehrliches Kunstwerk.

Nach kurzer Zeit rafften sich die drei skandinavischen Regierungen zu ernster Manuethat auf. In Norwegen und Schweden wird die Einführung des Buches verboten; wahrscheinlich werden also jetzt alle Bücherfendungen emsig durchschnüffelt, sonst hat ja ein Einfuhrverbot keinen rechten Sinn. Die dänische Regierung verfährt korrekter, sie verbietet den dänischen Buchhändlern den Vertrieb. Damit aber auch sie irgend eine Manuethat verrichte, fordert sie den Journalisten Ipsen (wir wollen den Namen des Tapfern nicht verschweigen) zur Rechenschaft, der von Paris nach der Heimat gereist ist, als ihm die Mittheilung gebracht wird, daß sein Artikel Grund zu einer Anklage gegeben. Der Manu wird festgesetzt und harrtet des Urtheils, das da kommen soll „wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften“.

Ihr meint, nun ist's genug. Nein, nun kommt der Glanzpunkt. Auf diplomatischem Wege wird die Sitten behütende norwegisch-schwedische Regierung bei der Sitten behütenden französischen Regierung vorstellig, und

siehe da, der das Buch vertreibende Buchhändler wird unter der Hand darauf aufmerksam gemacht, daß es gefährlich sei, dumme Streiche zu machen. Er teilt infolgedessen Hans Jäger mit, daß er das schlimme Buch nicht unter seinem Dache behalten wolle, und der Dichter versteckt das Kind seiner Muse bei einigen Freunden. So viel ist bis jetzt bekannt. Ob nun diese Freunde eingesperrt, gerädert und verbrannt werden sollen, das weiß der liebe Gott in Frankreich.

Hans Jäger verdient sich seinen Lebensunterhalt, wie neulich in den Blättern stand, als Korrespondent, nach andern als Kellner. Das wird ihm folgerichtig verboten werden, denn im moralischen Frankreich ist ein unsittlicher Korrespondent wohl eine Unmöglichkeit.

Warum stelle ich diese seltsamen Mannesthaten an den Pranger? Ja, nicht bloß aus Interesse für den Verfasser und für norwegische Litteratur. Die Geschichte giebt zu denken.

Als seiner Zeit die skandalösen „Lieder eines Deutschen“ in Deutschland verboten wurden, übernahm ein Kopenhagener Buchhändler ihren Vertrieb. Der Mann annoncierte in deutschen Zeitungen. Kein Hahn krächte danach. Eine ganze Reihe von Büchern, die bei uns unmöglich sind, werden in der Schweiz gedruckt und von dort aus vertrieben; kein Hahn krächzt danach.

Das wird jetzt anders werden. Laßt nur erst den Löwen Blut lecken. Die Regierungen werden sich hübsch zusammenthun und einen Verfasser oder ein Buch boykottieren. Das Buch wird von den zur Wahrung der Sittlichkeit verbündeten Regierungen für vogelfrei erklärt wie ein gemeiner Verbrecher; es fehlt nur noch, daß man die Anklage des Verfassers an die Heimatsbehörde als Regel aufstellt.

Was hat denn die französische Regierung zu fürchten, wenn sie den Vertrieb eines norwegischen Buches verbietet? Kaum hundert Franzosen verstehen norwegisch. Eine französische Übersetzung zu verbieten, das hätte noch Sinn. Geschieht es aus Rücksicht auf Norwegen und Schweden? Aber dort ist ja die Einfuhr verboten, und das kann genug sein.

Wie moralisch doch die Welt wird! Im Oktober vorigen Jahres konnte man in dänischen Blättern ellenlange Berichte über einen Menschen lesen, der sechzehn Mädchen und eine verheiratete Frau verführt und geschlechtskrank gemacht hat. Die Blätter brachten sein Bild, beschriebenen seine Wohnung usw. Da kommt Hans Jäger und beschreibt perverse Liebe, giebt ihre Psychologie — waih geschrien, die Sittlichkeit muß geschützt werden.

Was hat der Mann verbrochen? Sein Buch heißt „Kranke Liebe“. Der Titel ist ein Urteil. Er hat sie gesehn, hat sie erlebt und der Stoff hat ihn nicht losgelassen. Er bohrt sich mit aller Kraft seines Denkens

und Fühlens hinein und schreibt sich von der Seele, was er wie eine un-
erträgliche Bürde mit sich herumträgt.

Das ist sein Verbrechen.

Räme jetzt ein Dichter und lieferte eine Erklärung jenes Verführer-
scheufals — wie es kam, daß er mit bestialischer Lust ein Weib nach dem
andern ansteckte, wie sein Denken, sein Fühlen diese Richtung nehmen
konnte — der Staat verböte das Buch, machte den Verfasser bürgerlich tot.

Die Journalisten berichten die Thatsachen: das ist erlaubt (freilich auch
nicht immer). Der Dichter erklärt: das ist verboten. Die poetische Wahr-
heit ist ein schlimmes Ding; schlägt sie tot!

Schlagt sie tot! Und wenn es ein Staat nicht kam, dann verbindet
er sich mit anderen. „Eine Lustjagd, wie wenn Schützen auf der Spur dem
Wolfe sitzen!“

Dagegen müssen wir protestieren. Dies Verfolgungssystem ist ein
Schlag ins Gesicht der ganzen litterarischen Welt. Freilich ist es auch ein
Eingeständnis, daß die Litteratur eine Weltmacht ist. Und eine Weltmacht,
die notwendigerweise in die Ferne weist, auf eine andere Ordnung als die
bestehende. Hinc illas lacrimas.

Mag man Dichtungen haufenweise als teuflisch verfluchen und ver-
folgen, wir protestieren guten Muts mit Feuerbachs Worte: Lieber ein Teufel
im Bunde mit der Wahrheit, als ein Engel im Bunde mit der Lüge.



„Kriegstheorie und Praxis.“

Von Karl Bleibtreu.

(Schwitz.)

In Nr. 13 des „Militär-Wochenblattes“ wird mir, neben manch auerfeuertem
Wort über meine „stets originellen, geistvollen, vielfach bedeutenden Be-
trachtungen“, das ich dankbar entgegennehme,^{*)} ein scharfer Angriff gewidmet, der
sich am Schluß auch in der Form persönlich zuspitzt. Bei der Wichtigkeit der hierbei
in Frage stehenden Dinge sei mir eine Verteldigung um so mehr erlaubt, als der Herr
Referent einige thatsächliche Irrtümer und Mißverständnisse aufbaut, welche mein
Denken und Meinen in schlechte Beleuchtung rücken. Freilich möchte ich hier selten
eigenen Ausruf anwenden: Wo soll man anfangen, wo aufhören! Denn jede meiner
Widerlegungen und Aufhellungen müßte sich endlos verwickelt fortspinnen, da es sich
um ein vollständiges, festgefügtcs System handelt.

*) „Alle Nahrung vor dem umfassenden Wissen“ . . . Er hat ganz unbestritten eine geniale
u. d. z. Seine Phantasie ist schön und großartig, wie sie sich selten so scharfem kritischen Begründen paart.“
Die Gesellschaft. IX. 8.

Jene „Studien“, einschließlich der Noitte-Kritik, können ihrem Wesen nach nichts anderes sein als Andeutungen. Deshalb begrüßte ich es freudig, daß wenigstens mein vierbändiger Versuch über die europäischen Kriege als Ergänzung vom Referenten herangezogen wurde. Denn man vermag Gesichtspunkt und Anschauungskreis, aus welchem die kleinen Einzelarbeiten hervorglügen, nur nach Vergleich jenes größeren Wertes richtig zu begreifen. Allein, manches würde dem Referenten klarer und aufschlüssiger geworden sein, wenn er auch meine umfangreiche Darstellung von 1814 („Der Imperator“) und den Essay „Psychologie der Kriegskunst“ verglichen hätte. Im erstgenannten Werke würde er z. B. eine beiläufige Abhandlung über das Eisenbahnwesen im Kriege gefunden haben (später in besonderem Artikel für eine große Tageszeitung weiter ausgeführt), welche ihm für meinen Ausspruch „traurige Abhängigkeit von der Eisenbahn“ allerdings einen theoretischen Kommentar geliefert hätte. Der Herr Referent hätte aus meinen sonstigen ihm offenbare Achtung abnötigenden „Betrachtungen“ wohl den Schluß ziehen können, daß ein solches Wort mir nicht so ohne weiteres „entwölken“ werde. Auch habe ich dort nur betont, daß sich Noitte einfach den Bahnlinien angepaßt habe und hierdurch der geringte konzentrische Aufmarsch beeinträchtigt, ja eigentlich erst geschaffen sei. Siehe übrigens das lichtvolle und unbefangene Eingeständnis im Generalstabswort über 1866, wogegen ich keineswegs, wie ich mich ausdrücklich verwahrte, nach Vorgang österreichischer Militärchriftsteller polemisierte, sondern meine Verdammung des Getrenntoperierens ganz für Königsgrätz aussparte und hier den Satz des Generalstabsworts bestrich, daß der strategische Nachteil endlich in taktischen Vorteil umgeschlagen sei. Ich habe den Aufmarsch auf drei Linien, obendrein getrennt durch das Jzergebirge, vielmehr praktisch entschuldigt, was aber natürlich die theoretische Verdammung nicht ausschließt, da eine gesunde Heerführung Benedek's diesen Aufmarsch hätte schwer bestrafen können.

Das Eisenbahnnetz verlor jederzeit zur Zersplitterung auf äußeren Linien und lähmt den strategischen Gedanken unwillkürlich durch technische Rücksichten. Man zieht so die Schnelle des Aufmarsches dem folgerichtigen langsameren Versammeln in gedrängter Masse vor: theoretisch für strategische Leistungsfähigkeit eine äußerliche Förderung bei innerer Schädigung. Doch muß ich nochmals auf meine Studie über das Kriegsbahnwesen, worin ich selbstredend den Vorteil des überlegenen deutschen Bahnsystems betonte und jede Invasion nach Deutschland schon deshalb als ansichtslos erklärte, bezüglich der Einzelheiten verweisen. Wenn ich neue Gefahren für die Strategie in dieser Erfindung erkenne — auch der Telegraph brachte neue Übelstände und vermindert den künstlerischen Wert der Kavallerieaufklärung — und dem Spruch Napoleons „Der Feldzug wird mit den Feinen gewonnen“ teils nachtrauere, teils ihn auch heute noch gültig finde, da die Bahnbenuzung ja so bald in Feindesland aufhört, so habe ich hier einen Tiefblick und keineswegs unhaltbare Oberflächlichkeiten zu beweisen geglaubt. Übrigens erfolgten Napoleons Auf- und Vormarsch mit kaum geringerer Schnelligkeit. Auch dauerten seine Feldzüge durchschnittlich nur 3 Monate, während man 1870 fast 6 Monate brauchte.

Was Referent mit dem ironischen Nachsatz an anderer Stelle sagen will: „während Napoleon als Genie sich ähnliche Manöver erlauben darf,“ blieb mir unverständlich. Erstens hat sich Napoleon solches nie erlaubt und zweitens, wo er in gewissem Sinne ähnliches verübte, habe ich mir erlaubt, ihm diese Sünden wider seine eigene prinzipielle Erkenntnis aufs schärfste vorzuhalten. Nicht nur, wo er am eignen Leibe die Schädlichkeit konzentrischer Operationen spürte, wie vor und bei Marengo, sondern auch in dem einzigen Falle, wo eine konzentrische Operation planmäßig — nicht durch

Glückszufälle wie bei Waterloo, Königgrätz, Sedan — zum Erfolge führte! Die Umschließung Radz nämlich habe ich nur mit Napoleons unverhältnismäßiger, erdrückender Übermacht entschuldigend und kann mich sogar nachträglich dem Wunsch nicht verschließen, daß der Meister, statt dieses zweifelhaften Manövers, das durch jeden Durchbruchversuch Radz auf Ingolstadt scheitern konnte, lieber einfach mit vereinter Waffe auf Wien marschirt wäre, d. h. die rückwärtige Verbindung Radz durchschnitten hätte, der dann ohnehin verloren war. (Napoleons eigene Waffe blieb durch Augereau gedeckt.) Die Russen hätten sich dann nie zu sammeln vermocht, Erzherzog Kari mußte nach Ungarn sofort ausbleiben, auch Massena konnte herangezogen werden und die peinliche Lage vor Austerlitz wäre niemals eingetreten.

Meine aus kriegsgeschichtlicher Erfahrung abstrahierten Grundsätze beruhen auf der ausschließlichen Anerkennung der heute in Ungnade gefallenen oder angezeifelten Inneren Linie, welche zwar stets schwerer durchzuführen scheint, aber allein vor Gefahren schützt und Erfolge verbürgt. Ich bestätige ferner als mein vom Referenten herangezogenes zweites Prinzip: sich stets vor der Schlacht zu vereinen und sich überhaupt möglichst nie zu teilen, soweit dies eben ausführbar und thumlich ist. Das Bedenkliche jeder Teilung, selbst auf sonst innerer und geistig vereinter Linie, habe ich n. a. bei Napoleons Eid-Dreieck 1813 zu beweisen gesucht. Seine rastlose Emsigkeit im Hin- und Herrennen nach jeder bedrohten Seite reichte nicht aus, einen Offensivstoß rechtzeitig zu führen, und die wichtigste Sphäre nach Berlin blieb seiner persönlichen Aufsicht fast ganz entzogen. Deshalb die Niederlagen der Teilheere, die dann das Ganze unterhöhten. Die Verpflegungsfrage, welche dem Schlagwort „getrennt marschieren und vereint schlagen“ hauptsächlich zugrunde liegt, hat selbst Jomini zu dem Zweifel veranlaßt, ob mit so ungeheuren Massen die innere Linie streng durchführbar sei. Ich habe aber wiederholt darauf hingewiesen, daß die innere Linie mit steter Offensive gleichsam identisch zusammenfallen muß, da man nur so ihren Vorzug voll ausnützen kann und ihr Wesen recht eigentlich in rastloser Bewegung wurzelt. (Siehe 1796.) Eine Defensive auf innerer Linie mit einzelnen, immer wieder zurückschnellenden Seitenstößen hat nur im Falle Friedrichs d. Gr. 1750—52 einen Sinn, wo die eigene Schwäche eine nachdrückliche Offensive verbietet und man auf wirkliche große Erfolge von vornherein verzichtet. Napoleon aber befand sich 1813 noch keineswegs in solcher Lage und hätte daher seine Eidlinie, statt zur feststehenden strategischen Drehseibe, nur zum Ausgangspunkt einer allgemeinen konzentrierten Offensive benutzen sollen; anfangs gegen Prag und, als diese Gelegenheit verflumt, gegen Berlin. Denn die Verpflegung größter Massen in rastloser Vorwärtsbewegung fällt leichter, als das aufstehende Herumstampfen auf dem gleichen Fleck, wie denn in Sachsen allmählich alle Verpflegungsmöglichkeit aufhörte. Wenn also Referent als eine meiner strittigen Behauptungen aufzählt: „Napoleon habe Oktober 1813 lehrtmachen und mit Front nach Südwesten schlagen sollen“, so glaube ich (Band III, 100—105) unwiderräglich beweisen zu haben aus seinen eigenen Marschbefehlen, beginnend schon am 1. Oktober: daß jener so oft angezweifelte Plan tatsächlich bestanden hat, und daß dieser Frontwechsel mit neuer Waffe das Einzige war, was ihn retten konnte. Denn seine „natürliche“ Rückzugslinie nach Westen war nicht mehr „natürlich“, sondern genau so gefährlich geworden, wie seine etwaige Offensive nach Osten, die möglichenfalls einen völligen Umschwung der Lage versprach und ihm die bessere Rückzugslinie zwischen Hamburg und Biele eröffnete. So sage ich S. 151: „Was ging den Feldherren das erschöpfte Frankreich an, wo nur in den Gardebepots noch Soldaten zu finden waren! Hier vor ihm lag sein Reich in den 150,000 alten Soldaten seiner deutschen Festungen! Der Herrscher zog den

Rückzug an den Rhein vor. Nichts schadete ihm nachher so sehr, als der blüthnelle Zug Wilwds. . .“ In Holland wurden die wichtigsten Hülfquellen des Empire verschüttet, er hätte schon aus technischen Gründen diesen seinen Hauptwoaffenplatz als Rückzugsbasis wählen sollen, da Frankreich selbst sich nachher als völlig ausgepumpt erwies, weil das offensive Empire bezeichnenderweise seine Depots und Arsenalen nach außenwärts verlegt hatte. Um die obwaltenden Verhältnisse zu begreifen, muß man auch die Belästigung der Kommandantur des französischen Transportmittelpunktes Leipzig durch die Thielmann'schen Streifcorps ausführlich darstellen, während sie in sonstigen militärischen Überbliden als unwesentlich ausgehoben werden. Schon deßhalb möchte ich dem Rat des Referenten nicht folgen: „die Darstellung der Ereignisse selbst sollen zu lassen“. Nur durch diese Methode kommt man zu theoretischer Erfassung der Sachlage. Wenn z. B. Referent mir als Lehre zuschiebt: „nie irgend einen Heeresteil abzweigen oder entsenden“, so könnte dies ähnlichen Eindruck erwecken, wie meine mißverständene Bemerkung über die Eisenbahn. Denn was ich damit gemeint habe und warum ich zu solch überraschendem Schluß gelangte, kann man wahrlich nur verstehen, wenn man meine darstellende Betrachtung ewig wechselnder Vorgänge gründlich vergleicht. Ich gestalte mir, auf die wichtigsten Andeutungen in meinem Werke zu verweisen: I 27, 36, 60, 67—74, 100—103, 145—48, 157 (über Carnots konzentrische äußere Linien, empfindlich bestraft wie immer), 161—66. Ferner auf II 92, 144—47, 150 (Detachierung Bernadottes von Jena), 155—57 (erfolglose Plankenrolle Massenäs bis Edelsberg). Auf die dortige Andeutung über den Unterschied eines gewöhnlichen Feldherrn, der sich gleich zu Davout gewandt hätte, eines ungewöhnlichen, der sich an Massenäs an sich so schönen Plankenstoß gebunden gefühlt hätte, und des Feldherrn-Sehers vom höchsten Range, der sich weder um Davouts Bedrohung, noch um Massenäs Lodung kümmert, sondern das Bestimmen das Allerweisse wählt und das feindliche Centrum durchbricht, weiß er deduktio und intuitio das volle Bild mit allen Konsequenzen schaut, — lege ich besonderen Wert. Was freilich mein „Herausstreichen des Feldzugsplans von 1812“ betrifft, so war es mir im Rahmen meines Übersichtswerkes nicht möglich, diesen wichtigsten Gegenstand erschöpfend zu behandeln, wie dies in einer demnächst erscheinenden Einzelstudie: „Die Wahrheit über 1812“ geschehen wird. Den Vogenmarsch auf Smolensk und vor allem die Manöver an der Beresina, welche Yorks sonst so ausführliche Schilderung fast ganz theoretisch übergeht, rechne ich zu den schönsten Triumpfen der inneren Linie, während ich bereits II 132 das Mißliche selbst eines getrennten Umgehungsflügels am Versagen Jeromes und Daouuts andeutete. Die ursprünglich innere Linie wird durch solche Abtrennung selbständig operierender Nebenflügel fast in den Nachteil äußerer Linien versetzt. Wäre Napoleon selbst mit vereinter Rasse gleich anfangs unaufhaltbar auf Minot marschiert, so konnte eine Vereinigung der russischen äußeren Linien nie erfolgen: Barclay mußte nördlich, Bagration östlich ausbiegen, oder beide wurden, vereint oder vereinzelt, vor oder hinter Smolensk, zur Schlacht gezwungen. Über die Unsicherheit aller getrennten Operationen, was schon Friedrich d. Gr. sehr deutlich empfand, vergleiche (außer Band IV über 15.—18. Juni 1815) Band III 34 bis 37, 70 cf. (Davouts kombinierte Bewegung 1813, besonders beweiskräftig für die Schädlichkeit jeder Detachierung), 210. Sobald man dieses Material aufmerksam über-sieht, dürfte man einsehen, daß ich zu meinen „einseitigen“ Grundfäden einigen Grund gehabt haben muß!

Ich habe noch anzufügen meine entgegenge setzte Auffassung der Schlacht von Baupen, auf welche sich Wolke behufs Königgrätz berief, nämlich meine Darlegung des mangelhaften Ergebnisses, welches Reys Teilheer durch seine abgetrennte Umgehung

erzielte, im Widerspruch mit Napoleons sonstigem Prinzip, sich stets vor der Schlacht zu vereinen. Bei Laon vollends wurde der getrennte Vormarsch durch Marmonts Niederlage empfindlich bestraft. Nun wird der Herr Referent doch wohl nicht leugnen, daß der Kronprinz bei Orlum viel später, als erwartet, und bis zuletzt nur mit geringen Kräften noch eingriff. „Großartiges Zusammenklappen der getrennten Operationen“, wenn thatsächlich das gegen Benedek verwendbare Plus von 20,000 Streitern in ein Minus von mindestens 40,000 umschlug, da vom Kronprinzen bis zuletzt schwerlich die Hälfte zum Schlagen kam? Das Gleiche gilt im weiteren Sinne von den Weker Operationen, und Referent hat offenbar nicht gründlich gelesen, wenn er behauptet: „von Sedan ist gar keine Rede“. Ich habe, nach meiner unmaßgeblichen subjektiven Auffassung, die zufälligen Schicksalsgründe dieses theoretisch unmöglichen Rechengemischs in verschiedenen Büchern ausführlich auseinandergesetzt. Meine Urteile über eine Kriegsführung, die ganz offen das Zusammentreffen getrennter Heere auf dem Schlachtfelde für den Gipfel der Strategie erklärt und sich dabei auf das verfehlt Bauzen beruft, sind mein gutes Recht als objektiver Historiker. Sie können mir durch geschmackvolles Hineinzerren „patriotischer“ Rücksichten nicht geschmälert werden, zumal all meine Werke die echteste Vaterlandsliebe atmen, nicht zum wenigsten meine Darstellung der Befreiungskriege gegen meinen „Heros“, wie auch „1806“ bei mir in vielfach günstigerer Beleuchtung erscheint, als in der laubläufigen Legende. Ja, als wirkliche „Blasphemie am Andenken eines großen Mannes“ betrachte ich es, wenn man sich, nach Vorgang von Bernharthi und schon Clausewitz, über Napoleons Selbstentschuldigungen und Selbstverherrlichungen lustig macht, wenn man wie York den „geistigen Zustand“ des Gewaltigen im März 1814 dem Wahnsinn vergleicht, und obendrein fälschlich, wie meine aus Nares Dokumente gestützte „eigenartige Auffassung“ (siehe „Der Imperator“) jedem Unbefangenen darthut. Meine Arbeit über Moltke wurde verfaßt — und teilweise schon im „Imperator“ in dem Kapitel „Der Gott der Schlachten“ veröffentlicht — nach den „Blasphemieen“ der Jubiläumshymnen und Retrologe, wo Moltke deutlich genug und nicht ohne mißgünstige Seitenhiebe über den größten vorbildlichen Meister erhoben ward, dessen Beispiel er alles, besonders Moltkes theorie-entstandenen Offensivtrieb, verdankt. Wenn ich mich mit einiger Schärfe, wobei mir der einzige vom Referenten citierte unhöfliche Satz entkühlte, über das hinterlassene Buch des greisen allgeleiteten Feldmarschalls äußerte, so entspringt dies ähnlichen Gründen. Jetzt einmal wird gegen mich der Pietätsstandpunkt einer gewissen captatio benevolentiae ausgepielt. Doch wer hat denn früher dieselbe Buch als „wundervoll“ und epochemachend unvergleichlich gepriesen? Einen gewissen Wert dieses — Auszugs aus dem Generalfstabswerk mit einigen kritischen Randglossen verkaunte ich ja nicht. Aber haben nicht sogar Litteraten sich gedrungen gefühlt, Moltkes Nares trodenen Stil, dessen Reiz ich übrigens volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, als Muster anzubauschen? Da wundert man sich noch, wenn nach all dem Beistand von Lobhudeleien ein Rückschlag erfolgt? Jede gesunde Kritik heißt Herokratentum? Das zeugt wenig für die Güte der Sache, und man wird versucht, an den alten Spruch zu erinnern: „Du wirfst grob und ungerecht, also hast du Unrecht.“

Von meinem Urteil über Moltkes 18. August und über seine eigene gefärbte Darstellung desselben, besonders über den angeblichen Zweck, der erst später untergeschoben wurde, lasse ich mir nichts abhandeln. Aber ehe man hierüber schimpft, muß man eden meine Bücher gründlich lesen und nicht beliebige Sätze aus dem Zusammenhang reißen, die im Lichte logischer Beweisführung ein ganz anderes Aussehen gewinnen. Auch ist mir überraschend und neu, daß unrichtige Zahlenangaben, die Referent

selber indirekt zugiebt, in einem militärischen Werk etwas Unwichtiges seien! Bei meinem großen Respekt vor der Zahl kann ich keine schwankende Angabe geduldig hinnehmen, z. B. darüber, wieviel Deutsche bei Sedan verjammert standen und wieviele thatächlich fielen. Denn weil diese Ausschließung auf dünner Peripherie äußerer Linien für meine Theorie ein Hindernis vorstellt, das nur durch völlige Kopslosigkeit des Feindes und abnorme Unglücksfälle (Beaumont, dreimaliger Kommandowechsel im Kampfe, Maaschlucht, Kesseltage unter überhöhenden Waldbergen, keine unbrauchbare Festung beugend im Rücken) ermöglicht werden konnte und das Resultat wiederum wie vor Ney gar nicht so vorausgesehen war, — weil ferner die angreifende Infanterie nirgends Herr geworden wäre ohne das unerhörte Kreuzfeuer ihrer quantitativ und qualitativ unendlich überlegenen Artillerie, — eben deshalb wünsche ich die Streiterzahl möglichst genau zu wissen, um den unberechenbaren Wert eines Kreuzeners moderner Geschützgeschosse festzustellen. Denn hierdurch würde für die taktische Schlachtfeldscheidung der Begriff innerer Linie an Wert sinken, falls der im Centrum Stehende es zu einer Einschließung kommen läßt, wozu freilich allemal eine Geländebildung wie bei Sedan gehören würde. Doch trüge dann der auf innerer Linie Zusammengepreßte selbst die Schuld, weil er sich nicht zu rechtzeitigem Offensivstoß auf eine Seite der Peripherie ermannt, wie dies anfänglich und schon zu spät Duroc bei Jüly vorgeschwebt zu haben scheint.

Wenn aber Moltke gar die Franzosen am 18. August auf 180,000 und sich selbst auf 178,000 berechnet — mit einem von mir stargelegten Kunstgriff, der unmöglich unabsichtlich gewesen sein kann — und daran die triumphierende Bemerkung knüpft: Die Deutschen hätten eine gleiche Zahl Franzosen (obendrein mit überlegenem Gewehr bewaffnet) aus schier uneinnehmbaren Positionen überall hinausgeworfen, so wird die Frucht solcher Studien und ihr Eindruck auf gläubig Nachbetende gewiß nicht unferm Heer zum Vorteil gereichen!

Auf andere Punkte näher einzugehen, sehe ich hier keine Veranlassung. Bezüglich Cernierung umfangreicher Festungen und darin eingeschlossener Feindesmassen möchte ich mir nur die allgemeine Andeutung gestatten, daß der wahre Zweck solcher Operation, nämlich den Feind in Defensiv festzubauen, doch sehr getrübt wird, wenn man hierdurch eine größere Belagerungsmasse den Feldoperationen entzieht, während noch bewegliche Streitkräfte des Feindes in freiem Felde wirken. (Siehe Prag-Cölln, Mex-Paris-Gambetta.) Es sich also theoretisch für die Zukunft nicht ein bloßes Beobachten der Festungskräfte empfehlen würde, nach dem alten glorreichen Beispiel der Mantua-Campagne Bonapartes, um rasches drumherum gegen die beweglichen Massen des Feindes zu manövrieren, sei dahingestellt.

Moltke spricht ahnend von den Prestigen, die man nicht zerhören solle. Aber mir gilt die Person nichts und die Sache alles. Ich kann es nicht für unpatriotisch halten, wenn ich betone, daß nicht Moltkes Strategie, sondern die innere Überlegenheit des preussischen Heeres ein so auffallendes Übergewicht erzeugte, wozu freilich 1866 das unendlich bessere Gewehr und 1870 die bessere Artillerie zu rechnen sind. (Weitläufig haben die laut Moltke so ungenügenden Ausrüstungen des Civildilettanten Gambetta bekanntlich den Unterschied, der bis dahin zwischen dem französischen und deutschen Geschützweien so grell bestand, fast aufgehoben und ausgeglichen. Auch eine dilettantische Leistung der revolutionären Civildiktatur!) Mein „heißtrotziger“ Angriff, bei dem ich nichts als Unbill zu gewärtigen hatte, ist ein wohlverwogener Protest. Leichtsinns wirft mir der Herr Referent, angesichts meiner Studien und speziell dieser vorliegenden 5 Bände systematischer Kriegstheorie, ja selber nicht vor und er wird mich wohl schwerlich

darüber aufklären, welche Beweggründe nicht bestimmt und die Fälschung meiner Forschungen veranlaßt haben könnten, als Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Wenn die maßgebende Nachwelt das vorlaute Verschlimmern Scipios und Wellingtons seitens ihrer patriotischen Zeitgenossen bedenklich unmisslich, so ist das doch nicht meine Schuld! Dieß nicht auch Schwarzenberg seinerzeit ein großer Feldherr und jede Antastung seiner Größe ein Verbrechen?

Auch bezüglich meiner „sonderbaren Verachtung“ des Berufsfolatentums hat der Herr Referent meinen Ideengang unvollständig wiedergegeben und wiederum einen Protest als einen Angriff gedeutet. Ich muß hier weiter ausholen, beginnend mit meiner „Ehrenrettung Mads und Verteidigung Schwarzenbergs“. Davon ist mir nichts bekannt. Ich habe Letzteren mit gebührender Ironie gezeigelt, wo es not that, ihn nur gegen die maßlosen Ausfälle preussischer Chauvinisten in Schutz genommen. Ich nenne ihn einen verkleinerten Erzherzog Karl, wach Letzteren zwar noch York unter die großen Heerführer rechnet, dessen einziger wirklicher Erfolg 1796 im Beck-Feldzug aber nur eins beweist: die Unsichtbarkeit der inneren Linie, welche ihm durch Carnots konzentrischen Operationsplan förmlich aufgezwungen wurde und ihn so bei seiner Übermacht billige Triumphe feiern ließ, während er April 1809 selbst so kläglicher Teilung fröhnen und entsprechend zerschmettert werden sollte. Wenn ich nun die Obengenannten oder auch Rüchel bei Zena und ähnliche keineswegs so hart beurteile, wie dettel Rode zu sein pflegt, so entspringt dies eben meiner Erkenntnis, daß man von keinem Durchschnittsgeneral jene geniale Einsicht erwarten dürfe, die gerade gut genug ist und knapp ausreicht, um selbständige Kommando-Entschlüsse zu fassen. Freilich muß man sich dann auch nachher den Schaden besehen, wenn durch die eigentümliche Einrichtung jedes stehenden Heeres meist nicht die Jungen und Talentvollen, sondern die Alten und die mittelmäßigen Streber an höchsten Stellen besetzt werden. Dies ist der einzige Grund, warum die französische Revolution mit ihren elend gerüsteten und demagogisch zerrütteten Horden den ausgezeichneten und zahlreichen Truppen Europas trotzieten konnte. Eine strategische Anlage vermag man zwar in jenen jungen Bürgergeneralen nicht zu entdecken, darin stehen die typischen Mad und Schwarzenberg wenigstens an Wissen höher, aber die rücksichtslose Energie ihres jugendfeurigen Ungefühls verblüffte jene eingerosteten Jopipedanten, auf Käsernenübungen und Manöver, nicht auf Schlachtfeld zugebrüllt. Ein hartes Urteil findet man bei mir nur über solche Generale, welche aus Trägheit und Nachlässigkeit ihre besetzte Pflicht verabsäumen, wie z. B. Cudinot, Macdonald und Marmont mehrfach, hingegen nur wohlwollende Vorliebe für schnelle Traufgänger wie Vandamme und Ney (siehe III 59 und 88) oder für den poetischen Seelenschwung eines Blücher. Deshalb verstand ich auch sehr gut Moltkes schonende Rechtfertigungen für die kräftige Soldatennatur eines Steinmetz und seinen scheinbar bedenklichen Satz bezüglich Spicheren, daß ein taktischer Erfolg dem Strategen immer willkommen sein werde. Allerdings, weil solche zuverlässliche Schneidigkeit, die auch Napoleon beim verfehlten Frontalsturm von Ebelberg sympathisch begrüßte, den moralischen Faktor hebt. Andererseits darf nicht geleugnet werden, daß solche rohe Praxis meist die strategische Gesamtdisposition schwer schädigt, wie denn gerade Spicheren einen nachteiligen Einfluß auf die später eintreffende Bewirtung des Aufmarsches gegen Ney geübt hat. Ich möchte beiläufig andeuten, daß Moltke hier den Schlacht-erfolg an sich nur als „taktisch“ bezeichnet, also jede Schlachtbegebenheit in eine niedrigere Ebene verwandelt, was mir in gewissem Sinne, wie Moltke es augenscheinlich gemeint, berechtigt erscheint. So ist Leuthen, Friedrichs „Musterschlacht“, nur eine glänzendste taktische Begebenheit ohne entsprechende Folgen, da Friedrichs strategische Maßnahmen

nach der Schlacht schwächlich im Geist der alten Schule ausfielen. Die Leitung einer Schlacht ist etwas Großes, aber dem Gebiet der höchsten Strategie gehört sie doch nicht an: Hier hat Friedrich sich nur einmal entfalten können, bei der Prager Campaigne, die uns freilich einen Strategen ersten Ranges ahnen läßt. Bei Napoleon aber giebt es nichts zu ahnen, da ist alles greifbarste Wirklichkeit, hier sprudelt die ewige Quelle des Verlebens und Könnens, aus der man die Lehren jener Meisterschaft schöpfen darf, wo alles und jedes sich der Folgerichtigkeit künstlerischen Denkens unterordnet, wo jede taktische That ganz und gar vom Strategischen durchsättigt. „Die Feldherrn des Jahrtausends“? Ich kenne nur Einen. Man bedauere meine Einseitigkeit, die von blindem Heroenkultus, wie er gerade preußischerseits mit Friedrich, Scharnhorn und Moltke getrieben wurde, weit entfernt ist. Es dürfte des forsicheren Übermenschen machiavellistische Raubpolitik selten mit so beißender Ironie zergliedert worden sein, wie in meinem Werte.

Der Referent übertreibt bedeutend, wenn er mir Verachtung des taktischen Handwerts unterstellt. Ich protestiere nur gegen hochfahrende Überschätzung, auch des methodischen Fachgelehrtentums, das gegen dämonisch bligende Genialität des freien Strategen ohnmächtig bleiben würde. Das beistgeschiffene Schwert soll sich nicht die Hauptsache dünken; der Gehirnmuskel leitet den Arm zu Fuchterstöcken. Ich habe nur theoretisch durchgeführt, daß Taktik allemal etwas Sekundäres sei — auch der Einfluß der revolutionären neuen Taktik gehört zur gelehrten Legende, sogar die napoleonische Form hat 1806 durchaus nicht den Ausschlag gegeben — und daß alles Soldatentum vom Grenadier bis aufwärts zu Marschall Ney (d. h. der tüchtigsten Corpsoffizier-Maschine, die je gewirkt) immer nur als Werkzeug vollen Nutzen bringe. Doch wiederholt ließ ich drucken, daß der Kriegerstand sich mit Recht den ersten Stand nennt, so lange er seinem eigentlichen Wesen, wie es am klarsten die mönchischen Ritterorden mit ihren Gelübden „Armut, Keuschheit, Gehorsam“ als eine heiliche Priesterchaft darstellten, nicht untreu wird und sich nicht streberhaftem, wohllebendem Übermut ergiebt, wie die Junker vor 1806. Denn die ungetrübte Ausübung des Kriegerberufs, der freilich für Friedenszeiten überhaupt nicht paßt (hier mißverstand wieder der Referent meinen diesbezüglichen „Hohn“ aufs grüßlichste), heißt Vereinerung höchster intellektueller und moralischer Eigenschaften, in unteren Kreisen auch Auszubildung bevorzugter physischer Kraft, was sich, wie bei den englischen Sportsmen, nur mit Mäßigkeit und Selbstbeherrschung erreichen läßt. Ohne eine gewisse Intelligenz und ethisches Rückgrat taugt sogar der gewöhnliche Rudeltier nichts, und der ungeheure Fortschritt der allgemeinen Wehrpflicht besteht darin, daß oft der bestiale Volksmann erst durch sie zum Menschen wird. Allerdings darf man dies militärisch nicht überschätzen, wie in der thörichten Phrase vom „Schulmeister von Königgrätz“, worüber jüngst noch Treitschke spottete. Ich erlaube mir bezüglich 1806 ironisch anzudeuten, daß die französische Armee sicher ebensowiel Analphabeten enthielt, wie die geschmähte preussische, deren Stabsoffiziercorps wahrscheinlich an Fachbildung dem französischen mehr als gewachsen war. Wer übrigens meine kommende Studie über die erste Armee Bonapartes, deren romantische Offiziere mit knurrendem Magen den schneidigen Ritter spielten und ihr leibtes Goldstück für Bouquet-Guldigungen an Primadonnen verschwendeten, einer Lektüre würdigt, der dürfte mir wohl keinen Mangel an Sympathie für das echte idealistische Soldatentum vorwerfen!

So hat es mich stets gewurmt, wenn z. B. selbst ein Carlyle (Essay über Walter Scott) äußert: „Unglückslicherweise konnte Napoleon seine Idee nur auf militärischem Gebiet verwirklichen. Deshalb warf man ihn hinaus und er hinterließ die Fer-

wirklichung seiner Idee im Civilbereiche der Dinge anderen.“ Erkennt hier nicht der BerufsSoldat die Abneigung und Geringschätzung, die man ihm „im Civilbereiche der Dinge“ zollt? Als ich einst gelegentlich dem citierten Ausdruck eines englischen Staatsmanns, „jedes Jahrhundert erzeuge eine Menge Feldherren und Herrscher, aber nur einen wahren Dichter“, hinzügte: noch lange nicht jedes Jahrhundert erzeuge einen großen Feldherrn, süßen einige Litteraten auf mich los: Wie ich einen Dichter überhaupt mit solch unproduktiven Menschenschlächtern vergleichen dürfe! Nun, ich nahm mir Napoleons Wort zum Ausgangspunkt, daß den Feldherren mit Recht der höchste Ruhm in der Geschichte gebühre, und Defalz' Wort zur Richtschnur, daß Führung einer Armee die schwerste aller Aufgaben sei. Wenn ich die Laienwelt vielfach über das Wesen des Feldherrntums aufklärte, besonders in meinen Schlachttivellen, so sollte mir der BerufsSoldat dafür Dank wissen. Denn Militärbücher liest man sonst im größeren Publikum nicht.

„Verkanntes Genie“ nennt mich der Herr Referent, aus seinem sonstigen Tone unhöflich herausbrechend. Das konnte er sich ersparen. Wenn er aber vergleichsweise die „Civilstrategen“ Gambetta und Freycinet nennt, so möchte ich mir gehorsamst verbitten, nach zehnjährigen (oder richtiger zwanzigjährigen) militärischen Studien mit solchen „Civilstrategen“ verwechselt zu werden! Was sie als Organisator und Anspornner geleistet haben, dient zum Beweis einer Hauptlehre meiner Theorie, die vom Referenten wohlweislich nicht formuliert wurde, ebensowenig wie meine These von der Gleichwertigkeit energischer Militanzangebote mit überlegenem moralischem Faktor, zumal beim modernsten aufgelösten Gefecht.*) Das hat aber mit genialer Künstlerkraft, mit der dichterischen Einbildungskraft und dem abstrakten Massen-Deuten des Strategen gar nichts zu schaffen. Wenn ungewöhnliche Umsturzumstände derlei „Civilstrategen“ ohne wissenschaftliche strenge und gründliche Vorbildung (auf die praktische taktisch technische kommt es hierbei überhaupt nicht an) an die Spitze bringen, so beachte man den ungeheuren Unterschied, ob dieser Civilist bloß Gambetta oder ob er — Cromwell heißt. Letzterer wird allerdings, wenn er sich in reifem Mannesalter zum ersten Mal in den Sattel schwingt, binnen weniger Jahre den jedem bloßen BerufsSoldaten unerreichbaren Gipfel der Strategie erklimmen, weil er eben ein Genie ist. Denn, wie ich es oft ausdrückte, die Friedrich und Napoleon sind nicht große Männer, weil sie große Feldherren waren, sondern sie sind auch große Feldherren, weil sie überhaupt große Männer sind. Die Strategie erfordert die denkbar straffste Anspannung der Geisteskraft in kürzester Spanne Zeit und die ruhigste Freiheit des Überblicks. Je weniger der geniale Kopf von kleinlichen Nebenbingen belästigt, je mehr er von der Materie befreit, desto klarer seine Erkenntnis in den ewig wechselnden Aufgaben und Ereignissen, schattenhaft und wirr wie alle Phänomenalercheinungen der Außenwelt, nur dem unbeeirrt leuchtenden Kennerauge durchdringbar. „Schwelgen Sie, warum wollen Sie mir meine Ruhe rauben?“ Dieser stete Refrain Napoleons auf dem Rückzug, wenn die Klagenedungen sich an ihn drängten, ist nur von Unwissenden bespöttelt worden. Denn nur so behielt er eben jene freie Ruhe, die in den Beresina-Manövern dem sichern Verderben sieghaft entrann.

*) Er hätte auch recht gut noch folgende Thesen aus meinen Betrachtungen herauschälen können: „Man muß die vereinte Masse möglichst auf die rückwärtige Verbindungslinie des Feindes führen und gegen Teile desselben ausspielen, was bei einer so überraschenden Operation ganz von selber eintreten wird.“ Oder: „Die Kunst besteht einfach darin, an einem bestimmten Zeitpunkt (bei Wagram nur 6 Stunden früh) mit Übermacht zu stoßen. Das erzielt man, wenn man nur den klar erkannten Entscheidungspunkt sieht und alle Nebenbinge opfert.“

Heute nähern wir uns den Zuständen der Völkerwanderung, und Montecquicus Wunsch, Volk und Heer sollten eins sein, wird sich vielleicht dereinst nur zu wörtlich erfüllen. Um so mehr sollte die Armee darauf bedacht sein, alle schöpferischen Intelligenzen in sich zu verkörpern. Der Herr Referent schiebt mir zu: „da er selber eine dem Cromwell, Friedrich, Napoleon kongeniale Natur zu sein vermeint“. Das muß ich ablehnen. Woher schöpft er diese lähne Versicherung? Kongeniales Nachempfinden, selbst wenn ich mir solches zuspräche, bedeutet noch lange nicht kongeniales Handeln. Bei letzterem kommt es freilich immer nur auf die Probe an, und der berühmte Theoretiker a. D. Bonaparte, dreimal aus der Armeeliste gestrichen, erhielt für seine schriftlichen Projekte von seinen Vorgesetzten das Befähigungszugnis fürs Irrenhaus. Jedenfalls giebt es eine Art von Theorie, die nicht nach unproduktiver blasser Dogmatik, sondern nach sehr gewaltthätigem Realismus schmeckt, wie z. B. die Notizen und brieflichen Vorlesungen Napoleons. Dem wohl stand Jomini hoch über seinem lang-jährigen Chef Ney, aber von dem Meister selbst trennte ihn eine unüberbrückbare Kluft. Theorie ist schöner als rohe Praxis, aber theoretische Praxis ist doch noch viel schöner!

Nach Herostretenruhm dürfte ich nicht und bedarf desselben nicht. Habe ich getret, so widerlege man mich sachlich. Traf ich hingegen das Rechte, so wird die Wahrheit sich dennoch Bahn brechen. Es giebt eine große Richterin, die Zukunft.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Man will ich doch wiederholen, was ich in der „Täglichen Rundschau“ über die Deutsche Tonkünstler-Versammlung in München gesagt habe. Die Maler im Glaspalast und in der Prinzregentenstraße können warten. Ihre Werke verlieren nichts dabei, wenn sie an Meise gewinnen.

Also!

Ich bin kein Beduener, kein Merker und kein Buntlerer, dessen Seele mit allen Fasern an der alleinseligmachenden Tabulatur hängt und sich wie ein Blutegel vollsaugt an den Wunden nörgelnder Kritik.

Aber das muß ich bekennen: Tonkünstlerfeste, wie wir sie heute zu begehen pflegen, können nur der Beduenererei frommen und nur den Tabulaturgläubigen die hehren Wunden der kritischen sieben Zellgleiten bereiten.

Ein einfacher, kern- und genußfroher Kunstmann mit natürlichen Sinnen hält das nicht aus. Sofern er in festlichen Veranstaltungen auch weisevollen Ernst wahren und sich nicht zu alliger Heiterkeit gemeiner Festbunmler verführen lassen will, wohlgerneht. Aber des Spases gewohnter Vergnüglinge halber veranstaltet man doch hoffentlich in Deutschland keine Tonkünstlerfeste?

Ich habe die 29. Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins vom 26. bis 30. Mai 1893 in allen Teilen der musikalischen Veranstaltungen programmgemäß in München mitgemacht und suche nun, nachdem ich dieses Erlebnis heidenhaft

hinter mich gebracht habe, einen deutlichen Fürsten, der mich für hervorragendes Verhalten vor dem Feinde vernünftiger väterländischer Kunstpflege huldvollst durch Verleihung einer Tapferkeitsmedaille auszeichnet. Tagegen leiste ich das feierliche Versprechen, daß ich zeitlebens das Feld künstlerisch-musikalisch-kritischer Ehren, wie es jetzt die Tonkünstlerversammlungen in Deutschland bieten, nicht mehr betreten, sondern neidlos dem Heldennute meiner Nachwelt überlassen will.

Was ich an meinen Zeitgenossen in diesen Tagen nebenbei wahrzunehmen vernochte, war dies: Viele haben sich in der Hitze des Kampfes still nach rückwärts verzogen, andere haben mit Geräusch ihre Plinten oder Lehren in das bekannte Korn geworfen, wieder andere sahen scheinbar aufmerksam da, dachten aber vermutlich an anderes oder gar nichts — alle aber bekamen, daß die Geschichte zwar äußerst anstrengend, aber doch ganz famos gewesen sei.

Und so etwas nennt man heute öffentliche Förderung der väterländischen Kunst auf freiem Vereinswege. Wie nennt man dann die öffentliche Förderung der Blasiertheit, der Heuchelei und Lüge?

Ja, es ist ganz erschrecklich, was man mit lächelndem Gesicht auf die besten Dinge, auf Kunst und Vaterland hinausflügt. Und in unserm Falle beteiligen sich alle an dieser Lüge: die Musiker, die Hörer, die Kritiker, die große taube Menge. Wir lägen, nicht aus Freude an der Lüge, sondern weil wir uns in Dinge verstrickt haben, die über unsere natürlichen Kräfte gehen. Und über unsere Kräfte geht ein Programm wie das der deutschen Tonkünstler-Versammlung in München — über unsere Kräfte des Leibes und der Seele.

Man höre:

Freitag, Hoftheater: „Tannhäuser“ von Wagner in neuer Ansbearbeitung nach Bayreuther Muster; Sonnabend vormittags von 11 bis $\frac{1}{2}$ Uhr im großen Odeonssaale 1. Konzert (Kammermusik), abends im Hoftheater von 7 bis $\frac{1}{2}$, 10 Uhr 2. Konzert (Orchester und Solisten); Sonntag vormittags von 11 bis $\frac{1}{2}$ Uhr im Odeon 3. Konzert (Kammermusik), abends von 7 bis 10 Uhr in der Oper „Die Trojaner in Karthago“ von Hector Berlioz; Montag abends 7 bis 10 Uhr im Odeon 4. Konzert (Orchester, Chöre und Solisten); Dienstag abends von 7 bis 11 Uhr in der Oper „Sonntagmorgen“, Dichtung und Musik von Gerhard Schjelderup, dann „Der Eid“, Dichtung und Musik von Peter Cornelius.

Also während der Festzeit von Freitag bis Dienstag drei Opern und vier Konzerte mit zusammen $17\frac{1}{2}$ Hörstunden. Dazu kamen noch die Begrüßungsreden des Bürgermeisters Vorjahr und des Generalintendanten von Verfall in der ersten Versammlung der Festgäste am Freitag Abend nach der Opernaufführung.

Das erste Konzert brachte folgende sechs Nummern:

Ein Trio in drei langen und zum Teil langweiligen Sätzen für Pianoforte (Robert Kahn, Berlin), Violine (Karl Halir, Weimar) und Violoncell (Friedrich Grünwacher jun., Budapest) von Robert Kahn. Das Werk trägt die Opuszahl 19 und charakterisiert sich nicht als moderne deutsche Kammermusik, sondern als spezifisch berlinerische Musik der guten Stube, sentimentale Melodie, mit der weilschweisigsten und dürrligsten Etüdenarbeit durchsetzt, keine gesunde Polyphonie, eine Art Plauscherei zu dritt, wo abwechselnd einer dem andern nachschwatzt und dessen Phrasen breittreibt. Namentlich im Andante ein unendliches Gefühel. Es wäre nicht zum Ausbalten gewesen, hätte nicht der Klavierpart diese ganze musikalische Zuckerohrschmerzerei ab und zu mit lärmenden Fingerübungen verhält. Das bei diesem ersten Konzerte wenig zahlreiche Publikum war noch frisch und übermütig und sorgte nicht mit dem Vellfall. Die Damen namentlich und einige Sonn-

tagsfinder, die berufs- oder geschäftsmäßig künstlerische Zeitungskritik liefern, fanden das Ding entzückend und priesen Herrn Robert Kahn als echten modernen deutschen Tonbildner.

Colorata, sechs Gesänge nach Dichtungen von Chamisso für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung von Adolf Jensen. Das war nicht neu und war nicht alt, machte nicht warm und machte nicht kalt. Frau Salir aus Weimar sang's wie gedruckt, op. 30. In den kleinen Pausen zwischen den sechs Liedchen tönte das Echo wie Porzellanglödchen durch den Saal. Herr Robert Kahn spielte das Pianoforte. Herr Professor Ad. Stern aus Dresden blickte vornehm durch die goldene Brille auf sein reich gefülltes Ordensknopfloch und führte mit Grazie den Heigen der Klatschenden an. Georg Davidsohn aus Berlin lächelte selig.

Eine Ballade für eine andere Ballade, die Herr Vogl, unser berühmter Meisterjänger, zu singen verhindert war, von Melchior Ernst Sachs. Herr Dr. Hermann v. d. Pfordten erschien als Notbeter mit gewaltiger Bruststimme und rettete die Nummer aufs Tapferste. „Der Alte vom Berge“ wird aber trotz dieser Rettungsthat sich in der Sachs'schen Verarmfizierung keines sehr langen Lebens zu erfreuen haben.

Sonate für Pianoforte und Violoncell (G-dur op. 5) von Edmund Uhl. Vier endlose Sätze, ohne viel Eigenart. Lobende Hervorhebung verdient das flotte, feurige Scherzo. Professor Heinrich Schwarz aus München, einer unserer beliebtesten Klavier-schläger, riß das Publikum zu schallendem Beifall hin.

Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte: Richard Wagners „Stehe still!“ Franz Liszts „Königswert“ und „Jugendglück“ — großartig vorgetragen von Frau Luise Neuh-Wele aus Karlsruhe, begleitet von ihrem Gatten. Der erste wahrhaftige Kunstertolg, tief, herzerquickend.

Quintett für Klarinette (Mühlfeld, Weiningen), zwei Violinen (Salir und Brande, Weimar), Viola (Pflüterer, Würzburg) und Violoncell (Grübmacher, Budapest) von Johannes Brahms.

Dieses H-moll-Quintett ist eine Meisterdichtung von einer ertaunlichen Fülle und Schönheit der musikalischen Gedanken und Formen. Hier zeigt sich der oft etwas trockene Formalist Brahms von seiner vollstättigen, poetischen Seite. Die Wiedergabe war tadellos. Das war der mächtig erregende Schluß eines flau begonnenen Konzertes. Die Gäste beglückwünschten sich strahlenden Gesichtes. Sogar den großen, derbgearbeiteten Urgermanentopf des Vertreters der Leipziger Weltfirma Breitkopf & Haertel zierte ein gewühmendes Lächeln. Nur Dr. Eduard Lassen verlor keinen Augenblick seine kalte aristokratische Miene und verbarg unter der glatten Maske des vollendeten Hofmanns sein heiß wallendes Künstlerherz.

Das zweite Konzert, von Anfang bis zu Ende großen Stils, stellte übermenschliche Anforderungen. Es begann mit Richard Wagners Huldigungsmarsch an Ludwig II. (dirigiert von Generalmusikdirektor Levi) und endigte mit der symphonischen Dichtung für großes Orchester „Die Ideale“ von Franz Liszt (in höchster Erregung dirigiert von Professor Berthold Kellermann, dem ekstatischen Lisztianer strengster Ordnung, mit und ohne Gylinderhut). Zwischen diesen Wagner-Liszt'schen Säulen marschierten zunächst drei Ausländer-Werte auf: das vierstündige Konzert für Violine und Orchester (D-dur, op. 35) von Peter Tschaikowsky, die Franzeska da Rimini-Phantasie für Orchester von demselben (das Violonkonzert gespielt und die Phantasie dirigiert von dem Petersburger Konservatoriums-Direktor Leopold Kuer) und die Cassandra-Szene aus der Oper „Die Einnahme von Troja“ von Hector Berlioz, gesungen von Frau Luise Neuh-Wele und dirigiert von dem Hofkapellmeister Franz Fischer. Diese fünf Werte hätten genügt, die musikdurstigste Seele bis zum Überfließen zu füllen. Denn phan-

taistische Kiefengemälde von der orchestralen Bilderwucht eines Liszt und Tschaikowsky stellen jedes für sich allein die höchsten Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit des stärksten Kunstbegeisterten. Aber wir mußten fast ohne Pause das umfangreiche, wenn auch wunderschöne Adagio aus der E-dur-Symphonie von Anton Bruckner und die große Grals-Erzählung aus „Lohengrin“ (in der ursprünglichen nur im Manuskript vorhandenen Fassung), die Wagner weislich aus seiner Opernpartitur fortgelassen, noch anhören.

Solchermaßen überfüllt, fand uns am nächsten Mittag das dritte Konzert im Odeon herzlich schlaff. Aber da erschien ein unbarbarischer Hegenmeister, klein und rundlich von Gestalt, ein gewisser Eugen d'Albert aus Coswig i. S. — den ernsthaften Musikfreunden freilich ein sehr, sehr lieber Meister schon von Berlin her — und peitschte uns mit seinem genialen, Johannes Brahms gewidmeten Quartett (Es-dur, op. 11), daß die Nerven in neuem Enthusiasmus aufjudten. Ganz vollendet von vier Münchener Streichern ersten Ranges (Walter, Ziegler, Vollenhals, Bennat) vorgetragen, konnte der Erfolg kein geringer sein. Aber als der Teufelstrolch sich später selbst an den Beckstein setzte und seine dämonische Fis-moll-Sonate (op. 10) herunterschlug, daß die Funken stoben, da rauschte beispielloser Jubel aus dem abgehephten Hörsaal aus. Nun stand's fest: der Held der 29. Tonkünstlerversammlung war der kleine, dicke Eugen d'Albert aus Coswig i. S. —, und mit dieser Offenbarung hätte das Fest ein schickliches Ende haben können. Aber nein: da war noch Eugen Lassen mit einem Manuskript-Heft von vier Liedern, die uns der neu entdeckte Tenor Hans Gieszen aus Weimar vorsingen mußte, und der erst nach seinem Tode berühmt gewordene Tscheche Smetana sollte mit einem großen Quartett „Aus meinem Leben“ (vier äußerst reizvolle Sätze) das letzte Wort haben. Ja, und Adolf Sandberger mit seiner D-moll-Sonate für Violine und Klavier (op. 10)? Der mußte die Ehre, auch diesem dritten Konzert noch eingekleidet zu werden, jedenfalls am teuersten bezahlen. So reicher Reifall auch seinem von edler Leidenschaft erfüllten Werke gezollt wurde — namentlich dem bestrickend schönen langharmen Satz — ich wette doch, daß Eugen d'Albert mit seiner teuflermäßigen Schlussfuge die Erinnerung an Sandbergers seine Arbeit bis auf das letzte Motiv hinweggefegt hat.

Und nun kam das vierte Konzert mit seinem bis zum Platzen vollgepfropften Programm.

Die erste Nummer hatte Franz Liszt mit einer seiner ergreifendsten religiösen Schöpfungen, dem majestätischen 13. Psalm „Wie lange noch, o Herr“ — für Tenorsolo (Herr Vogl), Chor (der Vorgesänge und Lehrergesang-Verein), Orchester und Orgel. Herr Heinrich Borges, der idealistische Schwärmer mit dem schönen Asketengesicht, führte den Text vor. Das Publikum versank in Andacht und Entzücken. Das war wirklich hehrer Gottesdienst. Und nun erschien wieder Eugen d'Albert auf dem Plan, mit seinem zweiten Genierumpf und seiner Frau Gemahlin als Partnerin. Frau Theresia d'Albert-Careno übernahm das Klavier, er selbst die Leitung des Orchesters — und so kam der neue Sieg seines E-dur-Konzertes (op. 12) für Pianoorte und Orchester zustande.

Dann jagte sich Nummer um Nummer, Stunde um Stunde, bis zu dem großen feierlichen Schlusstück: Wagners Kaisermarsch! Das war die Erlösung, der Heitruß aus tiefer Seele — soweit nach dieser Warte noch Seele vorhanden war. Aus dieser schredlichen Nummer-Jagd hebe ich folgende Werke hervor: Die Lieder Eilands (10 Stück!) von Hans Sommer, gesungen von Hans Gieszen, begleitet von Edward Lassen; eine symphonische Dichtung „Ideal und Leben“ für großes Orchester von Albert Gortler; Bänderers Sturmlied von Richard Strauß für Chor und Orchester; Scherzo aus der H-moll-Symphonie von dem Ungarn E. v. Mikalovich; Laßz Hochzeitreigen,

symphonischer Walzer für großes Orchester von Alexander Ritter. Alle diese Werke, mit Ausnahme des Straußschen, nagelneu, aus dem Manuskript aufgeführt, von totmüden Ohren angehört, von matten Händen beklatscht, von tollgewordenen Nerven belobt, benörgelt, bekrittelt, bewundert!

Und Altes, Neues und Neuestes, Reifes und Unreifes, Verstandenes und Unverstandenes wirt durcheinander! Werke von ruhiger romantisch-klassischer Schönheit neben allermodernster Dekadenz, Effektmacherei, Speiße für Götter und Gerichte aus Cigarettenasche, Zügelspanen und Scheidewasser —

Da frage ich wieder: Wem soll diese Hepe frommen? Diese wilde Jagd, die alles niedertrampelt, was ihr vor die taumelnden Glieder kommt? Wann werden die Beranksteter unserer deutschen Kunstseite wieder zur Einfachheit und Ehrlichkeit zurückkehren? Wer soll in dieser Unnatur der Natur, wer der Kunst gegen die Unkunst zum Siege verhelfen, bevor in diesem Massen-Tohawabohu alles zum Teufel fährt?

Über die Opernaufführungen weiß ich nichts zu sagen, als daß sie programmgemäß gegeben und in der üblichen Festweise hingenommen wurden.

Soweit mein Bericht.

Und nun lese man zur Ergänzung desselben noch einmal die allgemeinen musikalischen Betrachtungen von W. Rautke im Jahrbuch. Ich unterschreibe jedes Wort.

* * *

Seit Wochen ist mein Haus von Lorbeer durchduftet. Ein süß herber, ungewohnter Duft, mit einem Stich ins großmütterlich Klassische, altmodisch Renaissanceleiche.

Wenn der laue Sommerwind durch das offene Fenster des roten Zimmers zieht, heben sich leise die weißen, roten, blauen und lilä Seidenschleifen von unzähligen Lorbeerkränzen, an der Wand, auf dem Sopha, an Sessellehnen, auf dem Schantelstuhl, auf dem Esen sogar . . . Goldfrauen küstern sehen, Goldinschriften leuchten heimlich auf in blinkendem Glanz . . .

„Der genialen Künstlerin . . .“ „Der verdienstvollen Künstlerin . . .“ „Der Nora Ibsens . . .“ „Dem Buch des Sommerachtsraums . . .“ „Der genialen Kollegin . . .“

Und Jung-Erwin tritt hinein in den stillheiternen Weihetempel, in den sich das rote Zimmer plötzlich verwandelt sieht: „Das ist alles für meine Mama. Mama hat ein Jubiläum gefeiert. Im Theater . . .“

Ein Jubiläum!

Erwins Mama, die königliche Hofschanspielerin Marie Conrad-Ramlo, meine liebe kleine Frau und große schriftstellerliche Kollegin.

Es ist wunderbar. Mit kaum achtzehn Jahren ist Mama zum Theater gegangen, kaum ein halbes Jahr später wurde sie königliche Hofschanspielerin — und das giebt jetzt ein Jubiläum, ein 25-jähriges Jubiläum . . .

Keiner von uns hat daran gedacht, ich nicht, Erwin nicht und Mama nicht. Die Mama eine Jubilarin! Kein Mensch sieht's ihr an. Da muß man schon alte Bücher, Zeitungen und Beiträge aufschlagen . . . Keinem von uns wäre das eingefallen, uns tröblichen, arbeitssamen Gegenwartsmenschen.

Und erst eine laute Festfeier, das mag Mama überhaupt nicht. Und ich und Erwin wissen uns auch viel besseres . . .

Aber Herr Christian Flüggén, der Herausgeber des „Mündener Kunst- und

Theater-Anzeigers", mühte nicht der aufmerksame und gewissenhafte Chronist sein, der er in Wahrheit ist, hätte er sich ein Theater-Jubiläum entschlipfen lassen.

Und so brach er denn am 1. Juni mit einem stürmischen Festartikel in unsere stille Künstler- und Schriftsteller-Hauswirtschaft — und die Geschichte mühte nun ihren Lauf haben. Weil sie nun doch einmal zum Münchener Kunstleben gehdrt, will ich den Flüggen'schen Mißfuß hier ganz einfach nachdrucken, auf eigene Gefahr, hinter dem Rücken der Jubilarin. Denn die Verfasserin der „Passionsblumen“, der „Lustlust“ usw. würde, um Erlaubnis gefragt, mir kaum einen zustimmenden Bescheid geben.

Hier also Flüggen's Feuilleton vom 1. Juni:

Heute vor 25 Jahren ist eine Künstlerin in den Verband der Münchener Hofbühne getreten, welche in dem Entwicklungsgang, den die Schauspielkunst im letzten Jahrzehnte genommen, eine Führerrolle einnimmt, eine Künstlerin, welche mit unter den ersten gestanden ist, die statt Deklamation natürliches Sprechen anstreben, statt formenschöner Pose und Geste die unwillkürliche Bewegung der Natur, welche die Wirkung nach außen verschmähete, um das Publikum um so gewaltiger zu fesseln und zu packen.

Marie Conrad-Ramlo ist ein Genie. Sie hat keine Reisen unternommen, sie war nie der „star“ einer Gesellschaft, nie haben Impresarios Riesensplendoreplakate für sie angeschlagen, sie hat sich nicht interviewen lassen — kurz, sie hat alles nicht beachtet, was zur Berühmtheit führt. Und doch, Marie Conrad-Ramlo ist ein Genie. Einer Bühne hat sie fast ihr ganzes Wirken gewidmet und hier, ohne fremde Eindrücke, ohne berühmte Muster und Beispiele, hat sie sich zur Künstlerin herangebildet, nichts andern verlanend, alles aus sich selbst geworden. Schritt für Schritt ist sie vorwärts gegangen, dem höchsten Ziele zu. Sie war ihrer Zeit vorausgeeilt. In den siebziger Jahren gab die zeitgenössische Produktion noch keine Aufgaben für Individualitäten wie die Ramlo. Wenn sie logenannte routinierte Schauspielerin wäre, hätte sie auch in nichtsagenden Rollen brilliert. Denn das Schauspielervirtuosenum suchte sich gerade mittelmäßige Päre heraus, um desto sicherer, desto souveräner glänzen zu können. Anders bei Conrad-Ramlo. Selbst eine hervorragend begabte Dichterin, bietet sie nur dann Großes, kann sie nur dann Großes bieten, wenn sie in den Dienst einer großen Fichtung gestellt wird. Und dazu war ihr in der längsten Zeit ihres hiesigen Wirteus Gelegenheit nicht geboten. In Shakespearerollen wurde ihre Individualität durch das Ensemble stellenweise erdrückt und die moderne Dichterproduktion war inhaltlich zu leicht, als daß das Genie einer Ramlo dadurch von Grund an gepackt hätte werden können.

Aber nicht unbeachtet sollte diese herrliche Künstlerindividualität bleiben. Es kam Ibsen, der sühne ethische Revolutionär, der Reformator der Bühnensprache, der große, mächtige Dichter. An den Fichtungen Ibsens hatte Conrad-Ramlo das gefunden, was sie brauchte: Innerlichkeit, Natürlichkeit, Wahrheit. Mit dem Erscheinen Ibsens beginnt die Glanzzeit der genialen Künstlerin. Da schuf sie ihre Tina Torp, da schuf sie ihre Nora, ihre Petra Stockmann — monumentale Leistungen eines naturgewaltigen Talents. Conrad-Ramlo spricht kein lautes Wort. Wo andere schreien, stöhnt sie; wo die andern mit den Armen in der Luft herumfucheln, hält sie die Hände und die Arme an sich gepreßt, oft ruhig, manchmal unruhig — aber elementar ergreifend, rührend wie die Natur selbst. Und dann das Sprechen der Ramlo. Diese Sprache des Gefühls. Das kann man nicht lernen, das muß einem mitgegeben worden sein von der Mutter Natur, der unwandelbaren Schöpferin. Und die man bis jetzt als tüchtige Schauspielerin geschätzt, lernte man jetzt als schauspielerisches Genie bewundern, jetzt glaubte man an Marie Ramlo. Triumphe folgten auf Triumphe. Und immer machtvoller entwickelte sich diese Individualität. Ramlos belde Mariannen (im „Unterhaatssekretär“ und „Geschwister,“)

sind unvergängliche, unvergängliche Kunstgebilde. Dann ihre „Franziola“, ihr „Fud“ ihre „Elie“ (Die Maler), „Dortchen Lodenreißer“, „Georg“ (Wöh von Vertlichingen), „Edrittha“ (Sch' dem, der lügt) — unvergleichlich. Echtes Leben.

Mit der Geschichte des Münchener Theaters ist der Name Conrad-Kamlo unau-
teilbar verknüpft, und in der Geschichte der deutschen Bühnenkunst wird der Name fort
leben, um späteren Geschlechtern Kunde zu geben von einer genialen Frau.

* * *

Weil wir gerade beim Theater, sei auch noch kurz des letzten erfolgreichen „Mün-
chener Dichterabends“ im königlichen Residenztheater gedacht. Das Programm enthielt
drei Werke: Julius Schaumbergers „Ein pietätloser Mensch“ (zum erstenmal),
Max Bernsteins „Coeur-Dame“ (zum erstenmal) und Paul Henses „Unter
Brüdern“ (neu eingeebüt und zum Teil neu besetzt). Schaumbergers tragischer Ein-
akter war wie Bernsteins lustige Klauderei von vorzüglicher Wirkung. Das Henes'sche
Luftspielchen nahm sich etwas altväterlich benedizisch und matt aus. Gespielt wurde durch-
weg vortrefflich. Gewöhnlich pflegen Einakter starkgepefferte Abchlüsse kurz exponierter
Vorgänge und Verwicklungen zu geben: Schaumbergers „Pietätloser Mensch“ mutet eher
wie das Vorpiel zu einem Drama großen Stils an. Vielleicht schreibt er noch einmal
dieses Drama vom Kampfe des hochstrebenden Künstlers mit dem verröteten Philister-
tum. Er hat das Zeug dazu wie irgend Einer. Das hat er mit seinem Einakter
glänzend bewiesen. —

* * *

Die Kunstausstellungen mit Werken aller Nationen geben diesmal der Kritik
zu beissen. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, sich durch die Säle des Glaspalastes, ge-
füllt mit den Werken der Anhänger und Freunde der Münchener Künstlergenossen-
schaft, und durch den Neubau an der Prinzregentenstraße, der ersten gesonderten
Jahresausstellungsstätte der Münchener Sezessionisten, mit der Wage des gerechten
Richters durchzuarbeiten. Diesmal spricht neben dem rein künstlerischen sehr leicht auch
ein menschliches Gefühl mit, erregt durch die langen und heißen Kämpfe, welche der Er-
möglichung der Sezessionisten-Ausstellung vorausgegangen sind. Denn dem jungen
„Verein bildender Künstler“ ist im Anfange des Lebens ungebührlich sauer gemacht
worden. Wir brauchen hier nicht darauf zurückzukommen, unsere treuen Leser sind aus-
giebig unterrichtet.

Wir werden mit voller, unerschütterlicher Parteilosigkeit den Talenten in beiden
Lagern gerecht zu werden suchen. —



Von der Berliner Kunstausstellung.

Von H. Häfler.

(Berlin.)

Zum erstenmale sind hier die Münchener Sezessionisten korporativ vertreten, und es ist denen, die sie verstehen, als hätten sie eine neue Welt von Farben und Pracht und Schönheit und Natur uns gebracht, eine farbenfrohe Welt, die Offenbarung von tausend prächtigen, packenden Stimmungen, von denen wir, die wir fast nur die (außer in den Stillleben) oberflächliche, pastose, graugrüne Malerei der alten Schule kannten, nichts geahnt und gewußt hatten, oder die wir, wenn wir's wußten, wenn wir sie bereits entzückt gesehen hatten in der Natur, für der Malerei unzugänglich hielten. So bilden denn die hintern Säle, die unsre Gäste beherbergen, den rechten Wallfahrtsort für Kunstkenner und warmherzige, verstehende Kunstfreunde. Das Berliner Publikum allerdings geht größtenteils mit einer ekelhaften, distilligen, anmahenden Schnoddrigkeit daran vorüber, zuckt die Achseln, näßelt, lacht forciert und späht lüstern an den nackten Gestalten herum. . . . es wäre köstlich, das Treiben in dieser Ausstellung in einem Momentbilde, einer farftastischen Scene, festzubalten.

Bei der Eröffnung der Ausstellung erhielt die jährlich wiederkehrende Unzufriedenheit der Zurückgewiesenen, die natürlich als Beweggrund der Zurückweisung nur Ungerechtigkeit kennt, eine gewisse Publizität durch das Betroffensein zweier größerer Künstler, des Bildhauers Max Klein und des Orientalmalers Medel. Kleins preisgekröntes, wenn ich nicht irre bereits einmal ausgestellt Kaiser-Wilhelm-Denkmal (Modell) wurde von der Jury nicht angenommen, und erschien infolgedessen mit der Fahne der Empörung in Schultes Kunstsalon. Die Presse stellte sich überall auf die Seite des anerkannten Künstlers und forderte die Rechtfertigung der Jury. Ein paar Tage darauf tötete sich der Maler Medel, und obgleich der eigentliche Grund anderswo liegen soll, bringt man doch, und wohl mit einigem Recht, die Zurückweisung eines seiner Bilder damit in Zusammenhang. Diese beiden Ereignisse gaben den Anlaß zu allgemeiner Klage über Ungerechtigkeit oder doch Unzulänglichkeit der Jury und der Sängerkommision, und erregten eine Besprechung darüber in den angesehenen Blättern. Die Jury schwieg sich aus, und die Unzufriedenen fanden sich in einem eigenen Salon unmittelbar neben dem Ausstellungs-„Palast“ zusammen, in der

Freien Berliner Kunstausstellung.

Gerade der Anblick dieser Ausstellung, die mehr für als gegen die Jury spricht, beweist die Anhaltbarkeit der Forderung, daß überhaupt alle eingeschickten Gegenstände zur Ausstellung kommen sollen. Wir werden sehen warum. Jedenfalls aber sollten sich die Juroren den Grundhaß zu eigen machen, daß niemand deswegen totzuschweigen sei, weil er eine individuelle und noch so absonderliche Art sich auszudrücken hat. In dieser Beziehung kommen allerdings nur ein oder zwei „Zurückgewiesene“ (soweit sie sich überhaupt in der „Freien“ zeigen) in Betracht.

Den Hauptstamm der überhaupt erst zu nehmenden Bilder bilden die Medels (8) und Normanns (7 Nummern). Adolf von Medel ist in der großen Ausstellung mit vier, Normann mit drei großen Bildern vertreten. Im allgemeinen besteht überhaupt die Norm, von jedem Aussteller nur drei Gegenstände zuzulassen. Nun hängt da

Medels großes zurückgewiesenes Bild „Sommermorgen“, und eine große Zahl kleinerer. Medel malt die ganze Leinwand, pastos genug, weiß, mit einem roten, blauen oder gelben Ton. Der Wert seiner Bilder, den ich gewiß nicht unterschätze, besteht in der Stimmung. Wästenbilder — endloser weißgelber Sand, endloser weißsümmender Himmel, zwischen beiden verschwundene, braungefärbte Karawane. Oder eine wilde Meeresfläche, weiß (mit vielen reflektierenden Lichtern) und in blauem Ton. Recht hübsch oft, aber fast stets genau dasselbe. Und jedenfalls ist gerade der „Sommermorgen“ eins der schwächsten dieser Bilder, und jedenfalls brauchte um seinerwillen nicht notwendigerweise die Norm noch mehr überschritten zu werden. Alle andern Bilder sind der Jury gar nicht angeboten gewesen. Ebenso geht's mit Normann. Seine wirklich guten Landschaften sind in der Hauptausstellung. Hier nur einige Wiederholungen und Skizzen oder skizzenartige Sachen. Klein hat außer seinem Denkmal ein paar teils bekannte, teils nur skizzierte Sachen hier.

Im ganzen macht es einen komischen Eindruck, wie so mancher die Gelegenheit wahrgenommen, sein ganzes Atelier einmal auszuschütten. Skizzen und Skizzenchen und noch kleinere Skizzen, oft ganz wertlos, dupendweis an den Wänden, manchmal ganz erträgliche Säckelchen darunter, meistens aber verblendeter Dilettantismus, der sich ohne irgend eine Technik, d. h. ohne sie zu beherrschen, an gewaltige Vorwürfe der Stimmung oder der Idee macht; leider hat sich auch der geniale Dichter, aber als Maler nicht ernst zu nehmende Strindberg auf diese Weise verewigt. Bescheidener treten auf, wenn auch sehr anspruchslos, Maler wie Holz, Kay, Kubes, Kother, Schmidt-Herboth, Pöfelin u. a., meistens durch Studien und Skizzen. Münch hat ein paar seiner bekanntesten Bilder da, sonderbarer Geschmack! Münch muß einen Augenschüler haben, den er noch dazu forciert. Seine Stimmung „Nacht“ (unerleuchteter schwarz-grauer Raum mit hereinsfallenden weißen Lichtern) ist gewiß beobachtet, aber es ist doch nicht nötig, die Grenzlinien zwischen hell und dunkel so breit regenbogenfarbig auszuführen. Ein gesundes Auge sieht nie und nimmer so. Edel scheint es Münch (oder Starbina!) nachtun zu wollen. Edel und Münch sind so ein paar Originale, die man nicht hätte zurückweisen sollen. Man muß sie zu Worte kommen lassen. In der Hauptausstellung sind viel talentlosere Sachen.

Der weitaus größte Teil des Ausgestellten, namentlich des guten, trägt überhaupt nicht den Vermerk „Zurückgewiesen“. Wenn daher die Jury, die auch manche Sachen angenommen hat, die schlecht genug sind, nur ein wenig weitherziger das nächste Mal verfährt, so wird sie diesem Unternehmen die Spitze abbrechen. Denn die freien Aussteller haben große Bohnen im Kopf. „Schon diesmal haben sich den Zurückgewiesenen namhafte Künstler angeschlossen. In Zukunft werden wir die gesamte Künstlerwelt zur Beschickung unserer freien Kunstausstellung einladen.“ Es ist lebhaft zu wünschen, daß friedlicher Ausgleich eine so widerwärtige Spaltung unterdrückt. Auch darf man wohl hoffen, daß das Beispiel und Vorgehen der Sezessionisten einem freieren Ton künftigen Eingang verschaffen wird. Künstler vom Schlage dieser Münchener Gäste zeigen sich doch bis jetzt hier nicht. Freilich muß man stark damit rechnen, daß bei weitem der größte Teil der Zurückgewiesenen oder teilweise Zurückgewiesenen (ich nenne, auf Servaes mich berufend: Ury, von Hofmann, Leistikow) sich nicht beteiligt hat.

Über die Bilder älteren Stiles in der

Großen Berliner Kunstausstellung

muß ich leider wegen des geringen mir zur Verfügung stehenden Raumes sehr flüchtig hinweggehen, und kann viele selbst recht gute Sachen nur erwähnen. Vor allem drängt

es mich, Raum zu behalten für die neue Welt von Poesie und Farben in den hinteren Sälen. Die Bilder der mehr oder weniger akademischen, auch der Pleinair-Malerei werden ja viel leichter, auch ohne Kommentar, verstanden und genossen, während denen, die die ausgeprägte Besonderheit ihres Innenlebens und ihrer Anschauung zu ungewöhnlicher, neuer, auffallender Art der Äußerung zwingt, meist Achselzucken oder Hohn entgegengebracht wird.

Ich durchsehe also den größeren Teil der Säle. Landschaften in wunderbar feinem, klaren Ton von Gude, sehr stimmungsvoll von Bracht („Hannibals Grab“) und grobkrausgeführt von Salpmann: Fregatte bei St. Helena, Morgendämmerung. Pastose frische Bilder von Normann, grandiose, wenn auch etwas eintönige Stimmungsbilder von Meckel. Leistikow hat eine lebhaft gemalte, farbenvollendete „Dämmerung Ostfriesland“, Andreas Achenbach Marinen, ohne Mond, Oswald A. eine gute, frische, italienische Landschaft (Gegend von Aricia-Albano). O. Frenzel prächtige Landschaftsbilder mit Viehstaffage („Rebenbuhler“). Adolf Lina mit tausend Farben und glänzendem Sonnenschein, Julius Jakob („Bauerngehöft“), Hans Dahl; seine reizenden Mädchen — er hat nach der Versicherung eines bledern, kundigen Provinzialen „so'n paar Tugend sone Mädchens bei sich zu Hause auf Lager“ (d. h. skizziert) — haben hier, in einem Exemplar wenigstens, das reizendste erreicht, was ich bis jetzt darunter gesehen habe. Joseph Benglein hat wieder ein paar seiner stimmungsvollen, kalten, hangen Spätherbst- und Winterlandschaften von der Ziar her. Paul Hildebrand hat eine Sonderausstellung veranstaltet; auf all seinen Bildern herrscht die eigentümliche verschattete Tönung, die man an sogenannten „farbigen Photographien“ gewohnt ist, sonnige Waldstilleben und behagliche Landschafts-Interieurs, um mich so auszudrücken, kennt Hildebrand nicht. Er malt sehr sauber, aber kalt. Des Charlottenburgers Pettmann Studien sind allerdings meist Aquarelle, doch sind sie gleich hier zu nennen. Überaus geschickte, fleißige, warme Bilder, vom Felde, vom Walde, aus dem Dorfe und aus Hamburgs schmalsten Gassen, Blumen und Menschen, Hüften und Sonnenlandschaften von großem Reiz. Viel anspruchsloser ist Kröner (Düsseldorfer) mit seinen Aquarellen, meist dem Wald- und Jagdleben entnommene, ziemlich flüchtige Skizzen mit dünnen Farben. Wilh. Kunert hat eine lange Reihe von Landschaften mit Tierstaffage aus Afrika — interessante Bilder, namentlich von naturwissenschaftlichem Interesse, doch auch landschaftlich, so weit ich das beurteilen kann, nicht übel. Endlich Bruno Liljefors Sammlung — Sie haben sie dort bereits genossen —, diese wundervollen Jagdtiere, Fuchs und Hase und Schnepfe und alle Vögel, schneebedeckte Kiefernspitzen und erwachender Frühling, es ist, als verliche ein geheimer Duft dem allen Leben. Dabei ein Wand-schirm in parodiertem japanischen Stile bemalt, mit überaus humorvollen Szenen und Karikaturen aus dem Jagdleben bedekt. — Wie schon gesagt, ich muß hier über das beste Pfeilschnell hinweggehen und kann einer großen Anzahl selbst hervorragender Künstler nur noch kürzer gerecht werden: ich erwähne den alten Eschke, Karl Ludwig, Roderich, Correlli, Boggiani (Paraguay), Kallmorgen (Dorfbrand und Rottw aus Hamburg), Langhammer, Canal, Hochmann (Landschaften aus der Ebene mit Viehstaffage, einfach und schön), Otto v. Kamecke (Hochgebirge), Graf Harrach (hat diesmal auch zwei kleine Landschaften, die die Charakteristika seiner Porträts aufweisen: feine, einfache und vornehme Darstellung), Karl Vessing, Müller-Kaempf („Schifferriedhof in den Ostseebüden“), Felix Vossart, Boznanska („Im Treibhaus“), Müller-Kurzweil („Winterfonne“), Begas-Parmentier, Poffin, Hans Looschen (eine hübsche Abendlandschaft mit leider freipennd entstellter Staffage „Luna und der Abendstern“) und viele andere, die Auge und Herz erfreuen und das

Leben der Natur verstehen, jeder auf seine Weise. Nicht zu vergessen Schnee mit äußerst poeievoll komponierten Waldbildern.

Doch was frommt's, die Namen aufzuzählen! Es sind so viele schöne, erstreuliche Sachen, und ich bin nicht von denen, die irgend eine Poesie ungenossen lassen oder irgend einer „Schule“, „Richtung“ oder „Auffassung“ den Vorzug vor der anderen geben. Wenn es nur wahr und charaktervoll ist! Und das sind die meisten Landschaften; viel weniger leider die ganze Masse der anderen Bilder, die ich nun ungeordnet durchfliegen will. Hier prägende Virtuosität, akademische Selbstgefälligkeit — dort ein mühsam fruchtlos Sich-Abradern, neues zu sehen, zu lernen, zu geben, ohne doch den alten Kummel mutig hinter sich zu werfen — manche weltverlorene sonnige Poesie, oder matter Humor hier und da — dann wieder Steifheit oder Nachahmung alten Stils; anspruchsvoller ärmlicher Akt, symbolistisch-allegorisch-mythische Farbenorgie oder fette Historie, ihrer Erben, Dekorationen und Staatsankäufe gewiß. Dazwischen hier und da, spärlich genug, echte, unverfälschte Schönheit.

Seit ein paar Tagen ist die Harmonie des „Ehrensaals“ gestört durch ein ganz trauriges Kolossalbild Anton von Werners, ich gestehe, da es im Katalog nicht aufgeführt ist, und ich in Geschichtsdaten nicht stark bin, auch ich nicht länger als fünf Sekunden zur Zeit hinzugassen imstande bin — ich weiß nicht, was eigentlich da los ist. Was rede ich überhaupt auch davon! Die bekannte Geschichte: Saal im Schlosse — Kaiser im Scharlachmantel, verliert etwas, vor ihm die Krone; kaiserliche Familie, Könige, Fürsten, Militär, Uniformen, und eine Unmenge beschrakter Leute — und die hören nun andächtig und gaffen andächtig sich an — und dabei eine Farbenzusammensetzung! daß Einem bange wird. Charakter? Nicht in de Hand, — sagt man hier. Höchstens Bismarcks ein wenig gebeugte Gestalt besagt etwas. Rämlich, daß ihm die Geschichte denn doch zu komisch sein würde, wenn sie nicht so lästig wäre. —

Weiter. Lenbach's Bismarckbildnis, daneben — Vilma v. Parlaghis Kaiserbild. Man flücht allerlei darüber. Das Bild ist — neben Lenbach — lässlich. Graf Harrach's Porträt eines Forsters, sehr charakteristisch, hervorragend schön. Ein wunderschöner kleiner Menzel, die Perle des Saals. Hubert v. Herkomer malt ein viel bewundertes Bild, eine medlenburgische Prinzessin sitzt in einem Kofolo-Saal; das ganze Bild in eigentümlichem Oderton gehalten, macht aber einen wunderbar geschmackvollen, vornehmen, charaktervollen und malerischen Eindruck — Gurlitt schreibt vier Spalten darüber in der „Begenwart“. Kaiserbildnis von F. Keller, mit der aschgrauen, glänzenden Tapetrie à la Louis XVI.; wenigstens sehr passend. Ein großes farbenprächtiges Geschichtsbild von Peter Janßen für Düsseldorf. Ebenso eine geschichtliche Marine von Hans Vohrdt, von der daselbe zu sagen ist. Hermanns kalte Bilder aus dem holländ. Volksleben nur zu erwähnen. Ein sehr fleißig gemaltes, eindrucksvolles Genre von Alex. Struhs „Vertrauen in Gott“. Max Koners „Damenbildnis“ sehr interessant; noch mehr beinaß Sophie Koners „Knaben-Bildnis“. Das erfreut alle — frisch, nicht weichlich, virtuos, malerisch — flott, wie man eben so einen kleinen Kranstopf in der Samtjacke malen kann. Max Koners Pastelle: Prof. Brausewetter (zeichnet eine Porträtskizze) und Prof. Pracht. Fenner-Behmer kennen wir schon von Schulte: abstoßend und gekünstelt kaltes Porträt. Nikolaus Weigers Park und Mädchenakte, sein studiert: „Nach dem Bade“. Ismaël Genz zeigt sich nicht als Maler, sondern als Dilettant in seinem „Gesellschaftsabend bei Wilhelm Genz“. Ernst Hausmann drei Porträts, namentlich die alte Frau ist ansprechend. Schulpe-Raumburg „Heimkehr“, zwei junge Mädchen gehen abends an einem Friedhof vorbei; sehr charakteristisch und stimmungsvoll. Dieffenbacher: „Verbotet“, nicht originell, aber farbenvoll, in den Bergen spielend. Hanns Fehners

Porträts von Wihl. Raabe und Hauptmann sehr bemerkenswert, namentlich das erstere originell. Von C. Becker, dem Präsidenten, zwei nicht sehr berühmte Genres („Don Juan“, „Auf dem Balkon“). Hans Beyer „Auf dem Reichstagsbauplatz“, realistisch und charakteristisch. Hermann Behrens „Die Primadonna“, Vorbertranz, leidne Schleppe, glutvolle Augen — „sehr schmeichelhaft“. Das „Bildnis des chinesischen Gesandten Marquis Tseng“ von Peter Schick zeigt originelle Farben und originelle chinesisch-verdeutschte Auffassung. Karl Becker (Prof.) ist von Ernst Hildebrandt in einem vielbefehenen Bilde gemalt. Ernst Henselers Hoffmann von Fallersleben, ein ansprechendes Bild. Der Dichter sitzt mit Hut und Krüdstock vor dem papierüberladenen Schreibtisch. Hendrich hat ein phantastisches Bild aus der Siegfriedsage: auf die vom Mond erhellen Felsen des Rheinufers fallen die Schatten der diesseits, unsichtbar, vorübergehenden Helden mit Siegfrieds Leiche. Lucie Lyons*) Selbstbildnis fällt angenehm auf. Looschen hat ein lebenswürdiges „Bildnis der Frau L.“. Schnell fertig war Fr. Gehrke mit dem kaum erfolgten „Zusammensitz der Domruine“; diese Flottheit verdient Anerkennung. Michael Zeno Diemer hat ein großes Ebbabild — man studiert eine halbe Stunde, was eigentlich los ist, und findet denn doch die Behandlung solcher Mühe nicht wert. Was ist mir „Grettir der Geächtete“? Berthold Genszmers „Der Blumen Loh“, eigentlich nur Stillleben, aber humorvoll und freundlich. Hardy Dudley, „Flucht nach Ägypten“; stimmungsvoll, aber doch gar zu düstern! Meyns Bildnis von Looschen und das muntre Porträt des besrachten Redners sind bemerkenswert. Hermann Katsch, „Im Schutze der Weiden“. Viel photographierter Alt. Nath. Siebel, „Bettlerin vom Ponte des Arts“, belleidete Idealgestalt für Kabinett-Photographie. Traute Steintal, zwei sehr gute Porträts, von dem von Rainy kam man leider nichts sehen; das „Herrenbildnis“ ist charakteristisch. Fr. Ortlieb, „Die Kunst auf dem Lande“, ein netzliches Genre. Prächtig ist der Studienlopp von Karl Hartmann, ein dider, treuzideler Berliner Schlächter mit Ballonmütze; auch Ludwig Kisters „Darfenjute, eine Hoffjängerin“ sehr gut. Von demselben ein gutes Porträt. Warum Friß Mackensen sein sonst sehr stimmungsvolles und farbenschönes Bild gerade Mutterglück nennt? Die arme Frau mit den grämlichen Zügen liebt den kleinen Säugling — aber Glück — — dazu gehört Fülle und Zuversicht. Koeselers „Auf dem Tanzboden“ etwas mühsam in der Stimmung. L. v. Hofmann hat nur einen „Decorativen Entwurf“. Gewiß hat v. Hofmann, wie hier neulich kräftig verteidigt wurde, viel Stimmung und zarte Poesie; allein ich meine doch: es fehlt ihm manchmal die Kraft, die stropende Gesundheit — die ich über alles liebe. Ich habe Hofmanns Bilder unter den „Eis“ bei Schulte gesehen und manchen Genuß gehabt; dieser „Decorative Entwurf“ ist aber nicht gerade ein Meisterwert. Läßt sich ja auch nicht allemal verlangen! Alois Schram (Wien), „Gloria“, allzubreit für das hiesigen Stimmung. Und dann muß das natürlich alles in Rokoko gesteckt werden, als ob moderne junge Damen und ein moderner Musiker nicht ebensogut Gloria singen und spielen könnten! Ein riesenbild, an dem aber alle vorübergehen, ist Fahrenvogels Kreuzigung. Ein schredlich unruhiges Bild — die drei Bekreuzigten überbieten sich in Turnübungen, die Weiber wanken und fallen rechts und links, die Farben gestecht werden, zwischen — höchst unnatürlich; rein malerisch nur erträglich. Willy Spay saßt die Christuslegende manchmal etwas unehrerbietig spahig auf; aber es ist so was kindlich gutmütiges dabei, daß man's gern erträgt. Nochohl hat zwei lebendige Historien, leidlich verständlich; Frenz' „Im goldnen Zeitalter“ läßt die Faunen und Nymphen und Amor wieder aufleben — aber doch recht hübsch und mit Verstand. Hugo Louis hat gute Porträts

*) Auch diese Künstlerin, die so früh aus ihrem Bilde mit dem Herrenbildnis auf der Staffel herauslacht, hat nun ihrem jungen Leben ein Ende gemacht. Motiv: Liebe.

und ein üppiges „Ungarisches Rosenmädchen“. Hans Pahl ist unerschöpflich; ich kann mich nie lödreiben von seinen Bildern — trotzdem's „immer wieder dasjelbe“ ist!

Da häit' ich nun geftrichen und geftrichen und immer noch ein paar durchfallen lassen, und doch ist's solche Reiche geworden. Und wie viele hab ich nicht nennen können! Die Porträts von Moriz Bosener, Souhan, Sauter, Agthe, Horowitz, Konrad Kiesel, Biermann, Koch, Nojfon, Clara Bernide u. v. a. waren vermert; und die Genres von Sellar, Gudden („Der alte Kantor und sein Kind“), Müller-Cassel, Wagner, Schäfer, Kleinschmidt („Bedenkliche Lage“), und der Orient von Fuchs, Luquet's, Tille, Ivanowitsch (albanesisch), und Enrique Simonett! Und endlich diese vollendeten Stillleben, unzählbar, denen man eigentlich stets unrecht thut, wenn man so über sie weg zur Tagesordnung geht!

Toch muß man sich lödreiben, und ich werde das nächste Mal über das noch übrige Stizzenhafte und die Skulptur (mit der nicht allzuviel los ist) hinwegzliegen, um Ihnen von dem Siegeszug der Münchener Bericht zu erstatten.



Aus dem Frankfurter Musikleben.

Von Wilhelm Mayer.

(Frankfurt a. M.)

Im wunderschönen Monat Mai, in dem ja betanntlich alle Knospen springen und alle Vögel singen, ist die Erinnerung an die Sänger, Streicher, Bläser und Tastenfüßler des Konzertsaales schon ein wenig verblaßt und aus der Fülle der Leistungen des vergangenen Winters zeigen sich dem Gedächtnisse nur noch mehr oder minder verschwommene Leuchtpunkte, vergleichbar den Lichtflecken im Urnebel, welche dem Astronomen Kunde von Sternen geben, die seinem Auge nicht deutlich erkennbar sind. Ich will daher das Vergangene ruhen lassen und behalte mir vor, Ihnen in nächster Saison ad und zu über das Wichtigste der hiesigen Konzerteleistungen zu berichten. — Aus unserem Opernhause dagegen, das seine Pforten, mit Ausnahme vierwöchentlicher Sommerferien, das ganze Jahr geöffnet hält, sei hier das Bemerkenswerteste mitgeteilt. Der erste Mai brachte uns ein seltenes Fest, nämlich das Jubiläum der vierzigjährigen Thätigkeit unseres Georg Woltermann als Kapellmeister an der hiesigen Oper. Woltermann, als Mensch wie als Künstler allgemein geschätzt und geachtet, ist Repräsentant der gediegeneu klassischen Schule und hat auch diese Richtung, sowohl in seiner Dirigentenwirksamkeit, als auch in seinen zahlreichen, zum Teil sehr beliebten und weitverbreiteten Kompositionen, stets im besten Sinne vertreten. In einer internen akademischen Feler im Opernhause, sowie einer von ihm geleiteten Festvorstellung, zu welcher geeigneterweise Beethovens „Fidelio“ auserkoren worden war, wurden ihm alle bei solchen Anlässen üblichen Ovationen dargebracht. Vom Herbst ab wird er der wohlverdienten Ruhe pflegen. — Eine bemerkenswerte Episode bildete das wiederholte Gastspiel der Prevosti, einer bedeutsamen Künstlerin von fesselnder Eigenart. Ohne durch eine besonders vorteilhafte äußere Erscheinung oder durch glänzende Stimmittel begünstigt zu sein, verdankt Franceschina Prevosti ihre Erfolge ihrer vortrefflichen gesanglichen Schulung und ihrer ansehnlichen dramatischen Gestaltungskraft. Ja, die letztere darf sogar noch über die erstere, welche von kleineren Schatten nicht ganz frei

ist, gestellt werden. Von berückendem Zauber ist namentlich ihr mit feierlich warmem Hauche erfülltes piano, ihre Koloraturfertigkeit von verblüffender Bravour. Ihre Violetta in Verdi's „Traviata“ ist eine Darbietung von erschütternder Tragik, und gerade im Hinblick auf diese Rolle hat man die Prevosti vielfach die Sarah Bernhardt der Oper genannt. Die Lucia der Künstlerin findet ihren Schwerpunkt in der hochvollendeten gesangstechnischen Leistung, während ihre Margarete in der Gounod'schen Oper — abgesehen von einer öfteren, die italienische Sängerin verratenden allzu willkürlichen Behandlung des Taktes und Tempos — als eine fein durchdachte Schaffung von fesselndem Reiz gelten kann. Wie stand diesem Gretchen das leuchtend mädchenhafte Wesen zu Anfang so wohl an, und wie wußte die Prevosti in der Gartenzene die erwachende Liebe, das Hervorbrechen der sinnlichen Leidenschaft zu überwältigendem Ausdruck zu bringen, und in der Kirchen- und Kerkerzene (welch erstere sie übrigens, abweichend von anderen Darstellerinnen, nicht in der Kirche, sondern auf dem Platz vor derselben (piet) Bergweisung und Wahnsinn mit naturwahren und ergreifenden Tönen zu malen.

An Novitäten brachte unsere Oper vor einiger Zeit: Leoncavallo's „Pagazzo“ und in den letzten Tagen: „Die Kanpau“ von Pietro Mascagni. Da der Pagazzo bereits an dieser Stelle einer Besprechung unterzogen wurde, so will ich heute nur der dritten Oper Mascagni's einige Worte widmen.

Es besteht wohl kein Zweifel mehr darüber, daß die bedeutenden Erwartungen, die man von dem Schöpfer der „Cavalleria rusticana“ mit Recht hegen durfte, sich in dessen nachfolgenden Opn: „Freund Friß“ und „Die Kanpau“ durchaus nicht erfüllt haben. Ja, nach dem wahrhaft sensationellen Erfolg jener Erstlingsoper haben „Freund Friß“ und „Die Kanpau“ geradezu eine Enttäufung gebracht. Was mag dieser auffallenden Erscheinung zugrunde liegen? Hat sich Mascagni in der „Cavalleria“ ausgeschrieben und versagt jetzt seine Muse ihren Dienst? Oder finden wir dort wirkliche Offenbarungen einer schöpferischen Inspiration, hier dagegen nur finanziell wertvolle Fabrikware der Firma: Sonzogno-Mascagni & Co.? Oder sollte es am Ende wahr sein, was man sich erzählt, daß die neuerlich herausgekommenen Opn alle schon vor der „Cavalleria“ geschrieben waren und erst jetzt unter der durch diese geschaffenen günstigen Brise in See gehen? Wie dem nun auch sei, es wäre wahrlich zu debauern, wenn der unbestreitbar reichbegabte Komponist nicht wieder den Weg fände, der ihn zu weiteren wirklichen Erfolgen führte. Hierzu bedarf es einerseits eines selbstkritischeren Schaffens — der Sondernng des Weizens von der Spreu — und andererseits einer passenderen Auswahl der dramatischen Stoffe in Rücksicht auf die musikalische Eigenart Mascagni's. Wenn die heißblütige sizilianische Liebes- und Eiferkuchstragödie als ein geeigneter Tummelplatz für Mascagni's Talent erscheinen durfte, so ist das Idyll des „Freund Friß“ und die im ganzen genommen in gemäßigteren Affekten sich bewegende eckassische Vorgeschichte der Kanpau der Ausdruckssphäre Mascagni's entschieden weniger gut gelegen. Ich habe mir die letztgenannte Oper zweimal angehört und trage vorerst kein sonderliches Verlangen, sie nochmals zu genießen. Der lebhafteste Beifall, welchen das Sonntagspublikum der Premiere spendete und der wohl meist der Ausführung, insbesondere der Darstellung des Jakob Kanpau durch Herrn Heine galt, ließ bereits bei der Wiederholung erheblich nach. Der erste Akt bleibt ganz wirkungslos; viel Lärm um nichts, musikalischer Pömp ohne inneren Gehalt, unbedeutende musikalische Motive in glänzender Instrumentierung, Bettelgedanken im Purpurgewande. Im zweiten Akt (den man hier als zweite Hälfte des ersten giebt) begegnet man in der Scene zwischen Florentius und Louise und derjenigen zwischen Louise und ihrem Vater einigen hübschen musikalischen Sätzen — es sind Lagen;

dagegen ist die Ballade Lourens am Stichtrahmen zu Anfang dieses Aktes — eine an Gretchen erinnernde Situation — erschreckend dürrig erfunden, und auch die Scene in Johanss Hause, wo ein Kyrie mit Harmoniumbegleitung gesungen wird, während von außen der (übrigens hier unhörbare) Chor und die Drehscheibe von Jakobs Leuten erschallen, hätte musikalisch eine weit wirksamere Bewertung finden können. Eine ganz anmutende Nummer ist wiederum das Zwiegespräch zwischen dem Chor der Mädchen und dem Schulmeister im dritten Akt, vielleicht sogar die musikalisch netteste der Oper; auch die Schlussscene dieses Aktes, in der Johann das Haus des Bruders betritt, ist von dramatischer Wirkung, woran indeß die Musik nur einen untergeordneteren Anteil hat. Aus dem letzten Akt wäre noch das, zwar im allgemeinen etwas konventionelle, aber in manchen Teilen recht ansprechende Liebesduett zwischen Georg und Louise zu erwähnen. Auch machen sich in der Oper noch manche kleinere Orchesterstücke bezüglich Erfindung und Instrumentierung recht vorteilhaft bemerkbar. Der ewig süße Wiederwund, wie Wälchlands hervorragende Opernkomponisten ihn uns erschlossen haben, scheint unserm Meister nicht verliessen zu sein. Weist allenfalls noch die „Cavalleria“ Spuren davon auf, so lassen „die Ranpau“ in dieser Richtung keinen Zweifel über Mascagni. Der Strom seiner musikalischen Erfindung führt uns hier nicht an klumigen Auen, pittoresken Thälern und majestätischen Gebirgsketten vorüber, nein, er schleicht dahin inmitten öden, wüsten Heidelandes, das nur dann und wann von einem dem Auge jedoch alsbald wieder entweichenden landschaftlich reizvollen Bilde unterdröckert wird. Mit anderen Worten: Der thematische Bestand ist spröde, gesucht, der frischen Ursprünglichkeit und Bedeutsamkeit entbehrend; die Harmonisierung oft gezwungen und gewagt, ja mitunter geradezu das Ohr verblendend; die Rhythmen häufig etwas gewaltsam. Die Recitative sind dürrig, sie entbehren größtenteils des melodischen Reizes; manche Phrasen derselben bewegen sich ausschließlich auf ein und demselben Tone, die übrigen bestehen zumeist in einer einfachen Aufeinanderfolge der Intervalle des Dreiklangs oder Septimenakkords.

Das Textbuch der Herren G. Targioni-Tozzetti und G. Menasci ist nach der gemütvollen Erzählung von Erdmann und Chatrian und dem durch die letzteren aus der Erzählung extrahierten Schauspiel für den Zweck der Opernkomposition recht geschickt bearbeitet. Mascagni hat es in einzelnen Teilen zu guter Wirkung zu bringen verstanden, in anderen freilich bleibt er wiederum weit hinter der Lösung der ihm zu fallenden Aufgabe zurück. Er versteht sich ja ganz wohl auf die Gestaltung dramatischer Effekte, nur taucht er seinen Pinsel häufig in zu grelle Farben und dauert Situationen von mittlerer Intensität zu Haupt- und Staatsaktionen auf unter Herausziehung aller orchestertralen Streitkräfte bis zum Landsturm, während er auf der anderen Seite in Sceneu lyrischen Charakters eine wahrhafte Vertiefung des Ausdrucks nicht selten vermissen läßt. — Trotz alledem und alledem ist Mascagni ein hervorragender Musiker von nicht unbedeutendem schöpferischen Talent, wohlvertraut mit der Handhabung der tonsetzerischen Technik und Darstellungsmittel. Wir können von ihm noch Bedeutenendes zu erwarten haben, vorausgesetzt, daß er Einkehr bei sich halte und an sich selbst einen strengeren Maßstab anlege. Vor allem aber möge er bei seinem Schaffen das qualitative Moment vor dem quantitativen berücksichtigen, denn wenn man bedenkt, daß auch eine vierte Oper Mascagnis bereits der Ausführung harret und die fünfte schon unter der Feder sich befindet, so wäre man wahrlich versucht, anzurufen: „Raffiro, halt ein mit deinem Segen!“



Kritik.

Romane und Novellen.

Visionen. Erzählungen und Skizzen von Oskar Panizza. (Leipzig, B. Friedrich.)

Die Moderne wäre nicht vollständig, wenn sie nicht auch ihren Ernst Theodor Amadeus Hoffmann hätte, ihren Phantasten und Geistesfeher. Kann man nun — cum grano salis, da ja bekanntlich jeder Vergleich hinkt — Panizza als den E. Th. A. Hoffmann der Moderne bezeichnen, so ist doch diese Renaissancie des alten Geistesfehlers eine durch und durch originelle Leistung der schaffenden Natur mit ihren Eigenheiten, Vorzügen und Absonderlichkeiten. Zwei Dinge kann Panizza bei keiner seiner Schöpfungen abstreifen, die strenge, etwas steifschablonehafte Logik und daneben die extravagante Phantastik. Ein Bekannter sagte einmal, Panizza sei ein Gespenst in Steifleinen. Seine Logik ist dazu noch von einer hyperprotestantischen, fast sanitischen Härte. Der Katholizismus hat für ihn etwas von dem bekannten roten Fetzen. So wählt er sich vorzugsweise Stoffe aus diesem Gebiete, und die Behandlung, welche er ihnen angedeihen läßt, zeigt, daß er ein rücksichtsloser Feind alles Höfendienerischen, alles Platttranszendentalen, alles Herkömmlich-Frommen, alles Auswendig-gelernten in der Religion ist. Wie ein Thersites rußt, zupft und stichelt er an allem herum. Trinität, Dogmen, Gebräuche, das sind die Dinge, an welchen er seinen Scharfsinn weßt. Es ist nicht Beschimpfung, es ist Analyse, was Panizza treibt. Und unbeirrt um den Lärm der Waffe, unbeirrt um den Bannstrahl der schwarzen, blauen und roten Orthodoxen, geht er seinen Weg. Schleicht ihm sich einer an, gut! wenn nicht, den er allein.

Panizza ist weiter eine seltsame Mischung von Poesie und Unpoesie. Er ist ein Klob, von der Eizzeit zurückgelassen, und doch

blühen auf demselben neben sachlichen Dilettanten auch farbenprange Engländer und glühender Altmenschen. Kurz ein Mensch voller Widersprüche, wenigstens für jeden, welcher ihm nicht ganz nahe steht.

Alle diese Vorzüge und Fehler hat er auch in seinem neuesten Buche „Visionen“. Seine eigentümliche Auffassung des Katholischen tritt gleich im ersten Stücke „die Kirche von Zinsblech“ zu Tage. Das Ganze ist eine phantastische Vorführung der Heiligen mit ihren Emblemen, denen der Teufel mit seinem heidnischen Gefolge als wirksamer Gegensatz gegenübertritt. Zwei interessante Fälle von Berrücktheit bei Handel „eine Kegergeschichte“ (ein Keger, der sich einbildet, weiß geworden zu sein) und „Korsettenstreif“. Besonders diese letztere Skizze ist ein brillant gelungener Einblick in das Seelenleben so manchen „Venälers“, speziell dem weiblichen Geschlechte gegenüber. Ich könnte dem Verfasser mehrere analoge Fälle anführen, die allerdings meist auf der Universität in den von Panizza geschilderten Gassen gehandelt wurden. Tief schwermütig sind die „Indiamergedanken“ (ein Häuptling will die doch dem Untergang geweihten Indianer mit einem Schläge durch Gift oder sonstwie vertilgen, also Selbstmord eines ganzen Volkes). Sehr fein ist „ein skandalöser Fall“. Die Charakteristik des aristokratischen Geistlichen ist brillant. Auch die übrigen handelnden Personen sind aus dem Leben gegriffen. Die Grundidee (ein zwitterhaftes Mädchen in einem Mädchenpensionate und Erwachen der beiderseitigen Instinkte, welche zu einer tollen Revolution in dem jungwüchsigem Konvente führen) ist originell erfunden und ebenso durchgeführt. Ein eigentümliches Quid pro quo bietet „das Wirtshaus zur Dreifaltigkeit“. — Ähnlich, wie Heine einmal den geküßelten Gott Wotan auf nordischer Insel als Viberfänger in einer Höhle hausen läßt, so finden wir hier

die drei Leuten in einem weitentlegenen, unbekanntem, fränkischen Wirtshaus beisammen. Der eigentümliche Charakter der Erzählung liegt in dem Erblassen und Wiederhervortreten der göttlichen Farben, so daß der einsame Wanderer, der dort einkehrt, nicht weiß, wem er gegenübersteht. Der Teufel als eingefangenes und in den Schweinestall gesperrtes, ungebärdiges wildes Tier kompiettiert die groteske Anlage dieser recht visionären Studie. Wegen dem „operierten Jud“ werden vielleicht manche Antisemiten Panizza als einen der ihrigen reklamieren, mich dünkt mit Unrecht. Einen Juden zu schildern, der sich seiner Abstammung schämt und mit allen nur möglichen Mitteln ein blonder Germane werden will, ist doch nicht anti semitisch. Wenn ich ein Jude wäre, würde ich alles thun, nur mich nicht meiner Abstammung schämen. Panizza hält den Juden einen Spiegel vor, in dem er ihnen zeigt, wie häßlich es ist, sich seiner Abstammung zu schämen, zumal ja der Erfolg schließlich doch nur ein negativer ist. Sehr gut ist wieder der „Goldregen“, sein psychologisch und echt zeitgemäß. Der allgemeine Reichtum, wie ihn ein Goldregen bringen würde, ändert nichts am ganzen Elend unserer Tage. Dazu als Chorus die Börseleute, welche sofort, wie der Goldwert sinkt, in andern „Metallchern“ spekulieren.

Die „Visionen“ Panizzas, von welchen wir nur die hauptsächlichsten skizziert haben, sind, um ein Conrad'sches Distum zu gebrauchen, „für geistreiche Leute, die gern abseits gehen“. Für die Masse ist er zu schwer, zu absonderlich, zu mysteriös und zu wenig schmeichelnd. Wie in jeder Literaturperiode haben wir auch in der heutigen Schriftsteller, welche für die Masse arbeiten, und Schriftsteller, welche für die Schriftsteller, für die Künstler, für hervorragende Köpfe aller Epochen schreiben. Zu diesen gehört Panizza. — In die Leihbibliotheken bringt er nicht ein. Wenigstens nicht heute und morgen. So wenig wie Poe, der durch seine amerikanischen Zeit-

genossen wie ein unverstandener Schatten hindurchging. Für den deutschen Philister ist Panizza ein Schatten, ein Gespenst, und zwar ein recht tolles. Menghini's.

Wilhelm von Polenz: Der Psarrer von Breitendorf. Roman in drei Bänden. (Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.)

Mit diesem Roman hat sich der bekannte vortreffliche Dichter auf ein neues Gebiet begeben: das des großen sozialen Kulturromans.

Im Mittelpunkt der Erzählung steht ein junger protestantischer Landgeistlicher, in dessen eigenartige religiöse Entwicklung wir einen Einblick gewinnen. — Anfangs nicht frei von theologischem Dünkel, Menschenfurcht und Opportunismus, von mannigfachen Zweifeln gequält, ringt er sich allmählich zu einer freieren, höheren, harmonischeren Religionsauffassung durch; gerät aber bei diesem Prozesse in vielfache Konflikte des Herzens und Gewissens — kommt in Gegensatz zu seiner Gemeinde — überwirft sich mit den Amtsbrüdern und macht sich den Vorgesetzten verdächtig — so daß er sich schließlich vor die moralische und praktische Notwendigkeit gestellt sieht, das geistliche Amt aufzugeben.

Parallel seiner Entwicklung geht die eines jungen Mädchens, Tochter eines Dissidenten und Kirchenfeindes (eines Naturforschers). Dieses Mädchen, welches ungetauft ist und seinen Religionsunterricht genossen hat, ist doch tief innerlich religiös und gelangt schließlich zu dem sehnlichen Wunsche nach der Taufe.

Den harmonischen Abschluß des Buches (Herrn W. v. Egidy gewidmet) bildet die Vereinigung dieser beiden Menschenchilder.

In übrigen sind zahlreiche charakteristische Typen aus der Landbevölkerung und aus Arbeiterkreisen dargestellt. Bei allen ist die religiöse Seite in den Vordergrund gerückt und in scharfe Beleuchtung gestellt.

Das Buch kann als ein religiöser Roman bezeichnet werden, mit demselben Rechte wie der bekannte englische Roman Robert Elsmere von Mrs. Humphry Ward. Doch merkt man an dem Fremde und der künstlerischen Schärfe, mit der allerhand Übelstände und Widersprüche in unserem religiösen Leben rückhaltlos dargestellt sind, daß hier nicht nur ein Mann spricht, der über unsere kirchlichen Verhältnisse erstaunlich gut orientiert ist, sondern auch ein Volldichter modernen Schlags, der fern aller kleinlichen Tendenzerei mit ebenso flammendem Wahrhaftigkeitsſinn wie glänzender Darstellungskraft den großen geistigen Problemen seiner Zeit und seines Volkes an die Wurzel zu kommen versteht. Dieser Roman ist eine herrliche That, wie unsere moderne Litteratur wenig ähnliche aufweist.

XYZ.

Otto Nora: Ein Revolutionär. (Berlin, Otto Janke.)

Bertwoller als Buch, denn als Kunstwerk, dieser neueste Roman des ausgezeichneten Dichters von „Überreiß“ und „Ein Reaktionär“. Die Kritik der Sozialdemokratie ist wie die des forresten Bürgerthums tadellos mit künstlerischen Mitteln durchgeführt. Auch die Charakterſchilderung der handelnden Personen ist klar und überzeugend. Mit großer Anschaulichkeit ist das Milieu bis in die eigentümlichen Verzweigungen des Bremer Großkaufmannsstandes behandelt. Dennoch befriedigt dieser Roman als Kunstwerk weniger, weil der Verfasser offenbar mehr von seiner Routine als von seiner Seele hineingelegt hat. Von jener warmquellenden Fülle und Kraft im Einzelnen und Ganzen, von jenem verblühend reichen Überströmen eines gewaltig aufgeregten Gemüthslebens, wie namentlich im Roman „Überreiß“, ist in dem „Revolutionär“ wenig zu spüren. Ein gut komponiertes, geistreiches Buch, aber keine große, neue Dichtung, wie wir sie von Otto Nora zu erwarten berechtigt sind.

C.

Felix Holländer: Frau Ellen Räte. Aus dem Leben einer jungen Frau. (Berlin, S. Fischer.) — Sorgfältiger, eindringender und überzeugender, als die Seele der Frau, ist der Charakter ihres Mannes und Feinigers, eines schwindsüchtigen Reisenden, analysiert. Der Roman ist in einer gefunden, tüchtigen Sprache geschrieben, ohne jene stammelnden, hangenden und bangenden Pseudo-Naturalismen, auf welche sich gewisse einseitige Autoren so viel zu gute thun. C.

Hermann Bahr: Neben der Liebe. Wiener Roman. (Berlin, S. Fischer.)

Die Liebe à la Bahr, Wien à la Bahr, Roman à la Bahr: Neben der Wahrheit, der langweiligen. Eine humoristisch-satirische Geschichte zum Kranklachen oder Gesundlachen, je nachdem, wirklich eine ganz famose humoristisch-satirische Geschichte. Daß sie überhaupt endet und dazu noch tragisch endet, das ist nicht der geringste Spaß, den sich Bahr mit seinen lieben Wienern erlaubt. Wie wir hören, soll das amüsante Buch in alle lebenden österreichischen Sprachen übersetzt werden. Ein neuer Triumph der deutschen Litteratur in der Ara des überwundenen Naturalismus.

XYZ.

Volkrat Schumacher: Berenice. Historischer Roman aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. (Leipzig, W. Friedrich.)

Eine vertauselt geschickt gemachte Geschichte großen Stils, eine gelungene Übertrumpfung des Herrn Professors Ebers. (Unter uns in Parenthese: Georg Ebers' gesammelte Werke! Eine für die weitesten Kreise der gebildeten deutschen Lesewelt hocherfreuliche Kunde geht uns soeben zu. Die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart bereitet nämlich eine Ausgabe von Georg Ebers' gesammelten Werken vor, die in 105 Lieferungen à 60 Pfennig demnächst zu erscheinen beginnt. Durch die Ausgabe in Lieferungen wird es nun allen den zahllosen Verehrern des berühmten Dichters und Gelehrten ermöglicht, nach und nach seine herrlichen Dichtungen ihrer

Bibliothek einzuverleiben, und diese letzteren werden als eine unverfügbare Quelle des edelsten und reinsten Genusses in alle Schichten unseres Volkes eindringen und dem geistigen Besitzstande desselben eine ebenso kostbare als dauernde Vermehrung bringen. Wir werden auf diese Ebers-Ausgabe zurückkommen, sobald die erste Lieferung in unserem Besitz und das außerordentliche Ereignis glücklich im Gange ist. Der gesammelte Eder! O Gott, o Gott! Parenthese geschlossen.) Vollrat Schumacher ist Poet dazu — in vollem Ernste — wo Eder's mit dem Professor fertig ist. „Berenice möge die Geliebte des Titus sein, niemals aber die Gattin!“ (S. 449) Ich möchte wissen, was unser Wilhelm Wallot davon hält. „Ad bestias! Ad bestias!“ (S. 480.) Ich habe schon lange keine so aufregende Geschichte mehr erlebt. Die Fackeln des Nero von Siemradzki sind freundliche Salonstreichhölzer daneben. Hochgetroffe, ja der! „Die Kinder Gottes irren über die Erde.“ (S. 514.) Tief ergriffen schlug ich das Buch zu. Es ist zum Wahnsinnigwerden. Bravo Schumacher!

XYZ.

Edward Stillebauer: Vom Wege. (Leipzig, bei Hermann Hude). — Lauter Lebensstücke, die die „Liebe“ zum Inhalte haben, aber keineswegs geeignete Ware für Familiendätter. Allesamt tragisch, sehr naturalistisch im Vorwurf, mit rücksichtslosem Streben nach Wahrheit durchgeführt, und allesamt tendenziös.

Nicht, daß gepredigt würde, nicht, daß der Verfasser seinen Figuren ins Wort siele: „Bitte, jetzt kommt die Moral.“ — nein, aber ohne daß sie direct ausgedrückt würde, spricht laut doch immer zwischen den Zeilen die Tendenz des zornigen Idealisten, der schlechte Zustände oder schlechte Kerle mit wahren Ingrimm schildert.

Schade, daß er es nicht in einer persönlichen Technik, in einem charakteristischen eigenen Stile thut. Der alte, abgeleitete

Novellenton klist immer leise mit, wenn auch das Ganze auß Naturalistische angelegt wird.

Aber der Verfasser hat vielleicht gerade darum, vielleicht gerade um dieses gepriesenen Naturalismus willen, seine eigenen Töne und Farben verborgen, weil das Dogma die „Unpersönlichkeit der Erzählung“ fordert?

Das wäre ein Irrtum, freilich ein weit verbreiteter.

Mich dünkt: gerade weil der Naturalismus das unkünstlerische Hineinmoralisieren des Autors verpönt, muß dieser technisch, stilistisch seine Persönlichkeit, dem Stoff natürlich angepaßt, um so wuchtiger herausheben. Lieber ein Stütänger, ein Kunststückmacher in Worten, als ein langweiliger Hinfleischer auf den Allerweitsgassen des Ausdrucks, lieber ein lapriziöser Stiljongieur, als ein waderer Stilbiederermann, der seinen Sermon in feimiger Langeweiligkeit von sich läßt.

Das Persönliche ist schließlich immer das Wesentliche in der Kunst, und da die Form in dieser nicht die letzte Wertstelle ist, so muß auch in der Form Persönlichkeit zum Ausdruck gelangen.

Statt dessen also bei dem Autor dieser Novellen die Tendenz, oder sagen wir: die Moral.

Nur im ersten und letzten Stücke drängt sie sich nicht auf, und diese sind gerade die besten der Sammlung. Denn in ihnen kommt Seelenschilderungskunst zu Worte. Zumal die erste Geschichte „Der Schillerfalter“ zeigt vortreffliche psychologische Ansätze, ohne daß Spitzfindigkeiten und Grübeleien störten. Die vier dazwischen liegenden Streifen, eben weil die Tendenz dem Autor immer vor Augen war, an das Zerrbild. Freilich, freilich, im — Grunde liegt Wahrheit auch darin, aber nicht künstlerische Wahrheit.

Zimmerhin ist Edward Stillebauer ein beachtenswertes, wenn auch noch sehr unfertiges Talent.

O. J. B.

Lyrik.

Der fahrenden Schüler Liederbuch. Eine Auswahl der Bagantenlieder in modernen Übertragungen mit einer Einführung in das Wesen und die Poesie der „Fahrenden“ von Dr. K. Wilschke. Verlag von Paul Letto in Berlin. Preis gebunden 3 Mark, gedunden 4 Mark.

Die Lieder der fahrenden Schüler, Gesänge von Lenz und Liebe, Trinks- und Streitlieder, Dichtungen, die des Lebens Lust und Leid in prächtigen Versen aussprechen, sind in ihren, meist lateinischen, Originalen in einer alten Handschrift des Klosters Benediktbeuren aufbewahrt worden und haben seit ihrer Auffindung das Entzücken aller hervorgerufen, die sie zu Gesicht bekamen. J. A. Schmeller, der bekannte, nicht genug zu rühmende bayerische Sprachforscher, erwarb sich deshalb den Dank des litterarischen Deutschlands, als er 1817 die ganze Handschrift veröffentlichte. Von dieser Zeit an treffen wir überall, in Büchern und Zeitschriften, auf begeisterte Lobpreisungen der Bagantenlieder und auf Worte höchster Anerkennung für den „Erzpoeten“, der Fahrenden glorreichsten Vertreter. In diesem Sinne urteilen Gieseprecht, Wadenagel, Griesedach u. a.; so auch Schefel, der von den fahrenden Schülern sagt: „Ihre Leistungen, besonders die Ergüsse des Archipoeta, erheben sich zum schwingvollsten, was je ein Meister jener Zeit hervorgebracht!“ Ein Teil unserer heutigen lyrischen Poesie verdankt denn auch sein eigenartiges, flottes Gepräge den Anregungen aus der Lektüre dieser Lieder. Wilhelm Scherer weist in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ diesen unmittelbaren Einfluß schon bei Goethe nach, indem er dessen „Generalbeichte“ aus des Textboten unvergleichliches Gedicht „Confessio“ zurückführt und „einen Ton aus des Dichters Melodie“ auch in des Altmeisters Versen „Wiß mich's etwa gar hinaus zu den Sternen tragen“ wieder-

findet. Wenn Scherer dann den Erzpoeten als Bairioten und Deutschen preist, ihn erfüllt nennt von „Kaiserherrlichkeit“ und „Welthoheit“ und ganz beherrscht von Gedanken Friedrich Barbarossas und seines Kanzlers, deren Ruhm er findet, wenn er von dem Jander spricht, der in des Dichters, ihm unsterblich erscheinenden Versen liegt, so faßt er sein Urtheil über die Lieder jener Fahrenden, die allein ihm geniale „Wahrer sind der Tradition echter Kunst“ zu dem Lobe zusammen. . . „eine bewunderungswürdige, in ihrem Übermut, ihrer ledigen Darstellungskraft, ihrer Formsicberheit, wahrhaft glänzende Poesie.“ Das ist eine Schöpfung, die zwar ein wenig berlinerisch geistigt und preussisch angekünstelt klingt, aber immerhin sich hören lassen kann. Schlichter sprach sich f. J. Schmeller aus in seinem ehrlich bajubairischen Empfinden. (Vergl. das Kapitel *Carmina burana* p. 424 in des trefflichen Dr. Franz Daffner meisterhafter „Geschichte des Klosters Benediktbeuren mit Berücksichtigung der allgemeinen Geschichte und der Handschriften-Litteratur“, München, Vlt. Institut Dr. W. Huttler.) Auswahl und Verdeutschung der Gedichte von Wilschke zeugen im allgemeinen von sicherem poetischen Geschmack. Nur mutet die Übersetzung aus dem Lateinischen zuweilen etwas spröde und nüchtern an. Es ist, als ob der Bearbeiter etwas allzu ängstlich nach dem prüden Philisterpublikum schielte, statt doch an die ehrlichen, beherzten Litteraturfreunde zu denken. Er selbst ist ein Poet, das ist undzweifelbar. Beweis dessen ein Heftchen Nachtragslieder, das er als Manuskript hat drucken, aber in übergroßer Ängstlichkeit nicht im Buchhandel hat erscheinen lassen — und die Furcht, etwa mit Griesedach in einem Atem genannt zu werden, ist für Dr. Wilschke wirklich nicht angebracht. Uebrig: der Mann der Veier muß zugleich ein Mann des Schwertes sein, d. h. er muß jeden Angriff auf seine dichterische Freiheit tapfer zurückzuschlagen wissen. M. G. C.

Georg Schaumberg, Dies irae und andere Gedichte. München 1893. — Ein Bändchen nach dem andern wirft die jugendlich-lebende Verlagsfirma Dr. C. Kober in München auf den Büchermarkt. Nach Scharfs Gedichten, die mit ihren schneidenden Dissonanzen das Präludium jener Richtung abgaben, welcher sich die neue Firma zu widmen gedachte, die respektable Leistung des „Musen Almanach für 1893“. Und jetzt Georg Schaumberg. Es ist die Münchener Litteratenschule, die uns hier, fast möchte ich sagen, als geschlossener Faktor gegenübertritt. Und wir begrüßen dies als erfreuliches Zeichen. Denn bei aller Gemeinsamkeit moderner Bestrebungen bildet doch das Süddeutsche einen Charakter für sich. Und, wenn wir von Leipzig, als einem kosmopolitischen Büchermarkt, absehen, finden wir es in der Ordnung, daß in München, der repräsentativen Stadt für süddeutsches Empfinden, eine Konzentration der Kräfte Berlin gegenüber und seinem ernüchternden Einfluß sich geltend macht. Gerade Berlin gegenüber. Denn das wird sich nicht ablegen lassen, daß gegen den zerfahrenden, analysierenden, geistreich-gewandten und wihelnden Charakter des Norddeutschen der Süddeutsche aufbaut, freiert und Syntesen schafft. Und so möchten wir im Süddeutschen, auch in der Litteratur das erkennen, was man in Frankreich, Paris gegenüber, im Gasconner und Provençalien sieht: das Produktive durch die Phantasie.

War in Scharf ein jugendlich-unfertiges, promethisch vorwärts-stürmendes Talent zu erkennen, so stehen wir in Schaumberg einer reifen Kraft gegenüber. Überschlagen wir die unter dem Sammelitel „Eigens“ sich uns darbietenden Jugendschöpfungen, welche, wie bei jedem Dichter der gleichen Periode, unter den verweilenden, wässrigeren Feine-Einstuß fallen, so tritt uns im folgenden Abschnitt „Münchener Lust“ die kräftige, satirisch-schneidende, wohl abgekürzte, aber mit Pessimismus bis zur China-Rinden-Bitterkeit durchsetzte Ei-

genart Schaumbergs selbst entgegen: Im „Hofgarten“, einem beliebten Stell-Dich-ein des Münchener Publikums, sßt er und läßt sich so vernehmen:

..... Im Großstadtblaubel bleibst du grünes Gliand,
Ein lechter, müder Überreiß von welland
Der schönen Zeit gepudrierter Perücken.

Und besser noch, als alle die Berichte
Der länderreichsten Kulturgeschichte
Dreißigt du uns der Mode taufste Kauenen.

Hinst saßen deine zierlichen Krabben
Des Hofes feierliche Kavalkaden
In Seidenstrümpfen und gestickten Röcken.

Dann kam der Japs und dann die Schillertraube,
Die Osterpins und dann die samtnen Hanje,
Zuletzt der Schöpfung Kranz: der Colindier.

Den Fürken saigten die Aristokraten,
Dann Offiziere, Rüstler, Litteraten,
Dann Rentiers und endlich — die Kammiss.

Und heute hat die jüdische Hanto-Financo
Dich akkupiert — es herrscht die Mediaanco
Und nächstlich thront hier Benuß vulgivago.

Im „Obdon“, dem Münchener „Gewandhaus-Konzert“-Saal, hört er die neunte Symphonie von Beethoven, und hinten hochden zusammengesetzt auf verlassener Bank die Inassen des Blinden-Instituts, die er folgendermaßen apostrophiert:

..... Da sitzen die Blinden.
Wie sie lauschend die Köpfe strecken!
Wie sie stierig die Töne saugen!
Wie die Massen, leidenschweren,
Rüden Geschlatter sich verkühen.
O, wie muß bei diesen Klängen
Ihnen diese Welt erscheinen,
Überirdisch, groß und herrlich,
Und die Menschheit, die verpöfchte,
Göttergleich! —

Ein spezifisch münchenerisch-kerikales Stimmungsbild ist

Die schwarze Schlange.

„Juni-Nachmittag! So zwischen ein und zwei Uhr. In der großen Beleuchtung dehnt sich die Ludwigstraße noch langweiliger als sonst. Man begreift“, daß die Göttin auf dem Siegesthor ihr ehern Antlitz lieber den grünen Pappeln zuwendet. Gedankenverloren schlendere ich die Straße entlang. Plötzlich wird mein Blick festgehalten. Von der ehrwürdigen alma mater herauf bewegt sich auf dem linksseitigen Trottoir in

kurzen Bindungen ein langes, schwarzes Etwas — langsam schiebt es sich vorwärts, hin und her im schmalen Bickad, auf- und abwogend wie eine Schlange, eine große, schwarze Schlange. — Und sie kommt näher, immer näher. Ich bleibe stehen und schaue. Hin kriecht sie vorüber. Täuschung! Jugendliche Gestalten sind es, die paarweis an mir vorüberschreiten, alle gehüllt in die Farbe der Nacht, des Todes, in das düstere, lichtscheue Schwarz. Unter den breitkrämpigen Hüten lauter junge Gesichter, aber wie verschieden. Die einen gesundheitsstrotzend, rot, blühend, voll Sinnenlust und Lebensfreude, die anderen bleich, hohlwangig, asketisch, mit Spuren durchwachter Nächte, die einen intelligent, aufgeweckt, die andern stupid, nichtsagend, blöde. Die Rekruten des Klerus, die zukünftigen Bannerträger des Zelotismus! Falsche Propheten, die die Liebe predigen sollen und den Haß säen werden. Arme junge Herzen, wie bedauere ich euch. — Der Zug ist vorüber, ich wende mich, ihm nachzusehen, und wieder gleicht er einer Schlange, einer unheimlichen, drohenden Schlange, die sich zwischen all den gepuhten, frohen Menschen hindurchwindet — schein tritt alles zur Seite. Wie lange noch wird die schwarze Schlange die Welt umkreisen? — Eben ist sie am Odeonsplatz angelangt, und wie sie sich um die Ecke windet, da sieht sie gerade aus wie ein großes, schwarzes Fragezeichen.“ —

Wir wollen hier nicht auf weiteres eingehen; nicht auf den dritten Abschnitt „Soziale“, wo sich unter anderem das bedeutendste Gedicht der Sammlung, nachdem sie benannt, „Dies irae“ findet. — Soeben kommt die Nachricht von der Konstitution des Buches in Leipzig und München, und zwar auf Grund eines Gedichtes „Vision“: Um mittenächtliche Stunde sahen auf einem Friedhof die ungezählten Scharen von Toten in Wolkengestalt mit vorgeballten Fäusten, wie Sturmgewitter gegen einen einsamen Beter in Menschengestalt auf einem Grabe los

mit der Frage: Wann kommt denn endlich die versprochene Auferstehung? — Wie lang sollen wir noch warten?! — Wir müssen die Beschlagnehmung des Buches auf Grund dieses Gedichtes für eine bedauerliche Verirrung des Staatsanwaltes halten! — Sollten wir nicht mehr das Recht haben, in poetischer Form die Meinung auszudrücken, daß wir mit dem Auferstehungsversprechen wahrscheinlich alle rechtgründlich döpirt sind?! Und sollen wir dies nicht an Stelle der armen Toten thun dürfen, nachdem wir, wenn wir einmal gestorben sind, kaum mehr dazu in der Lage sein werden?! — Panizza.

In Straßburg erscheint eine Halbmonatsschrift für Dichtkunst, Kritik und modernes Leben „Jungdeutschland und Jungelshah“, deren kritische Urteile wahrhaft Erheiterndes haben. So wies jüngst z. B. das neue Werk „Rotes und blaues Blut“ (Werner, der Falkonier und die Fischertösi) von unserm hervorragenden Münchener Lyriker und Epiker Heinrich von Keder in dieser ergößlichen jungelshah'schen Zeitschrift folgendermaßen besprochen:

„Heinrich von Keder. Rotes und blaues Blut. München. Dr. E. Albert & Co. Preis M. 2,50. — Unter diesem Titel hat der Verfasser, hinter dem wir eine Verfasserin vermuten, zwei lyrisch-epische Dichtungen zusammengefaßt: „Werner, der Falkonier“ und „Die Fischertösi“. Gefallen hat uns, offen herausgesagt, keine. Holprige Verse, holprige Gedanken, dazu etwas Bupenscheidenthrik, etwas Waldeb- und Seentrauschen, ein ganz klein wenig Humor und recht viel Worb und Toischlag. In Nr. 2 ist in geradezu unangenehmer Weise der Tod des Bahernkönigs Ludwig II. verwoben. Schade um das hübsche Titelbild, das G. Eggena zu dem Buche gezeichnet hat.“

Diese Kritik ist eine Perle. Kostbarer kann der naive Unverstand litterarisch-künstlerscher Unfähigkeit und selbstherrlicher Aufgeblasenheit nicht mehr zum Aus-

druck gebracht werden. Wie muß da unser redenhafter Haubegen, unser alter Oberst a. D., unser „Botan mit dem Schlapphut“ gelaicht haben, einen Menschen zu entdecken, der — „eine Verfasserin“ hinter ihm „vermutet“? Eine „Verfasserin“ — der Dichter der zahllosen Stromer- und Landknechtslieder, die in der „Gesellschaft“ seit acht Jahren erschienen, eine „Verfasserin“ der Dichter des helbenhaften lyrisch-epischen Werkes „Botans Heer“? Wo hat denn dieser Vermutungskritiker, von allem übrigen abgesehen, nur seine Nase? Denn, wenn irgend einem, so kann man, Schillerisch gesprochen, dem Heinrich von Reber „an seiner Leier riechen“, daß er ein Mann — und nichts weniger als eine „Verfasserin“. Und „holperig“ Gedanken und Verse trotzdem! Aber mein lieber nasenloser Kritikus, damit schlägt sich deine „Vermutung“ ins eigene geistvolle Gesicht, denn unsere landesüblichen „Verfasserinnen“ sind in Gedanken und Versen anerkanntermaßen nicht weniger als „holperig“, dafür glatt und geleckt bis zum Überdruß! Gerade das Gebrungene, Holzschnittartige, Urwüchsige, das dein nasenloser Kritikerverständnis als „holperig“ empfindet, ist kennzeichnend für echte Mannesart! Und „recht viel Wort und Totschlag“ und in „geradezu unangenehmer (sonst lautet das übliche Schlagwort „peinlicher“) Weise der Tod des Bayernkönigs Ludwig II.“ — ja freilich, dergleichen zwingt mit überwältigender Logik eine zarte „Verfasserin“ hinter dem Heinrich v. Reber zu „vermuten“! Aber kein Wort mehr über diesen kritikbefähigten Jungelsticker — und der Wahrheit die Ehre: Einen preiswürdigeren dummen Aujuß habe ich in der kritischen Arena schon lange nicht mehr gesehen. Er lebe hoch! Er wachse, blühe und gedeihe!

M. G. C.

Rachricht. Mißbilligte Seiten werden erludt, der Redaktion der obengenannten Zeitschrift für „Dichtung, Kritik und modernes Leben“ einen abgelegten Rürchner zu spenden! 1883 thut's auch ein älterer Jahrgang. —

Soziale Litteratur.

J. Stoerk, Der staatsbürgerliche Unterricht. Freiburg i. B., akademische Verlagsbandlung J. C. B. Mohr.

Der Inhalt dieser kleinen, aber sehr wertvollen Schrift gruppiert sich auf 32 Seiten folgendermaßen: Einleitung und Thema, die staatsbürgerliche Propädeutik im Unterrichtssystem Preußens, Stellung der Schulreform zur Lehre von Recht und Staat, Methode und Litteratur des staatsbürgerlichen Unterrichts, Bürgerlehre und Staatsdienst, Anmerkungen und Litteraturnachweise. Daß das Studium des sozialen Körpers, seines Aufbaues, der in seinem Verbande jedem Einzelnen erwachsenen Rechtssphäre usw. keine parteipolitische, sondern eine hervorragend pädagogisch-technische Aufgabe: Dies als Merk für diejenigen, die unserer empfänglichen Schuljugend im geforderten staatsbürgerlichen Unterricht irgend eine politische Parteibogmatik — natürlich zunächst nur eine zu gunsten der z. Z. herrschenden Schul- und Staatsgewaltigen — einflößen möchten. Professor Stoerks Standpunkt ist der des reifen Mannes, der nach rechts und nach links die Größe und Bedeutung des modernen Entwicklungsstaates vertritt. Wenn es um Zuwachs an vernünftiger Einsicht und Befähigung zu einem gesunden Urteil in der Frage des staatsbürgerlichen Unterrichts zu thun ist, wird dieses Schriftchen des freimütigen Kieler Professors der Rechte nicht übersehen dürfen. Damit ist nicht gesagt, daß jeder Satz unsere Zustimmung finden müsse. M. G. C.

Die sozialdemokratische Gesellschaft, was sie kann und was sie nicht kann. Von einem früheren deutschen Studenten. München, W. Poehl. 88 S.

Es ist bebauerlich, daß der Autor verschweigt, daß er als Mann geworden und welchen Platz er auf dem Arbeitsfelde unserer öffentlichen Lebens einnimmt. Deutscher Student getoeten zu sein, will

wenig bejagen. Nicht die Schule, das Leben allein ist zeugnisstärkig und lehr-entscheidend. Aber auch ohne die Unterstützung des Verfassernamens gewinnt man aus diesem Schriftchen den Eindruck, daß ein Mann spricht, dem nichts Menschliches fremd und eine gesunde Gestaltung unseres Volkslebens echte Herzenssache ist. Seine Anschauung von den staatlichen und sozialen Dingen hat geistige Größe und sittlichen Ernst. Er ist kein Sophist, kein Rabulist, kein Streiter um des Streites willen. Die Politik besteht ihm nicht in Worten, Programmen, Erlässen, sondern in Taten. Er versucht in klarer, sachlicher Rede den Nachweis, daß auf Grund der erfahrungsmäßig vorhandenen menschlichen Eigenschaften eine sozialdemokratische Gestaltung der Volkswirtschaft durchaus möglich ist, wie es auch möglich sei, die Produktion stets dem Verbrauch anzupassen, ohne Unternehmertum, ohne Zwischenhandel, ohne Börse usw. Als unmöglich verwirft er jene Verbesserungsabsichten, die auf Zerstörung des religiösen und Familien-Gefühls u. dergl. ausgehen. Im Vorwort teilt er mit, daß die vorliegende Schrift aus Kreisen stamme, die sich weder zur sozialdemokratischen Arbeiterpartei noch zu irgend einer der bürgerlichen Parteien zählen. Die Schrift verdient unter allen Umständen aufmerksame Beachtung. Die klare, sachliche und dabei doch temperamentsvolle Schreibweise wird sie auch radikalgesinnten Lesern anziehend und nutzbringend machen.

M. G. C.

Grundzüge einer Sozialpädagogik. Von Prof. Dr. Karl Fischer. Eisenach, W. Wilkens. 429 S.

Das Buch will jedem Gebildeten ermöglichen, 1. sich über das zu unterrichten, was heute tatsächlich die soziale Frage ist, 2. wie es zu dieser Entwicklung gekommen ist, 3. in welchem Stadium sich jetzt dieselbe befindet, 4. wie aus diesem Kriegszustand herauszukommen und ein Friedenszustand anzubahnen ist. Wir behalten uns eingehende Besprechung vor. Heute nur noch

Die Gesellschaft. IX. 8.

die Bemerkung, daß der Verfasser nicht zu denen zu gehören scheint, mit denen gut Kirchen essen ist. Seine Art hat bei allem redlichen Eifer ein drittes und erträgliches Feld für die Diskussion zu schaffen, etwas Herbes, Bares, Autoritäres. Er ist zweifellos ein tüchtiger, gelehrter, überzeugungstropiger Mann, aber ich wette, daß auf seiner Karte nicht bloß seine schulmonarchische, sondern auch seine militärische Qualität verzeichnet ist. Aber die Hauptsache ist, daß er seinen Gegenstand vollkommen beherrscht und vollkommen frei ist von aller Fäulerei und Zulaufmacherei. Der hätte im Reichstag sitzen sollen bei der großen Sozialisten-debatte! Da hätte das deutsche Volk nicht nur etwas zu hören, sondern auch zu lernen bekommen. Wer etwas Ordentliches in der Sozialpolitik und Sozialpädagogik zu lernen wissen will und das Zeug zu eigener Meinung und sachlich korrektem Meinungs-austausch hat, wird Fischers Buch mit Nutzen erwerben.

M. G. C.

Der Staat der Zukunft. Von Dr. Ludwig Pfenner. (Wien 1893, Selbstverlag. Preis 30 Fl. (15 Kr.). — Der auf dem Gebiete der Sozialreform rührige Dr. Pfenner bespricht, nachdem er in trefflicher Weise die drei volkswirtschaftlichen Systeme der Gegenwart, als da sind: das christliche, das liberale und das sozialdemokratische, charakterisiert, den Staat der Zukunft. Er fordert „Rückkehr von Staat und Volk zu den rechtlichen, wirtschaftlichen Grundzügen unserer Vorfahren,“ weiter „Versorgung der Arbeitsinvaliden, Bildung von Arbeiter-, Bauern-, Handwerker-, Gelehrten-, Beamten-, Advokatenverbänden. Jeder Angehörige einer solchen Berufsgenossenschaft habe das Wahlrecht, sowohl in seiner Kammer, als in der Gemeinde-, Land- und Reichsvertretung.“ Der 3. Abschnitt der Broschüre handelt vom „Schutz gegen die Übermacht des Kapitals“, Forderungen: „Vermögensgrenze, damit der einzelne nicht Millionen auf Millionen anhäufe — was diese Grenze übersteige,

soll vom Staat eingezogen werden, um das Los der Ärmsten zu bessern; Regelung der Gütererzeugung; Einschränkung des Großbetriebes; Feststellung der Produktionsmenge; Unzulässigkeit der Monopole; progressive Steuern (Wertpapiere auf den Namen lautend, damit die Geldjobber ihr Einkommen nicht verheimlichen können); Festsetzung einer Höchstzahl von Arbeitern, auch für die Großbetriebe; Regelung des Aktienbzwindels. Zum Schluß kündigt Herr Dr. Pfenner ein Buch über die Reform des Aktienwesens an, auf das ich seinerzeit zurückkommen werde. — Die Broschüre ist fesselnd geschrieben und enthält, wie man schon aus dem kleinen Resumé ersieht, viel Beherzigenswertes. Ich wünsche dem Büchlein recht viele Leser, es verdient sie vollauf!

Stauf von der Mark.

W. E. Badhaus, „Alte die Erde!“ Kritisch-geschichtliche Darlegungen zur sozialen Bewegung. (Leipzig, W. Friedrich. 212 S.)

Henry George, „Die Erlösung aus sozialer Not“ (The condition of labour). Offener Brief an S. N. Papst Leo XIII. Deutsch von Bernhard Eulenstein. Nebst dem Rundschreiben des Papstes über die Arbeiterfrage. (Berlin, Elwin Staude. 132 S.)

Karl Schmidt, „Brot!“ Ein Büchlein für alle, die Brot essen. (Leipzig, W. Friedrich. 120 S.)

Alle drei stehen auf dem Standpunkt der Bodereform, d. h. jener Bewegung, welche die Lösung der sozialen Frage dadurch einzuleiten sucht, daß sie Verstaatlichung von Grund und Boden nebst allen hieraus abzuleitenden Folgen fordert. In Amerika ist diese Forderung durch das energische, zähe Bemühen von Henry George vom frommen Wunsch bereits zum festen Programm geworden. Wer sich über dieses Problem klar und umfassende Kenntnisse verschaffen will, der greife zu den oben angezeigten Schriften. Alle drei weitestern, in volkstümlicher, fesselnder Dar-

stellungskunst, dem denkbar weitesten Leserkreis die schwierigen Fragen deutlich zu machen. Schmidts Brot! ist in seiner Art unübertrefflich. C.

Karl Zentsch, „Weder Kommunismus noch Kapitalismus.“ Ein Vorschlag zur Lösung der europäischen Frage. (Leipzig, Fr. W. Grunow. 44 S.)

„Nicht um die Herstellung eines idealen Zustandes handelt es sich, sondern um die Heilung eines kranken. Wir leiden unter einem Recht, das ein Dohn auf alles Recht ist, unter einem Geseßeswust, der den gesellschaftlichen Sinn unmäßig macht, und unter einer Volkswirtschaft, in der man erst aufhören muß, Güter zu schaffen, wenn man weiche bekommen will. Daß es auf diesem Wege nicht mehr weiter geht — —“ Man sieht, der Verfasser läßt an kritischem Kapitalismus nichts zu wünschen übrig. Er ist ein sehr belehener, sehr geistreicher, sehr beherzter Schriftsteller, der in musterhaftem Vortrag für seine Anschauungen eintritt. Aber: „Leicht beieinander wohnen die Gedanken —“, man lese einmal z. B. das entzückend geschriebene Kapitel XIV über Befehle und Aufgaben des Staates! „Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“ — und an diesem Stoß wird das politische Ideal des Verfassers scheitern, die Centralgewalt auf ihre drei ursprünglichen Aufgaben (Landesverteidigung, Rechtspflege, Vertretung des Gemeinwesens dem Auslande gegenüber) wieder zu beschränken und alles übrige der Selbstverwaltung im weitesten Umfange zuzuwelsen. Wie die Dinge heute liegen, haben wir überhaupt keine Bahnsfreiheit unter einer Reihe hübsch ausgedachter, wünschenswerter Lösungen. Mit eherner Faust schiebt uns die Entwicklung auf einer Linie vorwärts, die kein Abbiegen mehr gestattet — — — C.

Die Sklavenaufstände des Altertums. Vom sozialen Gesichtspunkt aus dargestellt von Ernst Franke. München, Verlag der „Münchner Post“, 1893. Preis 40 Pf. — Es liegt im Interesse der Sozial-

demokraten, die Geschichte der Sklaverei zu pflegen, und es muß anerkannt werden, daß die Broschüre von Frank wertvolles Material bietet. Ob freilich die Schlußfolgerungen, zu denen die Sozialdemokratie gelangt, durch das Studium der Sklavenaufstände befestigt werden, ist eine andere Sache. Hoffen wir, daß die Menschen nicht bloß an Einsicht, sondern auch an Güte wachsen und endlich die Sklaverei in jeder Form beseitigen! S.

National-Ökonomie.

Schon seit langer Zeit hat sich die national-ökonomische Wissenschaft mit der Frage beschäftigt, ob hoher Lohn und kurze Arbeitszeit für das Gedeihen von Landwirtschaft und Industrie vorteilhafter seien als das Gegenteil. Es kommt für die Entscheidung der Frage nicht ausschließlich, aber doch in hohem Grade auf das Verhältnis an, in dem Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung stehen. In einer Broschüre, betitelt „Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung“ hat der Münchener Professor Brentano all die alten und neuen Erfahrungen auf diesem Gebiete zusammengefaßt und erörtert. (Berlin, Tunder & Humblot). Wir geben ihren Gedankengang im folgenden kurz wieder.

Zunächst wird das Verhältnis des Arbeitslohnes zur Arbeitsleistung einer Betrachtung unterzogen und dargethan, wie sehr die Wissenschaft in diesem Punkte ihre Meinung geändert habe. Während sie früher meinte, je höher der Lohn sei, desto schneller verdiene der Arbeiter, was er brauche, und um so weniger strenge er sich an, hat sich, namentlich seit Adam Smith, die Meinung dahin geändert, daß höherer Lohn auch eine größere Leistung bedeute. Es ist nachgewiesen, daß z. B. für einen Centner Baumwolle einer bestimmten Nummer der englische Baumwollspinner trotz ungleich viel höherer Löhne doch sehr viel weniger Arbeitskosten ausgiebt als der deutsche. Das ist nur möglich,

indem in England bez. Amerika zur Erzeugung eines gleichen Quantums Ware sehr viel weniger Arbeiter gebraucht werden. Der einzelne Arbeiter leistet mithin viel mehr; der höhere Lohn geht mit einer sehr viel größeren Leistung Hand in Hand.

Der entsprechende Nachweis wird nun auch hinsichtlich der Arbeitszeit geführt. Auch hier ist ein gewaltiger Umschwung in der Theorie zu gunsten der Ansicht zu bemerken, daß kurze Arbeitszeit vorteilhaft sei für die Arbeitsleistung, und auch hier werden neben den älteren zahlreiche neuere praktische Erfahrungen zum Beweise von Brentano angeführt. Zusammenfassend spricht die von Brentano gebilligte Ansicht wohl am besten folgender Satz aus: „In einer auf erstaunlicher Fachkenntnis beruhenden Untersuchung der Produktionskosten der hauptsächlichsten auf dem Weltmarkt konkurrierenden Industrien hat Schoenhof erschöpfend dargethan, daß je höher der Lohn und je kürzer die Arbeitszeit, desto niedriger die Kosten der Arbeit in den einzelnen Ländern. Der Umstand, der allein dies möglich macht, ist die gleichzeitige gewaltige Steigerung der Arbeitsleistung.“

Aber wie kommt diese zustande? Und wie erklären sich diesen Behauptungen gegenüber die auf das Entgegengesetzte hinauslaufenden Beobachtungen nicht bloß der älteren Theoretiker, sondern auch der Kenner der Arbeiterverhältnisse im heutigen Rußland, im Orient, ja die Klagen so vieler unserer deutschen Landwirte, daß höherer Lohn und kürzere Arbeitszeit die Arbeitsleistung nur verringern? Früher war die Lebenshaltung des Arbeiters durch das Herkommen bestimmt; für mehr sich anzustrengen, als herkömmlich war, fühlte er keinen Drang; deshalb führt auch in solchen Verhältnissen die Erhöhung des Lohns und Verkürzung der Arbeitszeit nicht zu einer Steigerung, sondern zu einer Minderung der Leistungen. Auch bei uns beharrt noch ein großer Teil der Arbeiter in diesem Zustande. Der eigentlich moderne

Arbeiter dagegen ist infolge mannigfacher Einflüsse von dem Streben beherrscht, seine Lebenshaltung möglichst zu erhöhen und einen bedeutenden Teil seiner Zeit einer angenehmen Ruhe zu widmen. Bei ihm bedeutet daher Erhöhung des Lohnes und Verkürzung der Arbeitszeit eine Kräftigung seiner ganzen Persönlichkeit, die er zu höherer Leistung ausnützt, um sich eben den höheren Lohn und die kürzere Arbeitszeit zu erhalten.

Allein die Veränderungen auf Seiten der Arbeitgeber müssen zu denen auf Seiten der Arbeiter hinzutommen, um die gesamte Arbeitsleistung so zu steigern, daß die Wirkung der gestiegenen Löhne und der verkürzten Arbeitszeit ausgeglichen wird. Die größere Kostbarkeit der Arbeit ruft in dem Arbeitgeber das Bestreben wach, möglichst viel Arbeitskraft zu sparen. So werden zahlreiche technische Erfindungen erst dann gemacht oder längst gemachte erst dann praktisch angewendet, wenn die Kostbarkeit der Arbeit dazu drängt und zugleich die gesteigerte Leistungsfähigkeit des Arbeiters die Möglichkeit bietet, ihm kompliziertere und kostbarere Maschinen anzuvertrauen. Der technische Fortschritt wird durch hohe Löhne und kurze Arbeitszeit befördert. Auch waren häufig andere als technische Verbesserungen im Betriebe die Folge höherer Löhne und kürzerer Arbeitszeit, z. B. Ersparnisse durch Verminderung der Ausschichtskosten, durch Zusammenschließung der gleichartigen Betriebe auf einen bestimmten Distrikt, durch Vereinfachung der Handelswege sowohl, was den Absatz, wie, was die Beschaffung der Rohstoffe anlangt. Auf Grund dieser Argumente verwirft Brentano ebenso sehr die sozialdemokratische Anschauung, es werde die Verkürzung der Arbeitszeit zur Aufsaugung der Arbeitslosen führen, wie die weit verbreitete, Deutschlands Konkurrenzfähigkeit werde durch hohe Löhne und kurze Arbeitszeit beeinträchtigt. Er meint vielmehr, daß niedrige Löhne und lange Arbeitszeit eine Ursache des Zurück-

bleibens seien. Es verdient ernste Beachtung, wenn Brentano sagt:

„Im Gegensatz zu England hat man in Deutschland während Dezennien statt dem Schutze der Schwachen dem der wirtschaftlich Untauglichen gehuldigt und, statt in raslosem Fortschritt der Technik, in niedrigen Löhnen und langer Arbeitszeit die Grundlage der Konkurrenzfähigkeit gesucht.“
D. W.

Kunstschriften.

Münchener Theater-Bibliothek: Dr. Adolf Sandberger, Peter Cornelius' Eid. Mit 32 Notenbeispielen. G. Franz'sche Buchhandlung. Dr. Adolf Sandberger, Chabrier's Swendoline. Mit 25 Notenbeispielen. Ebenda.

Jedes Heftchen in eleganter Ausstattung nur 60 Pf., so kann der Verbreitung dieser vortrefflichen thematischen Leitfäden wenigstens kein materielles Hindernis entgegenstehen. Sandberger, als Theoretiker wie als Komponist ein gleich bedeutender Kunstmann, könnte also nur diejenigen gegen sich haben, die seine moderne Richtung nicht teilen. Diese Richtteile finden sich zwar noch in der alten, aber nicht mehr in der jungen Generation. Der künstlerische Nachwuchs, soweit er echtes Talent hat, ist auf die Moderne gestimmt. Aber auch den weiten Kreisen der Kunstliebhaber schleichweg werden diese analytischen Studien Sandbergers ein wertvolles Hilfsmittel sein, sich mit dem Geist und Inhalt meisterhafter Lieder dramen rascher und inniger vertraut zu machen, zumal da Sandberger in hohem Maße die Gabe ebenso klar wie anmutig feiseinander Darstellung besitzt. So empfehlen wir ihn insonderheit den Sprechern zum eifrigen Studium. C.

Die Ästhetik der Gartenkunst. Ein Beitrag zur Einführung derselben in das Kunstsystem. Von Dr. A. E. Schneider, Dozent der Ästhetik und Kunstgeschichte an der Musik-Akademie in Dresden. Leipzig, Alexander Danz.

Unsere Welt verarmt, jemehr sie die

Tyranni der plutokratischen Spekulation über sich ergehen läßt und je länger der Brutalismus des ausbeuterischen Kapitalismus andauert. Was ist dieser rohen Schwindeltumpanei, die über die moderne Gesellschaft das Szepter führt, die Bedeutung der landschaftlichen Schönheit für die menschliche Geisteskultur? Was gilt diesen Barbaren des Geldsacks die Ästhetik der Gartenkunst im System der edlen Künste? Das ist ja doch nur geistiges Kapital, mit dem nicht an der Börse jobbert werden kann! Ein ideales Gut, das keine Duherrinsen bringt! Die schöne Gottesweit ist doch nur dazu da, um von dem Raubtiergenie der Finanzleute zertrümmert, zerstückelt, ausgeplündert zu werden! Ja, so weit sind wir dank unserer geheiligten Gesellschaftsordnung, an der zu rüthein unsere „staatserkhaltenden“ Parteidogmen für höchsten Frevel erklären. Und es ist wahr: wer von uns kann sich in einer Mittel- oder Großstadt noch des Glückes eines Gartens erfreuen? Also wozu überhaupt noch Gartenkunst? Und dennoch verdient das Schneiderische Werk die größte Beachtung. Es ist, abgesehen von einigen Selten strenger Theorie, so von Geist und Poesie gesättigt, daß seine Lektüre eine wahre Sonne ist. M. G. C.

Die zweite Lieferung von Richard Muthers Geschichte der Malerei im neunzehnten Jahrhundert bringt den Schluß des VI. Abschnittes: „Die Nazarener“ und geht bis zum XIV. Kapitel: „Die Historienmalerei in Belgien.“ Dazwischen liegen folgende überaus interessante Kapitel: Die Münchener Kunst unter König Ludwig I. — Die Düsseldorfser — Das Vermächtnis der deutschen Romantik — Die Vorläufer des Romantismus in Frankreich — Die Generation von 1830 — Juste-Milieu — Die Epigonen. Das Epigonenkapitel greift herein bis in die jüngste Gegenwart und schildert noch den in gewaltigen Sensationshistorien schwelgenden Hochgroße. Der Bedeutung und Fülle des Inhalts entspricht die meisterhafte Dar-

stellung und knappe Analyse der charakteristischen Werke. Die Andeutung des allgemeinen kulturgeschichtlichen Hintergrundes ist besonders bei der „Generation von 1830“ voll Geist und Grazie. Die zweite Lieferung übertrifft womöglich noch die erste an Wichtigkeit und künstlerischem Reiz. Die deutsche Literatur kann auf Muthers Geschichte stolz sein. C.

Dramaturgie des Schauspielers. Von Heinrich Vaihaupt. (Lessing, Goethe, Schiller, Kleist.) Fünfte durchgesehene und erweiterte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung 1893. 509 S.

Vaihaupt macht auf S. 289 eine Bemerkung, die er als Motto über seine neueste Vorrede hätte setzen sollen: „Die nichternen Köpfe (die Kritiker der Wallensteintrilogie sind gemeint) . . . beweisen aber auch, daß die trodene Kegei vor der Kraft des Genius und der Wagemuth des Idealismus immerdar zu schanden wird.“ Diese Wagemuth des Idealismus bricht gerade in unserer jüngsten naturalistischen Dramatik wieder so entzündend durch, wie zu Schillers und Richard Wagners Zeiten. Vaihaupt ist in seiner persönlichen Auseinandersetzung mit dem modernen Naturalismus nicht besonders glücklich. Er verfügt wohl über die vornehme Phrase, die sogleich wieder heilt, wo sie verwundet, aber er verfügt nicht über die haarstache, kraftvoll geführte Waffe, um den Wegner ernsthaft und bis ins Mark zu verwunden. Auch mit dem wissenschaftlichen Apparat steht er nicht auf der Höhe der naturalistischen Modernität. Er hätte sich erst einige ästhetische Aufsätze in der „Gesellschaft“, namentlich Richard Dohmerts tief sinnige Studie über die moderne Alttagstragödie, gründlich ansehen müssen, statt sich auf einen schwachen Aufsatz in der „freien Bühne“ zu beschränken und daraus seinen verächtlich bewundernden Ausruf abzuleiten: „Wie? Das wäre etwas neues?“ usw. Wir kommen später gelegentlich darauf zurück. C.

Egby-Litteratur.

Einiges Christentum. Volksschrift zur Förderung der Bestrebungen W. von Egby's und unter dessen Mitwirkung vierteljährlich herausgegeben von Lehmann-Hohenberg, Professor an der Universität Kiel. Heft 3. Pr. 50 Pf.

Der schönen handlichen Ausstattung der Hefte entspricht der anheimelnde, treuherzige Ton der Beiträge von Egby und Lehmann, die einen unbestreitbar hohen Aufklärungs- und Erbauungswert besitzen. Man fühlt den entschiedenen Geist treuer Wahrhaftigkeit in jedem Worte.

Ein einiges Christentum und eine einige christlich-deutsche Kirche. Ein Mahnruf an alle Deutschen von Dr. Otto Weddigen. Berlin, 1893. Verlag von Max Müller. 1 M.

Auch Otto Weddigen, bekannt als Forscher wie als Dichter, bricht in vorliegender Schrift eine Lanze für Deutschlands religiöse und geistige Einheit. Nur natürlich ist es, wenn in unserer tiefsten, gährenden Zeit die besten Geister unserer Nation, getrieben von reiner Menschen- und Vaterlandsliebe, sich bemühen, mit allen ihren Kräften eine neue Ordnung herauszuführen. Herrn v. Egby übertrifft Weddigen vielleicht in der Schärfe seines Urteils und in der Kraft seiner Rede, aber nicht in der Fülle humaner Empfindung. Er wendet sich mit Offenheit gegen Mißstände nach oben wie nach unten. Weddigen's Mahnruf ergeht an alle Deutschen, welcher politischen Partei, welcher Kirche und welchem Staate sie auch angehören mögen. Wenn er zunächst nur dies erreicht, daß er die Bande der kirchlich-orthodoxen Hierarchie und Klerokratie, die unser Volk umschüren, brüchiger machen hilft, so ist schon etwas gewonnen. Ohne Zerstörung der hierarchischen Gewalt ist keine Erneuerung des religiösen Geistes möglich. Wo der Dogmen-Pfaffe herrscht, ist kein Raum weder für das Gottesreich Christi noch für eine

„christlich-deutsche Kirche“, wie sie Weddigen träumt. C.

Vermischte Schriften.

Friedrich Niepße. Ein psychologisch-Verfuch von Wilhelm Weigand. München, Hermann Lufschisch, G. Franzische Hofbuchhandlung. 116 S. Preis 2 M.

Ein Gesejungsbrunnen für die vielen jugendlichen Niepße-Kranken, nicht in der Absicht des Verfassers zunächst, aber sicher in der Wirkung der ganz ausgezeichneten Studie auf die Leser unter unsern talentvollsten jungen Akademikern, Dichtern und Musikern, die arglos und unbewehrt dem großen Zauberer sich genähert und seinen unerhörten Künsten zum Opfer gefallen. Kurt Eisner hat ja schon vor zwei, drei Jahren mit seinen Niepße-Aufsätzen in der „Gesellschaft“ (später als „Psychopathia spiritualis“ gesammelt erschienen) sehr heilsam gewirkt, aber von Wilhelm Weigand's psychologischen Verfuch verspreche ich mir einen noch tiefer wirkenden therapeutischen Erfolg. Weigand ist eine Niepße verwandtere Natur als Eisner. Weigand weiß Niepße auf Feinheiten zu ertappen und zu stellen, wie ein genialer Jäger das listigste Wild stellt — auf Feinheiten, die nicht nur dem gesunden Eisner, sondern sicher auch vielen Niepße-Kranken entgangen sind. Es wird in unserer Zeitschrift auf diese Leistung noch zurückzukommen sein. M. G. C.

Die undeutsche Litteratur der Gegenwart. Ein Wort an die Modernen. Von einem Provinzler. Berlin, Hans Küstner.

Der Khlwardt in der Litteratur hat uns zur Schönheit des großpreussischen Reiches noch geseht. Vier kündigt sich bereits sein Vorläufer an. Lassen wir den Schwäpser laufen, bis er im brandenburgischen Sand stecken bleibt. XYZ.

Ein Bauernphilosoph. Dem Volke zu Ehren dargestellt von Kuno Faust. München, Nechtlich's Verlag. 52 S.

Das Lebensbild des österreichischen

Bauern und Philosophen Konrad Deubler, des bekannten Freundes Feuerbachs und Haedels, ist hier zu einer ausgezeichneten Volkschrift gehalten, die erhöhten Wert durch einen Anhang erhält, welcher in schlichtester Weise den Inhalt grundlegenden Werke von Feuerbach, Haedel und Carneri dem Verständnis des Volkes nahezubringen versucht. Wir wünschen den Bemühungen Fausts den besten Erfolg und sehen ähnlichen Veröffentlichungen aus so berufener Feder mit großer Freude entgegen.

XYZ.

Zur Wiedergeburt der Kultur-menschheit! Münchener Flugchrift von R. W. Conrad. München, Reichlich's Verlag. Preis 75 Pf. — Enthält die beiden preisgekrönten Arbeiten von Solger und Seifing aus der „Gesellschaft“, nebst einer längeren Einleitung vom Herausgeber. Eine vorzügliche Schrift zur Massenverbreitung.

XYZ.

Die Phrase. Zur Kritik der Gesellschaftslügen. Von Edmund Wengraf. (Wien, A. Bauer, 1893. Preis 30 Kr.) — Die vorzügliche Studie ist ursprünglich in Dr. Bauers Literatur-Zeitung erschienen, und es war ein glücklicher Gedanke, sie selbständig herauszugeben; denn solche Broschüren sind Goldeswert. Die 30 Seiten verdienen vollauf, daß man sie aufmerksam und wiederholt liest, wohlgemerkt: ohne Unterschied des Ranges und Standes; wir haben uns ja alle so in den Phrasenwust hineingefressen, daß es einem schwer ankommt, natürlich: banal zu sein — wir müssen unnatürlich-platt sein um allen und jeden Preis, und am Wohlklang der eigenen Stimme herauschen, wie der Baumeister Hugh in Hermann Bahr's feinspürigem Drama „Die große Sünde“. — Nach einer schlagenden Definition der Phrase („die Rufst der Gedankenlosigkeit“) spricht der Autor über die verschiedenen Spezies dieser sauberen Treibhauspflanze, als da sind: politische, journalistische, kritische, literarische und gesellschaftliche Phrasen, und giebt zwischenhin köstliche Proben, die einem ob

ihrer Possierlichkeit das Zwerchfell ordentlich durcheinanderrütteln. Wengraf's Stil ist belannt, fein-geistreich, witzig, aber ohne die heute so beliebte Hauswurstelei, klar und anregend. — Für die allerneueste literarische Richtung, die „Ausbrütesonne“, wie sie G. Brunner im „Zuschauer“ nennt, setze ich folgenden Passus hierher: „Dadurch nun, daß die Zeitungen allen Blumen- und Bilderstund der Sprache für politische und wirtschaftliche Erörterungen verwenden, muß offenbar der poetische Stil eine völlige Entwertung erleiden. . . Wir nähern uns mit der Zeit einer Art Hieroglyphensprache, die sich nicht mehr aus natürlichen Worten, sondern nur aus gekünstelten Wendungen zusammensetzt. . . Der poetische Stil kann die Umgangssprache kaum übertrumpfen, ohne in lächerlichen Schwulst zu verfallen. . .“ Stimmt auffallend! — Zum Schluß das ausgewachsenste Phrasenexemplar, das wir Wengraf's Sammlerfleiß verdanken (S 25): „Mit dem fertigen zweifellosen Erfolge hat Ihr einen neuen Grundstein niedergelegt zu jenem erhabenen Tempel der Brüderlichkeit, von dessen Architrav unser Evangelium: Standesehre in goldenen Lettern erstrahlt. Können wir auch nicht Zeuge sein der aufgehenden Morgenröte, so räumt uns einen Platz an Eurer Seite ein, wenn Ihr Euch dereinst in den hellen Strahlen der Sonne Gleichberechtigung erwärmt. In so bewährten Händen ist sicher der Erfolg; daß er Eure weitgehendsten Hoffnungen übertreffen möge, wünschen Euch Eure aufrichtigen Pester Gastwirte.“ Das hochtrabende Glückwunschtelegramm richteten einmal die Pester Wirte im letzten Falschjahr an das Komitee der Wiener Gewerbetögenossen, welche einen Ball arrangierten. Ganz richtig bemerkt Wengraf zu dieser poetischen Gastwirtsprasa: „Wenn sich irgend ein Volk nach langem, heldenmütigem Kampfe von einer Fremdherrschaft befreit hätte und von einem Brudervolle

hierzu beglückwünscht würde, könnte dieser Glückwunsch schwungvoller ausfallen als das Telegramm der Welter Gastwirte?“ — Was man gegen solch einen handgreiflichen Sprachunsinn thun soll? Auch Wengraf kommt zum Schluß: „Zur Natürlichkeit zurückkehren. Vor allem aber,“ schreibt er, „muß die soziale Reform der Sprachlichen vorangehen. Erst eine gesundorganisierte menschliche Gesellschaft, in welcher jeder jedem ebenbürtig, seinen Platz ausfüllen, Raum zur Entfaltung seiner Kräfte haben, sich als Teil des Ganzen fühlen, das Ganze überblicken und seine Teilbarkeit mit Hingebung und Einsicht leiten wird, erst eine Gesellschaft frei und froh verbündeter Menschen wird eine Sprache von echtem Goldklang und lauterer Wahrfähigkeit besitzen.“ So ist's, aber ob es zu einer sozialen Reform kommen wird, das wissen die Götter. . . .

Staus von der Mark.

Johannes Hecht. Die Wirklichkeit als Erzieherin. (Leipzig, Verlag von Oelsner.)

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie heute kraftvolle Geister immer wieder bei Menschheitsbetrachtungen auf denselben Punkt zurückkommen: aus das Antifuturelle von jedem Absolutismus und dessen unmittelbaren Konsequenzen. Bei dem Lesen von Hechts Buch, — es ist das intellektuelle Stoffwechselprodukt eines Autodidakten — mußte ich oft an Nietzsche und Kaderlin denken, so sehr verschieden er von beiden ist: gemeinsam hat er das elferne Streben, einen Grundirrtum der Kultur Menschheit für ihre zahllosen Leiden zu entwickeln.

Hechts Weg ist ein philosophisch psychophysischer, fast ganz psychologischer. Er geht aus von der irrträumlichen, wenn auch unendlich natürlichen Auffassung der Menschen, die Dinge seien so, wie sie sich unsren Sinnen darbieten, d. h. sie hätten sowohl an sich, wie in ihren Zusammenhängen und Beziehungen absoluten Wert. Mit Gründlichkeit und vortrefflicher Breite wird dann das Wirkliche in dem Relativen und Nicht-

Sinnlichen nachgewiesen, und nach einem kurzen Streifzug in das Entwicklungsverrichtende Inferno der Begriffe beginnt er die praktischen Konsequenzen für das heutige Leben zu ziehen. Vielleicht hätte an dieser Stelle seine Terminologie etwas genauer gewählt werden dürfen: Worte wie „Selbstsucht“ sind wegen ihres viel mehr ethischen wie lebensphysiologischen Inhalts geeignet, Mißverständnisse zu erzeugen, obwohl Hecht das letztere, also den Selbsterhaltungs-egoismus im Auge hat. Seine Entwicklung an dieser Stelle ist praktisch die folgende: Die absolutistisch-sinnliche und subjektive Selbstsucht der Menschen hat sie in der ganzen historisch überblickbaren Entwicklungsepocher immer unglücklich und ratelose gemacht, wenn nicht äußere Einflüsse eine Konzentration nach außen und damit einen Waffenstillstand nach innen geboten, — dieselbe Tatsache, die Kaderlin in der „Europäischen Angst“ von einer ganz anderen Seite her entwickelt. Erst die Einsicht in das völlig Relative und Nicht-Unmittelbar-Sinnliche der Welt kann, — wenn sie gleichsam zu einem Grundlebensinstinkt geworden ist — die Menschen zu einer höheren Selbstsucht und zu einer geistvolleren, harmonischeren Lebensführung bringen. Worte wie „Ordnung“, „Wahrheit und Recht“ usw. befinden sich in wohlthuenden Gänsefüßchen . . ., es fehlt Hecht überhaupt nur an Humor und diden Konturen bei seinen Konsequenzen, um sein Buch neben einem geistig wertvollen auch zu einem stimmungsbefriedigenden zu machen; er hat manchmal etwas von den nüchterneren Abstraktionen Kant's.

Das Schlußkapitel schmückt in seinen knappen Andeutungen etwas allzusehr nach einem gelobten Land und gelobten Zeitalter. Dem Intellektmenschen will hier der lyrische Mantel nicht recht passen. Man darf aber dem Buche gegenüber zwei Dinge nicht vergessen: zuerst, daß es theoretisch deduzierend und in diesem Sinne eigentlich stimmunglos ist, — dann, daß es den ersten zwar geistig kräftigen, aber

noch etwas schüchternen Schritt in die Gemeinschaft wirklicher Geistmenschen darstell. Cronberger.

Französische Litteratur.

Die vierzehn Romane und Skizzen, die François Coppée unter dem Sammeltitle „*Longues et Brèves*“ bei Lemerre in Paris erscheinen ließ, sind von recht ungleichem Werte. Ganz verfehlt ist die den Band eröffnende Erzählung „*Une Faute de Jeunesse*“, ein instruktives moralinsaures Tendenzstück, das an falscher Sentimentalität und gespreizter Lunatur das Mögliche leistet. Dieser Gras de Bindeuil, der in der Erzählung eine ebenso unmögliche wie unmenzlich schöne Rolle spielt, ist ein Mustermensch und Tugendbold erster Klasse und gehört als solcher zum Stamme jener idealen Phantasiegeschöpfe, die in der moralischen Erzähllitteratur für die reifere Jugend typische Erscheinungen geworden sind. Fast noch schwächer und unbedeutender als die genannte Novelle sind die kleinen Skizzen „*Palotto*“, „*La Maison abandonnée*“, „*Le Portrait*“, „*Morto en mor*“ u. a. m., die dem praktischen Zweck, dem Bande den heilsümmlichen Ausfang zu geben, schlecht und recht dienen müssen. Unerwartetes Lob verdienen dagegen die drei Weihnachtsgeschichten „*L'Enfant perdu*“, „*Le Pardon*“ und „*Le Louis d'Or*“, sowie das prächtige autobiographische Fragment „*Le premier chapitre de mes mémoires*“. Das sind echte Perlen der Erzählkunst: der warmblütige Dichter und feinsinnige Kleinmaler, der auch das unscheinbare Flug in eine poesie-verklärte Beleuchtung zu rücken versteht, zeigt sich hier von seiner besten Seite. Die vier Stücke machen den künstlerischen Wert des Coppée'schen Buches aus, sie bilden allein aber einen Schatz von solcher Bedeutung, daß man das Minderwertige, das „*Longues et Brèves*“ in sich birgt, gern und willig mit in den Kauf nimmt.

Pierre Lotis neuester Roman „*Matelot*“, der in der bekannten „*Kollektion*

„*Guilbaume*“ ebenfalls bei Lemerre zur Ausgabe gelangte, qualifiziert sich als ein auf äußerliche Wirkung berechnetes Unterhaltungsbuch, das allen denen, die Lotis geistreicher Manier Geschmack abzugewinnen vermögen, warm empfohlen werden kann. Die kleine Zahl der Kenner, die auf das seine Parfum und den künstlichen Aufputz nicht eben viel giebt, dafür aber kräftige Eigenart und eine naturwahre, lebendige Kunst fordert, wird das Buch freilich schon nach den ersten Seiten beiseite legen, gerade weil sich in ihm alle die Eigenschaften vereint finden, die die eingeschworbenen Lotiswärmer an ihrem vergötterten Liebling so besonders schätzen und verehren. Etwas Besonderes ist über „*Matelot*“ kaum zu sagen, es ist das stereotype Lotibuch mit seinen larmoyanten Rühreffekten, dem glühenden Glittertram und den glatten Virtuosenmäppchen, durch die sich das harmlose Substium so leicht blenden und seßeln läßt. Billiges Lob verdient die glänzende, sauber gefeilte Darstellung, die den Formkünstler Loti auf der Höhe seines Könnens zeigt; ganz spezielle Anerkennung muß auch der Ausstattung und dem prächtigen Bilderzähmud, den die Verlagshandlung dem Bande gegeben, gezollt werden. So präsentiert sich Lotis „*Matelot*“ nach innen und außen als ein Buch, das durch das Epitheton „*vornehm*“ am besten gekennzeichnet wird.

Über Georges Ohnet und seine samojen „*Batailles de la vie*“, in denen so wenig von wirklichen Kämpfen wie vom wirklichen Leben die Rede ist, wurde an dieser Stelle schon so oft und so ausführlich gesprochen, daß man sich und dem Leser jedes weitere Wort getrost ersparen darf. Ich degnüge mich daher mit der erfreulichen Anzeige, daß der behäbige Bourgeoisfabrikist seine „*Lebensschlachten*“ um eine neue Episode bereichert hat, die er gar pikant und verhetzungsvoll „*Le Lendemain des Amours*“ (Paris, Ollendorff) benannte. Der Titel ist im übrigen das einzig Neue an dem Buche. Es ist immer dieselbe Wettelsuppe, die Ohnet nach dem bewährten

Rezept des „Hüttenbesizers“ zusammenquirlt und seinen Lesern aufischt. Daß diese Suppe von Jahr zu Jahr dünner und geschmackloser wird, kann uns nicht wunder nehmen; ist doch der Vorrat an substantiellen Zuthaten, über den der französische Garloch zu verfügen hatte, schon längst aufgebraucht. So sieht sich der Chef der Küche des litterarischen Mittelstandes in die Notwendigkeit versetzt, mit Wasser und dem Gewürz pilanter Lüsterheit allein auszukommen. Es spricht für die Wenigsamkeit und Anspruchlosigkeit der internationalen Lesergemeinde, daß sie sich die Erzeugnisse der Ohnet'schen Kochkunst nach wie vor trefflich schmecken läßt. *Hasoat aibi!*

Frau Durand, deren Pseudonym *Henry Gréville* von allen Schmätzerfreunden nach Gebühr geschädigt wird, wetteifert mit Ohnet erfolgreich um die Gunst der braven Lesepflüster männlichen und weiblichen Geschlechts. Von den beiden Feldern der Feder, die vornehmlich in Deutschland in Ruhm und Ansehen stehen, übertrifft *Gréville* ihren Bruder in Apostel an Reiz um ein Bedeutendes. Die schreiblustige Dame ist bereits bei ihrem dreiundfünfzigsten Werke angekommen. Ihr bei *Pion in Paris* erscheinender neuer Roman führt den Titel „*Jolis propriétés à vendre*“ und erzählt uns von einem liebreizenden jungen Mädchen, das, um sich eine Wittigst zu schaffen, den alten Familienbesitz gern veräußern möchte, wovon ihr Herr Papa begrifflicher Weise nichts wissen will. Zum Glück für die beiden erscheint zu rechter Zeit ein charmanter Prinz auf der Bildfläche, dem es leicht gelingt, die junge Dame von ihrem Projekt abzubringen. Die beiden werden natürlich ein glückliches Paar und der Besitz bleibt der Familie erhalten. Man sieht, die Handlung ist so einfach und harmlos wie möglich, und man muß sich billig wundern, wie es die Verfasserin fertig bekommen hat, den armseligen Stoff so weit zu dehnen und zu strecken, daß ein dickleibiger Romanband herausgekommen ist.

Unter den in jüngster Zeit erschienenen

Novitäten der kurzlebigen Leihbibliotheksbelletristik sei noch des Romans gedacht, den *Fernand Calmettes* unter dem Titel „*Mlle. Volonté*“ bei *Pion in Paris* veröffentlichte. Es ist ein ohne Prätention auftretendes Unterhaltungsbuch, das zwar das anständige Mittelmaß der Gattung nicht übersteigt, das aber bescheidenen Ansprüchen wohl zu genügen vermag.

In *Edouard Cadol's* Schriftstellerroman „*Le cher Maître*“ (*Paris, Ollendorff*) wird uns endlich wieder ein Kunstwerk geboten, das nicht den Fabrikstampel der belletristischen Handwerkerzeugnisse, sondern ein eigenes geistiges Gepräge zeigt. *Cadol* ist ein nüchternen Wahrheitsjücker und scharfsäugiger Lebensbeobachter, der über ein hohes Maß von Menschenkenntnis und künstlerischem Feingefühl verfügt; er ist zudem im Besitz einer ausgeglichenen realistischen Technik, die ihn befähigt, lebensatmende Menschen zu zeichnen, in deren Zügen das Typische einer ganzen Gesellschaftsklasse zu sprechendem Ausdruck gelangt, und versteht es dabei meisterlich, die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten der Menschennatur, die er mit scharfem Blick erspäht, mit überlegenem Humor und löstlicher Laune zu schildern, ohne auch nur einmal zu karikiertem Übertreibung seine Zuflucht zu nehmen. Der „*cher maître*“ entrollt ein bis ins kleinste Detail treu nach dem Leben gemaltes Bild der kleinen Freuden und großen Leiden des schriftstellerischen Berufes. Ganz Außergewöhnliches leistet der Autor auf dem Gebiete vertiefter realistischer Menschen Darstellung. Der Held seines Romans, und mehr noch der zopfige akademische Klobedichtlerling, in dessen Diensten sich *Zener* die litterarischen Sporen verdient, sind wahre Kabinettstücke subtilster Charakterisierungskunst, die von dem eminenten Können des Autors volkwichtiges Zeugnis ablegen. *Cadol's* Roman gehört zu jenen Werken, die vieles und jedem etwas bringen; er bietet eine frische, anregende Unterhaltungslektüre und besticht durch die Fülle genialer Einzelzüge, die

dem oberflächlich Lesenden entgegen, die aber das Entzücken des Lesers ausmachen.

Wenn ein Buch den gewagten Titel „La Nymphamane“ (Paris, Dentu) führt und von Oscar Méténier als Autor gezeichnet ist, so kann man sich die Mühe sparen, die Bräuden und Leisetreter auch noch ausdrücklich vor der Lektüre dieses Buches zu warnen. Es ist ebenso selbstverständlich, daß ein solches Buch nur einem gereiften Leser in die Hand gegeben werden darf; Schaden an seinem moralischen Seelenheil wird übrigens niemand durch die Lektüre des Méténier'schen Wertes erleiden, denn so heikel das Thema auch ist, das hier Behandlung findet, so soll doch zugegeben werden, daß sich der Autor einer anerkanntswerten Mäßigung und Zurückhaltung befleißigt, die seiner Arbeit den Wert und die Bedeutung eines schätzbaren Beitrages zur Psychopatia sexualis geben. Über das erotische Problem, das hier zur Erörterung gelangt, läßt uns der Titel keinen Zweifel. Méténier führt uns in der Person seiner Heldin eine Messaline der „monda“ vor, deren krankhafte Sinnlichkeit in moralischen Wahnsinn ausartet. Leider läßt sich der Autor bei der Charakterzeichnung seiner Figuren und der innerlichen Motivierung der Handlung Fehler zu schulden kommen, die den künstlerischen Wert seiner Arbeit stark beeinträchtigen.

Die bei Dentu in Paris erscheinende Romanbibliothek „Les Maitres du roman“ bringt in ihren leopeter erschienenen Bänden (Preis des Bandes 60 cts.): Dubut de Laforest, „Les Dames de Laméta“ — G. de La Landalle, „Un Carraire sans la Terreur“ — Bertol-Graivil, „Victime d'amour“ — A. Assolant, „Les Crimes de Polichinella“ — Da Lescure, „Les Maitresses du Regent“ und Camille Dabans, „Guy de Saint-Guy“.

Eine neue, durch gediegene Ausstattung wie beispiellos billigen Preis gleich ausgezeichnete Bücheranleihe erscheint neuer-

dings unter dem Titel „Petite Bibliothèque Omnibus illustrée“ im Verlage von Roy & Gessroy in Paris. Die Kollektion will sowohl gute Romane zeitgenössischer Autoren wie auch literarische Seltenheiten in illustrierten Ausgaben weiteren Kreisen des Lesepublikums zugänglich machen. Der erste Band enthält einen an tollen Verwicklungen überreichen humoristischen Roman „Les Soeurs Hédauin“ von A. Mélandri. Wie es möglich ist, einen tadellos ausgestatteten und mit trefflichem Bilder Schmuck gezierten Band zum Preise von 30 Cts. herzustellen, ist das Geheimnis der Verlagsbuchhandlung. Ich werde nicht verschlen, über das neue Unternehmen, das sich die Gunst des Publikums rasch erringen dürfte, zu berichten, sobald mir erst weitere Bände vorliegen werden.

Unter dem Titel „Joanna d'Arc“ hat Raoul de Bombervaux bei Dentu in Paris eine Bombjäre erscheinen lassen, deren erster Teil eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Mädchens von Domremy bringt, während sich der zweite mit den Ehrendezugungen beschäftigt, die das dankbare Vaterland seiner ruhmreichen Heldin erwiehen hat. Das im streng katholischen Sinne geschriebene Wertchen, dem der Bischof von Verdun ein empfehlendes Geleitwort mit auf den Weg gegeben hat, ist mit zahlreichen Illustrationen geschmückt.

Als Ergebnis fleißiger archivaler Forschungen veröffentlichte Henri Weischinger an der Hand eines reichen, bisher noch undenußt gebliebenen Dokumentenmaterials eine lichtvolle historisch-kritische Studie über die politische Tragödie, die mit der Erschießung des Marschalls Ney ihren blutigen Abschluß fand. (La Maréchal Ney. 1 vol. bei Plon, Rourit & Cie. in Paris.) Weischinger hat sich bemüht, den Prozeß des Marschalls in seinen verschiedenen Phasen mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu studieren, wobei ihm das authentische Quellenmaterial, das er als erster benutzen durfte, vortreffliche Dienste leistete. Weischingers Arbeit ist von grundlegender Be-

deutung insofern, als sie ein ganz neues Licht auf eine Angelegenheit fallen läßt, die die historische Forschung bisher noch nicht in wünschenswerter Weise aufzuhellen vermochte.

Als Folge und Fortsetzung seiner beifällig aufgenommenen „Cronique parlementaire“ ließ Charles Benoist bei Perrin & Cie. in Paris „Sophismes politiques de ce temps“ erscheinen, die in ihrem Zusammenhange eine kritische Studie über die Formen, die Grundzüge und die Maßregeln des modernen Staatswesens darstellen. Haben uns die politischen Charakterporträts, die der erste Bandenthielt, die Mängel und Schwächen der Männer, die gegenwärtig auf der politischen Schaubühne thätig sind, vor Augen geführt, so sucht uns der Verfasser in dem vorliegenden Bande das Falsche und Trügerische der politischen Ideen, die die Gegenwart beherrschen, nachzuweisen. — Im gleichen Verlage veröffentlichte Edouard Estaunie unter dem Titel „Petits Maitres“ eine Sammlung von geistvoll und anregend geschriebenen Aufsätzen, die die Eindrücke wiedergeben, die Kunst und Litteratur der Holländer auf den Autor gemacht haben. Estaunie hat sich bereits als Romanzler einen Namen gemacht, er offendart sich diesmal als glänzender Essayist, der ebenso geschmackvoll wie feindsid über ästhetische Dinge zu plaudern versteht. Das liebenswürdige Buch ist der wärmsten Empfehlung wert.

„Le Bambou“ (Paris, Dentu) und „Le Livre et l'Image“ (Paris, Renouard) sind die Titel zweier neuer Monatschriften, durch deren Gründung die französische Zeitschriftenlitteratur eine wertvolle und eigenartige Bereicherung erfahren hat. Was uns in „Bambou“ geboten wird, ist ebenso originell, überraschend und sonderbar wie der Titel selbst, es handelt sich hier um ein vollständiges Novum auf dem Gebiete des modernen Zeitschriftenwesens, das gilt sowohl für den Text und den Illustrations Schmuck, wie für die Ausstattung,

die in Bezug auf raffinierten Geschmack und ausgeklügelten Effekt das Menschennögliche leistet. Wenn irgendwo, so ist hier der Ausdruck in de siècle am rechten Platze. Der blasierterste Feinschmecker, so vernöhnt auch sein Gaumen sein mag, findet in „Bambou“ eine leder bereitete Tafel, die ihm eine reiche Fülle erlesener Genüsse in Aussicht stellt. Die warme Aufnahme, die das Publikum der Dentu'schen Monatschrift bereitet, läßt erkennen, daß die Idee, die durch die Gründung des eigenartigen Unternehmens eine so originelle Ausführung fand, eine äußerst glückliche und zeitgemäße war. — Zur Kennzeichnung der Ziele und der Richtung des bei Renouard erscheinenden „Livre et l'Image“ genügt der Hinweis, daß John Grand-Carteret der Begründer und Herausgeber der Monatschrift ist. Der geistvolle Schriftsteller, der sich durch seine „Historie par l'Image“, und durch zahlreiche Werke über die Karikatur vortrefflich bekannt gemacht hat, will in seiner „revue documentaire illustrée mensuelle“ eine Sammelstelle schaffen, die bestimmt ist, alle jene Auserwählten übersichtlich aneinander zu reihen, die für die Kulturgeschichte der Zeit von charakteristischem Wert und Bedeutung sind. Die neue Zeitschrift soll eine Art von kulturhistorischem Bilderatlas mit erklärendem Text bilden, der eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen Entwicklungsstadien, die das neuzeitliche Kulturleben im Wechsel der Zeiten durchgemacht, gestattet. Für die Güte und die Trefflichkeit von Text und Illustration bürgt der Name des Herausgebers. Aus den mir vorliegenden drei Monatsheften nenne ich als besonders bemerkenswerte Beiträge: „Les Collectionneurs et les étapes de la Collection“ vom Herausgeber, „Esprit mondain“ von Boudot, „Modes de 1793—1893“ von Douffaye, „Maisonner vu par l'Image satirique“ vom Herausgeber, „Les adaptations scéniques de Werther et les romances d'Ossian“ von Tierjot, „Les curiosités de la rue“ von Fernand Fau, „Napoléon I. et le second Faust“ de

Goethe“ von Bigeon, „La peinture décorative en France“ von Winton u. a. m. Die Illustrationen, die den Text in würdevollster Weise veranschaulichen, sind mit bestem Geschmaack ausgewählt und bilden in ihrer trefflichen Ausführung eine Beigabe von hohem künstlerischen Wert. Grand-Carterets „Le Livre et l'Image“ sei den Lesern der „Gesellschaft“ bestens empfohlen. A. G.—tze.

Ch. Legay, La question sociale. L'unique solution (Paris, Guillaume, éditeur). 328 S. — „Einzige Lösung“ — klingt zwar sehr apokalyptisch und selbstbewußt, im ganzen und großen aber ist der Untertitel gerechtfertigt. Legay verteidigt das Eigentum gegen Proudhons berüchtigte Ausjudung. La propriété c'est le vol, ihm erscheint es als notwendige Forderung, den gesellschaftlichen Frieden zu erhalten. Es ist unausweichliches Bedürfnis, daß es Arme und Reiche giebt. Ohne letztere wären große Unternehmungen nicht denkbar, Unternehmungen, welche allen Menschen Wohlthaten und Nutzen bieten. Reich sein ist an und für sich eine gute Sache und kann unmöglich schlechte Folgen haben: wofür die Besitzenden gegen die Besitzlosen ihre Pflichten thun. (Da liegt der Haß im Pfeffer!) Diese Pflichten sind: 1) tempérance — Mäßigkeit: wirtschaftliche Verwendung des Vermögens, so, daß es auch anderen nütze. 2) travail — Arbeit: physische oder geistige. Arbeit ist das oberste Gesetz, das Gesetz der Gesetze für alle. Der Mäßiggang des Reichen gebietet den herrschenden Sozialismus. 3) charité, amour — Liebe, Almosen. — Wenn die Besitzenden darnach thäten, wäre die Kluft zwischen den beiden Hauptklassen der Gegenwart gar bald überbrückt. — Den „Kollektivismus“ nennt Legay eine „große Galeere für alle“. — Die sogenannte Revolution, die sich eben vorbereitet, wird die Menschheit niemals erblicken, nur die Wiedergeburt und Geltendmachung der christlich-

katholischen Ideen nach den Evangelien vermag es. Nur in diesen liegt die Kraft, die moderne Gesellschaft von der Verderbnis zu retten, von der sie allenthalben bedroht ist. — Legays Buch ist lesenswerth.

Stauf von der Rarch.

Souvenirs de Alexis de Tocqueville. Publiés par le comte de Tocqueville. Paris 1893. Calmann Levy, éditeur.

Ein interessantes Buch, das freilich nur eine kurze Spanne geschichtlich denthwürdigter Zeit behandelt, aber eine Zeit, die bewegt war und anregend, die lehrreich gebietet ist. Vielsach anekdotisch gehalten, ist dieses Werk darum hauptsächlich von gewissermaßen kulturhistorischem Wert, weil Tocqueville stolz genug ist, die ereignisreiche Periode, welche vom Vorabend der Februarrevolution bis nach den blutigen Junitagen des Jahres 1848 reicht, nur nach dem zu behandeln, was er selbst gesehen, selbst gehört hat, und in diesem Sinne giebt er uns Bilder von geschichtlicher Treue und unmittelbarer Wirkung, deren Zeichnung schön und geschickt, deren Kolorit angenehm und kräftig ist. Prächtig ist seine Schilderung des Eindringens der Volksmassen in den Sitzungssaal der Kammer an dem Tage, an welchem sich die Herzogin von Orleans, die ja bekanntlich eine deutsche Prinzessin war, mit ihren Kindern, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, dahin geflüchtet hatte. „Langsam, wie die Wassermassen eines aus den Ufern tretenden Stusses, wälzt sich die Menge in den Saal, die Thut nimmt zu, steigt, überschwemmt die Estraden und, gleich den Ertrinkenden der Sündflut, klümmen die Deputierten auf die hochgetragenen Sitze, bis sie auch diesen gefährlich werdenden Ort verlassen müssen, vor dem triumphierenden Aufruhr, der, einen kurzen Augenblick nur von einer Frau und einem Kinde eingeschüchtert, nahezu die Regentenschaft als die beste der Republiken verkündigt hätte.“

Tocqueville ist allgegenwärtig während dieser aufgeregten Zeit. Er weiß allüberall zu sein, selbst auf dem Eintrachtsfest, das

er in reizend skeptischer Weise beschreibt. Seiner teuflischen Aufmerksamkeit entgeht nichts Merkwürdiges. Auch der Zwischenfall nicht mit den Freiheitsjungfrauen, erneuert nach David'schem Muster aus der Schreckenszeit. „Denn,“ fügt er hinzu, „diese Revolution war der kindische Adelsatz ihrer großen Vorgängerin.“ Und fährt dann also fort in seiner Schilderung: „Ein großes junges Mädchen tritt aus dem Kreise ihrer Genossinnen, hält vor Lamartine und declamiert eine Hymne auf seinen Ruhm. Nach und nach animiert sie sich beim Sprechen, so daß ihre Züge einen erschreckenden Ausdruck annehmen und ihre Verzerrungen entsetzlich werden. Niemals schien mir der Enthusiasmus so nahe der Epitaphie zu sein. Als sie geendigt hatte, wollte das Volk durchaus, daß Lamartine sie küsse. Sie dot ihm ihre großen schweißtriefenden Wangen, die er süchtig mit gepölpelten Lippen küßte, sichtlich unangenehm davon berührt.“

Mit wenigen, aber tüchtigen Strichen weiß er eine Persönlichkeit abzulunterziehen. Er wollte des aristokratischen Dichters Aneignung gegen alles Vulgäre kennzeichnen und hatte ihn, als die Kammer am 15. Mai vom eindringenden Volk überflutet ward, in seiner versteckten Kofetterie belauert: „Er sah in diesem Augenblick just unter mir und sämte seine vom Schweiß stehenden Haare mit einem kleinen Kamme, den er aus der Tasche gezogen hatte.“

Prächtig weiß er an jedem Menschen das Lächerliche zu fassen. Louis Blanc wird vom fanatisirten Volk im Triumph getragen: „Über ihren Köpfen hielten sie ihn bei seinen kurzen, kleinen Beinen; ich sah, wie vergeblich er sich abmühte, ihnen zu entweichen, wie er sich nach allen Seiten däumte, ohne ihren Händen zu entgleiten, immer mit erstickter und doch schrillender Stimme sprechend. Er machte mir den Eindruck einer Schlange, die in den Schwanz gewickelt wird.“

Er ist der Meister solch erbarmungsloser Übertreibungen. In der Kammer

hört er, wie ein Blumenmann zu dem andern sagt: „Siehst Du den Geier dort drüben, ich hätte gute Lust, ihm den Hals umzudrehen!“ — Darüber schreibt unser dochter Chronist: „Ich verstand ohne Wüßhe, daß er Lacordaire meinte, der in seinem Dominikanergewand auf dem höchsten Stuh zur Linken saß. Der gebrauchte Ausdruck schien mir abscheulich, aber der Vergleich war allzutreffend. Des Mönchs Hals, lang und knochig aus der Kapuze herauslugend, der kahle Kopf, von einem largen Büsche schwarzer Haare umkrönt, das schmale Gesicht, die hakenförmige Nase, die eng aneinander liegenden stieren und glänzenden Augen gaben ihm in der That eine Ähnlichkeit mit dem erwähnten Raubvogel, die mich in Staunen setzte.“

Er verschont niemand, auch den König nicht, „der redselig war, aber sich nicht immer aus den Phrasen zu wickeln wußte, deren Ende er nicht ab sah.“ Eines Tages sagte er zu Toqueville bezüglich der spanischen Heiraten: „Die Königin ist mir darin sehr entgegen, aber all das Geleise hindert mich nicht, meinen Fialer zu lenken.“ — „Obwohl diese Redensart ins ancien régime gehörte,“ bemerkt Toqueville ganz ernsthaft, „bin ich dennoch der Meinung, daß Ludwig der Bierzehnte schwerlich sich ihrer bedient hätte, nachdem er die spanische Erbfolge angenommen hatte. Ich glaube übrigens, daß Ludwig-Philipp sich getrennt hat und, um mich seiner eigenen Ausdruckweise zu bedienen, daß vielmehr die spanischen Heiraten zum Umwerfen seines Fialers beigetragen haben.“

Das Buch wimmelt von trefflichen Charakterzeichnungen: Wie geistreich, aber auch wie dochhaft ist nicht die des Justizministers Hébert: „Noch ungeschickter war Monsieur Hébert; doch das lag in seinen Gewohnheiten. Ich habe immer bemerkt, daß Richter niemals zu Politikern werden. Aber keiner war mir degenet, der es weniger geworden wäre als Monsieur Hébert. Bis ins Mark der Knochen ist er General-Staatsanwalt gelieben; er de-

sigt den Charakter und die Figur für dieses Amt. Stellen sie sich ein kleines, verunzertes Gesicht vor, schwächlich, gegen die Schläfen hin zusammengedrückt, Stirn, Nase und Kinn spitzig, die Augen trocken und liebhaft, die Lippen zusammengehüffen und randlos; denken sie sich dazu eine lange Gänsefeder, querüber im Mund gehalten und aus der Ferne dem gestäubten Schnauzbart eines Katers gleichend, und sie haben das Konterfei eines Mannes vor sich, wie ich niemals einen von größerer Ähnlichkeit mit einem Raubtier sah."

In ebenso sarkastischer Weise porträtiert er den Kammerpräsidenten Sanzet, von dem er zum Schluß auch sagt: „Es war ein großes Unglück für die Dynastie der d'Orleans, daß sie einen so ehrlichen Mann an der Spitze der Kammer hatte; in solchen Tagen wäre ein lecker Spitzdube vorzuziehen.“ Er folgt dem Präsidenten in die Sitzung und findet ihn seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen, nahezu grotesk. Die Situation ist tragisch, die Herzogin von Orleans entsetzt, die Gewehre des Böbeis sind auf die Abgeordneten gerichtet: „Der Präsident erklärt die Sitzung für unterbrochen und will, wie's der Brauch ist, sein Haupt bedecken. In der Eile und Aufregung greift er nach dem ersten besten Hut, erwischt den eines der Schriftführer, der ihm viel zu breit ist, und stülpt sich ihn bis über die Augen.“

In einer einzigen Anekdote zeichnet er mit Meisterhand zwei Charaktere: „Hastig hatte man eine Liste der Kandidaten für die provisorische Regierung verfaßt; es handelte sich darum, sie dem Volke vorzulesen. Marraß giebt sie an Lamartine mit der Bitte, sie laut zu verlesen. „Das kann ich nicht,“ erwidert der Dichter, „mein Name befindet sich darunter.“ Darauf reicht Marraß sie dem Deputierten Crémieux, der davon Einsicht nimmt und ausruft: „Wollen Sie sich über mich lustig machen, daß Sie verlangen, ich soll dem Volk eine Liste vorlegen, die meinen Namen nicht enthält?““

Derartig sind die kleinen Züge, der anekdotische Teil des Buches, das übrigens in seinen großen Linien noch wertvoller erscheint, obwohl es durchwegs von einem mitunter etwas kleinlichen, kritischen Geist befeilt ist. Der geistreiche Erzähler läuft dem Philosophen und Historiker den Rang ab. Das ist sicher einer der Mängel von Tocquevilles Memoiren, aber im Großen und Ganzen nicht sonderlich zu beklagen, und sicherlich kein Hindernis für den Erfolg des Buches; im Gegenteil. Geschichtlich korrekt gehaltene Remoten eines hervorragenden Mannes und seinen Beobachters seiner Zeit dürfen keine steifleinene, trockene Lektüre sein, wenn anders sie den Leser anregen und ihm keine Enttäuschung bringen sollen. George Ellier.

Englische Litteratur.

Die Zahl guter Erzählerinnen ist nicht klein in England. Wie überall, so ist auch hier das freie Erfinden und kunstreiche Komponieren in der Regel nicht ihre Stärke, wohl aber verstehen sie, mit scharfen und lieben Frauenaugen die kleine Welt zu erfassen und mit korrekten Worten wiederzugeben. Und daß solch weiblicher Zauber einer Geschichte, wenn sie noch so einfach ist, außerordentlich hilft, wissen wir alle ganz gut. Ein gutes Beispiel für diese Art von Novellen ist *A little Mix* von Ada Cambridge, verlegt von William Heinemann. Den Titel könnte man etwa übersehen mit „Das Herzchen“. Ich will den Inhalt etwas genauer darlegen, da er zugleich ein Stückchen Kulturgeschichte enthält. Ich könnte es allerdings auch mit zwei Worten abmachen, so einfach ist es: eine hübsche Pastorengattin verliert ihren Gatten, heiratet einen reichen Junggesellen; und als dieser auch stirbt, nimmt sie einen Kapitän. Aber damit ist dem geehrten Leser sicher wenig gebient, denn so etwas kommt jeden Tag vor. Die Hauptsache ist die selbe Detailzeichnung. Hiervon einige Proben. Erzbiakon Brown braucht

einen jüngeren Pastoren als Stütze, einen sogenannten Curato. Diese letzteren Leute haben in englischen Ländern eine Reihe wertvoller Eigenschaften: sie kosten sehr wenig, sind daher auch anspruchlos, arbeiten dafür so ziemlich alles, wofür der ehrwürdige Vorgesetzte das Geld schaffeweise einstreicht, und sind bei ledigen Töchtern des Hauses meist außerordentlich beliebt, weil sie meist auch noch ledig sind. Zur Ehre der Mrs. Ada Cambridge indeß, vielleicht auch Mrs. Ada, sei es gesagt, daß diese bössartigen Bemerkungen über englische Curatos nicht in ihrem Buche stehen, sondern von mir zur Erläuterung des folgenden hierhergelezt sind. Nun trifft es sich etwas ungeschickt, daß die Mrs. Brown eine Anzahl heiratsfähiger Töchter hat; die armen Dinger! Da habt ihr euch umsonst gefreut. Denn der neue Curato, ein Mr. Primrose, ist bereits versehen. Der Name Primrose ist gut. Wie passend für einen harmlosen Pastoren, der die Schlüsselgewalt handhabt, „Herr Schlüsselblümchen“ zu heißen. Aber ob sein reizendes, lebensfrohes Weibchen ebenso passend war für diesen seelensguten Seelsorger, ist eine andere Frage. Jedenfalls findet Mrs. Brown die junge Curato's-Frau um ein beträchtliches Teufel zu schön. In der That, Mrs. Brown hat recht, wie der Fortgang der Historie zeigt. Alle Männer, die ledigen und die verheirateten, sind im Banne dieses Hexchens. Sie ist so lieblich und hat so hundert kleine Manierchen an sich, daß es zum Rasendwerden ist. Eine so „reizende“ Frau kann unmöglich so tugendhaft sein wie meine Töchter, dachte — und sagte die Mrs. Brown. Unser gutes Hexchen hatte seine schönste Zeit gehabt, sozusagen seine Zukunft hinter sich. Man wußte allerhand über sie zu munteln, doppelt schlimm für eine Pastorin. Einer ihrer glühendsten Verehrer ist ein Mr. Madenzye, ein reicher Junggeselle. Er bewohnt ein großes Haus, und wenn er Gäste hat, so bittet er allemal die allerliebste Nancy, das Hexchen, die Gäste zu

empfangen. Nun, was ist dabei? Armes Hexchen, um deinen Ruf ist es schon geschehen. Und doch liebte sie ganz aufrichtig, wie eben hübsche lebenslustige Hexchen zu lieben vermögen, ihren Herrn Schlüsselblümchen. Was konnte das arme Frauchen dafür, daß der gute Mann das Zeitliche segnete! Allein war sie jetzt im fremden Land, weit von der Heimat, nämlich in Australien; eine schöne, junge Witwe mit Heimweh; was blieb denn ihr übrig, als nach geeigneter Trauerfrist den reichen Herrn Madenzye zu heiraten und mit ihm ganz ebenso glücklich zu sein, wer weiß, vielleicht glücklicher, als mit Herrn Schlüsselblümchen selig. Trägt der neue Gemahl sie doch auf Händen, ist beim Frühstück unglücklich, daß sie bloß Erdbeeren und ein Stückchen Brot essen will, und überglücklich, wenn er sie zwingt, Taubendrumpfpastete hinunterzuwerfen, nur ihm zu gefallen. Zum Dank dafür steht er extra vom Tisch auf, schenkt ihr den Thee ein, küßt ihre Hand wie ein Affenpinscher und setzt sich wieder seelenvergnügt an seinen Platz am anderen Ende des langen Tisches; so will es die Sitte in englischen Häusern. Da plötzlich riecht er Feuer, sie regt sich absolut nicht darüber auf, sondern steckt sich dehnlich am Kamin aus und beruhigt sich vollkommen mit dem Gedanken, daß der Teppich ein dikhchen von einer Kohle, die aus dem Feuer gesprungen, angegangen sei. Da stürzt die Magd herein. „Es brennt!“ Und zwar bei Verwandten von Nancy. Madenzye stürzt fort, zu Pferde, erlaubt seiner Nancy nicht einmal, den Kopf zum Fenster hinauszustrecken in diesen gartigen Wind. Madenzye verunglückt beim Löschen. — Mit 32 Jahren ist die gebeugte Witwe noch viel, viel schöner; so ein dikhchen Schwermut ist doch zu hübsch. Sie heiratet einen Schiffskapitän, mit dem sie schon früher getanz hat. Gut, daß die Geschichte damit endigt; sonst heiratet das Hexchen noch einmal.

Dr. Adolf Brodted.

Skandinavische Litteratur.

Amalie Skram, Agnete. Drama i tre Akter. Kjøbenhavn, J. H. Schubothes Forlag. 1893.

Birger Mørner, Salig Baronesen. Skuespil i tre Akter. Med Forord af Knut Hamsun. Kristiania, H. Aschehoug. 1893.

Gustav Esmann, Magdalene. Skuespil i fire Akter. Kjøbenhavn, P. G. Philipseas Forlag. 1893.

Von den drei Dramen, die hier zusammen behandelt werden sollen, sind zwei schon ausgeführt; das zweite wird seine erste Aufführung in Deutschland erleben und wahrscheinlich gesehen worden sein, ehe diese Kritik zu lesen ist. Ich hinke also hinten nach, und da es nun einmal ist, wie es ist und nicht anders ist, so will ich meinen kritischen Gaul gemächlich und langsam vorwärts führen. Wenn ich daran denke, wie wenig sich die Herren Nordleute um junge deutsche Litteratur kümmern, dann komme ich zu der beruhigenden Überzeugung, daß das gute Tier wenigstens ein Jahr zu früh ans Ziel kommt.

Ich habe also zuerst von Frau Agnete zu berichten. Agnete Lindemann, zudenannt die Bohémefrau, eine Norwegerin, treibt ihr Wesen in einer norwegischen Künstlerkolonie zu Kopenhagen. Sie ist geschiedne Frau. Bis vor zehn Monaten hat sie von den Zuschüssen ihres geschiednen Mannes gelebt; da wurde er bankrott und sie auf sich selbst angewiesen. Sie hat nichts gelernt; sie kann nichts, sie weiß nichts. Ein paar Verjuche, zu arbeiten — sie kann nicht arbeiten. Und sie kann nicht leben ohne Geld; sie muß sich kleiden wie bisher; wenn sie in Gesellschaft ist, will sie sich nicht Lumpen lassen. So geht es bergab. Sie verseht zunächst, was zu versehen ist, und dann geht es weiter: „ich habe,“ sagt sie, „3 B. mehrmals an verschiedene Freunde und Verwandte geschrieben und vorgegeben, ich wäre bestohlen, oder ich hätte mein Portemonnaie verloren usw. Ein Mal bin

ich auch herumgegangen und hab' für ein paar arme Leute Geld eingesammelt. Kurz und gut, ich habe alles versucht. — Einige Male habe ich auch geradezu gestohlen.“ Im ersten Akte sind wir Zeugen eines Diebstahls. Aber Agnete will aus dem Leben, daß sie führt, heraus — heraus um jeden Preis; nur kann sie es nicht aus eigener Kraft. Einem albernen Tropf von Eigarrenhändler macht sie Hoffnung auf ihre Hand; dann braucht sie doch nicht mehr zu lügen und zu stehlen und kann leben wie sie will. Das alles wird zu nichts. Ihr Leben bekommt plötzlich Inhalt: es kommt die große Liebe. Ein Jurist, der ihr bei der Scheidung zur Hand gegangen, der lange gezaudert hat, rückt mit dem Geständnis seiner Liebe heraus; die Liebe spielt seinem speibürgerlichen Verstande einen Streich. In der Liebe findet sich Agnete wieder. Sie deichtet — legt eine Beichte ab, wie sie nur die große Liebe aus einem Weiberherzen hervorzwingen kann. „Dich liebe ich, Richard, und deshalb will ich Dich nicht betrügen. Ja, ich hätte es wohl thun wollen, wenn ich nur gekonnt hätte, aber ich kann es nicht. Das einzige, wonach ich gestrebt, wonach ich mich gesehen habe, das ist: meine Seele vor dem Manne, den ich liebe, selber zu entkleiden, daß er mich ganz so sehen sollte, wie ich bin, und wenn möglich lieben, trotzdem er mich ganz kennt. — Wenn Du mich nun gehn heißt, Richard, dann werde ich ein schlechtes Geschöpf. Bisher bin ich's nicht gewesen, trotzdem nach dem Gesetz der rechte Platz für mich an einem Orte ist, wo man hinter Schloß und Riegel sitzt. Aber wenn Du mich jetzt gehn heißt, dann werde ich mit Egholm verheiratet und dann — ja dann drauche ich nicht mehr zu stehlen und zu lügen, aber geringer werde ich doch, als ich bisher war. Du hast selber so viel Schuld an dem, worüber Du jetzt so entsezt bist, Richard. Hättest Du mir damals gesagt, daß Du mich liebtest und auf mich warten wolltest, dann wäre jetzt alles anders ge-

wesen. Aber ich hatte ja nichts, niemand, woran ich mich halten konnte. Dann wird der Selbsterhaltungstrieb die einzige Triebfeder. Ach, Richard, zieh mich zu Dir empor, rette mich, mache mich zu einem guten und glücklichen Menschen.“ — Als ihr dann der Mann erklärt: „Ja, Agnete, ich kann ja nicht anders; denn ich liebe Dich,“ sinkt sie ihm zu Füßen: „Ich bin so erfüllt von Taubarkeit, ja von Andacht. Vor meiner Seele steht ein Wort, an das ich so oft gedacht habe: Wären eure Sünden rot wie Blut, sie sollten werden wie die weiße Wolle. Nun verstehe ich die Seligkeit, die die Erlösten fühlen sollen, wenn ihnen der Gott vergiebt, vor dem nichts verborgen ist. Ja, das ist Glück, und nichts anderes verdient diesen Namen.“

Sowelt der zweite Akt; ganz anders im dritten, der nach vier Tagen spielt. Die Gefühle des Mannes sind umgeschlagen, die alten Zweifel und Bedenken haben die Liebe ersetzt. Die Beichte, für den ehrlichen Juristen so fürchtbar, hat er in Gegenwart der Frau überwinden können, in ihrer Abwesenheit ist sie ihm zur Qual geworden. Er kommt Abschied zu nehmen: „Ich bin nicht der Mann dazu, Agnete; die, die meine Frau werden soll, darf keine Fleden haben.“ Er kann es nicht lassen, daß Agnete so Schweres hat auf sich laden können und sein juristischer Verstand findet keine mildernde Umstände, d. h. er kennt die große Liebe nicht. „Nein, Du bist nicht der Mann dazu, zu lieben,“ sagt Agnete, „Du bist allzusehr Egoist. — Du hast keine Ahnung von dem Geheimnis, daß zwei Menschen sich rein lieben können!“ So gehn sie denn auseinander. Agnete will einem Better im hohen Norden das Haus verwalten; ihre Zukunft ist Einsamkeit und Resignation. „Es geht wohl oft so, daß man gerade das thun muß, was man zu allerletzt wollte.“

Ich hoffe, daß diese lange Inhaltsangabe, die alle Nebenpersonen unbeachtet gelassen und nichts von dem meisterhaft geschilderten Milieu verraten hat — ich

hoffe, daß sie einigermaßen über die Intentionen der Verfasserin orientiert hat. Es ist die Geschichte von dem Weibe, das die Liebe zwingt, sich in seiner Nacktheit zu zeigen, vor dem Geliebten diese Hüfte fallen zu lassen, und das für jedes Geschenk — und es ist wohl das höchste, das gegeben werden kann — kein Verständnis findet; eine sehr schwermütige Geschichte, wie Niepsche einmal sagt. Ich will noch zum Ueberfluß aus dem dritten Akte eine Stelle anführen: Agnete: Wenn Du es wärst. Du könntest gethan haben, was auch immer — es würde auf mich keine Spur oon Eindruck machen. Berg: Das verstehe ich nicht. Agnete: Nein, das verstehst Du nicht. — Es ist leicht, von diesen Stellen aus noch etwas weiter zu gehn. Es ist vielleicht nicht zu lähn, der Verfasserin die Meinung unterzuschleiben: Nein, das versteht ihr Männer überhaupt nicht. Es ist nun einmal so in unsrer unruhigen Zeit. Die vielgeschmähten Weiber kommen an und drehen den Spiegel um: wir sind die Idealisten und ihr die Egoisten, und vor allem seid ihr Phylister. So etwas Ähnliches hört man auch manchmal von Männern, und ich fürchte, daß man es immer häufiger hören wird. Frau Stram hat ihre Position gut verschätzt, aber einen Faktor hat sie nicht genügend ausgestaltet, und das ist gerade die Gestalt des Mannes. Es sind viele gut beobachtete Einzelheiten an der Gestalt, aber richtig lebendig kann mir der Mann doch nicht werden. Das schwächt vor allem die Wirkung des dritten Aktes. Trotz des wirklich ausgezeichneten Dialogs der beiden Hauptpersonen wird der Umschouung des Mannes nicht genügend klar. Der Hauptgrund ist wohl der: die Charakteristik des Mannes wird in kleinen Portionen, so gut wie ganz, im zweiten Akt gegeben, gerade an einem Ort, wo die Eigenschaften, die im dritten Akt am schärfsten hervortreten, unter dem Eindrucke der leidenschaftlichen Vorgänge so gut wie nicht zur Geltung kommen und weggespült werden. Die Charakteristik hätte

mit voller Stärke im ersten Akt einzusetzen, wo wieder dem Milieu viel zu viel geopfert ist.

Ich habe absichtlich diesem Drama einen breiten Raum gewidmet. Es ist einmal ein Stück, das die ganze Wucht und Intensität des Strandschen Schaffens zeigt. Andererseits hat es bei seiner ersten Auführung in Kopenhagen so wenig Erfolg gehabt — aus Gründen, die mit dem Stücke als solchem nichts zu thun haben — daß sein Ruf kaum so ohne weiteres über die Grenze kommt; aber es verdient es weit eher, auch bei uns bekannt zu werden, übersetzt und gespielt zu werden, als so vieles, das uns von geschäftigen Übersetzern aufgetischt wird. Oder sieht es immer noch so wie vor etwa acht Jahren, wo ein junger Mann eine Übersetzung von „Konstanze Ring“ Gott weiß wie vielen deutschen Verehrern vergebens anbot? Es ist eine Sünde und Schande für uns, daß wir keinen Platz haben für eine grundbedeutende Dichterin, deren gleiches sich augenblicklich keine einzige Literatur rühmen kann. —

Mit der „Seligen Barouin“ wird zum erstenmale ein Dichter weiteren Kreisen bekannt — das Stück erscheint norwegisch und deutsch — der dazu berufen zu sein scheint, einer der Hauptrepräsentanten der schwedischen Jungen (d. h. der Leute von 20—30 Jahren) zu werden. Birger Mörner (nebenbei will ich besonders hervorheben: ein Schwede und ebensowenig ein Norweger wie Strindberg) ist, wie Anni Hansson im Vorwort zu seiner norwegischen Übersetzung mitteilt, jetzt 26 Jahre alt. Das Drama ist schon vor ein paar Jahren geschrieben, also eine Jugendarbeit, an die man einen andern Maßstab legen muß, als an das Werk eines reifen Mannes. Kein technischer Mängel dürfen nicht an die große Glocke gehangen werden, wenn sich nur im ganzen ein Dichter dokumentiert.

Baron Stebt ist zum zweitenmale verheiratet. Seine erste Frau ist wahnsinnig geworden; nachdem ihre Krankheit für un-

heilbar erklärt, wird die Erzieherin seiner Tochter und Freundin der Kranken seine zweite Frau. Aber die unrettbar verloren Beglaubte wird wieder gesund und stört den Frieden. Der innere Kampf der drei Personen, ihre Kämpfe miteinander bilden den Inhalt des Dramas.

Es hat, wie gesagt, viele technische Mängel. Die Genese erscheint fast gleichzeitig mit dem Brief, der ihre Ankunft einem Freunde des Barons meldet. Welcher Arzt würde das zulassen? Sie erscheint am Schluß des ersten Aktes abends; der Diener schafft ihr Unterkunft. Am Anfang des zweiten Aktes, am Morgen des nächsten Tages, hat der Diener das Ereignis noch nicht mitgeteilt, so daß sie ganz unerwartet auftreten kann. Der dritte Akt ist ein Konglomerat von Szenen; die Thür geht auf und zu, man weiß nicht recht warum. So erscheint der Baron und findet den Hausfreund, der eben ein Gespräch mit der ersten Frau rechtzeitig zu Ende gebracht hat.

Der Baron (kommt herein, geht heftig auf und ab): Ah, Sie sind's, Herr Doktor. Ich sah Sie nicht. (Wacht auf und ab.) Haben Sie Valzac gesehen, Herr Doktor?

Dr. Lindgrön: Ein wenig.

Der Baron: Wenn es richtig ist, daß die Frau, mit der man sich verheiratet, die *qualité d'une mère* et le *charme d'une maîtresse* besitzen muß, und man diese beiden Eigenschaften nicht in einer Person vereinigt finden kann, wen würden Sie dann wählen?

Dr. Lindgrön: Ich weiß nicht.

Der Baron: Ja, sie würden die Geliebte wählen, weil Sie jung sind. Wenn Sie 40 Jahre alt werden wie ich, werden Sie mit der Laterne nach einer suchen, die la *qualité d'une mère* hat.

In diesem Augenblicke steckt die zweite Frau den Kopf zur Thür herein. Der Doktor verläßt das Zimmer und ein neues Gespräch ist möglich.

Ich könnte noch mehr Beispiele anführen: Unwahrscheinliches und Ungeschick-

tes. Daneben stehen große Vorzüge. Der erste Akt giebt eine sehr gute Exposition und hat einen wirkungsvollen Abschluß, für den die Stimmung vorbereitet wird. Im folgenden interessiert weniger der Gang der Handlung als die einzelnen Auftritte. Darunter prächtige Einzelheiten, so die erste Begegnung der drei im zweiten Akt. Die Heimgekehrte schreit auf: „Verheirathet, ihr beiden! — Und ich —! — Vera, zeig' mir Deine Hand; ja, Du hast einen Ring, zwei Ringe, zwei glatte dicke Goldringe. Ja, ganz richtig. (Stürzt vorwärts und will die Ringe nehmen.) Vera, gib sie mir, sie sind mein. — Geh fort, weg von hier, was willst Tu hier! Geh! — Und Du, Bertil — — (verzweifelt) auf's Knie!“

Wenn ich den Gesamteindruck des Stückes charakterisiren soll, so macht man in dem Stücke die Bekanntheit eines Dichters, der eine einzelne Situation bis ins innerste hinein erfassen kann, es versteht, seine Personen in einer gegebenen Situation ihrer Natur gemäß reden und handeln zu lassen — der aber auf der anderen Seite schwer hat, eine Handlung im ganzen zusammenzufügen. Also Hörner ist nicht, wenigstens vorläufig nicht, Dramatiker, aber Dichter.

Der Schritt von Hörner zu Es mann ist der von einer ganzen Künstlernatur zum künstlerischen Praktikus. Er versteht den Kummel. Das ist weiter kein Tadel, wenn es eine Redeneigenschaft ist, aber es ist schlimm, wenn man vor dem Praktikus den Dichter nicht mehr zu sehen bekommt. Es mann ist in seiner „Magdalene“ Realist — im ersten, zweiten, dritten, vierten Akte. Es ist gar nicht übel dargestellt, wie das arme Wädel, das seinen Eltern durchgebrannt ist, um eine Liebchaft mit einem Spekulantem erkaufen zu können, der Polizei interessant wird und schließlich liebevoll unter Kontrolle gestellt werden soll. Da aber packt den Verfasser der Teufel, das Wädel einfach fortführen zu lassen: das ist kein Schluß. Also — der Naturalismus wird überwunden — ein *deus ex machina* erscheint; eine seltsame, Christus-

gleichende Gestalt, eine Art Straßenmissionär, der predigend herumzieht. Er ist prophetenmäßig anstoßiert, und als er plötzlich auftaucht, um die Arme, die eben abgeführt werden soll, zu retten, steht er außerdem im Schein der Abendsonne. Da hebt er an zu reden: „Seid barmherzig mit diesem Kinde! Du sollst nicht verloren gehn. Laßt sie los, sie gehört nicht unter Euer Gesetz! Ihr wolltet ihre Seele töten, aber hier spricht des Volkes Herz und verurteilt das Gesetz zutode. — Sei ruhig und soige mir. Unter denen, die arbeiten, schenke ich Dir Frieden!“ Darauf schlingt er beschützend die Arme um sie und führt sie weg. Das liebe Publikum klatscht natürlich. Herrn Es mann aber wird es wohl schwer fallen, nach diesem schmachvollen Verrat an allem, was echte Poesie heißt, bei den beschiedenen Leuten, die abseits gehn, wieder einen Funken Achtung zu finden. G. Morgenstern.

Vermischtes.

Scholaſtiker und Alexandriner hoch! Wieviel Engel haben auf einer Nadelspitze Platz? Wie hat man sich die Überschwärmung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist vorzustellen? Wird das Festfeuer mit Torf, Steinkohlen oder Gas geschürt? Wie weit ist der Straßburger Student Goethe mit der Seseheimer Pfarrerstochter Friederike gekommen? Alle diese Fragen sind vom nämlichen Kaliber. Theologische Scholaſtiker und litterarische Alexandriner, Moral- und Litteraturpaffen, Infallibilitäts-Theologen und Wafschzettel-Goethe-Philologen, das ist ein und das selbe ins Bild sinnig. Gelehrte degenerierte Riatschbasengeschichte. Und mit dieser bettelhaften Armseligkeit werden heute noch ganze Menschenleben ausgefüllt! Und die Presse schlägt Tamtam dazu, und das ewigdumme Volk giebt seine Begeisterung und sein Geld dafür her. Wenn ich die heutigen Großstadtkulturpflanzen in der Tragödie das Schicksal einer Kameliendame oder

Odette oder Alexandra mit Thränen begießen sehe, so sage ich mir, die Freude am Skandal ist ja doch die einzige Wurzel eures tragischen Interesses, ihr stinkigen Geuchler, und nicht Furcht oder Mitleid — die Freude am Skandal, nichts weiter. Ich stelle diese Erklärung den Herren Ästhetikern zur weiteren Behandlung gratis zur Verfügung. Mögen sie damit ihren Aristoteles verbessern. — Freude am Skandal ist's auch, wenn die Leute wie Heinrich Dünker mit ihren läppiſchen Rettungen beim Publikum auf die Kosten kommen. Es giebt keine schöngeistige Krämerseele, der nicht das Wasser im Mund zusammenläuft, wenn der lächerlich gründliche Sildensteher — aber nur Sildensteher! weiter langt's nicht! — mit seinem neuesten Werk angerührt kommt: „Friederike von Esenheim im Lichte der Wahrheit“ (Stuttgart, Cotta Nachfolger). Ach, oh, eih! Dieser Humbug, Heinrich Dünker macht die Geschichte wieder ins Engelhafte und Himmelblaue, wo vor einem Jahre Froisheim die Geschichte ins Menschliche und Irdische und Blutwarmer gemalt hat. Und dabei besam die gute, verliebte Friederike mehrere Verhältnisse und sogar ein kleines Kind — und nach dem Saufewind Goethe schloß sie den Lenz und den katholischen Pfarrer Reimbolt und noch manch ein anderes männliches Wesen an die Brust. Ganz natürlich! Warum denn nicht? Hundert Indizienbeweise, die sich nach extra dafür ausbringen ließen, sind ganz überflüssig — wir glauben so von Herzen gern an das Zunächstliegende, Natürliche, Selbstverständliche. Wir wollen die Geschichte gar nicht anders haben. Wir sind vollkommen zufrieden damit. Aber der Dünker nicht, der große, biedere, gelahrte Heinrich Dünker nicht!! — C.

Deutsche Zeitungs-Kritik — oder: wer hat nun recht? Über Conrads evangelische Erzählungen (erste Reihe) „Vergfeuer“ (Verlag von Dr. Albert u. Co. in München) schreibt ein Kritiker

B. K. in der „wissenschaftlichen (!) Beilage der Leipziger Zeitung“: — „Im Übrigen wollen wir uns nicht dabei aufhalten, von dem Ekel weitläufig zu reden, der uns bei dem Genuß dieser Fäulnis atmenden Speise gekammen ist. Wir möchten dem Verfasser raten usw.“ Über das nämliche Werk urteilt Anton Bing in seiner „Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik“ (Frankfurt): — — — „Die Hervorkehrung der rein menschlichen Züge in den Gestalten der biblischen Personen erinnert zuweilen an Ughes viciumstrittene maierische Darstellungen, doch muß es Conrad zum Lobe nachgerühmt werden, daß er auch in den heftigsten Schilderungen immer größtes Partgefühl zu wahren verstanden hat.“ Und Max Real läßt sich in seinem „Würzburger Journal“ also vernehmen: — „So psychologisch-sanktquent, so wahr in den Details und doch so gewaltig in der Gesamtheit wuhete uns aber keiner den „Übermenschen“ zu zeichnen wie Conrad. Geradezu ein Kabinetsstück psychologischer Schilderung ist die Erzählung „Das Weib am Brunnen“. Hier vereinigt sich meisterhafte Diktion mit scharf ausgeprägter Originalität. Das Buch kann allen Freunden deutscher Litteratur auf das Eindringlichste empfohlen werden.“

Wer hat nun recht? Das heißt: wer von den dreien kommt der wahren Natur des besprochenen Werkes am nächsten: der Leipziger Anfangsbuchstabenkritiker B. K. oder die mit ihrem vollen Namen für ihr Urtheil eintretenden Männer in Frankfurt und Würzburg? Wer von den dreien erweist sich dem gesunden Gefühle als der für ein sachliches Urtheil am meisten befähigte unbefangene Kopf? Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an meine früheren Ausführungen über kritischen Sacher-Masochismus (wieder abgedruckt und erweitert in meinem Buche „Kerberblut“, München bei R. Pöchl, S. 109–115). Der Leipziger Anfangsbuchstabenkritiker scheint mir als ein schönes Beispiel da-

hineinzupassen in Gemeinschaft mit dem Berner Rund-Kritiker u. a. Ich bekenne gern, daß nichts eine größere Anstrengung unserer Geduld erforderte, als die Kritik der Unwissenden und Unehrlichen zu ertragen, wären wir nicht überzeugt, daß die Schmieralien dieser Veklagenswerten wichtige Beiträge für die geistige und moralische Krankheitsgeschichte der degenerierten Kulturmenschheit darstellen. M. G. C.

Wer ist Falat? fragten wir Heft 9, 1892, S. 1244, anlässlich der Mitteilung der mit ersten Preisen Ausgezeichneten von der vorjährigen akademischen Kunstausstellung in Berlin. Julian Falat hatte nämlich die große Goldene bekommen. „Der Maler Falat ist ein Pole von Geburt“ — antwortete man uns von einer Seite — „und ein Pole sein, das heißt im neuen Kurs ein Bevorzugter im preussischen Reiche“. Von einer anderen Seite wurde uns gefahrleben: „Falat ist ein Maler, der mit unübertrefflicher Meisterschaft fast ausschließlich Volksgestalten und Gegenden seines polnischen Vaterlandes darstellt. Zu seinen hervorragendsten Werken gehören die Jagdbilder auf den Gütern des Fürsten Radziwill, bei dem der Kaiser Wilhelm II. zu Besuch weilte usw.“

Wer ist Vegas? Das weiß heute alle Welt. Er ist nicht nur dies und das, sondern auch das und dies. Der Entwurf des deutschen Reichstagsgebäudes stammt bekanntlich leider nicht von ihm. Darum ist dieses Werk auch, nach dem römischen Ausspruch eines kaiserlichen Kunstkritikers, „der Gipfel der Geschmacklosigkeit“. Der gleichen gehört auch zur Sittengeschichte im modernen deutschen Kunstleben. XYZ.

Die Pariser „Revue des Revues“ bezichtigt in ihrem Maihefte das Berliner Magazin für Literatur des Diebstahls. Das Magazin hat nachweislich zwei aus der Revue überjunkte Artikel über die panslawische Sprache und über die moderne italienische Literatur (von Lombroso) seinen Lesern als eigene Originalartikel vorgelegt. Diese Handlungsweise richtet sich von selbst. Wenn ein anständiges Blatt bei einem anderen eine Anleihe macht, so giebt es unter allen Umständen die Quelle an. Die Unterlassung dieser Angabe kennzeichnet die Anleihe als Diebstahl am Erstbesitzer, als Täuschung der Leser und als Herabwürdigung des ehrlichen literarischen Handwerks. Natürlich haben die Franzosen chauvinistischer Sorte wieder einmal willkommenen Anlaß, die Tradition von den deutschen „Pensulars“ aufzurichten und auf die Amerigo-technik der Preußen mit dem Finger zu zeigen. Darüber hilft kein Wip hinweg und keine saule Andrede, ver—ehrliches „Magazin“! XYZ.

Im August dieses Jahres tritt in Chicago ein Single-Tax-Congress zusammen. Es sollen sich die Beratungen dieses internationalen Kongresses indessen nicht auf die sogenannte „Single Tax“ (Bodenreform) beschränken, es heißt in dem von H. George verfaßten Aufruf: In close connection with the Single Tax Congress, there will brooch representations of all schools and phases of political, economic and social reform, and the subjects they are to discuss will at every point come into touch with its theory and aims. **

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,
zu richten. **Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.**

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Weerane 1. G.



Karl Strecker



Als Kandidat.

Don M. G. Conrad.

(München.)



ingingen, der Hauptort meines Wahlkreises, sollte während des Wahlfeldzuges auch mein Hauptquartier sein.

Am 1. Juni, vierzehn Tage vor der Entscheidungsschlacht, rückte ich dort in aller Stille ein.

Es war am Abend des Fronleichnamfestes.

Die Straßen der sauberen, behaglich am Main gelegenen, in langsamem Aufschwung sich gesund entwickelnden Stadt waren noch mit duftendem Gras bestreut, an einzelnen Häusern prangten noch frische Birken und grüne, mit farbigen Papierstreifen umwundene Kränze zu Ehren der Fronleichnamsprozession, die der katholische Teil der Bevölkerung am Vormittage mit dem üblichen Pompe abgehalten hatte. In der warmen Luft des scheidenden Festtages mischte sich der milde Geruch des verwelkten Grases und des sonnenverfengten Birkenlaubes mit der Erinnerung des Weihrauches, der aus vergoldeten Gefäßen in frommen Wölkchen aufstieg, und in meiner Phantasie zitterten die letzten heiligen Klänge und Gefänge nach, und wie ein anmutiges Schattenbild flatterten die bemalten Kirchenfahnen, und es war mir als hörte ich noch den leisen, andächtigen Schritt der lang und farbig zwischen den lauschenden Häuserreihen sich hinwindenden Prozession mit den geisterhaft verhallenden Gebeten und Litaneen und Lobpreisungen.

Und mit einem Huch war die kirchenseftliche Vision verschwunden, von der protestantischen Stadtkirche ertönte in tiefen, breiten Klängen das Abendgeläute, und die mächtigen Schallwellen erfüllten das weit sich deh nende

Mainthal und verschlangen das Schlürfen und Flüstern des ruhig zwischen den steinernen Uferbauten, zwischen Weiden und Schilf, zwischen Gärten, Getreidefeldern, Wiesen und Weinbergen dahinfließenden Flusses, der nach langen sonnenheißen, von keinem Regen erquickten Monaten seinen feichtesten Stand seit einem Jahrhundert erreicht hatte. Dann märchenhafter Sommerabendsfrieden über Stadt und Land, nur ab und zu unterbrochen von einem kurzen Gesang heimziehender Ausflügler, von Rasseln eines Wagens, der über die hohen Bogen der steinernen Mainbrücke polterte, oder von melodischen Versuchen eines Postillons, der aus der Höhe seines gelben Omnibus mit dem romantischen Posthorn am Mund der stillen Stadt seine Einfahrt verkündete.

Und in dieser Idylle anscheinend so friedlichen Kleinstadtlebens schlug ich am 1. Juni mein Zelt auf und entrollte das Banner der Wahlagitation, ich, der neugeborene Politiker, als der erklärte Kandidat der Volkspartei und des Freisinns von Franken.

Das heißt, nüchtern modern ausgedrückt, ich kam mit dem Schnellzug von München über Nürnberg in Kitzingen an, stieg im Gasthof zum Schwan bei dem lebenswürdigen und dienstgefälligen Wirt Pröschel ab und logierte mich in einem freundlichen Stübchen über dem Gärtchen am Mainufer ein, mit der Absicht, zunächst einen langen, gesegneten Schlaf zu thun und am folgenden Tag die regelrechte Wahlarbeit eines Reichstagskandidaten zu beginnen, dessen Aussichten nicht höher gingen, als günstigstenfalls mit einem seiner zwei oder drei oder vier Gegner in die Stichwahl zu kommen.

Dem der Wirtwarr war groß im Reich, und der Wahlkreis Kitzingen-Gerolzhofen-Dörfenfurt-Aub war politisch so durcheinander wie irgendeiner — und während die Nationalliberalen noch auf der Suche waren nach einem zuverlässigen Mann, rückten die Centrumsleute mit dem Hopperstadter Bauern und Bürgermeister Eck, die Bauernbündler mit dem Ziegeleibesitzer Röder aus Gerolzhofen, die Sozialdemokraten mit einem gewissen Wörlein aus Nürnberg auf den Plan, und richtig, in elfter Stunde fanden auch die Nationalliberalen noch einen Nothelfer in der Gestalt eines Würzburger Universitätsprofessors Meyer.

So konnte der Tanz beginnen.

Als Kandidaten lauter neue Leute, da der alte Mandatsinhaber, der centrümliche Graf v. Schörnborn, „leider nicht wieder gewählt werden wollte“ — und darunter zwei mit uermüßlichen Posaunen-Engeln von stärkster Lungenkraft und zugleich mit geübtesten Wählorganen: der Centrumskandidat mit dem umfassenden geistlichen Beistand einer Serie von Pfarrern und dem besonderen Mundstück eines gewissen Baumann von Dettelbach; der Bauernbunds-kandidat mit dem speziellen journalistischen

Beistand der „Neuen bayerischen Landeszeitung“ in Würzburg, deren Redakteur Memminger zugleich die Rolle des Inspirators und unfehlbaren Wanderpredigers übernahm, und der piffigen, jedem Mittel gewachsenen Hauslangerchaft des Lehrers Kottmann in Neuses.

Ich selbst fand in meinem Wahlkreise weder eine für mich vorbereitend thätige Organisation, noch auch nur das kleinste, meine Kandidatur unterstützende Lokalblatt — dafür in jedem Schmierblättchen einen rührigen, strupellofen Gegner, Federhelden niedersten Rangs, aber mit dem berühmten „robusten Gewissen“, dazu die ausgezeichnet organisierte, auf der Höhe der Zeit stehende, mit der Wahrheit und Ehrlichkeit in absoluter Würstigkeit verkehrende Gegnerschaft derer vom Centrum und vom Bauernbund.

* * *

Der Anfang des Feldzuges war sehr gut. Ich rückte nämlich gar nicht mit schwerem, selbmäßigem Geschütz aus, noch mit kriegerischen Listen und Kniffen, zu welchem letzteren mir die Natur ohnehin jedes Talent versagt hat.

Die Leute sollten mich sehen und hören, ich wollte wie ein schlichter deutscher Mann zu schlichten deutschen Männern sprechen, ein gewissenhafter Bürger zu gewissenhaften, ernstlich prüfenden Mitbürgern. Wer es in mannhafter Weise wollte, der konnte mir Aug' in Auge dann meinen Katechismus abfragen, meinen sozialpolitischen und nationalwirtschaftlichen Standpunkt den Tagesfragen gegenüber erforschen, mich in jeder zweckdienlichen Weise ins Examen nehmen.

Jede Wahl ist eine Art Prüfung, bei der nicht nur der Kandidat, sondern auch die Wählerschaft durchfallen kann.

Ich kenne keine Furcht, denn ich habe keinen Alltagshehrgeiz und keine uneingestehbaren Absichten.

Gewohnt, offen und geradeaus auf das Ziel loszugehen, bin ich auf jedes Hindernis, jeden Widerstand gefaßt, und es schreckt mich nicht, wenn diese sich stärker erweisen, als mein Wille, meine Kraft. Ich will niemand ein X für ein U vormachen. Ich verstehe mich nicht auf Zauber und Wunder und habe kein Allheilmittel für die Schäden der Zeit und die Übel des Deutschen Reiches in der Tasche. Das mögen die religiösen, moralischen und politischen Gaukler von sich behaupten — und ich will mich gern meiner Schwachheit ihnen gegenüber rühmen oder lästern lassen.

Die Politik besteht nicht in Worten, sondern in Thaten.

Ich glaube an die harmonische Entwicklung unseres Kulturzustandes. Aber es kann bei vernünftigem Hirn doch immer nur von relativer Not-

wendigkeit einer solchen gesprochen werden, nicht wohl von absoluter. Und allein auf diese relative Notwendigkeit der harmonischen Entwicklung ist eine Einwirkung durch die Politik möglich.

Die Natur können wir nicht umstürzen, wie wir auch aus einem trägen Ochsen kein feuriges Rennpferd machen können.

Da können wir Rezepte, Dekrete, Programme schreiben, so viel wir wollen, es ist umsonst. Und Schläge helfen so wenig als Zureden. Sie machen Lärm und thun nur weh. Der Ochse bleibt Ochse.

Ich konnte mich also den Leuten von ehrlicher Gesinnung und tapferem Willen nur als opfermutigen Mitarbeiter anbieten, als unerfrockenen Vertreter unserer gemeinsamen menschlichen und bürgerlichen Interessen, als unermüdblichen Dolmetscher unserer vaterländischen Ideale. Und dieses nicht ins Blaue hinein und auf rednerische Allgemeinheiten hin, sondern auf Grund positiver Kenntnisse, Erfahrungen und Fähigkeiten, die ich mir in einem verhältnismäßig langen, wechselreichen und arbeitsamen Leben erworben habe.

So gut wie irgend ein Parlamentskandidat habe ich mein politisches ABC-Buch gelernt und zwar nicht in der engen Auffassung und Beschränkung einer einzigen Partei. So weit ich's vermochte, wollte ich auch in der Politik alles prüfen und das Beste behalten. Und ob das von mir persönlich gefundene Beste gerade in allen Punkten oder überhaupt mit bestimmten Partei-Dogmen stimmte oder nicht, das regte mich sehr wenig auf. Selbst ist der Mann, und schließlich hat er wie in Religion, Moral, Kunst, Wissenschaft, so auch in der Politik den Prozeß mit dem Überlieferten wie mit dem Kommenden auf eigene Faust, auf eigene Rechnung und Gefahr zu führen. „Und sehet Ihr nicht das Leben ein, das Leben wird nimmer gewonnen sein.“

Das Alles sagte ich den Leuten.

Wo den Landmann, den Gewerbetreibenden, den Handwerker, den Lohnarbeiter der Schuh drückt bei der heutigen polnischen Wirtschaft im Zeichen des privilegierten Großkapitalismus und Großmilitarismus, im Zeichen des unfehlbaren Klerikalismus und Bürokratismus, das weiß ich so gut wie einer. Denn ich führe nicht bloß selbst das Leben eines Arbeiters mit der Feder, dem Hirn und den Nerven, sondern ich kann auch kraft meiner Abstammung und Erziehung nicht minder wie meiner dichterischen Phantasiekräft das Leben der anderen erwerbenden Volksklassen in Stadt und Land mitleben, ich kann ihre Nöten und Sorgen aufs innigste mitemfühlen, mich in ihre Anschauungsweise versetzen und mit ihnen über die Mittel und Wege zur Verbesserung nachsinnen.

Und dies nicht in unbestimmten Gefühlen und userlos wogenden

Wünschen, sondern mit dem Rechenstift in der Hand. Die Steuer- und Zollfragen z. B. stehen für mich nicht in einem Buch, verschlossen mit sieben Siegeln. Während andere in den Kaffeehäusern, Kneipen und Klubs hocken und die freie Zeit, dieses kostbarste Gut nächst der Gesundheit, totschlagen, habe ich mich auch dieser Probleme zu bemächtigen gesucht und mir ihre Wirrnisse reblich zu Faden geschlagen.

Nicht um mich thörichterweise damit zu rühmen, sagte ich dies den Leuten, sondern sie anzureizen, daß sie mir, dem politischen Kandidaten, auf den Zahn fühlten. Auch wieder nicht um unnützen Disputierens willen und öder Rechthaberei, sondern damit sie überzeugend herausfänden, ob sie zu meinem Verstand und Scharfsinn in wirtschaftlichen Lebensfragen dürften Vertrauen haben oder mir ins Gesicht lachen. Denn a conto der Dummheit und Gleichgültigkeit in den Wählermassen möchte ich kein Mandat haben, weder in den deutschen Reichstag noch sonst wohin.

Meine Wähler aufzuschrecken und ihnen bange zu machen vor der Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit, womit so oft wichtige politische Handlungen vollzogen und wertvolle Bürgerrechte ausgeübt werden, erzählte ich ihnen die Fabel von den Fröschen, die sich einen König wählen wollten, und als es dann zum Wählen kam, sich von einem Betrüger den Storch aufschwätzen ließen. Sie wählten in ihres Herzens Einfalt auch richtig mit rührender Einstimmigkeit den Storch, der dann nicht verfehlte, in Ausübung seines Mandates seine ehrenwerten Wähler aufzufressen. Ein raffinierter Parteifixer und ein professioneller Politikafter, ein eitler Ehrfuchting und Standesegoist so gut wie eine politische Null, sie alle müssen als erwählte Vertreter des Volkes den Interessen der Wähler genau so gefährlich werden, wie der Storch als Fabelkönig dem Leben der Wähler-Frösche. —

Kurzum, ich veräumte nichts, meine Wähler über sich selbst und die Gefinnung ihres Kandidaten aufzuklären und ihnen meine Wahl so schwer als möglich zu machen. Denn der Wert einer Sache pflegt mit ihrer Schwierigkeit zu steigen. Und ich legte Wert auf meine Kandidatur. Ich wollte eine ernsthafte Probe auf die politische Kapazität meiner fränkischen Landsleute machen.

Daß ich's gleich vorwegnehme, 3564 Männer haben diese Probe glänzend bestanden. Sie ließen mich nicht los, trotzalldem, sie zeichneten sich und mich durch ihre Stimme aus. Von dem früher nahezu einfarbig schwarzen Wahlkreis wollten von 21,626 Wahlstimmberechtigten und 15,737 tatsächlich Stimmenden nur 6910 auch in Zukunft nichts Besseres und Farbigeres haben und wählten den Kandidaten des Centrums aus Hopsferstadt, der sich aber vorher noch die Stichwahl mit dem gleichfalls kräftig dunklen Bauernbündlerkandidaten aus Gerolzhofen gefallen lassen mußte.

Über dreieinhalbtausend Wähler bekannten sich also resolut zu meiner Art, die Dinge in unserem politischen Leben anzusehen und zu beurteilen und gegebenenfalls vor Kaiser und Reich zu vertreten.

Ein herzerhebendes, verheißungsvolles Ergebnis.

* *

Als ich am Morgen des 2. Juni meine engeren politischen Freunde in Rißingen, die mir von der Würzburger Centralleitung des unterfränkischen Volksvereins als Lokalausschuß oder Generalstab für meinen Wahlfeldzug bezeichnet worden waren, frohgemut aufsuchte, da fand ich wohl offene Herzen, helle Köpfe und ein vortreffliches Glas Wein zum Willkommtrunk nebst einem kräftigen Imbiß, also die angenehmste gastliche Aufnahme, aber wenig in die Breite und Tiefe getriebene Borarbeit für die spezielle Aufgabe, die wir in der kurzen Spanne Zeit von nicht ganz 14 Tagen zu lösen hatten. Kraft war vorhanden und bester Wille, aber organisiert war noch so gut wie nichts. Aber die Not lehrt die Kunst, einmal auch das Schwere leicht zu nehmen, um ihm vielleicht desto eher mit Humor beizukommen. An einige Vertrauensmänner war geschrieben, einige Versammlungstermine waren bestimmt, einige Hundert Plakate und Wahlaufrufe verschickt worden — das war alles, 14 Tage vor der Wahl, in einem Wahlkreise, der sich fast aus 200 kleinen, im weiten Bogen dreier Bezirksämter zerstreuten Wahlbezirken zusammensetzte. Wir machten uns nun an eine etwas summarische Verteilung der Arbeit — und am Abend sollte die erste Versammlung in dem benachbarten Mainstockheim abgehalten werden.

In leichtem Gefährt fuhren wir vier Mann hoch abends 8 Uhr in Mainstockheim ein. Das Versammlungslokal war ein kleiner öffentlicher Wirtsgarten. Hinter diesem Wirtsgarten, am Feldweg, auf einem Steinhäufen, hatte in der Nacht vorher ein blutjunger Sendbote der Sozialdemokratie zu einer kleinen Schar von Anhängern und Neugierigen gesprochen und das neue Evangelium der sozialen Revolution gepredigt. Und wie er in der Nacht gekommen war, so war er in der Nacht verschwunden, um nächsten Tags wieder an einem anderen Ort aufzutauken und sein Apostolat auszuüben.

Der Wirtsgarten füllte sich langsam, denn die fleißige Bürgerschaft war bis zur spät eintretenden Nacht mit Feld- und Hausarbeit beschäftigt. Bei unserer Ankunft waren drei oder vier Leute da, und es war so feierlich still, daß man den Main rauschen hörte. Ich ging zwischen Ställen und Scheunen auf die Gasse zurück, in den Fenstern der israelitischen Häuser brannte der Schabbesleuchter, überall herrschte eine einschlafende Ruhe.

Aber plötzlich traten da und dort ältere und jüngere Männer aus den Häusern, es wurde lebendig in den kleinen Gassen, Frauen und Mädchen blickten den Männern nach, und als ich wieder in den Garten trat, waren in der kleinen Halle bereits zwei Tische besetzt, und jede Minute brachte neuen Zuzug. Um neun Uhr war der Versammlungsraum in und außer der kleinen Halle dicht gefüllt. Als auch noch der Bürgermeister des Ortes, ein kleiner, behender Mann mit intelligentem Gesicht und ehrlichen, hartarbeitenden Händen, erschienen war, eröffnete der Rechtsanwalt Langemann aus Rißingen in schlichter, herzlicher Ansprache die Versammlung.

Hierauf erhielt ich das Wort. Ich stellte mich meinen Landsleuten vor, erzählte, wie ich aus meiner stillen Schreibstube auf das laute Gebiet der Tagespolitik und zu meiner Kandidatur gekommen, schilderte die letzten parlamentarischen Ereignisse im Reich, erörterte die Aufgaben des neuen Reichstages, erklärte die Bedeutung der Militärvorlage u. s. w. Ich fühlte, wie ich mehr und mehr das Interesse meiner Zuhörer gewann, wie sie mir folgten, wie sie mich verstanden, und ihr kräftiger Beifall bewies mir, daß ich ihnen aus der Seele gesprochen. Auf eine Anfrage aus der Versammlung verbreitete ich mich über das Wesen unserer Zollgesetzgebung, über den Charakter unserer Handelsverträge und fand auch hierfür allseitige Zustimmung. Wie ich sagte: „Den Nutzen der Zölle zugegeben, was nützt es aber unserm kleinen Landwirt, wenn er z. B. aus den Zöllen 20 oder 30 Mark in die eine Tasche bekommt und die Regierung nimmt ihm sofort wieder 40 oder 50 Mark aus der anderen Tasche für die Vermehrung des Militarismus?“ da blißte es aus den Augen und der Beifallssturm brach los. Dann folgten Neben und Gegenreden Schlag auf Schlag — alle eines Geistes und einer Gesinnung — und zum Schluß brachte der ländliche Bürgermeister in tapferer Rede ein Hoch auf den Kandidaten, das brausend wiederholt wurde von der jetzt die Halle, den ganzen Garten und die Treppen füllenden Hörerschar.

Wir konnten mit dem Erfolg unseres ersten Abends zufrieden sein. Und wir waren herzlich zufrieden, denn ein schönerer Verlauf ließ sich gar nicht denken.

Von den lebhaftesten Grüßen und Wünschen unserer Gesinnungsgenossen begleitet, fuhren wir gegen Mitternacht vergnügt nach Rißingen zurück. Um uns die liebliche Mainlandschaft, über uns der funkelnde Sternenhimmel, die ganze Welt in tiefem Frieden.

In der Frühe des nächsten Tages wurden durch einen Radfahrer Versammlungsanzeigen nach Mainbernheim gebracht und mit Hilfe des Gemeinbedieners, der sich zu seinem mageren Dienstgehalt in der freien Zeit der Wahlperiode auch einmal ein kleines Trinkgeld verdienen sollte,

an den Wirtshäusern, Brunnen und Thoren angeschlagen. Mainbernheim hat noch Wall und Graben, Mauern und Thürme mit starken Thoren und lebt mit seinem Protestantismus wie im schönsten Mittelalter. Bei sinkender Sonne marschirten wir zu Fuß auf der gut gepflegten Straße zwischen Wiesen und Feldern hinüber — Samstag Abend, den 3. Juni.

Durch den düsteren Thorbogen die Hauptgasse entlang, gelangten wir am andern Ende an den Wirtsgarten, der zur Versammlung bestimmt war. Unterwegs beobachteten wir etwas Auffallendes: Plakate nirgends, an einigen Schhäusern nur noch kleine Fetzen davon. Was war mit unseren Plakaten geschehen? Wer hat an unserem guten gesetzlichen Recht, in der Wahlzeit frei und unbeanstandet Versamlungsanzeigen und Wahlausrufe anzuschlagen, in diesem wohlhabenden, wohlgezogenen und aufgeklärten Marktfleden gefrevelt?

Der Bürgermeister! räumten uns entgegenkommende Freunde zu. Der Bürgermeister? Ein so waderer und gebildeter Mann? Nicht möglich! Doch, doch, hieß es. Die Geschichte paßt ihm offenbar nicht und so hat er sich erlaubt, dem Gesetz und der politischen Wohlstandigkeit ein Schnippchen zu schlagen. Vielleicht mangelt ihm auch die genaue Kenntnis von den Grenzen seiner bürgermeisterlichen Befugnis. Nun, wir werden ja sehen.

In dem hübsch gelegenen Wirtsgarten war bei unserem Eintritt ein einziger Tisch besetzt, hart an der Regelpbahn. Die Herren, anscheinend dem besseren Gewerbebestande angehörend, Weinhändler oder Weinhändlersgehilfen, Kommis mit Zwidern auf der Nase und dergleichen, stellten sich, als nähmen sie von unserer Anwesenheit nicht die geringste Notiz, steckten die Köpfe zusammen, rauchten und — legelten weiter. Als sich nach und nach die übrigen Tische mit guten bürgerlichen Elementen besetzt zeigten und auch am Gartenzaune eine zahlreiche Menge sich eingefunden hatte, trat der Rechtsanwalt Langemann, als offizieller Einberufer der Wahlversammlung, an den Tisch der Regelfreunde, um sie mit freundlichen Worten über Zeit und Ort zu belehren und um kurze gefällige Unterbrechung ihres interessanten Spieles zu ersuchen. Die Herren zeigten sich belehrsam — und es wurde Ruhe.

Während meiner Rede sollen aber doch, wie aufmerksame Beobachter versicherten, einige Kugeln hinausgelaufen sein — vielleicht war das die Art passionierter Regelfspieler, die markantesten Stellen eines politischen Vortrages originell zu markieren. Eine ernsthafte Störung wurde dadurch nicht verursacht. Mittlerweile war auch der Bürgermeister mit der gemüthlichen Pfeife im Munde erschienen und hatte am Tisch der Regelfreunde Platz genommen.

Ich machte, von Gefinnungsgeossen beifällig unterbrochen, eine Pause, dann nahm ich meinen Vortrag wieder auf, um eine inzwischen gestellte

Anfrage zu beantworten. Nun glaubte ein Gönner der Herren am Tisch der Kegelfreunde sich bemerklich machen zu sollen und er fand in der Eile nichts als die klassischen Worte: „Mer wölla nix wiss, mer wölla nix hör“ (wir wollen nichts wissen, wir wollen nichts hören) — was ihm mit Aufrufen aus der Versammlung selbst beantwortet wurde. Zum Schlusse meines mit lebhaftem Beifalle aufgenommenen Vortrages fand ich noch Veranlassung, den guten Geist der zahlreich erschienenen Bürger zu loben und dem Herrn Bürgermeister einige empfehlende Worte über Wahltaktik und Verwandtes zu sagen. Dann schüttelten wir uns als deutsche Männer, die das Bedürfnis einer persönlichen An- und Aussprache herzlich befriedigt hatten, die Hand, mit dem Wunsche einer guten Nacht und angenehmen Ruhe.

Nachdem uns einige liebenswürdige Gesinnungsgenossen das Geleite zum Bahnhof gegeben, dampften wir in heiterer Stimmung mit dem letzten Zuge nach Rißingen.

Der nächste Tag, ein strahlend schöner Sonntag, war für das entfernter gelegene Volkach bestimmt, dem sich noch eine improvisierte Versammlung in dem weinreichen Nordheim anschloß. Glänzendere, herzlichere Versammlungen, glaubten wir, könnten uns kaum mehr geboten werden, als sie uns in beiden vortrefflichen Orten geboten waren. Und in der That haben wir auch eine jubelndere Begeisterung für die freiheitliche Sache des Volkes anderswo kaum gefunden. Dieser 4. Juni verdient einen goldenen Stern im politischen Ehrenbuch von Volkach und Nordheim. Wir schritten nun von Erfolg zu Erfolg: am 5. Juni in Marktstett und Sulzfeld, am 6. in Großlangheim, am 7. in Gerolzhausen und Pfrichsenstadt, (am 8. unterbrach ich die Agitation für die eigene Kandidatur und sprach in der Schranneuhalle zu Würzburg vor einer Riesenversammlung für den dortigen Kandidaten der Volkspartei Magistratsrat Langloß), am 9. in Kleinlangheim, am 10. in Aub und Gelsheim, am 11. in Gnodstadt, Döhsenfurt und Winterhausen, am 12. in Marktbreit und Obernbreit, am 13., vertreten von meinen Rißinger Freunden, in Dettelbach, am 14. in Rißingen — überall schäumte das frische, freie Frankenblut, aber den sozusagen poetischen Zauber der Wahlagitation, das Lyrisch-Epische der Politik fanden wir nirgends in höherem Maße, als in Volkach und Nordheim.

Drum kann ich mich nicht enthalten, mit gütiger Erlaubnis meiner unpolitischen Leser, im nächsten Heft den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen. Man wird anspruchsvoll — als Kandidat.



Der Schönheitssinn der Arbeiter.

Von J. Sabin.

(Berlin.)

Wir leben in einer Zeit so zahlreicher, vielförmiger, sozialpolitischer Maßnahmen und Vorschläge, daß dem denkenden Bürger, der zur mitwirkenden Anteilnahme an der Gestaltung des Staatslebens sich im Innersten berufen fühlen muß, die Zeit nicht mehr übrig bleibt, auch anderen Gebieten menschlichen Strebens die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist im letzten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts dahin gekommen, daß der Deutsche ein politisches Lebewesen im einseitigsten Sinne geworden ist, daß ihm die Erkenntnis des engen, ursächlichen Zusammenhangs alles menschlichen Wollens und Wirkens verloren gegangen zu sein scheint, da von oben und unten die Parole ausgegeben wird, jede Handlung von dem Gesichtspunkte aus zu prüfen, ob sie dem Arbeiter Mund und Magen stopft, ob sie von den besitzenden Klassen eine Gefahr abzuwenden oder ihnen einen neuen Stein in den Weg zu legen geeignet ist. Ist es da zu verwundern, daß der eine Teil der Bevölkerung, fortgerissen von dem Strudel dieser Nützlichkeitsermägungen, schließlich zu Bierbankpolitikern herabgesunken ist, während der andere und wahrlich nicht schlechtere Teil sich zurückziehen beginnt und nur aufstandshalber bei Wahlen und ähnlichen Gelegenheiten sein politisches Interesse kundgibt?

Eine soziale Frage, das heißt eine Frage gesellschaftlicher Gleichberechtigung aller Bevölkerungsklassen, hat es inmier und in allen Kulturländern gegeben, und die größten Geister haben ihr von jeher tiefes Verständnis entgegengebracht. Auch die wahren Dichter, auch Goethe, über den das Vorurteil, als ob er solchen Dingen kühl gegenüber gestanden hätte, heute nicht mehr vorhanden ist. Man ist in unserer Zeit wieder in den Fehler verfallen, zu glauben, als ob Wahrheit und Schönheit zwei getrennte Begriffe wären, oder als ob die Schönheit nur durch die Wahrheit erkannt werden könne. Die Einzelthatfachen pflegt man hinsichtlich ihrer ästhetischen Wirkung und Bedeutung vom Standpunkte des exakten Forschers zu betrachten. Da das aber nicht jedermanns Sache ist, so geht dem einen Teile, der seinen politischen Trieb äußerlich dokumentieren möchte, das Verständnis verloren, während der andere sich widerwillig von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzieht. So wird dem unbefangenen Beobachter die philiströse Auffassung weiter Kreise über die heute wichtigste innerpolitische Frage, über die Arbeiterfrage, verständlich. Eine Betrachtung

dieser Frage vom ästhetischen Standpunkt aus hat uns bisher gefehlt. Der Egoismus hat freilich in solchen Erwägungen keinen Raum, aber derartige Erwägungen würden zweifelsohne nicht nur zur Klärung mancher Frage beitragen, sondern sie würden auch einen größeren Kreis denkender und wahrhaft gebildeter Bürger den politischen Zeitinteressen zugänglicher machen.

Allerdings werden manche Leute eine solche Aufgabe aus Gründen „praktischer Politik“ für überflüssig halten. Was geht, so werden diese Herren fragen, den Staat die Förderung des Schönheitsgefühls an? Es wäre doch höchst unpraktisch von ihm, sich eine derartige Aufgabe zu stellen! Nun, der Staat beweist ja auch schon heute und seit langer Zeit sein Interesse an allem, was schön ist. Wozu unterhält er Museen und Bildergalerien? Wozu läßt er die öffentlichen Gebäude von Künstlern errichten und ausschmücken? Wozu gewährt er Bildhauern und Malern Unterstützung? Das ist doch für ihn kein Luxus, sondern er thut es, weil es ein allgemeines Bedürfnis ist.

Wem hat aber bis jetzt die staatliche Förderung des Schönheitsgefühls genützt? In Wahrheit nur den kapitalistisch begünstigten Klassen, den oberen Zehntausend und einem Teile des sogenannten Mittelstandes. Der „Arbeiter“ hat so gut wie nichts von allen diesen Veranstaltungen gehabt. Die schöne, geistvolle Ebenmäßigkeit griechischer Statuen, der harmonische Farbenreichtum und die vollendete Technik mittelalterlicher wie moderner Maler haben auf ihn nicht bildend und veredelnd gewirkt. Die Abnahme des Feingefühls und Verständnisses unserer jungen Kunsthandwerker, ihr Mangel an selbständiger Auffassung und Gestaltungskraft, worüber man sachkundige Männer so häufig klagen hört, sind dessen genügender Beweis. Woran liegt aber die Wirkungslosigkeit staatlicher wie privater Einrichtungen zur Hebung des Schönheitsfinnes? Keineswegs an dem mangelnden guten Willen der Arbeiter, sondern an äußeren Hindernissen, vor allem an Zeitmangel und Erschöpfung der Kraft.

Die Beschäftigung der Arbeiter in gewerblichen Betrieben beträgt zwischen neun und vierzehn Stunden. Die Stundensumme allein giebt aber keinen Maßstab für den Kraftverbrauch, sondern die Art der Thätigkeit. Mit der wachsenden Benutzung von Maschinen und der als Folge davon immer weiter gehenden Arbeitsteilung wird dem Arbeiter von Tag zu Tag eine gleichförmigere Beschäftigung auferlegt. Auch ohne das Goeresche Buch „Drei Monate Fabrikarbeiter“ wußten wir es alle schon längst, daß dem Arbeiter im Fabrikbetriebe in der Regel Zeit seines Lebens dieselbe Thätigkeit zugewiesen ist. Der eine hat nur zu hobeln, der andere nur zu bohren, der eine macht nur Hosen, der andere nur Westen. Die engen Grenzen selbständigen Denkens, welche die mechanisch-maschinelle Arbeit an

und für sich zieht, werden durch die Arbeitsteilung noch weiter eingeschränkt. Während nun eine intensive Aufmerksamkeit sich immer und immer wieder auf denselben Gegenstand richtet, hören allmählich die übrigen Gehirncentren auf regelrecht zu funktionieren, wie die Flugfahne verrostet, mit der nicht geackert wird. Die Empfänglichkeit für Schönheit geht in dem Maße verloren, wie sich der Gesichtskreis verengt. Aus dieser Stumpfheit, die eintritt, kann der Arbeiter nur durch die kräftigsten und derbsten Mittel zu neuem Leben erweckt werden. Der Stumpfsinn prägt sich schließlich auf dem Gesichte aus. Man mache einen Spaziergang durch die Arbeiterviertel einer Groß- oder Industriestadt! Vergeblich wird man in den Mienen der Bewohner Frische und geistige Regsamkeit suchen. Man beobachte des Sonntags die Arbeiter mit ihren Frauen, die jungen Burschen mit ihren Schäkchen, und man wird sich wundern, wie diese Leutchen an einander Gefallen finden können. Unter einem Viertelhundert Gesichtern sieht man kaum eines, das man leidlich hübsch nennen könnte. Macht man einem Sozialdemokraten gegenüber eine ähnliche Bemerkung, so lacht er höhnisch und antwortet: das ist selbstverständlich, denn die schönen Mädchen werden frühzeitig aus der Fabrik genommen und den Lüsten der Reichen dienstbar gemacht. In dem „frühzeitig“ liegt aber das Zugeständnis, daß der Grund für die erwähnte Thatfache etwas tiefer liegt. Anhaltende mechanische Beschäftigung giebt den Gliedern eine gewisse träge Stumpfheit. Und in der That paart in der Arbeiterbevölkerung nicht die Wertschätzung äußerer und innerer Vorzüge Personen beider Geschlechter, sondern die stumpfe Gewohnheit des Zusammenseins in Verbindung mit der Unkenntnis von Vorzügen überhaupt. Dem Arbeiter wird bei seiner Beschäftigung das Schönheitsgefühl und bei voller Erschöpfung der Kraft die Fähigkeit und Möglichkeit geraubt, die freien Stunden zur Belebung der geistigen Kräfte zu verwenden. Es fehlt die Zeit und die Lust dazu. Was nützen unter diesen Umständen Fortbildungs- und Kunstgewerbeschulen? Was Museen und Bildergalerien, die auch noch zum Überfluß zu einer Zeit dem Publikum geöffnet sind, in welcher der gewerbliche Arbeiter keine Muße hat? Während nun der sogenannte arbeitende Stand allmählich immer mehr nach unten hin zu degenerieren droht, ist eine gleiche Degeneration des Kapitalistenstandes insolge von Überfeinerung nach oben hin leicht möglich. Sollte hier und da jemand über diese trostlose Perspektive lachen, so mag er sich an die schlimmen Zeiten des römischen Kaiserreichs erinnern, die in mancher Beziehung mit den heutigen verzweifelt viel Ähnlichkeit haben.

Ist kein Ausweg aus dieser schwierigen Lage zu finden? Gewiß, wenn man die folgerichtigen Schlüsse aus dem bisherGesagten zieht. Nicht etwa fort mit den Maschinen, diesen staunenswerten, ehrfurchtgebietenden

Zeugnissen menschlicher Geistesthätigkeit, sondern Beseitigung der schlimmen Folgen, welche jeder civilisatorische Fortschritt mit sich zu bringen pflegt, das heißt in diesem Falle Verkürzung der Arbeitszeit. Der technische Ausdruck dafür lautet: Einführung des Maximalarbeitstages. Erschröcket nicht, ihr Herren Industriellen, die ihr bei der Beratung des Arbeiterschutzes gegen einen entsprechenden Antrag der Sozialdemokratie gestimmt habt. Wir stellen keine sozialistisch-utopische Forderung auf. Einsichtige Politiker haben diese Forderung als berechtigt anerkannt, und sie ist in einigen Staaten, zum Teil sogar durch Gesetz erfüllt. Es liegt im Interesse der Arbeitgeber selber, geistig regsame und frische Arbeiter zu haben. Vor allem aber liegt es im heiligsten Interesse des Staats, der seine eigene Existenz preisgibt, wenn er es zuläßt, daß die feste und breite Unterlage seines Baues breit und morsch wird; denn fällt die Grundlage auseinander, dann hat auch die Spitze ihren Haltepunkt verloren. Verkürzung der Arbeitszeit unter gleichzeitiger Forderung intensiverer Thätigkeit zur Schadloshaltung der Arbeitgeber würde allerdings nichts helfen, denn dann blieben die Kräfte des Proletariats in gleicher Weise wie bisher an- und abgESPANNT. Die menschliche Kraft darf nicht bis zu ihrer vollen Erschöpfung ausgebeutet werden, sondern es muß noch eine Differenz zwischen der wirklich geleisteten mechanischen Arbeit und der äußersten Leistungsfähigkeit übrig bleiben, so daß für die geistig-frische Thätigkeit noch hinlänglicher Raum vorhanden ist. Nur dann kann sich auch Schönheitsgefühl entwickeln. Giebt man dem Arbeiter aber die Ruhe, nach einer bestimmten Stundenzahl mechanischer Arbeitsleistung sich irgend einer geistigen Thätigkeit zu widmen, so wird er es auch thun. Daß er dabei zunächst sich denjenigen Gegenständen zuwenden wird, welche zur Bildung des ästhetischen Sinnes beitragen, ist gewiß. Noch glimmt ja in unserer Arbeiterwelt ein Funken von Schönheitsgefühl, das beweist ihr lebhaftes Interesse an musikalischen und dramatischen Aufführungen.

Nun läßt sich nicht leugnen, daß gerade das Interesse an musikalischen Aufführungen kein besonders gutes Zeichen für den ästhetischen Geschmack des Publikums ist. Die Konzertsäle, in denen populäre, die Opernhäuser, in denen höhere Musik getrieben wird, werden vom Mittelstand wegen des gewissermaßen romantischen Charakters der dargebotenen Genüsse besucht, oder etwas deutlicher gesagt: aus Denksaulheit. Man kann die Einjährig-Freiwilligen- oder Höhere-Töchter-Bildung zur Schau tragen und dokumentieren, ohne dabei zu denken. Der Arbeiter giebt sich diesen Genüssen aus ganz anderem Grunde hin. Er hört Musik, um seine stumpf-gewordenen Nerven wieder aufzufrischen — welche frappante Ähnlichkeit der Zustände mit denen in unserer vornehmen Lebewelt. So wird ein

künstlerischer Genuß gar nicht hervorgebracht. Man hat diesen unseligen Zuständen abzuhelfen gesucht durch Mittel mancherlei Art. Es traten Vereine für Volksunterhaltungen ins Leben. So dankenswert ihre Bemühungen sind, das Zugeständnis kann man ihnen nicht machen, daß sie ihr Ziel erreicht haben oder in der Zukunft erreichen werden. Der Arbeiter blieb diesen Vergnügungen fern, zunächst aus dem Grunde, weil die sozialdemokratischen Zeitungen sie in Acht und Bann thaten. Dazu kam, daß die Unterhaltungsabende ein den Arbeitern nicht zusagendes Programm aufwiesen. Mosersche und Görlißsche Lustspiele, oder Laubes Karlschüler entsprechen nicht dem Geschmack des Arbeiters, und wir müssen bekennen, der Arbeiter zeigt hier einen besseren Geschmack als der gebildete Mittelstand.

Die sozialdemokratischen Freien Bühnen haben eine andere Taktik eingeschlagen. Sie geben dem Arbeiter nicht jene allzuleicht verdauliche Kost, nein, sie bieten ihm raffiniert gekochte Speisen dar. Man wird ihnen vielleicht verzeihen können, daß sie ihrem Publikum Sudermanns „Ehre“ vorführen, man wird ihnen weniger verzeihen können, daß Fuldas „Verlorenes Paradies“ über sozialdemokratische Bretter geht; die Arbeiter lachen nämlich über die Unkenntnis modern-sozialen Lebens, die unsere Schriftsteller an den Tag legen, ganz unbändig. Unverzeihlich aber ist es, daß jene Bühnen ihr Publikum mit Ibsens „Gespenster“ und Tolstoj's „Nacht der Finsternis“ bekannt zu machen suchen. Denn von einem künstlerischen Genuß kann gar nicht die Rede sein, und die mehr oder minder verflechte politische Tendenz, die in jenen Theaterstücken liegt oder die in sie hineinzulegen versucht wird, muß den Teilnehmern vorher von einem Litteraturkundigen klar gemacht werden. Schließlich läuft bei diesen Veranstaltungen alles auf politische Tendenz hinaus, und es tritt nicht eine innere Befriedigung ein, die man von der Kunst erwartet, sondern eine grausame Aufregung, die zum sittlichen und ästhetischen Nihilismus führt. Ein dritter Versuch zur geistigen Hebung des unteren Standes sind die regelmäßigen geselligen Abende, die viele Fabrikherren für ihren Arbeiterverband eingerichtet haben. Diese „Abende“ haben einen mehr moralischen als ästhetischen Zweck, kämen also hier nicht in Betracht. Aber wenn selbst ästhetische Ziele verfolgt werden sollten, so werden sie doch nicht erreicht, denn gegen Veranstaltungen seines Fabrikherrn hat auch der nicht-sozialdemokratische Arbeiter Mißtrauen. Da nun, wie wir gesehen, private Veranstaltungen bisher nichts oder doch sehr wenig gefruchtet haben, so bleibt, falls man überhaupt derartige Bestrebungen für notwendig und berechtigt anerkennt, nur eines übrig: staatliches Eingreifen. Der Gedanke ist nicht neu, aber er ist noch zu wenig betont worden. Zwar thut der Staat für die Kunst überhaupt sehr wenig, was er aber

thut, kommt thatfächlich den Arbeitern nicht zugute. Die Gerechtigkeit verlangt also, daß auch für die nichtbesitzenden Klassen gewisse zur Hebung des ästhetischen Sinnes dienende Einrichtungen getroffen werden. Ob das zuerst hinsichtlich der plastischen Künste oder der Dichtkunst zu geschehen habe, kann hier nicht erörtert werden. Die Frage der „Kunst für das Volk“ kann jedenfalls ein einzelner nicht lösen, das kann nur von seiten der Allgemeinheit geschehen, d. h. vom Staat. Auch der gegenwärtige Staat ist dazu sehr wohl imstande. Professor Adolf Wagner, gewiß ein Anhänger der bestehenden Gesellschaftsordnung, hat es ja auch auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongress ausgesprochen, daß er als Kultusminister gern einige Millionen für derartige Zwecke bereit stellen würde.

Hand in Hand mit der Einführung des Maximalarbeitstages und der direkten Erweckung und Pflege des Schönheitsgeföhls der Arbeiter muß die staatliche Wohnungsreform gehen. Verläßt der Arbeiter seine Werkstätte, dann muß er, um sich auch behaglich zu fühlen, ein bequemes Heim haben; denn auch dieses ist eine notwendige Vorbedingung für Lebensfreude und Schönheitsfönn. In der Arbeiterwohnungsfrage haben die staatlichen Behörden bisher so gut wie nichts gethan, denn gewisse baupolizeiliche Bestimmungen haben zwar auf der einen Seite Mißstände beseitigt, auf der anderen Seite aber neue Mißstände hervorgerufen, namentlich eine Verteuerung der Wohnungen. Die freiwillige genossenschaftliche Arbeit für die Wohnungsreform hat wohl manches Gute für viele kleine Leute gestiftet, der Arbeiter ist aber dabei leer ausgegangen. Das Ideal des Eigenhauses wird für den, der von der Hand in den Mund zu leben gezwungen ist, wohl niemals erfüllt werden.

Unsere beängstigend hohen Mietskasernen mit den engen, dumpfen, doch reichlichen Zins tragenden Hofwohnungen sind nun aber das gerade Gegenteil jenes Ideals. Gesunde Wohnungen sind zur Behaglichkeit am allernotwendigsten, und hier könnte ein arbeiterfreundlicher Reichtum, in einen kapitalistischen, der wucherischen Häuserpekulation entgegenwirkenden Ring sich zusammenschließend, seine Existenzberechtigung aufs glänzendste darthun. Er würde dem Arbeiter eine Wohlthat erweisen, ohne selbst einen Schaden zu erleiden. Denn bei einiger Berechnung können die Wohnungen in der Weise eingerichtet werden, daß sie einen mäßigen Zins bringen. Das beweisen ja die Ergebnisse der bestehenden Baugesellschaften, die allerdings dem Arbeiter wegen der Art ihrer Organisation und wegen der Verlegung der Wohnhäuser außerhalb des Industrieortes nichts nützen. Aber wir können von dem Egoismus des Reichtums nicht erwarten, daß er dergleichen arbeiterfreundlichen Gedanken Raum giebt. So bleibt nur die Einwirkung des Staates als letztes Auskunftsmitel übrig, und er wird zu diesem Mittel

greifen müssen, wenn er das bleiben will, wozu ihn die neuere Zeit zu entwickeln scheint, der Inbegriff der physischen, moralischen und intellektuellen Kräfte des gesamten Volkes. Wenn der Staat den Geld- und Sachwucher zwischen zwei Individuen zu hintertreiben sucht, so fällt ihm ebensogut die Aufgabe zu, dem Grundstückwucher im großen entgegenzutreten. Die Zahl der Grundbesitzer vermindert sich von Jahr zu Jahr, damit sinkt auch die Konkurrenz unter den einzelnen Besitzern, und diese Verringerung führt naturgemäß zu einer Verteuerung der Grundstücks-, also auch der Wohnungspreise. Maßregeln zur Beseitigung dieser Mißstände müssen sich mithin nach zwei Richtungen bewegen: die Vereinigung allzugroßer Grundflächen in einer Hand und die wucherische Spekulation in Grundstücken müssen verhindert werden. Erreicht der Staat durch gesetzliche Mittel diesen Zweck, so werden die Wohnungen von selber billiger werden. Es ist darum gar nicht nötig, daß der Staat, d. h. der Fiskus, den Bau von Arbeiterwohnungen selber in die Hand nimmt, denn das würde zu einer Bevormundung durch die Bureautratie führen. Verringert er aber wesentlich die Grundstückspekulation und läßt er andererseits, wozu er schon heute befugt ist, durch seine polizeilichen Organe entsprechende Anforderungen an die äußere und innere Gestaltung der Wohnhäuser stellen, so ist die Wohnungsreform zwar nicht zum Abschluß, aber doch um ein gut Stück vorwärts gebracht.

Eine schöne, gesunde Wohnung stärkt den Häuslichkeitsinn, erhöht die Lust am Behaglichen und Schönen. Das Gefühl für Schönheit erweckt aber auch die Empfindungen für das Gute und Wahre, für das Sanfte und Anmutige, ohne daß dabei die Freude an Stärke und Kraft verloren geht. Sucht der Staat also das wahre Schönheitsgefühl zu heben, so vermindert er die Roheit der Sitten und Empfindungen und trägt zu seiner eigenen inneren Kräftigung bei.

Über den Weg, den der Staat zu gehen hat, um die angegebenen Ziele zu erreichen, kann sich ein kurzer Aufsatz nicht verbreiten. Der Zweck unserer Darlegungen war ja nur der, weiten Kreisen der gebildeten Bevölkerung, denen das volkswirtschaftliche Wissen und Gefühl für die hohe Bedeutung der Arbeiterfrage fehlt, von einem anderen ihnen einleuchtenden Standpunkt gewisse Forderungen verständlich zu machen, die seit vielen Jahren von durchaus berufenen Leuten erhoben werden. Viele Bürger sind noch in dem alten Glauben auferzogen, daß das Individuum für sich das Höchste und der Staat als ein notwendiges Übel das Sekundäre sei. Darum empfinden sie einen solchen Schauer vor staatlicher Einmischung in das sogenannte gute Recht des Privatmannes. Aber sie mögen die junge Generation befragen, und sie werden erstaunen über deren ganz entgegengesetzte Ansicht. Der frühere Begriff des Staates als einer zur Aufrecht-

erhaltung der Ordnung zwar notwendigen, aber immerhin beklagenswerten polizeilichen Gewalt hat sich allmählich zu dem Begriffe einer die Gesamtheit aller Einwohner umfassenden Einrichtung erweitert, die den Zweck hat, die Privilegien der bisher Begünstigten um das Maß zu kürzen, das nötig ist, um den bisher Schutzlosen die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit zu gewährleisten. Das Individuum ist nicht für seine eigene Person da, sondern für die Gesamtheit, zu deren Nutzen allein seine Thätigkeit dienen soll. Diese sozialistische, von der kommunistischen grundverschiedene Auffassung bricht sich immer mehr Bahn, und da die Gesetzgebung den tatsächlichen Verhältnissen, wie den ökonomischen und politischen Theorien zu folgen hat, so muß sie selbstverständlich diejenigen Maßregeln ergreifen, die wir oben als wünschenswert und notwendig bezeichnet haben. Der Staat ist keine Maschine, sondern ein lebendiger Organismus, und wenn an diesem ein Glied erkrankt, so wird der ganze Körper gefährdet. Die Arbeiterschaft ist aber der wichtigste Teil, gewissermaßen der Magen des Organismus, da auf ihrer Thätigkeit die ganze Kraft der übrigen Glieder, der Grundbesitzer, Industriellen und Kapitalisten beruht, und daher muß diesem Teile des Staatskörpers eine in jeder Beziehung ausreichende Nahrung zugeführt werden. Stärken wir nicht das Schönheitsgefühl der Arbeiter, so kommen wir allmählich auch zu einer Schwächung dieses Gefühls in den übrigen Klassen der Bevölkerung, deren ästhetisches Empfinden dann lediglich auf Neigung zu frivoler, luxuriöser Pracht reduziert wird. Leider sind wir von diesem Punkte einer verhängnisvollen Kulturentwicklung nicht weitab. Je schneller darum ein anderer Weg eingeschlagen wird, desto besser.



Unser Dichteralbum.

Gedichte von Karl Streckler.

Dein Lied.

Die milde Sonne geht zur Ruh, Das letzte Gold des Tages bebt
 Die Herden läuten auf den Wegen — Am grünen Weingerank der Laube —
 Ich höre Deinem Liede zu, Mir ist: in Deinem Liede lebt
 Gleichwie ein Kind dem Abendsegen. Für mich ein letzter, hoher Glaube.

Mir ist: als könnte Dein Gesang
 Des Lebens dunkle Rätsel deuten,
 Und Deiner Stimme Glockenklang
 Der müden Seele — Frieden läuten.

Das Ostmeer blinkt wie ein Saphirstein . . .

Das Ostmeer blinkt wie ein Saphirstein, O heiliges Schweigen! die Welle klingt
 Der fern in den Wolken endet, Wie ein Mutterliedchen so lüde,
 Wie ein Kinderauge, so licht und rein, Eine Möwe glänzend und weiß beschwingt
 So vertrauend zum Himmel gewendet. Käht sanft sich schaukeln im Winde.

Das goldene Herz in des Himmels Brust
 Zerfließt in Abendgluten —
 O — könnte die Seele in Schmerz und Lust
 Mit diesem Tag verbluten . . .

Die schöne Jägerin.

Das Meer lag vor uns wie ein Silberland,
 Schwach strich die Luft, nur sanft die Segel blähend,
 Die Flinte wie ein Spielzeug in der Hand
 Standst Du am Bugspriet, scharf nach Möwen spähend.

Die schlanke, feine, göttliche Gestalt
 Hob scharf sich von des Himmels Purpurrosen,
 Mit Deinem Goldhaar, das im Nacken wallt,
 Sah neidisch ich die Abendwinde kosen.

Ein endlos tiefes Weh durchbehte mich —
 „O Himmel gieb,“ sprach ich mit Schmerzeslächeln,
 „Gieb mir die Ruhe unerschütterlich
 Der Möwen dort, wenn — — Ihre Schiffe fallen.“



Siebenbürger Sachsen.

Ob die stolzen alten Mauern
Bröckeln auf dem Bergesjoch,
Von der Burg in dumpfem Trauern
Klagt die alte Glocke noch.

„Komm, o König Du der Ehren,
Komm mit Deinem Frieden, komm!“
So, umbraußt von Feindesheeren,
Sang die Glocke frei und fromm.

Nimmer ist der Heiland kommen,
Friede nie in steter Not —
Doch am Horizont entglommen
Ist ein spätes Morgenrot.

War die Fehde ausgebrochen,
Sah man Feuerzeichen lohn
Von den schroffen Felsenjochen
Als Signal dem Landesjahn.

Ob sie heut das Feld beackern,
Das die freien Burgen trug,
Freiheit, feste Burg der Wackern,
Dich zermalmt kein Zeitenflug.

Zukunft.

I.

Ein Sturm hat diese Zeit gepackt,
Er braußt in vollen Chören,
Wir nahen uns dem Katarakt,
Ihr aber könnt nicht hören.

Und lauter growlt der Donnertakt,
Kein Gott kann ihn beschwören,
Wir schießen hin zum Katarakt,
Ihr aber wollt nicht hören.

Schweiz.

II.

Es fallen vom Himmel die heitern Sterne,
Wie weggeblasen.
Es blüht die Sonne der Schlachtengötter
Vom funkelnden Schwerte der Aßen.

Nicht herrschen mehr die alten Götter,
Doch mächtig kommen
Die Riesen her, die Übermenschen,
Die Frischen und Freien und Frommen.

Karl Bleibtreu.

Höhere Willen.

Üngst stellte ich eine Kartoffel aus,
Eine fleißig gemalte Kartoffel,
Da führte seine Pflicht ins Haus
Den Kritiker Hans Stoffel.

Sah an das Bild von jeder Seit',
Und sprach dann sehr bedächtig:
Ein Apfel in seiner Herrlichkeit,
Wie ist ein Apfel prächtig.

In einem Apfel aus Borsdorf schlägt,
Ein Gleichnis aufzustellen,
In einem Borsdorfer Apfel schlägt
Die Schöpfung höhere Willen.

Jedoch kann man das bessere nicht
Und nicht das beste haben,
Fällt auch das gute ins Gewicht,
Ein jeder lebt nach Gaben.

Und wirklich, als Kartoffel ist
Dies eine Prachtkartoffel
So sprach der wunderliche Christ,
Der Kritiker Hans Stoffel.

Hamburg.

Gustav Falke.

Mein holdes Gegenüber.

Mein holdes Gegenüber
Mit aufgestreiften Ärmeln
Kommt taufrisch an das Fenster
Und setzt sich hin zum Lesen.

Da träum' ich: Die herrlichen Arme. .!
Die enden in runden Schultern.
Ganz nahe ein bebender Busen
Und ach! ein schneeiges Leibchen . .

Berlin.

Und würden die herrlichen Arme
Mich einmal umschlingen in Liebe,
Wüß' ich ruhn am schwellenden Busen
Und schlummern am schneeigen Leibchen. .!

Als hätt' sie erraten mein Denken,
Als hätt' sie mein Träumen verstanden,
Sieht schnell sie die Ärmel herunter,
Errötend und — schalkhaft lächelnd.

J. Scherer.

Ohnmacht.

In neuen Worten, tiefen, sehnsuchtbangen,
Wie Du sie nie gehört, möcht' ich Dir nah'n;
Mit neuen Küßsen möcht' ich Dich umfassen,
Dich neue Gluten lehren, bessern Wahn.

Ich möcht' Dich in Seligkeiten hüllen,
Darin Dich ungeahuter Schauer faßt;
Ich möcht' Dich mit tiefem Leid erfüllen,
Wie Du's von keinem noch erlitten haßt —

Und kann es nicht! Dasselbe bleibt es immer.
Es ist im Wort derselbe irte Klang,
Im Aug' derselbe liebesjuckte Schimmer,
Die gleichen Bitten find's, der gleiche Dank.

Und wenn mein Arm den Nacken Dir umwindet,
Irrt er der Spur vergang'ner Nächte nach —;
Und wenn mein Mund den Deinen bebend findet,
Küßt er ihm unvergeß'ne Küsse nach.

Und in den reichsten Stunden, liebesüßen,
Umschwelgt uns trunkener Erinnerung Bann.
Aus meinem Lächeln und aus meinen Grüßen
Schaut ein Gewes'nes Dich vertraulich an.

Und wenn ich mit dem Blick des Hohns Dich quäle,
Seh' ich im Aug' Dir ein Gedenten glüh'n; —
Und was ich löschen will aus Deiner Seele
In buntern Farben nun laß' ich's erblüh'n . . .

Und wenn ich mich gemartert von Dir wende,
Spielt um die Lippen Dir ein müder Zug,
Der lächelt stumm: Ich kenn' ja auch das Ende,
Wie's immer kommt, mit Ekel und Betrug . . .

Wien.

Arthur Schnitzler.

Im Hafen von Bahia.

Endlos und weit liegt hier das stille Meer,
Bahia träumt in trop'scher Sonnenglut,
Ein warmer Wind kommt vom Gestade her,
Wo die Banane lichtsponnen ruht.

Und braun' und weiße Donnas sind zu schaun,
Aus deren Augen lachst Dich Liebe an,
Und drüber siehst Du einen Himmel blau'n,
So blau, wie kaum ein Himmel leuchten kann.

Weit hinter mir da liegt das alte Land,
Allwo man Verse schreibt und rhythmisches
denkt,

Wo man den Pegasus am Hülgelband
Mit leerem Magen lorbeerlüstern lenkt.

Hier quillt des Lebens frischer, reiner Quell
Ohn' Vergeschreibsel, das kein Teufel liebt.
Hurrah, Brasilien! sonnenklar und hell
Aus tausend Blüten Dich das Licht umfließt.

Es liegt das blaue Meer im Sonnenschein,
Schaumtänzelnd geht die Woge hin und her,
Bahias Palmen schauen stolz darein
Und spiegeln sich im freien, ew'gen Meer.

Bahia (Brasilien).

U. v. Sommerfeld.

Unter Sternen. *)

Schon ist verwelkt die rote Sonnenrose,
Der Sterne Blumen blühen langsam vor,
Gemach verstummt des Tages lauter Chor,
Und staunend dringt das Ohr ins grenzenlose.

Und zu mir schwebt auf unsichtbaren Schwingen
Ein jeder Laut im ungeheuren All,
Ob er einst klang von fernem Feuerball,
Ob er sich muß aus Menschenherzen ringen.

Ich höre die Korallen heimlich wachsen,
Mit leisem Murmeln wiegt sich drauf das Meer;
Ich höre der Planeten wimmelnd Heer,
Sie drehn sich sphärenklingend um die Achsen.

Ich höre in der Erde Busen pochen
Die Lavaglut mit ungeheurem Kampf,
Die Felsen stürzen und es zischt der Dampf,
Wo feck der Erde Mantel ist durchbrochen.

Ich höre, wie der Wald im Wind erzittert;
Der Jäger spannt, wenns Dickicht knackt und rauscht,
Derweil das Wild mit bangem Schnaufen lauscht
Und mit den Wüstern in die Ferne wittert . . .

Die Riesenstadt liegt in den ersten Zügen,
Wie Röcheln klingt ihr schneller Atem fast,
Bei dem sich regellos in toller Hast
Diel' wilde Erdtöne aneinanderfügen.

*) Aus Max Hoffmanns neuem Gedichtbuche „Morgenstimmen und Aenderc“, München, G. Albert & Co., Separatfonto.

Ich hör' den Mörder auf der Treppe schleichen,
 Der dem Gewissen zu entkommen sucht.
 Sein Mund erbebt, indem er leise flucht:
 Denn hinter sich läßt er zurück zwei Leichen.

Im Nebenhaus beim Nähmaschinenraffeln
 Sieht bleich die Nähterin und ächzt und stöhnt,
 Das Triebwerk aber klappert, schnarrt und dröhnt,
 Als ob der Hölle laute Gluten prasseln . . .

Die Fieberkranken dort im Lazarette,
 Sie wälzen durch den Schädel bunt und heiß
 Verzehrende Gedanken, Todeschweiß
 Dampft aus dem längst zur Last gewordenen Bette.

Und durch die Gassen schleicht geschminkt die Sünde
 Und girt und lockt in Schmeichelton: Komm mit!
 Der Jüngling horcht und lenkt bethört den Schritt
 Als Opfer höllentoter Herzensgründe.

Ein anderer Seeleufel aber kauert
 Dort in der tiefgen Destillation,
 Der Alkohol liegt auf dem Geist wie Mohn,
 Und alles stiert vertiert, entmenscht, verbauert . . .

Prachtvoll elektrisch wie im Sonnenglanze
 Thront mitten in der Stadt das große Schloß,
 Durch die Portale strömt ein langer Troß,
 In Gold stolziert einher Lakai und Schranze.

Musik, Gelächter und der muntre Reigen!
 Ein lust'ger Schall, der bis zur Straße schwirrt,
 Wo manchmal nur der Tritt des Postens klirrt,
 Der einsam schreitet und in finstern Schweigen.

Am Damm bei einer Gaslaterne flackern
 Gewahrt er, daß ihm fast der Atem stockt,
 Wie dort ein Mann gespenstisch, zitternd hocht,
 Auf dessen Stirn die Sorge spien zu ackern.

Des Mannes Lippe zuckt, er scheint zu suchen,
 Ein Wort aus einem alten heil'gen Buch;
 Doch ist sein Hirn zerquält, er flüstert: Fluch!
 Und nicht verhallen will das leise Fluchen.

Es wächst, schwillt brausend an ins ungeheure,
 Rollt wie ein Sturmwind erd- und himmelwärts
 Als ob der Menschheit allgewalt'ger Schmerz,
 Ein Riesenadler, durch die Lüfte steure.

Nun tönt es wieder leis, wie wenn von morschen
Gefalten letzter Sterbeseufzer ächzt;
Wie auch mein Ohr ihn festzuhalten lechzt,
Ich kann des Tones Deutung nicht erforschen.

Ist's von verlornen Paradiesesbäumen
Ein Kaufschén? Ist's der Zukunft Hoffnungswehn?
Wer weiß es wohl? — Ich will zur Ruhe gehn
Und will dem Morgen still entgegenträumen.

Berlin.

Mag Hoffmann.

Sirocco.

Ich komme, ich komme, Du harrest mein.
Wie will an die friedlose Brust ich Dich
drücken!

Ich möchte bei Dir, wie im feurigen Wein,
Mich einmal berauschen — bis zum Ent-
zücken.

Und wär es auch Gift, was von Deinem
Mund

Ich schlürfte, ich würde es gierig trinken —
Gift ist oft dem Todeskranken gesund — —
Süß auch, in Selbstvergessen zu sinken — —

Dämm'ung — heimlich — so süß,

Süßes trauliches Nachten — —

Dämm'ung — heimlich — so süß,

Blühendes Seelenschmachten — —

Dämm'ung — heimlich — so süß,

Küssen — heißes Begehren — —

Dämm'ung — heimlich — so süß,

Todeschaurig Verzehren — —

Das war eine wilde, luftschäumende Stunde
An heißem kuschelndem Frauenmunde!
So gierig faßt nach des Bechers Rand,
Wer halb verschmachtet im Wüstensand —
So halten sich einst Geliebte umschlungen,
Vom Schauer nahenden Todes durch-

drungen,
Wenn aller Tage Ende droht
Und der Weltbrand über die Himmel loht.

Milde heb' ich mich aus den Kissen,
Mild' starr' ich ins goldene Morgenlicht — —
Die Sonne hat eben die Nebel zerrissen,
Sie strahlt mir so freundlich voll ins Ge-

sicht —
So matt — todzitternd alle Glieder —
Heißsehnd die Seele nach Frieden, nach
Glück —

Bald schlafen immer — schlafen wieder —
Und traumlos sinken ins Nichts zurück — —

Flechtendorf.

Willy Kentrodt.

Wein Gredo.

— Den Utilitarern. —

„Honni soit qui mal y pense!“

Mohl bin ich auch ein Zahmer,
Besinge Lieb' und Wein
Und hüpf' wie ein Lahmer
Zu alten Melodei'n —
Doch lieber hoch zu Roffe
Spreng' ich durch Korn und Dorn,
Weit weg von Eurem Trosse
In hellem Wetterzorn.

Mich freu'n des Mädchens Wangen,
Mich lockt ihr süßer Mund,
Doch in dem Bluterlangen
Wird mir ein Höheres kund:
Ich seh' die Freiheit thronen
Hoch in der Wolken Reich,
Zu Füßen ihr die Kronen,
Despoten blaß und bleich.

Bern schau' ich Gaukler springen
 Und lächle ihrem Witz,
 Doch lieber scharfe Klingen,
 Schlachttrog und Pulverblitz;
 Versteckt Euch, Schürzenritter,
 Vor grimmem Wetterdrän —
 Ich folge dem Gewitter,
 Mich soll der Blitz erfreu'n.

Wien.

Ich laß Euch Eure Sitte
 Und Eure Unmatur,
 Mir laßt die wilden Ritte
 In freier Gottesflur,
 Mir laßt die stolze Jugend
 Ohn' Hemmnis, ohne Wall,
 Und bleibt mit Eurer Tugend
 In Eurem Gänsefall!

Otto Kar Stauf von der Mark.

Die Sturmschwalbe.

„Sturmschwalbe“ von Henrik Ibsen; übertragen von Freifrau Marie von Helldorff, Baden-Baden.

Die Sturmschwalbe brütet am Ende der Welt —
 So hat mir's ein eisgrauer Schiffer erzählt!

Sie taucht die Schwingen in schäumende Wogen,
 Wird nimmer vom Strom in die Tiefe gezogen!

Sie rudert im Sturme und trogt selner Wut —
 Schwebt über der Brundung und selgt mit der Flut.

Auf Wellenkornn reitend durchmißt sie die Räume,
 Wie zwischen dem Himmel und Abgrund die Träume!

Zu schwer für die Käfte — — zu leicht für die Wogen —
 Sie strebet, vom sprühenden Gischte umflogen!

Doch lesen's Gelehrte in unsern Gedichten:
 Sie halten es leider für Schiffergeschichten!

Erinnerungsblatt.

Jahre sind's her, —
 Doch ich seh' noch, wie gestern,
 Das reizende Bild;
 In meinem Auge
 Ritze sich's ein
 Wie Glaserdiamant
 Auf Fensterscheibe.
 Jahre sind's her
 Ich war fuchs in München,
 Auf Weihnachten ging's, im Bücherladen
 Stand ich und kaufte
 „Mora“ in Reklam, —
 Abends zuvor hatt'
 Das Stück ich gesehen,

Mir war der Kopf
 Noch nachdenklich davon.
 Rings auf den Tischen
 Lag's hochgehäuft
 — Bücher — Bilder —
 Ich krame darunter,
 — Blättere — lese;
 Indies im Laden,
 Thür aus, Thür ein
 Christkindchenkäufer
 Auf einmal hoch auf ich:
 Klippklar perit's,
 Wort auf Wort auf Wort
 — Umattigelgenstafoto —

Eine Frauenstimme.
 Ich wende mich um:
 Ein paar prächtige Augen,
 Gensenkflug, —
 Wahrhaftig! Sie ist es,
 Die Nora von gestern.
 Das Jackett — den Muff —
 — Die Päckchen im Arm —
 Von Sonnstreifen alles
 Selb übertigert
 Nun zählt sie: ein fünfmarksgeldstückchen ist's
 — Ein Lichttöpfchen steht drauf —
 In die Elsbogenmische
 Neben die Päckchen
 Schmiegt das Bilderbuch sie, —
 Ihre rechte Hand mit dem Portemonnaie
 Nestelt nach der Tasche —
 Ihre Hüfte biegt ein wenig sich über —
 Sie nestelt hast'ger —
 Plumps, da rollern
 Links unterm Arme durch
 Die Päckchen zur Erde:
 Eins — zwei — drei — vier —
 Nun das Bilderbuch noch.

Da huscht es über
 Ihr Gesicht
 So entzückend-ärgerlich
 Ihre Stirn ist so kraus,
 Wie wenn ein Mädchensüßchen
 Im Meerstrand sich abdrückt,
 Und zwei Händchen beißen
 Auf die rote Lippe,
 Als ob sie eine kleine
 Hagebutte wär'
 Aus dem englischen Garten.
 Jahre sind's her,
 Doch ich seh's noch, wie gestern,
 Das reizende Bild;
 In meinem Auge
 Richt' sich's ein
 Wie Glaserdiamant
 Auf fensterscheibe. —
 Nun geht sie — ich folge —
 — Die Straße hinunter — rechts biegt
 sie ab —
 — Nun wieder links — ein Eckchen Isar
 Blinzt auf . . . erlischt —

— Nun immer gradaus — weiter —
 weiter —
 — Ich senke den Kopf:
 Fünf Schritt vor mir,
 Herüber, hinüber
 Schlittert ihr Rocksaum,
 Eine kleine,
 Dunkelblaue Welle
 Jetzt kreuzt sie die Straße
 Und über den Kinnstein
 Setzt sie den kleinen,
 Klugen Fuß
 Ich weiß nicht . . . auf einmal
 Da überkommt's mich:
 Wenn je eine solche
 Frau mich liebte!
 . . . Das junge, brennende,
 Suchende Ding,
 Links unter der Weste,
 Das jetzt so zaghaft
 — Wie ein Küchlein im Ei —
 In der Brust mir bubbert —;
 Ein Edelfalke,
 Würd' es horsten gehn
 In Freiluft und freilicht
 Wenn je eine solche
 Frau mich liebte
 — Weiter — weiter —
 — Jetzt den Quai entlang —
 flossen fangen an
 Niederzuriefeln
 Ihre Schultern — meine Schultern
 Kullen sie ein
 Mit Eisbärgotten
 Meine Stapfen — Ihre Stapfen
 Sprengeln — kleine,
 Buchtige Ins'lein —
 Der frische Trottoirschnee
 Weiter — weiter —
 Durch die graue Schneelust
 Glühn meine Augen,
 Daß mir die Wimpern
 Beinahe verschengen . . .
 fünf Schritt vor mir . . .
 fünf Schritt
 So wie heute
 War mir noch niemals
 So tief unirdisch

Und das kleine, brennende,
 Zuckende Ding,
 Links unter der Weste
 Schluchzt plöthlich auf:
 Hättest ein Stück du
 für sie geschrieben! . . .
 Sie ginge jetzt
 Vielleicht zum Theater —
 — In der Ellbogennische, wo sie jetzt
 Das Bilderbuch trägt für ihr Puddelchen,
 Käge eingeschmiegt ein knisterndes Heft, —
 — Mein Stück — —
 — Ihre Rolle;
 An ihrem heißstrahlenden
 Herzen läg' sie,
 Sich warm dran zu saugen,
 Wie das Brutei
 An der brutstiehernden Brust
 Der Wildente.
 Und ich erbäte

Bonn.

Mir als Cantième,
 Meine heiße Stirn ein klein Weilchen nur
 Hineinkuscheln zu dürfen
 In die kleine,
 Dunkelblaue Welle,
 Hinten — — „Halt, Füchschen!
 „Erwich ich hier Dich!“
 Dröhnt mir ins Ohr eine Viersäßstimme,
 „Du willst wohl schon wieder
 „Den Frühschoppen schwänzen, —
 „Warum in Couleur nicht?“
 „Ach, — es bummelt sich besser
 „Ohne —“ — „Na, wart' nur!
 „Zum Frühschoppen, marsch! jeht!“
 Und ich trotte, — ein mürrischer Dackel,
 Neben ihm her ins Leopoldbräu. — — —
 Jahre sind's her,
 Doch ich weiß noch, wie gestern,
 Alles alles

Karl Maria.



Vierundzwanzig Grad Kälte.

Berliner Federstizze von Karl Strecker.

(Wismar.)

Vierundzwanzig Grad Kälte!

Herr C. F. G. Neumann hat ein täglich wiederkehrendes, wichtiges Ereignis für heute nahezu glücklich überstanden: das Diner, das er diesmal allein zu Hause einnimmt, ist bis zum Käse vorgeschritten, und Herr C. F. G. Neumann betrachtet gegenwärtig mit prüfendem Blick das dreieckige Stückchen Pumpernickel, das er zwischen den weißen fetten Fingern hält, um ein Stück Roquefort von passender Größe dafür zurechtzuschneiden. Nachdem der besonnene Herr diese geometrische Aufgabe nicht ohne Geschick gelöst und den grünlich marmorierten Käse trotz seiner bröcklichen Eigenschaften auf das Schwarzbrot bugsiert hat, führt er den Lederbissen zum Munde, wobei er nach einer teuren Gewohnheit den kleinen Finger mit dem Brillantring um ein wenig höher hebt als die anderen. — Aus der Vogelperspektive schaut das elektrische Licht aus einem Bouquet von Krystallkronen und Glasbirnen auf die kahle Schädelfläche Herrn Neumanns, es wirft einen bläulichen Glanz auf das feingemusterte Damastgedeck, es blizt

hell in dem Silber der Fruchtshale, flimmert auf dem blanken Rußtaucher und taucht seine Strahlen in das glockenförmige Krystallglas, das halb mit dunklem Rotwein gefüllt neben der Flasche „1874er Maleskot“ steht. — Herrn Neumanns kleine, vom Fett der Wangen arg in die Enge getriebene Augen ruhen sinnend auf dem roten, segmentförmigen Schein, den das Licht durch das Weinglas aufs Tisch Tuch malt, und der gleich einer tiefpurpurnen Flüssigkeit auf dem blendenden Gedeck sich zitternd bewegt. Ein zweifelnder Blick, den Herr Neumann hin und wieder zur Fruchtshale wirft, läßt vermuten, daß er seine Gehirnfunktionen augenblicklich mit der Gewissensfrage martert: ob nach der Menge getrüffelten Kapauus und den 1½ Artischoden, die er soeben verschluckt hat, es ihm noch gelingen wird, ein wenig Obst im Magen zu verstauen. Aber Herr E. F. G. Neumann verzagt nicht leicht. Er nimmt eine volle goldgelbe Birne und schneidet etwa ein Drittel davon ab, das er schält und andächtig verzehrt. Dann erst lehnt er sich mit leisem, behaglichem Stöhnen zurück und hebt ein wenig den Zeigefinger der auf dem Tisch ruhenden Rechten, zum Zeichen, daß der lange Bedienstete, der hinter seinem Stuhl steht, den Teller fortnehmen soll.

„Den Ras —,“ beginnt Herr Neumann, hält aber sinnend inne, da ein plötzlicher Einfall seinen Gedankenflug unterbrochen hat. „Heute ist Freitag?“ fragt er.

„Jawohl,“ bestätigt der Diener und löst damit noch glücklich vor dem Scheiden des Tages diese Frage endgültig.

„Die neuen Fliegenden Blätter da?“ examiniert Herr Neumann weiter.

„Sehr wohl,“ erwidert der Diener, die Serviette fortnehmend, „auch der ‚Riferiti‘ und der ‚Floh‘.“

„hm,“ versteht Herr Neumann, mit Befriedigung der Senfblüchse zuckend. „Den Kaffee — drüben. Und die Blätter.“ Er schlägt mit den Fingern einige leichte Takte in der Nähe des Salzfaßes und befiehlt dann: „Cigaretten!“

„Drüben?“ fragt der alte Diener mit tiefemsten Miene.

Herr Neumann schüttelt unwillig sein Haupt, wobei die dicken Backen wie Gallerte zittern, und schlürft alsdann den letzten Schluck Rotwein.

Der Diener bringt Licht und russische Cigaretten. („Weiß der Teufel,“ pflegt Herr Neumann in einem seiner geistvollen Aperçus sich zu äußern, „weiß der Teufel, Graf, habe mir die Ägypter übergeraucht. Total übergeraucht. Kann nur noch Russen rauchen.“)

Er zündet eine Cigarette an, atmet den ersten Zug tief ein und haucht ihn dann mit hörbarem Zischen durch die Zähne über die Fruchtshale hinweg. Den zweiten Zug läßt er durch die unterste Nase gleiten, wobei er mit prüfendem Blick das Brennen der Cigarette betrachtet . . . Der

Diener ist inzwischen unhörbar verschwunden. Herr Neumann ist allein. Er fährt mit einem Zahnstocher nach den breiten Vorderzähnen (die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit kleinen Klaviertasten haben) und erhebt sich langsam, wobei er leise püfct. Ihm ist warm geworden bei Tisch. Er knöpft die seidene Hausjacke auf, so daß der Bauch nun unter der schwarzen Weste in voller Impofanz zur Geltung kommt. Dieses wohlausgebildete Organ hat von Jahr zu Jahr Herrn Neumanns Augen den Anblick seiner dickgoldigen Uhrkette mehr entzogen, so daß er sie jetzt nur noch sieht, wenn er die große Remontoiruhr hervorholt. — Der würdige Herr geht auf dem weichen Teppich langsam an dem hohen silberblinkenden Buffett vorüber; er wandelt vom Speisegemach durch den hellerleuchteten Empfangsalon und tritt über die Schwelle des behaglichen Kaminzimmers, wo das Feuer lustig flackert. Ein Kandelaber auf hohem Bronzeständer strahlt sein Licht unter dem viereckigen roten Schirm nieder und beleuchtet den weichen, tiefen Kaminsessel und den altdeutschen Tisch daneben. — Herr Neumann wirft einen bedeutsamen Blick auf das lackierte Havannatischchen mit den großen Cigarren „92er Ernte“, schleudert entschlossen seine Cigarette in den Kamin und faßt den Cigarrenabschneider. Der Diener tritt leise herein mit einem Tablett. Der würzige Dampf starken Kaffees steigt aus einem kleinen Täschchen hervor, und leise klirrt das Cognatglas gegen die hohe Flasche „Neukow“ mit den vier Sternen auf dem Etikett. — Herr C. F. G. Neumann wischt sich die Stirn mit dem Battistuch. Ihm ist warm geworden bei Tisch. Im Schweiß seines Angesichts muß er oft sein Brot essen

* * *

Vierundzwanzig Grad Kälte!

An den roten Steinmauern des Polizeipräsidiums vorüber huscht eine schattenhafte Gestalt . . . Die Laternen brennen in der Kälte nicht heller als Wachslöchte — der Schnee knirscht und schreit unter den Wagenrädern — die langen Winterhaare der Droschkengäule sind so weiß bereist, als wären sie mit Kalk besprüht. Nur wenig Menschen sind zu sehen. An dem Schutzmann, der frierend im Portale mit den Füßen trampelt und den hochgeschlagenen Pelztragen mit den Schultern bis zum Helmschirm hebt — eilt die Gestalt zähneklappernd vorüber. Sie hat den Kopf mit den erfrorenen Ohren (der Verband ist auf einer Sanitätswache umgelegt) stumpfsinnig gesenkt. Die mageren Unterarme, die weit aus dem kurzen Sommerröckchen ragen, suchen möglichst weit in die Hosentaschen zu dringen, aber auch die Taschen sind kalt von einer blaugefärbten Schmutzkruste, die sie innen und außen bedeckt. Ein junges Gesicht mit den entsetzlich

eingefallenen Jügen eines Greifen . . ein paar matte, vor Frost und Hunger halb irrsinnig stierende Augen . . . eine schmutzige, zerfetzte Seidenmütze, ein paar Schuhe, wie man sie auf dem Müllhaufen findet, aus denen die erfrorenen Zehen sich hervordrängen . . . so huscht der Abgemagerte in seinen sommerlichen Lumpen, dicht an die Hauswände gedrückt, den Wärmehallen zu . . .

Als er die Thür mit steifer Hand öffnet und in den Holzverschlag tritt, der die Zugluft abhält, hört er ein schwaches, vielstimmiges Summen — die Halle ist überfüllt. Dichtgedrängt stehen und sitzen die ärmlichen, zerlumpten Gestalten. — Der Aufwärter mit rotem Schnurrbart und einem weißen, runden Pflaster auf dem Backenknochen, schiebt, um Platz zu machen, eine Anzahl der weniger Elenden, die schon lange genug im warmen Raum sich aufgehalten haben, zur Thür, und der große Knabe mit dem Greifenantlig bekommt Platz. Ohne sich zu rühren, wie ein Tier den Kopf zur Erde gesenkt, bleibt er stehen und läßt die Wärme auf sich einwirken. Und keiner unter den Hunderten von Menschen, dem das beachtenswert scheint — denn stumpf und stier sind sie alle, die Elenden mit den schrecklichen Gesichtern, den schmutzigen Lumpen und erfrorenen Gliedmaßen . . .

O Menschenjammer! Wer kann sich der Thränen erwehren bei diesem Anblick! Da stehen sie — abgekehrte Leiber, bleiche hagere Wangen, daneben krankhaft aufgebunsene Köpfe — düstere Mienen, aus denen ein durch Leiden verstocktes Gemüt spricht; Gesichter, aus denen Laster und Verbrechen, andere, aus denen nur Jammer und Not blicken. . . . Welch lange, traurige Geschichte erzählt ein jedes dieser Gesichter, in die Entbehrung, Mißhandlung, Gram, Sünde, Verzweiflung, Hunger und Frost wie in ein Stammbuch ihre Gedentzeilen eingeschrieben haben. . . Hier ein kahlköpfiger Greis mit Trübsaugen, dort eine Mißgestalt mit eisernen Schienen an den Gliedern, kleine und große Gestalten, wüste und franke — alles das in Schmutz und Fliden gehüllt, in lächerliche Sommerkleider und bunten befudelten Kram. O Menschenjammer! Hier steht ein gebildeter Mann mit aschfaulen Jügen und ein paar Gloßaugen, von denen das eine unbeweglich ist, sein Kleid ist eine zerrissene Barchentjacke, die durch ihre Löcher des Mannes Brusthaare zeigt — daneben ein verkommenes Subjekt in schmutzgefärbtem Wollenhemde, über dem ein abgelegter, schmieriger Rutscherröck ohne Knöpfe hängt; dort eine runzliche, gräßliche Gestalt in blankgeschuertem Drillschzeug, auf dem silzigen Haar einen ehemals weißen Sommerhut, den ein Stutzer nach der Badereise fortgeworfen hat, — hier ein Kind (der Gestalt nach) mit ungemein langem, leichenhaftem Gesicht, ihm zur Seite ein härtiger, mit Ausschlag behafteter Mann in fadenscheinigem, hellkarriertem Jodettanzug. Dieser junge Mensch mit dem unbeschnittenen Haar und dem viel zu engen

Röckchen hat als einziges Zeichen der Winterszeit einen dünnen Faden (der ehemals ein schwarzes Tüchlein war) um den Hals gebunden; jener hat seine abgetragenen gelben Maurerhosen mit Bindfäden an der gestrickten Ärmeljacke befestigt, damit sie nicht von den mageren Gliedern gleiten. O Menschenjammer! Der weißhaarige Alte, der jetzt zitternd hereinschleicht, sinkt beinahe zusammen, seine rechte Hand sucht in der Hosentasche Wärme zu finden, auf die Linke, welche das Röckchen vor der Brust zusammenhält, ist ein alter Strumpf als Handschuh gezogen. Nun läßt er das Röckchen los, und — die kahle, welke Haut blickt durch die Löcher des Hemdes! O Gott, der du den Füchsen und Wölfen ein Winterkleid giebst, sieh diesen Elenden, wie nackt und bloß er ist! . . .

Einige sind wohlbekleidet: Arbeiter, die sich nur aufwärmen wollen; aber die Mehrzahl ist Jammer und Elend. Dicht zusammengepfercht, wie eine Herde im Stall, stehen sie da. Fast alle haben die Hände tief in den Taschen. Über ihnen breitet das elektrische Licht seinen bläulichen Schimmer durch die Vogenhalle. Donnernd rollen die Stadtbahnzüge über ihre Häupter hinweg, zischend und rasselnd, wie das erbarmungslose Leben dahinjagt über die vom Glück Verstoßenen. Droben der eisenklirrende Gesang des Fortschritts der Menschheit — drunten ihr ewiger Jammer, der gestern war und heute ist und morgen sein wird, bis einmal dieser Wanderstern aufhört, das Leben zu zeugen.

Der Aufwärter mit dem weißen Pflaster auf dem Backenknochen, verteilt an die Bedürftigsten einige „Esmarken“, die ein Mitleidiger gespendet hat. Auch der Knabe mit dem Greifenantlitz erhält eins der großen, runden Blechstücke, die je ein Zehnspfennigstück bedeuten. Welch einen Schatz trägt er nun in der Hand! Mit schlurfendem Schritt geht er an den Verschlag, wo die Frauen, die in ihrer weißen Haube und Schürze seltsam abstecken von diesem Schmutz und Elend, die Portionen austellen. Ein Napf mit dampfender Suppe und ein solldickes Stück Brot wird ihm ausgehändigt. Noch bevor er seinen alten Platz erreicht hat, setzt er das Gefäß zweimal an die zitternden Lippen und schlürft heißhungrig in dem wärmenden Trank. Alle seine Sinne klammern sich mit heraufschender, wohlthuerender Gier an dies Suppenmäpfchen, an dies trockene Stückchen Brot . . .

Die Nacht rückt vor; in der Halle wird es leerer. Alle, die noch in der Stadt einen notdürftigen Unterschlupf wissen, sind fortgegangen und nur die völlig Obdachlosen, Verlassenen bleiben zurück, die Unseligen, die auf dieser Erde kein Plätzchen haben, wo sie ihr Haupt hinlegen können, ohne daß es erstickt. . . Die Nacht rückt vor; und die Elenden bereiten sich hier auf den Holzbänken ihr hartes Lager. Sie ziehen ihr jammervolles Schuhwerk aus, sie legen die schmutzigen Röckchen als Kopfkissen auf der Bank

zusammen. Mancher ist schon im Sitzen eingeschlafen und bleibt in dieser Lage, bis er aufwacht und sich mit einem Seufzer auf den Holzfuß streckt. — Nun haben sich alle zurecht gelegt, das Vergessen zu erwarten. Die aufwartenden Frauen sind fortgegangen, nur ein Aufseher bleibt zurück. Nun wird's allmählich still. — Auch die Stadtbahnzüge stellen ihr Rollen ein. — Das milde Dämmern des Lichts, das den gewölbten Raum durchweht, läßt die Heimatlosen die Augen schließen. Der unerbittliche Kampf ums Dasein macht eine Pause . . .

Horch! ist es nicht als ob eine leise Stimme aus dem bläulich webenden Dämmer der Halle, wie aus Himmelhöhen herniedertönte? — ein Klang der Versöhnung, mild, lieblich, erbarmungsvoll, eine Stimme des Friedens . . .: „Ich bin der Vergessenbringer, der Bruder des Todes. Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid! Kommt her zu mir, ihr Verzagten und Verwaißten, ihr Enterbten und Verlassenen! Ich kenne euch alle. Ich weiß, ihr habt keinen besseren Freund in eurem armen Leben als mich. Keinen. Ich weiß, daß es nur wenigen von euch jemals wieder gut gehen wird. Ich weiß, daß die meisten von euch thränenlos ihre Tage hinschleppen werden durch die Verachtung der Menschen . . ., verstoßen in Elend, Kälte, Hunger — bis endlich sie eines Tages müde fortwanken aus der Gemeinschaft der Lebenden, um eine Ruhestätte am Grunde der Spree, oder in den Mauern des Gefängnisses zu finden. Kommt her zu mir. Ich weiß, wieviel eurer Schuld in eurer Not liegt, wieviel in den Tagen eurer Kindheit, bei Eltern und Erziehern, in Verführung und Umgebung — auch was ihr dafür gelitten habt. Ich weiß: auf euren geröteten Backenknochen, in den Höhlen eurer abgezehrten Wangen, in diesen matten, scheuen Augen liegt auch das Elend aller derer, die sorglos und unverfucht auf den Höhen des Lebens wandeln. Ich weiß, daß mit der Schuld, die auf euch lastet, ihr die heimlichen Sünden aller derer mit tragen müßt, an die das Glück seine Güter reichlich verteilt hat. Darum kommt her zu mir, ihr Bekümmerten und Verzweifelten, ich will euch Frieden bringen! . . .“ So spricht die leise Stimme. Und siehe: jetzt geht eine liebliche Gestalt durch die Reihen der Unglücklichen: ein unendliches Erbarmen in dem milden Angesicht, schimmerudes Mitleid in den Augen. Jenem Krüppel mit dem Leichengesicht, der noch immer in düsteren Gedanken zur Decke blickt, legt sie die Hand auf die Stirne und spricht: „Ich weiß, Du hast nie einen Gott gekannt, noch Kinder Spiele, noch Eltern, noch Freunde, noch Frieden im Leben. Ich weiß: die Gespielen Deiner Jugend waren Mißhandlung und Bosheit und Hunger. Schließe nun Deine trübten Augen, Du Armer, und vergiß das alles.“

Leise, wie in Gedanken, streicht die Gestalt dem Krüppel über die Stirn;

da schließt er die Augen und über seine Züge breitet sich ein Friede, den er im Leben niemals gekannt hat . . .

Der Gott des Schlummers schreitet weiter. Er kommt an den zerklumpte Knaben mit dem Greifenantlitz, der seinen Kopf noch unruhig auf dem schmutzigen Sommerröckchen dreht. — „Schlaf ein, Du Armer,“ sagt die milde Gestalt, und ihre Stimme hat sich verwandelt. „Schlaf ein, Du Armer. Deine tote Mutter schickt mich zu Dir, auf daß ich Dir Frieden bringe. Ich weiß: sie war die einzige, die Dich je geliebt hat, und sie wurde ins Grab geschaufelt, als Du noch ein Kind warst. Nun bist Du — verkommen. Deine tote Mutter schickt mich zu Dir, und ich soll Dir im Traume ihre salzigen Wangen zeigen und ihre milden Augen. Aber kein Vorwurf,“ fährt die Gestalt schnell mit noch sanfterer Stimme fort, „kein Vorwurf wird in ihren Mienen liegen, auch kein Mitleid — nur Freundlichkeit und Güte soll Dir die Mutterliebe im Schlaf zulächeln . . . wie wenn Du noch das unschuldige Kind wärest, das einst glücklich und reinen Herzens an der Schwelle spielte, wenn das Mütterlein am Herdfeuer stand und lächelnd zu Dir herüberblickte . . . weißt Du wohl?“ —

So spricht die Gestalt mit leiser Stimme, gleich fernem Vogelgesang; und sieh — und sieh: wie ruhig und friedlich wird es auf dem Greifenantlitz des Knaben! O Gott — ein Lächeln gleitet über das elende Gesicht . . .

Nun schlafen sie wohl alle. Nun ist Frieden auch hier. O süßer Trost: so werden sie einst alle beruhigt hingestreckt liegen, wenn über ihnen lustig grüend der Hügel sich wölbt, und das grausame Leben nicht mehr zu ihnen kann mit seinem Hohn und Spott! . . .

Die Stunden gehen unmerklich dahin. — Schon knirschen draußen die ersten Wagen im Schnee. Oben auf dem Bahnkörper erschallen Schritte — der Dienst beginnt. Unten tritt ein anderer Wärter in die Halle. — Plötzlich ein näherkommendes Rollen, dann ein heftiges Donnern über der Decke: der erste Stadtbahnzug läuft ein. Hastig fahren eine Anzahl Schläfer in die Höhe, blicken sich um und — hastig drehen sie ihr Gesicht wieder zur Seite, als ob sie sich vor dem Leben verstecken wollten, wie der Vogel, wenn er den Habicht erblickt . . . Nur eine ärmliche Gestalt mit verstümmelter Nase richtet sich zitternd auf. „Ist es wärmer geworden?“ fragt sie stockend den Wärter.

Der schüttelt hüstend den Kopf —: Vierundzwanzig Grad Kälte!“ . . .



Besuch.

Von Gustav Morgenstern.

(Kopenhagen.)

Ich stehe am Fenster und sehe auf die öde graue Straße, die im grellen Lichte der Frühlingssonne schläft.

Da fällt mein Auge auf den Fußsteig gegenüber. Eine Dame geht langsam gradaus, festen Schritts. Meinem Fenster ist der Sonnenschirm zugewandt, so daß ich den Kopf nicht sehe. Aber ich kenne den Nacken. Und ich weiß, weiß bestimmt, daß sie kommen wird.

Ich trete in die Mitte des Zimmers zurück. Ich fühle den Kreislauf meines Blutes. Drei, vier bange Sekunden. Ich weiß, nun ist sie an der Straßenecke. Nun wendet sie sich mit einem plötzlichen Ruck und geht steifen Schritts geradeaus die schräge Linie, die zur Thür des Vorgartens führt. Nun fällt das Thürchen zu. Die Klingel schrillt.

Soll ich öffnen? Ja, sie hat Ehrlichkeit verdient. Und ich gehe entschlossen die Treppe hinunter.

Wir hören kaum, daß wir Guten Tag sagen. Sie geht ohne weiteres die Stufen hinauf, öffnet ohne weiteres die Vorkamthür, tritt in meine Stube und setzt sich in den alten Lehnstuhl, dem Sofa gegenüber.

Eine Pause. Mir klebt die Zunge im Munde.

Endlich beginnt sie: Es war so schönes Wetter heute. Und so beginnen wir zu schwätzen.

Mir rauscht es im Kopf. Meine Stimme klingt mir wie aus der Ferne. Und dann ist mir, als drängten sich meine Kniee dem Boden zu, als müßt ich wieder meine Arme um ihre Kniee schlingen, meinen Kopf in ihren Schoß drücken . . . Ich sinke. Ich sehe das grüne Wasser. Es rauscht — rauscht —.

Ich höre, wie ich gequält antworte: Nein, Fräulein, ich glaube nicht, daß die Cholera wieder nach Hamburg kommt —.

Ich fühle deutlich, daß meine Stimme überschlägt. Ich will ein Ende machen. „Aber wollen Sie nicht eine Cigarette rauchen?“

Ich bringe ihr die Schachtel. Sie erblickt auf der Rückseite des Deckels das Fabrikzeichen. „Die alte Sorte?“ — „„Ja.““ —

Sie nimmt die neben den Cigaretten liegende Spitze; sie weiß, daß es ihre ist, und mit zitternden Händen zwingt sie unbehilflich eine Cigarette hinein, die sie mitten überbricht.

Ich wage nicht Feuer zu bieten.

Sie sitzt eine Weile zusammengesunken; dann wirft sie hastig Spitze und Cigarette auf den Tisch, tritt schlank aufgerichtet vor mich hin und streckt den Arm schräg vorwärts, mit schlaff hängender Hand. „Zi's wirklich — ist's notwendig —?“

„Ja.“

Ich sehe starr in feuchte Augen. Dann — plötzlich — wirft sie den Kopf zurück, daß eine Thräne eilig zum Mundwinkel läuft. Eine rasche Wendung, und sie geht festen Schrittes, wie ein Soldat, zur Thür und hinaus.

Die Hausthür fällt ins Schloß.

Das Gartenthürchen klinkt.



Der Lieb.

Novelle von Otto Verdrow.

(Stralsund.)

In seiner kleinen ärmlichen Wohnung draußen in der Vorstadt saß ein alter Mann am Pulte und schrieb. Es war um die Zeit, da der von früh bis spät nie verstummende Lärm in der kinderreichen Mietskasernen allmählich einschläft. Unermüdblich führte die schlaue Hand die Feder über das Papier und hielt nur manchmal inne, um in einem der Bücher, die in größeren und kleineren Stapeln die Platte des Schreibtisches bedeckten, nachzuschlagen. Zuweilen richtete sich der Alte aus seiner etwas gebückten Haltung auf, lehnte sich in den Korbstuhl zurück und überflog mit sinuendem Blick die Stahlstiche, die vor ihm an der Wand hingen, Porträts Lessings, Keuhaus, Hamerlings und anderer Dichter.

So verrannen Stunden. Keine Uhr belebte mit munterem Pendelschlage die nächtliche Stille; kein Geräusch war vernehmbar als das Krachen der Feder auf dem Papier. Endlich stand der Schreiber etwas schwerfällig auf und begann, die Hände auf dem Rücken, mit schwankelem Gange den engen Raum zu durchwandern. Dann trat er an das unverhängte Fenster und blickte still hinab auf die schlafende Stadt — er wohnte hoch oben im vierten Stock des Hauses — und empor zum klaren Winterhimmel, und sein Auge verlor sich in die Betrachtung der herrlich leuchtenden Gestirne. — Möglicherweise erinnerte er sich, daß er ein Buch hatte suchen wollen, dessen

er zu seiner Arbeit bedurfte. Bei der peinlichen Ordnung, die in seinem Bücherschranke herrschte, fand er es bald und setzte seine Arbeit fort.

Sehr spät war es, als er den letzten Federzug that. Er atmete tief auf; dann nickte er dem Bilde Hamerlings zu. „Ich hoffe, du sollst mit mir zufrieden sein!“ sagte er leise. Er hatte ein litterarisches Charakterbild des Dichters für ein größeres Journal geschrieben. Mit einer beinahe ängstlichen Sorgfalt verpackte und versiegelte er das Manuskript. Nachdem er die Adresse geschrieben, ging er in den dunklen Nebenraum und blieb lauschend an der Thüre stehen. Leises, tiefes Atmen drang aus einem Winkel an sein Ohr. „Sie schläft fest,“ flüsterte der Alte. Behutsam, jedes Geräusch vermeidend, kleidete er sich zum Ausgehen um, trat dann in das Wohnzimmer zurück, steckte den Brief in die Tasche des abgetragenen Überziehers und verließ die Wohnung.

Langsam und vorsichtig, immer mit dem Stock vor sich hintastend, stieg er die knarrenden Treppen hinab. Als er nun auf die Straße hinaus trat, fiel ihm die Dezemberkälte so schwer auf die schwache Brust, daß er ordentlich nach Atem ringen mußte. Er lehnte sich gegen die Wand des Hauses, um Kräfte zu sammeln; wer wochenlang nicht aus der Stube gekommen ist, muß sich erst an die frische, herbe Winterluft gewöhnen. Nach einigen Augenblicken machte er sich auf den Weg. Schwer auf den Stock gestützt, wanderte er langsam durch die matterleuchteten Gassen. Selten strich ein Nachtvogel oder ein Wächter an ihm vorüber. Selbst in das Centrum der großen Stadt, wo noch vor ein paar Stunden der Strom des Lebens rauschte und wogte, war nun Ruhe und Schweigen eingekehrt. Gerade als er am Neuen Theater, dessen elektrische Laternen längst erloschen waren, vorüberging, schlug es von den Türmen der Kirchen ein Uhr. — „Schon spät!“ murmelte der Alte, ohne darum seinen Schritt zu beschleunigen. Selten kam er früher zur Ruhe. Er liebte die stille Nacht, in der kein grelles Licht, kein widriger Lärm ihn in seinen Gedanken störte. — Nun stand er vor dem mächtigen Postgebäude, zog seinen Brief hervor und schob ihn bedächtig in die Spalte des Kastens.

Der Heimweg führte ihn an einem Nachtrestaurant vorüber, in dem er vor Jahren in frohem Freundeskreise manche vergnügte Stunde verlebt hatte; auch später war er hier in alter Anhänglichkeit hin und wieder eingekehrt, um einen einsamen Trunk zu thun. Zudem er hieran dachte, spürte er plötzlich einen peinigenden Hunger; seit gestern morgen hatte er keine ordentliche Mahlzeit eingenommen. Und da noch, freundlich einladend, Licht hinter den Vorhängen schimmerte, trat er schnell entschlossen ein.

Er fand die vordere Gaststube leer. Im anstoßenden Billardzimmer, dessen Thüre geschlossen war, hörte er die Eisenbeintugeln rollen und

Klappen; aus dem noch entfernteren Saal drang das gedämpfte Geräusch fröhlicher Stimmen und Gläserklang. Nach einigen Minuten kam der Wirt und begrüßte mit etwas erkünstelter Herzlichkeit den späten Gast.

„Ah, guten Abend, Herr Lüben! So spät noch auf den Beinen?“

„Ich habe lange gearbeitet und dann noch einen Brief expediert. Nun verlangt aber der Magen sein Recht. Sie könnten mir ein Glas Bier und ein paar gefottene Eier bringen. — Was haben Sie für Gesellschaft?“

„Hinten im Saal kommersiert die akademische Shakespeare-Gesellschaft. Aber wie ist's denn? — Irre ich nicht, so sind Sie Ehrenmitglied, Herr Lüben! Wollen Sie nicht näher treten?“

„Ich erinnere mich, ich habe vor ein paar Tagen eine Einladungskarte bekommen. Ich hab es vollständig vergessen. Aber nun so spät noch aufstehen? — Was würden die jungen Leute von der alten Nachtlampe denken! — Nein, ich fühle mich auch zu abgespannt. Lassen wir die Jugend populieren nach Herzenslust, und bringen Sie mir meinen Schoppen!“

Der Wirt ging dienstfertig davon. Lüben lauschte dem geräuschvollen Treiben der jungen Zecher. Ob Unger unter ihnen war? — Es war ein ihm bekannter Student, der ihn in die Shakespeare-Gesellschaft eingeführt hatte; mit ihm hätte er gern noch ein Stündchen verplaudert. Aber die ganze übrige Gesellschaft in den Kauf nehmen — nein! —

Der Wirt versah ihn mit Speise und Trank, legte ihm Zeitschriften bereit und ließ ihn dann, da er seines Gastes Neigung zur Einsamkeit schon kannte, allein. Mit dem Appetit des Heißhungrigen verzehrte Lüben sein bescheidenes Mahl. Dann that er, während er die Journale las, fleißig dem Krüge Bescheid, den ihm der Wirt, ab- und zugehend, mehrmals füllte. Schon hatte der Regulator die zweite Morgenstunde verkündet, als der alte Herr seine Börse zog, um die Zecher zu berichtigen. Beim Überprüfen seiner geringen Barschaft machte er die verdrießliche Entdeckung, daß er nach Abzug jener Summe nur wenige Kupferstücke übrig behielt. Diese paar Pfennige machten sein ganzes Vermögen aus! — Nun war er zwar nicht gewohnt, große Reichtümer zu verwalten; oft hatte er in den letzten Jahren der Armut ins Auge gesehen; aber immer war es ihm gelungen, im entscheidenden Augenblicke Rat zu schaffen. Nie war er so vollständig abgebrannt gewesen wie jetzt. Seine Arbeit hatte ihn so ganz in Anspruch genommen, daß ihm entgangen war, wie seine Mittel versieghen. — Er drehte seine letzte Mark zwischen den Fingern und sann über seine Lage nach. Vor dem drütnächsten Tage konnte das Honorar für den Hamering-Artikel, selbst für den Fall, daß es ihm seinem Wunsche gemäß umgehend

überhandt wurde, nicht einlaufen. Und auf eine andere litterarische Einnahme konnte er vor der Hand nicht rechnen. Was war zu thun? — Freilich, käme er allein in Betracht, so bedürfte es der Überlegung nicht: er konnte hungern, wie er öfter gehungert hatte. Aber das Kind! — Das Kind Not leiden zu sehen, würde ihm das Herz brechen. Und wieder kam ihm der Gedanke, der ihn jedes Mal mit bitterem Schmerz erfüllte: der Gedanke, von Sophie zu scheiden. Wußte er denn nicht, daß die Verwandten seiner seligen Frau die Kleine mit offenen Armen aufnehmen würden? — Daß in dem begüterten Pfarrhause ein schöneres Los ihrer harrte, als er's ihr je würde bereiten können? — Warum hatte er denn so beharrlich den Wunsch des kinderlosen geistlichen Ehepaars, Sophie zu adoptieren, zurückgewiesen? — Er konnte sich nicht von dem Kinde trennen, das er liebte, als wär's sein eigen Fleisch und Blut! Als er vor vier Jahren das kaum dreijährige verwaisete Mädchen zu sich nahm, um nur ein lebendes Wesen um sich zu haben, für das er sorgen könnte, da ahnte er nicht, wie innig ihm das Kind aus Herz wachsen, wie unentbehrlich es ihm werden würde. Dieses seine, süße Stimmchen, das helle, herzige Lachen, wie erfrischte es ihn in Stunden der Abgespanntheit und Verdrossenheit; wie trösteten ihn diese blauen, freundlichen Augen über die Bitterkeit des Lebens! — Und doch, wie selbstsüchtig handelte er, indem er seinen Liebling von der Welt abschloß und an sein elendes, trauriges Schicksal ketete! Noch ahnte Sophie nicht, was sie entbehrte; aber würde er sie nicht eines Tages doch aus ihrer Haft entlassen und seinen teuren Schatz fremden Händen anvertrauen müssen, und würde ihm dann die Trennung nicht unendlich schwerer fallen als jetzt, da das Kind noch mit bewußtloser Liebe an ihm hing und den Schmerz des Scheidens nicht fühlte? —

Der alte Mann stützte den Kopf in die Hand und sah bekümmert vor sich nieder. Der letzte Sonnenstrahl würde aus seinem Leben scheiden mit diesem Kinde . . . das war klar. Und doch mußte es sein. Raum ernährte ihn seine Feder noch, und er wurde älter und schwächer — mit jedem Tage fast schwächer. Es war ein grenzenloser Egoismus, dieses zarte junge Wesen, dem sich die besten Aussichten darboten, an seiner Seite den Mangel preiszugeben. Er mußte sich von ihm trennen, je eher, je besser.

Aber für dieses Mal, für heute, für morgen mußte Rat geschafft werden. Er überlegte, was zu thun sei . . . Das einfachste war, den Wirt um Stundung zu bitten und zu versuchen, mit den paar Groschen, welche seine Zehne ausmachten, zu reichen. Die alte Frau, die seinem Haushalte vorstand, war gewohnt, sparsam zu wirtschaften; sie würde schon auskommen, wenn's sein mußte. Aber er kannte den Wirt, der vor etwa zwei Jahren das Lokal übernommen hatte, nur sehr oberflächlich. Außer-

dem hatte der Mann das erste Mal, da Lüben ihn sah, einen so widerwärtigen Eindruck auf ihn gemacht, daß sich noch heute sein ganzer Abscheu regte, wenn er jener Scene gedachte . . . An dem abseits stehenden Tische dort in der Ecke des Zimmers saß an jenem kalten Winterabend der alte Mann in abgetragener Kleidung, scheinbar ein kleiner Subalternbeamter, der vor dem schaurigen Wetter in das Lokal geflüchtet war und nun, in dem warmen Zimmer aufstauend, nachdem er sich von seiner Verlegenheit erholt hatte, mit behaglichem Schmugeln seinen Schoppen trank. Mit stiller Künstlerfreude hatte Lüben den Alten beobachtet: wie er sich mit ungeschickter Hast seines Überziehers entledigte, während sein wie um Entschuldigung bittender Blick über die anwesenden Gäste und den halb verächtlich, halb mißtrauisch dreinschauenden Wirt schweifte; wie er dann seinen grauen Kopf hinter einer großen Zeitung versteckte und erst wieder hervortauchte, nachdem er sich, rechts und links spähend, überzeugt hatte, daß ihn niemand mehr beachtete; wie dann allmählich Zufriedenheit und Behagen über sein stilles Gesicht zog, wie er, hierhin und dorthin lauschend, vergaß, daß er sich nur ein halbes Stündchen hatte wärmen wollen, und aus dem einen Schoppen vier oder fünf wurden. Und dann, nach Stunden, hatte er mit ängstlicher Miene in seinen Taschen herumgestochert und endlich, nach langem vergeblichen Suchen, den Wirt gerufen und ihm mit leiser, verschüchterter Stimme seine Not geklagt: er sei vorhin vom Dienst gekommen und habe vergessen, sein Portemonnaie einzustecken. Und der Wirt hatte laut gelacht und geantwortet: „Sie wollen mich wohl uzen? Machen Sie keine Geschichten!“ Und wieder hatte der Alte leise und bittend auf ihn eingeredet, bis ihn der Wirt mit seiner groben Stimme unterbrach: „Was, Verlegenheit! Das kennen wir! Bezahlen! Hier wird nicht gepumpt!“ — Und in tödlicher Verlegenheit sich windend hatte der arme Mensch, der aller Blicke auf sich gerichtet sah, gestottert, er wolle sofort das Geld bringen, er wohne ganz in der Nähe, und hatte seinen Hut vom Riegel genommen; aber: „Durchbrennen wollen Sie!“ hatte ihn der Wirt angedonnert. „Und wenn Sie nicht sofort das Geld auf den Tisch legen, schicke ich auf das Polizeiamt und lasse Sie festnehmen!“ Und als er den alten Mann unter der Wucht dieser rohen Worte gleichsam zusammenbrechen sah, war Lüben zu dem Wirte getreten, hatte ihm einen Thaler gegeben und gesagt: „Sie irren sich, Herr Schulz, der Mann ist kein Betrüger, ich kenne ihn persönlich — habe ihn nur nicht früher erkannt. Hiervon machen Sie sich für seine und meine Beche bezahlt!“ — Und er hatte dem Alten, der ihn sprachlos anstarrte, die Hand gedrückt und dem Wirte, der mit einem unsagbar-dummen Gesichte dastand, zugenickt und war hinausgegangen.

Nein, einen Mann, der einem wehrlosen Greise gegenüber solche

Herzensroheit bewiesen, mochte er nicht um einen Pfennig bitten! Nicht um die kleinste Gefälligkeit! —

Es ging schon nicht anders: er mußte seine letzte Mark hier lassen.

Aber morgen — morgen! — Wie sollte es da werden?

Wenn er einen Freund, einen guten Bekannten hätte, an den er sich in seiner Bedrängnis wenden könnte!

Seine Armut hatte ihn vor Jahren gezwungen, allen Verkehr abzubrechen. Er wollte jeder gesellschaftlichen Verpflichtung enthoben sein. Denn sein Stolz verbot ihm, Almosen zu empfangen und Leuten, in deren Gesellschaft er einst bessere Tage gesehen, den Anblick seiner traurigen Lage zu gewähren. Mit hartnäckigem Troß hatte er sich von der Welt abgeschlossen, und so durfte er sich nicht beklagen, daß die Welt ihm den Rücken gekehrt. „Wer sich der Einsamkeit ergiebt, ach! der ist bald allein“ —; er hatte die Wahrheit dieses Dichtermortes an sich erfahren! Er war allein und war dessen zufrieden. . . . Der einzige, der ihm gemächlich nahe stand, war Unger, jener junge Student, der ihn in die Shakespeare-Gesellschaft eingeführt hatte. Ja, er liebte diesen hochdenkenden Jüngling voll Gemüts-tiefe und edlen Wahrheitsdurstes, liebte ihn wie einen Sohn! Ihm allein hatte er gestattet, ihn in seiner einsamen Klause zu besuchen; und die nächtlichen Stunden, die sie in ernstem Gespräch mit einander durchwachten, waren beiden Stunden der Weiße. Er war dessen gewiß: Unger würde ihm, obgleich er selbst in bescheidenen Umständen lebte, mit tausend Freuden helfen. Aber Küben hatte nie geborgt, hatte es sich zum strengsten Grundsatz gemacht, seine Unabhängigkeit zu wahren, und sollte nun von einem so jungen Manne Geld nehmen, er mit seinen grauen Haaren! Und wenn er's wirklich über sich gewönne, den Mund zu dieser Bitte zu öffnen: würde nicht, trotz aller Liebe und alles Vertrauens auf beiden Seiten, ihr schönes reines Verhältnis doch getrübt werden? — Das sollte nie geschehen!

Während er so überlegte, ohne einen Ausweg zu finden, fiel sein Blick zufällig auf einen Gegenstand, der vor ihm auf dem Tische stand. Es war eine jener metallenen Sammelbüchsen mit der Aufschrift: „Den städtischen Armen“, wie sie in fast allen öffentlichen Lokalen aufgestellt waren. Ein seltsamer Gedanke ging ihm plötzlich durch den Kopf, ein Gedanke, so befremdend durch seine Neuheit, und zugleich so häßlich und verwirrend, daß dem Alten das Blut in die Wangen schoß. — Pfui! dachte er, daß einem so etwas anfliegen kann! Das wäre ja der reine Wahnsinn! — Unwillig wandte er den Blick von der Büchse ab und begann von neuem zu überlegen. . . . Wenn er jetzt aufstände und unbemerkt verschwände! — Er konnte ja an einem der nächsten Tage, sobald irgend ein Honorar einlief, wiederkommen und bezahlen. Vielleicht würde der Wirt nicht an seiner Ehrlich-

keit zweifeln und vermuten, er habe die Bezahlung vergessen. So war's jedenfalls am besten. Aber — wenn nun gerade in demselben Augenblicke der tückische Zufall den Wirt hereinführte! — Wenn der Mensch ihn mit der dieser Sorte eigenen Pfliffigkeit durchschaute! Vor einem solchen Manne den Blick niederschlagen müssen . . . — nein! dreimal nein! —

Endlich entschloß er sich, auf seinen jungen Freund Unger zu warten, der höchstwahrscheinlich an dem Kommerz teilnahm. Derselbe würde ihn sicher nach Hause begleiten, wie er's oft gethan; vielleicht ließe sich unterwegs in der Dunkelheit der Mut finden, die beschämende Bitte auszusprechen. Wenn sie nur nicht gar zu lange zechten! Der glücklichen Jugend schlägt keine Stunde. — Am Ende war Unger gar nicht da, und er wartete vergebens und mußte schließlich doch —.

So saß der Alte wie festgebammt auf seinem Stuhl, die abgesehabe Börse zwischen den Fingern, und das Herz schlug ihm wie einem Schulbuben, der über einem schlechten Streich ertappt zu werden fürchtet. Da er seine Lage überdachte, mußte er selbst der Not, die ihm das Fehlen einiger Nidelstücke verursachte, lächeln. Vor fünfundsanzig Jahren würde ihm dieser Fall keine so heftigen Strupel bereitet haben. Aber darin lag ja eben der Unterschied, daß er ein alter Mann war, der ein Leben voll harter Arbeit im Rücken hatte, und nun hier sitzen mußte und sich in Verlegenheit winden, sich selbst zum Spott — es war, um wild darüber zu werden! — Und wieder fiel sein Blick auf die Armenbüchse. Mit einer sonderbaren Neugier betrachtete er den Gegenstand, obschon er ihn wohl hundert und aberhundertmal an den verschiedensten Orten gesehen hatte. Über dem viereckigen Blechkasten erhob sich das Modell einer zierlichen kleinen Burg aus Gußeisen; am Fuße des Türmchens befand sich der Spalt, durch den in glücklichen Tagen — o wie oft! — seine Hand ein Almosen hatte gleiten lassen. O, nur ein geringer Bruchteil jener Spenden — was gäbe er darum in diesem Augenblick! — — Ob der Kasten gefüllt war? — Lächerlich! — was ging's ihn an? — Dennoch — seine Hand streckte sich aus, ohne daß er's wollte, und hob die Büchse. Sie war schwer! . . . Ein Zittern lief durch den ausgestreckten Arm; es war, als ob sich ein elektrischer Strom aus dem Gegenstande durch seine Finger, seinen Arm, durch den ganzen Körper ergöffe! Fast wäre der Kasten seiner Hand entglitten; ein leises Klirren drang aus seinem Innern, als er dumpf die Tischplatte berührte. Es brauste in des Alten Ohren; wild sah er sich um: ihm war, als hätte jemand die Thür geöffnet. Er stand auf, er wollte nun fort um jeden Preis. Und Gut und Stoch riß er vom Nagel und warf den Mantel über den Arm, und schon sagte seine Hand den Drücker der Thür — da dachte er an das Kind! — Du mußt einen Ausweg finden, um jeden Preis! sagte er sich.

Und da — ganz unvermittelt — plötzlich stand der Plan fertig vor ihm, so einleuchtend, so einfach, daß Lüben sich wunderte, nicht sofort hierauf verfallen zu sein. — Den städtischen Armen war der Inhalt der Büchse bestimmt: nun wohl, so hatte auch er ein Anrecht darauf. Denn er gehörte zu den Armen, wenngleich sein Name nicht in den Listen der Unterstützungsbedürftigen geführt wurde. Aber er hatte gar nicht die Absicht, ihnen die Gaben, die ihnen zugebacht waren, zu nehmen; er wollte nur eine kleine Summe, wenige Groschen, entleihen, um sie verdoppelt, verdreifacht zurückzuerstatten, sobald das erste Honorar eintraf. . . Nur schnell, ohne Zaudern und Zagen ans Werk! —

Er nahm die Kassette in die Hand und betrachtete sie. Sie war durch ein einfaches Vorhängegeschloßchen versichert, und es gab keine Möglichkeit, zu ihrem Inhalt zu gelangen, als durch das Öffnen des Schloßes. Lüben war im Besitze mehrerer kleiner Schlüssel; er zog sie hervor und probierte vollkommen ruhig und aufmerksam einen nach dem andern. Eine Geistesgegenwart, eine Kaltblütigkeit, die dem kränklichen Manne sonst völlig fremd war, beherrschte ihn dergestalt, daß kein Muskel seiner Hand zitterte. Das Glück war ihm hold: beim dritten Versuch gelang es ihm, das Schloß zu öffnen. Er zog das Schlüsselchen ab und steckte es in die Tasche; dann aber fiel ihm ein, daß er nachher wieder abschließen müsse, und seine Hand fuhr sofort in die Tasche. Merkwürdig! — der Schlüssel war nicht dort! — Hatte er ihn denn nicht in diesem Augenblick in die Tasche seines Weinkleides gesteckt? — Oder war es die Westentasche? — Er fing an zu suchen; das Ding mußte sich doch finden! . . . Ein Geräusch in seinem Rücken erregte seine Aufmerksamkeit; betroffen drehte er sich um — da, in demselben Moment, als eine entsetzliche Ahnung ihm wie ein Blitz durch den Kopf fährt, fliegt die Thür des Zimmers auf, und — der Wirt steht auf der Schwelle! — Eisalte Schauer rieseln über des Unglücklichen Rücken; er will die Kassette von sich werfen — fliehen —; er kann kein Glied rühren. So steht er, zur Bildsäule erstarrt; die Augen treten aus ihren Höhlen und stieren mit dem Ausdruck tödlicher Angst auf den Mann dort im Rahmen der Thür — —

Jetzt näherten sich rasche Schritte, und fröhlich lautes Stimmengewirr tönte durch die fürchterliche Stille. Da trat der Wirt auf Lüben zu und fuhr ihn an mit seiner rohen Stimme: „Mein Herr, lassen Sie wenigstens ein paar Groschen für die armen Leute drin!“

Wie von einem Faustschlage getroffen, taumelte der Alte gegen die Wand; schlaff fielen seine Arme am Körper nieder; die Büchse polterte zu Boden, und klingend und klirrend rollten armselige grüspanbedeckte Kupfermünzen über die Dielen. Die jungen Leute, die sich eben zur Thür herein-

drängten, ahnten sofort den Ernst der Situation; der Lärm verstummte, und voll teilnehrender Spannung ruhte jedes Auge auf der gebrochenen Gestalt des Greises, den alle Glieder der Gesellschaft kannten und verehrten. „So was ist mir noch nicht vorgekommen,“ ließ nun der Wirt sich vernehmen. „Er hat sich an der Armenbüchse ver“ —. Einer der jungen Männer winkte ihm unwillig, zu schweigen. Auf sein Zeichen traten alle leise in das Nebenzimmer zurück. Dort stellte er ihnen mit warm aus dem Herzen quellenden Worten vor, wie schrecklich die Not sein müsse, die diesen Mann, den sie ja alle liebgewonnen hätten und für dessen ehrenhafte Gesinnung er bürgte, gezwungen habe, seine Hand nach fremdem Eigentum auszustrecken. Hier müsse Augenblicklich geholfen werden, um gut zu machen, was sich noch gut machen lasse, und er appelliere an den Edelmut der Kommilitonen. — Durch den Ernst und das echte Mitleid ihres Kameraden gerührt, gaben die Studenten gern, was sie bei sich hatten. „Herzlichen Dank!“ sagte der Jüngling mit senktem Auge. „Sie thun ein gutes Werk. Ich will versuchen, unserm armen alten Herrn unsere Gabe annehmbar zu machen. Und nun, bitte! verweilen Sie hier noch ein paar Minuten, bis ich Lüben hinausgeführt habe.“

Er begab sich in die Gaststube und fand den Alten noch in derselben Stellung. Zögernd trat der junge Mann näher, Schritt vor Schritt, bis er dicht vor ihm stand, der noch immer kein Zeichen des Lebens von sich gab. Dem Studenten klopfte das Herz, er wagte nicht zu sprechen; endlich ermaunte er sich und legte dem Gebrochenen die Hand auf die Schulter. Lüben zuckte zusammen; schwermüthig hob er den Kopf und sah den Harten den wie geistesabwesend mit erloschenem Auge an. — „Es ist spät, lieber Herr Lüben,“ sagte jener freundlich, weungleich immer noch unsicher. „Wir haben hier einen kleinen Kommerz gehabt — die Shakespeare-Gesellschaft — und sind eben fertig. Darf ich Sie nach Hause begleiten?“ — Lüben schwieg und sah den jungen Mann mit einem Blick an, der ihm ins Herz schnitt. „Ganz recht,“ sagte er endlich mechanisch. „Nach Hause. Gehen wir also nach Hause!“ — Er richtete sich aus seiner zusammengesunkenen Haltung auf; dabei stieß sein Fuß an die Kassetten; der Klang derselben schien ihm das Bewußtsein zurückzugeben. Ein Zug des stärksten Widerwillens und Ekels flog über seine Züge. Er raffte sich auf, und so schnell seine wankenden Kniee ihn zu tragen vermochten, durchmaß er Stube und Korridor, riß die Hausthür auf, daß die Glocke schrill durch die Nacht gellte, und floh barhäuptig hinaus auf die stille Gasse.

Nichts Gutes ahnend, ergriff der Student Lübens Hut und Mantel und eilte dem Flüchtling nach. Es hielt schwer, den Alten, der mehr lief als ging, einzuholen. Und als der Verfolger ihn erreicht hatte und un-

mittelbar hinter ihm schritt, beachtete er denselben gar nicht. „Herr Lüben,“ sagte endlich der junge Mann, dem es unheimlich zumute wurde, mit erhobener Stimme, „wollen Sie mich nicht mitnehmen?“

Lüben zuckte zusammen und blickte sich mißtrauisch um.

„Ich bin es — Unger!“ versetzte der Student. „Sie haben bei Ihrem schnellen Ausbruch Hut und Mantel vergessen; ich bringe Ihnen alles.“ — Er setzte ihm den Hut auf und reichte ihm den Mantel zum Anziehen. „Sie möchten sich erkälten.“

Lüben wehrte ungeduldig ab. „Lassen Sie das doch!“ sagte er mit dumpfem Tone. „Das hat nun alles keinen Zweck.“

„So müssen Sie ihn wenigstens über die Schultern hängen,“ entschied Unger. „Und nun erlauben Sie mir Ihren Arm. Ich habe Sie oft des Nachts nach fröhlich verlebten Stunden heimbegleiten dürfen; ich bringe Sie auch heute bis an die Schwelle Ihres Hauses.“

Ohne weiteres nahm er Lübens Arm. Schweigend gingen sie eine Strecke. Der junge Mann fühlte des Alten Arm in dem seinen zucken.

„Unger,“ begann endlich der Schriftsteller mit müder Stimme, „Sie zeigen sich so teilnehmend, so rücksichtsvoll gegen mich — nein, nein! unterbrechen Sie mich nicht! — Ihre Freundlichkeit thut mir unendlich wohl in dieser Stunde, erwärmt mich bis ins innerste Herz hinein. — Die meisten Menschen sind froh, wenn sie einen Unglücklichen um die nächste Ecke verschwinden sehen, und wär's auch ihr bester Freund. Was wollen Sie? — Das liegt einmal im Menschen; wir sind eine treulose Rasse. — Doch was wollte ich sagen? — Nun, Sie sind nicht so, lieber junger Freund; Sie haben mir Treue bewiesen, haben mir durch Ihre warme Theilnahme, durch Ihre Begeisterung für alles, was groß und gut ist, das Gemüt erhehlt. Und jedes Mal, wenn Sie spät in der Nacht von mir gingen, sagte ich mir: Noch hat der Egoismus Liebe und Selbstlosigkeit nicht ganz verdrängt auf Erden. Wie wohl mir aber solche Erfahrungen thaten, das freilich haben Sie nicht wissen können, wenn Sie vielleicht auch geahnt haben, wie schlimm Not und Elend und die Menschen mir mitspielten. Und nun, in dieser Nacht war die Not stärker als ich und“ — seine Stimme brach sich in einem herzergreifenden Schluchzen — „und hat mich in den Staub, — in den Schmutz getreten und zum — Verbrecher gestempelt! — Und nun ist's aus — gehen Sie nach Hause, ich finde meinen Weg allein.“

Er riß sich los, ließ den tieferschlüchterten jungen Mann stehen und stürmte davon. Aber schon nach wenigen heftigen Schritten hielt er an und kehrte zu Unger zurück. „Nein!“ sagte er mit tiefem Atemzuge und reichte ihm die Hand, „es ist unrecht von mir, daß ich Sie so verabschiede. Habe ich's denn so eilig, daß ich nicht in der alten freundschaftlichen Weise

von Ihnen Abschied nehmen kann? — Verzeihen Sie mir, mein junger Freund! Selbst wenn ich Sie nicht länger kennte als seit dieser Stunde, würden Sie auf meine Dankbarkeit ein Anrecht haben. Kommen Sie! Ich will Ihnen eine kurze, lehrreiche Geschichte erzählen. Das ist vielleicht der beste Dienst, den ich Ihnen erweisen kann. Kommen Sie, damit ich Sie nicht zu lange dem glücklichen Schlafe der Jugend entziehe.“

Er schob seinen Arm unter den des jungen Mannes, und beide setzten den Weg fort. Nach einer langen Pause begann Lüben:

„Ich war vielleicht fünf Jahre älter als Sie, da entschloß ich mich zu dem folgenschwersten Schritte meines Lebens: ich sagte mich von meinen Amte los, um mich ganz der Poesie widmen zu können. Ich that es trotz des warnenden Beispiels, das so mancher unglückliche Dichter allen denen vor Augen führt, die es gelüftet, das Leben des Berufsschriftstellers zu führen. Dies war der erste und schwerste Rechenfehler in meinem Leben, und daß ich ihn machte trotz wohlwollender Warnungen, das ist eine Schuld, die ich weder beschönigen kann noch will. Zu begreifen ist meine Handlungsweise allein aus dem glückseligen Taumel, in welchem damals mein ganzes Denken und Dichten besangen war. Ich stand auf dem Höhepunkt meines Lebens, im Vollgefühl körperlicher und geistiger Kraft. Ich war befeelt von Daseinsfreude und Schaffenslust. Ein süßes Herzensglück — ich hatte vor kurzem die Geliebte meiner Jugend heimgeführt und mir einen eigenen Hausstand gegründet — förderte mein Talent mächtig. Ein Band Gedichte und mehrere Novellen, durch die ich mich in die Litteratur einführte, fanden reichen Beifall. Mein Name ging durch die Zeitungen; die Kritik zollte mir ehrenvolle Anerkennung; berühmte Meister drückten dem jungen aufstrebenden Talente mit warmen Lob die Hand. — Aber wenn ich gehofft hatte, dieser Aufschwung würde eine Verbesserung meiner materiellen Lage nach sich ziehen, so hatte ich mich getäuscht. Es widerstand mir, die Lärmtrommel der Reklame zu rühren oder um eine Clique zu werben. Mir wollte der Grundsatz, daß der Dichter zugleich Kaufmann sein und mit kaufmännischer Berechnung seine Ware zureichten und vertreiben müsse, niemals einleuchten. Wenn meine Arbeiten Wert haben, so werden sie endlich auch durchdringen und die Neigung der Menge erwerben ohne Zuhilfenahme künstlicher Machinationen, so dachte ich; wie mancher Dichter hat jahrelang warten müssen, bis ihm die wohlverdiente Anerkennung zuteil wurde. — Und so wartete auch ich und ließ die Hoffnung nicht sinken. Doch es blieb beim alten: meine Bücher wurden gelobt, aber nicht — gelesen, wenigstens nicht gelaust; nur meine Gedichte errangen sich einen größeren Leserkreis sie erreichten drei Auflagen. — Gute Freunde, denen das Fehlschlagen meiner Hoffnungen nicht verborgen blieb, rieten mir, etwas „Modernes“

zu schreiben, was „durchschlagen“ würde. Ich mußte es ablehnen. Selbst wenn es mir möglich gewesen wäre — ich meine: wenn ich Schmiegsamkeit genug gehabt hätte —, meine Muse in den Dienst der Nobelaune zu spannen, ich würde mich zu einer solchen Verfündigung gegen den Geist der Poesie nie hergegeben haben. Zudem fühlte ich so viel frische Schöpferkraft in mir, soviel Pläne drängten sich in meiner Seele, daß ich jede an solche litterarischen Nichtigkeiten verschwendete Minute bedauert haben würde.

„Eben bereitete ich ein größeres poetisches Werk vor, da traf mich ganz plötzlich wie ein Blitzstrahl aus wolkenloser Höhe ein zermalmender Schlag, ein ganz namenloses, ungeheures Unglück: mein junges herziges Weib wurde mir durch eine stürmische Krankheit entrißen! — Es ist mir unmöglich, Ihnen zu sagen, was ich in dieser Frau verlor. Geliebt, heiß und innig geliebt hatten wir uns seit der Jugendzeit; nach harten, langen Kämpfen, nach bitteren Jahren der Entbehrung und des Verzichtes hatten wir uns endlich vereinigen dürfen. Und dann waren mir vier Jahre des reinsten, sonnigsten Glückes an ihrer Seite verstrichen! Sie war die teilnehmende, verständnisvolle Genossin meiner Arbeiten, meiner Freuden und Leiden; sie war mein Abgott, mein ganzer irdischer Besitz. Unsere Seelen waren ineinander verwachsen, eng, unlöslich — und so mußte sie die meine mit sich von hinnen nehmen! Ach — aber das sind alles nur Worte, tote, kalte Worte! Genug, daß ich alles mit ihr begrub — Glück, Thatkraft, Lebensmut und Liebe. Ja, mein junger Freund, schon damals war es aus, und was später noch kam, war ein Hinsiechen, ein ganz zweckloses Vegetieren. Dem Adler waren die Flügel zerschmettert. Schon damals, binnen wenig Tagen, ergraute mein Haar — ich war kaum fünfunddreißig Jahre. Und Arbeitsdrang und Schaffenslust — dahin war alles! Und tot das Herz.

„Es gab Leute — und es waren vielleicht diejenigen, die an meinem Geschehniß teilnahmen —, die mir vorstellten, es sei eine Sünde, eines Mannes unwürdige Schwäche, diesem Unglücke zu unterliegen, an der Welt zu verzweifeln, die mich ermunterten, mich zur Arbeit aufzuraffen. Ich habe im stillen gelacht über solche Worte. Wenn es irgend etwas auf der weiten Welt gegeben hätte, woran ich mich hätte aufrichten können, ich würde es gethan haben. Aber das war's, ich fand nichts. Ich sah nichts, als eine völlige Zwecklosigkeit des Lebens, eine vollkommene Leere alles Daseins, und dieser Anblick widerte mich an.

„Ich kann nicht sagen, wie lange diese Lähmung aller meiner Seelenkräfte währte. Aber es kam ein Zeitpunkt, an dem ich mich ermannte, und das war, als meine Existenzmittel versiegten. Ja, es ist traurig und beschämend zu gestehen: die Not war mächtiger als das tiefe Elend der Seele. Die Not drückte mir die Feder in die Hand und gab mich dem thätigen

Leben zurück. So ist der Mensch! — Ich fing an, litterarhistorische Arbeiten zu schreiben; denn ich besaß schon damals in der Litteratur ein reiches Wissen. Zu den ersten Jahren wurden meine Arbeiten von den großen Zeitschriften, wenn nicht gesucht, so doch bereitwillig angenommen; denn ich hatte in der litterarischen Welt immer noch einen Namen von Klang. Vorübergehend wurde mir die Stellung eines Redakteurs an einem bekannten Unterhaltungsjournal übertragen. Aber mein Geschmack und meine Gesinnung gerieten bald in Kollision mit dem Spekulationsgeiste meines Verlegers, und ich mußte weichen. Später bekleidete ich noch ein Mal eine ähnliche Stellung, indessen auch nur auf kurze Zeit. Ich lernte damals einsehen, daß ich zu einem geschäftlichen Verkehr mit den Menschen, für den ich schon von vornherein nicht beanlagt war, jetzt ganz und gar nicht mehr taugte. Meine Nerven, die nie recht taktfest waren, hatten seit dem Tode meiner Frau zu schwer gelitten.

„Nach diesen beiden verunglückten Versuchen nahm ich meine frühere Thätigkeit wieder auf. Meine Freunde spornten mich unablässig zur poetischen Produktion an. Vielleicht hoffen sie, das Schaffen würde meiner niedergedrückten Seele neue Schwungkraft verleihen; vielleicht fürchteten sie auch, ich möchte, wenn meine Muse beharrlich schwiege, völlig vergessen werden, und das ist freilich das schlimmste Schicksal, das einen Schriftsteller treffen kann. Aber ich war außer Stande, ihrem Rate zu folgen. Wenn man Tag für Tag mit Sorgen zu kämpfen hat, da vergeht einem die Stimmung zum Dichten; es hat eben nicht jeder Geist die flammende Energie, die unserem Schiller eigen war. Außerdem fehlte mir auch die Muße zu einer zusammenhängenden poetischen Thätigkeit. Die litterarische Brotarbeit, die so elend bezahlt wird, nahm alle meine Zeit in Anspruch. Wohl versuchte ich hin und wieder, irgend einen Stoff, der mir im Kopfe lag, poetisch zu gestalten; aber es wurde nichts. Mein Gold war verausgabt, ich fand nur noch kleine Münze in meinem Vorrat, und ich kehrte zu meinen Zeitungsartikeln zurück. Die Ahnung meiner Freunde erfüllte sich: nach 10 Jahren war ich vergessen. Niemand erinnerte sich meiner noch; selbst diejenigen, welche Verständnis für meine Fähigkeiten hatten, gaben mich endlich auf. Ich war tot. —

„Sie dürfen nicht glauben, mein Freund, daß ich es an Versuchen, meine Lage zu verbessern, habe fehlen lassen. Ich habe gerungen, mannhast gerungen, Tag und Nacht. Wenn ich auch nicht mehr war, der ich gewesen: noch spürte ich Kräfte in meiner Seele, und ein redlicher Künstlerfleiß ist mir allezeit treu geblieben. Aber es gelang mir nicht, mir ein menschenwürdiges Dasein zu erkämpfen. Leute mit Axtelgehirnen und Schwachherseelen schlangen sich vor meinen Augen in die Höhe, von Stufe

zu Stufe; die Clique, die Koterie reichte ihnen die Hände, und die Ruhmes- trompete einer bezahlten Reklame schmetterte ihre Namen hinaus in alle Welt. Ich blieb am Boden. Natürlich! — Haben denn Fleiß und Begabung und Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe — haben denn diese Faktoren überhaupt Geltung im Leben? — Was mich nicht aufkommen ließ, es war ein Mangel an Glück, ein hartes, unerbittliches, unverdientes Schicksal! Eine feindliche Macht waltete über meinem Leben; sie warf mir das Joch auf den Nacken, sie hat mich zum Lasttier erniedrigt durch all die Jahre! — Die Haare haben sie mir gebleicht und den Rücken gekrümmt, die Freude aus dem Herzen und das Mark aus den Knochen gesogen, diese Jahre des Elends und der Bitterkeit. Wie oft ich mich auflehnte gegen diese Miß- handlung, wie oft ich zum Himmel aufgeschrien habe: jene unbarmherzige Hand, die über mir schwebt, hat mich beim Schopfe gepackt und niederge- drückt mit eisernem Drucke, bis der Widerstand gebrochen war — o empörend, empörend solch ein Dasein!“ —

Mit mächtigen Schritten stürmte der Alte vorwärts; laut und schnell ging sein Atem. Kaum vermochte Unger zu folgen. Allmählich legten sich die Wogen des Jornes. Lüben mäßigte seine Schritte; nur leise noch zitterte die Erregung in seiner Stimme, als er fortfuhr:

„Ich merke, ich bin ein schlechter Erzähler, ich schweife von meinem Thema ab. Aber nun will ich gewiß eilen, zum Schluß zu kommen.

„Nur selten noch wurde mir ein Auftrag von größeren Journalen. Ich verstand nicht, mich heranzudrängen, mich geltend zu machen. So wurde ich in dem fürchterlichen Kampf ums Dasein, in dem ein Indi- viduum das andere zu überflügeln trachtet, niedergetreten. Ich wandte mich, weil der Hunger mirs befahl, an die kleineren Tageblätter, an die Lokalzeitungen. Sie können nicht ahnen, was dies bedeutet! — Empor- gekommene Setzer, Menschen, denen der Annoncentheil ihres Blättchens die Hauptsache ist und die im Lokalreporter den wichtigsten Vertreter des Jour- nalismus erblicken, Leute, die über jedes echte, begeisterte Streben höhnisch lächelnd die Achseln zucken, waren nun meine Arbeitgeber, meine Richter! Hundertmal rieten mir diese Herren, die das „Geschäft“ kennen, mit wohl- wollender Herablassung, weniger wissenschaftlich zu schreiben, nicht so sehr „in die Tiefe zu graben“. — „Lieber Lüben,“ hieß es, „Sie wollen immer belehren! Das liebt unser Publikum nicht. Unfre Leute wollen unterhalten, amüsiert sein. Wir können nur leicht und flott geschriebene, interessante, geistreiche und vor allem kurze Artikel gebrauchen.“ — Das war der Refrain der Briefe, die meine abgelehnten Arbeiten begleiteten. Ich mußte solche Redensarten hinnehmen; denn sie kamen von Leuten, deren Brot ich aß und denen ich nicht verwehren konnte, ein Erzeugnis geistiger Thätigkeit

zu taxieren wie etwa ein Paar Stiefel oder Handschuhe. Mit welchem Ingrimm, welcher wachsenden Erbitterung mich solche Erfahrungen erfüllten! Ich lernte alle Spielerei, alle falsche Geistreicheit, alles Haschen nach Erfolg und Effekt hassen, hassen von Grund meiner Seele. Nein! so schwur ich mir, niemals wirst du den Tanz um das goldene Kalb mitmachen! — Lieber sterben, lieber elend verhungern, als eine Zeile schreiben, die diesem verruchten Zeitgeiste das allergeringste Opfer bringt! — Und ich darf wohl sagen, ich habe meinen Eid gehalten.

„Aber ich habe auch bitter büßen müssen für meinen Starrsinn. Oft hatte ich nicht, meinen Hunger zu stillen, geschweige denn, mir anständige Kleidung und Heizung zu beschaffen. Die Not fesselte mich an meine armfelige Wohnung, die ich seit Jahren nur in der Dunkelheit der Nacht verlassen habe. So hauste ich ohne Verkehr, wie ausgeschlossen von der Civilisation. Ist es angehts einer solchen Lebensweise ein Wunder, daß meine Nervosität eine krankhafte Steigerung erfuhr? Daß auch meine Brust, durch die stete gebückte Haltung am Schreibtische über Gebühr angestrengt, endlich zu leiden begann? — Doch das war alles nicht das Schlimmste. Glauben Sie mir: Hunger und Krankheit, Kälte und Not thun weh, doch sie sind zu ertragen. Aber der Gram um ein verlorenes Leben und nagende Bitterkeit und Verzweiflung — das sind Feinde, die einem das Leben zur Qual machen!

„Sie mögen denken, weshalb ich diese Qual so lange ertragen habe? — Was soll ich darauf antworten? — In früheren Jahren geboten mir meine Grundsätze, alle Einflüsterungen verzweifelter Gedanken weit von mir abzuweisen. Vielleicht feite mich auch das Bewußtsein, daß ich unschuldig mein Schicksal litt, daß ich mit freiem, stolzem Blick auf zum Himmel und in jedes Menschenauge schauen durfte. — Und was mich in den letzten Jahren hier oben festgehalten hat — Sie wissen es: das Kind! Sie haben es ja selbst in Ihr Herz geschlossen, dies liebe, herzige Wesen. Wenn ich mir auch nie verhehlt habe, daß Sophie mich entbehren könne, ja daß sie in andern Händen um vieles besser aufgehoben sein würde als in den meinen, so gewährte mir's doch einen süßen Trost, für sie zu arbeiten und zu sorgen, und das schwache Kind lieb mir festere Stütze, als ich sie ihm bieten konnte. Auch diese Stütze bricht nun zusammen; ich bin nicht mehr imstande, Sophie zu ernähren, und muß sie ihren Verwandten von väterlicher Seite überlassen.

„So ist denn alles aus. Auch meine Geschichte ist zu Ende. Das Ende haben Sie mit eigenen Augen gesehen. — Und nun gehen Sie nach Hause und denken Sie über dieses räthselvolle Leben nach. Ich mag nicht mehr, ich habe mir das Gehirn zermartert, und das Räthsel schien mir

immer verworrener und dunkler zu werden. — Gute Nacht — nein! keinen Schritt weiter! Quälen Sie mich nicht! Ich mag wirklich nicht mehr, ich bin zu müde. Gute Nacht! Schlafen Sie recht wohl!“

Er faßte des Jünglings Rechte und drückte sie warm. Es drängte Unger, ein Wort der Theilnahme oder der Beruhigung zu sagen. Aber die Stimme versagte ihm. Stumm und jagend blickte seine junge Seele zum ersten Male dem unendlichen Weh der Menschheit voll ins Auge. — Lüben wandte sich ab und eilte mit raschen Schritten davon. Der junge Mann sah ihm nach, bis seine Gestalt im Dunkel verschwunden war; eine unsäglich traurige Empfindung im Herzen,kehrte Unger um. —

Als Lüben in seinem durchkälteten Stübchen anlangte und die Lampe anzündete, stand sein Entschluß lange fest. Es gab nur eine Möglichkeit, das verworrene Rechenexempel seines Lebens — nicht aufzulösen, denn dazu waren der Fehler zu viele und schwere — sondern zu beschließen: ein Strich durch — und fertig ist es!

Er ging so gern! — Er war dieses langsame, peinvollen Hinsterbens so satt, so zum Überdruß satt, und es gab so wenig, was ihn noch an das Leben fesselte. Einzig der Gedanke an Sophie bereitete ihm Schmerz. Wie bald würde sie ihn vergessen haben; ein Kind vergißt so schnell! — Doch was ist schnell, was langsam in diesem ewigen Wechsel der Dinge, angefichts dieses unaufhaltsam dahinjauhsenden Stromes, in den er sich wie von unsichtbaren Händen hinabgezogen fühlte? — —

Ihn fröstelte. Lange ging er in tiefen Gedanken auf und nieder. Mit Gewalt entriß er sich endlich seinen Träumen und trat an den Schreibtisch. Es gab einiges zu ordnen, und er that es mit klarem Verstande und ruhiger Überlegung. Er schrieb an den Geistlichen, den künftigen Vater des Kindes, und an einige Personen, mit denen er noch in Verbindung stand. Sein letztes Schreiben war an Unger gerichtet . . . Er machte ihn mit seinem Entschlusse bekannt, dem einzigen, den er nach den Vorgängen dieser Nacht habe fassen dürfen. Er bat ihn, sofort nach Empfang des Briefes die Übersiedelung Sophiens nach B. zu ihren Verwandten zu veranlassen; die alte Wärterin würde das Kind begleiten. Der letzteren habe er als Belohnung ihrer treuen Dienste seine geringe Habe zugebacht. „Ihnen selbst aber,“ so schloß er, „hinterlasse ich als Zeichen meiner Dankbarkeit meine Bücher, die mir in so viel schweren Stunden Trost gespendet haben. Denken Sie beim Gebrauche derselben manchmal daran, daß sie in meinen Händen waren. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht so bald Ihren Lüben.“ — Endlich schrieb er noch ein Blatt für die Haushälterin, auf welchem er ihr mittheilte, daß er in der Frühe habe verreisen müssen, und ihr den Auftrag gab, den beiliegenden Brief, sobald es Tag werde,

an Unger zu überbringen, dessen Anordnungen bezüglich Sophiens er sie zu befolgen bitte.

Darauf öffnete er ein verschlossenes Behältnis des Schreibtisches und entnahm demselben mehrere Päckchen. Eines ließ er ungeöffnet in die Brusttasche gleiten. Das andere enthüllte er. Es enthielt Blätter, von zarter Frauenhand beschrieben. Es waren die Briefe seiner Frau aus der Brautzeit und der kurzen Zeit ihrer Ehe. Daneben lag ein kleines silbernes Kreuz, reizende Filigranarbeit. Er hatte sein Weib so gern gesehen, wenn es diesen Schmuck am Halse trug. Alles, was er an Silber besaß, war nach und nach ins Leihhaus oder zum Goldschmied gewandert; dieses eine Stück hatte er fest gehalten, um es mit ins Grab zu nehmen. Und so legte er es denn mit zitternder Hand um den Hals; das kleine Kreuz wurde von dem langen weißen Barte bedeckt. — Dann warf er die Briefe in den Ofen. Keines Menschen Auge sollte lesen, wie glücklich er einst gewesen! — Die fast erloschenen Kohlen nagten das vergilbte Papier an; und plötzlich lohnte die Flamme auf, und die Blätter krümmten sich wie im Schmerz und wurden glührot und dann aschensahl. Dem alten Manne, der vor dem Ofen kniete und seine letzte liebe Habe in Flammen aufgehen sah, trat eine Thräne ins Auge. Aber es war eine Thräne der Wehmut. Alle Bitterkeit war in seinem Herzen ausgelöscht. Ein Abglanz jener fernen schönen Tage, deren stille Zeugen dort zu Asche verbrannten, flog erwärmend und beseligend durch sein Gemüt

Als der letzte Funke verglommen war, erhob sich Lüben von den Knien. Er athmete tief auf; noch stand ihm das Schmerzle bevor: der Abschied von dem Kinde. O wie gern hätte er noch einmal in das süße, unschuldige Kindesantlitz geschaut! Aber er wollte die Kleine nicht ermuntern und sein Herz nicht weich machen, und so trat er denn leise in die dunkle Kammer, an das Bett des schlafenden Lieblinge. Eine Weile lauschte er den tiefen, ruhigen Atemzügen. Er mußte daran denken, wie oft er so nächtlicher Weile an dem kleinen Bette gestanden und diesem Geräusch, das seinem Ohre wie die schönste Musik klang, zugehört hatte. — Ob sie jemand finden würde, der sie so lieb hatte wie er? — Unfähig, seine Bewegung zu bemerken, beugte er sich nieder und küßte das vom Schlaf erhitzte Gesichtchen. Es war doch wohl zu ungestüm gewesen; Sophie begann sich zu regen; sie streckte ihre Armchen, und da sie des Vaters Bart fühlte, mochte sie in der Schlaftrunkenheit denken, er sei gekommen, ihr gute Nacht zu sagen; denn sie sagte: „Gute Nacht, lieber Vater!“ — Aber schon im nächsten Augenblicke war sie wieder entschlummert. „Gute Nacht, mein liebes Kind!“ flüsterte der Alte tiefbewegt. „Gott schütze Dich!“ —

Mit nassen Augen ging er in das Wohnzimmer zurück. Er trat an

das Fenster, und als ob er sich von einer schweren Last befreit fühlte, redte und dehnte er mächtig seine Glieder. Drunten auf der Straße begann es lebendig zu werden; der Morgen schien nicht mehr fern zu sein. Es war also Zeit. Er kleidete sich an, löschte vorsichtig die Lampe aus und ging. —

Schon stand die matte Wintersonne hoch am Himmel, da fanden einige Arbeiter, die auf dem Nord-Friedhofe zu thun hatten, Lüben entseelt am Grabhügel seiner Gattin.



Der schöne Mann von Berlin.

Satirische Skizze von J. Cronberger.

(Berlin.)

Es ist weniger die Mitwelt im allgemeinen, als er und sein Schneider im besonderen, die ihn schön finden. Damit würden indessen seine tieferen Bedürfnisse noch nicht befriedigt sein, denn er verlangt von sich außerdem, daß er „Mann“, sogar „Weltmann“ sei, — eine Anhäufung von großen Dingen, die man nur durch zahlreiche Gänsefüßchen ausdrücken kann; also ein „schöner“ — „Welt.“ — „Mann“. Ein stilles Gefühl von Geschlechtbescheidenheit sagt ihm indessen, daß hohe Männlichkeit und hohe Schönheit ohne starke äußere Symbole nicht zu vereinigen sind.

Betrachten wir sie. Zuerst der qualvoll in die Höhe getrampte Schnurrbart, in dem Energie, Germanismus, Schönheit und ein feingeistiger Sinn fürs Militär sich vereinigt finden. Dieselben Eigenschaften stecken in der monumentalen Starrheit des Rückens, — hier aber beginnt der feinere europäische Geist bereits einige beachtenswerte Veränderungen: die Gliedmaßen, deren anmutig-harmonisches und weltmännisch-graziöses Schlottern den Europäer anzeigen, erlauben dem Rückgrat nicht mehr das Bewahren seiner strengen Männlichkeit. Es beginnt vielmehr das Vordringen der vollendeten Schönheit gegenüber den imposanteren Eigenschaften: die Anmut siegt über die Würde. Der akademische Berliner bewahrt die letztere zwar noch mit Grimm und einer gewissen Religiosität, aber da die spreeathenienfische Weiblichkeit dem fürchterlich starren, hypermännlich geradeaus bohrenden Auge keinen Reiz mehr abgwinnt, so sind die merkantilen Adonisse hier einige Meter voraus. Längst hat der Geschmacksinn der letzteren auch erkannt, daß die Krone der Schöpfung nur im Cylinder ihrem Schöpfer völlig Ehre machen kann. Zwiespalt herrscht in dieser Hinsicht

nur noch über den Punkt, ob der Cylinder des Sonntags auch getragen werden darf, wenn der Kragen noch ersichtlich vom Sonnabend her datiert. Dann aber, dann kommt das Feierliche, das Ästhetisch-Symbolische des Berliner schön-starken Geschlechts, jenes Abzeichen, das in seiner stereotypen Wiederkehr erst gar nicht verstanden werden kann: ich meine jene Abart von Handschuhen, die dazu bestimmt ist, in der Hand getragen zu werden, — eine großartige Erneuerung und Erweiterung des Geschmacks, von der man im sonstigen Europa erst schüchterne Anfänge bemerken kann. Besonders die akademischen Gestalten sind hierin vollendet und huldigen der neuen Modeseinheit mit einem Eifer, der beinahe für die parallele Vorstufe, nämlich das Waschen der Hände, zu wünschen wäre.

Auch das äußere Auftreten ist bei den Schönheitskonkurrenten, die sich um den Altar des Hermes versammeln, verschieden von dem, welches den Kindern der Mama alma und der militärischen Tugend eigen ist. Diese setzen ihre Persönlichkeit noch gern durch eine Art potenzieller Körperenergie in ein imposant-vorteilhaftes Licht, jene arbeiten bereits an der weltmännischen Nachlässigkeit: sie blicken verachtend und nachlässig um sich, sie weichen verachtend und nachlässig aus, sie trinken verachtend und nachlässig ihren Kaffee, womöglich da, wo viele ihre nachlässige Verachtung schmerzlich bemerken. Sie sind soweit, daß sie sich „nonchalant-leichtsinnig“ unterhalten, während die akademische Linie noch die alten Schnarrlaute à la Generalkommando bevorzugt und fleißig übt.

Das sind die Berliner schönen Männer. Ich muß indessen noch einiges von den sehr schönen und den schönsten sagen. Ihr Symptom ist mit geringen Ausnahmen der gepflegte spitze Vollbart. In ihren Augen steht geschrieben, daß ihre Erscheinung unendlich über jeder Kritik steht, manchmal sogar, daß nur feinere Naturen ihren Zauber ganz zu erkennen verstehen. Kühn und befriedigt, weil von innen gesättigt, schweift der Blick über das vorbeiströmende Volk; in den Momenten, wo sich ein neuer Gedanke bildet, sieht man oft die überladen-schöne Hand mit den wunderbaren Nägeln über die Bartcentrale streichen. Nicht selten halten sie sich etwas Geist aus billigen Bezugsquellen, aber nur soviel, daß die äußere Schönheit nie in Gefahr kommt, ihren Rang als Hauptmoment zu verlieren. An die Stelle der heftigen Nonchalance und der heftigeren Schnarrlaute der Minderschönen tritt eine weiche, „große“ Stimme. Im Verkehr mit Mitmenschen entwickeln sie die edelsten Züge menschlicher Leutseligkeit: der Beifall drückt sich bei ihnen durch leichtes drapiertes Lachen, das Gegenteil durch ein freundlich-mitleidiges Lächeln aus. —

Für Leute, die in diese ebenso interessanten wie wichtigen Erscheinungen noch mehr Einblick gewinnen wollen, führe ich noch einige Lokalitäten an,

zur Erleichterung. Alle ohne Ausnahme finden sich bei Bauer, — der Rollendet-Schöne indessen selten, er zieht Konacher vor, oder die Cafés am Potsdamer Platz. Von den Mittelqualitäten sind die Vertreter in guter Auswahl bei Bözow und in den Bierhallen des Nordens zu beobachten, während man die kaufmännische Seite am besten in den Cafés der Friedrichstraße und der Leipzigerstraße genießt. Ein Genuß ist es natürlich überall.



Karl Streckler.

Von Hans Merian.

(Trippig.)

Der Dichter, dessen Bild die gegenwärtige Nummer unserer „Gesellschaft“ schmückt, gehört nicht zu den modernen Stürmern und Drängern, nicht zu den sogenannten „Reutönern“, noch läßt er sich unter irgend eines der sich heute bildenden und stelleweise scharf befehrenden litterarischen Kontingente und Fähnlein einreihen, ja man kann eigentlich kaum sagen, ob er, streng genommen, zu den Alten oder zu den Jungen gehöre, denn ersteren würde er entschieden zu modern, letzteren aber zu antiquiert erscheinen.

Für wen will denn aber dieser Mann schreiben? Er setzt sich ja auf diese Weise zwischen alle Stühle! Wer wird ihn lesen, wenn er weder den „Alten“ noch den „Jungen“ behagt?

Antwort: Die große Zahl derer, die weder zu den Alten noch zu den Jungen gehört, die überhaupt nichts vom litterarischen Parteigetriebe weiß und sich um dergleichen niemals bekümmert, — das Volk. Karl Streckler will in der That nichts anderes sein und vorstellen, als ein schlichter Volksschriftsteller.

Ein Volksschriftsteller! Das ist heutzutage ein seltener Vogel. Kaum weiß man mehr recht, was man eigentlich unter diesem Ausdruck verstehen soll. Es schwirren einem da wohl so ein paar Namen im Gedächtnis herum, die von der zünftigen Kritik ein für allemal in dieses jetzt nur noch selten benutzte Fach eingereiht worden, wie Johann Peter Hebel, Jeremias Gotthelf, oder Petri Kettenfeier Hofegger, aber das Wie und Warum dieser Bezeichnung ist uns nicht mehr so recht geläufig.

Das ist weiter nicht verwunderlich, ist doch der Begriff „Volk“ selbst in letzter Zeit etwas ins Schwanken geraten. Wie es Leute giebt, die den Menschen erst beim Baron beginnen lassen, so giebt es heutzutage auch solche, die im Gegensatz dazu der Meinung sind, daß das eigentliche „Volk“

erst beim Arbeiter und zwar speziell beim sozialdemokratischen Fabrikarbeiter anfangs, während alles, was nicht das Glück hat dieser Staudesklasse anzugehören, als Bourgeois, Kapitalist u. s. w. ausgeschlossen wird. Andere wieder behaupten, gerade das „Bürgertum“, der „solide Mittelstand“, das sei das rechte und eigentliche Volk; was darüber steht, durch allerlei Titel und Orden ausgezeichnet oder einen Schleppfädel an der Seite tragend, nun das ist eben die von Gott eingesezte Obrigkeit, die jedes Volk haben muß, und was darunter steht, mit schwierigen Händen, im Arbeitskittel und nicht immer mit einem reinen Hemdtragen geziert, nun das ist eben der Plebs, jene Heloten- und Skavenklasse, die ebenfalls zu jedem richtigen Volksbestaud gehört. Und so schafft sich eben jeder sein „Volk“ wie seine Götter nach seinem Bilde. Ich selber möchte in dieser Frage etwas demokratischer sein, noch demokratischer als die eingesezten Sozialdemokraten, und behaupte deshalb: der König wie der Bettler, der Minister wie der letzte Fabrikarbeiter, der reiche Prosz wie der arme Tagelöhner, alle gehören sie zum Volke und alle zusammen bilden sie erst das Volk. Ausgeschlossen sind höchstens solche, die, hoch oder tiefstehend auf der sogenannten gesellschaftlichen Stufenleiter, ihr eigenes Sondervolk für sich bilden wollen, ob sie dabei „äh bäh!“ sagen oder den Sozialistenmarsch pfeifen, das kommt aufs Gleiche heraus — denn sie haben sich selbst ausgeschlossen.

Wie es verschiedene Ansichten über den Begriff Volk giebt, so existieren natürlich ebenso unterschiedliche Meinungen darüber, was und wer ein rechter Volkschriftsteller sei. Die einen denken dabei vielleicht an Max Kreker, der das Arbeiterelend schildert, andere an Berthold Auerbach und seine Dorfgeschichten, wieder andere gar an die Marlitt, die ihrem „Volke“ als geistige Nahrung dient; — kurz die Sondervölken haben auch ihre Sondergötter, was ja nicht eben verwunderlich ist. Ich meine: wer ein wirklicher Volkschriftsteller sein will, der muß für Alle schreiben, für Hoch und Gering, für Gelehrte und Ungelehrte, eben für das ganze Volk.

Das ist aber eine schwere Aufgabe, und es gehört viel Selbstverleugnung dazu, sich ihr mit vollem Ernst zu widmen. Ich sage Selbstverleugnung; denn der Volkschriftsteller muß manches beiseite lassen, was den Künstler vielleicht zur Gestaltung lockte, er darf nicht mit kunstvoller und reicher Darstellung prunken, er muß überall nur die einfachsten menschlichen Züge herausheben, und als einziger Schmuß und einzige Würze begleite seine Rede ein gemütlicher Humor. Letzterer ist besonders nötig; denn der Volkschriftsteller — das liegt nun einmal so in der Sache — kommt oft in den Fall, Nutzenwendungen zu ziehen, zu belehren, zu moralisieren, und das wirkt schulmeisterhaft, wenn hinter dem gestrengen Moralprediger nicht der lose Schalk hervorguckt. Vor allem aber muß beim Volkschriftsteller

die Gemütsseite entwickelt sein, er muß mit dem Herzen zu erzählen wissen, nicht nur mit dem Verstande. Auch ein leiser Schimmer von Romantik schadet nichts, das liebt jener große Durchschnitt aus geistig oder gesellschaftlich hoch und niedrig stehenden, den wir Volk nennen, und der, weil er eben ein „Durchschnitt“ ist, hinter dem Fortschritt, ja sogar hinter der Mode der Zeit immer etwas zurückbleibt.

Karl Streckert vereinigt die genannten Eigenschaften eines Volkschriftstellers in hohem Maße. Das zeigte schon sein Erstlingswerk, der Roman „Familie Knippe“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Es ist eine schlichte Erzählung aus dem Kleinbürgerleben, die in ihrer Schilderungsweise hier und da ein wenig an Wilhelm Raabe erinnert, wenn sich auch Streckert mit diesem tiefstimmigsten deutschen Humoristen einstweilen noch nicht messen kann. Die Tendenz des Romans richtet sich gegen die immer mehr überhandnehmende Sucht des Kleinbürgers, seine Söhne „studieren zu lassen“, selbst wenn sie zu den gelehrten Berufsarten gerade so wenig Lust und Talent haben, wie die beiden Jungen des ehrsamten Schneidermeisters Knippe, der in seiner Jugend den Pegasus malträtirt hat und sich deshalb immer noch zu etwas höherem berufen fühlt. Dieses Höhere, das ihm selber vom Geschick nicht beschieden war, soll nun seinen Nachkommen werden. Die Sache geht aber schief. Fritz Knippe, der ältere des Brüderpaares, ist so klug, schon in Untertertia abzugehen und ein tüchtiger Schmied zu werden, während sein Bruder Paul durch das ganze Gymnasium und durch das juristische Universitätsstudium hindurch gequält wird, um schließlich in Examen zweimal und endgültig durchzufallen. Doch blüht auch diesem — der ältere hat bereits die Meisterstochter geheiratet — das Glück in Gestalt einer braven Bauerndirne, die er heimführt, um sürderhin statt den sandigen abgestorbenen Triften des Corpus juris den lebendigen braunen Heimatboden zu beackern. Die Geschichte dieser Familie sind mit fröhlichem und gewüthlichem Humor geschildert, besonders das Elternpaar, der treffliche Schneidermeister Knippe, der jeden Abend den Familienpubel gravitatisch vor die Hausthüre führt, damit er ein gewisses Geschäft verrichte, und seine liebenswürdige Gattin, das sanfte Röschen, die eine Seele, ein Leib und ein Wille mit ihrem Ramme ist, und zwar so, daß, wenn der ehrsame Meister allein ausgeht, sein Wille zuhause bleibt, sind höchst gelungene Gestalten. Auch das Dienstmädchen, die dicke Liese, mit ihren seit dreißig Jahren unermüdtlich fortgesetzten Kesseltreiben auf gewisse blutdürstige Bewohner ihres Hemdes, ist sehr drollig. Man sieht, es fehlt dem Verfasser zuweilen auch nicht an gesunder Derbheit. Nur ein Fehler, der bei Erstlingsarbeiten nicht selten zutage tritt, stört noch hier und da den einheitlichen Eindruck: die Persönlichkeit des Verfassers verschwindet noch nicht genügend hinter den Gestalten der Erzählung; der Autor

steckt da und dort den Kopf hervor, um zu meditieren, zu kommentieren oder gar zu moralisieren, und das ist natürlich vom Übel.

Dieser letztere Fehler verschwindet mehr in Streckers zweitem Buche, das den Titel „Hobelspäne“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich) führt und drei Novellen oder Skizzen enthält: „In der Glut des Feuers“, „Wie es Herrn Carl Haase in Lohme erging“ und „... das Größte unter ihnen“. Die erste Erzählung ist höchst originell eingekleidet. In den verglimmenden Gluten des Kamins treten dem Erzähler Gestalten vergangener Tage vor Augen, die traurige Geschichte einer unglücklichen Liebe. Besonders brillant ist die Schilderung des Kennplatzes, wie überhaupt Streckler in diesem Bändchen eingehende hippologische Kenntnisse verrät. Dadurch zeichnet er sich sogar angenehm vor manchen neueren naturalistischen oder realistischen Schriftstellern aus, die Szenen und Dinge „nach der Natur“ zu schildern unternehmen, von denen sie manchmal keinen Schimmer haben, oder über die sie sich in Büchern und Lexicis kaum notdürftig unterrichtet. Streckler schildert überhaupt überall nur, was er aus eigener Anschauung kennt und genau kennt. Das ist ein großer Vorzug, und das verleiht seinen Schilderungen Lebenswahrheit. Das einzige, was ich an dieser ersten Erzählung („In der Glut des Feuers“) anzusetzen hätte, ist eine zum Teil aus der künstlichen Einkleidung entspringende Nebelhaftigkeit und Unklarheit. „Wie es Herrn Carl Haase in Lohme erging“ ist eine lustige Badegeschichte, die in ihrer Erzählungsweise teils an Heine (Reisebilder), teils an Fritz Reuter erinnert. Den Schluß des Bändchens bildet die hübsch erzählte, etwas sentimental angehauchte Liebesgeschichte „... das Größte unter ihnen“. Hier deutet der Verfasser, wenn auch nur im Hintergrund verschwimmend, in Gestalt einer Verführungsgeschichte, auch soziale Probleme an. Dieser leise angedeutete Hintergrund tritt sogar am Schluß in den Vordergrund der Erzählung und führt die Katastrophe herbei.

Das letzte größere Werk Streckers ist eine epische Dichtung in zehn Gesängen „Der Sang von Mönchgut“ (Stralsund, Verlag von Wilhelm Jemisch). Das Gedicht, aus dem im Oktoberheft 1892 der „Gesellschaft“ ein kleines Bruchstück erschien, verherrlicht die Insel Rügen und ihre kernigen Bewohner. Die Handlung ist die denkbar einfachste. Es ist eine Eifersuchts-geschichte. Zwei junge Fischer, Karl und Martin, lieben ein und dasselbe Mädchen. Im Kampfe bringt Karl Martin eine gefährliche Kopfwunde bei, von der dieser zwar wieder geneset, als deren Folge aber eine partielle Geistesstörung bei dem jungen Manne zurückbleibt; er wird unbesonnen in seinen Handlungen, verliert das Verständnis für Sturm- und Notsignale, und so wird er in seinem Boote vom wütenden Sturm überrascht. Strete fordert die Nachbarn und Freunde zur Rettung auf, doch diese scheint un-

möglich, keiner der Männer getraut sich in die rasende Brandung hinaus. Sie will selbst ein Boot flott machen und dem Freunde zuhülfe eilen. Da erscheint Karl, der seine rasche That schon längst bereut, er will durch das Wagnis das an dem Genossen begangene Unrecht sühnen. Karl und Grete unternehmen die tollkühne Fahrt. Doch sie vermögen der Brandung nicht zu trotzen. Das Boot schlägt um, und mit Mühe retten sie ihr eigenes Leben, während der Leichnam Martins von den Bogen ans Land geworfen wird. Die Trauer um den Toten führt die Liebenden schließlich zusammen. Es liegt ein wehmütiger Zug über dem Ganzen, welcher der Dichtung einen eigenartigen Reiz verleiht. Das Schönste an dem Gedicht sind die Naturschilderungen, besonders in den Sturmbildern zeigt sich des Dichters Kraft. Aber auch den weichen Zauber der Mondnacht weiß er in schillernden Farben zu malen. Leider stören auch hier hier und da (meistens eingeklammerte) Sentenzen des Autors die Einheitlichkeit der Stimmung. Auch ist, um einen malerischen Ausdruck zu gebrauchen, zu viel Atelierteron in seinen Gemälden, noch zu wenig Freilicht. Und gerade dieser Stoff, diese Seeflüche, diese einfachen aber kräftigen Menschen, mühten sich noch ganz anders ausnehmen, wenn der Maler die Technik des Pleinair angewandt hätte. Hier kann Streckler von Liliencron lernen.

Eines aber durchzieht das ganze Gedicht: die Liebe zur herrlichen Natur des Nordens und zur endlosen, ewigen, brandenden See. Dazu kommt noch die Freude an urwüchsigem, kräftigen Menschenkindern. Diese Naturliebe, dieses Wohlgefallen an den Menschen, selbst an ihren merkwürdigsten und pußigsten Exemplaren, geht durch Strecklers ganzes Schaffen. Auch sie befähigen ihn zum Volksschriftsteller; denn wenn der künstlerisch fein Gebildete, der Kenner an die Kunst auch höhere Ansprüche stellt und zu stellen berechtigt ist, wenn die Kunst als solche in ihrer natürlichen Entwicklung die Pfade des reinen Naturgenusses, der gemächlichen Lebenszufriedenheit verlassen hat und verlassen mußte, um sich anderen komplizierteren und „schmerzlicheren“ Problemen zuzuwenden, so ist es doch eine Thatsache, daß jener Durchschnittsmensch aus allen Kreisen, den wir oben als „Volk“ bezeichnet haben, und der eben kein Künstler und kein Kunstverständiger und noch viel weniger ein Psychologe ist, nach des Tages Last und Mühe Erholung sucht bei solchen Schriften, die Menschen und Natur in harmonischem Einklang schildern, in schlichter, ruhiger Weise. Dafür zu sorgen, daß dieses „Volk“ eine gesunde und dabel doch seinem Gaumen angemessene Kost erhalte, daß es Bücher in die Hand bekomme, die ihm behagen, die es aber doch, und sozusagen unmerklich, weiter führen, höheren, neueren Ideen entgegen, das ist die Aufgabe des echten Volksschriftstellers.



Die Bastille.

Von Ottokar Stauf von der March.

(Wien.)

Zur Centennarfeier der ewig-benkwürdigen Revolution von 1789 ist u. a. auch ein hochinteressantes Buch erschienen, das sich mit dem berühmten Staatsgefängnisse, der am 14. Juli 1789 infolge der Entlassung Neckers von wütenden Volksmassen erstürmten und gänzlich zerstörten Bastille beschäftigt, und auf Grund eingehender Forschungen wichtige Dokumente zur richtigen Beurteilung derselben bietet.

Der Autor Paul Seré wollte sich, wie er im Vorworte sagt, ein historisch-beglaubigtes Urtheil über diesen in Klios Blättern vielfach verfälstchten Gegenstand machen, weshalb er mit der größten Sorgfalt alle diesbezüglichen Schriften studierte, sie mit den uns erhaltenen Protokollen und sonstigen archivalen Manuskripten verglich, nichts versäumend, was ihm irgendwie zur Erhellung dieser Frage dienen konnte. Das Resultat seiner fleißigen Forschungen legte er in dem Buche: *La Bastille devant l'Histoire* nieder zu Nutz und Frommen der noch immer aufklärungsbedürftigen Menschheit.

Die Abhandlung ist außerordentlich, fast ängstlich gewissenhaft und beruht, wie bereits bemerkt, auf Grund unleugbar historischer Thatsachen, welche uns die eingesperrten Gruselromane von fauligen Kerkerlöchern und teuflischen Marterwerkzeugen in geradezu lächerlichem Lichte erscheinen lassen.

Die Geschichte der Bastille ist in kurzen Zügen folgende: Im Jahre 1369 legte König Karl V., zubenannt ‚der Weisse‘ (1364—1380), den Grundstein zu einer starken Schutzwehr gegen die Erbfeinde seines Reiches, die Engländer, um Paris vor ihren Angriffen aufs nachdrücklichste zu sichern. Sein Nachfolger Karl VI., ‚der Wahnsinnige‘ (1380—1422), führte den Bau mit Hilfe seines ausgezeichneten Finanzintendanten Aubriot 1383 zu Ende. Das Gebäude stellte ein längliches Viereck dar, bestehend aus acht über 70 Schuh hohen Rundtürmen, welche untereinander mit dicken, gleich-hohen Mauern verbunden waren. Um das Ganze zog sich ein 25 Fuß tiefer und über 30 Fuß breiter Graben. Es war demnach für jene Zeit eine ganz respectable Weste, die im Falle einer Belagerung der Hauptstadt ausreichende Hilfe gewähren konnte. In der That erfüllte sie ihren Zweck vollkommen, bis zum Regierungsantritte Ludwig XI. (1461—1483), jenes Herrschers, der das berühmte Wort gesprochen: Jener Fürst versteht sich

nicht aufs Regieren, der sich nicht verstellen kann.' Dieser scheinheiligste, schlaueste und treulosste aller, die je auf dem Throne gesessen, ja vielleicht falscheste der Menschen überhaupt, änderte den bisherigen Charakter der Bastille — er war es, der sie zum Staatsgefängnisse par excellence, d. h. zum Gewahrsam für den widerspenstigen Adel umschuf. Kaum hatte dieser ‚furchtbare Mensch‘ — wie ihn Walter Scott in seiner ausgezeichneten Charakteristik (Quentin Durward) nennt — den noch wankenden Thron seines schwachen und ausschweifenden Vaters Karl VII. (1422—1461) bestiegen, als er die Genossen seiner zahlreichen Rebellionen (gegen den eigenen Vater!), wie Antoine de Chabannes, Comte de Dammartine, Laurent de Mory, Jehann de Bourges, Francis und Gacion de Méroideau u. a. in die Bastille sperren ließ. Einige Jahre darauf folgten der Bischof von Verdun Guillaume de Haracourt, der Connétable von Saint Pole Charles d'Armagnac und Jacques d'Armagnac — lauter offenkundige Verräther, und endlich der Zweideutigste der Zweideutigen, der Reichskanzler Cardinal Jean de Value, der einige Zeit zuvor auf dem Schlosse Loches einen eisernen Käfig bewohnen mußte, ehe er in die solenne Bastille-Gesellschaft Zutritt erhielt.

Unter Franz I. (1515—1547), dem tapferen, glanzliebenden, aber hervorragend ausschweifenden König, welcher des Beinamens ‚le galantuomo‘ gewiß würdiger war, als Victor Emanuel, küßte die Bastille abermals ihren bisherigen Charakter ein — sie wurde gewissermaßen zum Empfangs- und Festgebäude. Im Dezember 1518 empfängt darin der Sieger von Marignano die englischen Gesandten und giebt ihnen daselbst eine großartige Tafel. Sein Nachfolger Heinrich II. (1547—1559) baut, vielleicht im Vorgefühl der kommenden Bürgerkriege, starke Befestigungen an (1553) und macht somit die Bastille zum Schlüssel von Paris. In den nun folgenden sieben Parteikriegen (1562—1594) bewährt sich die Bastille aufs glänzendste. Heinrich IV. (1589—1610), der trefflichste Fürst, der je die Krone getragen, erobert nach langer Anstrengung (1589) die Bastille und mit ihr Paris, bricht dadurch die Macht der ‚heiligen Liga‘ (sainte Ligue) und giebt dem aus tausend Wunden blutenden Lande den Frieden. Unter ihm behält die Bastille den ursprünglichen Charakter eines Vollwerkes und wird zugleich Schatzkammer des Reiches.

Der ‚schlechteste aller französischen Bürger‘, wie der berühmte Montesquieu den allmächtigen Cardinal Richelieu (1624—1642) nennt, begann Ludwig XI. nachzuahmen und benützte die Bastille zum Gewahrsam für alle ihm widerstrebenden Elemente, um Frankreich zu festigen und — leider — den Despotismus zur Blüte zu bringen. Bald befanden sich in der Bastille die Spitzen des Adels, wie die beiden Brüder des Marschal D'Ornan, die Günstlinge des Gaston von Orleans (grimmiger Feind des Cardinals), der

Graf de Molen und Ludwig de Barbier, weiter Montmorency-Bouteville, der 1632 von hier aus das Schaffot bestieg, La Chapelle, die Grafen de Sure und de Rouffy u. a.

Unter der Regierung des Affen Gottes Ludwig XIV. (1643—1715) ward die Bastille zum ausschließlichen Gefängnisse für den Adel und erhielt auch deshalb den klang- und stimmungsvollen Titel: ‚Centralpalais der Aristokratie‘. In den Verzeichnissen jener Zeit kann man die denkwürdigsten Namen des französischen, sagen wir: ‚historischen‘ Adels lesen, wie: Gourville, Bussy-Rabutin, Louxembourg, Richelieu, Vendôme, Fouquet und für kurze Zeit un Masque de fer.

Zur Zeit Ludwig XV. (1715—1774) stand das ‚Centralbureau der Aristokraten‘ selbstverständlich nicht ganz leer, nur bekam es diesmal einen etwas plebejischen, oder wie die Adelligen jener Zeit sagten: kanallösen Anstrich, wahrscheinlich, damit die Lokalitäten etatsmäßig ausgefüllt würden; hauptsächlich waren es die Janfenisten und die ‚Konvulsiven des heiligen Medardus‘, welche hier Untertommen fanden. Auch Politiker, Pamphletisten, Journalisten, ja selbst Buchhändler und Verleger finden sich zahlreich vertreten. Aber gerade durch diese, sagen wir: liberale Gesinnung, womit die französische Regierung die nichtadelige Sippe bedachte, schuf sie sich rechte Qualen.

Die Journalisten nämlich, um sich für die Aufnahme in die exceptionell seine Gesellschaft empfindlich zu rächen — undankbar, wie sie nun einmal sind — erdichteten und veröffentlichten wundersame Geschichten, graufige Erlebnisse von der Bastille, die das Publikum mit großer Begier aufnahm und ohne Bedenken glaubte. Die Pamphletisten erreichten, was sie so sehulichst wünschten: die Bastille wurde je länger, je lieber ein Gegenstand des Hasses, welcher wie ein Siefbach im Frühling anschwell bis zu jenem Tage, an dem er die vermorschten Dämme durchbrach und die ‚Mörderhöhle der Tyrannei‘ vom Horizont spülte.

Es steht fest, daß die Bastille nicht mehr, nicht weniger als ein Gefängnis für den Adel, also ein ‚adeliges‘ Gefängnis war, so daß gar mancher französische Bürger es sich zur hohen Ehre anrechnete, wenn er darin eingesperrt wurde, wie z. B. einer von unseren Bourgeois-Philistern, der in einem aristokratischen Circle Zutritt hat. Gesah es nun einmal, daß in dieses Eldorado von Gewahrnam die Person eines niederen Standes kam, fühlten sich die ‚oberen Zehntausend‘ höchlich beleidigt. So ruft z. B. ein Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwigs XV. bei Erwähnung, daß man eine Köchin in diese ‚Königsburg‘ eingesperrt, voll heiligen Zornes aus: „Was? — was? Eine Köchin in — die Bastille! — Eine Köchin!“ Dieser Fall erschien ihm demnach als eine Verletzung sanktionierter Privi-

legien. Und doch brauchte man Köchinnen und zwar sehr gute Köchinnen in der Bastille, wie wir gleich hören werden.

Während der Regierung des unglücklichen Ludwig XVI. (1774—1792) war das Staatsgefängnis eine Art Korrekptionsanstalt und befaß nur eine geringfügige Anzahl von wirklichen Gefangenen. Am selben Tage, an dem es der Erde gleich gemacht wurde und der tolle Haufe die Korridore mit dem Rufe: „Wo sind die Opfer der Tyrannei?“ durchrannte, erwartete man, daß tausend und mehr Gefangene erscheinen würden — zum allgemeinen Erstaunen aber kamen nur sieben (!) und zwar: vier Wechselfälcher, der Graf de Solages, ein schamloser Wüßling, den man auf Ansuchen seiner eigenen Familie inhaftiert hatte, zwei Berrückte: Tavernier, welcher sich gegen den König verschworen und Graf Whyte de Molleville, der eben nach Charenton abgeführt werden sollte. So wurden denn dem verblendeten Volke die Augen geöffnet, damit es den rechten Stand der Dinge erkennen und sich von der Art und Weise der Kerkerung überzeugen konnte.

Die Gerüchte schildern uns die Gefangenen, diese ‚Opfer des Despotismus‘, in den rührendsten Farben: als ob selbe lange Jahre in Vergessenheit hingeschmachtet hätten, des Notwendigsten entbehrend — aber nach den Forschungen des Herrn Seró stehen die Sachen ganz anders, ganz gegenteilig: die Eingelerkerten besaßen eine ständige Überwachung, oder richtiger gesagt: Pflege, und die Hausordnung befaß den höheren Offizieren des Wach-Detachements die Gefangenen mehrmals in der Woche zu — (man höre) ‚besuchen‘!

Zweiundvierzig Zimmer waren für die Gefangenen hergerichtet. Was die unterirdischen Kerker betrifft, von denen gewissenlose Schriftsteller soviel Grausiges geschwafelt und noch schwafeln, befanden sich selbe unter den Türmen und hatten eine Tiefe von sechs Metern. Dasselbst wurden ausschließlich alle diejenigen untergebracht, welche, wie Allègre, es versuchten, ihre Hüter zu ermorden, oder welche, wie Latude, die Freiheit, deren es in der Bastille auch gab, mißbraucht hatten zur Absingung obscöner Lieder oder zur Recitierung von Spottgedichten auf den König und dessen Minister. Als Strafverschärfung befanden sich hier auch Ketten, woran man die Unausstehlichsten anband. Lange vor der Revolution waren jedoch diese ‚Appartements‘ unbewohnt — wenigstens vermochte sich kein einziger von den am 18. Juli 1789 verhörten Schließern auch nur eines Gefangenen zu erinnern. Hinsichtlich der Marterwerkzeuge, vermittelst deren man die ‚armen Opfer eiserner Gewaltherrschaft‘ — angeblich — peinigte, giebt das Tagebuch der Frau Staal de Launay, welche zur Zeit der Cellamareschen Verschwörung in die Bastille gesetzt wurde, interessante Aufschlüsse:

„Während ihres Aufenthaltes in der Bastille,“ referiert Paul Seró,

„konnte sie des peinigenden Gedankens nicht los werden, daß sie eine Inquisitionsfrage bekäme. Als sie einmal mit dem königlichen Prokurator im Zimmer auf- und abging, wagte sie es, ihn nach den vielfachen schrecklichen Einrichtungen zu fragen, von denen man ihr erzählt hatte. Er aber beruhigte sie, indem er sagte, das seien Annummärchen. Endlich frug sie ihn mit gedämpfter Stimme, ob es wahr sei, daß jedem Gefangenen eine einzige Frage ohne formelles Gerichtsverfahren vorgelegt werde. Der Prokurator erwiderte nichts und ging hinaus. Daraus schloß sie, daß die Sache ihre Richtigkeit habe — bis sie später in Erfahrung brachte, daß der Offizier auf einem Ohr taub gewesen und ihr gerade mit diesem Ohre zugewendet war, als sie ihm die leise Frage vorgelegt. Von ihrer Inhaftierung an war die Dame voll Angst, da sie ein unter ihrem Zimmer entstehendes Gepolter gehört, von dem sie vermutete, es rühre von den ‚teuflichen‘ Folterwerkzeugen her. Wie groß war aber ihre Überraschung, als sie sich mit ihren eigenen Augen überzeugte, daß die ‚Folter‘ eigentlich nur ein riesiger Bratspieß war, auf welchem sich das Fleisch über dem Herdfeuer drehte. Das durch die Umdrehungen der ‚Folter‘ erzeugte Geräusch hörte sie deshalb so gut, weil ihr Zimmer gerade über der Küche lag.

Ja, die Küche besaß in der Bastille eine viel größere Wichtigkeit, als diverse Marterwerkzeuge, weshalb auch der oben citierte Herr mit seinem entrüsteten Ausrufe: „Was — eine Köchin — in der Bastille! Eine Köchin!“ sich ganz und gar im Unrecht befand. Der König wünschte ausdrücklich, daß mit jedem, dem er die Ehre anthue, auf der Burg zu wohnen, ohne Unterschied des Ranges und Standes, gut verfahren werde. Zu dem Zwecke sorgte er, so viel als möglich, daß die Gefangenen schmackhafte Speisen und ordentliche Bedienung erhielten. Schade nur, daß seine Sorge an so unwürdige Personen verschwendet war. Ubrigens trug er auch aus seiner Privatschatulle bei, damit seinem Willen genug gethan würde — freilich den Löwenanteil bei diesen ‚Subventionen‘ trug das ohnedies ausgefogene Volk, wie es von jeher war; der Ehrliche darbt sich eben die blutigen Kreuzer vom Munde ab, um dem Lumpen auf Staatskosten ein angenehmes Dasein zu bereiten.

Die Ausnahme und Pflege der Gefangenen betreffenden Hausregeln, welche im Wachzimmer auflagen, lauteten u. a.: „Dem Gefangenen, der auf Grund des gebührenden Schriftstückes in die Bastille aufgenommen wird, soll ein eigenes Zimmer angewiesen werden, dieses soll, soweit es möglich, mit einem Ofen, den nötigen Möbeln, Holz und Licht versehen werden. Mahlzeiten hat er dreimal des Tages zu erhalten: früh, mittags und abends.“

Klingt das beunruhigend? Ein eigenes Zimmer, Möbel, Licht, ganze

Kost' — mein Herz, was willst du noch mehr? — o welche Lust eingesperrt zu sein! — Für einen Arbeiter, einen kleinen Beamten — ein unerreichliches Ideal — aber was! Das Volk kann zahlen und zahlt — zu welchem Zweck hat es denn einen so breiten Rücken? Wohl nur um recht viele Lasten tragen zu können! Aber hören wir weiter, es kommt noch weit besser.

„Der Verwalter der Bastille erhält zur Verköstigung und Aufbesserung (so!) der einzelnen Individuen eine eigene Zubuße, welche sich nach den Würden und der öffentlichen Stellung des Betreffenden richtet.“ Für dieses ‚Agió‘ war eine besondere Skala festgesetzt: der einfache Bürger erhält täglich 5 Franken, der Bankier, Richter oder Schriftsteller 10 Franken (Himmel, welch ein Leben, Ihr Herren Kollegen!), der Parlamentsrat 15, der Minister 24, der Landmarschall 36 zc. — Wie man sieht, war die despotische Regierung sehr liberal — warum auch nicht, es ging ja nicht aus ihrem Sacke, wobei sich leicht liberal sein läßt.

Die Summen zur „Erhaltung“ (natürlich, man hätte ja Hungers sterben können!) der Inhaftierten waren manchmal überaus bedeutend. So zahlte man dem Bastille-Verwalter für den General Lally-Tollendal 50 Franken täglich, für den Kardinal Rohan sogar 120 Franken täglich. Daraus erklärt sich, warum die Verwalter in der Regel sehr reich waren, sobald sie vom Schauplatz ihrer Thätigkeit zurücktraten; sie konnten ja beim besten Willen die empfangenen Summen nicht verbrauchen, da den vornehmen ‚Eingesperrten‘ noch überdies von ihren Familien viel zufloß.

Den Herren Inhaftirten ging es demnach sehr — was sage ich — ausgezeichnet gut. Die Kost war à la bonheur und überaus reichhaltig. Zeugnis davon geben die Speisekarten, deren Paul Seré eine ganz respectable Anzahl reproduziert. Da giebt's für jeden Stand, jeden Rang angemessene ‚Menus‘, bei deren Lektüre einem das Wasser im Munde zusammenläuft und welche ich deshalb nicht citieren will. Sehr oft stand es einer Persönlichkeit frei, betreffs der Kost specielle Wünsche zu äußern, was nach Möglichkeit ad notam genommen wurde. Aber auch für geistige Nahrung sorgte die wahrhaft (gegen die ‚Canaille‘ Volk tief-) väterliche Regierung der vier Ludwige (XIII., XIV., XV. und XVI.). So beherbergte die Bastille eine zahlreiche Bibliothek, außerdem erhielten verschiedene Herren Gelder, um sich die zu ihren Studien nötigen Werke anzuschaffen.

An Vergnügungen mangelte es ebensowenig. Auf den weitläufigen Höfen und in den prächtigen Gärten der Bastille gab es viele Regelbahnen, Plätze für Criquet- und Ballspiel. Die bretonischen Adeligen hätten gern Billard gespielt — binnen kurzem stand im Zimmer des Kommandanten ein Brett, woran man sich nach Gutdünken einsand und belustigte. In ihren

Appartements (ohne Ironie gesagt!) spielten die Herren Karte, Schach, Dame, Domino u. a. Viele hielten sich fogar Haustiere. De La Porte besaß z. B. Jagdhunde, richtete sie ab, nebenbei lernte er Zeichnen. Bautier, der Leibarzt Maria von Medicis, studierte Astronomie unter Anleitung des berühmten Mathematikers Pierre Etienne. Auch Musik wurde eifrig gepflegt. Latude spielte virtuos auf der Flöte, Constantin de Renneville auf der Geige, der Herzog von Richelieu sang mit Fräulein De Launay Duette aus den damals gang und gäben Opern. Oftmals sang man im Chor, andere wieder accompagnierten, so daß die Gewölbe der Bastille von fröhlichen Tönen wiederhallten — kurz, man führte da ein Leben, wie (um einen vollständigen Ausdruck anzuwenden) Gott in Frankreich!

Gar oft fühlt man sich bei der Lektüre des vorliegenden veranlaßt, den Kopf energisch zu schütteln und auszurufen: das ist unmöglich! das kann nicht wahr sein! — aber angesichts der genauen Citate aus unanfechtbaren Quellen muß man verstummen, kläglich verstummen . . . O die Wahrheit kommt immer an den Tag, manchmal früher, manchmal später, je nach den darangewendeten Pappmitteln der Lügenmäuler.

Wenn auch, gemäß den vorliegenden Dokumenten, die Bastille keineswegs eine Folterkammer für die Gefangenen war und mit den Mördergruben der Hexengerichte nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaß — das eine steht unumstößlich fest: sie war ein Ausfaugungsinstitut für das Volk (im rechten Sinne des Wortes aufzufassen), den für tiers état (dritten Stand), zumal dieser nur Pflichten (die Staatslasten zu tragen) besaß, während die beiden höheren Stände: Adel und Klerus Rechte*) (z. B. hier eingespart zu werden) hatten, welche Mißbräuche zur erschütternden Tragödie führten und immer führen müssen, sofern es eine göttliche Gerechtigkeit giebt.

Die Burtschen in der Bastille ließen sich's wohl sein, mästeten sich, spielten und fangen, während ihre Gläubiger — das Volk — darboten und hungerten — — warum auch nicht? Ludwig XVI., *Je desire*, der Ersehnte, wie man ihn nannte im guten Glauben, er werde die Schamlosigkeit seines Großvaters und die Verschwendungen seines Ahnen wieder gut machen, der redliche, aber schwache, von frechen Schranzen und Bosen umfriedete König sorgte ja höchst väterlich für die Centralbureaubewohner mit Hilfe seiner *Canaille*; warum hätte es da nicht hoch hergehen sollen? *Après nous le déluge* — nach uns die Sündflut! witzelte die bigotte Marquise Pompadour, — Frankreich im Unterrock, und diese wirklich geistreiche Maxime war die Devise des folgenden Geschlechtes. *Nach uns*

*) Ganz befreit von Abgaben waren diese Stände nicht, wie es einige Geschichtsschreiber haben wollen, jedoch sehr hoch begünstigt. D. B.

die Sündflut — — ja sie kam auch nachtschwarz, großartig, unbändig, mit der elementaren Wucht einer jeden erhabenen Naturerscheinung, alles zerstörend, alles vertilgend, schlechtes wie gutes, faules wie gesundes, schwaches wie starkes . . .

Kein Wunder dann, daß die zahlreichen Bastillen der 1. Republik schrecklich waren, schrecklicher als die Bastille des „divin droit“, des göttlichen Rechtes der Königsherrschaft, in den allerschlimmsten Tagen je gewesen. Kein Wunder, daß die Verhaftsbefehle dieser „Sündflut“ grauſig, unmenschlich waren, grauſiger als die „lettres de cachet“ der vier Ludwige von Gottes Gnaden. Mit jenen war der Tod, der unwiderrufliche Tod verbunden, mit diesen aber das Leben, das faule Leben, das auf Kosten anderer florirt . . . Und doch dürfte jener besser, manneswürdiger sein, als dieses . . .



Giordano Bruno.

Don Karl Bleibtreu.

(Schwiz.)

Giordano Brunos Dialoge vom Unendlichen, dem All und den Welten (de l'infinito universo e mondi), überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Dr. Ludwig Kuhlentopf. Eine hochverdienſtliche That! Der bewährte Überſeher, der ſich auch in der antiſemitischen Bewegung und als Apoſtel des merkwürdigen rationaliſtiſchen Genies Eugen Dühring hervorgethan hat, läßt ſeiner trefflichen Übertragung des „spaccio della bestia trionfante“, deren gebiegene Erläuterungen in das gewaltige Geiſtesgebäude des großen Nolaners einführten, dieſe neue Gabe des Brunoniſchen Genies folgen. Die Überſetzung iſt glatt, fließend, oft von nerviger Kraft des Ausdrucks, die den Sprachreichtum des Originals ahnen läßt. In dieſer dialektiſchen Schrift hat jener tieffte Denker der Renaissance, einer der größten Geiſteshelden aller Zeiten, die Lehre ſeiner Kosmologie ſcharf und überzeugend klargelegt. Seine Unendlichkeitsidee wendet ſich vor allem gegen Ariſtoteles, deſſen Sophismen und Begriffsbeengtheiten er den Garauſ macht. Giordano oder, wie ihn die älteren Schriftſteller und auch noch Schopenhauer zu nennen pflegen, Jordanus iſt eines jener ſeltenen Weſen, welche der Menſchheit nur in Zeiten beſonderer Entwicklung (Reformation — Renaissance) geſchenkt werden: ein intuitives Genie, das de-

duktiv mit leuchtendem Adlerblick ins Innerste der Dinge dringt, und erst nach synthetischer Erkenntnis auch induktiv-analytisch der ihm enthüllten Wahrheit nachzuspüren weiß. Dies ist die eigentliche Art des Genies, im unterscheidenden Gegensatz zum Talent. Er überspringt zahlreiche Stufenleiter des Erkenntnisweges und dringt mit phänomenaler Schnelligkeit zum Endpunkt vor, den er nun mit sicherer Zuversicht festhält. Deshalb denn auch das bekannte Los des Genies, seinen Zeitgenossen meist als „verrückt“ zu gelten, weil die induktiv geduldige Ameisenforschung der Mittelmäßigkeiten eine solche rein synthetische Geistesanlage nicht zu begreifen vermag. Der grandiose Dichterdenker Giordano stellte jene Vereinerung dichterischer Einbildungskraft mit klarem, umfassendem Denken vor, die allein den echten Höhenmenschen ausmacht. Weder einseitiges Dichtertum, von der Schriftstellerei unserer erbärmlichen Ara ganz zu schweigen, noch einseitiges Denkertum, von der Maulwurfsgelehrsamkeit des Spezialismus und insbesondere der lächerlich anmaßenden „Naturwissenschaften“ abgesehen, führt zur Erfüllung. Doch der Raum verbietet, diesen großen Mann, diesen erhabenen Seher, den selbst Dührings zersekende Kritik ehrfürchtig bestehen läßt, in seiner vollen Bedeutung zu vermitteln. Thatsache bleibt, daß er weit über Copernicus in philosophischer Durchdringung der astronomischen Umsturzentdeckung desselben (vom heliocentrischen System) vordrang, daß selbst das Kant-Laplace'sche System von ihm in gewissem Sinne vorweggenommen wurde. Sehr schön sagt Kuhlbeck in seiner Einleitung, S. 7: „Bruno lieferte den Beweis, daß . . . das reine Denken durch Vermittlung seiner vom Schönheits- und Wahrheitsgefühl geleiteten Analogieschlüsse mehr zu leisten vermag, als das vorsichtige Tappen des Empirikers und Fachgelehrten“, von denen letzteren Kuhlbeck vorher sehr richtig bemerkt hat, daß ihr „Erbfehler ja das im Hergebrachten und Komplizierten versteifte Vorurteil“ sei. Daus verdient auch Kuhlbecks vorzügliche Rechtfertigung des angeblichen eklektisch plagiierten Wesens Brunonischer Schriften, mit Hinweis auf ein Selbstbekenntnis Goethes. Denn die Art des Genies, wie wir in unserm Buche „Letzte Wahrheiten“ ausführten, besteht gerade darin, die vielen vorliegenden Anregungen der Talente unwillkürlich zu einem einzigen großen Gauzen zu verschmelzen, das nicht nur an sich neu ist, selbst wenn einzelne Bausteine noch anderen Ursprung verraten möchten, sondern vor allem durch die nur dem Genie mögliche originelle Weltanschauung die unstrukturbare und ephemere Talentarbeit seines umgebenden Milieu in eine ewigzeitliche Sphäre rückt.

Unerhört dürfte hingegen selbst dem Mildestdenkenden die verschünzte Dreistigkeit dünken, mit welcher Spinoza, Descartes und Leibniz den Märtyrer zu befehlen sich nicht entblödeten. Hierfür hat Kuhlbeck neue hoch-

interessante Belege geboten (S. 13), u. a., daß gegen Descartes dieser Vorwurf sogar von einem — Jesuiten öffentlich erhoben wurde. Was übrigens den nach Brunnhofer „sonst so edel denkenden“ Leibniz betrifft, nachdem Brunnhofer die schamlose Bruno-Plagierung aller Gedanken, denen Leibniz seinen Ruhm verdankt, für erwiesen hält und Leibniz' freche „Geiringsfägung“ des von ihm Ausgeschlachteten nicht leugnen kann, so möchten wir Kuhlbeds Andeutung über die Bedenken, „die Dühring wohl nicht nur aus diesem Verhalten gegen den Charakter des Leibniz begründet,“ hinzufügen, daß man die schönsten Belege dafür in der Vorrede zu Band 3 unserer „Geschichte der Europäischen Kriege“ finden würde. Hingegen dürften Kuhlbeds heftige Ausfälle auf Spinoza wohl ebenso, wie diejenigen Dührings auf den angeblichen „Juden“ Lessing, einem zu ausschließlichen Antisemitismus entstammend, der nun auch nirgends mehr etwas Lößliches an Gebräuern gelten lassen will. Das sicherste Mittel freilich, die ganze Unternehmung zur Nachruhmrettung Brunos scheitern zu lassen, besteht im Hervortreten seiner auch antisemitischen Tendenzen, wie Kuhlbed dies schon in seinen Anmerkungen zum „spuccio“ beliebte. Denn sobald die deutsche Judenpresse — eine deutsche Litteratur und Presse kann es schon deshalb nicht geben, weil unsere Barbarennation bekanntlich das Dichten und Denken, jede idealere Geistesarbeit außer Brotstessstudium, Beamtensteißhokerei und Militärpuppentum, den geschmähten Juden überläßt — sobald also die Presse des auserwählten Volkes vernimmt, daß der Geistesheroe, dessen römische Jubelfeier sie in schwungvollen Leitartikeln begrüßt hat, auch mit der „Pest des Antisemitismus“, dieser „Schmach des Jahrhunderts“, behaftet war — ei, wie so rasch werden sie diesen Frevler fallen lassen! Da bei den Juden, ihrer sonstigen guten und nützlichen Eigenschaften unbeschadet, sich alles um ihre persönlichen Interessen und Eitelkeiten dreht, so kann man auch die boshafte Probe machen, wie jede Begeisterung für Napoleon und die französische Revolution schwindet, sobald man die stark antisemitischen Wuchergesetze dieser Epoche zum Vergleich heranzführt. Hoffe man also nichts für den gebührenden Nachruhm unsres Bruno! Er war eben kein aufgeklärter Judengenosse, kein frivol geistreichelnder Litterat, die „Moderne“ hat wenig mit ihm zu schaffen. Die Sudelmänner unserer Tage haben nicht die geringste Föhlung mit solchen Ideologen, und was dieses erbärmliche Spießbürgerjahrhundert unter „heroischer Weltanschauung“ versteht, darüber muß man die jüngsterfhienenen Lebenserinnerungen des völkerverwandelichen Professors Felix Dahn und die unbefchreiblich boshafte Beleuchtung derselben im „Daheim“ (von P. v. Scepanski) nachlesen. Armer Bruno! Seine heroische Weltanschauung (Eroici Fuori) machte sich nicht in Phrasen Lust, in jener angeblichen Herrenmoral, wie sie am

liebsten die moralisch Angefressenen vertreten (siehe die prächtigen Bemerkungen von L. Schönhof in der „Frankfurter“ anlässlich der freien Liebe „Hanna Jagerts“), sondern in dem wahrhaft heldenhaften Lebenswandel der Unabhängigkeit, die man mit Mangel an Titel und Würden, Geld und Gut, ja selbst dem klappernden „Ruhm“ der zeitgenössischen Reklame nicht zu teuer erkaufte. Bruno war ein — Dilettant, wie so viele Unversalgeister der Renaissance. Als Strategie, wie Leonardo da Vinci, wäre er nie Offizier geworden; als Gelehrter, der er seinem äußern Berufe nach war, hat er nie Examina und Staatsexamina bestanden, keinen „Doktorhut“ erworben, wie jeder Dummkopf, der seine spezialistische Gänseleber mit Fachmüdeln überstopft. Soviel Dühring auf das Verlehrtentum schimpft, hat er es doch nicht verschmäht, den leeren Dokortitel zu erwerben, auch sein Anhänger Ruhlenbeck nicht. Da denkt Herr Pudor in Dresden, dieser seltsame Reformier, doch heroischer, indem er sein Doktorpatent als eine lächerlich wertlose Faze der Universität zurücksandte. Auch in Dührings Schriften, so bewunderungswürdig ihre Gesinnung und Form, so heroisch in andrer Hinsicht auch seine Lebensführung war, tritt oft ein kritischer Gelehrtendümel hervor, der von der überlegenen Bedeutung der Kunstproduktivität allem unproduktiven analytischen Schaffen gegenüber nichts zu empfinden scheint. Ein Dichterdenker, wie Giordano Bruno, steht von vornherein als geborener Märtyrer, als gänzlich unbrauchbar, im modernen Gesellschaftsleben. „Eine brechliche Maschine ohne inneres Leben und Sympathie der Teile gegen einander,“ nennt Herder („Philosophie der Geschichte“ I, 317) den Staat. Wie soll sich die All-Sympathie Giordanos darin behaupten können?

Wir wagen diese Bemerkungen nur deshalb, weil Giordano Brunos menschliche Erscheinung eine vorbildliche sein muß für das Leben eines Dichterdenkers, der sich völlig unabhängig von allen Konventionalitäten erhalten soll, der lieber dem stürmischen Martyrium zusteuert, als dem bequemen Kleinen Hasen gesellschaftlicher Versorgung. Denn leben von der Gesellschaft kann nur der, dessen edleres Teil durch pattierende Kompromisse entwürdigt wird. — Das geradezu unglaubliche Uebelwollen, mit welchem der jüngst verstorbene Göttinger Professor P. de Lagarde, ein sonst sehr verdienter Mann, den von ihm neu herausgegebenen Giordano mißhandelt, dürfte wohl auch nur im deutschen Fachgelehrtendümel eine Erklärung finden. — Die Unendlichkeitsidee Brunos haben Dichter wie Schiller und Byron in ihrer Weise selbständig aus sich heraus als einen „univerfellen Affekt“ (Dühring) empfunden und ausgedrückt. Dagegen scheint Goethe thatsächlich „bewußte Anlehnung an Bruno, dem er nachweisbar so viele seiner schönsten Faustgedanken verdankt“, verübt zu haben, ohne doch sich öffentlich zu seinem

Lehrer gläubig zu bekennen und ohne ein tieferes Verhältnis zum Bruno-
nismus zu gewinnen, dem er sich hauptsächlich auf dem Umweg Spinoza
genähert hat. Übrigens haben wir bereits an anderer Stelle darauf auf-
merksam gemacht, daß auch Schopenhauer, dessen ehrlichere Natur zwar nicht
so tief wie jene anderen in vertuschendem Totschweigen seines großen Meister-
vorbilds sinken konnte und des „Jordanus“ mehrmals mit Achtung gedenkt,
manches uneingestanden dem Bruno entnahm, wie ein hübscher Artikel von
Professor Romeo Manzoni in einem Tessiner Blatte nachzuweisen suchte.
Wenn aber Goethe „zuweilen sogar fast wörtliche Übersetzungen aus
Brunos Werken“ als eigene Goethesche Gedanken einleidet (Kuhlenbeds
Textanmerkung, S. 20), wie denn auch in Shakespeare sowohl Gedanken
Brunos als Montaignes sich finden sollen, wovon Kuhlenbeck hier schweigt,
so verweisen wir Kuhlenbeck auf die von ihm selbst früher citierte Selbst-
rechtfertigung Goethes, welcher ähnlich auch Byron gegen den so oft er-
hobenen stupiden Vorwurf des Plagiarismus energisch verteidigte. Außer-
dem aber ist es etwas wesentlich anderes, in Prosa gefaßte Gedanken eines
andern in eine dichterische Form umzugießen, obschon es freilich immer
hübsch wäre, die Quelle anzugeben. Diese eigentümliche Scheu vor dem
Eingeständnis, man habe Fremdes reichlich benutzt, stammt unbewußt aus
der sehr richtigen Befürchtung her, der dumme Haufe werde dann das
eigentliche Verdienst des Umformers nicht zu schätzen wissen. Bei aller
Verehrung für Bruno sei es gesagt, daß der Unendlichkeitsaffekt — ver-
bunden mit der Goethe-Lamarque-Darwinschen Evolutionstheorie — bei
ihm doch nirgends eine so klassische Prägung erhielt, wie in dem grandiosen
Hymnus des jungen Goethe: „Verteilet euch nach allen Regionen . . .“
Angesichts dieses und ähnlicher Lebensäußerungen des Goethewesens, Äuße-
rungen eines hochgesteigerten Allgefühls, wird man den pikanten Abschnitt
in Dührings „Größen der Modernen Litteratur“ (Band I foeben erschienen)
wohl das Schärfste, was je gegen Goethe als Mensch und Künstler ge-
schrieben wurde, nur mit bedenklichem Kopfschütteln abweisen, so viel Wahres
im einzelnen auch Dührings Verurteilung Goethescher Halbheit und un-
wahrhaftiger Unsitlichkeit enthalten mag. Wenn übrigens Goethe singt:
„wirft keine Regel da vermissen, denn das selbständige Gewissen ist Sonne
deinem Sittentag,“ frei nach Giordano (vergl. Kuhlenbeck, S. 21), sogar
ziemlich unfrei, insofern sogar die Ausdrücke: „das Centrum findest du da
drinnen“ und „göttliche Gesetze, welche dem Herzenscentrum eingemeißelt
sind“, sich entsprechen, so wird der moderne Erkennen der Willensunfreiheit
und der dehnbaren Relativität des Gewissensbegriffs doch diese heroische
Sittlichkeit der beiden großen Männer auch nur als einen relativen subjek-
tiven Affekt auffassen müssen. Wahr, daß man auf dem steilen Alpenpfad

der Brunonischen Weltanschauung dazu gelangt, „hochherzige Verächter aller Dinge zu sein, welche kindisches Denken hochschätzt, und größer zu sein als jene, die der blinde Pöbel als Götter ehrt“. Aber das von Bruno noch beweierte eingeborene Sittengesetz ist unzweifelhaft eine Selbsttäuschung, da das Sittengesetz jedes Lebenswesens so verschieden sein muß, wie seine natürliche Artung. — Vieles in Giordanos transzendentaler und zugleich immanenter Weltseele, seiner unsterblichen Substanz der Seelenmonade, gewinnt heute durch die Ergebnisse des Hypnotismus und Spiritismus ein erweiterndes Beweisrelief. (Vergl. Du Prels „Rätsel des Menschen“ und Schmidhuns „Der Hypnotismus“.) — Wenn Bruno 200 Jahre früher als Kant das Vorhandensein von Planeten jenseit des Saturn mit Bestimmtheit feststellt (vergl. Kuhlentock, S. 116 und 205), wenn man in seiner Kosmologie bereits die Keime einer Kosmogonie entdeckt, so zeigt sich eben wieder, wie das Genie, immer debütativ, nach kleinstem Kraftmaß operiert, d. h. alles umfassend begreift, wenn es nur wenig weiß, während die rohe Empirie doch nicht das wahre Wesen der Dinge begreift, selbst wenn sie scheinbar alles mögliche weiß und kann. (Dies wird dem Kenner besonders in der Strategie offenbar, wo die einzig wahren Feldherren von Cäsar bis Cromwell und Napoleon ursprünglich entweder gar nicht zum „Fach“ gehörten oder sehr traurige Berufsoffiziere abgaben, solange man ihnen nicht die freischöpferische Oberleitung verlieh.) Deshalb ist das große Wollen des Genies stets fruchtbarer, als das täuschende angebliche große „Können“ der Talente, das immer im kleinen Wollen beschränkt bleiben muß. (Dies hat Leo Berg in seinem öfters konfusem Buch „Der Naturalismus“ wenigstens treffend erkannt und ausgedrückt.) Da nun die Empirie niemals das letzte Rätsel lösen kann, weil hinter der Mechanik des Weltaufbaus immer das uranfängliche, d. h. anfangslose Sein der Urkräfte jeder Aufklärung spottet, so muß der philosophische Materialismus die letzte Entscheidungsschlacht doch allemal gegen die Metaphysik verlieren und das reine Denkertum eines Giordano den Sieg behaupten. Dieser große Seher ruft freilich jedem, der sich mit ihm beschäftigt, gleichsam den Vers seines von Carriere übersehten Sonettes zu: „Doch blide nicht auf mich, bist Du nicht mein.“ Man begiune, sich den Satz als Motto vorzuhalten, um nicht immer wieder in die scheinbar plausibeln Trugschlüsse des Materialismus zurückzuschellen: „Darum ist dem Zutrauen auf das Zeugnis der Sinne ein Maß zu setzen“ (S. 31 dieser Übersetzung). Oder noch deutlicher später: „Die Wahrheit also nimmt zwar, als von einem schwachen Anfangspunkt, von der Sinneswahrnehmung zu einem ganz geringen Teile ihren Ausgang, ist aber nicht in der Sinneswahrnehmung,“ was denn freilich dem modernen von Kant ausgehenden Positivismus durchaus widerspricht, während Loge

viel reifer, weil minder voreilig radikal, sich Bruno insofern anschließt, als er eine wirkliche Übereinstimmung der Vorstellung und ihres Gegenstandes leugnet. Und es liegt ja doch für den modernen Psychologen klar auf der Hand, daß jede Vorstellung der Dinge und jedes aus deren Eindruck folgernde Urteil des Hirns immer nur subjektiv und relativ, daher nie das Ding-an-sich sein kann. Es muß daher nicht nur verschiedene Grade der Wahrheit geben, viersache wie Bruno annimmt, sondern im Grunde genommen unendlich viele, gemäß der Verschiedenheit der Gehirne. In diesem Sinne gehen wir so weit, daß wir selbst die Erkenntnisse eines Newton nur relativ nennen und jeder sogenannten Wahrheit hinzufügen möchten: gemäß dem menschlichen Logikvermögen — das aber geradezu falsch sein und Ibsens Zweifel berechtigen kann, warum nicht anderswo auf dem Jupitel zweimal zwei Fünf machen solle. Wir sprechen dies alles als „Vaie“ ruhig aus und trennen uns überall von Kuhlensbeck, wo dieser seinen Philosophen zaghaft im Stiche lassen möchte, als Positivist aus Dührings Schule. Daß Giordanos Gottesbeweis widerlegbar ist, bestreiten wir nicht, ebenso widerlegbar ist aber der angebliche Gegenbeweis Kants. Und in dem brunonischen Satz der Spinoza-Ethik, welchen Kuhlensbeck citiert, erscheint mir die Schlußfolgerung ganz richtig, nur die scheinbar plausible Prämisse gänzlich beweislos: „Das Nicht-Existieren-Können ist ein Unvermögen und dagegen das Existieren-Können ein Vermögen.“ Ja, wer sagt denn Herrn Spinoza das, wer will das beweisen? Eine naive anthropomorphische Behauptung. — Mit absoluter Klarheit entwickelt sich Brunos Gottesbegriff in dieser Schrift als nicht „pantheistisch“. Gott und Welt sind ihm absolut unidentisch. Er sagt ausdrücklich: „da ja die Unendlichkeit Gottes durchaus zu unterscheiden ist von der Unendlichkeit der Welt.“ Ihm sind für Gott „Möglichkeit, Thätigkeit und Wirksamkeit ein und dasselbe,“ oder weiter, Gott ist allerdings „das ganze Universum“, aber „als Zusammenfassender und als Ganzheit“. Das Universum dagegen — und diese Definition ist meines Erachtens als Hauptsache hervorzuheben — „ist alles, wenn man überhaupt da noch von Totalität reden kann, wo weder Teil noch Grenze ist“ — ad notam, Materialismus! — ist also alles „im Sinne der Entwicklung“ (ah!) und nicht völlig und schlecht hin.“ Die Welt steht also für Bruno zum Gottesbegriff im Verhältnis der Begrenzung. Dankenswert ist hier Kuhlensbecks Bezugnahme auf Carriere, der in einem wundervollen Gedicht die All-Persönlichkeit Gottes definiert: „Er ist sich selbst erfassend der Wesen Harmonie, er ist der Erst' und Letzte, der Kreis, der in sich kreist“ und mit schärfster Präcision den Pantheismus als „endlose Summe von Endlichkeiten“ bezeichnet, als reine Peripherie ohne Centrum, während beide Begriffe einander bedingen (wir wählen

diesen Ausdruck als passender, statt des von Carriere gewählten der Zugehörigkeit. „Jenen ist Gott Eines, diesen Alles, den Theisten ist er Eines und Alles.“ Bruno hat dies mit der ihm eigenen mystischen Begriffstiefe so ausgedrückt: Gott sei uns innerlicher, als wir selber. Wir wollen hier beiläufig folgendes Urteil Schopenhauers anführen, das uns kürzlich wieder einmal in die Augen fiel. „Auf diesen Standpunkt könnte auch die Philosophie des Bruno und die des Spinoza denjenigen führen, dem ihre Fehler und Unvollkommenheiten die Überzeugung nicht störten oder schwächten. Eine eigentliche Ethik hat die des Bruno nicht.“ (sic!) Band I, Buch 4, § 54 der „Welt als Wille und Vorstellung“. In § 62 zeigt sich übrigens Schopenhauer in seiner Definition des Eigentums wesentlich sozialistisch wie Bruno, und es ließen sich noch manche innere Übereinstimmungen des Denkens bei beiden großen Männern feststellen. Auch jener Satz, in den sich uns Schopenhauers Ethik zusammenzudrängen scheint, dürfte ganz im Sinne Giordanos lauten: „An sich sind alle Thaten (opera operata im Sinne der Kirche) nur leere Bilder und allein die Gesinnung, welche zu ihnen leitet, giebt ihnen moralische Bedeutsamkeit.“ Wer sich diese Wahrheit zu eigen machte, wird auch über die gegen Giordanos Privatleben erhobenen Beschuldigungen, selbst wenn sie auf äußerlicher Wahrheit beruhten (was nicht der Fall ist), nur lächeln können. Hätte übrigens Nietzsche, dessen blendeender Esprit seine haltlose Verworrenheit nirgends verdeckt, den obigen Satz Schopenhauers und die völlig übereinstimmende Anschauung des Judentums und Christentums begriffen, so hätte er sich sein Jeteru wider die Tugend aus Schwäche sparen können. Lange vor ihm stand jede wahre Religiosität „jenseits von Gut und Böse“. Endlich möchten wir auch noch, bezüglich der Neugeburt und Entdeckung der Giordano-Größe, die pikanten Worte Schopenhauers citieren, welche er der 2. Auflage seines Hauptwerkes vorausschickt: „Die Sagacität, den richtigen und feinen Takt, womit sie (d. h. die bestallten Litteraturwächter) mich gleich bei meinem Auftreten als etwas ihren eigenen Bestrebungen ganz Heterogenes, wohl gar Gefährliches oder, populär zu reden, etwas, das nicht in ihren Kram paßt, erkannt haben, so wie die sichere und scharfsinnige Politik, womit sie das allein richtige Verfahren sogleich herausfanden, die vollkommene Einmütigkeit, mit der sie daselbe in Anwendung brachten, endlich die Beharrlichkeit, mit welcher sie ihm treu geblieben sind, habe ich von jeher bewundern müssen. Dies Verfahren besteht bekanntlich im gänzlichen „Ignorieren“. Die Wirksamkeit dieses stillen Mittels wird erhöht durch den Korybantenlärm, mit welchem die Geburt der Geisteskinder der Einverständenen gegenseitig gefeiert wird, und welcher das Publikum nötigt, hinzusehen und die wichtigen Mienen gewahr zu werden, mit welchen man sich gegenseitig

begrüßt.“ Im Vorwort zur 3. Auflage setzt Schopenhauer noch bündig hinzu: „Das Wahre und Echte würde leichter in der Welt Raum gewinnen, wenn nicht die, welche unfähig sind, es hervorzubringen, zugleich verschworen wären, es nicht aufkommen zu lassen.“ Wer denkt hier nicht an die hartleibige Gefinnungs-Unredlichkeit des litterarischen Neides, die Subelmännerei und Erfolgspachtung jüdischer Freundschaftscliquen, die bare Kraftlosigkeit als angebliche Genialität ohne jede Barzahlung in geistigen Werten, kurz an all das ekelhafte Getriebe des Litteraturmarktes — mit seiner offen eingestandenem Verschwörung gegen jede überragende Bedeutung! Auch die Giordano und Schopenhauer haben diese Trojaner gekannt, die unterm Einfluß starker geistiger Getränke von Manneswürde und Biedersinn faszeln, oder jene eiteln Heuchler, die der dummen Welt und etwaigen Schöffengerichten so lieblich Sand in die Augen streuen und über „Verleumdung“ kreischen, wenn ein Spiegel ihr Bild zeigt. Vergleiche Giordano Brunos Pamphlet „Aschermittwochsmahl“, wo er dem stupiden Gelehrtendümel — in Oxford — vorhielt, daß seine „Verleumdungen“ ethisch vollberechtigt seien, weil sie der unpersönlichen Liebe zur Wahrheit entstammten. Entzückend hat Giordano in diesen von Kuhlensbeck verdeutschten Dialogen in einer fingierten Figur die Dummheit und Gemeinheit des mittelmäßigen Aftergelehrten gegeißelt, der, weil selber jeder Originalität bar, in Autoritätssimpelei und Fachberufstum (d. h. in eingepferchtem Herdengeist) die einzig gesunde Weltanschauung sucht und, von der Genialität seines zunftlosen freischaffenden Gegners innerlich bewältigt, in öden Schimpfereien und niedrigen Verleumdungen seinem Geißer Luft macht. Wohl ziemt sich hier, an einige Stellen in Schopenhauers Hauptwerk, Band II, zu erinnern, die vom Wesen und Los genialer Individualität handeln. Vergl. auch Band I, Buch 3, § 36 die treffliche Darlegung, warum dem Genialen eine Abneigung und Unfähigkeit zur Mathematik innewohnt, weshalb man denn auch gewisse Mathematiklücken Giordanos vielleicht mit seiner anschaulichen Dichternatur erklären mag. Lange vor Lombroso wies unser Deutscher übrigens auf die eigentümliche Genialität der Irtsinnigen hin. Es ist schon recht, wenn Giordano in den Dialogen und sonstwo seinen lächerlichen Feinden die Schmähung, er sei verrückt, gegen sich in den Mund legt. Auf ihn denn passen jene Verse, mit denen Friedrich Freiherr v. Rhaynach in seiner Satire „Germania und ihre Kinder“ mich Unwürdigen bekränzt, weit besser:

„Ihr Dasein Schmutz, ihr Trachten Schall und Dunst,
Der Genius aber muß mit ihnen laufen,
Betäubend nur den Schmerz der offenen Wunden,
Bis er in Tod und Wahnsinn Ruß gefunden.“

Ihm, der seinen eigenen Wert stolz genug erkannte (Kuhlenbeds Vorrede, IX) und natürlich an „Größenwahn“ litt, hat Rom ein Denkmal gesetzt: „Hier, wo der Scheiterhaufen gebrannt hat, das „dankbare Jahrhundert“. Das Jahrhundert, das ihn versteht, bricht erst an. Wir aber dachten an ihn bei dem Vers unserer Kosmischen Lieder: „Auf dem Holzstoß verröthelt der Meister, doch die Flamme entführt ihn zum ewigen Licht.“



Das Dichterkränzchen.

Von Walter Harlan.

(Krippzig.)

Im Juli dieses Jahres ist in Kommission bei Louis Mosche-Meißen ein Büchlein erschienen: „Gedichte aus dem Afranischen Mufenalmanach von 1843—1893, ausgewählt und zur 350jährigen Jubelfeier der königlichen Landes- und Fürstenschule herausgegeben von den gegenwärtigen Mitgliedern des Afranischen Dichterkränzchens.“ Das Vorwort von Prof. Th. Flathe beginnt: „Die hier vorliegenden Blätter sind weit entfernt von der Annahme, eine Bereicherung der schönen Litteratur darzustellen.“ Solche Bescheidenheit in fremdem Namen kann ich mir als Mitdichter nicht gefallen lassen, und darum werde ich jetzt freiwillig, obgleich ich genau weiß, daß ich diesmal eine ganz böse Censur bekomme, einen deutschen Aufsatz mit folgender Disposition schreiben:

I. Die „vorliegenden Blätter“ im besonderen stellen uns Dichtern ein vorzügliches Zeugnis aus. Denn

- 1) ihre Vorzüge verdanken wir zum besten Theile uns selber,
- 2) ihre Mängel verschuldet die Redaktion.

II. Die Leistungen des Dichterkränzchens im allgemeinen haben sowohl

- 1) zu allen Zeiten die schöne Litteratur bereichert, als auch
- 2) maßen sie sich sonst noch vieles Schöne an.

I, 1) Unsere liebe moderne Litteratur hat neben den Bacchischen in den Pennälern ihre treuesten Anhänger, ihre fleißigsten Leser. Wir — d. h. meine beiden Bufenfreunde und ich — wir hielten uns, seit wir nach Unterssekunda versetzt waren, das Magazin. Jeden Sonnabend holten wir es uns bei dem Buchhändler ab, der nun unsere Gedichte in Kommission hat. Bisweilen mußten wir uns heimlich aus unsern Klostermauern fortstehlen,

um die liebe Routerbande rechtzeitig hereinzubekommen, und ich würde eine etwaige Stunde Karzer für mein keusches Verhältnis zur Muse mit dem echten Märtyrerstolze verbüßt haben. Als sich dann unsere Clique auf fünf Mitglieder vermehrt hatte, gründeten wir in Ansehung dieser großen Leserschaft sofort eine litterarische Zeitschrift, welche allwöchentlich in einem — natürlich handschriftlichen — Exemplar erschien. Man sieht, daß wir bereits an den modernsten Krankheiten litten.

Wie stolz und glücklich fühlten wir uns als Künstler! Wären wir nicht gezwungen gewesen, die grüne Mütze zu tragen, wir wären sicher in Schlapphüten herumgelaufen. So aber begnügten wir uns mit flatternden Schlipfen, besonders weiten Manschetten und eventuell Havelocks. Man sollte unsern Haß gegen alles zugeknöpfte auch äußerlich erkennen. Ich selbst habe damals das Kunstdogma aufgestellt, daß man es jedem an seinem Anzuge ansehen müsse, was für einen Stil er schreibt.

Übrigens bilde ich mir durchaus nicht ein, daß gerade wir Aftaner unter den Gymnasiasten die Schwärmerei für die Litteratur gepachtet hätten. Ja, fast auf allen höheren Schulen — mit Ausnahme etwa der Kadettenanstalten — bilden sich in dieser oder jener Form Schülerkollegien, welche die offizielle, noch immer und lange nicht ausreichende Pflege der deutschen Sprache und Dichtung aus eigener Kraft zu ergänzen streben. Speziell für die Dichtung freilich hat die Selbstbildung so unschätzbare, so einleuchtende Vorzüge, daß die paar Mißgriffe, die wohl durch Anleitung und Aufsicht verhütet werden könnten, zehnmal aufgewogen werden. Wie oft sind uns Martial, die Amoren, Börne, Heine oder irgend ein Allermodernster, der seinen Weg ins Kloster gefunden hatte, konfisziert worden! Kollegien über Pädagogik habe ich freilich nie gehört, habe aber an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß ich von den vielen Schäden an meiner Seele, die ich beklage, nicht Einen aus diesen Büchern genommen habe. Jedenfalls ist die Unschuld, die vom Nicht-Wissen kommt, für die Raqe.

Es mag wohl hauptsächlich das Verdienst des Magazins sein, daß wir besonders nach den Büchern der Jüngstdeutschen, die in der Schulbibliothek natürlich nicht zu finden waren, ordentlich dürsteten und uns soviel davon verschafften, als das Taschengeld erlaubte. Und dann haben wir in unsern Kreisen fleißig Propaganda gemacht. Wir waren bald 12, dann einmal 18 Mitglieder aus verschiedenen Klassen. Als die vordersten von uns den Ball zwischen Obersekunda und Unterprima gestürmt hatten, richteten wir eine Petition an das Lehrerkollegium, in der das Dichterfränzchen um Konzession und um Einräumung eines Klassenzimmers für einen Abend in der Woche bat. Wir betrafen uns darauf, daß seit Lessings Zeiten ein Dichterfränzchen auf St. Afra mit kurzen Unterbrechungen immer bestanden habe,

und daß darum die augenblickliche musenlose, schreckliche Zeit gar nicht schnell genug durch die sicher bevorstehende neue Blüteperiode abgelöst werden könne. Und wir bekamen unseren Dienstag, genehmigte und gestempelte Satzungen und durften uns einen Vorsitzenden wählen. Prof. Th. Flathe, der selbst einst als Schüler Mitglied des Dichterkränzchens war und unser steter bester Zursprecher und Gönner gewesen ist, übernahm das Protektorat.

Das große, weißgetünchte und ganz außerordentlich viereckige Klassenzimmer von Unterprima war unserer Göttin als Tempel angewiesen. Und doch, wenn wir uns in diesem Raume zu unserer Abendfeier andächtig eingesunden hatten — die ersten mußten immer die Fenster öffnen, damit der Gestank von Tinte, griechischer Grammatik und mathematischen Formeln sich verflüchtigen konnte — saßen wir sehr bald in lauter süßem träumerischen Blütenduft, dessen Spendung die Linden im Schulgarten gütigst übernommen hatten, oder wenn die Linden gerade einmal nicht blühten, so streuten wir — teils der Göttin oder irgend einem klassischen Heroen deutscher Kunst, meistens aber uns selber — Weihrauch und wieder Weihrauch — was auch ein ganz angenehmer Geruch ist.

Wenn ich heute noch einmal solch einem Kränzchen beiwohnen dürfte, es würde mir vorkommen, wie die ganze große Weltliteratur im Puppentheater vorgestellt: denn wir trieben beinahe alles. In unserer Zeitschrift stand ein Aufsatz „Über Frauenemanzipation“ von einem Untersekundaner. Dabei hatten wir, ich möchte fast sagen, noch keine Frauen gesehen. Ein anderer wies „Heines Patriotismus“ nach, worauf dann in der nächsten Nummer ein Sturmartikel „Wider die Heinemanie“ erschien. Noch in den letzten Nächten vor seinem Abiturientenexamen saß unser erster Vorsitzender regelmäßig bis zum Morgengrauen in der Wächstube, um seinen schon zwei dicke Manuskriptbände starken Roman „Irdische Evangelien“ doch wenigstens noch soweit wie möglich zu führen. Bei aller Überbürdung: wir hatten doch eigentlich enorm viel Zeit!

Wem die Vorbereitung auf die Schulstunden mehr Umstände machte, der hielt sich an die Lyrik. Von dieser Tätigkeit allein zeugen die „Vorliegenden Blätter“, und ich bin der Meinung, daß man dieselben gar nicht so sehr relativ zu nehmen braucht, um ein rechtes Vergnügen an ihnen zu haben. Nur eine ganz kleine Stilprobe: In einer sehr langen, aber von Anfang bis Ende vorzüglich sauber und mit wunderbarem jugendlichen Schwünge geschriebenen Ode habe ich mir neulich die acht Verse angestrichen:

„Doch weh, wenn rückwärts träumenden Blicks gewandt,
Ein Volk von selbem, mühsigem Schmerz verzehrt,
Durch der Geschichte riesenhaften,
Rimmermehr rastenden Schritt zermalmt wird!

Nicht in entschwundner Zeiten entschwundnem Glück,
 Rein, im erhabnen prächtigen Bühnenspiel
 Per großen Gegenwart erkennt ihn,
 Fühlt ihn, den Geist der entschlafnen Helden!" —

Dabei fällt mir eine Undankbarkeit ein, die ich unter Nichtachtung meiner gehässigen Disposition doch noch gut machen will. Das äußerlich tabellose Gewand, die weiche Formenschönheit, in der uns diese Gedichte beinahe ausnahmslos entgegenreten, muß ich doch — wiewohl höchst widerwillig — der antiken Prosoodie und all jenen Frivolitäten gegen die Muse gutschreiben, die wir während der ganzen Zeit zwischen unserem ersten und letzten Schultag dem Gradus ad Parnassum in heißem Wälzen abwürgen mußten, und die uns ganz besonders energisch von der Weisheit des Griechen überzeugten, daß der Mensch ohne Schindung nicht erzogen wird.

I, 2) Die Mängel unserer Gedichtsammlung, welche die Redaction verschuldet, zerfallen in äußerliche und innerliche. Wenn Louis Moske das Büchlein im Verlag statt in Kommission hätte, so würde er es sicher nicht geduldet haben, daß dieser Artikel in dem auch die ältesten Greise noch abschreckenden Einbände eines Schulbuchs ausläge. Das ist ein sehr äußerlicher Mangel, aber ein kluger Mann weiß, daß bei Gedichtsammlungen die äußeren Mängel die schädlichsten sind. Die einzige Anziehungskraft, die das Buch noch besaß — wenigstens doch für ein paar hundert Menschen — war die, daß man erwarten durfte, hier oder da einen lieben Bekannten oder Klassengenossen wiederzufinden und vielleicht noch einmal feines Geistes einen Hauch zu verspüren; — auch diese Kraft ist thunlichst geschwächt worden, indem statt der deutlichen Unterschrift, wie sie die Verfasser selbst stets in den Musenalmanach geschrieben haben, hier jedes Gedicht mit einem langweiligen ängstlichen Buchstabenrätsel unterzeichnet ist. O, wie — taktvoll! Ob sich wohl Herr Geh. Finanzrat Ritterstaedt in Dresden — den habe ich nämlich glücklich geraten — ob er sich wohl schämt, daß er einmal ein Dichter war? Es ist ja nicht möglich!

Weiter: ließ sich denn wirklich bei dem vorliegenden Material, das ich ganz genau kenne, die Sammlung nicht ein wenig reichhaltiger gestalten? Die Schulpoeten aus meiner Zeit sind Einer Meinung, daß mehr Genießbares und vor allem, daß auch hie und da Besseres da sein müsse, als die 68 Gedichte, die wir hier in die Hände bekommen haben. Wenn wir einmal nicht gefragt werden, so wollen wir doch wenigstens, daß unsere Sache mit der äußersten Sorgfalt geführt werde.

Ich darf mich um meiner Leser willen bei diesen internen Dingen nicht aufhalten, muß aber doch als innere Mängel der Sammlung die unverhältnismäßig große Anzahl von Sedan- und anderen Festgedichten be-

zeichnen und endlich die große Naivetät, mit der hier und dort ausgelassen, ja sogar geändert ist. Ich möchte eigentlich aus pädagogischen Gründen den jungen Herausgebern über diesen Punkt recht sachgrob werden, — wenn ich nur sicher wäre, daß sie schuld sind. Aber ich kann mir nicht helfen: ich sehe rote Tinte zwischen den Zeilen. — Brrr!

II, 1) Mit dem Zwecke, die schöne Litteratur zu bereichern, hat noch kein Dichter gedichtet. Wir singen, wie der Vogel singt. Daß wir selbst die vollkommen richtige Wertung unserer Schülerlyrik besaßen, das mögen folgende zufällig erhaltenen Zeilen beweisen, die als „Vorbemerkung“ in einem unserer ersten Sammelbändchen standen:

„Dies Buch, wir wollen's niemand weiß'n,
Den Alten nicht und nicht den Jungen,
Auch nicht den lieben Rägdelein,
Aus deren Augen wir gefungen.
Vom höh'n Olymp im Bücherbrett
Wird's selten kehren her zum Dichte,
Beil's niemand ganz und recht versteht;
Denn — warum sind es auch — Gedichte!
Wir haben sie beim Lampenschein
Für keinen, als für uns gelesen,
Und sind gewiß, mit uns allein,
War herzlich froh dabei gewesen.“

Das ist vielleicht nicht eben schwungvoll, aber jedenfalls einfach empfunden und sowohl klar als auch einigermaßen sinnig gesagt, — Vorzüge, die gerade in unserer modernen Lyrik leider selten sind. Ich freue mich, daß dies kleine Gedicht nun so noch einmal zur Ehre des Gedruckterdens kommt. Denn ich halte es für eine Bereicherung der schönen Litteratur.

Ich brauche nur an so ein paar besonders klingende Afranernamen wie Lessing und Gellert und die Erstlingswerke dieser Leute zu erinnern, und sofort ist die Windmühle eingerannt, daß etwa eine Bereicherung der schönen Litteratur aus einer Schülerfeder gar nicht hervorgehen könne. Was das nun freilich ist: „Bereicherung der schönen Litteratur“ —? — na, jedenfalls eins: nämlich eine Redensart von geradezu klassischer Dehnbarkeit. Eins von den Worten, die sich zur rechten Zeit einstellen. Wenn ich morgen von dem dümmsten Gedicht unserer Sammlung nachweise, daß es zweifellos von Goethe ist, so wollen wir doch einmal sehen, ob es nicht im nächsten Jahrbuch als eine ganz ungeheure Bereicherung der schönen Litteratur gedruckt und gepriesen wird.

II, 2) Der Schwerpunkt dessen, was eine Gesellschaft von fünfzehn- bis zwanzigjährigen Litteraten leisten kann, liegt natürlich in der gegenseitigen Erziehung. Ich weiß wohl, daß viel guter Wille und verständnisvoll ent-

gegenkommende Liebe dazu gehört, um aus dem bißchen Reflexionsdichtung, Schulballetotik und Aktuspoesie der „vorliegenden Blätter“ ein Säckchen Goldstaub herauszufischen, aber erstens dürfte aus dem vorstehenden ersichtlich sein, daß eine winzige Gedichtsammlung durchaus nicht imstande ist, von einem „Dichterkränzchen“, von diesem unendlich vielseitigen Reimen und Treiben und Gähren in einer planlos für beinahe alles begeisterten Knaben-schar ein rechtes Bild zu geben, und dann ist es eben auch gar nicht anders möglich, als daß die Früchte, wenigstens die edleren, in der Zukunft liegen. Das ist das Schöne, was wir uns „sonst noch anmaßen“.

Die geschlossene Anstalt ist der eingehenden unausgesetzten Pflege eines idealen Gedankens — hie und da freilich auch irgend eines geistigen Spleens — besonders günstig. Wir nahmen „das Dichten“ so ernst, daß es nirgend in der ganzen Welt ernster genommen werden kann. Wir dachten immer an „die Zukunft der Kunst“. Eine Frühstückspause genügte, um eine heiße Schlacht zwischen den Vertretern des hedonischen Prinzips und denen des moralischen entbrennen zu lassen. Zu einer Entscheidung kam es natürlich nie, — ebensowenig wie draußen auf dem großen Kriegsschauplatz. Ich besinne mich, daß ich aus den Freistunden im Schulgarten öfters auf mein Zimmer geflüchtet bin, weil ich die Neberei satt hatte. Nur an den Dienstag-Abenden, wo immer einige sich vorbereitet hatten, wurde nie „gequasselt“. Es ging auch parlamentarisch her. Es war eine heilige Rühle im Tempel. In offenen Schulen, wo die „angehenden Studenten“ über ihre Abende frei verfügen können, da muß bei sowas natürlich gleich wieder Bier getrunken werden, — und der akademische Verein mit all seiner trostlosen Futilität ist fertig. Der Witz war uns das höchste; Ulf war verboten. Unsere Kritik war scharf, und die dumme Dilettantenausrede, daß einer „für sich“ dichte, galt nicht. Solche frühzeitige und immer ehrliche Kritik aus Freundes- oder Kameradenmund, die außerdem zur Selbstkritik die beste Erziehung ist, fehlt manchem unserer genialsten modernen Autoren. Da ist einer vielleicht bis zu seinem 30. Jahr Dragonerleutnant gewesen, dann fühlte er plötzlich den Funken im Herzen — aber mit dem allein und den neuen Civilkleidern ist's nun doch eben nicht gethan. Es fehlt ihm die feinere Grammatik, die Ungezwungenheit der Rede, die Leichtbeweglichkeit des Gedankens und vor allem der große Rucksack voll kleiner Handwerks-vortelchen, ohne die kein Künstler arbeiten kann. Auch für jenen Rucksack haben wir auf St. Afra fleißig gesammelt. Es kann sein, daß wir einige Dichter gemacht haben.

Aber wir haben sicher noch etwas ungleich größeres gethan. Das Dichterkränzchen hat im Laufe der Jahre eine ganze große Schar von Menschen erzogen, die mit einer in Freiheit geschulten Kritik und Genuß-

fähigkeit die Werke unserer Zeit aufnehmen, die womöglich gar -- Abonnenten einer litterarischen Zeitschrift und, wenn sie Geld haben, Mäcene werden, Menschen, die so glücklich sind, eine Kunst zu verstehen, und darum die Kunst verstehen, glücklich zu sein.

Wir haben schon als Schüler alle Schulmeinungen auf unserem Felde geprüft. Ein Erfolg dieser Thätigkeit war es, daß wir beispielsweise mit frisch-fromm-fröhlichster Pietätlosigkeit die beiden Fürstenschüler Sellert und Klopstock auf den Sims zu den schönen Antiquitäten stellten. Das war Unrecht. Denn wenn nicht gerade die Gymnasien all die schönen Antiquitäten immer und immer wieder von den Simsen herunterholten und abwedelten, so würden in zwei Menschenaltern nur noch einige Bücherwürmer von der ganzen in Staub versunkenen Herrlichkeit etwas erzählen können. Und das wäre doch schade, schon weil dann die Bücherwürmer gar zu eingebildet würden und gar zu sorgenlos von den geschauten Meerwundern der Schönheit lügen dürften. Zum 350-jährigen Schulfest am 3. Juli wurde wieder einmal das schon oft — hauptsächlich durch Verdienst der Mendelssohn'schen Musik — geglückte Experiment einer Antigoneaufführung gemacht. Nach dem heiligen Original natürlich. Auch die allerechteste Originaltemperatur aus Hellas war durch gütige Vermittelung des Helios in die Aula gebracht worden, wodurch die Täuschung noch ganz besonders glücklich erhöht wurde. Wir Zuschauer, lauter alte Aftaner, verstanden zwar im großen Ganzen fogut wie nichts mehr von diesem Griechisch, — das ist kein Unglück, wir kennen die Antigone, und ich hätte gar nicht etwa gewünscht, von dem Vorsitzenden des Dichterkränzchens, der die Titelrolle spielte, etwa eine Nora oder sonst eine von den großen Gestalten moderner Kunst zu sehen. Aber für später wünsche ich ihm und seinen Genossen, daß sie die schöne Begeisterung, mit der sie das Drama des Sophokles gespielt haben, auf die Kunst ihrer Zeit und ihres Vaterlandes übertragen und glücklich werden mögen

— im erhabenen prächtigen Bühnenspiel
Der großen Gegenwart.“ — —



Die feindlichen Brüder.

Von Irma von Troll-Borostjani.

(Salzburg.)

Sie sehen einander sehr ähnlich, die beiden Brüder, von welchen ich heute sprechen will, und beider Berufsthätigkeit ist eine verwandte. So nahe verwandt, daß jeder der Brüder für die Thätigkeit des andern Interesse und Verständnis haben könnte, und doch nicht so sehr die gleiche, daß Neid und Eifersucht dieses teilnahmevolle Interesse zu schmälern vermöchte. Das Recht des einen und der Wert seiner Leistungen stehen ebenso fest wie die des andern; beide ergänzen sich und vermöchten es, sich wechselweise zu fördern und ihren Einfluß zu mehren. Aber statt in Eintracht mitsammen zu gehen, sehen sie sich mit scheelen Augen an, unterschätzen beiderseitig das Wirken des Andern, und statt sich in Freundschaft zu verbinden, trennt sie Feindschaft, nicht allein zu ihrem eigenen Nachtheile, sondern auch ebenso sehr zum Nachtheile der Gesamtheit.

Diese beiden feindlichen Brüder — es sind der deutsche Schriftsteller und der Journalist. Pardon! Der Journalist und der Schriftsteller. Denn es gehört sich, den Mächtigeren und Einflußreicheren von zweien zuerst zu nennen, und dies ist — das steht ganz außer Frage — der Journalist.

Zwei Männer der Litteratur (denn so sehr manche Buchschriftsteller sich dagegen auch wehren mögen, bildet der edlere Teil der Publizistik doch einen und zwar hervorragenden Zweig der Litteratur) treten uns gegenüber. Der eine, der Journalist, greift mit scharfem Blick, mit rascher Hand aus den Ereignissen des Tages auf dem Gebiete der Politik, des wirtschaftlichen oder kulturellen Lebens, der Kunst oder Gesellschaft das für den Augenblick bedeutsamste heraus, und legt es seinen zumeist polemischen oder kritischen, auf die Verfechtung eines bestimmten, selbstgewählten oder ihm vorgezeichneten Prinzips abzielenden Ausführungen zugrunde. Ihm dient die Feder nur zu dem Zwecke, das Sachliche seiner Tendenzen und die Gedankenkette seiner Erkenntnis und Auffassung des gegebenen Momentes scharf und rein im Worte wiederzugeben, der flüchtige Augenblick im fließenden Entwicklungsprozeß der Völker bietet ihm den Stoff für seine Arbeit, und für den Augenblick ist sie berechnet. Einen bleibenden Wert hat sie nur für den späteren Historiker und einen litterarischen Wert dann, wenn die Kunst des Gedankenbaues und des Stiles seiner Arbeit den Reiz künstlerischer Schönheit verleiht. Doch bildet die zufällige Beigabe ihres ästhe-

tischen Reizes keineswegs eine Bedingung für den Wert ihrer momentanen Zweckdienlichkeit.

Anders der Schriftsteller. Auch er kann und soll sich nicht freihalten vom Einflusse der Bewegung seiner Zeit. Er muß Fühlung wahren mit allem, was im Schoß seines Volkes spricht und gährt und nach Gestaltung ringt, und darf sich dem Verständnis nicht verschließen, für dessen Interessen und Bedürfnisse, für dessen Bestrebungen, Leiden und Freuden, auf daß er befähigt sei, dasselbe auf allen seinen Wegen und in allen Entwicklungsphasen seines Lebens zu begleiten oder ihm voranzuschreiten. Auch er greift nach den Erscheinungen des Lebens als dem Stoffe künstlerischer Gestaltung und forscht nach den bewegenden Gesetzen dieser Erscheinungen. Ihm jedoch dient alles einzelne, alles veranlassend gelegentliche nur zur realen Grund- und Vorlage für den Aufbau des Ganzen, für das Schaffen eines in Form und Maß harmonisch gefügten Werkes und zum sichern Halt, um das in seinem Geiste Gezeugte vor fantastischer Unwahrheit zu bewahren. Und während der konkrete Einzelfall für den Publizisten die jeweilige Grenze für seine jeweilige Aufgabe steckt, bildet dieser für den Schriftsteller nur das Mittel für seine höheren Zwecke.

Um dieser „höheren Zwecke“ willen glaubt der Schriftsteller, auf seinen Bruder, den Journalisten, als auf einen Geistesarbeiter niederer Art herabzublicken zu dürfen, während hinwider der letztere, pochend auf die weitere Machtsphäre, auf den überlegenen Einfluß, den er durch sein Organ, die Zeitung, auf Leben und Streben seines Volkes übt, die Achsel zuckt über den Schriftsteller, dem es nur in den seltensten Fällen gelingt, seinem Worte aufmerksames Gehör bei der Menge zu erringen.

Solcher Rangstreit hätte nun an sich freilich nicht viel zu bedeuten man könnte lächeln darüber. Allein dieser ungelöste Gegensatz, der Konflikt zwischen Journalistik und Schriftstellertum greift tiefer und ist von größerer Tragweite, als es sich einer flüchtigen Beobachtung wohl zeigen mag.

„Charakter haben und deutsch sein, das ist ohne Frage gleichbedeutend,“ lautet ein Wort des Philosophen Fichte. Wenn man Fichte nicht eines kindischen nationalen Chauvinismus verdächtigen will, so kann man diesen Ausspruch nur dahin deuten, daß, wie jedes Volk seinen Charakter verleugnet, sowie es aufhört, national zu sein, so auch das deutsche. Dies ist unzweifelhaft richtig. Aber von allen geistigen Bethätigungen eines Volkes ist es in erster Linie seine Litteratur, in welcher sein Charakter am reinsten und klarsten und am unmittelbarsten zum Ausdruck gelangt, und ist es ebenfalls wieder die Litteratur, welcher vorweg die Macht gegeben ist, auf die Richtung und Weiterentwicklung des Volkscharakters den tiefstgehenden Einfluß zu üben.

Nun giebt es aber kein Volk, dessen Litteratur in größerer Abhängigkeit von der Fremde steht, als das deutsche, und in wenigen Zeitepochen ist diese Abhängigkeit so mächtig zutage getreten als in der Gegenwart. Die Franzosen, Russen und Sclandinavier drücken unserer modernen deutschen Belletristik ihren Stempel auf, und diese beugt sich unter den Sceptern der Zola, Daudet, Ibsen, Tolstoi, und die scheinbare Eigenart der Modernisten entpuppt sich bei näherer Betrachtung nur als Nachahmung der fremdländischen berühmten Muster. Da jedoch bei allen Arten der Produktion Imitationen in minderem Werte stehen als Originalerzeugnisse, so ist es nur natürlich, daß der deutschen Lesewelt leidige Vorliebe für ausländische Litteratur durch die Knechtschaft, in welche die vaterländische Litteratur sich von jener begeben hat, verstärkt wird. Man kann es dem Leser nicht verübeln, daß er lieber seinen echten Zola, Ibsen, Tolstoi lieft, als deren mehr oder minder begabte Nachtreter.

„Hé bien! qu'a de commun la bombe avec la lettre que je vous dicte?“ sagte Karl XII. zu einem seiner Sekretäre, als dieser schreck-erstarrend ob einer mitten in den Fußboden des Zimmers einschlagenden Bombe im Schreiben innehielt. Und: Was hat die litterarische Ausländerei der Deutschen zu thun mit der Bruderfeindschaft zwischen Journalistik und Schriftstellertum? — wird man fragen.

Mit Verlaub, sehr viel hat sie damit zu thun. Denn eben sie, d. h. das Verhalten der deutschen Journalistik gegenüber dem deutschen Buchschrifttum, trägt sehr viel Schuld daran, daß die zeitgenössischen deutschen Schriftsteller sich vor den Triumphwagen der ausländischen Autoren spannen, daß der deutsche Dichter dem fremden Dichter seine Weifen ablauscht, und daß das deutsche Volk die eigene vaterländische Litteratur mit einer sie immer tiefer drückenden, sie des zu frischem Gedeihen und Wachstum nötigen Lebensodem beraubenden Geringschätzung behandelt, während es Befriedigung seines litterarischen Bedürfnisses bei den Schriftwerken des Auslandes sucht und den Dichtern fremder Nationen Weihrauch streut.

Um die Richtigkeit meiner Behauptung dieses ursächlichen Zusammenhanges zu beweisen, wollen wir zunächst einen vergleichenden Blick werfen auf diejenige Nation, welche, im Vergleich mit allen andern Nationen, ihrer heimischen Litteratur die größte Beachtung schenkt, ihr die bedeutendste Rolle einräumt: auf die Franzosen, und zugleich auf das Verhältnis, welches in Frankreich zwischen dem Journalisten und dem Schriftsteller obwaltet.

Wenn von einem hervorragenden französischen Schriftsteller ein neues Buch erscheint, so ist dies für die Franzosen ein Ereignis. Ein Ereignis, dem die Lesewelt schon im voraus mit lebhaftester Spannung entgegen sieht und das, von Mund zu Mund besprochen, zu angeregtester Unter-

haltung den Stoff giebt. Die Käufer, welche ſich ſo raſch wie möglich in den Beſitz eines Exemplares des neuen Werkes ſetzen wollen, machen vor der Thür des Buchhändlers Queue, wie in Wien die Galeriebeſucher des Burgtheaters. Oftmals laufen im voraus ſo viele Beſtellungen auf das Buch ein, daß es bei ſeiner Veröffentlichung ſchon in zweiter oder dritter Auflage erſcheint. Jeder gebildete Franzoſe betrachtet es als Pflicht, ſich mit den Erſcheinungen der modernen franzöſiſchen Litteratur bekannt zu machen, ſich ein Urtheil über dieſe bilden zu können. Er würde es geradezu als eine Schande empfinden, auf die Frage: „Was ſagen Sie zu dem letzten Roman Daudets, Maupaſſants, Pierre Lotis?“ — keine Antwort geben zu können oder gar es eingeſtehen zu müſſen, auch deren frühere Schriften nicht zu kennen.

Wie anders bei uns, bei dem Volke der Dichter und Denker! Für den Deutſchen gilt die Bekanntschaft mit ſeiner zeitgenöſſiſchen ſchönen Litteratur durchaus nicht als ein Erforderniß der Bildung. Mit der größten Ungeniertheit geſteht er ſeine Unkenntnis der neuen, ſelbſt der ausgezeichnetſten belletriſtiſchen Werke ein, ja er betrachtet es ſaſt als eines viel und ernſthaft beſchäftigten Menſchen für unwürdig, in der ſchönen Litteratur Beſcheid zu wiſſen. Man könnte etwa glauben, er habe nichts wichtigeres zu thun und zu denken, als Romane zu leſen. Das iſt ganz gut für die Frauen oder für müßige Leute, aber ein ernſter Mann, dem ſeine Berufsthätigkeit wenig Zeit übrig läßt und der ſich außerdem für poliitiſche Fragen, für Stat und Regelpiel intereſſirt! Hin und wieder kommt es ja wohl vor, daß ſolch ein ernſter und vielbeſchäftigter Mann — und die Mehrzahl der Deutſchen der gebildeten Klaffen ſind ſolche ernſte, vielbeſchäftigte Männer — wenn er wegen eines Katarrhs oder eines ſonſtigen Unwohlſeins das Haus nicht verläßt, nachdem er ſein Leibjournal von der erſten bis zur letzten Zeile aufmerkſam durchgeleſen und nun rein nicht weiß, womit er ſeine Zeit toſchlagen ſoll, in der Langweile ſeines Herzens nach einem ihm von einem Bekannten geliehenen Werke eines lebenden deutſchen Dichters greift. Es gefällt ihm vielleicht auch ſehr gut, aber in acht Tagen hat er das Buch miſſamt dem Namen ſeines Verfaſſers vergeſſen. Denn durch nichts wird ihm derſelbe wieder in Erinnerung gebracht.

Was iſt nun die Urſache der Teilnahmsloſigkeit des Deutſchen für ſeine Litteratur und des lebendigen Interesses, welche alle anderen Kulturvölker, in erſter Linie aber die Franzoſen, ihrer Litteratur entgegenbringen? — Sind vielleicht die Schriftſteller ſelbſt daran ſchuld? Bietet der deutſche Dichter minderwertiges als die Dichter der andern Nationen? Ich will hier nicht das Gebiet einer kritiſch-vergleichenden Wertprüfung der Erzeugniſſe der modernen deutſchen und der fremdländiſchen Belletriſtik betreten.

Angenommen — wenn auch nicht zugestanden —, daß das zeitgenössische deutsche Schrifttum keine Werke aufzuweisen vermöchte, welche den besten Schöpfungen eines Zola, Daudet, Flaubert, Goncourt, eines Dostojewski, Turgenjew, Tolstoi, eines Kielland und Garborg ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden verdienten, so ist hiernit die apathische Gleichgültigkeit, welche die moderne deutsche Litteratur bei dem deutschen Volke findet, doch keineswegs erklärt. Denn einerseits sind es durchaus nicht allein die Meisterwerke der Dichter erster Größe, welche bei den andern Nationen Beachtung finden, sondern es wird bei diesen ihrer Gesamtlitteratur im ganzen ein viel größeres Interesse geschenkt als bei uns, und andererseits — ich sage dies mit vollster Überzeugung und glaube, daß niemand, der unsere litterarischen Verhältnisse kennt, meiner Anschauung widersprechen möchte — andererseits also würde bei uns ein lebender Schriftsteller, wenn er auch die genannten Romanciers, deren Ruhm über die ganze civilisierte Welt verbreitet ist, an Genialität und dichterischer Potenz um Haupteshöhe überragte, dennoch nicht dieselbe Anerkennung wie jene, ja kaum mehr Beachtung finden wie unsere gegenwärtig schaffenden Autoren zu finden vermögen. Irgend ein jugendlicher Enthusiast würde vielleicht entzückt über die Werke des ihn begeisternden Genius aufjubeln. Aber auf seine Frage: „Haben Sie das Buch N. N.'s gelesen? Nicht wahr, großartig?“ würde er von zehn, von hundert Lippen die Antwort hören: „N. N., wer ist denn das? Habe nie etwas von ihm gehört. Ach ich habe ja keine Zeit, belletristische Sachen zu lesen. Das ist ganz gut für müßige Leute, aber ein ernster Mann —“ (u. s. w. Siehe oben).

Nein, nicht in einem geringeren künstlerischen Werke der Erzeugnisse der heutigen deutschen Litteratur liegt die Ursache der Gleichgültigkeit, der sie in ihrem Volke begegnet, und nicht in der Mehrwertigkeit der französischen liegt die Ursache der hervorragenden Rolle, welche diese im französischen Volke spielt. Der Grund beider Erscheinungen ist vorzugsweise in dem Verhalten der Presse gegenüber dem Buchschrifttum zu suchen. In Frankreich ist das Verhältnis der beiden Brüder, des Journalisten und des Buchschriftstellers, ein freundschaftliches, bei uns ist es ein Kampf; dort ergänzen und fördern sie einander, bei uns verhält sich die Tagespresse gegen die Litteratur kühl ablehnend, ignoriert sie so viel wie thunlich.

Die vorherrschendste Macht in unserer Zeit ist die öffentliche Meinung. Sie ist es, welche Einfluß schafft oder lahmt, sie ist es, welche die Machtsphäre des einzelnen sowohl wie ganzer Körperchaften erweitert oder verringert. Dies haben die politischen Agitatoren schon längst erkannt, indem sie zur Erreichung ihrer Ziele immer vorweg darauf bedacht sind, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen oder mit sich fortzureißen.

Die öffentliche Meinung ist keine Kritik des Verstandes, sondern eine Kritik des Gefühls, und Gefühle und Affekte wirken ansteckend. Je größere Massen von einem Gefühle ergriffen werden, umso unwiderstehlicher wächst die ansteckende Kraft. Die öffentliche Meinung wird aber in der Gegenwart vorwiegend durch die Tagespresse geleitet. Die Presse ist der große Tisch, an dem die Völker ihr tägliches Geistesbrot verzehren, und die Richtung ihres Urteils, die sie durch die Presse erhalten, wirkt auf ihre Gefühle, also auf die Bildung der öffentlichen Meinung ein. Es ist daher vollkommen natürlich, daß die Stellungnahme der öffentlichen Meinung gegenüber der Litteratur durch die von der Presse der Litteratur gegenüber genommene Stellung beeinflusst, ja bestimmt wird. Und so ist es des weiteren nur ganz natürlich, daß die Franzosen ihre zeitgenössische Litteratur als ein wichtiges Kulturmoment betrachten, weil die französische Presse sie als ein solches zu betrachten lehrt, und daß sich hinwieder bei dem Deutschen gegen seine von der Tagespresse als Nischenbrödel behandelte Litteratur geringschätzige Gleichgültigkeit entwickelt hat.

Der französische Zeitungsleser wird durch die Presse über das litterarische Leben im laufenden gehalten, sein Interesse für dasselbe wird stets neu angefaßt. Er begegnet in seinem Blatte spaltenlangen Besprechungen und Polemiken über die neuesten Erscheinungen und Auszüge aus diesen, Notizen über neue Auflagen, daneben Mitteilungen über Urteilsäusserungen hervorragender Schriftsteller über neue Werke anderer; den Autoren wird in der Presse Raum gegeben, wenn sie das Wort ergreifen wollen, zu Darlegungen ihrer Kunstprinzipien oder zu einer Entgegnung auf eine an ihren Werken geübte Kritik.

Wie anders die Tagesblätter deutscher Junge! Der deutsche Zeitungsleser kann ganz gemüthlich vergessen, daß es eine deutsche Litteratur giebt. Hin und wieder eine kleine Notiz „Litterarisches“ thut der stillen Arbeit des nagenden Wurmes „Vergessen“ keinen Einhalt.*) Da mag nun der größte Dichter sein schönstes Werk schreiben — wenn die Presse darüber schweigt, so erfährt sein Volk kaum etwas davon. Denn worüber die Presse schweigt, das ist für die Gesamtheit totgemacht. Und wenn einer zufällig von einem seltsamen Litteraturenthusiasten etwas über ein solches Werk hört, so vergißt er es doch wieder, glaubt auch, daß trotz des Gethues des sonderbaren Schwärmers doch nicht gar viel daran sein könne, da ja in den Zeitungen nichts davon gedruckt steht. Denn der Zeitungsleser — und

*) Worauf schon Bertha v. Suttner in ihrem vortrefflichen, leider zu wenig beachteten Aufsatz: „Litterarisches in der Wiener Tagespresse“ („Unsere Zeit“, 8. Heft, 1889) hingewiesen hat, welchem ausgezeichneten Artikel ich voll und ganz beipflichte.

in unserer Zeit gehört die ganze Bevölkerung zu den Zeitungslesern — ist gewohnt, über alles und jedes, was in der Welt geschieht, in den Blättern zu lesen, und worüber er nichts liest, das sieht er als keiner Beachtung wert an. Und so hat sich ganz folgerichtig und unvermeidlich die stumpfe Gleichgültigkeit des Deutschen gegen seine Litteratur entwickelt und entwickelt sich immer mehr. Wir bewegen uns eben in einem *circulus vitiosus*. Weil die Lesewelt für die Litteratur ein geringes Interesse hat, deshalb vermeiden es die Zeitungen, sie mit den Erscheinungen des litterarischen Lebens zu unterhalten, und weil die Litteratur von Seite der Presse keine Beachtung findet, deshalb erlischt das Interesse des Publikums an der Litteratur immer mehr und mehr.

Doch nicht genug daran. Es giebt trotzdem auch im Deutschen Volke noch immer eine erkleckliche Zahl von Leuten, die auch Bücher lesen. Diese greifen nun, da sie von ihrer vaterländischen modernen Litteratur nichts wissen, zur ausländischen Importware. (Es ist beispielsweise eine bekannte Thatsache, daß Bala in Deutschland stärker abgesetzt wird als in Frankreich selbst.) Der Ruhm fremdländischer Romanciers ist nämlich schon lange über die Grenzen ihres Landes zu uns gedrungen. Und da tritt die erstaunliche Erscheinung zutage, daß eben dieselbe deutsche Presse, welche gegen ihre Schwester, das deutsche Buchschristum, sich so vornehm zurückhaltend betragt, die ausländische Belletristik mit lebenswürdigster Zuvoorkommenheit behandelt. Dieselben Blätter, in denen man vergeblich nach eingehenden Berichten über neue Erscheinungen der deutschen Litteratur forscht, bringen spaltenlange Abhandlungen über die Werke der französischen, russischen, skandinavischen und italienischen Romanciers. Auf diese Weise wird Hand in Hand mit der Teilnahmslosigkeit des Deutschen für seine heimische Litteratur sein Interesse an der fremdländischen zu üppigem Gedeihen geführt. Die nächsten sehr fühlbaren Folgen dieser beklagenswerten Zustände sind: die Hemmung der Entwicklung vaterländischer Dichtertalente; die materielle Bedrängnis des deutschen Schriftstellers, von dem sich sein Volk kalt und gleichgültig abwendet, während es dem dichterischen Worte des Fremden begierig lauscht; der Niedergang der deutschen Litteratur, ihr Herabsinken in die Knechtschaft fremden Charakters und Geschmacks, indem der Schriftsteller in der Anlehnung an diesen in seinem Schaffen das einzige Mittel zu erblicken glaubt, um Erfolg zu erringen.

Es ist Zeit, daß hierin Wandel geschaffen werde, soll sich nicht auf der Bühne des germanischen Volkslebens das tieftraurige Drama abspielen, daß dies deutsche Volk, welches in der Politik, in der Wissenschaft und in der bildenden Kunst eine führende Rolle spielt, seine Dichtkunst verkümmern läßt unter dem Drucke einer litterarischen Fremdherrschaft, wie die Geschichte

seit der Zeit des seligen Gottsched sie nicht gekannt, als die deutschen Poeten, bar aller Originalität, italienische, spanische, englische und vor allem französische Weisen nachzukammeln sich bekeihigten. Damals kam ein Lessing, der slavischen Abhängigkeit von fremdem Geschmacke ein Ende zu bereiten, und die deutsche Dichtung atmete auf in stolzer Freiheit. Erstünde uns heut ein anderer Lessing, sein Werk der Befreiung würde an der von aller Poesie abgewendeten dumpfen Apathie seines Volkes und an der Gleichgültigkeit der gegenwärtig allmächtigen Beherrscherin der öffentlichen Meinung — der Presse — scheitern: „Lessing? wer ist Lessing? Habe nie etwas von ihm gehört.“ —

Nur auf einem Wege kann Wandel geschaffen werden: durch einen Friedensschluß im Kampfe des Schriftstellers und des Journalisten, durch Veröhnung der feindlichen Brüder.

Wenn die Presse, deren Glieder doch den intelligentesten Elementen einer Nation entnommen sind, sich dessen bewußt werden wird, daß eine Förderung des geistigen Lebens der Nation — welche Förderung sie ja doch als ihre Aufgabe erkennt — auch die Erweiterung ihrer litterarischen Bildung und ihres litterarischen Bedürfnisses in sich schließt, und wenn sie in gerechter Würdigung dieser Aufgabe, das Interesse am heimischen Schrifttum zu wecken und zu nähren bewußt ist, dann kann es nicht fehlen, daß im Herzen der deutschen Nation die Liebe und Begeisterung für ihre vaterländische Dichtung, die jetzt schier erloschen scheint, auf's neue erwacht. Und dann wird es sich zeigen, ob den zeitgenössischen deutschen Dichtern der freie Blick gegeben, das Bild des menschlichen Lebens in all seinen vielgestaltigen Phänomenen zu schauen, und schöpferische Kraft, das Geschaute in ureigenartiger, künstlerischer Gestaltung zu bilden, oder ob es des deutschen Dichters Schicksal ist, Idee und Kunstform an fremden Thüren zu erbetteln.



Zur Diskussion!

Gründung einer großen Aktienbank für soziale Wohlfahrtsbestrebungen.

Von Victorine Gräfin Butler-Haimhausen.

(München.)

Vorbemerkung der Schriftleitung. Wir unterstützen die Bitte der hochbetagten, nie genug zu rühmenden Münchener Philanthropin, der Schöpferin des blühenden Arbeiterinnenheims und anderer vorzüglich wirkender Anstalten, aufs lebhafteste: Möge es den Lesern der „Gesellschaft“ gefallen, die hier entwickelte Idee zu prüfen und uns, sei es in privaten Zuschriften, sei es in kurzen Aufsätzen, ihre Meinung kundzugeben zu möglichst allgemeiner förderbarer Weiterbehandlung der hochwichtigen Frage sozialer Wohlfahrtsbestrebungen.

Die genossenschaftlichen Schriften von Viktor Aimé Huber sind mir eine unerschöpfliche Quelle sozialer und philanthropischer Anregungen und Leitgedanken gewesen. Namentlich hat seine letzte sozialpolitische Schrift: Die Arbeiterfrage in Deutschland (in der „Deutschen Vierteljahrschrift“, Cotta in Stuttgart, 1869, Heft IV) mich mächtig ergriffen. Aber über seine Auslassungen über die Gründung einer großen Aktienbank für soziale Wohlfahrtsanstalten weiß ich mir nicht Rat. Ich richte daher die herzlichste Bitte an alle Männer und Frauen, die Sinn und Herz für die Sache haben, mich mit ihren Gedanken zu unterstützen.

Huber schreibt: . . . „Es sei uns gestattet, hier eine Idee zu entwickeln, die uns schon lange beschäftigt und deren Ausführung, soweit wir sehen, eine absolute Unmöglichkeit nicht im Wege steht. Wenn wir sehen, daß jeden Tag die rühmlichsten Namen der alten und neuen Aristokratien an der Spitze von selbstsüchtigen Spekulationen stehen, wozu eben ihre Namen Millionen heranziehen, so können wir die Möglichkeit nicht ganz zurückweisen, daß sich auch ein paar solche Namen an der Spitze einer Spekulation finden lassen können, wo ein bedeutendes Kapital in der rechten Weise, Geist und Weisheit angelegt, zwar nur landesübliche Zinsen tragen, aber unermesslichen sozialen Reichtum zu schaffen vermag. Und sollten die höchsten Motive keinen hinreichenden Einfluß in solchen Kreisen auszuüben vermögen, ist denn so schwer begreiflich, daß sich hier auch dem edlen Ehrgeiz eine Bahn nach den höchsten Zielen auf den die Zukunft dominierenden Stellungen der sozialen Frage eröffnet? — Den kürzesten Weg zur Veranschaulichung unserer Meinung finden wir durch Hinweisung auf die Erscheinung der Entwicklung des modernsten Mammonismus, die, so seltsam es scheinen mag, uns die erste Anregung in jenem Sinne gab. Wir meinen die beiden

großen — wenn man denn so will — Schwindelgeschäfte der mittelbaren oder unmittelbaren letzten Ausläufer des St. Simonismus in der Vereireschen Mobilidre und Foncidre. Man denke auch die in den damaligen Programmen nicht fehlenden Körnlein in Verbindung mit andern Momenten sozialer Reform und deren in der Natur der Dinge keineswegs ausgeschlossenen Verwirklichung im Geiste einer christlich oder doch humanistisch höheren Auffassung der sozialen Frage und des entsprechenden Berufs, so wird man die abstrakte Möglichkeit zugeben, daß auf diesem Wege statt jener Steigerung mammonistischer Selbstsucht am Nachtpol der modernen Entwicklung in denselben Dimensionen am entgegen gesetzten Lichtpol ein Beispiel gegeben werden könnte, welches für die ganze Reformfrage entscheidend sein könnte. Es wäre eine Exemplifikation dessen, was der Mammon von dem bessern Geiste der Zeit mit aller Energie und besonnener kluger Geschäfts- und Weltklugheit zum Dienst im Reich Gottes gezwungen zu leisten vermöchte. Und wodurch könnte die Verwirklichung dieser Möglichkeit eine Unmöglichkeit werden? Ohne Zweifel nicht durch die Natur der Dinge, sondern durch den Mangel an den rechten Männern, um die Dinge in diesem Sinne zu ergreifen und zu gestalten. Und zwar handelt es sich hier nicht etwa um die bewusste und ebenbürtige opferbereite Mitwirkung von Tausenden. Es handelt sich um eine Aktiengesellschaft! Dazu aber bedürfte es als Kern und Anfang des Materials zu einem dieser Aufgabe gewachsenen Komitee, welches die übrigen Teilnehmer durch Gewicht ihrer sozialen Stellung, ihres Besitzes und ihrer Persönlichkeit, in materieller und geistiger Hinsicht durch Vorgang in Zeichnung von Aktien und durch richtige Benutzung aller in der Geschäftswelt erlaubten Mittel mit Einschluß der Einwirkung auf die öffentliche Meinung und auf maßgebende Kreise eine Aktiengesellschaft zu begründen vermöchte, welche den Aktionärs dieselben Vorteile und Sicherheit böte, wie sie durchschnittlich den Hunderten von Millionen geboten werden, die von Eisenbahnspekulanten u. s. w. absorbiert wurden und noch werden. Denn das dürfen wir als selbstverständlich voraussetzen, daß schon das Prinzip der Selbsthilfe den Begriff der Opfer in unfruchtbarer Kapitalanlage à fond perdu ausschließt. Das einzige Opfer, das verlangt würde, wäre die Überwindung und Ablegung der moralischen und intellektuellen Beschränktheit, Trägheit und Feigheit, welche leider das Kapital unter mindestens ganz gleichen geschäftlichen Vorteilen und Sicherheiten von der Anlage in gefunden Lösungen der Wohnungsfrage zurückhält, ja sogar daselbe oft genug sehr unsoliden Spekulationen jeder Art zutreibt, wie sie irgend ein schlauer Vogelsteller den Simpeln des Kleinen und mittleren Kapitals vorhalten mag. Freilich giebt es immer Tausende der Art, für welche auch die größte Sicherheit von 4–5 Prozent Zinsen

wenig Anziehungskraft hat, wenn die Aktien, was wir freilich voraussetzen, nicht in den Strom des Börsenspiels geworfen werden, woran doch die meisten nur als die gerupften Vögel sich beteiligen. Übrigens wird schon jene Zumutung — wer könnte sich darüber täuschen — bei dem gegenwärtigen Stande der durchschnittlichen sozialen Bildung auf große Hindernisse stoßen. Schon zu dieser freieren, gebildeteren, höheren Auffassung gehört eine gewisse Opferfreudigkeit, ein gewisser idealer Gemein Sinn, wozu unter gewöhnlichen Umständen die weltbeherrschende Selbstsucht sich nicht leicht erheben wird. Auch hier werden wir also schließlich auf eine Reformstärkung und Vermehrung aller Anstalten und Mittel der sozialen Volksbildung auf allen, hier aber namentlich auf den höheren Stufen, als unerläßliche Bedingung der sozialen Reform verwiesen.*)

Da aber auch besten Falls die Aussicht eines irgend allgemeinen und merklichen Erfolgs auf diesem Gebiet viel zu entfernt ist, als daß bis dahin die soziale Reform in der Arbeiterfrage oder gar der Strom der Arbeiterbewegung selbst sich aufhalten ließe, so wird man doch versuchen müssen, eben durch eine Steigerung der in dem gewöhnlichen Lauf solcher Dinge gegebenen Einwirkungen auf die Stimmung des aktionären Publikums eine gleichsam antizipierte Wendung in der Richtung herbeizuführen, die wir hier andeuten.

Und hier ist denn eben die praktische Frage diese: wenn sich eine Anzahl in jeder Beziehung bedeutender und einflußreicher im besten Sinne populärer Männer als Gründer, Unternehmer und Leiter an die Spitze eines solchen Unternehmens stellen und selbstverständlich auch als Aktionärs mit gutem Beispiel vorangingen — wenn sie es an keinem geeigneten Mittel fehlen ließen, um wenigstens in den einer solchen Idee nicht ganz unzugänglichen Kreisen das zu einer zunächst wenigstens mäßigen Beteiligung nötige Interesse und Verständnis zu erwecken. Auch hier würde der Anfang das Schwerste sein, aber jeder Erfolg die Bedingungen steigenden Vertrauens, zunehmender Beteiligung und weiterer Erfolge mit sich führen. Überhaupt aber kann begreiflich nicht davon die Rede sein, daß ein solches Organ freier sozialer Thätigkeit, wie bedeutend es auch an sich wäre, die ganze soziale Frage auf dem Gebiet der Selbsthilfe allein zu lösen vermöchte! Aber den Anstoß geben, die Bahnen brechen und eröffnen mit be-

*) In einer Note bemerkt hier Huber, „daß davon ohne eine gründliche Hebung des Geistes unserer Universitäten nicht die Rede sein kann und zwar um so mehr, je weniger man dort eine Ahnung oder gar ein Verständnis dieses Bedürfnisses und dieses Verusos hat.“ (Huber hat hier den Nagel auf den Kopf getroffen. Unsere national-ökonomischen Gelehrten haben für den Aufbau einer praktischen Sozialpolitik nur wenig gethan.) (Anmerk. d. Schriftleitung.)

deutenden durchschlagenden Erfolgen und Exemplifikationen, die die trägeren, furchtsameren Elemente mit sich fortriffen. Schule bilden — das könnte man. Außerdem braucht es ja nicht nur eins zu sein. Je mehr, je besser! Als das geeignetste Feld zu einem solchen Anfang dürfte sich aber die Wohnungsfrage besonders eignen, sowohl wegen ihrer dominierenden Bedeutung, als weil gerade hier ohne sehr umfassenden Betrieb und große Kapitalanlage ein ersprießlicher Anbau kaum möglich und zugleich die geschäftliche Sicherheit und Fruchtbarkeit (in landesüblichen Zinsen) des Kapitals am leichtesten nachgewiesen und erprobt werden kann, da die Unternehmungen sich ihre Hypotheken selber schaffen. Es ließe sich aber schon mit einem Betriebskapital von vier Millionen (durch fünfprozentige Aktien zu 100 Thaler) auf mehreren entscheidenden Positionen der Arbeiterwelt wirklich großartige und für die ganze Entwicklung ins Gewicht fallende Exemplifikationen der Wohnungsreform auf- und durchführen. . . . Es ist eine erfahrungsmäßig vollkommen erwiesene notorische Thatsache, daß zweckmäßig betriebene Unternehmungen der Art, wie sie in kleinerem Zuschnitt besonders in England zu hunderten zählen, eine sichere Kapitalanlage von mindestens sechs Prozent geben. Je umfassender aber der Betrieb, desto größer die Vorteile für alle Beteiligten, vorausgesetzt, daß es nicht an so manchen andern Bedingungen des Erfolges fehlt. An die Wohnungsreform aber knüpfen sich am leichtesten alle andern Zweige der Korporation, namentlich die Store. Eben deshalb können sie als wirksamste Mittel zur Förderung der Wohnungsreform dienen, indem man z. B. solche Anstalten mit jeder größern Ansiedlung verbindet.

Endlich aber muß noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß in jener Idee keinerlei Art von Förderung jenes Zwecks, von Erfüllung jenes Berufs ausgeschlossen, sondern je nach Umständen alles und jedes hineingezogen werden kann, was an sich unmittelbar oder mittelbar förderlich scheinen mag. Dahin rechnen wir z. B. jeden ersprießlichen Einfluß auf den Staat, auch in seinen höchsten Trägern, auf die öffentliche Meinung und ihre Vertreter, auf die Presse, auf die Volksbildungsanstalt aller Art. Sollte es nun wirklich absolut unmöglich sein, durch ein solches soziales Pumpwerk, wie wir es hier im Auge haben, 40 000 Aktien jener Art zu ähnlichen Unternehmungen flüssig zu machen? In diesem Punkt können wir uns eines gewissen Optimismus nicht erwehren; auch die untergeordneten Kräfte so mannigfaltiger Art, welche solche Dinge erfordern, dürften sich wohl finden, wenn eben jenes leitende Organ der Eigenschaften nicht entbehrte, die dazu gehören, um die rechten Leute zu finden, anzuziehen und zu halten. . . . Jedenfalls aber wollen wir es nicht verhehlen, daß sehr gewichtige, unwiderlegliche Gründe dazu gehören würden, um uns zu überzeugen, daß diese ganze

Sache ein bloßes, jeder realen Möglichkeit entbehrendes Hirngespinnst sei. Am wenigsten Eindruck würden in einer solchen Kontroverse die spezifisch sogenannten oder sich selbst so nennenden praktischen Leute machen, die meist nichts sind als Routiniers, während in den meisten Fällen eben die Routine die Hauptschuld des Übels und das Haupthindernis der Abhilfe, der Reform ist. Sollte man aber auch in höhern und insofern weniger beschränkten Regionen der Staatsgewalten vor dem Gedanken eines so bedeutenden Organs freier sozialer Reform erschrecken, so mag noch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß wir die Frage der Staatsbeteiligung und Staatskontrolle auch hier als eine durchaus offene hinstellen. . . . Auch ständische oder städtische Korporationen mögen sich hier versuchen — woher diese Aktion kommt, ist gleichgültig, ohne sie aber geht es nicht! . . .

Schließlich aber können wir die Frage nicht abweisen, ob nicht schon jetzt für jede friedliche Lösung der Arbeiterfrage schon insofern ein „Zu spät!“ gilt, als die Arbeiter selbst vielleicht nach allen den Reformen, Gebungen und Besserungen, die auf jenem Wege der Selbsthilfe bei geeigneter Mithilfe gehoben werden könnten, gar nichts mehr fragen? Dagegen können wir zunächst nur unsere doch nicht aus der Luft gegriffene Überzeugung einsetzen, daß es bei der Mehrzahl der überhaupt aktiven höheren Elemente noch nicht so weit gekommen ist. Man darf sich nur durch wüsten Getümmel und Geschrei und aufgewirbelten Staub und weit umherspritzenden Rot der sozialdemokratischen und internationalen Agitation nicht irre machen oder gar verblüffen und einschüchtern lassen. Ebenso wenig darf man sich mit dem Wahn schmeicheln, dem Strom der Auflösung und Verwüstung einen andern Damm wirksam entgegensetzen zu können, als den der siegreich fruchtbaren schöpferischen That.“



Tiroler Brief.

Von M. G. Conrad.

Abfam bei Hall am Inn.

Lieber Hans Merian! Das Ergebnis des deutschen Journalisten- und Schriftsteller-Tages in München hat mich sehr befriedigt. Die Gründung der Pensionskasse für die ausgedienten Helden der Feder ist eine große That. Allen, die dabei mitgewirkt, gebührt „unauslöschlicher Dank“,

um ein neulaiserliches Wort zu gebrauchen. Aber von dem journalistisch-literarischen Festummel, der gleichfalls epochemachend gewesen sein soll, hab' ich glücklicherweise nur vom Hörensagen Kenntnis. Ich mag das nicht mehr. Es schwimmen zu viele gefährliche Tintenfische in solchen Festsumpfen mit herum. Seit dem Darmstädter Tag 1883 hab' ich persönlich nicht mehr mitgethan. Aber ich gönne jedem sein Vergnügen und gebe meinen Segen zu allem, was zur Erhöhung des Schriftstellerberufes dient.

Mit Weib und Kind, Rucksack und Bergstock bin ich zur Sommerfrische nach Tirol gewandert, in meinen geliebten Gnadenwald. Diesmal 14 Tage später, als sonst, und das war gut. Denn da waren die lästigen Artillerie-Schießübungen vorüber, welche die k. k. österreichische Militärverwaltung in ihrer Weisheit gerade zu einer Zeit und an einem Orte abzuhalten pflegt, die sich aus Verkehrsrücksichten am allerwenigsten dazu eignen. Die herrliche Gegend um Hall, Absam, Gnadenwald, Mils, Baumkirchen ist durch den artilleristischen Sport in der ersten Hälfte des Juli für den Fremden, der sich seine Spaziergänge und Ausflugszeiten nicht von der k. k. Militärverwaltung vorschreiben oder sein Leben gefährden will, einfach unbewohnbar. Das leuchtet aller Welt ein, nur nicht den hohen militärischen Autoritäten, die bekanntlich alles besser wissen, als der beste Civilistenkopf. Die Geschichte fängt endlich an, ungenießbar lächerlich zu werden. Aber am Fluch der Lächerlichkeit allein geht bekanntlich nichts mehr zugrund, am wenigsten die militärischen Abgeschmacktheiten.

Das schöne Land Tirol hat sich heuer zum erstenmal eine Landesausstellung in Innsbruck zugerichtet, um sich und seinen Freunden aus aller Welt in einem packenden, übersichtlichen Bilde zu zeigen, was der mutige, hochbegabte Geist des fleißigen Volkes, trotz der Härte der in Waffen starrenden Zeit, auf den Gebieten friedfamer Künste und Industrien an mancherfaltigen nützlichen und erhebenden Werken zu leisten vermag. Die schöpferische Kraft der Tiroler zwingt uns zur höchsten Bewunderung. Trotz der schwersten Hemmnisse, die aus natürlichen und politischen Ursachen flammen und zum Teil unüberwindbar sein mögen, hält sich dieses unverwundliche, unerschütterlich frohe und lebenswürdige Volk auch als moderne Kulturpotenz auf einer achtunggebietenden Höhe. Zeugnis vor vielen anderen seine entzückende erste Landesausstellung in seiner Landeshauptstadt Innsbruck.

Den Fremden reizt in erster Linie dasjenige, was auf dieser Ausstellung Tirolisch-Eigentümliches, aus einer besonderen Natur- und Kultur-Entwicklung Eigenartig-Gewachsenes zur Schau geboten wird. Also alles, was sich auf die Bergwelt und ihre Wunder, und im Zusammenhang damit auf Verkehr und Touristik, sodann auf spezielle Volks- und Hausindustrien,

wie Kunstschneiderei, Seidenspinnerei und -Weberei, Musikinstrumentenfabrikation wie auf die zahlreichen kirchlichen Industrien u. dergl. bezieht.

Das Land des Weines und fröhlicher, naiver Volksbelustigung kommt am interessantesten in dem unbefreiblich schönen „Zorggelhaus“ aus Südtirol zur Anschauung. Dieses originellen Hauses wegen, das in durchaus künstlerisch-realistischer Weise den Weinbau und Weinkultus des gegneten Südens in seiner ganzen Poesie — und für Herz und Magen in den erquickendsten und begeisternbsten Proben frisch vom Faß — vorführt, lohnt sich schon allein eine Reise nach Innsbruck. Ich verrate nichts weiter.

Ansprechend ist auch die moderne Malerei und Bildnerei vertreten, wenn auch lange nicht vollständig. Denn die hervorragenden tiroler Meister des Pinsels und Meißels wohnen zum größten Teil außer Landes, in München, Wien, Paris, Rom, Berlin usw. und sind gerade jetzt durch zahlreiche andere Ausstellungen (wie zu München im Glaspalast und in der Prinzregenten-Straße, in Chicago usw.) heftig in Anspruch genommen. Immerhin hätten Meister wie Franz Defregger, Mathias Schmid, Edgar Meyer, schon aus patriotischer Begeisterung für ihr schönes Heimatland, eine größere und bessere Auswahl ihrer Werke nach Innsbruck senden sollen. Denn gerade diese Künstler von Ruf sind mit ungenügenden und fast gar keinen neuen Schöpfungen vertreten. Andere, die in Tirol einen gewissen Lokalnamen haben, wie Edmund v. Wörndle, Rattonara, haben Sachen ausgestellt, die als Nachahmungen Kaulbachs und Maxarths keinen sonderlichen Respekt einflößen. Ein tüchtiger, wahrhaft moderner Licht- und Farbenzauberer scheint Franz Fuchs in Hall mit dem energisch hingemalten Garten und der prachtvoll flutenden Hochmittagssonne zu sein. Ich weiß aber nicht, ob man dieser einzigen Probe trauen darf. Auch Amhard und Kapferer machen einen flotten modernen Eindruck, doch sind auch sie nur mit wenigen Werken vertreten. In der Plastik fallen Hans Larch, Prugger und Malfatti mit sehr lebendigen und technisch vorzüglichen Werken auf. Aber leider überwiegt in der Malerei wie in der Skulptur die süßliche Marktware. Nicht zu reden von der neumodischen Kirchenbildhauerei, die „billigst und kunstgerecht“ von einigen industriellen Firmen mit unangenehmer Aufdringlichkeit in den Vordergrund geschoben wird.

Was Tirols Kunst an Schätzen aus der Vergangenheit zu bieten vermöchte, davon giebt die historische Abteilung, trotz einiger reicher und wunderbar schöner Stücke, doch auch nur eine ungenügende Vorstellung. Hierin müßte bei künftigen Ausstellungen ein viel größerer Eifer entwickelt werden, um eines umfassenderen Materials aus Privatbesitz habhaft zu werden. Denn trotz aller Selbstbeplünderung, zu der sich Tirol durch spekulative Fremde verführen läßt, besitzt es noch alte Kostbarkeiten aus allen

Glanzzeiten der Kunst in Hülle und Fülle, um damit ganze Ausstellungshallen auszustatten.

Aber das Torggelhaus! *Lacrimae Sanctae Magdalenae* — Verzeihung, lieber Merian, eine fromme feuchtfrohliche Pflicht — behütet Gott — da kann kein Schreibersmann widerstehen.

M. G. Conrad.



Ein Besuch bei den Sezessionisten in München.

Von Oskar Panizza.

(München.)

Wie ein kräftiges, gefundes Bad, dessen Wasser ein markiges Salz enthält, und wo, unter dem Fachwerk versteckt, frische Birkenreiser uns umduften, wirkt dieser Besuch bei den Münchener Sezessionisten. Vom Bahnhof mit Staub und Dunst beladen hinein in die glühende Stadt, wo ein Hezen und Rennen ist, ein Stauben und Quirlen, ein Aufstampfen und Lodern, man möchte am liebsten die Nase in sein Handfutteral vergraben, um einen Sinn wenigstens zuzuschließen, brauchte man sie nicht zum Reuchen und zum Ergattern eines Tramway-Wagens. Und nun fort! Wohin? — Prinzregentenstraße! — Ziel! — Sezession! — Jawohl, das kennt der Kondukteur längst. — —

Herr Gott, war das schön! Der Eintritt in die Sezessionistenhalle. Ich vergeß den Eindruck nimmer und nimmermehr. — Der erste Gedanke — sagte immer mein Aufsatzelehrer — ist der beste. Man soll ihn festhalten. Der zweite Gedanke ist der schlimmste Feind vom ersten. — Das will ich auch thun. Und mein erster Gedanke beim Eintritt in diese farbenüberflutete Halle war: Herr Gott, ist das schön! — Ich hatte noch gar nicht rubriziert, was ich gesehen hatte, hatte weder Bleistift noch Katalog zur Hand. Aber mein erster Eindruck war ein innerer, unbezwinglicher Jubel. —

Doch hier beginnt schon die Schule, hier beginnt schon der Ernst und die Lektion: Gleich links hängt ein gewaltiges, großes Bild, „die Ratversammlung zu Landsberg am Lech“ von Herkomer: in zwei Reihen sitzen in eichengeschnitzten Ratsstühlen die Gemeindevorstände von Landsberg, und der Bürgermeister am Kopfende des Saals ist aufgestanden und hält eine Rede: eine neue Zeit sei angebrochen, eine Zeit des Lichts, der Freiheit, der Freude, der Farbe; die dunklen Gemächer sollen gemieden

werden, weil dort der sekhafte Geist, eingesponnen von Theorien und Vorurteilen, zu falschen Schlußfolgerungen und für das Gemeinwohl unglücklich ausfallenden Beschlüssen gelangen müsse; die frische Luft der Natur müsse wieder in die dunkle, asphaltbestrichene Ratskubel hereingelassen werden; und zum Zeichen, daß es dem Bürgermeister ernst sei mit seiner Forderung, hat er beide Fenster sperrangelweit aufgerissen, und wir blicken hinaus ins Städtchen voll Heiterkeit, Lust und Sonnenfreude. — Ja, ja, das ist die Rede des Bürgermeisters von Landsberg; das ist das Bürger-Meister-Programm der Sezession: Lust, Licht, Helligkeit, Heiterkeit, Farbe, Freude und Sonnenschein. Einige ergraute Räte machen noch bedenkliche Gesichter. Aber es ist zu spät. Die Lust stürzt schon ins Zimmer, und der Sonnenschein liegt auf den Bänken. —

Nach dieser Meisterrede Hubert Herkomers treten wir zum ‚Gebet, zum Gebet vor der Schlacht: Zur Rechten hängt in kolossalen Dimensionen das feierliche, brünstige Bild Szymanowskis ‚Das Gebet, eine Riesen-vision: vor einer Monstranz, die auf einem Lustaltar zu stehen scheint, liegen in gemessener Entfernung geballt, zusammengepfercht, gebückt, nebeneinandergeknetet und gereiht, mit brünstig-visionärem Augenaufschlag hunderte, hunderte von Menschen in der Gewandung abgesehneider Geister und stehen mit erbarmungsuchenden Händen zu jener Monstranz auf; ein breiter Lichtstrahl fällt von oben, hoch oben, von dem unsichtbaren Sitz der Sündenvergebung herab, und löst etwas die Reihen dieser Väter, und säckelt an den Schläfen dieser von den Wolken herbeigejagten armen Sünder. — Gott, ist das Bild schön! — ‚Schön‘, ‚schön‘, — ist das ein Beiwort für ein solches Bild? — Mein Gott, ich weiß kein anderes; es ist wahnsinnig schön. Vor diesem Bild könnte man katholisch werden.

Und jetzt, nach dem ‚Gebet, in die Schlacht, in die Säle! — Wir gedenken hier nicht, eine trockene Aufzählung der Gemälde zu geben, da wir keine Berufskritik treiben; nur von dem Schimmer, von dem Licht, von der Freude, die in diesen Sälen herrscht, wollen wir kurz berichten. —

Gleich gegenüber jener echt katholischen Vision Szymanowskis sehen wir ein anderes katholisches Bild von dem Spanier Villegas, den ‚Triumph der Dogin Foscati‘, eine politische Feier in einer Kirche; hier zeigt sich der Katholizismus von seiner für uns Deutsche weniger anmutenden Seite: nichts wie glutäugige Weiber, nackte Schultern, schwitzende Hautflächen, Entblößungen, Verhüllungen, ein Mischmasch von Blut, Sinnlichkeit, Gebetsgeplapper, seidnen, schillernden Stoffen und ceremoniellem Prunk, koloristisch ein Meisterstück. Das Gleiche gilt von dem Bild des gleichen Meisters, dem ‚Tod des Stierkämpfers‘ nebenan; auch hier ist es die possertliche Geschäftigkeit des katholischen Priesters, der den Torero noch um jeden Preis

in den Himmel bringen will, der uns lustiert. Daß ein Metzger, wollt' sagen ein Stierkämpfer, der im Leben vielleicht seine tausend Stiere geschlachtet und soviel Blut vergossen hat, jetzt noch, im letzten Moment, das Blut Christi genießen soll, dünkt uns sturil. — Diese beiden Bilder von Villegas, ebenfalls im grandiosen Stil ausgeführt, bilden mit den zwei schon zuerst erwähnten die große Eintrittshalle zu den Sezessionisten und geben uns einen glücklichen, imposanten und herrlichen Begriff von den Wundern der Farbe und des Lichts, die uns hier entgegenströmen. —

Der folgende Hauptsaal bringt uns nun zu unsern alten, deutschen Bekannten, speziell zu den Münchnern. Stuck ist es, der hier dominiert. Neun seiner besten Sachen, die im letzten Jahr entstanden, finden wir hier beieinander. Neben Böcklin ist es vor allem Stuck unter den modernen Malern, der sich am intensivsten dem Beschauer einprägt, dessen plastische Kontur, üppige Farbengebung und imaginäre, stark poetische Stoffe einer unwiderstehlichen Wirkung auf den Besucher sicher sind. Neben dem kraftstrotzenden ‚Sieger‘, einer fast bildhauerisch gedachten Figur, dem drolligen ‚Sommerabend‘, wo ein junges, hinter phantastischen Farben verschwindendes Liebespaar nach Feuerwürmchen sucht, dem unheimlichen ‚Odipus und die Sphinx‘, wo das grausame, wie zum Sprung ansetzende, rätselhafte Weib auf den schlanken Jüngling heruntergloht, ist es vornehmlich die auch in der Dimension hervorragende ‚Sünde‘, die unser Interesse gefangen nimmt: ein verlockendes Weib, um deren üppigen Busen sich eine gleißende Schlange windet, und die mit beschattetem Antlitz uns hinüber lockt in die Zwielflichtregion des Alles-Erlaubten. Doch den Haupttreffer macht Stuck mit einem offenbar neuesten schmalhohen Bildchen, neben der Thüre zum nächsten Saal, ‚In vino veritas‘, einem Juwel an Farbenpracht, sorgfältiger Durchführung und herziger Künstlerlaune: ein nacktes Mädchen, in Einachtel-Größe des paradiesischen Originals, mit zerzaustem Haar, in der Linken eine abgenommene Gesichtsmaske, in der hochgehobenen Rechten einen Wahrheitspiegel haltend, steht in Halbseitenstellung auf dem Rand eines Goldpokals und lacht uns mit ihrem süß-bitnenhaften Gesicht so verführerisch, so rheinweintrunken an, daß, wer dieser leckeren Kellnerin etwa im Leben begegnen sollte, unter sieben Flaschen Johannisberger nicht weglommt. Ganz sicher eines der besten Bilder der Ausstellung, wenn nicht das beste. Aller Zauber der Renaissance in Verbindung mit der modernen, sorgfältigen Behandlung des Nackten liegt über ihm ausgegossen. Kein geringerer als Albrecht Dürer hat an diesem Bildchen mitgemalt. Das Lachen dieses Stuck'schen Mädels hat mich durch alle Säle verfolgt, und noch jetzt höre ich die Dirne in meinen Ohren. —

Der geistvolle, in den Geheimnissen der katholischen Mystik sich so gern

herumtreibende Albert Keller (München) fauchte uns eine Nonne auf der Bahre, von ihren geistlichen Mitschwestern bei Fackel- und Lichterglanz umgeben. Das ganze Bild pfaucht, dampft und glöht; eine fast gewaltthame koloristische Leistung; voller Unruhe; gesättigt und überladen. — Die leuschen Klosterinsassinnen üben überhaupt eine große Attraktion auf die mondainen Künstler. Je weiter wir uns vom Dogma verstandesmäßig entfernen, um so sicherer schleicht es uns, imprägniert mit seinem brenzlichen Weihrauchduft, ins Gemüt: Paul Höcker (München) bringt uns in seinen 'Wundmalen' eine wunderfame, verückte Nonne, die mit geschlossenen Lidern und kruziformig ausgebreiteten Armen im Klosterhabit an der kahlen Wand lehnt, und, den ganzen Leib nach oben, gegen den Himmel, brünstig emporgerichtet, die Wundmale Christi in feurigen bügelkohl-ähnlichen Strichen an Füßen und Händen spürt und sichtbar in Erscheinung treten läßt. Der Schmerz gilt, so lang er rein im Sensorium liegt, also mit Bügeleisen draußen in der Welt nichts direkt zu thun hat, für angenehm, durchfröstelnd, durchrieselnd. Ich halte die Kur bei hysterischen entschieden für günstig. Das Bild ist übrigens ganz wunderbar gewalt, und kann einem diesseitigen glühenden Wundermal in Gestalt einer goldenen Medaille kaum entgehen. — Böcklin, der auch drüben im Glaspalast ausgestellt hat, schiebt einen urwüchsig-tollen, farbeuprächtigen 'Centaurenkampf', wo immer ein älterer, itrupp-bartiger Centaure an den Boden zu liegen kommt, und dort höchst überrascht über seinen Fall den Mund zu einem runden Loch zusammenzwicket. Es ist das derselbe Herr, der bei der blauen Meerschlacht in der Glaspalast-Ausstellung im Jahre 1891 mitkämpfte, und dort wegen seines dicken Bauches immer über Wasser blieb. — Über Böcklin, diesen poetischen unter den deutschen Malern und großen Humoristen, noch etwas zu sagen, hiesse Böcklin-Urteile nach München, oder Eulen nach Athen tragen; deshalb kein Wort mehr. — Breitner (Amsterdam) hat ein großes, das geschäftige Treiben auf einem verkehrsreichen Platz der holländischen Hauptstadt in den Abendstunden schülerndes Bild voll Pferdegetöse und schrillen Messingreflexen gebracht. — Dettmann (Charlottenburg) eine dreiteilige 'Heilige Nacht', die den Uhd'schen Einfluß deutlich zeigt, und deren Seitenteile gegenüber dem Mittelstück uns als die glücklicheren erscheinen. — Otto Edmann (München) eine originelle Allegorie, Malerei und Musik mit absichtlich stumpfer sepia-ähnlicher Farbengebung. — Der in letzter Zeit vielgenannte, und im Vortrapp der Modernen marschierende, hochbegabte Julius Exter (München), dessen Freilichtbehandlung des Nackten unerreicht dastehen dürfte, hat eine etwas an die Franzosen erinnernde Mutter mit Kind geschickt; außerdem aber ein Selbstporträt ausgestellt, das in seiner phantastischen Beleuchtung eines der intensiv-packerndsten Bilder der Aus-

stellung sein dürfte. — Sehr flott ist Heims (Darmstadt) „Der Kugelspieler“. — Herterich (München) hat den bayerischen Prinz-Regenten im seriösen spanischen Kostüm gemalt. Unser Prinz-Regent, das weiß alle Welt, ist ein passionierter Jäger. Und von seiner Ausdauer und seinem Glück in den Bergen hören wir am liebsten erzählen. Die Passion eines Menschen drückt sich aber unwiderstehlich in Haltung und Geberde aus. Deswegen sehen wir unsern Regenten lieber von Defregger in kurzen Kniehosen mit der Büchse über'm Arm, als von Herterich und unzähligen andern als Philipp II. dargestellt. — Eines der besten, jedenfalls das bestsuchteste Bild der Ausstellung ist das „Porträt meiner Frau“ von Kroyer (Kopenhagen). Eine junge, sehr sympathische Dame, in einem matten, schamois-farbigem Unikleide, steht bei seitlicher Kopfwendung mit dem Rücken derart gegen den Beschauer und vor dem in blauer Ruhe daliegenden Meer, daß die ganze zartgibtliche Silhouette der jungen Frau das gesamte dunkelblaue, gegen den Horizont aufsteigende Meer zum Hintergrund hat. Und in diesem Kontrast der schamoalichten Gestalt gegen das dunkelnde Meer liegt der unerhörte Zauber dieses Bildes. Wenn gelb bei den Franzosen die Farbe der ‚Falschheit‘ und ‚ehelichen Untreue‘ bedeutet, dann bedeutet schamoa bei diesem Dänen helles Entzücken und eheliches Glück. Denn diese Frau, die, am Meere stehend, mit der Seitenwendung des Kopfes nach ihrem Manne ausschaut, ist treu. Ein solches Bild zu malen, ist nicht nur eine große Kunst, sondern, in verschiedenlichem Sinu, ein großes Glück, das einem meist nur einmal im Leben in den Schoß fällt. — Kroyers Bild ist aber auch außerdem so recht das Programmbild der Münchner Sezessionisten: helles Licht, helle Wahrheit, helles Entzücken. — Ein ähnliches Bild der Art ist Langhammers (München) „Sommerabend“: Splitternackte Menschen gehen dort zwischen splitternackten Bäumen so unbekümmert, so steif, so naturfarben, so schülferig umher, man weiß auf bestimmter Entfernung nicht, was sind Bäume, was sind Menschen. — Die großen, schwerblütigen, historischen Bildertitel ehemaliger Ausstellungen fehlen hier fast ganz, oder wo sie erscheinen, wie in Haugs (Stuttgart) „Blücher mit dem Vortrab erblickt den Rhein“, ist alles Naturstudie, an Ort und Stelle aufgenommen und in helles Licht getaucht. Der nächstliegende, einfachste Stoff genügt, die Wahrheitskunst zu zeigen. So setzt Mariani (Mosza) seine Mutter in den Garten und erzielt damit eine prächtige Wirkung; ebenso Strobens (München) mit seinen „Schulkindern“, echte Münchener Gassenmädel. Dagegen ist und bleibt ein echter Romantiker, trotz sorgfältigen Naturstudiums, Hans Thoma (Frankfurt), der dritte im Bunde mit Böcklin und Stud. Was er uns auf seinen fast ein Duzend betragenden Ölbildern und Aquarellen zeigt, ist alles köstlich, herzlich, urdeutsch und der Ausdruck

eines reichen, warmen Gemüts; von den grünfilbrigen Luftnajaden phantastischer Herkunft bis zu dem wie aus Birkenholz geschnitten und gelbbeizten Kopf eines Alten, der seit Jahr und Tag in der Nähe von Frankfurt hinter dem Ofen gesessen zu sein scheint. In seiner „überfallenen Centaurin“ berührt er sich dann direkt mit Böcklin und Stuck. — Unter der Fülle des Gebotenen nennen wir noch Ernst Zimmermanns (München) tiefempfundene, religiöse Bilder, Raft auf der Flucht nach Ägypten' und „Anbetung“, Wislicenus' (München) feierlich stimmungsvolles „Tod auf dem Kirchhof“, Ulrichs (München) grüngerodete, in ihrer Positur auf das Publikum wenig Rücksicht nehmende Laun-Tennis-Spielerin, die gerade vom Spiel ausruht, Clara Siewerts (Westpreußen) „Zwielichtstudie“ und — last not least — ein Affenbild des in der Tierseele so tief lesenden Gabriel Max. — Auf dem Gebiete der Landschaft heben wir aus der Menge nur hervor das prächtige Klinkenbergs (Haag), Amsterdam bei Winter, ein zweites Winterbild Apols (Haag), Beim Forsthaus, welches faktisch mit Schneenadeln gemalt zu sein scheint, und Kaldreuths (Schlesien), „Ahrenleserinnen“. Das Favoritbild auf diesem Gebiet ist aber Binuens (Hannover) „Ruhe“, ein immenses Prachtstück in jeder Hinsicht: drei stämmige Buchen in der gewaltigen Hälfte ihrer Lebensgröße aus dem Bild herauswachsend, ein Stück saftiger Wiese und davor der Beginn eines kühlen, tiefdunkelblauen Weihers, so frisch, so badelustig, so entzückend: wir möchten der verehrlichen Direktion den dringenden Rat geben, in gemessener Entfernung vor diesem Bild eine eiserne Schranke anzubringen; wir kommen jetzt in den August, es wird heiß, die Leute kommen erhitzt von dem vielen Sonnenschein auf den andern Bildern an diese kühle Landschaft, den Rock herunter, ein Sprung, und das Unglück ist geschehen; eine Ausstellungsdirection hat aber die sittliche Pflicht, ihre Besucher davor zu schützen, daß sie mit dem Kopf durch die Wand rennen. — Außerst reich und glücklich ist das Porträtfach vertreten. Außer dem schon genannten Exter nennen wir Paulsen (Kopenhagen), Rouer (Berlin) nicht sowohl in seinem Kaiserbildnis, als in dem des Admirals von der Goltz, Habermann (München) Selbstporträt, Engel (München), Dorph (Kopenhagen) Porträt eines Schauspielers, Bloch (München) Damenporträt, Alexander (München) Ganzstudie, den immermehr in Lenbachs Fußstapfen wandelnden Samberger (München) und besonders Otto Göbe (München) mit seinem Doppelporträt, eine tiefausdrucksvolle, ungewöhnlich packende Leistung. — Noch einen kurzen Blick in die Abtheilung der Aquarelle und Pastelle, wo wiederum Thoma und Stuck uns der Köstlichkeiten die Menge aufbewahrt haben, von letzterem besonders das zarte, duftige Pastellbildnis einer entzückenden Blondine aus dem mythologischen Götterhimmel Münchens. Doch der Herrscher und

Preisträger in diesen zwei Sälen ist Strathmann (München). Wenn man wissen will, was München gelegentlich aus einem Fremden macht, dann betrachte man Strathmann, eine absolut neue Mischung aus urschlächtigem Humor, launischem nordischen Wig und japanischer Peripetie, verbunden mit jener sorgfältigen Naturbeobachtung, welche jenes flachnasige Volk auszeichnet. Für Strathmanns Farbenwasserkränze müßten neue Adjektiva erfunden werden. Das ist einfach, zum Schmeißen! Der ‚Sieger‘, der in fürchterlicher Wehgerethe in heraldischem Wappenschmuck sich auf dem Throne niedergelassen, die Pose auf den Zuschauer berechnet, vor sich in einem Krübel den prachtvoll gequollenen Kopf seines Gegners, der heute Abend die Mahlzeit abgeben wird; die wahnwitzig schöne Frau Musica, ein ellenlanges Geschöpf, das mit zweimal ellenlanger Harfe, keinen Zahn im aufgerissenen Maul, mit den Goldgewändern einer Fürstin bekleidet, über das Feld wandelt und singt — singt — daß Baum und Strauch verdorrt und die Vögel tot zur Erde fallen; der Held, der ‚Nach dem Tourneer‘, während er eben vom König feierlich gekrönt wird, mit sanerfüßem, ängstlichen Gesicht nach den zwei Pasken späht, die rechts und links vom König mit einer Flasche Wein und einem Fleischgericht warten, und späht, und unter der Lorbeerkrone faßt Schweißtropfen der Angst vergießt, nicht wegen des feierlichen Akts der Krönung, sondern ob die Flasche doch nichts Geringeres wie ‚Schiersteiner‘, und ob die Platte Fleischgericht doch die gewünschten Schweinwürstchen, und diese Würstchen in der gewünschten Bräune enthalte, — diese und ähnliche Mischungen von himmelsstürmendem Humor, wer kann sie beschreiben, und in welcher andern Stadt wären sie in dieser unnahbaren künstlerischen Genialität möglich als in München? —

Wir müssen noch aus den diskret aufgestellten plastischen Kunstwerken nennen Maison (München) mit seinen farbigen Neger-Bronzegruppen, Brütts (Berlin) heroische ‚Schwerttänzerin‘, Floßmann (München) mit einer Marmorbüste seines Vaters, und Lampel (München) mit der Büste des Dichters Ludwig Scharf. —

Und nun sind wir fertig. Wir sind erfrischt und gekräftigt. Keine Spur von Ermüdung. Keine Erschlaffung vom Betrachten etwa unübersehbarer Mittelguts von Kunstwerken. Wir haben wenig gesehen. Aber das wenige war kostbar. Und wir nehmen einen gesättigten Eindruck mit hinweg von all dem Licht, all der Farbe und Freude. Und überlegen wir, was es für Kämpfe gekostet hat, dieser kleinen Schar Münchener Sezessionisten zum Existenzrecht zu verhelfen, so überkommt uns ein inneres Jauchzen über diesen Prunk, diesen Glanz, diese ganz und gar für sich selbst sprechende Ausstellung, diesen in jeder Richtung vornehmen Sieg. —

Auf dem Rückweg, wenige Schritte von der Anstellung, kommen wir

im englischen Garten an der klassisch-antiken Statue eines griechischen Jünglings von Schwantaler, der von den Münchnern nur „der Harmlos“ genannten, seit bald einem halben Jahrhundert dort postierten Marmorfigur vorbei. — Ich überlege. — „Klassischer Freund, — sage ich mir — deine Zeit ist abgelaufen, und deine Antike ist für uns zerbrochen und zerstückelt wie die weißen Gliedmaßen deiner weißen Brüder im Vatikan. Die Zeit, in der deutsche Künstler zur unentbehrlichen Vorbereitung nach Rom wallten, ist vorbei. Wir gehen jetzt in den deutschen Wald, auf die deutsche Wiese und in deutsche Städte. Du stehst hier im Freien, aber du bist im halbschattigen Atelier gezimmert. Wir brauchen heute zur deutschen Kunst heimatische Sonne, heimatische Luft, gelegentlich auch heimatischen Nebel. Du bist das Produkt der Nachahmung vielhundertjähriger vergangener Formen. Wir leben der Gegenwart. Wir sind keine Griechen mehr. Wir sind Deutsche. Und ein altbayerischer Flößer hat mehr Interesse für uns, als dein Bruder, der Apollo von Belvedere. Dort geh hinein und sieh, wenn deine blinden Augen es erlauben, was ein Häuflein Deutscher mit deutschem Fleiß unter deutscher Sonne ausgereift und zustande gebracht hat!“ —

Herr Gott, war das schön! —



Von der Berliner Kunstausstellung.

Von H. Häfler.

(Berlin.)

(Fortsetzung.)

Nachtrag zu meinem vorigen Bericht füge ich noch hinzu den mythologischen Cullus von Fritz Höber „Untergang der nordischen Götterwelt und Erscheinen des Christentums auf der Erde“. Das ist gerade kein weltbewegendes Meisterwerk, aber der Maler hat sein Bestes gethan: eine Reihe möglichst tiefempfundener farbenfroher Bilder im Alliterationöfist. Ed. Kämpfer stellt sieben Bilder „Aus dem Leben Luthers“, ebenfalls zu einer lokalen Ausschmückung (Erfurt) bestimmt, aus. Es sind prächtige Charakterköpfe darauf; der Kopf Luthers, sein Gesichtsausdruck frappiert zuerst sehr: man sieht, daß der Künstler die Bedeutung von Luthers marternenden Seelenkämpfen erfaßt hat. Leider aber ist dieser Gesichtsausdruck in allen Situationen (von der Wahre seines vom Blitz erschlagenen Freundes bis zum Einzug in Erfurt) derselbe: starr, bleich, mit durchbohrendem Blick, verzweifelter Willenskraft — man sieht nie, daß ein Schimmer von Zuversicht, von Selbstvertrauen sich bemerkbar macht. Trotzdem ist die Kraft der Charakterisierung zu rühmen, wenn auch ein wenig auf Kosten des Malerischen. Hermann

Brell zeigt Kartons zu einigen Karolinger Historienbildern für einen Kathausaal. Sie sind, wie sie immer sind, und soweit man aus den Kartons entnehmen kann, schön und nicht allzu posiert. Ich erwähne sodann die Pastells und die Aquarelle von Hoeniger und Conrad Fehr (Porträts), Hedwig Madeweiß (Kopj eines Bauernk Kindes), Grottemer, Kooschen, Heilemann, all die Porträts des letzteren zeigen gewissenhaftes und geschicktes Studium und berechtigen, wenn der Künstler nicht eines Tages aus Objektivität der Charakterlosigkeit verfällt, zu großen Erwartungen. Scipione Banutelli hat eine „Diana“, die auf Wolken schläft; wie habe ich den Ausdruck göttlicher Unberührtheit, Keuschheit zusammen mit all den andern schwierigen Zügen der „Diana“ so auffallend geschickt darstellen sehen.

Vier große Reiterbilder Wilhelms I. sind ausgestellt: Bärwald, Calandrelli, Eberlein, Fuhl, die bekann ten Meister. Mich interessiert namentlich das von Bärwald, denn es soll mal in meiner Vaterstadt stehen, in Bremen. Da hab ich denn oft davorgestanden und mir das Ding angeschaut, und mich gefragt: Was werden in hundert Jahren die Leute sagen, wenn sie Tag für Tag diesen Kaiser dahinreiten sehen — tüchtig schreitet das Pferd aus und rücksichtslos — Hermelin auf der Schulter, Vorbeertranz auf der Stirn, und im Gesichte dies wohlwollende, sittlich strenge, republikanisch monarchische Lächeln, ja! wie das Lächeln eines stolzen Bremer Kaufmanns — als ob es gar keine Sozialdemokraten, Anarchisten und Umstürzler gäbe, — ein ewig Denkmal wird es sein, nicht des Kaisers, sondern der eben entstandenen, sich riesenmächtig fühlenden, imponierend gewaltigen Monarchie Deutschlands, auf die jeder Slave stolz war.

Prächtig sind die Arbeiten von Antocolsky (Paris): Peter der Große und der gefesselte Christus („Christus vor dem Volke“) mit eigentümlich verschleierten, tiefliegenden Augen, wie sie lange Entbehrung, Ermüdung des Lebens bei gewissen arten Schwärmer-Naturen hervorzubringen pflegt. Sinding (Kopenhagen) hat „Zwei Menschen“, Mann und Weib, in inulter Umarmung, und ein Barbarenweib, und ein jungen toten Krieger in den Armen hält, von großer Kraft. Außerdem erwähne ich noch Joh. Voje, Wäp (wassererschöpfendes Mädchen), Hundriefer, Klimsch (Gefesselter), Hans Vatt, Lepke (Der Bildhauer), Wagnussen (Wästen von Trajan und Seidel), Ohmann, Piper, Schilling, Schönau (sehr posierter Knabenakt), Toberens, Max Unger (Europa und der Stier in realistischer Auffassung) und die Münchener Böhm (Madonna mit Kind), Busch (Holzschnitterei), Flohmann, Gasteiger.

Im letzten Saal, gleich rechts, hängen nebeneinander vier Bilder wunderbar, vor denen man durchschnittlich 60 Mal die Stunde hört: „Da hört doch alles auf!“ — d. h. man hört's nur an Sonn- und Festtagen, wenn anstands halber draussen von der Musik die Leute mal herein kommen, sich erinnernd, daß sie doch eigentlich nicht gekommen sind, Militärbumbum zu hören und Kagenhofer zu trinken. Erst hängt da, blau in blau, in merkwürdiger Tümmelstimmung, die „Pietà“ von Hierl-Deronceo, über den Leichnam des Sohnes sich beugend, als sagte sie ihm ein rührend schmerzlich Lebenswohl — aber das Bild ist blau in blau — und daraus lapieren wir's nicht. Daneben erlaubt sich Hubert von Heyden Schweine in Lebensgröße darzustellen, wie sie schnüffeln, baden, reiben, jeleuergnügt unter Wallnußbäumen, „auf der Promenade“, ohne zu wissen, daß ein Künstlerauge, begeistert von Farbenpracht und Charakterköpfen, und von dem schönen, freien, grünen, sonnbeschlenen Leben auf dem Lande sie gewürdigt hat, lebensgroß in der Kunst weiter zu leben und höchst unzüchtiger Menschen helle Freude zu sein — aber ich vergesse mich — „Was? Schweine? — Und wie heißt das Ding? — „Auf der Promenade“? — „verkauft?“ — die „Wife“ lasse ich aus — und am Schluß höchste Entrüstung: „Da hört doch alles auf!“ Dann eine große Beleuchtungsstudie von Max

Klinger — als würde man hineingeführt in ein dämmernd Märchenland — wie kommen die nackten Gestalten beim greifflamenden Feuer ans Meeresegeflade um die Dämmerstunde des Morgens? Traumtrunken lagern sie auf dunklen Felsen, dehnen die lustrauchen Glieder, die im seltsamen Farbenspiel des heller werdenden Himmels, des graubellen Meeres und des roten Feuers schimmern. Diese Beleuchtung auf den fleischfarbenen Gliedern, die eigentümliche Schattentönung, die mythische Dämmeritimmung machen das Bild zu einem Meisterwerk — allein wir Berliner wissen das alles besser, und da wir's nicht verstehen, so ist es lächerlich — uns so was zu bieten — „da hört doch alles auf!“ Daneben hängt Klingers „Vieta“ — und da sagt man denn nicht viel, denn — sie ist von der Dresdener Galerie angekauft. „Freilich, der hat ja jetzt solche Launen —,“ brummen die Maler selbst. Ergreifend ist der Ausdruck des Schmerzes der Mutter, deren Hand mit seinen beiden Händen Johannes hält in tiefem Mitgefühl. Und auf der Platte der Brust liegt der sahle Leichnam, ohne Pose und Sentimentalität, einfach von der ungeheuren Herrschaft des Todes redend. — Auch die willigsten Kritiker geben zu, daß Klinger durchaus noch nicht aus dem harten, manchmal vielleicht unbeholfenen Ringen des Lernenden, Strebenden heraus ist — desto besser für ihn! Aber unser Publikum widersteht sich der Gewalt der Schönheit, der Freude an Farbenpracht, dem frischen Schauen der Natur — es wird weitergeduldet in flüchtigem Stil.

An anderer Stelle hängt Klingers Nymphe: ein volles, junges Weib, hingestreckt am Meeresegeflade auf schlüpfriges, schillerndes Watt — ein Bild, das uns die Natur nahe bringt, verständlich macht, ihr nicht das Wunderbare, aber das Unglaubliche nimmt. Hauptsächlich in Landschaften und in der Wiedergabe immer neuer Farbewunder der Natur zeichnen die Sezessionisten sich aus. So Hans Lide mit seinen wundervollen Feldern und Kroneleutegärtchen im vollen, flimmernden Sonnenschein; Thomas Theodor Heine, in dessen sämtlichen Bildern eine eigentümliche Mischung von Humor und ein klein wenig Weltflucht liegt, so in der Landschaft aus dem vorigen Jahrhundert, die uns mit wenigen Tönen und Strichen in die uns bekannten Fristen, in die vergangene Zeit versetzt, oder auch in den Wald- und Teichstücken, die alle nur einen Ton ihrer Landschaft wiedergeben: die froh wehmütigen, halb liebevoll detaillierten, halb im großen verschwommenen Flüge der Erinnerung. Eine kleine, ganz dem Humor gewidmete Skizze, die ganz anspruchslos ist, wird sehr viel von den ärgerlichen Gegnern ausgeschlachtet. Wundervoll innig und ernst sind die drei Bilder von Hermann Neuhans: Der verlorene Sohn. Es liegt in den Wiedergaben biblisch-sozialer Stoffe, wie überhaupt in ihrer Vereinnahmung durch die Maler dieser Schule (wie an andern Stellen durch ihre Dichter!) etwas außerordentlich Herzliches, Gefühlvolles und Lebenswahres. Werkwürdige und prächtige Farbenstimmungen malt Peter Behrens, sein „Morgen“, eine Scene im Kaffeehaus, während draußen blendend dunkelblau der Morgen heraufdämmernd, ist meisterhaft. Weniger möchte ich loben Aulings „Letzte Revue“, ein phantastisches, pathetisches und doch „totes“ Bild. Dekorativ aber lebendig neu ist Dubuffs des Sohnes „Cigale“: ein rosiges Mädchen in reicher Umgebung, nackt und sorglos musizierend. Fritz Ihdes Sachen haben Sie dort schon gesehen: das „Bildnis eines Schauspielers“ und sein „Kachendes Mädchen“ atmen Humor und Leben und sein „Bleibe bei uns, es will Abend werden“, in das Leben unserer Arbeiter übersteht, ist ein herzliches, warmes, schönes Bild. Franz Stud hat das Unglück, seinen Lehrer Bödlin nicht zu verleugnen: Flug ist er ein ganz verächtlicher Nachahmer. Als ob nicht ähnlich lebende Naturen Ähnlichkeit in ihrer Produktion haben müßten! In sämtlichen Bildern Studts liegt etwas sagenhaft Furchtbares, in der Ferne der Vergangenheit tauchen in sahlem Licht Bilder von etwas längst geschehenem, längst schon fabelhaftem

auf und ängstigen uns durch einige grelle Züge, wie Träume von etwas ungeheuerlichem. In ewiger plastischer Stellung, in unveränderlichen, starren Strichen bannet er den bedeutungsvollen Moment fest, der in Wirklichkeit blißschnell vorübergegangen sein mag, und in dem doch das Größte entschieden ward. (Die Versuchung.) Die „Kreuzigung Christi“ will gerade deshalb am schwersten unsre Zustimmung gewinnen. Es ist ein grauemwoller Moment: unten die verworrenen Gestalten der Menge, oben die in Dunkel gebüllten, schmerzdurchwühlten der Angehörigen, dazwischen in Momenten größten Schmerzes, bangen Zweifels die Gelrenzigten und das Ganze herausstachend aus der dunkelbraunen Sonnenfinsternis, in der Schatten und Wolken schwimmen. Nicht im Geschehenen, sondern im Geschehenden, im unheimbaren Sich Entwickeln sieht Stud das Verhängnis. Viel Aufsehen erregt Julius Exter mit seinen grüulich überbelbten Bildern. So geschmackvoll vieles daran ist, so kann ich mich doch mit solcher Farbenmanie niemals befreunden, weil sie, wenn nicht krankhaft, so doch schwächlich ist. Doch liegt in diesen Bildern noch Ursprünglichkeit und der Zusammenhang mit der Natur ist gewahrt. Ganz wundervoll ist Stimmung und Gegenstand in Engels (D. H.) „Sonnenuntergang“. Leo Sambergers Porträts sind fleißig und energisch, aber wo Samberger pathetisch wird, kann er uns nicht erwärmen. Merkwürdig muten Zimmermanns dunkle, altertümliche und strenge Bildnisse an. Corinths Alt der Sanna ist wirklich ausgezeichnet, in der Auffassung wie in der Ausführung, überhaupt hat der Maler eine stets bewogende, realistische Poesie. F. M. Vredt behandelt malerisch realistisch bunte und gedämpfte dufelige Vornurfe aus dem Orient. Der „Arabische Schleichtanz“ ist hervorragend. Herterich hat nur Skizzenhaftes da. Entzückend ist Paul Höckers „Wichtige Begebenheit“. Das drohlige Gesicht und die charakteristische Haltung der Hände bei dem kleinen Befehl, das im roten Rod den Kaninchen zusieht, ist überaus lebendig und ansprechend. Albert Kellers Porträts leiden nicht Überfluß an Originalität, was ja auch nicht notwendig ist. Im Vergleich mit den Berliner Bildern gleichen Stoffen können sie sich freilich wohl sehen lassen. Die ausgestellten Bilder sind nicht sehr anspruchsvoll. Gabriel Max hat nur eine harmlose Parodie auf gewisse Ungeheuerlichkeiten der Rißfischen Philosophie. Sehr charaktervoll und eigenartig sind die Porträts von Trübner. Er ist, um mich etwas gleichnißweise hyperbolisch auszudrücken, dafür geschaffen, Einzelporträts, aus namentlich Gelehrten-, Juristen- und Historikerfamilien zu malen.

Leider muß ich, um nicht den Anschluß zu verlieren, mich sehr beeilen und über das Folgende schneller hinweggehen. Wollte ich auch die sezeffionistische Malerei in allen Einzelheiten durchnehmen und besprechen, so käme ich nie zu Ende. Es genügt zu sagen: Freie Künstler, eine ganze Schar, haben edle, frohe, natürliche, menschlich und göttlich poesievolle Bilder gemalt, und wohin einer schaut mit unbefangenen Auge, da sieht er herrliches. Der Mann des „Häßlichen“, wie der des „Unerreichbaren“ ist gebrochen, überall der Schönheit neue Länder entdeckt und ihre Unendlichkeit bewiesen. Ich nenne noch von Porträtkisten und Genremalern: von Aher, Buchner, Borchard, Brad, Hummel, Daugh, Victor Thomas, Toobn. Herrlich ist Speyers „Kelterlied“, am tauschlichen Morgen, im bangen Rot. Vor allem in den landschaftlichen Vornurfen herrscht Leben und Mannigfaltigkeit und unverfälschte Poesie; hier ist jede Einzelbetrachtung unnützlich und überflüssig, nur der Schauende hat den Genuß. P. F. Müller, Benno Becker, Jügel mit seinen vorzüglichsten Tierstücken (Schafe), Ludwig Tillis niederländische Szenen, Grodel, Gemann, de Peerds stimmungsvolle Landschaften, Alois Hänisch, Kubierschly, Richard Lipps, Weisshaupt sind nur wenige aus der unübersehbaren Reihe der Künstler, die seltene Reize der Natur abgewannen. Von Aquarellisten und Pastellmalern führe ich nur an Blod mit seinem

reizenden und geschmackvollen „Kinderbildnis“ (drei Naben nebeneinander in roten Wollblusen, würdevoll der älteste, beiter der jüngere, in Betrachtungen über seine Absonderung vertieft der jüngste, und alle drei gar artig), Dill, Kubiericht, Schlittgen neben manchem anderen.

Des Franzosen Besnard „Sirene“ ist ein nicht unbedeutendes Bild von großem Reiz: ähnlich wie Klingsers Nymphe modernisiert und naturalisiert er den um so dämonischer erscheinenden Stoff „Am Meer“, von rosenfarbigem, spätem, aber noch leuchtendem Sonnenlicht übergossen lockt das verführerische Weib, ganz bekleidet. Auch Harrisons Studien erregen manches Aufsehen.

Weniger als die Münchener kann mir die Glasgower Malerei gefallen. Hier steht man nicht mehr in so direktem Zusammenhange mit der Natur; Schule, Technik und Tendenz treten mehr als dort hervor. Doch bieten auch die Bilder Gutries, Dows, Kennedys, Hamiltons und der andern eine eigene und manchen Beschauer immerhin ansprechende dunkel phantastisch gedrungene, merkwürdig individuelle Darstellung, die jedenfalls rein malerisch nicht auf der Höhe steht.

Die Lehre dieser Ausstellung, der der stets sich selbst genügende Stolz der Berliner bildenden Künste sich auf keinen Fall entziehen kann, ist die, daß ein fröhlich kräftiges Schaffen, das einzig Wahrheit und strebenden Sinn als Gesetz anerkennt, stets den Hohn der Akademie und die Gelehrsamkeit und Stundenshoderei in der Kunst aus dem Felde schlagen wird.



K r i t i k .

Romane und Novellen.

Österreich im Jahre 2020. Sozialpolitischer Roman von Dr. J. v. Neupauer. Leipzig: Dresden, bei Pearson. — Ein bemerkenswertes, interessantes Buch unter der nachgerade schon gewöhnlich gewordenen sozialpolitischen Literatur. Was bietet sie? Wunderliche Gesellschaftsordnungen im Sinne Platos oder — Ziegenhagens, mit zopfig rathaler, grotesker oder gar keiner Verwaltung einerseits; Handbuch verachtendem, anglo-amerikanischem Kommunismus und Antikommunismus (Michaëlis und Vellamy) von geringer praktischer Bedeutung oder utopische Kolonisationsideen (Herzka) zu einer gutgemeinten staatlichen Glückseligkeitslehre.

Neupauer bietet Positives, Reelles, Durchführbares. Ein sensueller, vergesslicher Kommunismus, wie er im Geiste des

praktischen Juristen und sensiblen Ästhetikers in einer Person sich gebildet und feste, klare Formen angenommen.

Bedeutend ist das Verhältnis der Geschlechter zu einander, wie es der Verfasser festsetzt: die Heiligkeit der in sich gefestigten, von jedem Kultur- und staatlichen Zwange losgelösten Ehe; die scheinbar schrankenlose und doch in gewisse notwendige Grenzen gebannte sexuelle Freiheit der Unverheiratheten. Mehrere Kapitel behandeln diesen pikanten Gegenstand in freier Weise, und doch bleibt die Sprache stets maßvoll und die Darstellung würdig.

Diese läßt zum Beginn insofern an Michaëlis und Vellamy an, als „Julian West“, diesmal als Besucher Neudsterreichs, in demselben erscheint und dessen Einrichtungen kennen lernt. — Originell ist auch, daß Neupauer, trotz der konsequenten Durchführung seiner kommunisti-

ischen Staatsform, Adel und Monarchie im Staate beläßt, und zwar als ausdrückliche Resultate des freien Volkswillens.

Diese Institutionen dienen nämlich in Neuösterreich einem ästhetisch-gesellschaftlichen Repräsentationszweck. Diese Größen sind nicht Beherrscher, sondern Diener des Volkes in der Bedeutung als *Maitros de plaisir*, als Managers of festivities und dergleichen: sie sind Förderer und Belebter jenes geistigen und schöngeistigen Gegenwichts, dessen ein so durchaus praktisch-geordneter, klassen- und geldloser Arbeiterstaat bedarf, um nicht in solcher Alltagsprosa zu versumpfen.

Die Liebesepisode West's, die Liebesheirat der Fürstentochter mit dem Volksmanne (eine im Neustaate sogar gebotene Verbindung, da keine Aristokratentochter sich mit einem Adelligen vermählen darf, um eine frische Umcirculation unter den wenigen Hochadelsfamilien zu ermöglichen), der Eheroman der reizenden Mary mit ihrem Gatten — all das zählt unter die seltsamsten Erotiken der neuen Literatur. Trotz aller Freiheit und unverhüllten Nudität aber lagert ein volkrinärer Hauch über diesen üppigen Bildern, der manchem nicht erquicklich sein mag, aber als ein Appetit, mehr der stilistischen, als der ethischen Eigenart des Verfassers in den Kauf genommen werden muß.

Übrigens soll der Autor eben wieder ein Buch unter der Feder haben, welches einzig und ausschließlich dem Liebesleben Neuösterreichs in allen seinen Abarten und Schattierungen gewidmet sein soll. Nach den Proben in „Österreich im Jahre 2020“ läßt sich da etwas stärker, aber keineswegs überdüstender Tabak erwarten.

In hoc signo

Carola Br.-Sn.

Novellen von Karl Jaenike. Breslau, Schottlaender. 3 Bände.

Vor einiger Zeit las ich „Liebesrausch- und Tausch“ von Karl Jaenike. Den Eindruck, den diese Novelle mir machte,

war ein so gewaltiger, daß ich großes Verlangen trug, andere Erzählungen dieses Dichters kennen zu lernen; so nahm ich nacheinander die drei Bände vor und fand mich in vielen Erwartungen nicht getäuscht. Der Verfasser dieser Bücher ist viel zu wenig gelesen. Er ist auch kein Dichter für das Gros des Publikums, das mit unwürdiger Mer nach dem Oberflächlichen greift, er wird immer nur eine kleine Gemeinde haben, und dieser kleinen Gemeinde, die Verständnis für große Gedanken hat, möchte ich die Sammlungen in die Hand geben. Der Zufall ist nicht durchgehend gleichwertig, eine Erzählung ist wichtiger als die andere, wirksamer in Stoff und Gestaltung; aber Durchschnittsware ist keine einzige. Der Stoff der angeführten Novelle ist ein außergewöhnlicher, in seiner Natürlichkeit gradezu frapperender, daß ein seltsames Gemisch von Empfindungen mich erfüllte beim Lesen — halb Zorn, halb Freude — und schließlich hätte ich aufjubeln wollen! Aus dem Willen ragt unter den zahlreichen Personen, die für die Handlung von Bedeutung sind, ein Frauencharakter hervor, der mit einigen vornehmen kraftvollen Zügen so klar gezeichnet ist, daß er auf unsere Teilnahme sofort Anspruch erhebt. Eine Frau, die keine Ehe eingehen will, die Liebe für einen kurzen Rausch hält, das höchste Glück, das hellste Gefühl in der Liebe zu ihrem Kinde findet, ist zweifellos eine Erscheinung ungewöhnlicher Art. Sie hat das einzige, was ihrem Leben Reiz verlieh, ihr Kind, verloren und lebt abseits von dem großen Weltstrom, als eines Tages ein junger Mann ihren Weg kreuzt, der sie liebt, von dem sie die Erfüllung ihres leidenschaftlichen Wunsches fordert: „Ich fürchte die Menschen nicht, ich fürchte mich nicht vor ihrem Urteil, und endlich — die Welt ist groß, und ich finde schon irgendwo ein Häutchen. Sehen Sie, hier, hier, hier!“ sagte sie, schnell ein Bild ergreifend, das auf einem Tischchen in der Nähe stand, „sieh dieses süße Kinder-

gesehen, sich dies mein geraubtes, mein höchstes Glück! Ich will es wiederhaben, Du sollst es mir wiedergeben, Du bist mir vom Himmel dazu gefandt."

Die Novelle hat einen tragischen Abschluß. Der junge Mann, der im Liebesrausch seiner Jugendliebe vergaß, glaubte ein schweres Unrecht an seiner imaginären Liebe begangen zu haben, geht sich selbst den Tod, und die Frau, die Liebe nur als Rausch betrachtete, nimmt mit Schrecken wahr, daß sie sich in ihrer Theorie getäuscht hatte. Der große Zug, der durch diese Erzählung weht, macht uns erbeben, erschrecken — aber in diesem freimütigen, wahrheitsliebenden Weibe offenbart sich der gesunde Geist eines gesunden Geschlechts. Aus der Vereinigung rückhaltloser, leidenschaftlicher Liebe zweier großer Naturen kann nur ein Edelmann hervorgehen.

Auf die einzelnen Stücke der drei Bände einzugehen, gestattet mir nicht der Raum. Hervorheben möchte ich noch „Der Enthusiast von Fichtenstädtel“, mit seinem sprudelnden Humor seiner frischen Natürlichkeit. So ein echtes ungekünsteltes Kleinstadtbild! das gestittete gebildete Honoratiorenwüchlein, das nach einem Kuß von dem heimlich angebeteten Jüngling den nächsten Tag einen ehrbaren Heiratsantrag erwartet, ist so herzlich, so naturwahr geschildert, daß einem wie von ohngefähr alle eigenen selbsterlebten Jugendgeschichten in die Erinnerung fallen. Eigenartig ist „Im Wassenstillstand“, zwei Bilder in einem Rahmen. Das erste Bild zaubert uns den frommen Glauben eines kindlichen Gemüths, das süße Vertrauen, das die Waise eines unerschütterlichen Glaubens ist, vor die Seele, in dem zweiten Teil ist es das Zweifeln, das Fragen und Forschen nach dem Urquell, das uns zum Denken anregt. Tiefes Empfinden und prächtige Darstellung sind in „Die Beichte“, „Das Medaillon“, „Claudine“ u. a. ausgeprägt. Aber aus allen spricht ein gesunder Geist, eine stropfende Lebenskraft, die uns bald entzückt, bald ergreift und

erschüttert; glücklicherweise fehlt allen der krankhafte Pessimismus und die Larve der bleichsüchtigen Scheinheiligkeit. Noch einmal bemerke ich: dem Leser, der mehr verlangt als Unterhaltung und prude Zümpellichkeit, mehr als engherzige Einsseitigkeit und Einschachtelung in hergebrachte Formeln, dessen Geist über den Kreis emporsteigt, der ihn umspannt — einem solchen empfehle ich die Bücher des feinsinnigen Dichters. H.

Cyrit.

Bildwuchs. Gedichte von Hans Eschelbach. Verlag von R. Clausner in Leipzig. — Bildwuchs aus dem Wärtchen hinter dem Hause. Willensdichtung, im herkömmlichen Stil gevers und gereimt. Keine moderne Neudnerei, keine Poeterei mit dem Sturmbanner in der Hand. Neben einer Unzahl lyrischer Durchschnittsgewöhnlichkeiten in Empfindung, Gesinnung und Ausdruck einige gute historische Stimmungsbilder und originelle Parabeln, als Musterstücke für bessere Schullesebücher geeignet. C.

Fromme, gesinnungstüchtige Gedichte, aber ohne jeden modernen Kunstwert enthalten die zwei Bücher: Aus Zeit und Ewigkeit von Ferdinand Bronner (Leipzig, C. G. Naumann) und Morgen glühen von Karl Friedrich Jordan (Berlin, Rehtwiß u. Seeler). Jordan bemerkt auf dem Titel: Oden und Lieder eines Antimodernen. Dieser Aufsat wird die Leser, die sich auf feurige Kampfpoesie freuen, bitter enttäuschen. Es ist die denkbar harmloseste Wortmacherei, ohne alle dichterische Wucht und eigenartige Bildkraft. Bronner und Jordan sind offenbar tüchtige Männer, aber traurig schwache Künstler. Das Unzulängliche — hier ist's gethan. Hüße jurenden, würde ich sagen: Liebe Leute, überlaßt das Dichten den Dichtern! Aber es hilft nichts. Es wird weiter geverselt. C.

Wir haben im Augusthefte 1892 das „Deutsche Dichterbuch aus Währen“ (Rudolf R. Rohrer, Brünn) angeklüßigt. Es erweist sich als ein vortreffliches Sammelbuch der in Währen geborenen deutschen Dichter und teutschen Dichter. Wie billig, ziert das von den Herren Paul Kirsch-Strzemecha und Ottomar Stollasda so fleißig zusammengestellte, von dem Verlage nett ausgestattete Bändchen das Titelbild der Ebner-Eschenbach. Die Dichterin hat manche Perle aus ihrem reichen Aphorismenschatze (zu deutsch: Schätze an Lebensweisheit) beigeheuert.

„Die Hoffnung auf den Sperling fern am Dach-
rand

Ist schöner, als die schönste Laube in der Hand“
ist einer dieser goldenen Sprüche.

Ferdinand von Saar, neben dieser seltenen Frau Österreichs größt-lebender Dichter, ist mit prächtigen Gedächtnisvertretern. Von bekannten Namen sind noch zu nennen: Der treffliche J. J. David, Hieronymus Lorm, die bereits toten Dichter Bacano und Goldhann, der als gelegener Satiriker und Münchener Schauspieler bekannte Alois Wohlmut, Sidonie Grünwald-Zerkovits, das konfizierte „Gretchen von heute“, Heinrich Glücksmann; ferner die manchmal etwas böshafte Wiener Kritikerin, aber jedenfalls begabte Dichterin Carola Bruch-Sinn.

Von „Jungen“ nenne ich Zsidor Weiß, E. A. Reinmar, Georg Fischer (ein Bruder des nicht vertretenen Robert Fischer in Wien) und unsere Mitarbeiter und tapferen Rüstretter Ottomar Stauf von der March und Josef Schmid-Braunsfels.

Stauf von der March, der mit heihem Bemühen die ganze slavische Litteratur durcharbeitet, ist einer der talentvollsten, einer der wenigen deutschen Balladenlichter. Er hat auch ein köstliches fatirisches Epos „Al Frosko“ geschrieben. Der Held desselben, der arme Dichter Ercellior, jammert, weil sich kein teutscher Verleger für seine Poesien

finden will, die doch viel besser sind, als all der bezahlte Quart, der da alljährlich oder alltäglich auf den Büchermarkt geworfen wird.

„Zu, ju, Franze! Do lan enß schunn manchmal enn Seufzriah ghñ loon!“ heißt's irgendwo in der großen „Waber“tragödie.
Karl Kraus.

Mireio. Eine provençalische Dichtung von Frederic Mistral.* — Als vor einer — ziemlich langen — Reihe von Jahren die erste Übersetzung dieses schönsten Werkes der provençalischen Dichtung erschienen, aber bald darauf vom litterarischen Schauplatze verschwunden war, schob man dieses Verschwinden der mangelhaften Übersetzung in die Schuhe. Ob diese wirklich so schlecht war, als man sagte, lassen wir dahingestellt sein; wir kennen diese Übersetzung nicht.

Vor kurzem nun ist abermals eine Übertragung „Mireios“ erschienen. Und diese haben wir kennen und — bewundern gelernt. Und dennoch scheint dieser neuen Ausgabe dasselbe Schicksal zu harten, das der vorhergegangenen bereitet wurde — das der Vergessenheit nämlich. Es sind schon mehrere Monate seit dem Erscheinen des Buches verstrichen und merkwürdigerweise hat, bis auf einzelne Litteraturblätter, noch niemand davon Notiz genommen. Die Antiquare wollen nicht einmal die Rezensionsexemplare ankaufen, weil — sie noch keine Besprechung gelesen haben. Und es ist wahrlich schade um das Buch! Es verdient ein besseres Schicksal. Die Übersetzung ist eine ganz vorzügliche, formvollendete, dem Originale entsprechend. Wenn auch eines fremden Idioms nicht so weit mächtig, um eine Übersetzung auf ihre Richtigkeit hin prüfen zu können, hat der feinfühlige Leser es doch bald herausbekommen, ob eine Übertragung in seine Sprache dem Geiste der Dichtung entspricht und dem, was der Dichter und in seiner

*) In neuer Übersetzung von Aug. Bertuch bei Carl Trübner, Strassburg.

Sprache sagen will. Und das ist hier der Fall. Wir wissen, daß wir eine Übersetzung vor uns haben und doch fühlen wir es beim Lesen nicht. Frei, wie im Original, fließt der Strom der Dichtung majestätisch dahin, selten laut dräusend, nie schäumend und dennoch mächtig an unsre Seele greifend.

Nicht ohne Interesse wird es sein, hier einiges aus den Erläuterungen, mit denen der Übersetzer das Buch versehen, einzusehen.

Die eigentlichen Wiedererwecker der provenzalischen Dichtkunst sind Aubanel und Joseph Roumanille. Letzterer fand sich nämlich als Student auch einmal veranlaßt — Gedichte zu machen. Und zwar verfaßte er diese Gedichte in französischer Sprache. Seiner Mutter, einer Bäuerin aus der Provence, die nur ihrer Heimatsprache mächtig war, übersezte er seine Verse in diese Sprache. Damit war der erste Anstoß gegeben und der Stein ins Rollen gebracht. Mistral schloß sich Roumanille an, erst als Schüler, später als dessen treuester Freund, der er bis zu des letzteren Tod vor mehreren Jahren erfolgtem Tode blieb. Mistral ist — nebst einigen anderen — der Begründer der „Felibrige“, einer Vereinigung provenzalischer Dichter, „Foliber“, wie sie sich nennen. Mistral forderte die „guten Provenzalen, die Ritter des heiligen Graf“, aus, wieder wie in früheren Zeiten zu singen und zu dichten, die Weltgeschichte ihren Lauf nehmen zu lassen, wie sie wolle und mitzuwirken an der künstlerischen Neuerfassung der Provence. So entstand die oben genannte Vereinigung. Heute können wir mit Freude auf eine ganze Reihe von provenzalischen Dichtungen zurücksehen. Die bedeutendste ist aber wohl Mistrals „Mireio“, welche schon lange vor der Gründung der „Felibrige“ entstanden ist.

Mireio ist der Name eines reichen provenzalischen Bauernmädchens, welches einen armen Korbflechtersohn liebt; an dieser Liebe gehen beide zu Grunde. Wie man sieht: eine sehr einfache Handlung, die in

sechs Gesänge geteilt ist, von denen einzelne sich zu klassischer Höhe erheben. So der zweite und sechste Gesang, was einzelne Citate beweisen sollen. Im zweiten Gesang wird das Reimen der jungen Liebe auf die poesievollste, anmutigste und was das Kostlichste ist, — naivste und natürlichste Weise geschildert.

Vincèn ist Mireio beim Pflücken von Maulbeerdäutern behilflich und

„Zwei Hände trafen dort sich in des Sades Ring,
Und sie und er, von Schreck befangen,
Erstarrten und ihre Wangen
Färbte der Liebe Rot. Ein unbekannt Erglänzen
Schah jählings auf in beider Seelen,
Sie leh' es nicht an Pflie stellen.
Die Händchen aus dem Sack zu sichten.
Und er, noch ganz verwirrt mit sorglichem Bemühen:
„Was giebt's? Was war im Laub verfrachten?
Ein Wiesstein, hat es Euch gehalten?“
„Ach weih nicht!“ hauchte sie, die Stürme tief geleckt.“

Sie setzen die Arbeit fort, Mireio entdeckt ein Vogelnezt auf dem halblach gepflückten Baume und dattet Vincèn, das Nest auszunehmen: es sind junge Blaumeisen.

„Und weih Du,“ lacht sie, „was die Leute
Behaupten, daß es verbeude,
Wenn doch in einem Baume in dichten Laubes Hart
Ein Paar ein Vogelnesten findet?
Man sagt dann, daß das Jahr nicht scheitelt,
Gib Priesterpruch die zwel verbindet“
„Sprichwart, mein Vater sagt's, ist stets ein wahres
Wort.“

Erwidert er, „bach heih's im welttern,
Es könne diese Hoffnung scheitern,
Wenn man aus Unbedacht die Vögel fliegen laht!“
„Barmherziger Jesus“ rief mit Federn
Mireia, „lah sie nicht entzweiben!“

— — — — —
„Wahin sie dergen!“ fragt nun wieder
Der Knabe. „Wär nicht Guer Wieber
Bielletzt der beste Ort!“ — „Ja, freilich“ niht
das Kind.“

Aber immer mehr der Vögel zieht Vincèn aus dem Nest. „Zur Georgi-Freier,
legt oft ein Paar bis vierzehn Eier.“

„Raum sind die Vögel eingelassen
Recht gart und teid in ihr gedümmtes Dufentuch . . .
„Ach, ach!“ entragt sich dang der Schönen
Wir erst verhalt'nen Kageidnen
Und laut und lauter dann, ein Stöhnen
Und sich zu dessen, macht sie jagdast den Verlust
„O!“ weinte sie, „sie fragen, waiden!
O kaum, Vincèn! O, wie sie viden!“

Selt einem Augenblick — wer hätte das gedacht
 War abwärts von des Riebers Naube
 Der beste Aufrubr im Gemande.

Des Riebers weiche Hände wälzen
 Inbes das feste Wolf da drinnen reißt und zerrt.
 „Kommt, holt sie,“ erntet ihr Neben,
 „O, eile, komm“
 Er reißt ihr seine Krüge und in tiefen
 Mit Barock wiederholten Reilen
 Bringt sie die armen jungen Weisen
 Ins Tageslicht und fällt die Krüge bis zum Rand.“

Wieder arbeiten sie weiter; ein Akt,
 auf dem beide sitzen, bricht ab und einan-
 der umschlingend fallen sie ins weiche Gras.
 Auf Vincens Frage, ob sie sich nichts zu
 Leibe gethan, antwortet Mireio:

„O nein! Der Schreck ist überstanden,
 Doch wie in seinen Widelbanden
 Ein Kindelein manchmal weint und selbst nicht weiß
 warum,
 So ist mir sonderbar zu Sinn:
 Ich fühl' es heiß zum Dergen rinnen,
 Es drängt und pocht und sucht da drinnen,
 Und trübt mir Ohr und Blick und macht mich sehen
 und stumm.“

Ganz reizend ist die Verlegenheit ge-
 schildert, in die der arme Kordfischerssohn
 gerät. Wohl weiß er, was Mireio „sich
 und stumm“ macht, er wagt es sich aber
 selbst nicht zu gestehen, als endlich Mireio
 offen ihre Liebe erklärt, kann er es noch
 immer nicht gauden:

„Ist's möglich denn? Kam einer schönen
 Prinzessin Mund so süßen?“

Endlich gelingt es Mireio, ihn zu über-
 zeugen, unaufhaltsam strömt jetzt auch
 ihm das Bekenntnis seiner Liebe von den
 Lippen und:

„Mireio hört von Liebe bebend
 Entzückt ihm zu . . . Er sich erhebend,
 Umsängt sie außer sich, umfängt sie ungeheurt,
 Sie an die harte Brust zu pressen“

Die Stimme der Mutter schreckt sie auf.

„. sie strebt nun unterweilt,
 Die Wätter auf dem Haupte tragend,
 Dem Hofe zu. kein Wort mehr wogend,
 Er, wie vergehlet, hochauftragend,

Sieht ihr noch lange nach, wie sie das Feld durchweilt.“

Mit der ganzen Gewalt einer naiven
 Poesie, die trotz ihrer Leidenschaft durch
 ihre Naivität wirkt, führt uns hier der
 Dichter das Entsetzen einer reinen innigen

Liebe vor. Zu ähnlicher Höhe erhebt sich
 die Dichtung erst im letzten Gesange wie-
 der, indem Mireio, deren Vater seine Ein-
 willigung zur Verbindung mit dem armen
 Burtschen nicht geben will, aus dem elter-
 lichen Hause flieht und zu dem Heiligtume
 der wunderthätigen Frauen wandert, von
 dessen Kraft hat ihr Vincens schon früher
 erzählt; sie hofft dort Trost zu finden und
 findet — Erlösung. Auf ihrem Wege muß
 sie durch die Camargo, eine ungeheure
 wüste Ebene im Rhonedelta. Hitze und
 Müdigkeit erschöpfen sie derart, daß sie,
 im Heiligtume angelangt, zusammenbricht
 und bald darauf verschiedet, nachdem sie
 noch ihre verzweifenden Eltern und Vincens
 begrüßt hat.

In den Visionen Mireios, in der Ver-
 zweiflung Vincens, offenbart der Dichter
 seine ganze poetische Kraft.

Wenige Dichtungen giebt es, welche
 man diesem so einfachen und bewegten so
 großartigen Werte undschadet an die Seite
 stellen kann. Homerische Schilderungen
 verbinden sich hier mit einer Natürlichkeit,
 die nur dem Sänger seiner Heimat, dem
 Troubadour möglich sind. Die Provence
 kann stolz sein auf ihren Dichter. Wenn
 auch die „neuesten“ Forschungen bestreiten,
 daß es je Minnehöfe und Troubadours
 gegeben habe — von den Lebenden können
 sie uns keinen streitig machen. Freilich
 die ritterlichen Säger und ihre schönen
 Nichteninnen haben wohl Sitzungen abge-
 halten — aber Protokolle haben sie keine
 aufgenommen, und was sie nicht verdrießt
 haben und versiegelt, glauben sie nicht, „die
 Apollon Voden zählen, der Venus Waden
 messen“, wie Hans Hoffmann in seinen
 neuen Gedichten, die wohl auch schon ver-
 gessen sind, sagt. Alexander Lang.

Dramen.

Gabriel Finne. „Die Gule.“
 Schauspiel in einem Akt. Deutsch von
 Ernst Brausewetter. München, Druck
 und Verlag von Dr. E. Ribert u. Co.
 1 Rt.

Es ist etwas eigenes um die nordische Poesie, diese tief sinnige, quälende Grübeleien, welche jede Seelenregung mit geradezu wissenschaftlicher Genauigkeit zerfasern will, und dieser düstere, romantisch-nebeisafte Hintergrund. Ibsen hat sich zellebens von der Romantik seiner Jugenddramen nicht zu befreien vermocht; eine übersinnliche Atmosphäre liegt auch über seinen modernen Dramen und giebt ihnen das mystische Kolorit. Sie spukt als Gespenst des verstorbenen Gatten im Hause des Alwings und ängstigt als welches Pferd die Gemüter auf Rosmersholm. Gabriel Finne ist unzweifelhaft bei Ibsen in die Schule gegangen. Das weiße Pferd kehrt wieder in Gestalt einer Nachtule, welche nach dem Volksglauben durch ihr klägliches Geschrei den Tod eines Menschen verkündet. Finne geht aber noch weiter als Ibsen; er führt ein nur in der Phantasie des Helden lebendes Wahngesicht als wirkliche Person ein. Der Dialog ist sehr geistvoll. Ob dieser phantastische Symbolismus einen Fortschritt bedeutet, lasse ich dahingestellt. Ich glaube es kaum.

Josef Schmid: Braunfels.

Conon. Romantische Tragödie von Hans Niedereführ. Bierion, Dresden-Leipzig, 1893.

„Es ist eine Lust zu leben!“ mußte ich ausrufen, als ich dieses herrliche Erstlingswerk eines jungen Dichters gelesen hatte. Endlich unter der Anzahl von Zwergen ein Riese, unter den vielen Schriftstellern ein Dichter, dem das Gottesgnadentum von der Sitrone leuchtet. Diese Leidenschaft, diese Charakterkraft, die uns da entgegenflammt, entgegendrängt! Das ist nicht objektive Mache, das ist empfunden, dem Innersten entströmt, das ist gelebt. Noch ist alles blank an dem jungen Feuergeist, aber das Licht der Gütlichkeit, dem Dichter vielleicht noch selbst unbewußt, durchsonnt diese mächtigen Schatten, diese glühenden Farben.

Von der Handlung, welche im 16. Jahrhundert am Hofe eines italienischen Die Gesellschaft. IX. 9.

Herzogs spielt, zu sprechen, ist kaum nötig; wäre sie nicht gut, so hätte sie meine Begeisterung über die dem Werk inneliegende, stolze und wahrheitsnahe Weltanschauung gestört. Hingerrissen von der magischen Gewalt die dem Buch entströmt, erwachten meine eigenen Lebensgeister zu verdoppelter Kraft und Schaffenslust. Trost zog ein in mein Herz, das nur zu oft pessimistisch-bange verstummen, erstarren will: Da noch solche Dichtertat auf Erden erstehen konnte, ist die Menschheit noch nicht im Sinken begriffen. „Conon“, dieser Mensch, der alle überragt, ergiebt sich einem geistig ebenbürtigen Weibe. Niedereführ schildert dieses Weib so recht und gerecht, daß man es kaum glauben kann, ein Mann des fin de siècle hätte das geschrieben. Ist doch die Lieblingsheldin von heute die Phryne oder das Wänschen; wo aber der Dichter das geistig-hohe Weib verherrlicht, da fühlen wir's unwillkürlich, das ist ein Charakter, das ist ein Genius.

Ich habe vielleicht, im konventionellen Sinne genommen, etwas zu viel Lob an „Conon“ gespendet. Ist es doch heute, bei unserer vermäkelten, berekelten und verdrehten Kritik, gar nicht von gutem Ton, seine Begeisterung zu verraten; Speichelreden oder in den Kot zerren, das ist vom Tage, und mein Freudenruf wird im Lager der „Philister in Apoll“ vielleicht gegenteilige Kritiken hervorrufen. Demen antworte ich im voraus mit dem Ausspruch Nichtenbergs: Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen, und es klingt hohl, liegt denn das allemal am Buche?“ Paul Andow.

Andreas Hofer. Dramatisches Gedicht in 5 Aufz. von Hugo Ganske. Berlin, Verlag der „Spitter“ (Hr. Bernhard Lebel), Neue Königsstraße 31. — Es giebt thätigstlich kein mühevolleres, ärgernisreicheres Amt, als das eines Kritikers, der herrliche Lilienronn versichert und zwar in seiner liebenswürdigen Weise:

Der Kritikus, der Kritikus
Ja das ist erst der Hochgenuss!

aber er ist in diesem Punkte ganz und gar nicht maßgebend, zumal er selber zu den Kritisierten zählt. Kritikus — viel Verdruß: das läßt sich schon eher hören, besonders in diesen Zeilläusen, wo jeder Halbwüchsige schreibt und die Herren Verleger mit Druckaufträgen ihre „sämtlichen Pressen auf viele Jahre hinaus“ versehen haben. Man fürchtet sich ordentlich, so ein Bücherpatet, das „Rezensions-exemplare“ enthält, zu öffnen, denn unter 10 Büchern sind immer 9 Stück Ausschussware allergrößter Qualität. Und wenn man sich redlich durch den Wust durchgegraben hat, dann — o Gott! — dann ist man erst recht in der Enge. Denn tabellirt man den Schmarren wie sich's gehört, so verderbt man sich's mit dem Verleger für allewige Zeit, ja darf sogar auf einen Brief reflektieren, in welchem um die „Gründe“ der abfälligen Besprechung angefragt wird, *) und lobt man die Schmierelei, stellt man sich ein Armutsgewand mit Vorzugsklasse aus und muß sich in den Boden hinein schämen. Was aber thun, wenn man zum Lotzschweigen nicht geboren ist, wenn Einen die Verhuzung des Büchermarktes ingrimmig wurmt? Schade, daß die Gelehrten über diese wichtige Sache noch nicht eins sind . . .

Die vorstehende Betrachtung verbandt der jedenfalls liebe Leser und die selbstverständlich schöne Leserin der eben zu Ende geführten — thatsächlich: zu Ende geführten — Letztüre des Gansle'schen Buches. Dasselbe behandelt den tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer, hat 30 namentlich bezeichnete und 1 namenlose, als Patrouillen, Offiziere, Gefolge, Soldaten, Kommissare, Tiroler, Bediente, Sänger und Volk kumulativ zusammen-

gerubelte Persönlichkeiten. I. Akt. Ein Herr Pichler sitzt auf der Bank vor Hofers Wirtshaus, kommt ein Fräulein Susanne —: Liebeserklärung —

O Gott, ich loß es nicht! Das ist Mehr als ich hollte von der armen Erde, Das ist ein himmlisch Glück! O heilige Jungfrau, In solchen Stunden werden Menschen Götter, Und schafften sich die Welt zum Paradies

„feste“ Umarmung. Einer belauscht sie. Beide ab. Hofer und Daspingler reden über Tirol, dazu zwei andere Herren. Das Liebesgeheimnis wird verraten. Wirtshausgäste, ein Musikhelfer Kaffel wird, weil er Kaiser und Reich beschimpft, für sein „loses Maul“ geschlagen. Hofer erklärt ihn in die Acht (seine tragische Schuld) Kaffel „mit Ingrim“ (s ist nicht zu verdenken) und erschrecklicher Dräuung ab. Johann, Hofers Sohn singt ein Spottlied auf die Franzosen, ist, wie sich dann herausstellt, ein „gold'ger Bengel“, weiß mit dem Stutzen sehr guten Bescheid. Spedbacher kommt mit der Nachricht, daß Tirol an König Max abgetreten worden.

„Alles springt auf“ und ist „lebhaft bewegt“, Hofer in „höchstem Zorn“, „contobessen „alle wild“, ein „alter Tiroler“ sogar „erschütternd“. Spedbacher sagt Hofer: „Sich' einen Aufrubr, still und Ingeheim“ — es geschieht. Da kommt Johann: „fremde.“ Die Gesellschaft verzeucht sich. Drei Reichskommissarien von Bayern, mit Gefolge, trinken Wein, da sie kein Bier erhalten können, gefallen dem Johann, aber, nachdem sie sich ihm vorgestellt, wendet er „stolz ab“. Der eine Herr macht die Bemerkung, daß dies „tief blicken lasse“. Widerspruch. Die Herrschaften gehen ihres Weges und die Tiroler Aufrührer treten wieder auf. Pläne, worin sich ein Herr Leimer auszeichnet:

Faustgroße Kieselsteine
Werkt mehrenweis in ihre blickten Augen
Und klopft mit Dres die grohen Hiesdohren.

Deputation an Kaiser Franz, hierauf großartiger Schwur, wobei „alle knien“. Hofer und sein Sohn allein, lyrische Scene voll Zauber. — II. Akt. Kaffel kann nicht

*) Vollerle meiner Wenigkeit im Jahre 1809 des Heils: mögen sich das die Herren Kraus, Eubner, Steiger, Sommerfeld, Schmidt, Proumies o tutti quanti, die Gleiches auf dem Gewissen haben, wohl zu beten nehmen! Mehr Milde, meine Herren, die Verleger lieben das ungemeln! Str.

glauben, daß ihm seine Susanna untreu geworden. Wahrheit! Er schaut durchs Fenster: Rein Blut ist vernichtet — nun ist es aus und alles ist zu Ende. Fällt „auf eine Rasenbank im Schatten der Bäume“. Susannas Vater, braver Alter, declamiert von Pflichterfüllung, dann seine Tochter mit Herrn Pichler. Alle sehr gerührt ab. Raffel erwacht, wird „wild“, betet:

Daß sein ich, was ich war — mach' mich zum Tier
nicht!

aber das nützt nichts, denn er ist ein Gottesleugner:

Es giebt ja keinen Gott, es giebt ja keinen!

Des „Grabes Flutgewoge starrt“ ihn „gähnend, liebeleer“ an. Aber er will nicht sterben, ohne sich gerächt zu haben. Er schwört „böse That mit böser That auch würdig zu vergelten“. Das Brautpaar wiederum. Sehr lyrische Scene, derselbe Schmelz wie in Romeo und Julie. Diese wird von „einem Feuerchein erhellt“, dem Zeichen des Aufstandes. Pichler „schlägt an das Fenster“: „Holla, heraus mit Euch! heraus! heraus! Die Tiroler treten heraus“ und gehen ab. Pichler selber reißt sich belächelnd von seiner Susi los. Verwandlung: „kaiserl. Hofburg zu Wien“; Kaiser Franz sitzt, das Haupt gestützt, sinnend in einem Sessel. Er hat wieder nicht geschlafen. Geht dann auf und nieder, wohlgeremt: immer „sinnend“, „tritt dann ans Fenster und schlägt die Vorhänge zurück, daß die Sonne hineinstrahlt“, er aber „blickt gedankenvoll hinaus“, „Voll Wehmut“, denkt an Tirol „vom Herzen seines Reiches abgefleischt“ — springt zuletzt, „von einer wilden Reue erfaßt, auf“:

Es haben Könige im Leben Augenblicke,
Wo sie verwünschten, Könige zu sein.

Major Hormann, dann ein Herr General Chasteler, bringt die Nachricht vom Aufstand in Tirol. Kaiser Franz will den Aufruhr unterstützen; jetzt ist er froh, der Hof soll sich versammeln. Kaiserin mit Gefolge, viele Offiziere. Kaiserin freut sich, daß er ihr wiedergegeben, Kaiser weiß kaum, warum er froh ist.

Doch es ist ja,

und freu'n wir uns, daß es ja ist.

Sänger haben sich angemeldet und werden eingelassen. Folgt eine Perle von Scene, die ich wiedergugeben mir nicht versagen kann. (Hoffentlich hat Herr Ganske nichts dagegen.) S. 53, XIV. Auftritt:

(Barite. Ein Sängerbör.)

Einem der Sänger:

Galt Dir zum Geuze,
Erhabenster der Herrscher:
Gott zum Preise,

Ihr diese edle Herrn und schone Damen*)

Franz:

Singt mir ein Lied, Ihr Männer, und erfreut
Mein fröhlich Herz durch Guter E:imme Klang.
Doch kein gewöhnlich Lied will ich vernehmen;
Ein Lied will ich, das von der Sehnsucht singt,
Das Liebe atmet und Schmerz erfüllt!**)

Wenn Ihr ein solches könnt, ja stimmt es an!

Der Chör (singt):

Die Vöglein singen, die Sonne lacht,
Sie wirft ihre goldigen Strahlen
In meines Herzens tiefster Nacht,
Durchwühlt von unendlichen Qualen.
Und elende Weifen verhüllen die Bradt
Der herrlich erglänzenden Sonne.
Die Vöglein schwelgen — ringsum tiefe Nacht.
Schäuber, vorüber die Wanne!
Da hab' an ein Weiches Kind ich gedacht;
Es war mir das Liebste von allen. . .
Nun ist es tot . . . ringsum tiefe Nacht. . .
Mein Herz sehtspringt mir vor Qualen.

Franz:

Ich danke Euch. Das Lied hat mir gefallen.
(Na, der Kaiser Franz hat keinen so un-
ebenen Geschmack befehlen.)

Man soll die Sänger königlich belohnen.

(Fünzig auf die Fußsohlen — nicht wahr?)
Tiroler Deputation, bitten um Unterstüt-
zung, trotzdem daß Chasteler dagegen ist,
verspricht der Kaiser Hilfe. III. Akt.
Bayrische und französische Offiziere gehen;
Hauptmann Gerold kommt mit Nachrich-
ten: Aufstand Tirols. Genera! Bisson, reißt
die Thüren auf“ und ruft „mit dröhnender
Stimme“. Alarm. Alle ab. Der Chör
füllt sich allmählich mit Soldaten, bis er

*) Der Herr Sänger muß ein geborener „Böhm“
sein, daß er ja passamatisch. Ein Stockwienner.

**) Es im Original!

gegen Schluß der Scene halb angefüllt ist. Draußen Lärm, Rufe, Generalmarsch, Signale, Geläute, Kommandos. Dann herrliche Schlachtmusik.

Eine Stimme aus der Scene:
Hört, Ihr Leute, hört, Krieg, Krieg, Krieg!
Ihr Männer, Weiber, Kinder, wachet auf!
Erwacht Ihr Weiber aus dem trunkenen Schlafe!
Es hängen Ähre Wolken über uns.
Die donnernd auf uns einzuflützen drohen!
Bewappnet Euch, wehrloser Schläfer — wachet auf!
Nach diesen erschütternden Bardencrufen die Offiziere „in voller Rüstung“, General Bisson richtet, nachdem er „eine Zeitlang den Ähren der Rüstung gelauscht“, ein paar zündende Worte an die Menge und geht mit erhobenem Degen ab, das Volk hinter ihm drein. Verwandlung: Schlachtfeld: „Hans und Paul, zwei bayerische Wachtposten, gehen auf und ab“. Disputieren von der fernern Heimat und präsentieren zum Schluß den auftretenden Herren Bisson und Bärenklau. Von diesen erfahren wir, daß ihr Heer Wißs kriegt hat, inzwischen kommt Brede mit „Kriegern“. Nach dessen Abtheilung ist es schlecht ergangen, trotz alledem glaubt Herr Bisson, daß sich das Blatt wenden wird, und:

Wer anfangs freudig lacht.

Der dürfte noch am Ende bitter weinen.^{*)}

Da erschallt „hinter der Scene plötzlich verworrenes Geschrei. Schüsse fallen. Soldaten eilen auf die Scene“. Ein Herr Randot befehlt uns, daß die Österreicher da sind, und das Lager abgebrochen werden muß. Da „wird das Gewehrfeuer immer heftiger“ und Herr Brede ruft: „Laßt alles liegen! Rette sich, wer kann!“

Ich „sichem Krieger in wilder Hast über die Scene. Verwundete werden fortgetragen. Kanonendonner und Gewehrfeuer“. Hans kriegt eine Kugel, Paul kniet bei ihm nieder, Hans stirbt mit „Vergiß — mein — nicht“ . . . auf den Lippen, Paul wünscht ihm: „Schlaf wohl!“ und geht fort. „Chasteler, Charier, Offiziere,

*) Die Kartelle wäre noch wirksamer:

Wer anfangs sich gelacht.

Der dürfte noch am Ende bitter weinen.

Krieger treten auf. Hinter der Scene Geschrei, Musik.“ Charier meint, das sei „superb“ (das Geschrei? die Musik?) aber „doch — keines Helden würdig“. Chasteler widerspricht. Charier (für sich): „hier, hier fehlt's ihm (wo?)“ hinter der Scene Jubelrufe, Musik“. Hofer kommt mit seinen Tirolern, er findet es sonderbar, daß Chasteler dasteht: „Auf, auf, nach Innsbruck!“ „Er zieht ab.“ Verwandlung: Innsbruck. General Kinkels Balast. Nacht. Kanonendonner. Sturmglöckengeläute. Auf der Straße Tumult. Herr Kinkel sagt uns, er sei „verloren“, er zündet „zwei Kanbelaber an“ — wahrscheinlich, um sich selber wiederzuzünden. Ein „Wunder kann mich jetzt noch retten“, und er „klingelt“. Ein Herr Luitpolt, der stellt sich „auf's Fenster“. Wir erfahren graufige Dinge. Zuletzt sprengen die Tiroler das Thor. Offiziere kommen, dann bringt Hofer ein. Kinkel hat eine Unterredung mit letzterem, er ergiebt sich ihm. Da stürmt ein Herr Oberst Pittfurth ein, er wird von Hofer niedergeschleudert, Kinkel steht „gebrochen da“ und sinkt ohnmächtig zur Erde. IV. Aktus Weibinger und des Brautpaar: Pichler und Suschen. Nachdem sie erzählt, daß Hofer zum Kommandanten von Tirol „erhoben“ wird, gehen sie ab. Chasteler und Charier. Auf des ersteren Kopf sind 5000 Fl. gesetzt worden, darum verduftet er aus Tirol. Beide ab. Die Ersten treten wieder auf, dann „alle, welche im Laufe des Stückes aufgetreten“, außer Hofer und Haspinger. Sie lassen den Kommandanten hochleben. Da kommt Hofer mit Haspinger, ersterer will sich den „schönen Brief des Kaisers“ vorlesen lassen, aber da kommt ein Herr De Favre und verkündet, daß Österreich „total besiegt ist“ x. x. Er wird „sans façon“ gelynchet. Hofer wird „teilnahmslos“, er meint zu Haspinger: „Jöachim — Du — Gott, ich verkannte, o mein Hirn!“ (Wirklich noch nie dagewesen, daß Einer sein „Hirn anerkannt!“) Aber dann wird er „ruhiger“. Aber da erhält er die Nachricht,

daß Herr De Favre erkauft worden. Er „steht wie zerfchmettert“. Verwandlung: Herr Bichler macht Hofer aufmerksam, daß er den Streit, den er begonnen, beenden müsse. Spedbacher kommt mit der Nachricht, daß Franzosen anrücken. Nach einer kurzen, sehr poetischen Unterredung mit Johann Hofer ab, „indem er sich wehmuthsvollumblickt“. Susanna sucht ihren Mann, sie versichert uns, daß ihr „bang ums Herz wird, so eigentümlich angst“. Herr Raffel tritt „listig-lächelnd“ auf, nach kurzem Wortwechsel blickt er sie „wild an“ und „umsängt ihren Leib“. Sie ist voll Angst. Er wird „teuflisch“. Sie ist „in höchster Angst“ und „will entfliehen“. Er „hält sie“. „Sie sinkt kraftlos zusammen und weint“. Der Kerl läßt ihr vor, ihr Mann wäre tot. Als sie sich trotzdem ihm nicht ergiebt, sticht er sie kaltblütig ab und entflieht. Herr Bichler. „Sinkt an ihr nieder“. Susanna spricht „schwach“. Abschied. Sehr rührend. Er küßt sie. Sie stirbt. Bichler gelobt „Rache!“ V. Aktus: „Hennenberg. Gletscher. Hofer freut sich auf seinen Tod. „Schluchzt und weint“ zulezt. Inzwischen wird es „Nacht“ Herr Raffel. Stellt sich ihm vor. Er sinnt angeblich nicht auf Rache, erzählt empörende Geschichten von den Franzosen. Hofer giebt ihm dafür „zwei Thaler“, sein ganzes Geld“, und geht „betrübt in seine Hütte“. Raffel will die 10,000 Fl., die auf Hofers Kopf gesetzt sind, erwerben. Ab. Verhaftung Hofers. Raffel geht in die Hütte Herr Bichler sucht Hofers, sieht Raffel in der Hütte und schießt ihn nieder. Verwandlung: Mantua: Gefängnis. Hofer monologisiert, just so wie Gretchen vorm Marienbilde: (Neige, du Schmerzensreiche &c.). Schließer fährt Spedbacher herein. Abschied. Pierrot, ein Geistlicher, von wunderbarer Dummheit, geradezu phänomenal. Pann Tiroler. Abschied. Gebet. „Waffengetöse, Armesünderglocke, Trommelschlag. Jeder einzelne wird geküßt“. Wahrhaftig es ist Zeit, sagt Hofer, und ich füge bei: daß der Vorhang endlich fällt . . .

Ich bitte den Leser vielmals um Entschuldigung, daß ich ihn mit der Inhalts-wiedergabe des dramatischen Blechs in 5 Langaimgeiten von Herrn Hugo Ganske gelangweilt habe — da ich den horrenden Unsinn ad oculos demonstrieren wollte, blieb mir nichts, sagen wir: Schlechteres übrig. Und die Moral von der Geschichte? Im Liliencron gefälligst nachzuschlagen:

Nacht ein Teuflischer Gedichte --

Wie stellen ihn gleich vor die Schwurgerichte

Wahrhaftig, das wäre nicht ohne. Aber leider ist es dort weder ein Vergehen, noch ein Verbrechen, Gedichte (im weitesten Sinne des Wortes) zu machen — unsere Legislatur ist eben noch um ein Jahrhundert zurück in der Aufklärung. — Dem Verlag der „Splitter“ mache ich mein Kompliment — alle Hochachtung! Er kultiviert thatsächlich den Humor, wie es im Rückwärts geht — ob freiwilligen oder unfreiwilligen, das bleibt sich schließlich schnuppe. . .

Ottokar Stauf von der Mark.

Geschichte.

Wir haben schon an einer anderen Stelle dieser Zeitschrift Veranlassung gehabt, auf die vorzügliche Geschichte des Klosters Benediktbeuern (740—1803) mit Berücksichtigung der allgemeinen Geschichte und der handschriftlichen Litteratur von Dr. Franz Daffner (München, Litterar. Institut Dr. Max Guttler, 1893. 431 S.) zu verweisen. Was ist uns heute Benediktbeuern, dessen eiuiges Kloster von den Opfern des Militarismus, von blauröthigen bayerischen Invaliden, bewohnt wird? Und die carmina burana sind sie nicht gesammelt, veröffentlicht, übersetzt und in allerlei Jurisdiction in die Welt geschickt worden? Das alles und mancherlei anderes bleibt fragwürdig. Aber Ortsgeschichte und Ortsgeschichte ist zweierlei. Daffner wehrt mit großer poetischer Anschaulichkeit das fessendste kulturhistorische Material vor uns auszubreiten, so daß dem modernsten Leser die Augen vor Vergnügen leuchten,

und dabei löst er manch ein trodenes Wort feinsten Gemüthshumors in seine Erzählung fallen, oder ein Lichtlein sozialer Kritik über den alten Gegenstand hindüßen, daß einem ganz seltsam wird. Und es ist ja nicht der Ort Benediktdeuren allein, dessen Vergangenheit vor uns lebendig wird, sondern das ganze herrliche Umland und die Umweit in Wahrheit und Dichtung. Dieser Ausschnitt aus dem bayerischen Alpenreich oom Kochelsee und Walchensee bis hinüber nach Heilbrunn stroßt ja von Schönheit und Werkwürdigkeit in allen Dingen. So sollte Passners Buch nicht bloß auf dem Tisch des Gelehrten und Dichters, sondern auch im Kuckfad des gebildeten Alpenwanderers seinen Platz haben. Dem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die Alpenweit. Und auch der Zukunftspositivist, sei er Sozialist oder Kommunist, kann aus dem Buche tröstliche Ermunterung und Aneitung schöpfen, wenn er Seite 272 ff. belehrt wird, wie verhältnismäßig glatt die Säkularisierung der Klöster in Bayern vor 90 Jahren vor sich gegangen. „Was Hunne nicht vermocht' und Schwed', das that ein einziger Federzug.“ Verstaatlichung, das ist gar keine so große Hezerei. Tausendjährige Kulturstätten mit ihrem reichen Besitz, ehrfürchtig den Zeitgenossen, wurden im Handumdrehen in Kasernen, Zuchthäuser, Irrenanstalten, Fabriken, Bierbrauereien usw. verwandelt und ihrem ursprünglichen Besitzer entwendet. Die Welt ist rund und dreht sich. C.

Vermischte Schriften.

Henri Garteimann, Dramatiker. Kritik des aristotelischen Systems und Verbindung eines neuen. Berlin, S. Fischer.

Das Titelblatt trägt als Motto die Warnung: „Kein Unkundiger der Logik lese dieses Buch.“ Das ist hart. Ich weiß nicht, womit die Kundigen der Logik die spezielle Reizung des Herrn Garteimann sich zugezogen haben. Ich weiß nur, daß dieses Buch, eine furchtbar dünne Strohs-

brescherei, für jeden natürlich denkenden Kunstmenschen ganz und gar ungenießbar ist. Herr Garteimann spricht von der dramatischen Kunst wie ein Kinder von den Farben. Auch eine Frucht unserer jammervollen scholastischen Siebengeschichtigkeit in künstlerischen Dingen: Vernunft wird Unsinn, wenn sie an den Unrechten kommt. C.

Kleine Poetik. Für höhere Schulen und zum Selbstunterrichte. Von Professor Dr. E. Beyer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 127 S. Elegant geb. 1 M.

Abriß der vom württemb. Kultusministerium zum Schulgebrauch empfohlenen dreibändigen Deutschen Poetik des gleichen Verfassers. Der Wieneseiß des Kompilators verdient Anerkennung. Eine Unmasse von Material ist zusammengetragen und übersichtlich geordnet. Beyers eigene Meinungen sind vielfach ansehnbar. Frohlig wirkt seine Miene des schöngeistigen Gelehrten. Allen guten Spah in Ehren, aber das sollten sich die Herren Professoren doch abgewöhnen, den schöpferischen Künstlern und Dichtern Vorschriften zu machen (vergl. S. 83 § 3, S. 112 § 109, S. 114 § 114 u. a. St.) Auch in der Vorrede leistet sich Herr Beyer eine schöne Stelle: „Möge dieser Abriß . . . dem Realismus unserer Tage gegenüber in jene sonnigen Gesilde des Idealismus geleiten, auf denen sich . . . meine Deutsche Poetik als vertrauenswürdige Führerin längst erprobt hat.“ Und auf S. 127 verspricht er in einer Schlußbemerkung „in methodisch geordneten, vom Leichten zum Schwereren fortschreitenden Aufgaben und Übungen alle Kunstgeheimnisse zu lehren, deren sich der Dichter bei seinem Schaffen bedient“. Also eine Art Nürnberger Trichter nach der Cullendorfschen Methode, oder so ähnlich. Reichspatent. Und so etwas aus der Heimat Friedrich Schillers und — Friedrich Bachers! Abgesehen von diesen Scherzen bietet die „Kleine Poetik“ in der That das Wichtigste

der deutschen Verlehrs in der erreichbar zweckmäßigsten Form. C.

Die Bremischen Dichter und Schriftsteller der Gegenwart. Eine litterarische Plauderei von Franziskus Hähnel. Bremen, Verlag von J. Kühnmanns Buchhandlung.

Schon der Untertitel läßt schließen, daß man keine gelehrte Abhandlung zu erwarten hat, aber was das Büchlein verspricht, hält es vollkommen; es ist eine geistreiche, liebenswürdige Plauderei über die bekannten und unbekannteren Litteraturgrößen Bremens. Zu den ersteren gehören Allmers, Bahaus, Vultshaupt, Fitger, Wildemeister, Mora und Warteimann. Dem Werkchen sind auch Proben beigegeben; besonders erwähnenswert sind die Dialektgedichte von Karl Tannen, Johann Bayer und Heinrich Woltermann, welche verdienen, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Der Weltchmerzler Arnold Garde ist den Lesern der „Gesellschaft“ durch seine Gedichtsammlung „Die menschliche Tragödie“ in Erinnerung. Über sich selbst sagt der Verfasser begreiflicherweise nichts. — Es ist also Pflicht des Kritikers, das Schriftchen in dieser Hinsicht zu ergänzen. Franziskus Hähnel ist der Herausgeber der „Neuen Litterarischen Blätter“, welche seit ihrem Bestande mannhaft für die junge, aufstrebende Litteratur eingetreten sind. — Ferner ist er Schriftführer der Litterarischen Gesellschaft „Psychodrama“ (deren Vereinsorgan die „R. L. Bl.“ sind) und selbst ein hervorragender Psychodramatiker und Lyriker. Das Werkchen hat zunächst lokales Interesse, verdient aber auch anderweitig beachtet zu werden.

Josef Schmid-Braunsfeld.

Das Dirnentum und der Dirnengeist in der Gesellschaft. Ein Reformbuch der Sittlichkeit von einem Freunde der Menschheit. Leipzig, Verlag von Max Spohr. Preis 1,50 Ml.

Ich habe die Ehre über ein Buch zu referieren, das ich eigentlich gar nicht gelesen habe. Nach den ersten zehn Seiten

hatte ich schon genug; das andere blätterte ich nur durch und begnügte mich mit einigen Stichproben, und da diese alle auf einen Leisten waren, so meinte ich eben in ihnen den richtigen Maßstab für die Beurteilung des Ganzen gefunden zu haben. Der Herr Verfasser trieft förmlich von Moral. Er hätte Kanzelprediger werden sollen; vielleicht ist er auch einer. Sehr ergötlich ist die Einteilung der Dirnen in verschiedene Klassen zu lesen; dieselben werden unterschieden nach Zeit, Stand und Ort; Monatsdirnen, Wochen-, Tages-, Stunden- und Augenblicksdirnen, ferner Straßendirnen, Bankers-, Studenten-, Kommiss- und Soldatendirnen, endlich Tanz- und Kaffedirnen. Eine ganz besondere Spezialität sind die Verdreherdirnen, welche neben der Unzucht auch noch Diebstahl, Raub u. d. d. betreiben. Der Herr Anonymus ist sehr genau mit den Eigentümlichkeiten, Verhältnissen und Charakteren dieser einzelnen Kategorien vertraut. Ich möchte nur wissen, woher der moralische Mann seine Bissigkeit hat. Möge sich jeder darüber seine eigenen Gedanken machen, ich meine nur, daß dem Reinen eden alles rein ist und wer noch nicht hinter dem Ofen war, wird auch dort niemanden suchen. Das Traurige bei der Sache ist nur, daß es noch immer Wimpel genug giebt, welche durch den Tadel verlodt, dem Herrn Anonymus auf dem Leim gehen.

Josef Schmid-Braunsfeld.

Luis? Jeanne d'Arc — eine Heilige? Skeptische Studien gelegentlich des Canonisations-Prozesses. München, 1893. Druck und Verlag der Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt R. Pöschl.

Der ungenannte Verfasser ist ein gelehrter und kühner Mann. Er weist nach, daß die Jungfrau von Orleans sich nicht zur römischen Heiligen eignet, und daß sie alle Jesuiten-Kunststücke nicht zu einer solchen ummodelln können. „Eine heilige Jeanne d'Arc wäre ein Denkmal für die Fertigkeit des Mercur des 19. Jahrhunderts“

in der Geschichtsverdrehung und Lüge.“ Das kräftig geschriebene Buch wird nicht bloß in der gelehrten Welt beachtet werden. Denn die Jungfrau von Orléans ist uns durch Schiller so bekannt geworden, daß wir sie gern einmal auch im Lichte der Wissenschaft betrachten. —r.

Keines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung von Friedrich Lange. Berlin, Hans Küstnersver. 228 S.

In Gedanke und Ausdruck himmelhoch über „Rembrandt als Erzieher“, bemüht sich Langes Deutschtum dennoch mannsfach mit dem Langbehnischen Evangelium. Wir werden diesem neuesten Werk reinen Deutschtumbewußtseins ausführliche Besprechung widmen. —r.

J. G. Vogt, Die Menschwerdung. (Leipzig, E. Biew.) — Nach ganz flüchtigem Durchblättern des Buches komme ich zu der Meinung, daß dasselbe auf Neuheit oder Originalität, oder auch nur auf neue Gruppierung des behandelten Materials, keinen Anspruch machen kann; es macht vielmehr den Eindruck einer Kompilations-Arbeit von Seite eines Gelehrten, der den hier abgehandelten naturwissenschaftlichen Disziplinen erst in jüngster Zeit nähergetreten, sie mit einer gewissen Begierde erfaßt hat, und nun mit großem Affekt und formeller, nicht zu unterschätzender Klarheit vorträgt. Ich las die beiden Kapitel „Instinkt“ und „Willensproblem“. Jemand einen Gedanken, der nicht in jeder physiologischen resp. psychologischen Abhandlung über diesen Gegenstand, also z. B. bei Wundt, und zwar auch dort reseratiweise, als bekanntes Diskussions-Material, anzutreffen wäre, habe ich nicht finden können. So quält sich der Verfasser auf pag. 244 mit der Frage, ob das Beispiel des eben aus der Schale geschlüpften und sogleich Futter pickenden Hühnchens, als Exemplifikation für den tierischen Instinkt, hinsichtlich seiner Priorität ihm, dem Verfasser, der es 1887 aufgestellt, oder dem Physiologen Preyer,

bei dem er es 1891 gelesen, zukomme: das Beispiel des pickenden Hühnchens in dieser Verwendung kenne allein ich aus den ersten Semestern meiner Studentenzeit, also seit fast 20 Jahren, und hörte es damals von Gudden als eines der häufig angewandten Beispiele anführen. Es steht auch mit geringfügiger Abweichung in Wundt „Physiologische Psychologie“ 1880, pag. 337; und ähnliche, viel frappantere und beweiskräftigere Beispiele finden sich in jeder Naturgeschichte, bei Arehm, Perty, Darwin u. a. —

Die fast mit reklamehafter Anpreisung auf dem Titelblatt angekündigte „vollständige Lösung des Willensproblems“ ergibt sich auf pag. 319—323 als Auffassen des „Willens“, „als das Bewußtwerden des tatsächlichen Kampfes zwischen zwei antagonistischen Impulsen“. — Das hat doch schon Leibniz gewußt, welcher die Wage mit ihren schwanfenden Schalen, von denen eine zuletzt sich als die schwerere erweist, als Bild für den menschlichen Geist hinsichtlich des Zustandekommens seines „Willens“ aufstellte. —

Das sind Dinge, welche den Verfasser, außer als Optimisten, auch als einen besonders in naturwissenschaftlichen Dingen bis vor kurzem Laie Gewesenen mit Sicherheit erscheinen lassen. —

Den Wert des Buches sehen wir daher nicht in der Lösung von Problemen oder Aufstellen neuer Anschauungen, sondern in der populären Darstellung und im flotten Vortrag der heute gang und gäben Meinungen auf anthropologisch psychologischen Gebiet. D. Panizza.

Die Bibel oder die sogenannten heiligen Schriften der Juden und Christen. Eine gemeinschaftliche Darstellung ihrer Entstehung, sowie Erklärung der Bedeutung ihres Inhaltes nach den neuesten welt-, kultur- und sprachgeschichtlichen Forschungen von Balduin Süberlich. Berlin, C. Harnisch (Preis jedes Heftes 10 M.)

Dieses Werk, von dem uns die ersten

10 Hefte vorliegen, ist ein überaus anerkannter Versuch, die Ergebnisse, zu denen die moderne Wissenschaft über die Bibel und die auf derselben aufgedauten Dogmen gelangt ist, in durchaus populärer, auch dem schlichtesten Manne verständlichen Sprache darzulegen und so dem von oben her mit Gewalt ausgeübten Verdummungsprinzip der großen Volksmasse entgegenzuarbeiten. In diesem Buche soll dem Mann aus dem Volke eine Waffe geboten werden, die er benutzen kann, um die gegen ihn ins Feld geführten Grundzüge zu widerlegen und seine Kinder zu lehren gegen das, was ihnen in der Volksschule eingepaukt werden soll. Wenn recht viele solche Bücher geschrieben und zu einem jedermann zugänglichen Preise geboten würden, dann dürfte der Versuch, die Aufklärung und den Kulturfortschritt bei der Volksmenge durch die Volksschule zu hemmen, ebenso scheitern, wie der Plan, Katechismus und Dogmenlehre zum Grundstoff der „Vollbildung“ zu machen.

Im allgemeinen bietet das Werk natürlich nur kurze Zusammenfassungen der durch die Wissenschaft gewonnenen Resultate, nur in sprachlicher Richtung, durch Vergleichung der Ursprache der Bibel mit dem Altbabylonischen und Ägyptischen, liefert der Verfasser auch eine Reihe eigener Resultate.

Erwähnt sei noch, daß diese Darlegungen vorher in der im gleichen Verlage erscheinenden bekannten Zeitschrift: „Lichtstrahlen, Blätter für volkreverständliche Wissenschaft und atheistische Weltanschauung“ publiziert werden.

C. Brausewetter.

Französische Litteratur.

Emile Zola, Le docteur Pascal (Paris, Charpentier). Die „Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche“ liegt nun abgeschlossen vor uns, mit dem vorliegenden Bande, dem zwanzigsten der Reihe, hat der Meister dem gewaltigen Hefenbau seiner „Rougon-

Macquart“ den Schlußstein eingefügt. „Doktor Pascal“ gehört nicht zur Zahl der „großen“ Romane, die durch die Fülle der Geschehnisse und die Wucht der Darstellung den Leser in atemlose Spannung versetzen, es entrollt sich uns hier keines jener erschütternden Dramen, die uns die Glieder der furchtbaren Familie in ihrem wilden Kampfe um die Existenz in erschreckender Lebendigkeit vorführen. Es handelt sich hier vielmehr um eine intime Familienangelegenheit des Hauses Rougon-Macquart, dessen Geschichte gleichzeitig zu Ende geführt wird. Der Kampf ist ausgekämpft und es erübrigt nur noch, Moral und Nutzen aus der Lebensgeschichte, die uns in den neunzehn Bänden der „Rougon-Macquart“ erzählt wurde, zu ziehen, hierbei bietet sich dem Autor die Gelegenheit, sein philosophisches Programm und Glaubensbekenntnis zu formulieren und im Zusammenhange vorzutragen, so zwar, daß der Schlußband des Romanzyklus nicht nur die Geschichte historisch zu Ende führt, sondern auch den wissenschaftlichen und philosophischen Schlupfunkt des Zola'schen Kunstschaffens bildet. Während sich in den früher erschienenen Bänden sich der strengsten Objektivität befehligte und so gut wie ganz hinter dem Kunstwerke verschwand, tritt der Geschichtsschreiber der Rougon-Macquart in dem vorliegenden Roman gefühllos aus der Reserve, die er bisher beobachtete, heraus, um das Wort in eigener Sache zu ergreifen; es kam ihm darauf an, noch einmal das Grundwesen seiner künstlerischen Anschauungsweise scharf zu präzisieren, seine Theorie zu entwickeln und die mißverständliche Auffassung, die ihr zu teil geworden, zu bekämpfen. Daß gerade Pascal Rougon dazu ausersehen wird, dieses wissenschaftliche und philosophische Schlüsselwort zu sprechen, ist für den, der Zola's Romane gelesen, selbstverständlich. Man weiß, daß Doktor Pascal, der Sohn von Pierre und Félicité Rougon, ein überzeugungstreuer Verehrer der Ver-

erbungslehre ist, der seine erblich belastete Verwandtschaft als kostbares Beobachtungsmaterial betrachtet und über jeden einzelnen derselben sorgfältigst Buch führt. „*Mai je n'ai pas besoin qu'ils se confessent, je les suis de loin, j'ai tous dossiers chez moi. Un jour je pourrai établir un tableau d'un fameux intérêt.*“ sagt Pascal in der „*Faute de l'abbé Mauret*“ zu seinem Neffen Serge Mauret. In diesen Worten ist der Plan des „*Docteur Pascal*“ in nuos enthalten, man ersieht hieraus aufs neue, wie zielbewußt und konsequent Zola bei seiner Arbeit vorgegangen und wie fest er das Endziel, das er sich von Anfang an gesteckt, im Auge behalten hat, an der Art aber, wie der Meister den bereits vor neunzehn Jahren skizzierten Plan hier zur Ausführung bringt, kann man ja recht erkennen, wie Zola an und mit seinem Werke gewachsen ist. Wenn einige superkluge Kritiker in den letzten Romanen Zolas eine gewisse geistige Müdigkeit und eine Abnahme der künstlerischen Spannkraft des Autors konstatieren zu müssen glaubten, so wird sie die Lektüre des vorliegenden Buches darüber belehrt haben, daß ihre Verführung unbegründet war. Der helläugige Herzenskündiger und tiefgründige Lebensphilosoph, dem nichts menschliches fremd ist, offenbart sich hier so genial und unsehbar, wie in der besten seiner früheren Schöpfungen, nie vorher aber hat sich meines Erachtens die poetische Zauberwelt des realistischen Romantikers so edel und herzagewinnend entfaltet — wie grade in diesem „*Docteur Pascal*“. So und nicht anders mußte die erschlatternde Schicksalsymphonie der Rougon-Macquart ausklingen, wenn dem gewaltigen Werk der Charakter des einheitlichen und harmonischen Ganzen gewahrt bleiben sollte.

Wie schon oben angedeutet, ist „*Le docteur Pascal*“ kein großer Roman, wie „*Germinal*“, „*L'Assommoir*“ oder „*La Terre*“. Die Handlung, die so einfach ist, daß man kaum von einer solchen sprechen kann, spielt sich zwischen Pascal Rougon, seiner Nichte

Clotilde und seiner Mutter Félicité ab. Wir befinden uns wieder in Plaisans, dort lebt Pascal Rougon in weiserer Abgeschlossenheit in seinem stillen Landhause der „*Souleiade*“. Der Gelehrte, der die ärztliche Praxis nur noch als Nebenberuf betreibt, beschäftigt sich ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Studien, die darauf abzielen, das dunkle Gebiet der Vererbungslehre nach Möglichkeit aufzuhellen. Pascal ist pietätlos genug, die Mitglieder seiner eigenen Familie als Studienobjekte zu benutzen, zum großen Leidwesen seiner Mutter Félicité, die mit Eifer für die Ehre der Familie eintritt, und die den Gedanken, das sompromittierende Dokumentenmaterial, das ihr Sohn im Laufe der Jahre angehäuft, könnte auf irgend eine Weise der Öffentlichkeit bekannt werden, nicht ertragen kann. Ihr ganzes Sinnen geht darauf hinaus, die gefährlichen Papiere, die aus einem sorgsam aufgestellten Stammbaum der Rougon-Macquart und den dazu gehörigen wissenschaftlichen Kommentaren bestehen, in ihre Hände zu bekommen. All ihre Bemühungen scheitern indessen an der Wachsamkeit ihres Sohnes, der seinen Schatz mit Argusaugen hütet. In ihrer Bedrängnis sucht Félicité sich in ihrer Enkeltochter Clotilde ein gefügiges Werkzeug heranzubilden. Clotilde, die Tochter von Pascals Bruder Aristide Saccard, ist in der „*Souleiade*“ ausgewachsen, Pascal, der selbst erblich nicht belastet ist, und der nach Meinung seiner Mutter gar nicht in die Familie hineingehört, hat das Mädchen zu sich genommen, um es den schädlichen Einflüssen des Vaterhauses zu entziehen; er hofft, etwaige erbliche Veranlagung durch rechtzeitiges Verlegen in ein anderes, gesundes Milieu und durch eine ständige erzieherische Überwachung paralisieren zu können. Das Experiment ist über Erwarten geglückt, Clotilde hat sich dank dem günstigen Baden, in dem sie wurzelt, zu einer herrlichen Menschenblume entwickelt, an der Pascal seine rechte Freude hat. Clotilde ist ihres Onkels geliebte

Schülerin geworden, bei aller Achtung vor der Wissenschaft Pascals vermag sie sich indessen zu der materialistischen Weltanschauung, die er vertritt, nicht zu bekehren, sie hat sich im Gegenteil ihren frommen Kinderglauben bewahrt und schenkt den Einflüsterungen ihrer Großmutter willig Gehör, die ihr einzureden weiß, daß Pascals Trachten und Sinnen, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, ein gottloses Beginnen sei, das den dethörten Mann sicher um sein Seelenheil bringen muß. Das einzige Mittel, den in Teufelsbanden Schmach tenden zu retten, besteht in der Vernichtung der unglückseligen Dokumente, die das wissenschaftliche Ergebnis seiner sündhaften Forscherthätigkeit in sich bergen. Clotilde ist viel zu gläubig und viel zu besorgt um das Seelenheil ihres Onkels, um sich diesen Fingerzeig entgehen zu lassen. Sie beschließt, die verhängnisvollen Papiere zu stehlen, wird aber von ihrem argwöhnischen Onkel überrascht, gerade als sie dabei ist, die geraubten Schriftstücke der Großmutter einzuhändigen. Es kommt zu einer heftigen Scene, in deren Verlauf Pascal seiner Nichte die jurchtbare Lebensgeschichte der Rougon-Macquart in kurzen Zügen skizzirt. Von diesem Augenblick an liebt Clotilde ihren Onkel; mit dem ganzen Ungefühl eines reinen, unversuchten Herzens giebt sie sich dem alternden Manne zu eigen. Das Feuer der Leidenschaft, das Pascal Rougon lange Jahre hindurch sorgsam gehütet und bewahrt hat, bricht jetzt in lodern den Flammen hervor. Die ungestillte Sehnsucht nach sinnlicher Befriedigung, deren mahnende Stimme der Gelehrte im Drange seiner wissenschaftlichen Studien überhört hatte, fordert nun ungestüm ihr Recht; Pascal, der in den Armen seiner jugendlichen Geliebten seine eigene Jugend wiedergefunden hat, hegt das brennende Verlangen, sich für die langjährigen Entbehrungen schadloß zu halten und überläßt sich nur zu willig einem tolen Liebestaumel, der ihn die Außenwelt ganz vergessen läßt. Umsonst

sind alle Vorhaltungen der für die Familienehre besorgten Frelieité, der das illegitime, skandalöse Verhältnis des ungleichartigen Paares argen Verdruß bereitet. Was kümmert es die Liebenden, daß die sittsamen Bewohner Plassans mit Fingern auf die „Soulelade“ weisen, die der Schauplatz so unerhörter Vorgänge geworden ist? Die stille Arbeitsstätte des gelehrten Forschers hat sich über Nacht in einen herrlichen Tempel der Lust verwandelt, wenigstens scheint es Pascal und Clotilde so, die wie im Traume dahinsleben und in ihrer Liebesjeligkeit ganz vergessen, daß der Mensch von der Liebe allein schiecht leben kann. Das der Erde entrückte Paar kommt erst wieder zum Bewußtsein der nüchternen Wirklichkeit, als die bittere Not des Lebens an die Thür der „Soulelade“ zu klopfen beginnt. Pascal, in dem die ruhige Vernunft wieder die Oberhand gewinnt, kommt jetzt erst zur klaren Erkenntnis der Situation, der ehrliche Mann vermag sich über das unnatürliche seines Verhältnisses zu Clotilde nicht mehr zu täuschen, er glaubt als unverantwortlicher Egoist zu handeln, wenn er das harmlose, vertrauensjelige Mädchen ferner an sich seßelt und beschließt im Interesse von Clotildens Zukunft sich von der Geliebten zu trennen. Pascal weiß, daß er sein Todesurteil unterzeichnet, als er Clotilde zur Pflege ihres kranken Bruders Mazime nach Paris schiekt. Die Aufregungen, die der Abschied von der Geliebten gebracht, und die sinnlichen Excesse der letzten Zeit haben Pascal physisch und psychisch arg heruntergebracht, sein Herzleiden, das bisher latent geblieben, tritt jetzt in drängender Weise hervor. Der künftige Arzt, der das Fortschreiten des Leidens mit stoischem Gleichmut beobachtet, weiß, daß seine Lebenszeit nur noch nach Tagen zählt. Unter diesen Umständen entschließt sich Pascal dazu, Clotilde telegraphisch zurückzurufen, deren Mitteilung, daß sie sich Rutter fühle, die letzte Freude seines Lebens war. Dem Leidenden ist es indessen

nicht mehr vergönnt, die Geliebte noch einmal zu sehen; nachdem er mehrere Anfälle glücklich überstanden hat, erliegt der Erschöpfte einem furchtbaren Herzkrampf. Witten im Todestampfe schleppt sich Pascal unter unsagbaren Anstrengungen an den Schreibtisch, um mit zitternder Hand noch das mutmaßliche Geburtsdatum seines Kindes einzutragen. Während Clotilde an der Leiche des geliebten Mannes wacht, gelingt es der energischen Félicité endlich, sich der kumpromittierenden Dokumente zu bemächtigen, die sie mit Hilfe der Hauswächterin Martine verbrennt. Die alte Frau atmet erst erleichtert auf, als die Flammen die Spur der sündhaften Tätigkeit ihres Sohnes getilgt haben; Clotilde, die der ungewohnte Kärm aus ihrer Verdäbung aufgeschreckt hat, kommt zu spät, um von dem kostbaren Material wesentliches zu retten, sie vermag nur noch den Stammbaum des Hauses Rougon-Macquart in Sicherheit zu bringen. Diese Stammtafel, in die der geniale Seelenarzt die physiologischen und psychologischen Symptome, die für den Krankheitsfall der einzelnen Glieder der Familie von charakteristischer Bedeutung sind, eingezeichnet hat, um nach dem wissenschaftlichen Befund die Vererbungsgefesse, denen sie unterworfen, zu entwickeln, ist dem vorliegenden Bande beigegeben. Auch hier zeigt es sich wieder, wie planmäßig und zielbewußt Zola bei seiner wissenschaftlichen Analytischen Arbeit vorgegangen ist. Der „arbre généalogique“ ist nicht das willkürlich zusammengestoppelte Erzeugnis eines oberflächlichen Charlatans, der sich bemüht, der abgeschlossenen Romanreihe ein wertloses Anhängsel beizufügen, in der Absicht, sich selbst und seiner Arbeit dadurch ein wissenschaftliches Ansehen zu geben, er ist vielmehr dem Werte zugrunde gelegt und bildet die solide Basis, auf der das Gebäude der „Rougon-Macquart“ aufgebaut ist, denn der heute beigegebene Stammbaum, der dem Autor als Grundriß diente, ist nur eine durchgesehene und

ergänzte Neuauflage der Stammtafel, die bereits dem vor fünfzehn Jahren erschienenen Roman „Une page d'amour“ beigegeben hatte. Das letzte Kapitel des „Docteur Pascal“ enthält die Schilderung des Festes, das Plaffans zur Feier der Grundsteinlegung des von Félicité Rougon gestifteten Rougon-Kinls begeht. Die Moden läuten, die Fahnen wehen, und die lachende Frühlingssonne strahlt herab auf die feiertäglich gepuhte Menge, die unter den Klängen der Musik nach dem Festplatze zieht, wo Großmutter Félicité glückstrahlend und siegesbewußt mit silberner Kelle den Grundstein zu dem Gebäude legt, das den kommenden Geschlechtern von dem Ruhme des Hauses Rougon Kunde geben soll. Clotilde ist dem festlichen Treiben fern geblieben, in der stillen Studierstube der „Soulciade“ reicht die glückliche Mutter Pascals nachgeborenem Sohne die Brust; träumerisch lauscht Clotilde den fernem Klängen, die vom Festplatze zu ihr herüberschallen und lächelt ihrem Kinde zu, „qui t'ait toujours, son petit bras en l'air, tout droit, dressé comme un drapeau d'appel à la vie“.

Dieser „appel à la vie“ ist das letzte Wort, mit dem der Geschichtsschreiber der „Rougon-Macquart“ von dem Leser Abschied nimmt, das Schlusswort bildet gleichsam das Resümee des in dem Roman entwickelten Programms und die Quintessenz des Zola'schen Schaffens überhaupt. Der felsenfeste Glaube an das Leben und das unerschütterliche Vertrauen auf die unerschöpfliche Regenerationskraft des menschlichen Gesellschaftsorganismus zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Buch. Dem Autor kommt es aber nicht allein darum an, seinen eigenen philosophischen Standpunkt klarzulegen, er will auch Stellung nehmen gegen den überlauten Trauerchor der hypermodernen pessimistischen Heulmeier, die im Gefühl ihrer ohnmächtigen Schwäche das Ende der Welt gekommen glauben und nicht milde werden, ihr klägliches Miserere herunterzuwinzeln.

Dem kerngesunden, unkräftigen Titanen Jola sind die verweibsten Melanzjämmerlinge begreiflicherweise ein rechter Greuel; er, dem an tiefgründiger Lebenskenntnis und genialem Erfassen der sozialen Drehgesehe feiner der Zeitgenossen zu vergleichen ist, hat sich seinen ungebrochenen Lebensmut bewahrt, er liebt das ruhelos neu gestaltende Leben, dessen urewige Zeugungs- und Schöpfungskraft ihn mit tröstlicher Zuversicht erfüllt. Wohl erkennt auch er, daß wir krank, sehr krank sind, und daß die Menschheit zur Zeit eine schwere Krisis zu überwinden hat, er weiß aber auch, daß ein lebensfähiger Organismus Kraft genug besitzt, um Krankheitsstoffe auszuschleiden, und die Erkenntnis, daß der soziale Organismus diese Kraft noch nicht verloren hat, giebt ihm die begründete Hoffnung, daß dem traurigen Heute ein frohes Morgen folgen wird. Das ist die tröstliche Hoffnung, die der Leser von der Lektüre des Schlußbandes der „Rougon-Macquart“ mit hinwegnimmt.

Ich verlage es mir, auf die vielen Einzelschönheiten des neuesten Jolabuches noch besonders hinzuweisen. An großen Szenen, in denen sich die gewaltige Darstellungskraft des Meisters in ihrer ganzen souveränen Größe zeigt, ist wieder kein Mangel. Ich erwähne hier nur das an packender Wirkung unvergleichliche Bild der Zusammenkunft in der Zelle des Irrenhauses zu Tuillettes, das die vier Generationen der Familie um die blödsinnige Krahe Tante Dide (Adeleide Jouque) vereint; gleich meisterhaft ist das Bild gemalt, das uns den Tod des kleinen Charles, des unehelichen Sohnes, den Maxime Rougon von der Kammerzofe seiner Stiegmutter Renée hat, vor die Augen stellt. Auch das Ende des Onkels Macquart, dessen Körper so mit Alkohol gesättigt ist, daß er sich an dem herausfallenden Funken einer Pfeife selbst entzündet und zu Asche verbrennt, und der Tod der Tante Dide, die beim Anblick der Leiche des kleinen Charles, der sich zu ihren Füßen ver-

blutet, vom Schläge gerührt wird, sind mit unvergleichlicher Kunst und Lebenswahrheit geschildert.

Der Abschluß des Jola'schen Kiesenwertes ist ein litterarisches Ereignis von weittragendster Bedeutung. Das französische Schrifttum ist damit um ein Werk bereichert worden, das sich Balzac's „Comédies humaines“ ebenbürtig an die Seite stellt, und Frankreich hat allen Grund, mit berechtigtem Stolz auf den Dichter zu blicken, der ihm in den „Rougon-Macquart“ ein Werk geschenkt, das würdig ist, in dem Ehrensaal der Weltliteratur einen bevorzugten Platz zu beanspruchen.

Unter dem Titel „Paysagistes contemporains“ hat die rührige Librairie de l'Art in Paris zwei Hefte erscheinen lassen, welche die besten Werke der zeitgenössischen Landschaftsmaler in künstlerisch vollendeter Reproduktion dem Auge des Beschauers vorführen. Man erhält beim Durchblättern dieser Sammlung ein abgeschlossenes Bild der Entwicklung der modernen Landschaftsmalerei. Weitere Hefte, die der zeitgenössischen Genremalerei gewidmet sein sollen, verspricht die Verlagsabhandlung folgen zu lassen. Wie alle Publikationen der „Librairie de l'Art“ hat auch die vorliegende das doppelte Verdienst, geschmackvoll und künstlerisch durchgeführt und dabei billig zu sein.

Victor Maurel veröffentlichte unter dem Titel „Un Probleme d'Art“ bei Trese & Stock in Paris ein wertvolles Werk, das die Ergebnisse langjähriger fleißiger Kunststudien in sich birgt. Verglebens wird man hier die landläufigen Gemeinplätze suchen, die einem in derartigen Büchern stets wieder aufgetischt zu werden pflegen. Der Autor, an dessen Sachverständnis niemand zweifeln wird, sucht hier den inneren Zusammenhang, der zwischen Kunst und Wissenschaft besteht, nachzuweisen, sein frisch und anziehend geschriebenes Buch wird daher Künstlern wie Gelehrten gleichermaßen willkommen sein. — In seinem im gleichen Verlage erschienenen

Buch „Los étoiles on voyage“ erzählt der bekannte Impresario Schürmann von den Kunststreifen, die er mit der Patti, Sarah Bernhardt und Coqueiin gemacht. Der gut gelaunte Verfasser plaudert arg aus der Schule, er berichtet aus dem Schape seiner Erinnerungen allerlei indiskrete Anekdoten, die auf das intime Leben und den Charakter des genannten Künstlers ein helles, aber zumeist nicht gerade günstiges Licht fallen lassen.

Über das Wunderland der Pharaonen und seine Bewohner ist bereits so viel geschrieben worden, daß zu sagen fast nichts mehr übrig bleibt. Das berechtigte Mißtrauen, mit dem man jede diesem Gegenstand gewidmete Novität zur Hand nimmt, ist indessen bei dem Buch, das der Herzog d'Harcourt unter dem Titel „L'Égypte et les Égyptiens“ jüngst bei Plon in Paris erscheinen ließ, nicht am Platze. Wir haben es hier vielmehr mit einem Studienwert zu thun, das wirklich einmal etwas neues zu sagen weiß. Der Autor erweist sich als ein Mann, der ungemein scharf zu beobachten und scharf und zu plaudern versteht. Die verschiedenen Rassen, die Ägypten bevölkern, ihre soziale Stellung, ihre guten und schlechten Eigenschaften, Religion, Sitten, Stellung der Frau, Sklaverei, politische Beziehungen, das sind die Gegenstände, über die wir hier eingehende und kompetente Belehrung finden. Die elegante und geistprühende Schreibweise des Verfassers trägt das Ihrige dazu bei, die Lektüre des Wertes zu einem ausserlesenen Genuß zu machen.

Das neueste Album des allbeliebten Karikaturisten Caran d'Ache, das den Titel „Brio-a-brac“ führt (Paris, Plon), liefert den erfreulichen Beweis, daß der Künstler an komischer Kraft und Originalität nichts eingebüßt hat. Man findet alles mögliche in diesem Album: alte Kriegs- und Humoresken und allermo dernste Bilder- und Humoresken, alles aber ist amüsant, drollig und von zwerchfellerschütternder Wirkung.

A. G.—tzo.

Czechische Litteratur.

Zlatá Praha. IX. roč. č. 1—52. (J. Otto, Prag.) — Diese Zeitschrift ist das Muster eines künstlerischen Familienblattes und beim Publikum mit Recht sehr beliebt. Aus dem reichen Bilder schmuck des vorliegenden Jahrganges hebe ich namentlich hervor: Werner, Morgendämmerung nach der Bartholomäusnacht; Vor dem Zweikampfe; Die junge Marquise und Dahl, Raft. Neben Meistern wie Destregger, Czahorski, Sougerau, Benkurre und Kautbach sind auch junge einheimische Künstler, wie z. B. Liebscher, Tuma, Schwaiger, Zeniäel in würdiger Weise vertreten. An Gedichten bringt das „goldne Prag“ eine reiche Auswahl. Erwähnt seien: J. Brachliefy (Cor cordium), A. E. Ruzit, B. Kaminsky, J. K. Svoboda, Fr. Kvapil (Ksnyls Gedichte) und eine vorzügliche Übertragung aus Moores Lalla Rookh. Die epische Prosa trägt mehr oder minder künstlerisches Gepräge und ist — das berührt in einem Familienblatte doppelt selten — fast durchwegs modern-realistisch, so Malinskýs „Im Dorfe“; ein vielversprechendes Talent verraten die Stimmungsbilder des Otakar Jirmár. Erwähnenswert sind noch die Beiträge des — leider nachgerade ins Schablonenfaste geratenden — Humoristen Herites und des Kulturhistorikers S. Winter. Der belehrende Teil umfaßt eine Menge anregender Artikel, so über Ibsen, Staubert, Brandes, Columbus u. s. s. Als Redakteur des Blattes zeichnet der Romancier Ferd. Schulz.

Světozor. XXVI. roč. č. 1—26. (J. Šimáček) red. von M. A. Šimáček. Steht dem vorgehenden in nichts nach. Illustrationen von Cubell's (Inez de Castro) Maccari (Regulus), Garnele (Tod Lukans), Grotgter und dem tschischen Naggaren Tihomér de Margitay. Von czechischen Künstlern dürfte K. Liebscher wohl am besten vertreten sein (Verteidigung der

Karlsbrüde). An Gedichten bietet die „Weltchau“ ebenfalls sehr viel — sämtliche deutsche Familienintelligenzblätter und -blättchen dürften mit all ihren x Jahrgängen schmählich eingehen, wenn sie darin mit konkurrieren wollen! Von den Mitarbeitern des vorliegenden nenne ich bloß: J. Brčićy, Káásteršy, Svoboda, Cervinka, Sova, J. Kvapil, Kubelka und K. Leger („Der Betrunkene“ — man denke! ein Betrunkener in einem Familienblatte — quello horreur!). Unter den Romanen ragt Kari Kais' moderne Dorfgeschichte „Kailbas Verbrechen“ (Kalibův zločin) hervor. Einem dieberen jungen Bauer wird von dessen Schwager die hübsche, aber nichts weniger als eben hübsche Karla „aufgeredet“. Der ehrliche Naturbursche vergafft sich über Hals und Kopf in die schlaue Person, der es nur um die Versorgung zu thun ist, und die ihm darum auf halbem Wege entgegenkommt. Ein vorangegangenes Teufelmechel mit einem Soldaten ist namentlich nicht ohne Folgen geblieben; es gilt so rasch als nur immer möglich in den Hafen der — heiligen Ehe einzulaufen, damit die Ächterklärung von Seite der lieben Wittschwestern in Christo ausbleibe. Ihre Mutter, eine alte Canaille, die einen besonderen Galgen verdiente, redet leidstverständlich mit feurigen Zungen zu. Der „dumme Bauernstümmel“ besitz ja ein stattliches Aeuwesen, und ihr geht es sehr knapp unter der Ägide ihres Schwiegersohnes. Karla liebt den ehrlichen, aber vierschrötigen Kailba ganz und gar nicht. Die Heirat kommt trotzalldem zustande. Der Bauer glaubt sich im siebenten Himmel, wenn es auch anders gekommen ist, als er sich im stillen ausgemalt: weder sein Weib, noch deren Mutter, die er aus Mitleid auf seinen Grund genommen, scheeren sich um die Wirtschaft; ihr gesamtes Thun und Lassen dreht sich lebendig um gutes Essen und noch besseres Trinken. Während Kailba draußen am Felde im Schweiße seines Angesichtes radert, schlürfen sie Rahmtafel und schlem-

men Kuchen. Noch mehr: sie verticumben den alten Vater des Kailba und vertreiben seinen schließlich aus seinem Ausgedinge. Das erbittert wohl den liebenden Sohn, aber seine schrankenlose Zuneigung zu Karla einerseits und seine angeborene Friedensliebe andererseits machen, daß er schweigt. Inzwischen gebiert Karla ein Kind. „Schwiegersöhnlein, habt Ihr Euch aber beeilt!“ sagt die Alte in ihrer süßlichen Weise. Der kurzfristige Bauer ist außer sich vor Freude. Er möchte fürder nichts anderes thun, als „seiner“ Sohn hätscheln und tätscheln. Seine Liebe zu Karla wird von Tag zu Tag größer. Ihre Abneigung wächst in eben demselben Maße. Oft süßt sie sich versucht, dem Riesen mit dem Kindesherzen höhnisch zuzurufen: „Du Narr, Du Dummkopf — das Kind ist lieblich mein Kind. Du hast daran so viel Zeit, wie ich an der Welttschöpfung,“ und nur mit Rücksicht auf ihre prätere Lage unterläßt sie es. Dafür aber entreichet sie jedesmal das kleine Geschöpf dem Überglücklichen und verbietet ihm schließlich, es auch nur anzusehn. Der Bauer wird eifersüchtig, als Karla mit ihrer sauderen Mutter gegen seinen Willen eine Tanzunterhaltung im Nachbardorfe besucht, wo auch der frühere Geliebte anwesend ist. Er macht ihr schüchterne Vorwürfe. Die Damen aber inscenieren einen Theatercoup und flüchten zum Schwagermanne des Kailba, der mit ihnen Indirekt unter einer Tede spielt. Kailba sucht sie daselbst auf und fordert energisch sofortige Rückkehr in sein Haus. Die giftigen Worte seiner Schwiegermutter, sowie das höhnische Betragen seines Weibes bringen ihn zum Rasen, der seelengute Mensch soht Karla und beginnt sie zu würgen. Er wird verklagt und auf das Zeugnis des ebenen Weibes zur Zuchthausstrafe verurteilt. Die Wirtschaft übernehmen indessen Karla und deren Mutter. In der klugen Voraussicht, daß ihre Herrschaft mit der Entlassung Kailbas ein Ende nehmen wird, verkaufen sie alles, was

nicht niets und nagelfest ist und prassen lustig drauf los. Kalibas Vater stirbt aus Gram. Nach verbüßter Strafzeit eilt der im Innern gedrochene Bauer nach Hause; daselbst wird er Zeuge einer un-zweideutigen Scene. Karla hat ihn von allem Anfang betrogen und einzig nur geheiratet, um „versorgt“ zu sein. . . Kaliba ergreift einen Spaten, dringt in die Stube, erschlägt sein elendes Weid, verwundet deren Tugden und erküßt sich. . . Das Leben hat für ihn keinen Wert mehr. Dies die Umrisse der vorzüglichsten Novelle. In Bezug auf Charakteristik ist Kalibův zlodin ein kleines Meisterstück. Der vler-schröglge Bauer, der kein Wässerchen trübt, der zu seinem Weide wie zu einer Heiligen aufblickt, die herzlose, berechnende Karla, deren streitsüchtige Mutter, der alte Ausgebinger, die beiden Schwäger Kalibas und deren Weiber — all das ist so lebendig, so anschaulich geschildert, mit so sicherem Stifte gezeichnet, daß man auf Karl Kais große Hoffnungen setzen kann. Allen Respekt vor seiner Begabung! Das ist ein Künstler, wie es nur wenige giebt. Und doppelten Respekt vor einem Familien-blate, das eine solche Belletristik pflegt! Bei uns Deutschen ist das süßlich unmög-lich — — was würden auch die höheren Töchter und unsere stochdraven Phylistereln zu solch einem Stoffe schon an und für sich sagen, von der Ausführung ganz zu schweigen. Na, das wär' ein „Hugh“-geschrei auf der gesamten Poppstont — ich gratullere!

Nur immer zimberlich, Jüngferlich voran — jubhee!
Wer also thut, hat wohlgethan — jubhee!

Nur immer „Wäh-dah-bäh“, wie der Halbeprinz der Poesie, unser Ileder, herrlicher Ellencron, sagt. So leben wir's in den Landen der deutschen Zispelmützen und deutschen Blaublümleinstrümpfe. — — Gottversuchtes Gesindel, das man nach Carriers Beispiel admursten sollte!! — — Ein stotter Bild aus dem Spelu-lantentum der Gegenwart bietet Zelinet „Ján Kvis a synové“ (Johann Luis

& Söhne). G. Jaros, dem Leser aus meinem früheren Referat vorteilhaft be-kannt, ist mit einer prächtigen Skizze: Trosky (Trümmer) vertreten. Eine feinspürige, hochpoetische Arbeit ist Pokáčka máje (Das Märchen des Mal) von Vil-helm Krstik. Der Stoff (die Liebe eines blasierten Studenten zu einem frischen Naturkinde) entbehrt nicht einer gewissen Dürftigkeit, welche aber durch die ent-ziehende Durchführung ausgewogen wird. Die Charakteristik des Helden stud. jur. Richard Gregor, sowie der Heldin Helene Kund, ihres Vaters, des knorrigen Revier-försters, endlich des greisen Pfarrherrn ist porträtähnlich wiedergegeben. Ergreifend geschildert wird die im Herzen des fünf-zehnjährigen Mädchens aufsteigende Liebe; großartig wirkt auch die Landschaftsmalerei. Zu rügen wäre nur die alte epische Form, ich meine das direkte Hervortreten des Autors mit „Ich will nun . . .“ „Wir werden jetzt . . .“ — einem Talente, wie es Krstik thatsächlich besitzt, stehen wohl künstlerische Übergänge zur Verfügung — das selbstherrliche „Wir“, „Ich“ u. mag er getrost den niedrigorganisierten Feder-helden überlassen. . . Interessant sind die Erinnerungen an Keruda von Lad. Luis. Über den bedeutenden Botaniker J. Sv. Presl schreibt Vause. Von den ferneren Artikeln erwähne ich: Am Grabe des Archimedes, Uder die Cholera, und Exkursion auf Malta — —

Vosna. roč. XI. č. 1—24. Belle-tristisches Selbstst zu den vortr. Lit. listy'. Gedichte von Kalus (Soirée der Sterne), E. A. Muzik, K. Cervinka u. a. mehr oder minder gelungene Übersetzungen aus Baudelaire, Nichepin, Longfellow, Ver-daguer, Bœuclaire, Lahor-Cazalis, Ring (von O. S. B. J. Vouset) und Lenau (von Sova). Novellen (realistisch!) von Jaros, Karásek, E. A. Muzik, Blasta Pittner und Šifela Nachodská. Der belehrende Teil enthält u. a. eine flotte Reise-schilderung von Gutš (Limerick und Galway), Aus dem Irrenhause von Th.

Erés und S. Pittner, Das tägliche Brot. Der neue (XIII.) Jahrgang bietet gediegene, fast wortgetreue Übersetzungen aus Goethes Liebern (Seidenröseln, Brautnacht, Wandrers Nachtlied, An den Mond u. a. von Jaromír Borecký), eine treffliche, gemeinverständliche Studie: Zříše mrtvých (aus dem Reiche der Toten) von Panýržel und eine realistische Novelle: Do bahna (In den Sumpfen) von Š. Karáček.

Von Übersetzungen liegen vor: Murger, Pariser Bohémiens; Orfeýka, Bene nati; Jola, Louvre (Kufedníček); Burns Lieder und Balladen (Sládek); Kennan, Sibir. Gef.; Aristot. Poétik (Vnřodil); Maeterlinck, Sieben Prinzessinnen; Shelley, Die Gené; Kényš, Gedichte (Kvapil); Alfieri, Philipp II.; Madáč, Trag. d. Menschen (Bráclivý und Brabec); Jola, Ther. Raquin (Der Roman), Votí, Buch vom Mitleid und vom Tode; Kolkov, Gedichte (Luis); Sardou, Vaterland; Musset, Kolla; Byron, Sardanapal; Puškin, Oněgin; Gogol, Abende auf Dikanka; Čudrka, Bajantafena (Bráclivý) und eine Anthologie aus französischen, deutschen, italienischen und englischen Dichtern: Hostom u básnikú (Als Gast bei den Dichtern von J. Bráclivý). Daß auch das jüngste „Werk“ der Marlitt in Männerhosen vulgo Georges Ohnet genannt (Nemrod & Cie.) übersetzt worden ist, bedarf wohl keiner Frage, umsonstiger, als die Czechen jezt mit den revanche- und prügellustigen à Berlin-heulern in allerdikster Freundschaft stehen. Nordaus famose „Entartung“ erscheint in der Zeitschrift „Orel“; die uns wohlbekannte „Blasť“ gerät darob in nicht enden wollende Krämpfe und prophezeit sozusagen den Weltuntergang. Natürlich! Merkwürdig ist nur, daß die ehrenwerte Genossenschaft diesmal gegen Nordau frontiert, zumal derselbe doch die Moderne nach allen Regeln der Kunst abschlächtet und dies in der gemeinsten Neggerweise, wie man sie fast nur bei der „Blasť“ gewohnt ist. Oder hat am Ende die Ar-

beiterdemonstration, die anlässlich der Kleruda-Verseperung stattgefunden und der Redaktion ein paar neue Fenster Scheiben, sowie Ausquartierung aus Prag gekostet hat — die herzigen Geislerer bekehrt? U. N. w. g.? Stauf von der Mark.

Brasilianische Litteratur.

Wie jedes Ding auf der Welt Mode werden kann, wenn es gerade mit Zufälligkeiten zusammentrifft, welche als maßgebend betrachtet werden, so können in der literarischen Welt literarische Strömungen und Richtungen Mode werden. Alles findet sie allein schön und betrachtet sie als weltbewegend, so weit man selbst in irgend einer Weise interessiert ist.

Die französische Litteratur hat diese Ehre mehrmals gehabt und meist durch die Verehrung der rechtsrheinischen Schwärmer. Wie bei jeder Modetache aber der Geschmack allein nicht entscheidend ist, sondern der liebe Zufall eine bedeutende Rolle spielt, so hat auch der Umstand, daß die französische Sprache als Diplomaten-sprache Gemeingut aller Gebildeten ward, der französischen Litteratur jeberzeit gebient, sich ihren Nimbus zu erhalten, und mancher mag wohl nur in diese Lobeshymne eingestimmt haben aus Furcht, für einen Ungebildeten zu gelten, der nicht Französisch genug versteht, um dies beurteilen zu können. Ist nicht auch das ein merkwürdiger Zufall, — und nicht mehr als das, — daß bald darauf, nachdem es den gewiegten Staatsmännern Richelieu und Mazarin gelungen war, statt der lateinischen Sprache die französische als Diplomaten-sprache einzuführen, die Blüthezeit der neufranzösischen Litteratur erstehen mußte. Unverfroren waren die Herren Franzosen stets, und so haben sie denn auch nicht veräuimt, diese glücklichen Konstellationen nach Kräften auszubenten, um ihr Ansehen zu vermehren. Voltaire selbst, der trotz seines Franzosentums anderen Völkern zuweilen auch Gerechtigkeit widerfahren läßt, bezeichnet diese Epoche als weltumgestaltend, und nur

drei Epochen in der Geschichte der Völker aller Zeiten kann er ihr vergleichen: das ist das Zeitalter des Alexander, das des Cäsar und Augustus und die Zeit, welche der Zerstörung Konstantinopels folgte. (Lo sieclo Louis XIV. Introduction.) Mit derselben Unverfrorenheit haben die Franzosen stets die kleinste Epoche ihrer Literatur als etwas Weitbewegendes darzustellen gesucht mit der Bestimmtheit, wie sie nur das Selbstbewußtsein der Selbstvergötterung giebt.

Unter den großen Männern Deutschlands wüßte ich keinen zu nennen, der in solcher Weise irgend eine unserer Literatur-epochen als weitbewegend bezeichnet hätte. Vielmehr haben die deutschen Gelehrten stets mit deutscher Gründlichkeit die ersten Keime, die ältesten Quellen aufzufinden versucht, aus welchen sich diese Epoche gebär. Dieses Verfahren zeugt, wie gesagt, von deutscher Gründlichkeit, von Gelehrten-eifer, aber nicht von Weltflugheit, weil es, wenigstens vorübergehend, ihr Ansehen in der Weltliteratur schwächt. Nichtsdestoweniger erscheint mir nur allein dies Verfahren dem Volke der Dichter und Denker würdig, und die Verlen seiner Literatur werden darum doch Perlen der Weltliteratur bleiben, wenn sie auch nicht gleich so allgemein bekannt geworden sind, wie die litterarischen Modartikel.

Daß gerade in Deutschland stets neben unserer eigenen fast zu allen Zeiten eine Modeliteratur geherrscht hat, mag seinen Grund zum Teil in der Vorliebe für alles Fremde haben, danu aber auch, wie schon vorbemerkt, in der Gründlichkeit aller seiner Studien, sowie darin, daß der Deutsche geru und neidlos auch die Verdienste anderer anerkennt. So hat die gegenwärtige russische Literatur-epoche nicht zum geringsten Teil ihre Weitbedeutung durch deutsche Übersetzungen erlangt, und die nordische und besonders die norwegische Literatur, welche sich jetzt als besondere Nationalliteratur von der dänischen abzuweigen versucht, hat ihr Ansehen als Weltliteratur ihren

glühenden Verehrern in Deutschland zu verdanken. Der Zufall, daß ihr Hauptvertreter, Ibsen, seinen Wohnsitz in dem Lande seiner Verehrer aufgeschlagen hat, ist gewiß nicht zu unterschätzen. Es ist sicher ein Erfolg, wie ihn keine andere Literatur aufzuweisen hat, daß sie bei ihrem ersten Auftreten als besondere Nationalliteratur zur Modeliteratur geworden ist. Daß aber die norwegische als besonderer Zweig der nordischen, adgesondert von der dänischen, auftreten will, das bezweifelt niemand mehr. Selbst der nord-amerikanischen wurde ein so schneller Erfolg nicht zu teil, und die Absonderung von ihrer Mutterliteratur, der englischen, ging langsam mit der politischen Trennung Hand in Hand, ohne daß sie jemals Modeliteratur geworden wäre, trotzdem sie einer der weitest verbreiteten Sprachen angehört. Der Ocean ist noch immer nicht nur dem irdischen, sondern auch dem geistigen Verkehr ein Hindernis.

Einen ähnlichen Kampf mußte eine andere Literatur jenseits des Oceans durchmachen, ohne daß es ihr bis jetzt gelungen wäre, sich ein Ansehen außerhalb ihrer Grenzen zu erringen: die brasilianische. Obgleich ihr Sprachgebiet räumlich dem der englischen kaum viel nachgiebt, findet sie bei den tonangebenden Völkern kaum einen oder zwei Verehrer. Wie sollte das auch anders sein. Kaum hatte sich die Sprache der Portugiesen von einem spanischen Dialekt zu einer Schriftsprache abzusondern gewagt, als sie schon durch die politische Stellungnahme ihrer Träger als Beherrscher fremder Welten wieder zur leichten Konversations-sprache abgeschliffen wurde, ohne, gleich anderen Welt-sprachen erst einen eigentlichen klassischen Höhepunkt erreicht zu haben. Sie mußte so abgeschliffen werden, wenn sie geeignet sein sollte, von so vielen fremden Zungen, so verschieden gearteten Massen und Völkern schnell erfaßt zu werden und den Handelsverkehr, der ihren Trägern fast allein gehörte, ohne viel Zeitverlust zu vermitteln.

Dieser Umstand war es, der eine literarische Blüte, wie sie mit Camöens begonnen hatte, schnell ersticken mußte. Der praktische Nutzen verhinderte eine ästhetische Ausbildung.

Lange Zeit war die brasilianische Literatur nur ein dürftiges Reis der schon halb verstockten portugiesischen. Mit dem Wachsen des politischen Selbstbewußtseins sproßten die ersten Keime einer literarischen Selbständigkeit, die sich eng an die Liebe zu ihrer schönen Heimat angeschlossen. Ein winziges Zweiglein ist sie zwar noch in dem gewaltigen Walde der Weltliteratur, aber ein lebensfähiges.

Nach der Übersiedelung des Vizkönigs nach Rio de Janeiro wagte man sich zuerst auf eine unabhängige und lokale Bahn. Rio wurde Mittelpunkt des geistigen Lebens, und bald entstand in der nahen Provinz Minas Geraes eine selbständige nationale Dichterschule mit volkstümlichen Liedern. Stoff lieferten Natur, Sitten und Geschichte Brasiliens, und bis auf den heutigen Tag gipfelt ihre Lyrik in der Verherrlichung ihrer schönen Heimat. Der erottische Stoff blieb ihnen mehr fern, und wo er auftrat, fehlte ihm der leuchtende Ton, wie er sich in den Naturliedern kundgibt. Das Beste auf diesem Gebiete lieferte Borges des Varros († 1855), „der Dichter der Liebe und Schönheit“. Schon früher als dieser schuf Allessa Cardoso in seiner Elegie auf den Tod Dom Pedro I. eine wahre Perle der brasilianischen Literatur. Doch erst mit dem Ausblühen des José Gonçalves de Magalhães mit seinen „Suspiros poeticos“ und „Mysterion“ und seines Schülers Gonçalves Dias (geb. 1823) darf man von einer wirklichen brasilianischen Rationalliteratur reden.

Ich habe aus des Letzteren Gedichten eine Probe gewählt, bei deren Übersetzung es mir weniger darauf ankommen mußte, ein recht wohlgeschlossenes Gedicht zu dringen, als eine möglichst wortgetreue und sinngemäße Uebersetzung zu liefern, um den

eigentümlichen Charakter desselben hervortreten zu lassen, der sich nicht nur in diesem, sondern in allen brasilianischen Uebern dieser Richtung fast stereotyp wieder spiegelt.

Minha terra (Meine Heimat).

Von Gonçalves Dias.

Balmen schmücken meine Heimat,
Tart grüßt mich die Sabia (eine Amselart).
Hier zwar juchtschern auch die Vögel,
Doch so traulich nicht wie da

Unser Himmel hat mehr Sterne,
Schön're Blumen blühen da;
Unsr' Heimat strömt mehr Leben,
Dehr' Liebe deut sie da

Reine Heimat schmücken Balmen,
Dort grüßt mich die Sabia.
Wolle Galt, daß ich nicht sterbe,
Oh! la meine Heimat sah.

In des Schilmas (Verdammnis) öden Nächten
Reine Sehnsucht weilt nur da,
Wo von grünen Blätterfronen
Mich begrüßt die Sabia.

Dieses Gedicht entstand, als der Dichter als politisch Verdammter sich nach Europa geflüchtet hatte.

Schon zu seinen Lebzeiten ist es zum Volksliede geworden.

Trotz seiner fast überschwenglichen Liebe für seine Heimat war Gonçalves Dias nicht blind gegen die Vorzüge anderer Nationen. Er kannte und liebte die deutsche Literatur. Er selber sprach vollendet deutsch. In ihm hat die brasilianische Lyrik bis jetzt den Gipfelpunkt erreicht. Doch möchte ich einen jungen Dichter nicht unerwähnt lassen, der ihm nachzustreben versuchte, den der Tod vor Eintritt in das Mannesalter jedoch abgerufen hat. Es ist Casimiro de Abreu. Ein Portugiese von Geburt. Er wurde von seinem Vater mit dem Eintritt ins Jünglingsalter nach Lissabon geschickt, um sich für den Handelsstand vorzubereiten. Mit einer Vorbildung, welche die unserer Volksschulen nicht übertrifft, vertiefte er sich in die brasilianische Literatur, und gegen den Willen seines Vaters verließ er bald darauf seinen Beruf und den Ort seiner Geburt, um ihn mit dem Vaterland seiner Wahl zu ver-

tauschen. Mit jugendlicher Begeisterung besang er dann nach Goncalves Dias' Mustern die Schönheit Brasiliens, das er mit Stolz seine Heimat nennt.

Auf dramatischem Gebiete ist die brasilianische Litteratur noch recht dürr. Das Drama findet auch wenig Verständnis beim Volk. Dieses liebt mehr Nachahmungen der leichtfertigen Pariser Operetten in ihren häßlichsten Auswüchsen.

In der Oper beginnt sich ihr ein neues Feld zu öffnen durch den in Frankreich und Deutschland vorgebildeten Komponisten Gomes.

In der Prosa und besonders an geschmackvollen Uebersetzungen hat die brasilianische Litteratur schon manchen Schatz aufzuweisen. Martin Raad.

Vermischtes.

Hans Thoma und die deutsche Kunst. Hierüber spricht sich ein Mitarbeiter der „Tägl. Rundschau“ sehr anziehend aus: „Es ist ein Fehler fast aller unserer Künstler, daß sie ihr Deutschtum so leicht an die Wand drücken lassen, wenn irgend ein fremder Künstler mit etwas neuem auftritt. Modern sein ist ihnen alles, und sie denken gar nicht daran, daß das wahrhaft Moderne doch nur immer das Originelle oder Jagen wir deutsch: das Ursprüngliche ist, d. h. das, was aus unserem Innersten Sein und Gefühl entspringt. Schwind, unserer deutschesten einer, sagt in einem seiner Briefe mit Bezug auf die Kunst: „Es schwankt jeder, der seine Muttersprache verlernt hat.“ Wir Deutsche haben nun einmal nicht das Zeug, modisch zu sein; dazu haben wir zuviel Gefühl und zuviel sitzliches Bewußtsein, aber modern, ursprünglich, sind wir allemal, sobald wir den Mut finden, uns deutsch zu geben, und darum ist Hans Thoma, heut unser deutschester, auch ein moderner Künstler. Der schwankt nicht, der steht fest in dem gesunden Boden eines eigenen, grunddeutschen Gefühls, wie der Eichbaum unserer Wälder. Die deutsche

Kunst war nie eine Kunst der Sinne; sie war nur sinnig, sie legte allem Geschauten und allem Geschehenden einen Sinn unter; daher ihre in die tiefsten Gründe der Empfindung hinabtauchende Poesie und ihre Innigkeit des Ausdrucks. Ein rechter deutscher Künstler ist auch immer ein Dichter, und Thoma macht davon keine Ausnahme. Die von ihm hier vorgeführten Werke, vierzehn an der Zahl, bis auf eins Gouachen, sind sämtlich von dem Geiste Dürers erfüllt. Am meisten wird einem das vor dem „Porträt von Thoma's Mutter“, in ihrem 88. Lebensjahre, wie der Sohn hinzugefügt, klar. Einfacher, wahrer, inniger hat auch Dürer den Charakter einer Mutter und zwar seiner Mutter nicht hinschreiben können. Seit dem großen Kürnberger hat niemand nur mit den notwendigen Linien so viel, so alles sagen können. Und wie fein ist das im Ton! Der gelbe Papiergrund ist von Thoma auf das Glücklichsste benutzt, um die Pergamenthaut des Alters wiederzugeben. Neben dem schönen ehrwürdigen, an Thoma selbst gemahnenen Kopfe nickt ein Fuchsenzweig herab, unter dem die Mutter wohl gern am Fenster ihres Stübchens sitzen mag. Die „Porträts von Ella und Irene“, des Malers Töchtern, sind nicht weniger gelungen. Welche Tugend und keuscher Mädchenreiz können nicht schöner geschildert werden. Diese drei Familiendilder sind innerhalb des Rahmens noch von einer ornamentalen Einfassung umgeben, wodurch sie einen eigentümlich ehrwürdigen und anheimelnden Ausdruck erhalten. Unter den Händen des echten Künstlers wird alles zu Gold. Rag Thoma einen „Knaben an Flusse“, einen „Berggreis“ oder „Rittagschlaf“ malen, immer wirkt seine Schöpfung als eine Darstellung aus einer schöneren, aber darum doch nicht unwahren Welt; denn überall spricht daraus die deutsche Volkseele, die für das Wahre stirbt, wenn sie es auch nur wie ein Traum in sich selbst empfindet. Und der Deutsche ist der Phantast, dem die Wirklichkeit zum

Märchen und das Märchen zur Wirklichkeit wird. Hans Thoma sieht eine Wolke am Himmel dahinziehen, kugelig dick, weiß, und ihm ist es, als segelte da oben eine Schar pausbäckiger Bengel, die sich der grünen Erde unten freuen und ihr Jauchzen, wie Kinder, mit lärmenden Trompeten und Schellen begleiten. Unten auf dem Grunde des Rheins blüht ein Kiesel, Fische ziehen im Schwimmen silberne Streifen durch die Flut, und vor Thomas Augen gleiten sich diese silbernen Linien um die Gestalten der Rheintöchter, die schmieglam und im Wasser schwebend nach dem Funtelstein tauchen. Ein Bild von zauberhafter Nannut und Märchenstimmung. Es ist nicht möglich, all den poetischen Reiz der Thomatischen Schöpfungen zu schildern, man muß ihn selbst auf sich wirken lassen, um ihn zu begreifen. „Gefühl ist alles.“ Merkwürdig ist Thomas Neigung zu stillieren. Es mag sein, daß seine Art, die Zeichnung mit starken Konturen zu umreißen, viel zu dieser Erscheinung des Stillierten beiträgt, aber andererseits kommt eine Liebe, eine Treue in dieser handfesten Weise zum Ausdruck, die, als Erbtteil Dürers, den goldbechten deutschen Charakter von Thomas Kunst nur bekräftigen kann. Vor dieser Herzens- und Gemütskunst verbleicht so vieles, was heut für groß und bedeutend gehalten wird.“

H. R.

Vesefrüchte. Ich hab' schon gelegentlich auf den interessanten Kunstkritiker E. R. aufmerksam gemacht, der in dem Weltblatte „Hamburger Nachrichten“ seinen Schutz ablagern darf. Es wäre eine Sünde, wollte ich nicht auch des Wiener Korrespondenten desselben Blattes gedenken, der mit vollem Recht dieselbe Beachtung verdient, des Herrn K. G. Der Herr berichtet am 20. Juli über die Gründung einer freien Bühne zu Wien und glebt bei dieser Gelegenheit folgendes zum besten: „Dem sinnlosen Mystizismus der Symbolisten, dem fleischlichen Gassenfahrlacht der Naturalisten bewahrt aber das große Wiener Theatropublikum, das in einer

bessern und vornehmeren Tradition aufgewachsen ist, jene kühle, mit Mitleid und Spott gemischte Reserve, die auch der „neuesten Bühne“ nur das Schicksal einer theatralischen Eintagsfliege verheißt.“

Inwiefern das „große“ Wiener Theatropublikum recht hat, den Symbolisten und Naturalisten gegenüber sich kühl ablehnend zu verhalten, vermag ich nicht zu beurteilen. Aber die Frage mücht' ich mir erlauben, ob in dem großen Blatte eines Kulturlandes zwei bedeutende literarische Richtungen schlechthin mit Schimpfwörtern wie sinnloser Mystizismus und fleischlicher Gassenfahrlacht (das ist wohl gutes Wiener Deutsch) abgethan werden dürfen. Das kann in einem Winkelblättchen hingehn. Aber den Redakteur eines Weltblattes, das jetzt im In- und Auslande mehr als je gelesen wird, darf man wohl darauf aufmerksam machen, daß das Ausland es nicht versteht, wie in einer politischen Zeitung ersten Ranges über literarische Dinge in pöbelhaftem Tone abgeurteilt werden kann. Ich will noch hinzufügen, daß es ebenso unanständig ist, das Buch eines ernsthaften Dichters, Elbogens „Delirien“, mit zwei Wörtern zu brandmarken. Es steht hinter dem Titel kurz zu lesen: Bedenktliche Vektüre. Und damit Punktum.

Ich bin auf beide Stellen von einem Ausländer aufmerksam gemacht worden, der noch so thöricht ist, Literaturanzeigen in deutschen Tagesblättern zu lesen. Und das ist leicht erklärlich, denn in seiner Heimat — Dänemark — halten sich alle Tage größere Blätter für verpflichtet, den einheimischen Literaturerzeugnissen eingehende Besprechungen zu widmen. Man denke, welch paradiesischer Zustand! Dort hält man es noch für nötig, seinen Beifall oder Tadel zu begründen oder wenigstens ein Referat zu geben. Und bei uns? Da darf der Kritikus ganze Richtungen mit Schimpfwörtern abthun, da darf, um ein anderes Beispiel zu wählen, Herr Dr. Karl Slegen im „Leipziger Tageblatt“ (8. IV. 93) von den „Bestrebungen so manches unserer

Jüngstdeutschen" reden, „wie sie besonders in Berlin und München haufen und frisch und frisch nach skandinavischen Mustern arbeiten". Sinnloser Nihilismus — fleischerlicher Gassenfchricht — frech: ich deute, das ist genug geschimpft. Wissen denn die Herren nicht, daß, wer ohne Begründung drauß los schimpft, dem Hunde gleicht, der den Mond anbellt? O. Morgenstern.

Wieder Herr Redakteur! Gestatten Sie mir, bitte, die folgenden, ins Kapitel der Prügelstrafe gehörenden Bemerkungen.

Gustav Falke hat vollkommen meinen Befall, wenn er im Maiheft der „Gesellschaft" schreibt: „Man schilt nicht auf seine Kritiker, wenn man etwas auf sich hält," aber auch Gustav Morgenstern hat recht, wenn er in derselben Nummer schreibt: „Recht die einzelnen Sünder" (will hier sagen: Kritiker von der hundsgemeinen Observanz) „beim Fragen und haut sie windelweich."

„Haut sie windelweich!"

Beim Himmel, dieses Wort ist schön, aber man muß das Wort nicht im übertragene Sinne auffassen, sondern im ganz realen, physischen. Das ist natürlich Sache des Temperamentes, und ich bin mir wohl bewußt, daß man mir die Proklamierung des antikritischen Holzkommentes vielfach verübeln wird. Aber ich kann nicht anders: wenn ich sehe, wie ein unfähiger Kopf, eine erbärmliche Seele, verkrochen hinter ein paar Anfangsbuchstaben, deren Ergänzung festzustellen insofern der Obskurität des Schreiberen meist unmöglich ist, sich herausnimmt, künstlerische Erzeugnisse, gleichviel weichen Genres, aus seiner Krätenperspektive anzukunnen und wohl gar mit dem Schlamme seines Milieus, dem Schlamme der Borniertheit, Gehässigkeit, Heuchelei, Verleumdung zu besudeln, so weiß ich meiner Empörung keine andere Rettung als den Ruf: „Reitpeitsche her!" oder das gute Goethische Citat: „Schlagt ihn tot, den Hund!"

Sie sehen, lieber Herr Merian, ich bin ein wenig ärgerlich. Aber, bitte, lesen Sie einmal die folgenden Gemeinheiten, die

sich ein „G. L." in Nr. 51 der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" erlaubt. Er schreibt über meine „Studentenbeichten":

„Schmutzige, zum Teil alberne, zum Teil ekelhafte Geschichten aus dem Studenten-, Kellnerinnen-, Wäscherinnen- und Tingeitangelieben! „Realistische Schilderungen" nennt sie der beigelegte Zettel der Verlagsbandlung. Was läßt sich heute nicht alles „realistisch" nennen! Die Gemeinheit, die Hote glaubt litteraturfähig zu werden, wenn sie unter der Spitzmarke „realistisch" austritt. Wenn die Geschichten, wie ihnen die Verlagsbandlung nachrühmt, wirklich nicht erfunden, sondern beobachtet sind, so hat der Verfasser wohl die Hefe, den Auswurf der Studentenschaft aufgesucht, um seine Beobachtungen zu machen. Diesen Auswurf aber als die Studentenschaft selbst hinzustellen, die elenden, verbummelten, verledeten, vertiereten, versumpften Subjekte als Typen zu behandeln, darin liegt eine Beleidigung für unsere Studentenschaft. Wir möchten wissen, wie das Corps heißt, das solche „Typen" aufzuweisen hatte. Der Verfasser rühmt sich, Corpsstudent gewesen zu sein; jedenfalls hat sein Corps keine Beziehungen mehr zu ihm. Bierbaum hat, wenn nicht ganz irren, bei einer kürzlich abgehaltenen Versammlung der Münchener Schriftsteller gegen die lex Heinze große Worte gesprochen; er hat auch allen Grund dazu, denn diese seine Studentenbeichten würden mit gutem Rechte unter das neue Unsittlichkeitsgesetz fallen. Das ist keine Kunst, das ist Schmutz. Auch an sich betrachtet sind die Geschichten vollkommen wertlos, kunstlos und liebedlich im

Aufbau, gespreizt und albern im Stile, verlottert und unsauber in der Sprache. Und das nennt sich Refsarm der Dichtung! Die Schlüpfrigkeit ist nicht bloß Beiwerk, sondern Selbstzweck. Oder welchen andern höheren Zweck könnten diese Geschickten haben? Die griechischen Pornographen, die weit mehr Schönheitsförmigkeit hatten als unsere „Jüngsten“, bildeten sich wenigstens nicht ein, literarische Führer und Reuerer zu sein; die Pornographen von heute geben sich als Refarmatoren der Literatur und glauben eine Heldenthat gethan zu haben, wenn sie ihre Foten möglichst laut auf den Gassen ausschreien. Leider Gottes ist die Kritik dieser Strömung gegenüber noch zu zahm. So wollen wir wenigstens die Dinge beim rechten Namen nennen: Nicht „realistische Schilderungen“, sondern schmutzige Subeleien sind diese Studentenbeichten.“

Ich frage Sie: Welches andere Mittel gegen derartige Niederträchtigkeiten giebt es, als physische Züchtigung? Es handelt sich hier ganz und gar nicht um Kritik, sondern ganz einfach um Beleidigung. Ob diese der Dummheit oder der Schuftigkeit des Schmieranten entspringt, bleibt sich völlig gleich. Ich für meinen Teil glaube, da G. C. mutmaßlich Herr Georg Dertel ist, daß diese speziellen, mich betreffenden Bemerkungen mangelnder Intelligenz entspringen, wenngleich auch eine Portion Infamie dabei ist, aber ich vermag natürlich nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob es der Verfasser der „Wiedergrüße an Deutschlands junges Kaiserpaar“ ist, der mich hier beschimpft, und so lasse ich die Frage, ob Dummheit, ob Niederträchtigkeit, dahingestellt. Ich bitte Sie nur, mir zu gestatten, daß ich an dieser Stelle die Angelegenheit vor die Öffentlichkeit bringe, denn es ist wahrhaftig nötig, Leute von der Art dieses G. C. anzuprangern. Es handelt sich mit ihnen um eine Krankheitserscheinung, gegen die ein literarisches Seuchengesetz gar sehr am Plage wäre,

und keineswegs mich allein betrifft die Sache, sondern einen jeden, der es wagt, irgendwelche Erscheinungen der Wirklichkeit wirklichkeitsgetreu künstlerisch zu schildern.

Mein Buch schildert deutsche Studenten, den und jenen, wie er mit mir und der neuer vorgekommen ist in meiner akademischen, corpsstudentischen Zeit. Ich könnte die Modelle mit Namen nennen, aber es fällt mir gar nicht ein, zu behaupten, daß der und jener die gesamte deutsche Studentenschaft repräsentieren. Es steht auch kein Wort in diesem Buche, daß eine solche Behauptung nur anbetete. Daher nimmt also der G. C. die Berechtigung zu der unverschämten Behauptung, ich „behandle“ meine Figuren als „Typen“ der Studentenschaft überhaupt? Aus dem Belegzettel der Verlagsbandlung vielleicht? Aber das ist eine Kläglichkeit! Was hat er zu kritisieren? Mein Buch oder den Belegzettel von Dr. Albert & Co.?

Noch das ist das Geringfügigste. Die Leser der Gesellschaft wissen, daß ich selber mich schon einmal in diesen Blättern dagegen gewandt habe, daß man typifizierend von „dem“ Corpsstudenten spricht, man wird mir also hier eine solche Unrichtigkeit am wenigsten zutrauen. Aber der G. C. charakterisiert schließlich auch mein Buch selber, und das ist der Punkt, den ich besonders im Auge habe. Denn diese Charakteristik ist eine beleidigende Fälschung, eine unerhört schändliche Insinuation. „Die Schlüpfrigkeit ist nicht bloß Beiwerk, sondern Selbstzweck.“ Das heißt, deutlich gesagt: Der Verfasser der „Studentenbeichten“ ist ein Pornograph, der auf das sexuelle Ripelbedürfnis spekuliert. Das ist die Anschuldigung, auf die es keine weitere Antwort giebt, als, corpsstudentisch zu reden, Realabtante.

Wo kommen wir hin, wenn unter dem Deckmantel der Moral künstlerisch urteilsunfähige Menschen ehrabschneiderische Insinuationen aussprechen?

Die „Kritik“ des G. C. über den Kunstwert meines Buches läßt mich durch-

aus falt, denn ich fühle mit außerordentlicher Klarheit, daß dieser Mensch nicht weiß, was Kunst ist, aber, muß ich mir, weil der G. D. ein urteilsunfähiger Mensch von mangelhafter Intelligenz ist, es gefallen lassen, daß ich in einem nicht unbedeutenden Platte als Gesundheitspekulant hingestellt werde? Wahrhaftig: es ist in hohem Grade notwendig, derartigen trivialen Vurichen entgegenzutreten. Sie sind keine Kritiker, sondern Ehrabschneider.

Was soll es heißen, wenn in dieser „Kritik“ geschrieben steht: „jedemfalls hat sein Corps keine Beziehungen mehr zu ihm“? In diesem Passus ist die Verdächtigung besonders deutlich, denn er soll direkt die Mutmaßung ausdrücken, der Verfasser des besprochenen Buches sei aus irgendwelchen fatalen Gründen seiner „Beziehungen“ verlustig gegangen.

Ist das nicht Injämie? Denn bloße Dummheit kann das nicht mehr sein.

Damit genug des Persönlichen. Man wird mir glauben, daß es mir nicht daran lag, hier lediglich einem Beschimpfer meiner Person auf die schmutzigen Finger zu klopfen. Es lag mir, wie in früheren Fällen, die mich persönlich nicht angingen (z. B. Karl v. Verfall contra Conrad, Professor Jerusalem u.), in der Hauptsache daran, zu zeigen, mit welcher rücksichtslosen Gehässigkeit die Vertreter eines scheinheiligen „Idealismus“ unablässig am Werke sind, die junge deutsche Kunst des Wortes zu verleumden und zu beschmutzen. Ich bin mir wohl sicher, daß ihr elendes Gewerbe nichts gegen uns ausrichten wird, die wir das bessere Wissen und das höhere Können repräsentieren, aber trotz dieser frühlichen Zuversicht glaube ich doch, daß es gut sei, diesen „Idealistischen“ Lügnern

Immer und immer wieder ins Gesicht zu schlagen, schriftlich wenigstens, solange es nicht möglich ist, es thätigkeitsmäßig mit sorgsam behandschuhten Händen zu thun.

Auf der Ld bei Feuerberg.

Otto Julius Bierbaum.

Die Lyrik blüht in diesem Spätsommer! Nicht weniger als vier prächtige Niederbücher sind uns im vergangenen Monat auf den Arbeitstisch geflogen. Es sind: „Neue Gedichte“ von Detlev v. Villencron (Leipzig, Wilhelm Friedrich), „Lyrische Stückenbuch“ von Heinrich v. Heber, „Lanz und Andacht“ von Gustav Falke, „Aber die Liebe“ von Richard Dehmel (letzte drei bei E. Albert & Co., München). Beim flüchtigen Durchblättern fanden wir in allen vier Bänden viel Schönes und auch manches liebe bekannte Gedicht, das seinerzeit im Dichteralbum der „Gesellschaft“ gestanden. Wir werden natürlich ausführlicher auf die vier Bücher zurückkommen. — * —

Der Druckfehlerteufel, gegen den weder die alten Nagler noch die modernen Mystiker bis jetzt einen wirkungslosen Bannfluch gefunden, hat uns im letzten Heft wieder einen seiner dummen Streiche gespielt. Freund Bierbaum schrieb in seinem Gedicht über Chopins Scherzo:

Wilde nun, sonnenfarr, beugt sich der braune.

Bronzene Leib des Hounen zum Schlafe . . .

Der Druckfehlerteufel, der als ein der Hölle entstammender Geist natürlich ein Feind alles Echten ist und für alles Nachgemachte und Anlackerte schwärmt, machte höhnisch grinsend und mit souveräner Nichtachtung des daktylischen Versfalles aus dem bronzenen Faun einen „bronzerten“. Diese Unthat sei hiermit festgenagelt.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher-etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig, zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merina in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i S.

Die
Gesellschaft



Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Begründet und herausgegeben

von

M. G. Conrad.



Jahrgang 1893. Viertes Quartal.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

R. R. Hofbuchbinder.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Avari, E., Eine	1262
Bachhaus, Wilhelm Emanuel, Menschenvergötterung und klassische Curioja	1506
Bierbaum, Otto Julius, Franz Stück	1408
Brausch, Dr. Moritz, Der kritische Realismus	1312
Conrad, M. G., Hochsommer der Kunst	1235
Meiner Wahlfahrten Schluß	1379
Mit offenem Diefier. Sendschreiben an Herrn J. Volkmar in Leipzig	1515
Aus dem Münchener Kunstleben	1345, 1472, 1613
Déry, Juliane, Ausflug in Paris	1549
Dichteralbum, Unser (mit Beiträgen von Hans Benzmann, Anna Bert, Karl Bleibtreu, Emanuel von Bodman, M. G. Conrad, Franz Evers, Gustav Falke, Heinrich Freimuth, Emil Hauth, Adam Heid, Jul. Konst. von Hoeflin, J. M. Hofmiller, Franz Königsbrunn-Schaup, Wilhelm Langewiesche, Thomas Mann, Karl Maria, Karl Meißner, Emma Meyer-Brenner, Arthur Pfungst, Alberta von Puttkamer, Georg Barthel Roth, Jof. Schmid-Braunfels, Arthur Schnigler, Hans Schröder, A. von Sommerfeld, Gottlieb Steger, Günther Walling, J. L. Windholz)	1243, 1412, 1542
Diskussion! Zur	1482
Engell-Günther, J., Wer Augen hat zu sehen, der sehel Wer Ohren hat zu hören, der hörel	1238
Eulenstein, Bernhard, Die Gase von Siwah	1437
hat der Mann eine moralische Berechtigung, über das Weib abzusprechen?	1343
Heidenstam, Verner von, Der Schatten	1286
Jordan, Gustav, Aus finsterrer Zeit	1432
Kraus, Karl, Die Unterhosen	1609
Kritik: Romane und Novellen: S. 1357, 1484, 1622. — Lyrik und Epik: S. 1358, 1487, 1625. — Dramen: S. 1490. — Soziale Litteratur: S. 1361, 1629. — Kunst- und Litteraturgeschichte: S. 1364, 1491. — Musik: S. 1366. Kirchengeschichtliches: S. 1493. — Erziehungsschriften: S. 1494. — Ver- mischte Schriften: S. 1366, 1496, 1629. — Französische Litteratur: S. 1499, 1634. — Englische Litteratur: S. 1368. — Amerikanische Litteratur: S. 1504. — Holländische Litteratur: S. 1370. — Spanische Litteratur: S. 1372. — Portugiesische Litteratur: S. 1375. — Schwedische Litteratur: S. 1635. — Czechische Litteratur: S. 1636. — Vermischtes: S. 1376, 1508, 1640.	
Lenzing, Theodor, Einiges über Duelle	1330
Lindner, Anton, Wiener Keuerbrief (II)	1350
Mausch, Theodor, Stuttgarter Theater	1619

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Mauke, Wilhelm, Der Fall Tristan	1456
Merian, Hans, Die Dramen Gerhart Hauptmanns	1288
Juliane Déry	1539
Merwin, Peter, Ein Geistlicher als „nakter Mensch“	1440
Morgenstern, Gustav, Das Schnabeltier	1590
Paul, Adolf, Das Majestätsverbrechen	1253
Preuschen, Hermine von, Das Fräulein von Silbersparr	1420
Rosner, Karl, Die Wahrheit in der Kunst	1469
Schöner, R., Die Arbeiterverbände in Sizilien	1534
Schüge, Dr. Karl, Gustav Falke's Roman „Aus dem Durchschnitt“	1303
Schultheiß, Dr. Fr. Guntram, Zur Verbesserung unserer Rasse	1389
Schwann, M., Wie schaffen wir eine Gesundung unserer Rasse?	1518
Sommerfeld, A. von, Brasilianischer Brief	1479
Wrede, Friedrich Fürst, Traurige Liebe	1570

Porträts:

Gerhart Hauptmann.
 Franz Studt.
 Juliane Déry.





Gustav Hamppmann



Hochsommer der Kunst.

Von M. G. Conrad.

(München.)

So viel Kunst hat die erste Kunststadt des Deutschen Reiches wohl niemals beisammen gesehen, als in diesem gefegneten Hochsommer.

Zunächst die großartigen Doppelausstellungen bildender Künstler im Glaspalast und in der Prinzregentenstraße, ohne daß der Kunstverein unter den Arkaden oder der Ausstellungspalast am Königsplatz sich den üblichen sommerlichen Thorschluß geleistet. Alle Thüren stehen weit geöffnet.

Sodann die Aufführungen Richard Wagner'scher Werke im Hoftheater nach Bayreuther Muster. Monatelang, in drei Serien, mit den berühmtesten Kapellmeistern, Sängern und Sängerinnen als Gästen. Und mit Preisen, die verhältnismäßig das Bayreuther Muster noch überflügeln.

Drittens die Probeispiele des Bauerntheaters von Schliersee im Gärtnertheater, bevor es mit Konrad Dreher auf die Wandererschaft zieht.

Viertens die berühmten englischen Serpentine-Tänzerinnen in Rils Kolosseum und in den Blumenfälen. Kulturhistorisch nicht minder interessant wie als Augenweide. Der Tanz der Symbolisten, der Tanz der Präraphaeliten, der Tanz fin-do-siècle.

Fünftens die Konzerte der hervorragendsten Militärkapellen des deutschen Reiches und namentlich des Meyder'schen Elite-Orchesters (ehemals Bülse) aus Berlin im Löwenbräukeller.

Wiener Damenorchester und echte ungarische Zigeuner-Kapellen im Hotel Aßaz und im Gabelsberger Keller.

Und so fort.

Fehlte nichts als ein großes deutsches Sängerkfest. Übrigens hat der Kölner Sängerkreis in diesen Tagen hier einige Festkonzerte im Kleinen gegeben.

Einen solchen Hochsommer der Kunst hat man in der ersten Kunststadt des Deutschen Reiches noch nie erlebt. Und da Kunst in erster Linie Schönheit, Phantasie, ästhetisches Nervenleben bedeutet, Ausschöpfen der tiefsten und seltensten seelischen Genüsse, so hat man in Deutschland wohl noch zu keiner Zeit so reiche und mannfaltige Gelegenheit gehabt, seine Fähigkeit der Aufnahme und Verarbeitung feinsten Stimmungsreize und differenzierterster Sensationen zu erproben, wie in diesem Sommer an der Isar.

Wer neue Offenbarungen des kunstschöpferischen Geistes ersehnte, hier konnte seine Sehnsucht gestillt werden. Wer in Nervositäten der raffiniertesten Art, soweit sie durch öffentliche Veranstaltungen zu vermitteln, wie in einem idealen Flammenbade sich wälzen wollte, hier konnte er sein Genuge haben.

Nicht allein die Schwelger und Ausschweiflinge der Kunst, auch die nüchternen Lernbegierigen, auch die dickhäutigsten Kritikpedanten und Schulfischer fanden die Tafel gedeckt. Mehr noch: Buchholzens und ihre Sippen, die unfreiwilligen Possenreißer, die phantasieverlässigsten Witzbolde von der Spree und Panke, deren Kunstverständnis so hoch liegt, daß sie eine Chromolithographie nicht von einem Ölbilde zu unterscheiden vermögen und in ihrer Seele die albernste Etiquettenkunst „füßer“ und „reizender“ finden als das edelste Farbenpoëm eines „Sezessionisten“ — sie alle konnten sich wälzen vor Vergnügen in diesem strudelnden Kunstmeer.

„Run, was sagen Sie dazu? Nr. 540 unglaublich! Sehen Sie doch mal in den Katalog, was der Kerl damit wollte. Ne, was Sie nicht sagen. Steht das drin? Bitte, streichen Sie die Nummer zweimal an. Da lachen wir noch, wenn wir heimkommen, den ganzen Winter lang. Unglaublich. Hahaha. So was nennt sich Malerei. Uffiges Metier!“

Und die Berufsparadoxiisten unter den Kunstschreibern, fettere Schüsselfn zur Anregung ihrer hyperinsensationalen Gehirnssekretionen wurden ihnen noch nirgends gerecht.

„Einen neuen Hedonismus braucht unser agonierendes Jahrhundert . . . Die reine Schönheit hört auf, wo geistiger Ausdruck beginnt . . . Diejenigen, die häßlichen Sinn im Schönen finden, sind korrupt, ohne interessant zu sein. Die Auserwählten sind die, denen das Schöne nur Schönes sagt . . . Die Kunst ist zugleich Oberfläche und Symbol. Wer unter die Oberfläche taucht, thut es auf eigene Gefahr . . . Der Haß des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Realismus ist die Wut Calibans, wenn er sein eigenes Gesicht im Spiegel sieht. Der Haß des neunzehnten Jahrhunderts gegen

den Romantismus ist die But Calibans, weil er sein eigenes Gesicht nicht im Spiegel sehen kann . . .“

Und die feuilletonschmierenden Leute aus „Sodom und Gomorrha“, die über das Kunstwerk hinweg nur die bürgerliche Persönlichkeit des Künstlers sehen und sich in den Wonnen standalöser Schmähungen nicht genug thun können, sie finden nicht Mistkarren genug, ihre Ernte aus dieser Hochsommer-Kunst aufzuladen, und nicht Pseudonyme genug, um ihre Feigheit in Sicherheit zu bringen.

Richard Wagner wandelt mit seinen bahnbrechenden Werken, mit seinen einst unerhörten und bis aufs Blut befehdeten Neuerungen jetzt in reinster Sonnenthöhe, unerreichbar den Merkern und Beckmessern und Hanslicken in seiner weltüberwindenden Ruhmesglorie. Und zwar in seiner genialen Ganzheit, als Dichter und Musiker. Er ist der „Meister“ schlechweg. Man tritt in das Theater wie in einen Tempel. Man steht auf heiligem Boden, von Andacht durchschauert. Auch wo er noch befremdet, lauscht man seinem Musikdrama wie einer höheren Offenbarung, und wo man ihn noch nicht versteht, schweigt man aus Scham.

Die jungen modernen Künstler und Farben-Dichter sind noch umtobt vom wütesten kritischen Getimmel, vom Hohnschrei der Philister. Nur einem und dem anderen der älteren ist es vergönnt, die Reihen der Bewunderer immer geschlossener anrücken und die rohen Lärmmacher und Abstrecker zurückdrängen zu sehen. So Böcklin, Hans Thoma, Fritz v. Uhde.

Die erotischen Kunstdarbieter genießen den Vorteil des deutschen Charakterfehlers, dem Ausländer den Ehrensitze vor dem Einheimischen einzuräumen und ihn mit einer Fülle von Freiheiten und Anerkennungen auszustatten, welche sich der deutsche Landsmann erst zollweise erkämpfen muß. Nicht zu reden von jenen Glücklichen, die sich unmittelbar an die allzeit dankbare Neugierde und sinnliche Genußgier wenden und dem süßen Allerweltspöbel Genüsse bereiten, die keine andere Vorbedingung stellen, als der reiche Geldbeutel zu erfüllen vermag.

Ja, ein überschwenglicher Gabenspende ist dieser Hochsommer der Kunst. Aber er ist zunächst nur ein Gabenspende für den internationalen Reichtum, für die kosmopolitische Erlustigung. Für die Masse des hartarbeitenden Volkes ist kein Tisch gedeckt. Für Neunzehntel des deutschen Arbeiter- und Bürgertums, das in körperlicher, geistiger und moralischer Überanstrengung den Staat und mit Müß' und Not sich selbst erhält, ist auf diesem prangenden Felde der Kunst keine Nutznießungs-Möglichkeit. All' die hehren Genüsse des Geistes und der Phantasie sind ihm versagt.

Tritt man in das Theater während der Wagner-Aufführung, in die

Hallen der Künstlergenossenschaft und des Vereins bildender Künstler — überall wiegen die fremden Zungen und die fremden Gesichter vor.

Der Hochsommer der Kunst ist für die oberen Zehntausend aus aller Herren Länder. Die erste deutsche Kunststadt bietet eine exklusive Kunst, nur zugänglich dem großen Besitz, keine Volkskunst für die Wenig- oder Nichtbesitzenden, für die Arbeitenden, für die Mühseligen und Beladenen, die der geistigen Erholung, Tröstung und Weihung am ersten bedürften.

Auch die Kunst mit ihren idealen Wundern arbeitet heute an der Vertiefung und Verbreiterung des Risses, welcher durch die Nation geht und immer unüberbrückbarer die Reichen von den Armen, die Besitzenden von den Erwerbenden scheidet. Und die Bauern und Handwerker auf dem Lande, die von Haus aus in allem zurückgesetzt sind, was höchstes Geistesleben bedeutet, wem im Staate sollen sie es Dank wissen, wenn in den Groß- und Residenzstädten die Künste für die Reichen des In- und Auslandes blühen? Klebt nicht auch ländlicher Blutschweiß daran, damit die Städte ihre reichen Gäste in unseren Kulturschätzen prassen lassen können?

Hochsommer der Kunst, in deinem schwülen Frieden klingt nicht nur das Lustgeschrei der Genießenden, sondern wie ferner Donner die grollende Stimme des Volkes in Stadt und Land, das sich um seine hehrsten Kulturfreuden betrogen sieht. —



Wer Augen hat zu sehen, der sehe!

Wer Ohren hat zu hören, der höre! ---

Von J. Engell-Günther.

(Ascona.)

Überall regieren die Großgrundbesitzer den Staat; und zwar — was das Schlimmste ist, ohne vielen Lärm davon zu machen. Sie verstehen, die ihnen widerstrebenden Minister mit einem herzhaften Fußtritt ins Privatleben zurückzuschleudern; während sie die ihnen mißfallenden Gesetze in ihr Gegenteil zu „verbessern“ geschickt genug zu sein pflegen. So kam es, daß schon 1807 in Preußen die Bauern ihre Befreiung aus der Leibeigenschaft mit den schwersten Opfern bezahlen mußten. Viel ist die preußische Regierung gelobt worden, daß sie schon zu Ende des vorigen

Jahrhunderts gesucht habe, die ländliche Sklaverei aufzuheben; und es ist wahr, daß von Oben verflündet wurde: „Nach Martini 1810 wird es in Preußen nur noch freie Leute geben.“ — Allein es lohnt sich doch, nachzusehen, wie es vor und nach dem sogenannten „wohlwollenden Absolutismus“ dem Bauern ergangen ist, den die Junker stets so brüderlich zu lieben behaupten. Auf welche Weise der Bauer zuerst von dem in Waffen stardenden Ritter zum Knechtsdienst gezwungen wurde, ist nicht mehr in allen Fällen genau zu ermitteln. Gewiß ist nur, daß es nicht eine unklare Schwärmerei war, die ihn oft trieb, seine fruchtbare Heimat zu verlassen, um mit der Art den Wald zu lichten und sich des Wolfes zu erwehren. Nein, lange vor der blutigen Unterdrückung seiner mäßigen Anforderungen durch die „Herren“, suchte der Bauer nach einem Boden, auf dem er sich in Frieden nähren könnte; und bis Ende des dreizehnten Jahrhunderts war ihm freie Ein- und Auswanderung ziemlich gestattet; aber schon nach zwei weiteren Jahrhunderten sehen wir ihn überall unter das Joch der Grundherren geraten; da die Markgrafen die Ländereien schon als „Lehngüter“ vergaben, auf die sie doch gar kein Recht hatten. Aus den Kriegsgefährten der mächtigsten Fürsten waren die Ritter entstanden, und diese wußten den Landarbeiter stets mehr zu ihrem Knecht herabzudrücken. Bald wurde ihm verboten, auf seiner eigenen Scholle oder in den Flüssen Wildpret und Fische zu fangen, und er mußte das nötige Holz teuer kaufen. Dazu nahm die Belastung mit Diensten aller Art immer zu. Man muß sich wundern, daß nur (1525) in Ostpreußen ein Aufstand der Bauern gegen die Herren ausbrach; allein sie waren zu schwach gegen die Überzahl der Ritter und ihrer Knechte; und da sie unterlagen, wurde ihre Sklaverei nur noch schlimmer. Im Jahre 1540 und ebenso 1572 wurden viele, die sich angeblich widerspenstig gezeigt hatten, durch die Adligen von Haus und Hof vertrieben, um andere an ihre Stelle zu setzen. Zu dieser Zeit waren die Ritter schon so sicher in ihrem angemaksten Besitze, daß sie durch die Juristen solche Gesetze feststellen ließen, die z. B. ihnen gestatteten, jeden mißliebigen Bauern fortzujagen; während dieser sich keineswegs ohne ausdrückliche Erlaubnis entfernen durfte. Später wurde dem Bauern sogar bei strenger Strafe unterfagt, in irgend einem Lande Grundstücke zu kaufen oder zu erwerben, oder seine Kinder anderswo arbeiten zu lassen. Die ganzen Familien wurden nachträglich zu Leibeigenen des Adels gemacht, und jede Auflehnung dagegen als ein furchtbares Verbrechen gestraft. Natürlich gab es gut mit Pfründen versehene Geistliche auch genug, die den Bauern die Pflicht der Unterwerfung und des Gehorsams hinlänglich einschärfen; indem sie versicherten, daß alles nur mit dem göttlichen Willen so habe geschehen können, und daß diese „Ordnung Gottes“ durchaus ge-

achtet werden müsse. Die Meinung beider Parteien ist in den Versen aufbehalten: „Der Bauer dient an Döfen statt, — nur daß er keine Hörner hat;“ — wogegen jener traurig fragte: „Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?“ — Endlich kam aber der Tag, an dem der absolute Herrscher sich der wachsenden Ansprüche des Adels kaum zu erwehren vermochte, und also auf den Gedanken geriet, daß es nützlich sein möchte, sich unter dem arbeitenden Volke einen Beistand zu erwerben. Der Adel war freilich ein zähes, widerfehlisches Geschlecht, das in stetem Kampfe gegen die Bauern, die aufstrebenden Städte und sogar gegen die obersten Landesherren selbst lebte; und doch fanden diese Letzteren in „denen Adligen“ zu sehr ihre Stütze, als daß sie ernstlich gegen sie aufzutreten gewagt hätten. Schon Kurfürst Joachim hatte bestimmt: „Zu Hof kommen und einträgliche Stellen erhalten sollen sie; allein nicht länger die Krämer niederwerfen, töten und ausrauben;“ — und als sein vertrauter Freund und öfterer Beamter, der Ritter von Lindenbergh, dennoch nicht gehorcht hatte, wurde er auf Befehl des Kurfürsten auf dem „Wedding“ bei Berlin öffentlich am Galgen aufgehängt, zum großen Entsetzen aller Raubritter, aber zur Freude der Bürger. Man schrieb zwar dem Kurfürsten an die Thüre: „Jochimken, Jochimken, höhte Di; wenn wi Di kriegen, denn hängen wi Di!“ allein die rachgierigen Adligen sungen ihn nicht; — und das wachsende Preußen bedurfte der steuerzahlenden Bürger, sowie des zum Soldaten taugenden Bauern, der schließlich lieber für den Staat sein Leben wagte, statt sich vom Gutsherrn totschinden zu lassen. Der Adel trat nun auch in den Verwaltungsdienst der Regierung, suchte aber stets durch Gesetze die Vorrechte und Vorrechte der Cheime und Vettern (auf deren Grundbesitz) zu erweitern, oder doch zu sichern. Dem Könige Friedrich Wilhelm I. wurden noch endlose „submisse Bedenken“ vorgelegt, um ihn von einer Besserstellung der Bauern abzubringen. Dennoch findet sich ein Dekret vom 18. Februar 1719, worin er sagte: „Elen des Räsonnieren! Sollen die Leibeigenschaft aufheben!“ — was jedoch stumm hintertrieben wurde, und erst zu Anfang dieses Jahrhunderts — (und noch mit vielen Beschränkungen) zur Ausführung kam. Bis dahin bestand die Erbunterthänigkeit nebst der Gebundenheit an die Scholle, wie die Notwendigkeit des Heiratskonsenses, die Dienstpflicht der Kinder und das Züchtigungsrecht; wogegen freilich der Staat bestimmte, daß, wer es zum Feldwebel oder Wachtmeister gebracht habe, nicht mehr Leibeigener sein solle. Immer bemühten sich die Könige, den Bauern Erleichterung zu schaffen, allein meistens mit wenig Erfolg. Die Adligen behaupteten: „Nicht alle Menschen könnten vollkommene Freiheit ertragen; und nur, wenn sie regiert würden, wären sie fähig, dem gemeinen Wesen zu nützen.“ — Friedrich der Große suchte schon umsonst

dem Anwachsen des Großgrundbesitzes zu steuern, indem er den Adligen verbot, die Bauerngüter (nachdem sie die freien Besitzer zur Verzweiflung getrieben hatten) für einen Spottpreis an sich zu kaufen. Man wußte sich heimlich doch zu helfen, um immer größeren Besitz zu erlangen. Die Beamten erklärten offen: „Es bleibt *res publica platonica* auf dem Papier, da es *impracticabile* in der Ausführung ist.“ — Ja, und auch heute noch erweist es sich so, weil die Großgrundherren immer noch thatsächlich den Staat regieren! — und zwar in allen Staaten der Welt, trotzdem Friedrich der Große besonders am 23. Mai 1763 strenge befohlen hatte: „Es sollen absolut und ohne das geringste Räsonnieren alle Leibeigenschaft, sowohl im königlichen, adligen, als in Staatsgütern von Stunde an gänzlich abgeschafft werden, und alle diejenigen, so sich etwa dagegen opponieren möchten, in Güte oder mit Gewalt dahin gebracht werden, daß diese von Sr. Majestät festgestellte Idee ins Werk gesetzt werde.“ — Wir wissen schon, wie gut man es verstand, solche Befehle zu umgehen und unwirksam zu machen. Überall und stets klagte und klagt man auf den Gütern über den Mangel an arbeitenden Händen; aber noch zu Anfang dieses Jahrhunderts erhielt eine Magd drei Thaler, acht Groschen Lohn (durchschnittlich) fürs ganze Jahr, wodurch Untreue und Unzucht eine Notwendigkeit wurden. Die Kost bestand nur aus Graupen und Hirse, zu denen vier oder fünfmal jährlich etwas Fleisch kam. Der „adlige Unterthan“ war weit übler daran, als die Lasttiere, die man in jeder Hinsicht besser behandelte. Endlich — (erst 1810) wurde der Landbevölkerung die persönliche Freiheit verliehen; aber da sie nicht erkämpft war, begreift es sich, wie unfähig die Leute waren, sich nun ihrer Freiheit zu erfreuen. So vermochten die Gutsherren jetzt das Land des Bauern immer mehr an sich zu reißen, indem sie es einfach als Entschädigung für seine Arbeit beanspruchten. Man verdächtigte den Bauern nach oben hin so sehr, daß er keinen Schutz gegen seine Unterdrücker mehr fand. Nur der große Sturm des Jahres 1848 vermochte wenigstens das schreckliche Jagdgesetz, so zähe immer die Großgrundbesitzer daran festhielten, wegzufegen; wie auch eine bessere Praxis der Dienstablösungen (hauptsächlich durch die Bemühungen des Freiherrn von Patow) zustande kam, nachdem durch Untersuchung festgestellt war, daß z. B. in Oberschlesien in dreißig Jahren thatsächlich nur zehn Leibeigenschaftsklassen wirklich aufgehoben worden waren! — Jetzt wurde auch mit dem vollen Eigentumsrechte der bisherigen Erbpächter Ernst gemacht. Dennoch gewann die Gegenströmung der (natürlich tief beleidigten) Großgrundherren bald wieder eine solche Gewalt, daß leider statt der 70,000 neuen Eigentümer, die man hatte schaffen wollen, nur etwa 13,000 dieser Wohlthat teilhaftig wurden. Dagegen wurde das Verbot der Fideikomnisse

(1856) aufgehoben und von neuem die Anhäufung großer Güter in einzelnen Familien gesetzlich geschützt. Erst 1872 ist die schon 1848 aufgehobene, ganz verfaulte ritterschaftliche Polizeiordnung in Wirklichkeit abgeschafft worden; obgleich leider auch diese Erlösung nur eine halbe blieb, da jetzt die Ortsvorsteher als rücksichtslose Polizisten eingesetzt wurden, während den Bauern kein Recht zustand, sich ihrer Übergriffe zu erwehren. Nicht genug hieran, kam dann unter und durch Bismarck die große fromme Befehlung zum Schutzzoll und der Liebesgaben-Politik! — Seitdem opfert sich selbst der ärmste (d. h. in Schulden stekende, prachtliebende) Agrarier als „staatserkaltender Herr“ dem allgemeinen Wohl, wie er behauptet; und da sehen wir das merkwürdige Schauspiel, daß der Großgrundbesitzer, je nothleidender er sich zeigt, doch immer mehr Ländereien an sich bringt, und diese neu errichteten Fideikomnisse auf ewige Zeiten zu Gunsten seiner bedrängten Nachkommen zu verwalten verspricht. Man darf behaupten, daß der Fideikomnißhunger bereits den bedenklichsten Grad erreicht hat, weil in den östlichen Provinzen besonders schon 23 Prozent des Bodens dem freien Verkehr entzogen, und für ewige Zeiten in bestimmten Händen festgelegt sind; während auch die 77 Prozent den gesamten ritterschaftlichen Allodialbesitz einschließen, der nun — wenn auch nicht gesetzlich — doch thatsächlich ebenfalls mit eiserner Zähigkeit festzuhalten gesucht wird. So ist es gekommen, daß schon vor dreißig Jahren etwa die Hälfte alles Kulturlandes der östlichen Provinzen unverkäuflich war, und daß die Fideikomnisse seither in steigender Zunahme begriffen gewesen sind. Bis vor fünf Jahren gab es deren 547, von denen 153 aus dem vorigen Jahrhunderte stammten. Von 1800 bis 1850 sind dann 72 hinzugekommen; aber aus den Jahren 1850 bis 60 stammen 40, wogegen von 60 bis 70 nicht weniger als 63 errichtet sind; von 1870 bis 80 kamen dazu 84 neue; wie von 1880 bis 1888 (also bis zum Tode der beiden Kaiser, und während der Höhe des Bismarckregiments) sind 135 — sage hundertundfünfunddreißig neue geschaffen worden! — Nun befinden sich unter diesen Großgrundbesitzern freilich etwa 20 bürgerliche Namen, die vielleicht 14,000 Hektare als Eigentum haben; aber die „staatserkaltende Kraft“ wird durch nicht weniger als 527 adlige Herren, mit einem Bodenareal von 1,394,820 Hektaren dargestellt! — Da muß man nun wohl den Eysenmut bewundern, mit dem diese Edelsten — (nach ihren täglichen Versicherungen) einer gänzlich unlohnenden und unbelohnten Bearbeitung des Bodens ihre Kräfte widmen; und mit dem sie nicht allein sich selbst, sondern auch ihre Nachkommen für ewige Zeiten zu solcher unnützen Mühsal verurteilen! — Die Sache sieht freilich etwas anders aus, wenn man bedenkt, daß es in Deutschland noch 15 Souveräne, 89 Herzöge, Fürsten und Grafen, 40 sonstige Adlige

und vielleicht 10 Bürgerliche mit einem Grundbesitz von mindestens je 5000 Hektaren Landbesitz giebt; wovon zwar nur etwas mehr als die Hälfte durch Fideikomnisse gebunden ist; aber wo der sogenannte „hohe Adel“ durch willkürliche Hausgesetze, Testamente und vorzüglich durch seinen Reichthum doch dasselbe zu erzielen vermag. Sollte man nicht endlich begreifen, daß es widersinnig und ungerecht im höchsten Grade ist, jemanden das Recht zuzugestehen, auf Jahrhunderte hinaus über sein Vermögen so zu verfügen? — Die allgemeine Blindheit hat sich aber in den letzten Jahrzehnten kein besseres Denkmal setzen können, als da sie eine fortwährende Vermehrung der Fideikomnisse, Majorate, Eigentümer der toten Hand und dergleichen unterstützt hat; statt energisch dagegen zu kämpfen. — Es handelt sich nun heute ohne Zweifel vor allem darum, die Welt aufzuklären, und selbst denen, die nicht sehen wollen, die Scheuklappen abzureißen, um das schlimmste wirtschaftliche Übel ans Licht zu ziehen. Es ist Zeit, daß man erkenne, wo die Ursachen der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes zu suchen sind, und weshalb das beste Menschenmaterial immerfort in die Industriegegenden oder ins Ausland getrieben wird. Thatsache ist, daß nur durch Schaffung eines freien Bauernstandes (aus dem immer mehr festgelegtem Besitze der hohen Adligen) an einer allgemeinen Besserung der Zustände gearbeitet werden kann; und — ohne diese Reform wird der Staat (sowie die Civilisation) in kurzem zugrunde gehen müssen! —



Unser Dichteralbum.

Irdisches Glück.

♣ Herz, du Herz, mein junges Herz,
 Was soll all unser Prahlen?
 So selig wie du heute bist,
 Kein Maler kann das malen.
 Gepriesen sei der Herr!

Was suchst du Worte für dein Glück?
 Kein Dichter kann das dichten.
 Gott selber, wenn er gnädig ist,
 Kann Süßeres nicht verrichten.
 Gepriesen sei der Herr!

Den Leib, mein Lieb', ihm anempfehl',
 Daß er noch lang ihn hülte,
 Damit, was uns im Blute lebt,
 Ström' aus in heller Güte.
 Gepriesen sei der Herr!

Denn Blut und Liebe, die sind eins
 In ihren brünstigen Flammen,
 Und wenn der Leib gebrochen ist,
 Die Liebe zieht von dannen.
 Gepriesen sei der Herr!

Segen.

Gewiß, gewiß, im vorigen Jahr
 Da wogten die Felder in Fülle.
 Körnerschwer neigten sich
 Die reichen Ähren auf hohem Halm,
 Goldig schimmernd in dufsender Reife.
 Seitlich hing des Hafers vielteilige Rispe,
 Es schüttelte im Wind das Erbsenfeld
 Die grünen schwellenden Schoten,
 Und die Bohnen im Strauch
 Lachten im roten Blust.
 Kartoffeln, Rüben und Kohl
 Prangten in breiter Entfaltung
 Und drückten mit ihrer Last
 Die üppig vergnügte Erde.
 Kürbis, Gurke und Zwiebel
 Gediehen die Beete entlang.

München.

Bis auf den Acker herab
 Neigte das schlaute Geßt
 Der Obstbaum, fast brechend
 Unter der Wucht
 Der überreichen Frucht.
 Gewiß, gewiß im vorigen Jahr —
 Doch heuer, Herr Nachbar?
 Öde die Flur, verdorrt die Wiesen,
 Braun in Mißwachs das Klee-feld.
 Brüllend nach Futter
 Hungern und magernd die Kühe im Stall.
 Nur die Magd ward dick —
 Zwillinge gebar die Bäuerin,
 Und ihre Tochter ist guter Hoffnung.
 Himmel, halt' ein:
 Herrgott, du vergriffst dich im Segen.

Michael Georg Conrad.

Ulrich von Hutten.

Segen Unrecht, gegen Lüge
 Hatt' ich Kühn den Kampf gewagt,
 Doch des Geistes Adlersflüge
 Sind erlahmt, die Kraft versagt.

So wie in Turnier und Fehde
 Einst mein Ahnherr schwang das Schwert,
 Hatte ich in Schrift und Rede
 Mich als Ritter stets bewährt.

Als ein Ritter kampfestüchtig,
 Als ein ungebeugter Mann,
 Doch nun sterb' ich landesflüchtig,
 Haßverfolgt, in Acht und Vann.

Und, die Schwert und Feder führte,
 Ausgemüdet ruht die Hand,
 Nur die Flammen, die sie schürte,
 Lodern fort in hellem Brand.

Segen Unrecht, gegen Lüge
 Hielt im Kampf ich furchtlos aus,
 Daß kein Priesterwort uns trüge,
 Hög mein Sang von Haus zu Haus.

Hög ich selbst, wie Pilger pflegen,
 Nach Sanct Peters hohem Dom;

freilich! nicht der Kirche Segen
 Zu erstehn, zog ich nach Rom!

Ach, ich fand von alter Größe
 Spuren kaum, nur Wahn und Lug,
 Sah in ihrer ganzen Blöße
 Gaukelspiel und Pfaffenzug.

Sah ihn selbst im Goldgepränge,
 Der sich Knecht der Knechte hieß,
 Wie von Staubgebückter Menge
 Er den Fuß sich küssen ließ.

Nicht zurück mehr kommt' ich drängen
 Da, was längst im Herzen schlief;
 's war, als ob zu Kampfgesängen
 Mich ein Raucheengel rief.

Luthers Geist, Savonarolas,
 Riß wie Feuersturm mich fort,
 Und den Kutten und den Stolas
 Ward zum Strafgericht mein Wort.

Segen Unrecht, gegen Lüge,
 Priesterherrschsucht führ' ich Krieg,
 Wenn im Kampf ich auch erliege,
 Weiß ich doch, mir bleibt der Sieg.

Denn für Licht und Freiheit stritt ich, Wie von heil'gem Horn entbrannt, Und um Licht und Freiheit litt ich, Sterb' ich hier verfehmt, verbannt! — —	Seh' wie stoch von Blind' und Alter Sinkt die alte Zeit und sinkt, Während, wie ein Frührotfalter, Sich die neue aufwärts schwingt.
Doch die Dunkelmänner freuen Allzufrüh sich meines Tods, Aus den Wolken seh' ich dräuen Blut'gen Schein des Morgenrots.	Ja, sie schwebt auf Feuerschwingen, Brich', mein Aug', Du sahst, es tagt; Sterbend hör' ich Lärchen singen: Nicht umsonst hast Du's gewagt! — —
Dresden.	Günther Walling.

Mein Lied.

Ich singe nicht durchbebt von heil'gem Schauer,
Ich singe nicht von Lebenslust berauscht,
Mein Lied ist Klage und mein Lied ist Trauer,
Ich frage nicht, wer meinen Worten lauscht.

Ich singe nicht, weil bang mein Herz erzittert
Vor Liebesehnsucht nach der schönsten Maid,
Ich singe, weil mich frohlig-kalt unwittert
Des Lebens Jammer und Erbärmlichkeit.

Ich singe nicht, weil feurig mich begeistert
Die Blut, die Sonnenkraft des Weins,
Ich singe, weil mein armes Herz nicht meistert
Die ewig neue Not des Erdenseins.

Ich singe, weil ich seh' die Welt verderben,
Weil ich das Große franken seh' an Kleinheit,
Ich singe, weil ich seh' das Edle sterben,
Erdrückt von übermächtiger Gemeinheit.

Frankfurt a. M.

Arthur Pfungst.

Romantik und Industrie.

Welch ein Kontrast! Ich schwärmte gestern Abend
Herum in malerischen Burgruinen,
An Mondlicht und Romantik mich erlabend,
Und heute seh' ich unter Dampfmaschinen
In der Fabrik. Welch scheußlicher Kontrast!
Der blauen Blusen-Männer öde Hast,
Der schwarze Ruß, der weiße Dampf,
Dazu des Pochen und Gestampf,
Des Pfeifens, Rasseln, Rilschen, Schnauben
Und der Geruch von schlechtem Öl und Schweiß!
Bestaunen kann ich nur den vielen Fleiß,
Doch mag der Teufel hier an Schönheit glauben.

Gemach, mein Freund! Es legt die Zeit
 Um jedes Ding den holden Glorienschein.
 Romantisch scheint Dir die Vergangenheit:
 Kaß die Fabriken erst zerfallen sein,
 Hinabgesunken in das Reich der Sage
 Die ganze heikle soziale Frage. —
 Dann wird sich Epheu um die Mauern schlingen,
 Vom Schlot herab wird dann ein Käuzlein singen,
 Wie jezt vom Bergfried eines Ritter Schlosses.
 Und in Museen wird man sie begaffen,
 Die Panzerplatten jenes Dampfkolosses,
 Wie heut zu Tag die alten Ritterwaffen.

Ein Ritter schloß mit Graben, Turm und Söller,
 Es diente nur feudaler Industrie,
 Und jeder Ritter war industrieller
 Als Du, mein Freund, und Deine Poesie.

Dresden.

Königsbrunn · Schaup.

Der Faufkämpfer von Milo.

Flaggenschmuck in Milos Hafen! Tausend bunte Wimpel flattern!
 Schlechte Musikanten blasen in der Völler mag'res Quattern.

Stadtrat — Garnison im Festzug, Büchsen blank und Matagane —
 Welchem Fürsten, welchem Heros wallt des Regimentes Fahne?

Auf geziertem Maultierkarren führen sie als Triumphator,
 Laut umschrien vom süßen Pöbel, einen toten Gladiator.

Marmorn ist des Helden Leiche, blank von Meisterhand geschlagen
 Nach dem Leben auf dem Ringplatz einß in Hellas Morgentagen.

Ihrem längst verwehten Urbild hat ein Volk, das lang schon modert,
 Heil! getobt im Cirkusrausch, der als Wutvulkan gelodert.

Diesem Matador der Fäuste warfen einß sie Epheukronen,
 Dem bestegten Gegner aber schönöde Schalen von Melonen.

Marmorn ist des Helden Leiche; aus dem Sande stieg sie heute,
 Dem des Louvre Aphrodite man entrang als Edelbeute —

Drin der Götter und der Helden marmorhart noch manche schlafen,
 Die vom nahen Inselkrater einß die Aschenregen trafen.

Der Olymp, der mit dem Mythos der Hellenen längst verschwunden,
 Wird auf dem Cykladen-Eiland einß in Stein noch aufgefunden.

Auf geziertem Maultierkarren sie zum Meer den Fechter bringen,
 Ihn zur Hauptstadt zu entsenden auf des Dampfschwans Eisenschwingen.

Nach dem Golf wird von Ägina das geschmückte Schiff ihn tragen,
Morgen in Athens Museum auf granit'nem Fuß zu ragen.

Und es siebert durch die Lande; zahllos pilgern Gräfkologen
Bald zu ihm, den Nasenhügel mit dem scharfsten Glas bezogen.

Von der Chemse ihn bewundern Amateur- und Cirkusboger;
Vor dem neuen Fetisch knieet Hetero- und Orthodoxer.

Hanfseicharen schreien Bravo, Rhein und Nema Beifall pochen —
Alter Junge, heut noch schwärmen sie, wie einst, für — starke Knochen!
Rheydt. Heinrich Freimuth.

Zweimaliger Abschied.

Der letzte Abend war's. Wir wanderten
am Strand des Meers, das still und schwarz und schweigend
im Unbegrenzten sich verlor. Kein Stern erglänzte
vom trüben, unbestimmten Grau des Himmels,
kein Stern der Hoffnung auf ein Wiedersehn . . .
Nur durch den feuchten Nebel sickerte
vom fernen Leuchtturm mildes rotes Licht, —
Das Abendglühn eines kurzen Tags,
an dem das Glück uns in den Armen hielt . . .
Und niemals, niemals wieder . . . ?
Wir wanderten und schwiegen mit dem Meer.
Dein liebes Blondhaupt lag an meiner Schulter,
und Deines feuchten Haares leiser Duft
umschmeichelte bestrickend meine Nerven . . .
Die Zeit verrann in seligem Vergessen,
und endlich kam er unerbittlich doch,
der Augenblick des letzten Lebenswohls . . .
Wir standen still und sahn uns an — so an
zum letzten, letzten Mal . . . Kein Laut ringsum.
Ein tiefes, dunkles Schweigen um uns her.
Und Deine kalte Hand fand sich mit meiner,
und Thränen tiefen Leids umschleierten
das Meeresblaugrün Deiner Augen . . .
Und nur ein Wort ging durch die tiefe Stille,
sprachst Du es aus? War ich's? Ich weiß es nicht.
Es irte durch die feuchte Sommernacht,
ganz leise, traum- und leidverlor'nen Klangs . . .
„Nie — niemals wieder . . .“

* * *

Und dann der Morgen. — Unaufhörlich ging
ein feiner Regen nieder. In dem kleinen Bahnhof
stand schraubend längst der Zug. — Ein Lärmen, Hasten,

ein feuchtes, schmutziggraues Durcheinander
 von Koffern — Menschen — Dampf —
 Ich sah auf ein Bouquet — ich trug es selbst —
 Und Deine Eltern sah ich — sah auch Dich —
 Dann ein paar Worte — welche schöne Blumen! —
 Sehr schlechtes Reisewetter — in der That —
 Dann hielt ich Deine fingerspitzen eben —
 Adieu, adieu — und leben Sie recht wohl —
 Auf Wiedersehn. — Jawohl, auf Wiedersehn! —
 Ein letztes Winken noch; dann war es aus . . .
 Wir logen beide. —
 Jedoch die schlimmste Lüge war: „Auf Wiedersehn.“
 Wir wußten's beide, was das Meer gehört
 an jenem feuchten, dunklen Sommerabend . . .
 „Nie, — niemals wieder“

Kübed.

Thomas Mann.

Wendepunkt.

Fahr wohl, meine Jugend, fahr wohl,
 fahr wohl
 Mit deinem Glauben und Hoffen! —
 Es hat meinen rastlos ringenden Geist
 Eine andere Botschaft getroffen.

Das neue Evangelium,
 Im Sturmlied will ich es preisen;
 Der Wahrheit die Ehre! die Zeit ist um
 Der zahmen, seligen Weisen. —

Ja, Wahrheit ist es und ist kein Traum:
 Es giebt weder Herren noch Knechte,
 Ein jeder Zweig an der Menschheit Baum
 Hat die gleichen, ewigen Rechte!

Entsprossen der Erde Mutterleib,
 Genährt an ihren Brüsten,
 Es soll weder Stamm, weder Zweig noch
 Blatt
 Nach des andern Rechten gelüsten! —

Eine neue Welt steht vor meinem Geist,
 Die alte ist morsch und zerfressen. —
 Und der neuen Zeit hat unser Geschlecht
 An der leuchtenden Wiege geseffen.

Metersheim (Baden).

Emil Hauth.

Aus zwei Sommerfrischen.

Holl hellem frohmüt
 Am weißen Strand,
 Im weißen Strohhut
 Mit hellem Band
 Wandelt leichten Fußes
 Ein zartblühend Mädchenkind
 An mir vorbei,
 flüchtigen Grußes,
 Stößt mit kräftigem Arm ihren Schirm in den Sand,
 Jede Bewegung fröhlicher Unverstand. —

Eine flüchtige Badebekanntschaft,
 Eine Freundin meiner Verwandtschaft,
 Sechzehn Jahr und schon verlobt,
 Der Bräutigam ein langer verlebter Geselle
 fahlen Gesichts — und mit schnell'gen Manieren.
 Ihrem Kinderfinn, der von Liebe nichts ahnt,
 Scheint er die Brücke
 Zu allem Glücke. —
 Sie schaut auf die Welle,
 Und denkt an Välle:
 Ihre ersten Välle als junge Frau —
 Ein Atlaskleid von mattem Blau,
 Um die Schultern ein crömener Spitzenhawl —
 Und zehn Tänzer an allen Fingern —
 Und auf ihr die Blicke vom ganzen Saal —
 — Und der Neid von all den „jungen Dingen“,
 Die noch warten müssen, ob einer kommt —
 Gott, wie wird sie glücklich sein. —

•

Jahrläufe schwanden, mir von Arbeit voll. —
 Der Dampfer legte an, ich schritt ans Land,
 Ich wollte atmen, wo's zu atmen lohnt,
 Und frische wieder schöpfen. Und nicht lang so schritt
 Im leichten Sommertock ich längs dem Strand,
 Ein Sommerfrischler, wie hier einmal schon,
 Gelöst vom Lebensruss und leichten Eindrucks froh.
 Das Aug' umschweift die Menschen, die gleich mir
 Der Schlendertage süßes Einerlei
 Am Strande wandelnd, sitzend, liegend leben. —

Am Dünenabhang, wo das blaue Meer
 Sich weiter dehnt, als dort am flachen Strand,
 Wohin mein Fuß mich trägt, liegt eine Frau in Schwarz,
 Mir abgewendet, ohne Pose zwar,
 Jedoch den Körper wie von dumpfer Qual geant.
 Zu ihren Füßen sitzt ein bleiches Kind,
 Mißmutig müd im losen Sande schauelnd. —
 Ich lagre mich, weiß kaum warum, da wendet sie den Kopf,
 Und über mich hinweg ins Leere geht ein Aug'
 Voll hohler Tiefe, um den herben Mund
 Kiegt Bitterkeit und Bier —
 fünf Jahre nur. —

Sie trauert, und die Neugier treibt zu fragen:
 „Die Interessante Witwe! ja, es starb ihr Mann
 „An folgen seiner —“ „„Danke! Vielen Dank. —““

Kandau i. d. Pfalz.

Karl Meißner.

Ein Künstler.

Er steht in grauer Arbeitsbluse
An buntbefleckter Staffelei;
Doch führt ihn keine keusche Muse,
Ihn treibt des Daseins Tyrannie!
Sein Pinsel ward vom Gold gepachtet,
Da starb die große Leidenschaft,
Das heiße Ideal verschmachtet
In eisener Kettenhaft.

Stets hört er Händlers Wortgewinsel:
„Nur schaffen — ohne Zeitverlust!“
Er aber malt mit mildem Pinsel
An einer vollen Frauenbrust.
So bald erreichten giftige Pfeile
Die jugendstolze Flugnatur —
Oft zerrt sie wild am Marterseile,
Doch von Erlösung keine Spur!

Wenn früher er an schweren Wunden
Im sieberwildem Geiste litt,
Und was er glühendheiß empfunden,
Ihm flammend durch die Seele glitt:
Da nahte rettend seinem Kummer
Die lichte Zauberfee der Kunst,
Sie schlug das Leid in tiefen Schlummer
Und riß ihn aus dem Erdendunst.

Doch heut? Wer naht dem Seelenjammer,
Wer kommt ins Atelier gestürmt?
Ins Atelier? Die Kumpelkammer,
Wo Ideale hochgestürmt?
Das bunte Spielzeug grüner Jugend
Nun wüst zerschlagen — schmutzgeschminkt,
Und höhnisch aus den Trümmern lugend
Ein Schreckgespenst, das grinsend winkt?!

Wer naht? Oh nichts! Die Geister spuken,
Die seinem Hirn entronnen sind,
Und durch des Gaupenzimmers Lusen
Huscht sommerschwüler Abendwind.
Ihm kriecht die Schwüle durch die Glieder,
Der Pinsel schwankt in schlaffer Hand,
Und wie platinischer sinkt er nieder —
— Der Künstler geht ins Träumerland...

Bald naht die Fee auf leisen Füßen,
Sie beugt sich über ihren Sohn;
Er fühlt des warmen Odems Grüßen
Und ahnt den reichen Leidenslohn.

Ein Strahlenneß von gold'nen Haaren
Umfließt ihr holdes Angesicht;
Das Auge strahlt in einem klaren
Und wunderblauen Himmelslicht.

Zartkosend ranken runde Arme
Um seinen Hals lebendigen Schmuck —
An seinem Herzen liegt die Wärme,
Schon fühlt er feuchten Kippendruck.
Da stürzt des Elends kahle Scheinwand,
Im Kette schwimmt des Lebens Groll,
Er träumt von einer Riesenleinwand,
Die seinen Namen münzen soll.

Lustrosen blühen auf bleichen Wangen,
Die blanke Fee erschließt das Glück;
Er soll's erblicken, soll's erlangen — — —
— O Gott! — — Was reiht ihn roh zurück?
Welch kaltes Spottgelächter spaltet
Des Glanzgespinnstes gold'nen Gang?
Ja, Traum, du hast umsonst gestaltet,
Rauh zerrt die Wirklichkeit am Strang!

Der Bilderhändler steht im Zimmer,
Und grinsend grüßt er seine Kunst:
„Noch nicht zu Ende? — Um so schlimmer —
Ich glaub', Sie haben — einen Dunst!?“
Des Künstlers düstre Blicke trotzen
Dem frechen Spott des Geldpatrons —
„Sie brauchen nicht so wild zu glohen,
Bestellung, Freund, des Herrn Barons!“

„Sie haben noch das alte Fieber,
Mit Ihrer Landschaft ist es nichts.
Zu viel von Poesie, mein Lieber,
Zu viel des lieben Sonnenlichts!
Die formen rund, die Farben bunter,
Das schlägt die Wahrheit aus dem Feld,
Und einen großen Namen drunter,
Die großen Namen bringen Geld!“

Er ging... Der Künstler reiht das Bildnis
Herab in wilder Seelenqual.
Zu seines Hirnes düst'rer Wildnis
Erlösch der letzte Sonnenstrahl.
Das feige Schlangengiftgeträufel
Hertraß das frische Lichtgemie.
Das Gold ist Gott! Da geht zum Teufel
Die gottverfluchte Poesie!

Entschlossen greift er nach der Waffe
 Und preßt sie fest auf seine Stirn,
 Damit sie Schmachserlöschung schaffe
 Und kühl' das Fieber im Gehirn.
 Ein Knall! Ein Sturz — die schwarze Kiste
 Beispült von roter Todesflut!
 Und auf der nackten Frauenbüste
 Verrinnt das warme Künstlerblut . . .

Mannheim.

Adam Heid.

Die Halben.

Ein moderner Frosthroman.

I.

Behaglich sonnt sich nachmittags im Sumpf
 Familie Frosch auf einem großen Blatt.
 Herr Frosch studiert die Zeitung. Er ist satt.
 Frau Fröschin blinzelt und strickt an ihrem Strumpf.

Bübchen und Mädchen hocken um den Kumpf
 Der fliege, die Papa gefangen hat.
 Sie wedeln mit den Schwänzlein; zwinkern matt
 Und essen artig auf mit Stiel und Stumpf.

Herr Frosch lauscht übers Brillglas ab und zu,
 Ob seine Kleinen auch Respekt und Ruh
 Beachten, wie es in der Bibel steht.

Frau Fröschin spricht: „Ihr lieben Kinderlein,
 Wenn Ihr gegessen habt, seid brav und fein,
 Wischt Euch den Mund und sagt das Tischgebet.“

II.

An einem Maitag, als die Knospen sprangen,
 Da sprang ein junger Laubfrosch in den Teich
 Und sang der Froschjungfrau sehnlichstlichweich
 Ein Werbelied zu zärtlichem Umfängen.

Der röteten sich sanft die Lilienwangen.
 Sie schwamm heran und gab verheißungsreich
 Ihm ihre Hand, von Liebesglut zugleich
 Und mädchenhafter Schüchternheit befangen.

Er sprach: „Ich liebe Dich!“ Sie sprach: „Ich auch!“
 Er zog sie heimlich in den Pfeilkrautstrauch,
 Ermutigt durch ihr kindlich dreistes Wagen.

Doch als zum Kusse sich sein Mund geipigt,
 Entschwamm sie seinem Arm und rief erhöht:
 „Ich muß Papa erst um Erlaubnis fragen!“

III.

Die Jahre sich'n, wie Blum' und Blatt zerfliegen.
Frosch starb im Bett. Die Gattin wollte weinen,
Doch gab er ihr den Trost, daß Ihre Kleinen
Von Welt und Sünde unbeleckt geblieben.

Und sie, der dazumal sein helles Lieben
Der Laubfrosch sang, ist eine von den Reinen
Und Mittelfrosch'n. Sie hofft sich ihm zu einen
Dort oben einß in höher'n. süßer'n Triebeu.

Bisweilen nur, wenn Mondesdämmerungen
Den Reich umstimmern, hebt sie sich vom Lager
Und schwimmt umher, die Hände fest verschlungen.

Sie singt dabel, bald laut, bald wehmütteleise,
Um einzuschläfern ihren Herzensnager,
Und Unk und Binse lauscht der frommen Welse.

Konstanz.

Emanuel von Bodman.

Das Modell.

§ Sie sitzt am Herde und friert und sinnt;
§ Sie war ein hübsches, blondlockiges
Kind —

Der Vater war lange gestorben.
Die Mutter war manches andern Frau —
Nun weiß sie es selber nicht mehr genau,
Die Seele war lang schon verdorben.

Sie litten Hunger, sie litten Not,
Auf den Wangen der Tochter verblähte
das Rot,

Und die Mutter rang heulend die Hände:
„Du bist so weiß und so herrlich gebaut —
„Wie schade, daß nie Dich ein Künstler
geschaut,
„Des Jammers wär' heut noch ein Ende!“

Und sie legt in den Ohren ihr Tag für Tag,
Bis endlich das Mädchen den Bitten erlag —
So schleicht sie auf heimlichen Sohlen
hinauf zu dem prächtigen Meller
Des berühmtesten Künstlers, am Ufer der
Spree —

Wie klopft ihr das Herze verflohlen!

Da stehen viel Frauen in schneeiger Pracht,
Doch ganz ohne Hüllen, wie Gott sie ge-
macht, —

Heiß steigt ihr das Blut in die Wangen.
Die marmorne Schönheit verwirrt ihr den
Blick,

Und eiligen Fußes will sie zurück,
Doch der Meister hält sie gefangen.

O nicht mit Gewalt — mit lächelndem
Mund,

Ihr blaßes Gesicht macht ihr Elend ihm
kund —

Er hält sie mit schmeichelnden Worten.
In offenen Händen das schimmernde Gold,
Und die Mutter, die Mutter hat es gewollt.
Und endlich schließt er die Pforten.

Vernichtet löst sie mit bebender Hand
Von Schultern und Leib das geflickte Gewand
Und die Schönheit tritt leuchtend zu Tage;
Sie schlägt die Hände vor das Gesicht,
So steht sie, errötend, im leuschen Licht,
Ein Bildnis der griechischen Sage.

Und er greift zu Pinsel, Palette und Stift,
Er nißt mit den Augen und zeichnet und
trifft,

Vom Wunder des Weibes begeistert.
Und mählich schwindet, wovor ihr gegraut,
Sie öffnet die Augen und schaut und
schaut,

Wie die Kunst ihre Reize bemisstert.

Und als sie ermüdet, da drückt er zum
Schluß

Auf den weißen Nacken den ersten Kuß:
„Und morgen kommen Sie wieder.“

Und als sie die folgenden Tage kam,
Da verlor sich allmählich die keusche Scham,
Und sie schlug den Blick nicht mehr nieder.

Regensburg.

Und der Meister erschuf ein herrliches Bild,
Das all sein Sinnen und Sehnen erfüllt;
Und das Kunstwerk, das er geboren,
Er schickt es zu Markt, in die gaffende Welt,
Doch dem Weib, das ihm als Modell sich
gestellt,

War Tugend und Ehre verloren.

Wohlan! Doch ob ihr sie höhnt und ver-
dammt,

Die Martyrkrone des Ruhmes umstammt
Ihr dennoch die sündigen Locken:

Der notgeborenen, schmerzlichen Günst
Entschleierter Schönheit entringt sich die
Kunst

Und verherrlicht den Sieg mit Frohlocken!

Anna Bert.



Das Majestätsverbrechen.

Von Adolf Paul.

(Berlin.)

I.

Er zog sie näher an sich und küßte sie.

Sie ließ es geschehen — aber mit deutlichem Widerwillen.

— Sie konnte es nicht leiden, geküßt zu werden, — hatte es nie
leiden können! — Konnte nicht begreifen, daß das zur Sache gehörte, und
warum die Herren das immer so liebten!

— So eine Sentimentalität — das war nichts für sie! — Ihre Liebe
war frei und stark! —

Sie setzte sich in der anderen Sofaecke zurecht und geriet in Enthusiasmus.

— „Die freie Liebe — ach, die freie Liebe! — Nach Belieben über sich
verfügen können, ohne Rücksicht auf anderes, als seine persönlichen Gefühle
im Augenblick! — Herrlich!“ —

— Die junge Litteratur — ach! — die junge Litteratur! — die rüd-
sichtslose, mutige — freie, kühne, talentvolle! — Sie meinte die soge-
nannte Bohème-Litteratur, — die alle stilistischen Kunstgriffe verachtete, —
alle Ansprüche an Noblesse, — die nichts scheute, — die alles rein heraus
sagte und mit seinem rechten Namen nannte!

— Flaubert und Zola — Bourget und Maupassant, — die hatten gewiß

auch gute Sachen geschrieben! Und Mut hatten sie auch! — Aber — ja er begriff doch? Sie brauchte wohl nichts weiter darüber zu sagen!?

Und wie sie ihre Eltern haßte! Nein, wie sie sie haßte! Sie konnte gar nicht beschreiben, wie sie sie haßte! — — —

— Und wie verfolgt, unterdrückt, verleumdet sie war!

— Die ganze Welt war darauf erpicht, böses von ihr zu reden — und sie konnte nicht verstehen, warum?

Aber verfolgt war sie! —

Sie hielt inne und sah ihn an, was er von ihrer Weisheit dachte.

Er gab ihren Blick zärtlich zurück und faßte ihre Hand. Sie lächelte selbstzufrieden.

— Ja, — sie konnte nichts für ihre Augen! — ach, solche Augen!

Die verhexten alle Männer — alle Männer wollten sie haben, — alle! — Sie konnte nichts dafür, sie konnte es ja nicht vermeiden, daß sie den Männern gefiel.

-- Ihr gefielen sie nicht. —

Er drückte bittend ihre Hand.

— Nein, sie haßte sie, — ach, wie sie sie haßte! — Feige, sinnliche Zännerlinge, — Lügner alle zusammen! — Amüsieren wollten sie sich, bloß sich amüsieren! — Und ein armes Mädchen ließen sie sitzen! Phrasenmacher, alle zusammen! — Ach, wie sie sie haßte! —

Er zog seine Hand zurück und drückte sich in die andere Sophaecke. Sie that, als merkte sie es nicht.

Ja, freilich war sie einige Male verlobt gewesen, öffentlich — und noch mehrere Male heimlich!

Aber das war auch alles!

Und sie hatte aufgefagt! Sie konnte keinen einzigen von ihnen ertragen!

— Einer liebte sie sogar jetzt noch — treulich.

— Aber sie machte sich nicht das geringste aus ihm! Er war häßlich — unbedeutend; — sah nach nichts aus! — Geld hatte er wohl — — aber — etwas so gräßliches konnte sie sich nicht denken, wie sich mit ihm verheiraten — ein ganzes Leben mit ihm leben! Pfui, nein! —

Das hatte sie ihm übrigens auch selbst gesagt! —

— Er liebte sie trotzdem! Sie konnte es ihm ja nicht verbieten! Sie hatte ihm sogar Erlaubnis gegeben, es zu thun, — aus der Entfernung, — ihr zu schreiben!

Sie hatte versprochen, sich mit ihm nachher zu verheiraten, — wenn sie zu nichts anderem mehr Lust hatte — wenn sie es müde war, mehr vom Leben zu genießen!

— Und er hatte versprochen, zu warten.

— Heute war ein Brief von ihm gekommen.

„Du kannst ihn meinewegen lesen!“

Er wollte nicht.

Aber sie las ihn laut.

Acht Seiten zärtliche Beteuerungen — die Bitten und Beteuerungen eines unglücklichen Verliebten, die von ihr kommentiert, verhöhnt und ausgelacht wurden. Und darauf ein bewunderndes:

— Oh, wie er sie liebte! wie er nur lieben konnte — uneigennützig!

— „Der ist anders als Du! Aber ich liebe Dich trotzdem.“

Sie schob sich ihm näher und legte den Kopf auf seine Schulter — zeigte einen schön gebogenen Nacken, auf den er nicht unterlassen konnte, seine Lippen zu drücken, und sah zärtlich, traurig zu ihm auf.

— Nur darum bitte sie ihn, nur darum — wenn sie es nicht mehr aushielt, dies Leben, — wenn sie nichts mehr hatte, worüber sie sich freuen konnte — wenn ihre Liebe vorbei, und sie gezwungen war, ihr Versprechen an den andern einzulösen, — dann sollte er „ihr helfen“ — ihr das Leben nehmen — sie konnte es selbst nicht — konnte nicht, — sie war so schwach, so —

Sie legte den Kopf auf die Seite — sah etwas kokett unter dem Stirnhaar zu ihm auf und verzog die Lippen zu einem selbstzufriedenen Lächeln.

Sie sah so bezaubernd aus, daß er nahe daran war, die Selbstbeherrschung zu verlieren — er zog sie heftig an sich und küßte sie einmal nach dem anderen unter wiederholten Beteuerungen, daß sie ihn nie um diesen Freundesdienst zu bitten haben würde — er würde nie aufhören, sie zu lieben, nie in Ewigkeit!

Sie sprach nicht mehr davon, daß sie es nicht leiden könne, geküßt zu werden — sie ließ es über sich ergehen — leistete nur den kleinstmöglichen Widerstand, und als er eine Pause machte und ihre Lippen eine Sekunde in Frieden ließ, öffnete sie sie und sagte, als sei das die Hauptfache: „Na — da wir nun also verlobt sind, giebst Du mir wohl auch einen Ring?“

Er war wie mit kaltem Wasser begossen.

Sie saßen eine Weile schweigend, die Stimmung war zerstört und gedrückt.

Er schlug vor, auszugehen und zu essen. Sie war gleich mit dabei.

— Freilich war es schon zehn Uhr — aber —

„In Berlin kann man thun, was man will! — Und ich habe sogar unter vier Augen mit einem jungen Herrn zu Hause soupiert.“

Sie gingen in eine Weinstube.

Das erste Glas leerte sie augenblicklich bis auf den letzten Tropfen und gab sich kaum Zeit, zu atmen — hielt ihm dann das leere Glas hin und stöhnte:

„Mehr!“

Nach dem Essen kamen Cigaretten, und dann fing sie wieder von vorn an.

Er wurde nun ganz überzeugt von der Berechtigung ihres unauslöschlichen Hasses gegen ihre Eltern, wurde mit der tiefsten Bewunderung und Hochachtung für die Bohème-Literatur erfüllt, erkannte, wenn ihre Liebe ein Ende nähme, daß er verpflichtet sei, „ihr zu helfen“, beim Sterben, wurde ein begeisterter Anhänger der freien Liebe.

Dann ergriff er das Wort.

Er sprach mit Verehrsamkeit über die Pflichten des Mannes und des Weibes gegeneinander — über die Mängel der alten Gesellschaft — über die Pflichten der Eltern gegen die Kinder — und gab dann und wann einen Wink über Kindererziehung.

— Er bewies ihr, daß er und sie freie Menschen wären — daß es ihre Pflicht sei, mit gutem Beispiel voranzugehen, zu handeln — ein vollzogenes Faktum hinzustellen — eine Art Versuchsideal des „neuen“ und besseren Verhältnisses zwischen Mann und Weib! —

— Ja, — das sollten sie, stimmte sie bei, und da sie also einig waren, konnten sie gleich morgen zum Pastor gehen. Er verstand doch — wegen der Folgen.

— Pastor!? — Im selben Atemzug, wo sie „ja“ zum Evangelium der freien Liebe sagte! —

Er betrachtete sie erstaunt.

— Waren sie vielleicht jemandes Sklaven?

— Oder hatten sie vielleicht das Recht, die Freiheit eines ungeborenen Wesens zu beeinträchtigen? —

— Nein, sich opfern sollten sie, — es auf die Nachrede ankommen lassen — auf die Verachtung — auf alles!

Er bestellte noch eine Flasche Champagner.

Nein, ihre Freiheit wollten sie haben! — Und das gerade um der Folgen willen! —

II.

Drei Wochen später kam er eines Nachmittags zu ihr hinauf.

Eine auffallende Unordnung herrschte in ihrem Zimmer. Kleidungsstücke — Bücher — Kämme und andere Dinge lagen durcheinander; Tabakasche und Cigarettenstummel lagen überall umher, und das Zimmer war voller Rauch.

Auf dem Tisch stand ein Theebrett mit einem Trinkglas und zwei Bierflaschen.

Die eine war geleert.

Sie sah auf dem Sofa mit beleidigter und verächtlicher Miene, nahm die Cigarette aus dem Munde und sagte nichts.

Er setzte sich ihr gegenüber auf einen Stuhl.

In einem Korb auf dem Tische lag eine Menge Nähgerät, ein schmutziges Schnupftuch, ein Päckchen Cigaretten und einige Zettel.

Er bemerkte ihr, daß es unvorsichtig sei, das Geld so aufzubewahren.

„Bist Du ein so ordentlicher Mensch!“ -- antwortete sie mit gemachter Verachtung aller Ordnung.

Er schämte sich fast seiner Bemerkung.

„Komm und setze Dich neben mich!“

Er that es -- fuhr aber sofort wieder empor.

— Der Geruch, — wieder dieser abscheuliche Naphthageruch! Was in aller Welt bedeutete das?!

„Ich trinke es!“

„Warum —?“

Sie lachte auf.

„Weißt Du das nicht?“

Nein, das wußte er nicht. — Wie lange sie das gethan hatte?

Sie antwortete auf diese Frage noch nicht.

Er wußte wohl, daß sie gern trank — aber etwas so Raffiniertes wie Naphtha trinken —!? — Das konnte er nicht verstehen.

Es war soviel anderes an ihr, was er auch nicht verstand, sovieler sonderbare Widersprüche.

War sie jemals etwas für ihn gewesen?! — Sie hatte gesagt, sie wolle es sein, hatte es aber nicht gekonnt! — Er hatte etwas Totes, Geschlechtsloses gefunden, — das nicht einmal Wärme genug hatte, um einen Kuß zu erwidern.

Sie hatte geheuchelt, — gelogen, — mit ihm Komödie gespielt — sich Gefühle angeeignet, deren sie nicht fähig war, und mit Widerwillen seine Zärtlichkeitsbezeugungen über sich ergehen lassen — mit bezwungenem Abscheu seine Küsse zu Eis auf ihren Lippen erstarren lassen — ihn dazu gebracht, daß er etwas wie verlegenen Widerwillen in ihren Armen empfand.

Er verabscheute diese rücksichtslose, brutale Unnatur, die liebte — aber keine Empfindungen hatte, — die anderer Liebe verschlang — aber nichts dafür gab, — die sagte, daß sie wolle, — die alles wagte — aber doch nichts konnte!

Und dann das ewige Getrinke — das ewige Geplapper von einge-

lernten, unzusammenhängenden Phrasen, die Vorurteilslosigkeit verkündigen sollten — aber nur Unwissenheit verrieten.

Er hatte sie geliebt — für sie geschwärmelt, wie ein Sechzehnjähriger, der zum ersten Male liebt. Und da seine Vernunft ihm sagte, daß diese Schwärmerei mehr als lächerlich an einem Fünfundzwanzigjährigen mit einer ganzen Einsamkeit von Jugendünden hinter sich sei, hatte er versucht, sich einzureden — es sei eine Art Atavismus in die Romantik vorausgegangener Generationen u. s. w. Er hatte geschwärmelt, bis zu den ersten Worten, mit denen er ihr davon erzählte — — worauf sie lachte und ihn mit seiner Beschämung stehen ließ.

Da hatte er die Schwärmerei in eine Art spekulierende, philosophisch reformatorisch angelegte Gesellschaftsliebe verwandelt, sie in den Erdboden „der Pflichten des Individuums gegen das Menschengeschlecht“, — „der Übelstände der alten Gesellschaftsordnung“ und dergl. mehr verpflanzt.

Dort hatten sie sich gefunden, — die Liebe paßte am besten zu ihren Phrasen.

Und als sie dann endlich zur Hauptsache kamen, wo das ewig Männliche und das ewig Weibliche sich schließlich hervorwagen und den Mißverhältnissen des Lebens trotzen und sich einander in der alten — ewig neuen — Wirklichkeit geben sollte, — da trafen beide auf das eigentliche Mißverhältnis.

Seine schwankende Blödigkeit machte einer bis zur Rücksichtslosigkeit gesteigerten, rein selbstischen Begierde Platz. Und ihre herausfordernde Vorurteilslosigkeit bedeckte ein ebenso großes Minus. Die zu brutaler Übertreibung gesteigerte Unnatur unarmte die ebenso brutal getötete.

Ein Zusammenleben zwischen ihnen war nicht möglich. Das wußten sie beide — aber sie konnte es nicht einsehen.

Warum hatte er sie in ganzen drei Tagen nicht besucht? — Und nichts geschrieben? —

Er antwortete mit einer wohlüberlegten, logisch beweisenden Rede.

— Sie hatte Komödie mit ihm gespielt — geheuchelt — Gefühle gelogen, die sie gar nicht hatte.

— Und das hatte seine Liebe getötet — seine heiligsten Gefühle verhöhrt, die ersten, einzigen, wirklichen, die er je gehabt.

— Und nun fühlte er nichts weiter für sie.

— Aber er hielt seine früheren Gefühle für sie „so heilig“, daß er sie „nicht in Haß übergehen lassen wollte“.

— Er könnte möglicherweise dazu kommen, sie zu hassen, wenn die Verbindung nicht gelöst würde.

— Er wußte, er würde sie hassen müssen! —

— Und darum war es das beste, daß sie jetzt schieden. —

Er nahm seinen Hut und wollte gehen. —

Sie fuhr auf und hielt ihn zurück.

Anfangs brachte sie kein Wort hervor. Sie war verschmährt, verabschiedet worden, sie, die Schöne, — sie, die gewöhnt war, selbst einem Manne den Abschied zu geben!

— Sie konnte es nicht glauben! Es konnte nicht notwendig sein, daß sie schieden. —

— Sie räumte ein, daß seine Ansichten über sie richtig seien.

— Aber sie wollte sich ändern. Sie versprach es.

— Er solle es nur noch eine Zeitlang mit ihr versuchen — er würde sehen, wie alles gut würde.

— Ihre Natur war so schön, — so eingezogen — konnte sich noch nicht ausgeben. Aber sie würde sich schon Bahn brechen.

— Sie konnte sich's nicht denken, ohne ihn zu leben, — sie „brachte es nicht fertig“, allein zu sein.

— Sie würde sich das Leben nehmen — sich in die See stürzen — oder auch auf die Straße gehen, — ja, das würde sie, — auf die Straße gehen und sich anbieten. Und er konnte sie nicht so sehen wollen. Er konnte solch eine Verantwortung doch nicht auf sich nehmen, sie zu so etwas getrieben zu haben! Denn seine Schuld sei es ganz allein!

Er sagte kein Wort — sondern ging bloß nach der Thür.

Sie eilte ihm nach, schlang ihre Arme um seinen Leib — sank auf die Kniee vor ihm und bat, er möge sie nicht aufgeben — bat um Verzeihung, daß sie mit seinen Gefühlen gespielt hatte — drohte, sich allen möglichen Schaden zu thun.

Und wälzte die Verantwortung dafür auf ihn. —

— Aber er sollte es nur mit ihr versuchen — es würde alles wieder gut werden. Sie war ja nur ein schwaches Weib. Er konnte es doch begreifen — er durfte sie nicht verlassen — er mußte ihr wenigstens helfen, über dies Gräßliche wegzukommen, daß sie „sich wenigstens nicht selbst verlor“. —

Er fragte, was sie damit meinte, „sich selbst verlieren“, und bekam keine Antwort.

Sie stand auf — legte die Arme um seinen Hals, sah ihn an mit einem Blick, — o welch einem Blick! — und fing an zu sprechen mit einer Stimme, so warm, so leidenschaftlich, und bat so, daß ein Stein davon gerührt werden konnte.

— „Versuch doch nur — ach, versuch nur! — Du wirst sehen, Du hast Dich getäuscht, ich kann anders sein, — ich — ich, ach Gott, wie bin ich

unglücklich! — Unterdrückt — tyrannisiert, seit ich so klein war, wie — —
— Aber ich will versuchen, mich zu ändern.“ — —

Er konnte nicht widerstehen, legte den Arm um ihre Taille — zog sie dicht an sich, — ihr erhitztes Gesicht berührte das seine — und sie küßte — sie, die „es nicht ertrug, geküßt zu werden“ — küßte heiß, — leidenschaftlich —

Da nahm er abermals den widrigen Geruch wahr — Naphtha, oder was es sein mochte, drang durch alles hindurch und verpestete die Stimmung.

Er wurde plötzlich ganz abgekühlt, — stieß sie von sich und sagte ihr heftig, sie solle das Heucheln sein lassen. — Warf ihr dann einige Phrasen von ewiger Freundschaft hin und rannte nach der Thür, ohne sich durch etwas aufhalten zu lassen, verfolgt von dem Naphthagengeruch wie von einem bösen Gewissen.

Der beherrschte seine Sinne noch draußen auf der Straße wie die Erinnerung an einen bösen Traum.

— Er wollte nicht einmal mehr mit ihr sprechen, — sie nicht einmal mehr grüßen!

III.

Nach einiger Zeit kam ein Brief von ihr. —

— Sie hatte es nicht ertragen, von ihm verlassen zu sein — sie hatte versucht, sich das Leben zu nehmen. Aber es war nicht gelungen — ja, er konnte froh darüber sein, denn er allein trug die Verantwortung dafür! —

— Gestern Abend hatte sie gethan, was sie nie früher gethan — war auf die Straße gegangen und hatte einen fremden Herrn angeredet! — Ja, das hatte sie gethan! — Aber nichts weiter! Und darüber konnte er froh sein!

— Aber sie liebte ihn noch immer — ebenso sehr wie früher. Obgleich sie einsah, daß es keine Hoffnung mehr für sie gab.

— Hätte sie bloß ein Kind von ihm gehabt — ein Geschöpf, dem sie all ihre Liebe für ihn geben konnte! — Das hätte sie doch etwas getöstet — —

— Wenn er sie doch besuchen wollte — nur ein Mal — —

Das that er nicht — das verbot seine gekränkte Mäulichkeit — seine „verhöhnenten, heiligen Gefühle“ für sie. — Er wollte ihr beweisen, daß man sich nicht derartig von einem Weibe behandeln zu lassen brauchte!

Einige Zeit darauf kam ein neuer Brief.

— Jetzt haßte sie ihn — tief, unauslöschlich! — Und wünschte alles Böse auf sein Haupt herab!

Sie wollte ihm die freudige Nachricht nicht vorenthalten, daß sie ihn nicht mehr liebte! Nur deshalb schrieb sie!

— Und dann noch etwas anderes, wovon sie sprechen wollte. —

— „Was soll ich thun, — wenn ein Kind kommt? — — Denn es kommt eins, siehst Du — ich habe zuverlässige Personen konsultiert. — Und mich an einem unschuldigen Leben vergreifen — einem ungeborenen Leben vergreifen, — zu so was Abscheulichem habe ich nicht den Mut — —“

Er warf den Brief weg, aufgebracht über ihre Unverschämtheit.

Er, der nichts hervorbringen konnte, als totgeborene Phantasie-Fötusse — und das Gerede, daß sie nicht den Mut hatte, zu töten.

Es klang, als hätte sie ein böses Gewissen. —

— Er sprach einmal mit einem guten Freund über dies und das.

Sie kamen auch auf das Kapitel der Trunksucht. —

Aber etwas so abscheulich Raffiniertes, wie Naphtha zu trinken, das konnte er nicht verstehen. —

— „Weißt Du das nicht?“ fragte der Freund.

„Was?“

— „Das trinken die Bauermädchen bei uns zu Hause, — um sich vor den Folgen zu schützen!“ —

Aha! — da hatte er's! Das also war das böse Gewissen!

Sie hatte nicht den Mut zu töten —

Nein — Mut nicht! sie tötete aus Feigheit — und „um nicht unglücklich zu werden“. —

— Und dann ihre unselige Begierde nach starken Getränken!

— Das Trinken — das sah er nun ein — war ein Gift, ein tödliches Gift für das Weib, während es für den Mann mehr eine Art notwendiges Übel war!

— Ja, er wollte es nicht gerade verteidigen, oder es zu einer Art männlichem Privilegium machen.

— Aber am Weib war es verwerflich, absolut verwerflich! —

— Das verstand er jetzt! — —

— — Aber sein Verhältnis zu ihr verstand er nicht.

Verstand nicht, daß es bloß ein gegenseitiges Zusammenpassen von Phrasen war.

Und dann hatte sich das eine gegen die Phrasen des andern vergangen — das war alles! Das war das ganze Majestätsverbrechen.

Die Liebe wurde nicht mit in Berechnung gezogen, sie fand sich nur im Wörterbuch.

Und dort stand sie nur als der Name für ein Zerrbild.



Eine.

Von E. Avari.

(Farrlsruhe.)

I.

Auf dem schmalen Fußpfade, der sich durchs Ackerfeld nach der Rückseite eines kleinen Dorfes hinzog, ging ein einsamer Wandrer. Eine stattliche, aufrechte Gestalt, wetterdurchfurcht, grauhaarig, mit einer Haltung, die den Militär erkennen ließ.

Seine Schritte wurden langsamer, je mehr er sich den eingefriedigten Gärtchen näherte, die an die Scheunen stießen.

„Hier muß es sein,“ sprach er zu sich selbst, indem er stehen blieb und über den grünen Hag in einen der Gärten hineinschaute, „hier ist es — das ist der Nelken- und Lavendelbusch, wie er schon dazumal die Lust erfüllte. — Aber hier zur Linken war hochwogendes Korn, kann vermochte ich die Kente jenseits auf den Wiesen zu sehen — auch jetzt heuen sie wieder dort, aber wo Korn war, ist heute leeres Stoppelfeld. — So ist's auch mit meinem Leben — ja, ja die Jahre vergehen. Zwanzig Mal mag seitdem das Korn hier geerntet worden sein und der Wind über Stoppeln geweht haben. — Ich muß wohl um das Dörfchen herumgehen,“ sprach er dann, „der Holzriegel an jener kleinen Hinterthür an der Scheune wird vorgeschoben sein!“

Sinnend schritt er weiter. Einer der Gärten war von hoher Bretterwand umgeben, ein stattliches Haus ragte dahinter empor.

„Wohl das Pfarrhaus,“ sagte sich der Fremde, der im Schatten der Obstgärten, durch die der Fußpfad führte, stehen blieb und zurückschaute.

An der Bretterwand öffnete sich eine Thür, die er nicht wahrgenommen hatte. Ein hochgewachsener junger Mann trat ans das Feld herans. Ohne Hut schritt er langsam hin und wieder.

„Ein jugendlicher Pfarrherr, sieht eher noch einem Studenten ähnlich,“ dachte der Fremde, als er die langen schwarzen Haare desselben immer wieder über die hohe, blasse Stirn fallen sah. „Ein schöner Mann — auf wen er warten mag?“

Er wartete offenbar, der junge Pfarrer. Rechts und links schaute er sich um und blieb endlich stehen, als aus dem Garten, der des fremden Mannes Interesse erweckt hatte, eine jugendliche Mädchengestalt, in ländlicher Tracht, hervortrat. Ein weißes Tuch, lose um den Kopf geschlungen, beschattete ihr Gesicht, und die nur bis zum Ellbogen reichenden, blütweisen

Hemdärmel fielen auf ein paar runde, volle, sonnebräunte Arme. Einen Rechen über die Schulter gelegt, eilte sie flüchtigen Schrittes den Pfad entlang. Den Parrer gewahrend, schrak sie leicht zusammen und tiefe Röte bedeckte ihr Gesicht, als sie grüßend an ihm vorüberschritt.

Dieser schaute dem Mädchen nach, bis es unter den Bäumen seinen Blicken entwand und trat dann in seinen Garten zurück, die Thüre hinter sich schließend.

Mit Spannung hatte der Fremde dem Mädchen entgegengeschaut.

„Christine,“ murmelte er unwillkürlich, aber als das Mädchen näher kam, verringerte sich für sein Auge die Ähnlichkeit, die ihn an eine andere Gestalt gemahnt hatte. Fast trotzig und bitter schauten ihn diese großen dunklen Augen an, als er grüßend den Hut zog, jenes andere Augenpaar war voll Milde und Heiterkeit gewesen.

„Es muß Christinens Tochter sein,“ dachte er, indem er das Mädchen den Wiesen zueilen sah. „Freilich, warum auch nicht? Die schöne Wirtstochter von damals hat sich verheiratet, und dieses ist die Wirtstochter von jetzt.“

Der Fußpfad bog rechts in die breite Dorfstraße ein, die der Fremde nun betrat. Er schritt die Häuserreihe entlang, an deren Rückseite er zuvor vorübergegangen war. Überall sah er geschlossene Fensterladen, wie ausgestorben war das ganze Dorf.

„Gerade wie vor 20 Jahren,“ dachte er, als er die hohe runde Staffel an der Dorfschenke emporgestiegen war und sich auf der obern Stufe umschaute — „ob auch Christine noch nährend am Fensterplatz sitzt — erkennen wird sie mich kaum, so alt und grau, wie ich geworden bin.“

Er trat in den sandbestreuten Flur ein. Die Thüre zur Wirtstube stand offen.

Ein Mann in Hemdärmeln mit rundem, kurzgeschorenem Kopf und wohlgenährtem, glattrasiertem Gesicht schaute ihn von einem Tische aus entgegen, auf dem verschiedene Zeitungen ausgebreitet lagen. Das Blatt, in dem er gelesen zur Seite legend, erhob er sich rasch und fragte den Fremden höflich nach seinem Begehrt.

Dieser richtete den Blick nach dem dritten Fenster, der Platz dort war leer. Kein Arbeitstischchen, nichts mahnte an das Walten einer Frau.

Der Wirt brachte den verlangten Wein.

„Heut macht's warm,“ meinte er, „gut Wetter für's Ohmetheu.“

Der Fremde nickte zustimmend.

„Kommen wohl von der Festung drüben überm Rhein?“ setzte der Wirt sein Gespräch fort, der den Stand seines Gastes richtig erraten hatte.

„Ja, ja, ich komme von drüben.“

„Komm selber oft nüber, hab' aber den Herr Major noch nie g'sehen.“

Der Fremde lächelte über das kluge Ausfragen des Wirts, der ihn seinem Alter nach aufs Geratewohl „Major“ anredete.

„Ich bin noch nicht lange in der Festung, mein Regiment lag in der Residenz,“ erwiderte er.

„So, so — da ist Ihnen die Gegeud fremd?“

„Nicht so ganz — vor vielen Jahren war ich einmal hier — sogar in diesem Hause. Das wird bei Ihrem Vater gewesen sein?“

„Nein, nein,“ wehrte sich der Wirt mit großem Eifer, „das wär' mir leid!“

„Warum?“ fragte der Major.

„Ach, das sind so merkwürdige Geschichten, ist lange Gras drüber g'wachsen — — mein Vater hat's Lamm für mich kauft,“ setzte er nach einer Pause hinzu.

„Hatte der Mann denn keine Kinder? — Es schien mir großer Wohlstand da zu sein.“

„Recht reich ist der alte Reinhold gewesen, ja rechtschaffen reich, hat auch Kinder g'habt — die eben haben den Mann ins Unglück gebracht.“

„Wollen Sie nicht ein Glas mit mir trinken, Herr Lammwirt, und mir erzählen? — Ich — ich interessiere mich für solche Familiengeschichten.“

„Das ist aber eine traurige, Herr Major,“ sprach der Wirt geschmeichelt, und die Gläser füllend setzte er hinzu, „ich red' zwar nicht gern davon — aber wenn Sie's interessieren thut —“

„Erst wollen wir auf die Gesundheit Ihrer Frau trinken,“ sagte der Major und stieß mit dem Wirte an.

Mit einem sauer süßen Lächeln stellte dieser sein Glas hin, an dem er kaum genippt hatte.

„Ach die Weiber, Herr Major, die können et'm 's Leben recht verbittern,“ meinte er ärgerlich.

„Hoffentlich nicht Ihre Frau, Herr Lammwirt?“

„Um,“ machte er, „die ist ihres Kopfs.“

„Sie ist wohl auf den Wiesen?“

„Na, auf den Wiesen,“ lachte der Wirt bitter, „das sollte ihr einfallen — eingeschlossen hat sie sich schon wieder zwei Tage — behauptet, sie sei krank. Und das jetzt, wo man Heu machen thut. — Ist nichts wie Eigensinn! — Ich muß jetzt daheim hinsitzen und die Leut schaffen lassen — wenn ich d' Mutter nimmer hätt', könnt' ich's nicht ausführen.“

Dem Major war es leid, an diese Verhältnisse gerührt zu haben.

„Das bedaure ich recht sehr,“ sprach er ernst, „aber Sie wollten mir von Ihrem Vorgänger erzählen,“ suchte er abzulenken.

„Wenn doch alles zusammenhängen thut,“ erwiderte der Lammwirt mit einem Seufzer.

„Wieso? — ich verstehe nicht —“

„Das werden der Herr Major bald hören. Der alt' Lammwirt hat drei Söhn' g'habt und eine Tochter, die Christine.“

Gespannt horchte der Major jetzt auf.

„Im Dorf ist sie halt d' Lammwirts Dine g'heiß'n worden — 's ist's schönst' Mäd'l g'weßt weit und breit und g'rad so gut und brav wie schön.“

Ein lautes, spöttisches Lachen ertönte in diesem Augenblick von dem kleinen Schießfenster her, das neben der Einschenk in die Küche führte.

Des Wirts Gesicht verfinsterte sich, ärgerlich stand er auf und etwas von „verfluchter Spioniererei“ murmelnd, schob er das Fensterlein geräuschvoll zu.

„Mein' Frau kocht sich scheint's ein Thee,“ trat er erklärend an den Tisch zurück. „Ich mach kein Hehl d'raus,“ fuhr er dann fort, „daß ich die Dine schon in der Schul' gern g'sehen hab' — wenn man so miteinander aufwachsen thut, wissen Sie —“

„Freilich, freilich,“ nickte der Major.

„Ich bin auch ein Wirtssohn, die Kton' hat mein'm Vater gehört und so hätt ja alles gepaßt. Ich hab d' Meßgerei g'lernt, wie die meisten Wirtssohn' in selbiger Zeit. Wenn ich so ein paar Jährle in d' Fremd gehen thu und schau mich um in Städten, paß ich besser zu der Dine, hab ich gedacht, denn was feins hat sie an sich g'habt — hat immer ein bißel hoch oben naus g'wohlt. Ihr Vater ist halt gar närrisch mit dem einzigen Töchterle g'weßt, vielleicht weil's kein Mutter g'habt hat, vielleicht auch, weil ihm seine Söhn' so wenig Freud g'macht haben.“

„So waren die nicht gut geartet?“

„Wie man's nehmen thut — großsprecherische, wilde Raufbolde sind die zwei ältesten g'weßt, und der Jüngste, der ist am liebsten dort g'weßt, wo es g'schafft war. Man hat ihn im Dorf nur den Träumer g'heiß'n. In der Schul' hat er einmal den Vers vom Joseph g'lesen, den sein Bröder den Träumer g'heiß'n haben, so hat er den Namen behalten. Wir sind miteinander konfirmiert worden. Der Träumer hat es nachher durchg'setzt bei sein Vater, daß er studieren hat dürfen, Thierarzt. Der Alt' hat seinen Kinderu nichts abschlagen können, das ist ein Unglück g'weßt. Freilich, er hat ja auch Geld die Meng' g'habt — seine Söhn' habens tapfer g'nug nausgepußt.“

„Aber die Tochter doch nicht?“ fragte der Major.

„Gott behüt, die nicht. Sechzehn Jahr ist sie alt g'weßt, wie ich in d' Fremde gangen bin, aber schon ein bildschöns Mäd'l. Ihr kohlschwarz Haar und Augen und ihr G'sicht wie Milch und Blut — Sünd und schad ist's heut noch um's Mäd'l!“ rief er unmutig aus und vergessend, mit

wem er sprach, schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch, daß es dröhnte. „Heut thät ich's noch aufnehmen mit dem Kerl, wenn ich nur wüßt — —“ Doch zur rechten Zeit besann er sich noch und fuhr in seiner Erzählung fort: „Ich hab in der Stadt ein' guten Plaz g'funden, aber ich wär doch nach dem ersten Jahr gar zu gern wieder heim. Hab aber kalkuliert, die Dine ist erst 17 Jahr, der Alt' thät mir sie doch noch nicht geben, und ich selber bin auch noch jung g'weßt. So bin ich weiter fort, durch d' Schweiz nach Frankreich 'nein. Mein' Leut haben mir alle paar Monat g'schrieben. Wenn ich nach der Dine g'fragt hab, hat's g'heiß'n, die hat Freier die Meng', aber keiner ist ihr gut g'nug. — Wenn ich heimkommen thu, wird's schon anders werden, hab ich für mich gedacht, ich hab ja in der Stadt alle Mäble g'fallen.“

„Mein Vater hat mir damals auch g'schrieben, bei unserm Ort sei ein Zollgardist meuchlings totg'schlagen worden. Im Dorf ist großer Spektakel, hat's im Brief g'heiß'n, niemand will was davon wissen. 's müssen's Schmuggler gethan haben, hat mein Vater g'meint, weil der Meistermichel — so haben sie den Gardisten g'heiß'n — toujours hinter ihnen her g'weßt ist, wie's Wetter, wenn sie heimlich Wein über den Rhein g'schafft haben. Er hat auch davon g'schrieben, daß dem Lammwirt seine Söhn' schon öfter erwischt worden seien, und daß der Alt' tüchtig dranglauben hat müssen. G'schieht ihnen recht, hab ich gedacht, so reiche Leut sollten sich schämen, zu schmuggeln. Aber der Träumer, hat mein Vater am Schluß noch g'sagt, ist jetzt Viehdoktor. Niemand hätt' g'meint, daß aus dem so ein vurnehmer Herr werden thät. Wart's nur ab, Vater, an mir sollst auch dein' Freud haben, wenn ich heimkommen thu, hab ich gedacht.“

„Aber die vielen Freier von der Dine sind mir nimmer aus dem Kopf kommen. Tag und Nacht hab ich simuliert, und eines schönen Tags hab ich mein Bündel geschnürt und bin heimwärts.“

„Der Sternenwirt von B., die lezt' Poststation, hat mich auf sei'm Bernerwägele heimg'führt. Hab's nimmer ins Felleisen gebracht die viele Kleider — wenn man sparen thut —“

„Kann mir's denken,“ nickte der Major.

„Mein Lebtag vergeß ich die Heimkunft nicht,“ fuhr der Lammwirt fort. „'s ist im März g'weßt, 's Wetter ist g'rad umg'schlagen, ein feucht-warmer Frühlingswind ist gangen. Mir ist's gar wunderbarlich zu Mint worden, und mein Herz hat geklopft vor Freud, wie wir zum Thorfalter rein g'fahren sind — heut soll ich ja d' Dine noch sehen. — „Aber was ist denn da los?“ sag ich zum Sternenwirt, „da ist ja 's ganz Dorf lebendig?“

„Vor den Häuser sind sie g'standen, durcheinander geplaudert und g'schrien haben sie. Wie wir vor der Krone ang'fahren sind, kommt mein

Vater raus, wie jedesmal bei fremden Fuhrwerke mit Herrenlent. Ach Gott, der alt Mann hat mich zuerst nimmer gekent.

„Ludwig, Ludwig!“ hat er nachher g’schrien, die Händ z’ammeng’schlagen und hat fast gegreint. „Du kommst zu ’me schöne Aufstand heim.“

„Was gibts denn, Vater — wählt Ihr ein’ Burgermeister?“

„Du sollst recht haben, Ludwig — vor einer Stund haben d’ Gendarmen dem Lammwirt seine Söhn’ fortg’führt —“

„D’ Gendarmen! die Lammwirts söhn’ — alle drei?“ hab ich in der höchste Bestürzung g’rufen.

„Nur die zwei großen — der Viehdottor ist schon zwei Täg fort.“

„Ja was ist denn mit ihnen — was haben sie g’macht?“

Niemand hat was b’stirumts g’wußt.

Mein erster Gedanke war die Dine und ihr Vater. Herr Gott, was werden die jetzt machen? Raum hab ich mir Zeit g’lassen, d’ Mutter zu begrüßen, nachher hab ich mich auf den Weg g’macht. Es hat g’rad an-g’fangen zu dunkeln. Ich bin d’ Gäß n’auf g’reinnt und mit zwei Säß bin ich d’ Staffel droben g’west. Die Wirtsstub da ist finstler und leer g’west. Sie werden im zweiten Stock sein, denk ich und spring d’ Stieg’ n’auf so schnell ich kann. Durch ein Thürspalt schimmert Licht. Da drinn sind sie, denk ich, und mach langsam die Thür auf —“

„Nun,“ rief der Major erregt, als der Wirt eine Pause machte.

„Ja, ja, sie ist drinn g’west, die Dine — ’s erst, was ich g’sehn hab, ist — die Dine —“ Der Wirt konnte vor innerer Bewegung nicht weiterprechen, sein Gegenüber schaute ihm mit höchster Spannung in die feuchten Augen.

„Die Dine ist tot auf ihrem Bett g’legen,“ brachte er endlich hervor.

„Um Gotteswillen!“ rief der Major, während der Lammwirt lange stumm vor sich niederblickte und langsam eine Thräne über seine Wange lief.

„Ja, ja, tot — der Schrecken über ihre Brüder hat sie umgebracht, ist ’s erst g’west, was ich denken hab können,“ fuhr er zu erzählen fort.

„Aber ich bin wie starr unter der Thür stehen geblieben. Da seh ich etwas sich regen vor dem Bett, ’s ist der Dine ihr Vater g’west, der sein’ Kopf in ihr Bett g’wühlt g’habt hat, und hat nur leis g’wimmert. Da bin ich dann zu mir selber kommen und vollens in d’ Stub ’nein gangen. Die Thür hab ich hinter mir zugedrückt. Wie ich mich umkehren thü, sitzt da d’ Bumßern, ’s Lammwirts Haushältern, und hat — o Herr Major — ich kanns jetzt noch nicht fassen — und hat ein Wickelkind auf der Schoß! —“

’naus g’schrien hab ich, wie ein wildes Tier — ich hör heut noch mein Schrei: Wem g’hört das Kind, Alte?!

Da hat die Bumßern ganz sachte den Kopf nach der Dine hinbewegt und hat weiter das klein Ding g’wickelt.

Wie ich wieder zu der Thür 'naus und heinkommen bin, weiß ich nimmer. Ich bin erst wieder zu mir selber kommen, wie ich mein' Mutter am Herd hab stehen sehen. Ich bin ihr um den Hals g'fallen und hab g'rad 'naus g'weint. — Sie hat mich ins Bett gebracht, wie ein klein Kind — bin drauf in ein hüßig Fieber g'fallen.“

Der Major war während dieser Erzählung todesblaß geworden, in seiner Erregung nahm es der Lammwirt nicht wahr. Er saß und stierte vor sich hin, bis der Gast seinen Arm berührte.

„Wenn man so von alten Zeiten sprechen thut,“ entschuldigte er sich, „und die Toten aus dem Grab holt, in das sie unser eigen Glück mit-g'nommen haben — da wird man halt weich. — D' Dine haben sie lang begraben g'habt, bis ich wieder aufstehen hab können. Kindisch oder irrsinnig haben sie ihren Vater vom Sterbebett wegg'führt — zwei Tag d'rauf hat man ihn tot aus 'm Mühlbach gezogen, dort wo er in den Rhein fließt. Von Gericht aus ist's Lamm g'schlossen worden.“

„Und wessen waren die Söhne angeklagt?“ fragte der Major, mit Mühe nur seine tiefe Erschütterung verbergend.

„Ja so, die Söhu', ja die — die haben den Zollgardisten totg'schlagen g'habt. Der Träumer hat's zur Anzeige' gebracht. Den haben seine Brüder sozusagen gezwungen, Wacht zu stehen, bis sie dem Meisternichel, wie er nachts allein heingegangen ist, 's Fell gegerbt haben — tot haben sie ihn nicht schlagen wollen, nur ein' Dentzettel hat er kriegen sollen. Der Träumer hat aber nimmer leben können mit der Last auf'm G'wissen — man hat auch andere im Verdacht g'habt — kurz er hat den ganzen Hergang vor Gericht erzählt. Er hat nachher auch nur zwei Jahr Gefängnis kriegt. Die Brüder hätten zum Tod verurteilt werden sollen, aber weil sie g'ständig g'weßt sind und nicht die Absicht g'habt haben, den Gardisten ums Leben zu bringen, ist jeder zehu Jahre ins Zuchtthaus kommen.“

„Aber das ist ja furchtbar,“ seufzte der Major.

„Ja, das ist's,“ nickte der Lammwirt, „aber das ist noch nicht alles. Beim Obfigurieren hat sich's rausg'stellt, daß nix mehr da ist als Schulden — der Reinhold ist unterm Boden vergant't worden.“

„Und das Kind der Tochter hat gar nichts gehabt?“

„Nicht was auf der flachen Hand liegt.“

„Und — und — der Vater des Kindes — wer war's?“

„Ja, das weiß Gott, Herr Major.“

„Hat das Mädchen vielleicht einen Liebhaber gehabt — einen der Burfche — oder? —“

„Bewahr — so was bleibt im Dorf nicht verborgen, Herr Major.“

„Ja aber —?“

„Freilich — irgend einer — — die alt Bumsfern, die einzig, die's vielleicht sagen könnt, g'sieht ja nichts. Ihr werdet's schon sehen, wann er kommt, hat sie g'sagt. Aber 's Kind hat sie zu sich g'nommen und hat's verpflegt, wenn sie gleich um all ihr Geld kommen ist. Wissen Sie, bei uns, Herr Major, lassen rechtschaffene Dienstboten bei ihrer reichen Herrschaft den Lohn stehen, daß sie auf ihr alte Tage ein' Notpfennig haben. So hat die Bumsfern all ihr Sach verloren bei der Gant.“

„Und doch hat sie sich des Kindes angenommen? — Das ist eine brave Person — Aber von was hat sie es denn erzogen?“

„Die Gemeind hat was zuglegt und die Bumsfern ist noch rüstig g'west. Sie ist zu ihrer Schwester, zum Käsbäbele gezogen, die handelt mit Butter und Käse, über in d' Festung, da hat sie Arbeit g'funden. Hungern oder betteln hat das Kind von der Dine nicht müssen — das hätt' ich auch nicht g'litten, Herr Major, und wenn mein' Frau lauter Gift und Gall g'west wär — ich hätt's doch ang'nommen.“

„Konnten denn die Brüder für das Kind nichts thun, als sie wieder frei waren?“

„Die Brüder? lieber Gott! — Der Tierarzt ist halt ein Träumer geblieben. Hat ihn früher sein G'wissen geplagt, bis er die Sach angezeigt hat, so ist er später verrückt drüber worden, weil er's gethan hat, und jetzt noch ist er manchmal wirr — der hätt' nicht noch für ein ander Kind sorgen können. Und dann der älteste, der Fritz, der ist nach vier Jahren im Zuchthaus g'storben. Der Hans ist begnadigt worden, wie der Großherzog an d' Regierung kommen ist. Sechs Jahr hat er abg'essen g'habt — aber er hat d' Schand und Armut nicht vertragen können. Sein' Frau ist auch eine liebliche Person g'west, ihr bissel eigen Vermögen hat sie rausgebracht g'habt, bis ihr Mann heim kommen ist — der ist bald nachher im Elend g'horben. — Ja, Herr Major, das ist aus dem reichen stolzen Reinhold und seinen Kindern worden.“

„Das ist allerdings eine traurige Geschichte,“ sprach der Major, der die letzte Zeit nur zerstreut zugehört hatte. „Aber Sie sagten doch, das — nuu das eigentümliche Benehmen Ihrer Frau hänge damit zusammen — wie meinten Sie das?“

„Thut's auch, Herr Major, thut's auch. Wie's Dinele, 's Kind von der Christine, aus der Schul g'west ist, hab ich's in's Haus g'nommen — ich hab nicht vertragen können, daß es bei fremden Leuten dient — und daren in das Haus g'hört's doch von rechtswegen. Mein Vater hat's Lamm kauft, freilich, aber ich mein halt, dahin ist's Kind geboren und da soll's sein! Mein' Frau aber, daß Gott erbarm! — ich hab kein' gute Stund mehr, seit das Mädel im Haus ist.“

„Das ist recht bedauerlich,“ meinte der Major, „aber ist denn das Mädchen auch wert, daß Sie Ihr Glück —“

„Wert?“ unterbrach ihn der Lammwirt, „das will ich meinen — so hats noch keine geben, — brav, g'scheit und fleißig! — Das ist ja g'rad der Ärger von meiner Frau, daß sie dem Dinele nichts anhängen kann. Alle Bursche im Dorf laufen ihr nach, so schön ist sie, sie guckt aber kein' an. Jetzt schreit mein' Frau natürlich, 's ist nichts wie Hochmut — sie soll froh sein, wenn sie ein rechtschaffener Bursch heiraten will, wenn mer so ein' Herkunft hat — ich sag Ihnen, 's ist zum Verriicktwerden! — Vor'm Jahr haben wir ein' jungen Pfarrverweiser ins Dorf kriegt, seit der auch nach dem Mäd'el guckt, ist's gar nimmer zum Aushalten.“

Der Major dachte an die Scene, die er auf dem Feldweg beobachtet hatte.

„Aber unter diesen Umständen,“ meinte er, „kann ein Pfarrer doch kaum daran denken —“

„Freilich nicht — das gäb ein' schönen Aufstand im Dorf — aber wahr bleibt wahr, er predigt nur an das Mäd'el hin.“

„Und vom Vater hat man nie gehört, in all den Jahren?“

„Kein Wort, Herr Major. Mein' alte Mutter hat oft g'sagt — und sie versteht sich drauf: die Dine, hat sie g'sagt, ist unschuldig in d' Schand kommen, 's ist ein Glück, daß sie g'storben ist —“

„Lammwirt! Lammwirt!“ riefs in dem Augenblick, und lautes Peitschenknallen tönte zum offenen Fenster herein.

Ein hochbeladener Heuwagen schwankte gegen das Hofthor, das von innen aufgeriegelt werden mußte.

Der Wirt entschuldigte sich und eilte in den Hof.

Raum war der Major allein, sank er laut stöhnend in seinen Stuhl zurück. Er schlug die Hände vor's Gesicht und saß in tiefes Nachdenken versunken. Endlich erhob er sich und folgte dem Wirt.

Mit Hü und Gott suchte der Knecht die Pferde anzutreiben; der Wagen war in der engen Einfahrt stecken geblieben.

Der Lammwirt hatte das Sattelpferd am Bügel ergriffen und suchte es vorwärts zu ziehen.

Der Major küstete den Hut und ging quer über den Hof nach der offenstehenden Scheune, nachdem ihm der Lammwirt zugerufen hatte, die Hinterthür münde auf einen nähern Fußpfad.

„Ich kenne diesen Weg nur zu gut,“ murmelte der Davoneisende. Scheu nur blickte er sich in der Scheune um, und mit Zagen öffnete er den Holzriegel an der Hinterthür, die ins Freie führte.

Jener Unglücksnachmittag stand mit all seinen Erlebnissen anklagend vor seiner Seele. Er war noch Leutnant dazumal gewesen, hatte einen

Spaziergang gemacht und war im Lamm eingelehrt. Stunden lang hatte er in der kühlen Wirtsstube mit dem schönen Mädchen geplaudert in Ernst und Scherz. Sie hatte ihm von ihrem einsörmigen Leben erzählt, von der übertriebenen Liebe ihres Vaters, von ihren kleinen Freuden und Leiden. Er hatte sie ausgefragt nach ihrem Liebhaber und war erstaunt über die völlige Unverdorbenheit des schönen Mädchens. Die Burfche des Dorfes waren ihr nicht recht.

„Wenn aber so ein Mann käme, wie ich?“ hatte er scherzend gefragt, und das schöne Kind hatte errötend vor sich niedergeschaut.

Als er dann ausgebrochen, hatte sie ihm den nähern Weg durch die Scheune gezeigt.

Herrlicher Heudunst strömte ihnen daraus entgegen. Am Fensterloche streckte eine weißgestirnte Kuh den Kopf heraus und stieß ans Holzwerk.

Gelt Bläß, dich hab ich vergessen, hatte Christine gerufen und schnell eine Heugabel ergriffen und den Rühen grün Futter auf die Kause gesteckt, immer mit ihnen schwägend, als ob sie es verstünden.

Er war dabei gestanden und hatte jede Bewegung des kräftigen Mädchens verfolgt.

Wie zärtlich muß sie erst gegen einen geliebten Menschen sein, hatte er gedacht. Lachend war sie dann hinzugesprungen und hatte den Holzriegel zurückgeschoben.

Und dann stand sie vor ihm wie mit Blut übergossen: die Abendsonne umflutete die herrliche Gestalt.

Der reichlich genossene Wein war ihm zu Kopf gestiegen. Setner Sinne nicht mächtig, hatte er die nur leicht Widerstrebende umfaßt und ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt.

Einen Ring, den er selbst getragen, hatte er beim Abschied dem verwirrten Mädchen an den Finger geschoben und: „ich werde wieder kommen,“ gesagt, dann war er in den sinkenden Abend hinausgeschritten.

Das kleine Abenteuer war ihm aus dem Gedächtnis gekommen, als sein Regiment verlegt wurde. Heute erst, als er über'n Rhein fuhr, war der Wunsch in ihm aufgestiegen, zu sehen, was aus dem hübschen Mädchen in der Dorfschenke geworden. „Oh! oh!“ stöhnte der innerlich Gefollerte, „wenn ich geahnt hätte, daß mein Leichtfinn ein Menschenleben zerstört — wie glücklich hätte das Mädchen an der Seite dieses Mannes werden können, ohne mich!“ Von Schmerz übermannt, sank er auf einen Stein am Wege. „Armes, armes Mädchen!“ klagte er sich an, als er die Sonne so feierlich schön hinter der regungslosen Pappelreihe, die den Strom umsäumte, versinken sah, „gerade so ist es dazumal gewesen.“ — Lange saß er und dachte darüber nach, wie eine Sühne dieser Schuld möglich wäre.

11.

Das Bummern saß allein am einzigen kleinen Fenster der niedern Stube, die sie mit ihrer Schwester, dem Käsbäbele, und deren zwölfjährigem Töchterlein bewohnte.

Vor der Alten stand ein großer Holzkübel voll weicher, weißer Masse, die sie zu kleinen Handläsen formte. Jeden Abend, jahraus, jahrein, war das die Beschäftigung der Greisin.

Anfangs, als sie zu ihrer Schwester gezogen war, hatte es sie keine geringe Überwindung gekostet, still zu sitzen bei der einförmigen Beschäftigung, nachdem sie so viele Jahre in Haus und Hof des reichen Lammwirts das Regiment geführt. Sie würde auch anderwärts lohnende Arbeit gefunden haben, ihre Treue und Tüchtigkeit waren in der Gegend bekannt. Aber dann hätte sie sich von Christinens Kind trennen müssen, das wollte sie nicht. Lieber begnügte sie sich im Heim der Schwester mit einem engen, fensterlosen Winkel, der nur durch einen Lattenverschlag von dem auch als Küche dienenden Flur getrennt war und kaum für Bett und Kiste der Alten Raum bot. Da hauste sie mit dem kleinen Wesen mehrere Jahre. Als dann Bäbeles Mann starb und seiner Frau, außer einem zweijährigen Kinde, nicht viel hinterließ, teilten sich die Schwestern in den langen, schmalen Streifen von Stube, deren Hintergrund ihnen als gemeinsamer Schlafraum diente.

Bäbele trug im eigenen und in den Nachbardörfern Butter und Käse zusammen und brachte sie in der Stadt zu Markt, während ihre Schwester die häuslichen Arbeiten verrichtete, die beiden Mädchen erzog und die Handläse bereitete. So ging's ziemlich friedlich zu.

Nur Fricdele, Bäbeles Töchterlein, war für Bummern ein tägliches Ärgernis. Nicht daß sie das Kind nicht ebenfalls lieb gehabt hätte, sie konnte nur nicht ertragen, daß es von seiner Mutter so „verdorben“ wurde.

„Dein Fricdele werd ihrer Lebtag kein rechter Diensthott“, konnte sie sich ereifern, wenn dem Kinde aller Wille erfüllt wurde.

„Hast Du's vielleicht mit der Dine annerst g'macht?“ gab Bäbele ärgerlich zurück.

„Ja, i heb's — die isch a recht worre.“

Und so war es auch. So jung das Mädchen auch war, hörte Bummern doch nie eine Klage von ihrer Dienstherrschaft. Still und ernst that Dine ihre Pflicht. Nur die Eifersucht der Lammwirtin auf ihre verlorbene Mutter verbitterte dem Mädchen das Dasein.

„Wenn sich's Dinele nur verheuern könnt“, meinte die Alte oft, und auch heute dachte sie es während der Arbeit.

„Ich glaub, 's werd Nacht,“ sprach sie zu sich selbst, während sie ein

mit Käschchen belegtes Trockenbrett zur Seite schob und sich ein leeres zurechtlegte, „und 's Frickele isch noch net do.“

In der Stube herrschte schon fast völlige Dunkelheit, nur die blau- und weißgestreiften Vorhänge eines mächtigen Himmelbettes hoben sich vom Hintergrund ab. Braungestrichene Stühle und einige mit bunten Blumen und Buchstaben verzierte Truhen machten das ganze Mobiliar aus. Käsebreter lagen überall. Ein seltsamer, atembeeugender Geruch strömte von ihnen aus, der trotz des geöffneten Fensters das niedere Zimmer Tag und Nacht erfüllte. Überm Tisch, der an die geweihte Wand gerückt war, hingen grell gemalte Bilder aus der biblischen Geschichte.

„Jetzt rennt sich des uffg'schosse, leibarm Ding widder de Brustkaste ein,“ murmelte die Alte besorgt, als sie bei einem Blick durchs Fenster die Kleine außen mit fliegenden Zöpfen vorüberhüpfen sah.

„Wu stehst denn so lang,“ schrie sie Frickele an, als sie atemlos unter der Thür erschien.

„Fangerles hemmer g'spielt unner 's Krummholze Nußbom.“

„So — a noch vor'm Pfarrhaus? Weiß, daß d'r Herr Pfarre net leide kann nach'm Betglod? — Hasch net läute höre?“

„Jo, i heb — o, er hat es ja zugeguckt am Fenschter — der sagt nit — er isch jo so gut.“

„'s g'hört sich aber net — weiß, daß D' helse Josch,“ grollte die Alte weiter.

„'s werd net so pressiere mit dem Käfelsgepatzsch,“ machte die Kleine leichtfertig, „sieß sich aber doch sofort neben der Alten nieder, um zu beginnen. Diese gab ihr einen unsanften Stoß mit dem Ellbogen.

„No — no,“ wehrte sich die Kleine verwundert.

„Weg — Himmelsapperlot — d' Händ g'wäsche, sag ich.“

„D' Händ g'wäsche,“ spottete die Kleine lachend nach. „D' Ihr hent alsfort so a Wirtschaft — das werd' gut g'nung sein vor d' Stadtleut.“

„Nai 's isch net — und so lang i leb, werd 's Sach sauber gemacht, verstaune?“

„Ihr send a net am säuberste, Das Lies,“ kicherte Frickele, „wann Euch d' Leut' seße thäte, mit Euerm verrunzelten Gesicht und Euerm groe,*) strowellige Hoorschopf und dere lilabloe lattuneue Haub druff, thät's eue a gräusle vor dem Handläsen, wu d' Ihr patzhet.“

„I bin aber alsfort sauber.“

„Jo schön sauber,“ neckte die Kleine.

„Schweigscht jetzt glei, Du Sidirn!“ schrie die Alte, als ob sie wütend

*) grauen.

wäre, während sie in Wirklichkeit der Kleinen nicht ernstlich böse sein konnte. „I sags jo, aus Dir werd Deine Lebtag nix, schaffe thusch net, lerne thusch net, d' alte Leut' spottisch aus —“

„Wann d' Ihr jetzt net still send, schmeiß ich Euch so e Käfel an Kopf,“ rief die Kleine voll Mithwille, ihr gerade fertiges Räschen zum Wurse emporhebend.

„Prowier's amol!“ rief die Alte.

Klatfch — saß auch schon das Räschen plattgedrückt an ihrer Stirn.

„Aufsch,“ bereute nun doch die erschrockene Kleine, wollte sich aber im nächsten Augenblicke anschnitten vor Lachen, als die Alte mit einem: „Dich soll's Kreuzdunnerwetter,“ die weiche Masse herunterriß und sofort wieder zu einem regelrechten Räschen formte, das sie ohne Bedenken den andern auf dem Brette beifügte.

„Di, Bas Lies,“ lachte die Kleine immer noch in größter Ausgelassenheit, „schmeißet doch das Käfel weg!“

Die Alte witterte weiter, ohne die Eintrede Frickeles zu beachten.

„Was hent d'r denn widder minanner?“ frug's da, und unter der Thür stand Tine.

„Ach, Dinele, Du hasch me Deiner Lebtag net so viel verzörnt, wie der Unband do in oim Tag,“ rief die Alte, „do helst alles Schelte nix!“

„Sa scheltet net, Bas Lies,“ warf Frickele ein.

„Wann i net schelte thät, wer könnt's dann mit Dir anshalte?“

„Komm, Frickele, i will der Bas Lies helfe,“ sagte Tine lächelnd, sie war an derlei Austritte zwischen der Greifin und dem Kinde gewöhnt und wußte, daß sie nicht ernst gemeint waren.

Erleichtert sprang die Kleine auf und raunte ins Freie, um gleich darauf ihren Kopf wieder durch das niedere Fensterlein hereinzustrecken.

„Gelt, Bas Lies, jetzt sind 'r froh, daß 's Dinele do isch,“ neckte sie. „Dort kummt d' Mlodder,“ rief sie dann und sprang dem Räsäbäbele entgegen, die mit einem schwerbeladenen Korb über die Straße kam.

„Frickele,“ rief sie ihrem Kinde zu, „mach', spring' g'schwind zu der Burgemeistern, sie stoßt grad' aus, hol de Butter.“

Wie ein Pfeil schoß die Kleine fort.

„I geh noch in d' Hinnergass' und trag Räs z'samm,“ sagte Bäbele dann zu ihrer Schwester, indem sie den Korb abstellte, „do verles die Eier, pack's glei in Marktkorb — morge gebt's widder e Traget,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„I sieh' früher uff und trag's Euch e Stück, Bas Bäbe,“ sagte Tine.

„Jo, daß Dei Bas widder schelt,“ meinte Bäbele schon im Fortgehen.

„In Gotts Name, lent se schelte,“ seufzte Tine.

Die Alte schaute über ihre große runde Hornbrille hinweg besorgt nach dem Mädchen.

„Hat's widder ebbes gebe?“ frug sie endlich voller Teilnahme, „hat se widder g'heult vor Horn?“

„Ja,“ sagte Tine einfach.

„Ach du lieber Gott, du gütiger — die Fra hat de lewendige Teufel im Leib — wie kon se denn Di armes Moidel so schinne, so fleißig wie D' bist — ach du liebe, gute Zeit und gar net widderreddisch.“

Tine blieb stumm. Den Mund fest geschlossen, als wolle sie den Kummer verbeißen, legte sie ein Räschen nach dem andern aufs Trockenbrett. Endlich, als fast die ganze Masse verarbeitet war, hielt sie inne und den Blick fest auf die Greisin gerichtet, frug sie: „Das Lies, was wisset d' Ihr denn vun — vun — vun mei'm Vadder?“

„Ach, du lieber Gott, du gütiger,“ rief diese erschrocken, „wie kummsch denn do druff?“

„D' Ihr hent mer jo niemols Antwort gebe,“ sprach sie, „und mei Bas hat heut widder so wüsch über mei Vadder g'scholte — 's muß oiner vun überm Mhei do g'west sei, und dem muß mei Vadder vun'r verzeht hou, und d' Bas hat's g'hört — i vertrags nimme, Bas Lies — lieber geh i durch.“

„Hm, hm, hu,“ machte die Alte, bekümmert den Kopf schüttelnd.

„Aber wisse möcht' i, was wohr's dran isch — un — un — wuher i dann kumm — gelt, mei Vadder isch doch net schlecht g'west?“ schrie sie auf und ein Thränenstrom rann über ihre Wangen.

„W'hit' es Gott, schlecht!“ wehrte die Alte, das letzte Räschen mit Heftigkeit auf's Brett setzend, „noi weger — schlecht — wann numme annere net schlechter sen.“

„Ja awer,“ — stockte Tine und schaute durch ihre Thränen die Alte an.

„I woiß, i woiß,“ beschwichtigte diese, „warum heb i dann loin Vadder? witt froge, wart e bissel — mer sen jetz grad so schön alloi.“

Sie wusch die Hände in einem irdenen Waschbecken und trocknete sie ab.

„Numme langsam, numme stet,“ murmelte sie, als sie von Tine gefolgt nach ihrer Truhe am Fußende des Bettes trippelte und diese öffnete.

„Brings Licht, Dinele,“ bat sie.

Diese hielt den Leuchter und schaute neugierig in die Kiste. Alle möglichen Kleidungsstücke hastig zur Seite schiebend, zog die Greisin endlich ein Kästchen hervor, das unter all den Habseligkeiten versteckt gelegen hatte.

„I heb D'r's noch net weise wolle, Dinele, daß D' net hochmütig werst.“

„Hochmütig, daß Gott erbarm,“ seufzte diese, „wann mer a leddig

Kin isch und so e Verwandtschaft g'hat hat, wie i, — meinet D'r, d' Leut verzehele eim net alles?"

„En Unglück und e schwache Stund kann jedes emol han, deswege isch mer noch lang toi Lumpenpad — sen als d' fürnehmste Leut im Dorf g'west, 's alte Lammwirts,“ ereiferte sich die Alte, indem sie dem Kästchen einen Ring entnahm und dem Mädchen hinhielt.

„Den hat Dei Vadder Deiner Modder gebe, und er hat g'sagt, daß er widder kumme thät.“

Langsam nahm Tine den Ring und hielt ihn ans Licht. Zwei verschlungene Buchstaben und eine Krone darüber waren auf dem Stein eingraviert.

Sie schaute lange stumm darauf nieder.

„Aber der Mann isch net kumme,“ meinte sie schließlich traurig.

„Noi, kumme isch er net,“ gab die Alte zu und starrte vor sich hin, „aber e fürnehmer Herr isch 's g'west,“ setzte sie endlich tröstend hinzu.

„Reinthalbe hätt's en Tagelöhner sei könne, wann er nor mei Modder g'heuert hätt!“ Nach langem, ernstem Sinnen fragte sie plötzlich: „Was Lies, wie — wie isch dann mei Modder — — wu hat se daun den Mensch g'junne?“

„Ja, des kon i D'r a net sage, Dinele, aber i will D'r verzehele, was i weiß. 's isch m'r als wär's g'schtern g'west — mer hat a g'rad 's Hoo*) g'macht, do kumm i emol obeds spot vun de Wisse hom, siht Dei Modder im Stall uff'm Stofstrog und heult und wimmert zum Erbarme. Herr Jerum, Dinele, wos isch D'r dann? hab i g'rufe. Do isch se in d' Höh g'schprunge un hat de Schorz vors G'sicht g'hobe mit zwu Händ, un isch in ihr Kämmertele nuff. Drei Täg lang hat sie sich net sehe lasse. Und dernet heb i se nimmer gekennt — so weiß wie d' Wand isch se g'west, und toi Lächerl hat se meh gethon, — ach und vorher hat se nix wie g'junge und g'lacht den ganze Tag. So am Christinnelstag rum hab i nimme schweige könne. Wir henn g'rad obeds in der Küche d' Grummbiere g'schält vor de Selat. Ach Gott, Dine, hab i g'sagt, wie isch dann des kumme? Do hat se g'heult, daß mer d' Händ unnerer wäsche hätt könne.“

„Das Lies,“ hat se nobich**) g'sagt, „er isch so schö und so lieb g'west — un i heb me vor em g'föcht — — und wie er mi g'froggt hat, ob i en mag, heb i g'meint, i könn net noin sage.“

I heb d' Händ überm Kopf z'ammegechlage, „ja un jeß, Dine?“ heb i g'janmert.

*) Heu.

**) nachher.

„Er werd scho lomne,“ hat Dein' Modder g'sagt un d' Auge abgetrückt, „luget, Was Lies, den Fingerring hat er mir gebe.“

„Wann er aber net kunne thät, Dine?“ heb i g'rufe, wie i an dem Ring g'hehe het, daß 's so en nobler isch.

„Net kunne?“ hat Dein Modder g'sagt, „o mei, warum sollt' er dann net kunne, wu 'r 's doch versproche hat?“

„Mannsleut sen Mannsleut,“ heb i g'sagt. Sie hat sech aber net err mache losse un hat den Ring widder mit 'em rote' Bändele um ihr'n Hals g'hängt. „Wie Dein' Modder tot g'west isch, heb i 'n g'numme un vor Dir uffg'hobe — er wär jo a verstoigert worre.“

Tine nickte nur.

„Wie mer's nimme verhoimliche hat könne, heb i Dein Modder in ihr'm Kämmerle g'laßt un heb g'sagt, sie sei krank. 's isch Winters g'west, do heb i schon d' Arbet alloin mache könne — Dein Alvadder un die Bube hen nix davun g'nerkt.“

Tine ging auf die Greisin zu, nahm ihren schneeweißen Kopf und drückte ihn an sich.

„Unser Herrgott soll's Ech vergelte im Himmel drobe — i konn's jo net!“ rief sie unter Thränen.

„Laß numme gut sei, Dinele,“ wehrte die Alte, „laß gut sei! Wie Du nodich uff d' Welt kunne bisch,“ fuhr sie fort, „isch Dei Modder gar z'ung schwach gewest. Ach die Schand, die Schand — mei guter, alter Vadder, hat se g'jammert einmal ums anner, wär der Mann doch vorher kunne — ach, ach — jez hätt 'r a sei Freud an dem schöne Kinnel, un g'heult hat je, 's Herz isch eim schier verschrung. Wann se erscht g'wisht hätt, wie Dir's geht, Dinele — ach! ach! ach! — I bin ganz froh g'west, wie se endlich vor Schwäche eing'schlofe isch.“

„Uf einol geht 'n Gebolter*) im Haus an. I geh vor d' Thür un horch, was isch. Do kommt Dein Alvadder schloßeweiß d' Steg ruff. „Wu isch d' Dine? wu isch d' Dine?“ ruft er laut. I stel me breit no un will em de Weg versperre. Ganz leß schiebt er me uff d' Seit un schreit schon unner d'r Thür: „Dine, allweil hen d' Schandarme de Fritz und de Hannes fort, i glab ins Zuchtshaus!“ Dein Modder duht en laute Schrei, un bis i an ihr Bett kumm, liegt se do wie dot. O Herr je, o Herr je, heb i g'rufe, holet de Doktor! — Dinmol hat se d' Auge noch uff g'macht, aber gekennt hat se es net — en Stund druß isch se g'schorbe g'west.“

Die Alte schwieg aufs Tieffste bewegt, und Tine weinte leise vor sich hin.

Endlich trocknete sie ihre Thränen und schaute traurig vor sich nieder.

*) Gepolter.

„Wann 'r aber am Einn doch noch kumme thät?“ meinte die Alte.

„Wer?“ fragte Tine, aus ihrem Sinnen auffahrend.

„Ha, Dei Vadder! — nix g'wiß woiß mer net.“

„O, ein der's meiner Modder so schlecht g'macht hat, den könnt i net leide, Bas Lies.“

„'s wär halt doch Dei Vadder,“ mahnte die Greisin, „vielleicht wär er reich —“

„Do solltet d' Ihr's aber gut kriege, Bas Lies, uff Euer alte Täg.“

„I bin zufriede,“ versicherte diese, „numme Dir, Dinele, möcht i's wünsche — un i moin halt alsfort, er thät kumme — woißch, d' Heu isch en Schelm, sie kummt hinne nach — wer woiß, ob dem Herre net a noch 's G'wiße uffwacht. — Aber, Herrjerum!“ rief sie plötzlich aus, „wann's Bäbele kummt, werd's schelte — kumm, Dinele, mer woll uffraume.“

Tine stieg behend auf einen Stuhl. Die Greisin reichte ihr die langen, schmalen Bretter mit den Käschen, die das junge Mädchen nebeneinander auf den Himmel der Bettlade schob.

„So, jeß trücket schön,“ sprach sie, indem sie herunter sprang.

Dann fing sie an, Butter und Eier in den großen Marktkorb zu verpacken.

„Geh numme jeßt hom,“ sprach die Alte sanft, „i will scho mein Sach schaffe — mei alle Knoche brauche net so lang zu enge wie Deine.“

„Morge früh unne drei rum kumm i, gellert, Bas Lies?“ sprach Tine, „un jeß gut Nacht!“

„Gut Nacht,“ nickte die Alte, ohne aufzusehen. „Bisch dann noch do?“ rief sie nach einer Weile, als sie Tine immer noch unter der Thür stehend gewahrte, „was hasch dann noch?“

„I glab, wege Euch hätt i's net dhon solle, Bas Lies.“

„Was hätt'sch net dhon solle?“

„I heb heut 's Burgemeinisters Karlfriz g'sagt, daß i en net mag.“

„Ach Du lieber Gott, Du gütiger!“ rief die Alte und die Arme in die Hüften stemmend, starrte sie Tine an, „de reichste Murscht im Dorf — un den mag'sch net?!“

„Wann d' Ihr 's hon wollt, Bas Lies, nimm i'n,“ sprach sie mit weicher Stimme, „stuscht konn i Euch doch meiner Lebtag net vergelte, was d' Ihr an mir un an meiner Modder gethan hent.“

„Dumm's G'schwäg, dumm's — wannu d' en doch net mag'sch? — i kon jo noch schaffe mit meine siebezig Jährten, un unser Herrgott werd schon helfe — mir un Dir!“

„Liebe, gute, herzige Bas Lies!“ rief das Mädchen aus und drückte nochmals den alten Kopf der sich leicht Wehrenden an die Brust, dann huschte sie zur Thür hinaus.

„Woiß scho, wen d' magstsch,“ sprach die Alte bedächtig, ihre verschobene Haube zurecht rückend, „'s liegt im Blut — alsofort hoch obe naus — wann aber koin Bunner g'schiecht, kriegsch den net, noi weger, den kriegsch net — — ormes Moidel — en Parre kannu's Lammwirts Mag net heuern — wann se a noch net emol en rechte Vadder hat,“ setzte sie feufzend hinzu.

III.

Der Pfarrverwefer ging mit großen Schritten in seiner Studierstube hin und wieder.

Die Predigt für den morgenden Sonntag war fertig geschrieben. Die losen Blätter in der Hand begann er zu memorieren. Aber es wollte nicht gehen heute, seine Gedanken waren nicht bei der Sache. Auf dem Schreibtisch lag ein frisch geschriebener Brief, immer wieder lehrte er dahin zurück und las diesen durch.

„Was wird sie sagen, die gute alte Mutter?“ murmelte er für sich, „soll ich am Ende doch noch warten mit dem Absenden? — Einerlei wird ihr die Sache nicht sein — und doch, Sie hat mich ja so lieb.“

Er setzte sich nieder und stützte sinnend den Kopf in die Hand. Endlich schob er energisch den Brief zur Seite, nahm mit einem raschen Griff die Predigt und vertiefte sich in deren Inhalt.

„Aber es geht ja nicht!“ rief er endlich voller Ungeduld aus, „ich lese ja aus diesen Blättern den Brief an die Mutter Wort für Wort — ich glaube, ich werde verrückt!“

Er erhob sich. „So kann es nicht weiter gehen — dieser Kampf reißt mich auf.“

Goldiger Sonnenschein legte sich breit auf den Fußboden des Zimmers, draußen war ein prächtiger Herbstnachmittag. Durch das geöffnete Fenster strömte Kefedaduft vom Garten herein.

„Ich muß hinaus ins Freie,“ sprach der junge Mann, „am besten, ich trage den Brief zur Post, sonst komme ich nicht zur Ruhe — mag die Mutter dann entscheiden.“ Bei diesen Worten faltete er das Blatt und schrieb die Adresse. Hut und Stod in der Hand, schritt er der Thüre zu.

„Herr Pfarrverwefer, drunne in der Bohnstüb isch oiner vun über Fel, soll i 'en forschide vun wege d'r Preddig?“ fragte in diesem Augenblick die alte Magd, die noch vom verstorbenen Pfarrer im Hause war und den jungen Pfarrverwefer versorgte.

„Nein Kathrine, laßt ihn nur heraufkommen.“

Sie rannte davon, die Thür offen lassend, in deren Rahmen gleich darauf der Major erschien.

„Von Neben,“ stellte er sich vor.

Der Pfarrverweser verbeugte sich und dem Fremden einen Stuhl bietend, fragte er höflich nach seinem Begehrt.

„Ich komme in einer seltsamen Angelegenheit,“ begann der Major, „sie betrifft, wie ich glaube, das Pfarramt — ich muß um Entschuldigung bitten, Sie bei der Arbeit zu stören.“

Der Pfarrverweser erwiderte etwas von Pflicht und bat ihn, fortzufahren.

„Es handelt sich um eines Ihrer Pfarrkinder, das ich unter Umständen Ihrer Seelsorge entziehen möchte.“

Als der junge Mann nur schweigend nickte und ihn erwartungsvoll anschaute, nahm der Major wieder das Wort: „Einer meiner Freunde,“ sprach er in etwas zögerndem Tone, „hat vor vielen Jahren hier ein Mädchen gekannt —“

Eine Pause trat ein, während welcher der Pfarrverweser sein Gegenüber forschend betrachtete.

„Es walten da eigene Verhältnisse ob — mein Freund hat nämlich kürzlich in Erfahrung gebracht, daß — daß er hier eine Tochter habe.“

„Ach so?“ sprach der Pfarrverweser, nur mit Mühe seine große Erregung verbergend, denn sein erster Gedanke galt Tine und ihrer geheimnisvollen Herkunft. „Und was kann ich in der Sache thun?“ sprach er dann.

„Zuvörderst möchte ich um Ihren Rat, Ihren Beistand bitten, Herr Pfarrer. Mein Freund gehört nämlich der besseren Gesellschaft an. Das Mädchen ist, wie ich mir sagen ließ, in bürgerlichen, ja sogar ärmlischen Verhältnissen aufgewachsen — wird es möglich sein, dieses Kind — wie soll ich sagen — zu erziehen — zu bilden — Sie verstehen doch — — mit einem Wort, glauben Sie an die Bildungsfähigkeit eines solch vernachlässigten Geschöpfes?“

„Um Ihnen genaue Auskunft geben zu können, müßte ich doch erst den Namen des betreffenden Pfarrkinds wissen,“ meinte der junge Mann, der nun fast überzeugt war, daß es sich nur um Tine handeln könne.

„Ja den Namen, den Namen,“ besann sich der Fremde, „die Mutter des Kindes war die Tochter des früheren Lammwirthes — so hat mir wenigstens mein Freund gesagt.“

Also richtig, dachte der Geistliche, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, obgleich sein Herz fast hörbar pochte. „So ist es Christine Reinhold — sie ist beim jetzigen Lammwirth in Diensten,“ sprach er dann.

„Ja, ja — so wird es sein — beim Lammwirth,“ bestätigte der Major etwas verlegen, setzte aber sofort eifrig hinzu: „Was können Sie mir über das Mädchen sagen?“

„Nur gutes und vorteilhaftes, Herr Major. Christine Reinhold ist das klügste und tüchtigste Mädchen des Dorfes.“

„So, so — klug und tüchtig — und sonst wohl auch — —“

„Brav, wollen Sie fragen? Gewiß, gewiß — fast zu ernst für ihre Jahre — vielleicht durch die eigentümlichen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen ist.“ Er betonte dies letztere, und der Major schaute betreten vor sich hin.

„Und Sie glauben demnach, daß es sich der Mühe lohnt,“ fragte er dann, „dies Mädchen in eine andere Lebensstellung zu bringen — wäre es nicht vielleicht geraten,“ fuhr er gedehnt fort, „durch eine hübsche Mitgift — Sie wissen — für ihre Zukunft zu sorgen — — Sie verstehen — eine Mitgift, die sie einem jungen, tüchtigen Bauersmann als willkommene Braut erscheinen ließe?“

Des Pfarrverwesers bleiches Gesicht überzog sich mit einer jähen Röte.

„Durchaus nicht, Herr Major!“ rief er übereifrig, „wie ich das Mädchen beurteile, würde sie ein solches Anerbieten ein für allemal zurückweisen. — Dagegen halte ich Tine Reinhold nicht nur für bildungsfähig, sondern für bildungsbedürftig — — wenn es Ihrem Freund wirklich darum zu thun ist, sein Kind glücklich zu machen, soll er nicht länger säumen, es in andere Umgebung zu bringen. Das Mädchen muß viel leiden durch eine jähzornige Dienstherrin — ungerechte Leiden verbittern ein junges Gemüt.“

Der Major schaute lange sinnend vor sich hin.

„Allerdings,“ sprach er dann, „aber ich freue mich, in Ihnen einen so beredten Anwalt für das Kind meines Freundes gefunden zu haben,“ setzte er mit einem bedeutungsvollen Blick hinzu, unter dem der Pfarrverweser abermals errötete.

„Ich kenne eben das Mädchen und habe es oft bemitleidet,“ sprach er schließlich. „Tine Reinhold ist ein halbes Jahr zu mir in die Christenlehre gegangen; ich habe mich da oft gewundert über ihre klaren Antworten — sie hatte offenbar über das Gelernte nachgedacht, was man nicht von allen jungen Leuten behaupten kann,“ meinte er endlich lächelnd.

„Das ist ja mehr als ich erwartete,“ nickte der Major, nun sehr ernst geworden. „Abgesehen, wenn das Mädchen denkt, klug ist und Charakter besitzt, wie Sie sagen, so ist es wohl am besten, wir lassen Sie selbst entscheiden, wie ihr künftiges Leben sich gestalten soll. — Würden Sie mir Gelegenheit geben, das Mädchen hier in Ihrem Hause zu sehen?“

Der Geistliche befann sich. „Mag es sein!“ sprach er, und seine Stimme bebte.

Tine in seinem Hause! — Alles sollte sich nun so anders gestalten, vielleicht so, daß auch er seinen Gefühlen keinen Zwang mehr auferlegen mußte. Er hätte laut aufjubeln mögen, als er der alten Magd die Weisung gab, Tine Reinhold vors Pfarramt zu laden.

„Was hat die dann ang'stellt, Herr Pfarre!“ rief Kathrine erschrocken, denn in der Regel wurden nur solche vorgeladen, die sich eines Vergehens schuldig gemacht hatten.

„Nichts, nichts — eilt nur, Kathrine, daß sie bald kommt.“

„Do drüwe unners Krummholze Rußbom schpielt 's Bäbeles Frickele, die konn besser schpringe wie i, die soll's hole.“

Der Pfarrverweser hörte schon nicht mehr, er war wieder zu seinem Gaste getreten.

„Und noch eins, ehe das Mädchen kommt,“ wandte sich dieser an den jungen Geistlichen. „Gesezt den Fall, das Kind wäre wirklich zu bilden, was sollte mein Freund, der, wie gesagt, der Gesellschaft gegenüber Rücksichten zu nehmen hat — die öffentliche Meinung — Sie verstehen, Herr Pfarrer?“

„Vollkommen,“ sprach dieser etwas frostig.

„Was sollte er mit dem Mädchen beginnen? — Für eine Erziehungsanstalt wäre es wohl zu alt — und dann — nach der Erziehung? — Ich sehe da Schwierigkeiten und keinen Ausweg.“ Er sagte dies in fast gleichgültigem Tone, während er im Herzen die glückliche Zukunft Tinens schon beschlossen hatte.

Ahnungslos, daß diese Worte eine Prüfung für ihn selbst sein sollten, schaute der Geistliche dem Major voll ins Gesicht, aus dessen dunkeln Augen leuchtete ihm so viel Güte und Wohlwollen entgegen, daß er nach kurzem Besinnen, mit einem feinen Lächeln, aber doch mit vor Bewegung bebender Stimme zur Antwort gab:

„Auch ich habe einen Freund, Herr Major. Er hat keinerlei Geheimnis vor mir — ich weiß, daß er die Tochter Ihres Freundes liebt. — Diese Liebe hat ihm schon viel Kummer bereitet, denn er nimmt ebenfalls eine Stellung ein, bei welcher die öffentliche Meinung vielleicht mehr in Betracht kommt, als bei der Ihres Freundes, da sein Wirken mit dieser Meinung zusammenhängt, und er muß eine Lebensgefährtin haben, die ihn in diesem Wirken zu unterstützen vermag — — — er hat redlich gekämpft gegen diese Liebe, aber er ist ihrer nicht Herr geworden. — Mein Freund hat eine alte Mutter, eine vorurteilsfreie, gute und sehr gebildete Frau; — dieser Mutter wollte er sich in den nächsten Tagen anvertrauen, sie wollte er bitten, sich des verlassenen Mädchens anzunehmen, es zu erziehen.“ Der Pfarrverweser erhob sich und schaute ernst auf den gespannt aufhorchenden Mann vor ihm hernieder und fuhr dann fort: „Und wenn danu mein Freund fern von hier eine feste Stellung gefunden haben würde, wollte er das arme Mädchen, das hier in so demütigender Lage gewesen, fragen, ob es ihm Gefährtin fürs Leben sein wolle — — vielleicht hat Ihr Freund, Herr Major, nichts gegen die Idee meines Freundes,“ schloß er, aufs innigste bewegt.

Tief ergriffen sprang der Major auf. Thränen traten auch in seine Augen, als er dem jungen Maute beide Hände entgegenhielt und einfach sagte: „Ich danke Ihnen für diese Worte.“

Ein leises Pochen an der Thür unterbrach das Gespräch der beiden Männer.

Auf des Geistlichen „Herein“ trat Tine ins Zimmer. Schüchtern blieb sie an der Thüre stehen.

„Komm' näher, Tine,“ bat der Pfarrverweser sanft, „setz Dich — dieser Herr möchte mit Dir reden.“

Er ließ die beiden allein.

Tine nahm betreten eine Kante des Stuhles ein und schaute den Fremden scheu und verwundert an. Es erschien ihr wie ein Traum, daß sie sich im Pfarrhaus befand. Fridetele war atemlos zu ihr auf den Kleeacker hinterm Haus gekommen, wo sie, wie jeden Samstag Nachmittags, das grüne Futter fürs Vieh holte.

„Du soch glei ins Pfarrhaus komme!“ rief ihr die Kleine schon von weitem zu.

Tine wollte es erst nicht glauben, da sie Frideteles neckische Einfälle kannte. Erst nach wiederholter Versicherung raffte sie den Klee zusammen ins Grastuch und schleppte die schwere Bürde in die Scheune.

„Nach, sag's meiner Bas,“ bat sie Fridetele noch, ließ schnell den geschürzten Rock hernieder und band eine frische Schürze um, die sie in der Futterkammer hängen hatte. Mit der Bürste, die ebenfalls dort lag, fuhr sie über Haare und Nieder, am Brunnen wusch sie Gesicht und Hände. Dann eilte sie klopfenden Herzens die Gasse entlang und trat durch das niedere, weißgestrichene Thor in den Hof des Pfarrhauses. Als sie zu den hohen, vorhanglosen Fenstern empoblickte, gedachte sie der Frau des früheren Pfarrers, die so lieb und freundlich gegen sie gewesen. Nähen, stricken und häkeln hatte sie bei ihr gelernt, überhaupt viel Liebes durch sie erfahren. „Nun stehen fast alle Stuben des großen Hauses leer,“ murmelte sie, als sie über den gepflasterten Hof schritt und den Flur betrat.

Die alte Kathrine erwartete sie da. „Geh numme nuff in d' Shtudierstüb,“ sagte sie zu Tine.

Ihr hatte der Atem versagt, als sie die Treppe emporgestiegen war und endlich vor der Thür stand. Und nun sah sie da, einem fremden Mann gegenüber, unter dessen forschenden Blicken sie errötend die Augen niederschlug.

Der Major gewahrte jetzt erst die vollendete Schönheit des lieblichen Gesichts, das er vor einigen Tagen nur so flüchtig gesehen. Wie die natürlichen Löckchen zierlich über die hohe, weiße Stirn fallen, dachte er. Erwartungsvoll schauten ihn die tiefen, dunkeln Augen an. Der kleine Mund war fest geschlossen. Die feinen Büge hatten jetzt einen erregten, ernsten

Ausdruck, die anfängliche Schüchternheit schien einem Gefühl der Selbständigkeit gewichen zu sein, dem gegenüber der Major sich besangen fühlte. Lange konnte er das rechte Wort nicht finden.

„Sie haben Ihre Mutter nie gekannt, mein liebes Kind,“ begann er endlich in weichem Tone.

Als Tine nur traurig den Kopf schüttelte und ihn in banger Ahnung anschaute, fuhr er gesammelter fort: „Ja, ich weiß — sie ist lange tot — aber Ihr Vater lebt, und von ihm soll ich Ihnen Grüße bringen.“

„Mein Vater?“ fuhr Tine empor. Alles Mut war aus ihrem Gesicht gewichen und ein Zittern durchflog ihren ganzen Körper.

„Ja, Ihr Vater sendet mich, liebes Kind,“ nickte der Major nach längerer Pause, während welcher er selbst nach Festigkeit rang. „Er möchte gut machen, was an Ihnen versäumt wurde — er — er — —“

„Glauben Sie, so was kann eins gut machen?“ sprach Tine bebend, als der Major vergeblich nach Worten suchte.

„Warum nicht?“ rief er betreten, da er auf solche Antwort nicht gefaßt gewesen war.

„Das werden Sie selber wissen,“ meinte Tine kalt. „Tote kann niemand lebendig machen — und meine arme Mutter —“ sie stockte, das Weinen stand ihr nahe.

„Das kann er allerdings nicht, der arme Mann — aber für Sie, liebes Kind, will er sorgen — Sie möchte er lieben, wie — wie ein Vater sein Kind liebt.“

„Ich bin fast zwanzig Jahr alt worden,“ erwiderte Tine finster, „und er hat sich nir um mich bekümmert — — ich könnt' den Mann net möge — ich will nir von ihm!“ rief sie in leidenschaftlicher Erregung.

Der Major schaute das bebende Mädchen an. „Er wußte ja nichts von Ihrer Existenz,“ entschuldigte er mit sanften Worten, „durch einen Zufall erfuhr er, daß — daß —“

„Daß ich auf der Welt bin,“ ergänzte Tine bitter, als der Major schwieg, „so sagen Sie ihm, er soll jetzt auch den Zufall vergessen, wie er meine arme Mutter vergessen hat — ich — ich brauch kein' Vater!“ rief sie noch hervor und brach dann in Thränen aus.

„Kind, Kind!“ rief der Major in tiefster Bewegung, „wissen Sie, was Sie sprechen? — Können Sie kein Mitleid mit einem Mann haben, der so tief berent und sein Unrecht so gern wieder gut machen möchte?“

Als Tine schwieg und nur leise weinte, fuhr er fort: „Er war eben jung — in der Jugend wird manche Thorheit begangen, im Leichtsinne — man bedenkt nicht immer die Folgen. — — Denken Sie sich doch in die Lage dieses Mannes — er ist nun alt, einsam, quält sich mit Selbst-

vorwürfen, und Sie könnten ihm versagen, an Ihnen sein Unrecht gut zu machen? — So hart können und dürfen Sie doch nicht sein, mein Kind!"

In Tine's Herz ging bei diesen innigen, dringenden Worten eine Wandlung vor, aber sie unterdrückte die weichere Regung und sagte bebed: —

„So hart, ja, so hart bin ich worden — wenn andere Kinder bei Vater und Mutter g'weist sind, und ich hab niemand g'habt, da hab ich oftmals nachts gegreint — die arme Das Lies, die selber nix g'habt hat, die hat mich um den Gottswille b'halte — soust hätt ich betteln müssen — oh und — und die andern Kinder erst — Sie wissen wet, wie's auf'm Dorf isch — ausg'spottet haben sie mich und mir nachg'rufen, was ich bin — —“

„Armes Kind,“ seufzte der Major.

„Ja und so bin ich hart worden — und — und ich kaun nimmer anders sein!“

Ihr Vater würde Ihnen aber dazu helfen, daß Sie auch Ihrer alten Pflegerin vergelten könnten, seine Verhältnisse gestatten ihm das jetzt — — lockt Sie dies alles nicht?“

Tine schüttelte nur leise den Kopf. „Ich will so kein' Vater, ich könnt' kein Zutrauen zu ihm haben,“ meinte sie.

Der Major fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Er war tief erschüttert. Tine schien es, als ob er mit Thränen kämpfe. Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Sie kam sich kalt und unbarmherzig vor und schämte sich fast. Was mußte der Freude von ihr denken, da ihm sein Freund so leid that.

„Tine,“ frug der Major endlich weich und bittend, „könnten Sie zu mir Zutrauen haben?“

Sie schaute voll in die guten, thränenfeuchten Augen des Mannes, die stehend auf sie gerichtet waren. Ihr wurde so seltsam zu Mut, sie wußte nicht wie, nicht, was sie zu dem Fremden zog: „Ja, zu Ihnen,“ lispelte sie leise.

Ein Freudenschimmer flog über das Gesicht des Majors, er öffnete die Arme.

„Komm an mein Herz, mein liebes, stolzes Kind!“ rief er, indem Thränen über seine Wangen liefen.

Mit einem Schrei stürzte Tine auf ihn zu.

„Vater!“ rief sie unter heftigem Schluchzen. Sie wäre vor ihm niedergesunken, aber der Major fing sie in seinen Armen auf und barg ihren Kopf an seiner Schulter.

„Mein liebes, liebes Kind,“ sprach er erschüttert und mit zitternder Stimme, ihre Stirn und Mund mit Küffen bedeckend.

„O Vater, verzeiht! verzeiht!“ weinte Tine.

„Du hast mehr zu verzeihen, Kind — aber nun ist ja alles, alles gut,“ sprach er, Tine lieblosend über den welligen Scheitel fahrend.

„Nun sollst Du aber auch eine erste Freude durch Deinen Vater haben, liebes Kind,“ lächelte er unter Thränen, und seine Bewegung niederkämpfend, ging er auf die Thüre des Nebenzimmers zu. „Hier ist noch jemand,“ sprach er, den Pfarrverweser herbeiwinkend, „vielleicht erweicht Dich dieser Bittsteller rascher, als dies Dein Vater vermocht hatte. Er hat mich gefragt, ob er um Dich werben dürfe und hat mir den Vorschlag gemacht, Dich zu seiner Mutter zu bringen, wo Du noch viel, viel lernen darfst.“

Mit einem Jubelschrei stürzte sich Tine abermals in die Arme ihres Vaters, der aber meinte:

„Ein Brautpaar muß man ein bißchen allein lassen,“ und trat an das Fenster.

„Tine,“ sprach der Pfarrverweser innig, „willst Du mein Weib werden — auch jetzt noch, da Du solchen Vater gefunden?“

„Ja! ja!“ rief sie und barg ihr Gesicht in beiden Händen.

Der Pfarrverweser zog sie an sich und führte sie zu ihrem Vater. Dieser segnete die beiden Glücklichen.

„Aber meine gute, gute, alte Das Lies, was wird die zu allem sagen? und sie hat ja immer gemeint: er konnt noch, Dein Vadder!“

„Freuen wird sie sich,“ sprach der Major, „daß die Schuld gefühnt und ihr Lieblich glücklich ist.“



Der Schatten.

Von Verner von Heidenstam.

(Stockholm.)

Vorbemerkung. Das Nachfolgende ist ein Stück aus dem großen phantastischen Romane: Hans Allens. Der Eingang ist vom Übersetzer leicht geändert.

Auf dem Felde brannte ein Feuer. Am Feuer saß Christus, von einigen wenigen aufrichtigen Anhängern und Freunden umgeben. Ein paar Schritte hinter ihm zeichnete sich sein Schatten vergrößert auf einer Mauerfläche ab.

Da nahm Johannes, der Lieblingsjünger des Herrn, gedankenverloren eine Kohle und ließ sie den Linien des Schattens folgen, bis er die ganze Gestalt des Meisters auf die Mauer gezeichnet hatte. Dann ließ er die Kohle fallen und vertiefte sich wieder in das Gespräch.

Als am nächsten Morgen die Leute an der Mauer vorübergingen, stand mancher still und betrachtete die Zeichnung.

— Das stellt einen Schuhmacher dar, denn er hat einen krummen Rücken — sagte der Schuhmacher.

— Geschwätz — antwortete der Fruchthändler. — Die vornübergebeugte Stellung zeigt sonnenklar, daß es ein Fruchtverkäufer ist, wenn man auch vergessen hat, den Korb auf seinem Rücken zu zeichnen. Der halb-offene Mund zeigt deutlich, daß er ruft: Kauft Granatäpfel! Kommt und kauft! Kommt und kauft!

Ein hohes Mitglied des Synedrums, das vorüberging, aber natürlich seine Stimme nicht in den Wortschwall der gewöhnlichen Leute mischte, dachte bei sich selber: — An der hohen Stirne sehe ich, daß es einen Gelehrten, einen Denker vorstellt. Man könnte es beinahe für ein Porträt von mir selber halten. Es ist sicher mein Bild. Nicht übel gemacht. Wahrscheinlich hat einer der Leute mich abgezeichnet. Sie kennen mich ja alle ein wenig.

Unterdessen hatte einer der Beschauer sich schweigend der Kohlenzeichnung genähert. Es war ein wohlgekleideter Mann mit einem milden und freundlichen Gesicht, das an das eines Kindes gemahte. Niemand wußte viel von ihm, keine Chronik hat auch der Nachwelt seinen Namen überliefert; denn er lebte zurückgezogen, scheu vor allem Lärm, allem Aufsehen. Die Hände über den Knopf seines Stockes gekreuzt, betrachtete er die Zeichnung. — Welch edle Stirne! — dachte er. — Welch erhabene Demut in der ganzen Gestalt! Ach, wer dem Bilde gleiche — aber wozu das Unmögliche wünschen!

Wie er demütig und still dastand, war er der Zeichnung so auffallend ähnlich, daß alle zurückwichen und flüsternd auf ihn zeigten. Schüchtern und schamhaft entfernte er sich, ohne zu verstehen, weshalb sie ihm nachsahen.

Er glich Christus nicht, denn wer könnte das; er glich nur seinem Schatten, ohne es zu wissen. Hätte er's gewußt, hätte er, stolz in diesem Bewußtsein, übermütig den Kopf zurückgeworfen — dann wäre die Gleichheit verschwunden gewesen.



Die Dramen Gerhart Hauptmanns.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Zur Zeit als der junge deutsche Realismus seinen ersten Flug in die Welt wagte und seine ersten Scharnüzgel mit der hochweisen zünftigen Kritik zu bestehen hatte, da schüttelten die altbekannten Auguren des deutschen Parnasses, sobald sie von dem einen oder dem anderen Werke der sich so frech vordrängenden Jugend notgedrungen gesehen mußten, daß es doch nicht so ganz schlecht sei, ihre gedankenschweren Häupter und riefen einstimmig: „Ja, ja, die Lyrik ist ganz brav, und die Epik kann auch stellenweise noch angehen, aber einen vollwichtigen Dramatiker habt ihr nicht. Wo habt ihr euern Schiller, euern Shakespeare?“ Einige riefen sogar: „Wo habt ihr euern Lessing, euern Goethe?“ denn sie hielten auch diese beiden trefflichen Dichter für große Dramatiker, weil sie es auf der Schule so gelernt hatten, und weil sie wußten, daß man den Faust und den Nathan auf dem Theater als klassische Stücke giebt. Einen gewissen Kleist oder einen gewissen Grabbe pflegten die weisen Auguren nicht als vorbildliche Beispiele aufzustellen, solche Leute waren ihnen unangenehm und durften in gebildeter Augurengesellschaft nur mit größter Vorsicht und Reserve genannt werden; am besten aber war es, wenn gar nicht von ihnen geredet wurde. „Ihr habt keinen Dramatiker!“ Damit war der deutsche Realismus ein für allemal abgethan, und man brauchte sich um die „Jungen“ nicht weiter zu kümmern. Dabei gab es ja so schöne, von den alten Auguren geachtete Theaterstückverfasser mit Namen Lindau, Blumenthal, Moser, Lubliner usw., die für den Bühnenbedarf so trefflich sorgten und fröhlich die fetten Tantiemen einstrichen, so daß also alles aufs beste bestellt war. „Wir können's eben, und die Jungen können's nicht,“ sprachen die Auguren, sahen einander an und lächelten, wie Auguren zu lächeln pflegen, wenn sie sich in ihrer Seelenschönheit begegnen.

Und nun haben die weisen Auguren doch Unrecht gehabt, sie haben sich wieder einmal gründlich getäuscht, die Wetterpropheten; denn das für unmöglich gehaltene ist zur Thatsache geworden: der junge deutsche Realismus hat einen vollgültigen Dramatiker hervorgebracht, der sich getrost neben seinem großen Vorgänger Schiller sehen lassen kann, wenn er es auch verächtlich, dessen abgelegte Garderobe aus dem vorigen Jahrhundert aufzutragen, wie es andere mit redlichem Bemühen versucht haben. Nein, der Mann, von dem wir sprechen, trägt seine eigene Tracht und redet seine

eigene Sprache, dafür weht uns aber aus feinen Schöpfungen der Geist des großen Freiheitskämpfers entgegen. Und seine Gestalten stehen vor uns, menschlich und lebenswahr, und sie werden auch nach Jahrhunderten noch nicht verblichen sein, wenn die schön gepuzten und bunt bemalten Theaterfigürchen der Epigonenbildung längst in Staub und Moder zerfallen sind, — ja wenn einst die Menschheit von unseren heutigen Leiden und Kämpfen nicht mehr viel wissen wird, weil sie dann wieder neue Wehen wird durchzumachen haben, wenn ihr unsere Anschauungen und unsere Denkungsart ganz fremd geworden, auch dann noch werden die Gestalten Gerhart Hauptmanns fortleben, so gut wie die eines Sophokles und Shakespeares, deren äußerliche Art und Weise wir ja auch nicht mehr verstehen, deren Freuden und Schmerzen wir aber immer noch mitfühlen können, weil sie eigentlich menschlich und in Folge dessen immerdar und zu allen Zeiten wahr und ergreifend sind.

Gerade das letztere wird mir von gegnerischer Seite bestritten werden. Ich sehe die Aulguren schon wieder lächeln, diesmal über den Schwärmer, der so freigiebig Anweisungen auf die Unsterblichkeit austeilt; denn sie sind der Meinung, daß alles, was Hauptmann schreibt, so künstlich und kompliziert, so gemacht und wenig natürlich, so sehr nur Experiment sei, daß gerade das Allgemeinmenschliche darin gar nicht zutage trete. Sie entdecken im allerbesten Falle nur mehr oder weniger interessante Spitzfindigkeiten, wenn sie nicht überhaupt nur Verirrungen und Abscheulichkeiten aller Art sehen wollen. Mein Hauptbestreben wird also dahin gehen müssen, die Ansicht von dem Gekünsteltesten, Experimentellen, von dem einer Schule oder Kunstrichtung zuliebe Geschaffenen zu widerlegen, und auf das Ursprüngliche, Natürliche und Allgemeinmenschliche in Hauptmanns Dramen hinzuweisen, eben zu zeigen, daß wir es hier nicht nur mit talentvollen und interessanten Tagesschöpfungen, sondern mit Monumentalwerken zu thun haben, die, wenn auch aus einer gewissen Kunstanschauung und einem gewissen Zeitmilieu herausgeboren, doch eben als Kunstwerke über den Schulen und Parteien, ja sogar über den wandelbaren Zeitgeschmack und den Zeitströmungen stehen.

Besonders „Vor Sonnenaufgang“ wurde ganz und gar als Experiment und Tendenzstück angesehen. Die neugegründete Berliner freie Bühne, deren unauslöschliches Verdienst es ist, diesem Stücke und damit dem Dichter Gerhart Hauptmann zum theatralischen Leben verholfen zu haben, war ja selber ein Experiment. Die Bühne und das Stück wurden zum Mittelpunkt eifriger und erbitterter Kämpfe, und dabei wurden natürlich Dichter, Bühnenverein und Drama in einen Topf geworfen. Man hat behauptet, daß das für den Dichter von Vorteil gewesen, weil sein Name durch diesen Strudel an die Oberfläche getragen und er dadurch über Nacht

zum bekannten und berühmten Manne geworden. Es läßt sich nun nicht leugnen, daß dieses rasche Emporgetragenerwerden, dieses schnelle Bekanntwerden in unserer hastenden Zeit für den modernen Dichter einen nicht zu unterschätzenden Glücksfall darstellt, — es wird dem Genie dadurch viel unnützer und unfruchtbarer Aufwand an Zeit, Mühe und Arbeitskraft erspart, — andererseits liegt aber auch die Gefahr nahe, daß hinter dem Streitobjekt der Parteien der Dichter vergessen oder übersehen wird.

So erging es auch Gerhart Hauptmann. Er wurde und wird leider noch vor allem als Mann der freien Bühne, als Vertreter eines gewissen Kunstprinzipes, des sogenannten konsequenten Bühnenrealismus, ja sogar nicht nur als poetischer, sondern (infolge der „Weber“) auch als sozialer Revolutionär und als weiß Gott was sonst noch angesehen, nur nie als das, was er in allererster Linie ist — als Dichter. Und das ist um so merkwürdiger, als sich gerade Hauptmann stets völlig und mehr als irgend ein anderer von allem litterarischen oder sonstigen Parteitreiben ferngehalten hat. Niemals ist er, wie es die anderen „Jüngeren“ so gerne thun, persönlich in die Arena getreten, um seine individuellen Kunstansichten oder sonstigen Meinungen mit mehr oder weniger Geschrei urbi et orbi kundzutun, oder um seine Kritiker wieder zu kritisieren und zu widerlegen; nein, in vornehmer Zurückgezogenheit sitzt er in seinem Tusculum von Schreibernshau im Riesengebirge, wo er schweigt und arbeitet. Nur seine Werke sprechen für ihn. Diese aber reden eine deutliche Sprache und eine eindringlichere als ellenlange theoretische und polemische Schwäzereien über das Thema „wie die Kunst sein soll“, — die Kunst, deren Gesetze doch einzig und allein nur aus den Kunstwerken abstrahiert werden können.

Zuerst sah man an dem Dichter Gerhart Hauptmann begreiflicherweise nur das Ungewohnte, Absonderliche. Man entsetzte sich über die unverhüllte Wahrheit, mit welcher in „Vor Sonnenaufgang“ der Alkoholismus geschildert wurde. Man ereiferte sich darüber, daß der Autor überhaupt ein solches Thema auf die Bühne zu bringen gewagt. Man fand die Gestalt des Loth, der seine Geliebte einer wissenschaftlichen Schulle wegen sitzen läßt, ganz unmöglich, man lachte über die langen scenischen Anmerkungen und das weitausgedehnte und genau vorgeschriebene „stumme Spiel“, man behauptete, das Ganze sei nur ein wüstes, unklares Chaos, und nur die bei der Inszenierung obwaltenden, ganz ungewöhnlichen äußeren Umstände hätten dem Stücke eine Art Scheinerfolg bereitet, und noch vieles andere mehr — und doch wehte durch das angeblich so verschleihte Drama ein ganz anderer Geist als durch die bisherigen Bühnenstücke, ein gewaltiges, fast übermächtiges Können offenbarte sich, und manchem der damaligen Zuschauer ist wohl so etwas wie eine Ahnung durch den Sinn gegangen, daß

mit dieser verachteten, verlästerten oder reklamemäßig gepriesenen Vormittagsvorstellung eine neue Ära für das deutsche Drama angebrochen sei.

Aber der eigentliche „Dichter“ wurde in Gerhart Hauptmann damals noch nicht erkannt, und wer ihn mit Schiller hätte vergleichen wollen, mit dem „idealen“ Schiller, der wäre schön angekommen.

Und doch waltet gerade in „Vor Sonnenaufgang“ ein ähnlicher Geist wie in Schillers Räubern, wenn es auch im Stücke des modernen Dichters weniger romantisch zugeht als in dem vor hundert Jahren geschriebenen. Es ist das selbe Treiben, Sprossen und Drängen gewaltiger Gedanken, die, nach Ausbruch ringend, sich überstürzen und die ihnen innewohnende Kraft in starken, überberben Worten und möglichst krassen Situationen auszuleben suchen. Und man lasse sich nicht dadurch beirren, daß „Vor Sonnenaufgang“ so viel krasser ausgefallen als „Die Räuber“. Das ist nur scheinbar, liegt nur in unserem Empfinden, nicht in der Sache selbst. Auf der Kofokobühne zu Schillers Zeiten schien das Gebaren der ungeputzten und unbezopften „Räuber“ den mit Schönplästerchen betupften Keisrockdamen und den spitzenjabotgezielten, wohlfrisierten Seidenstrumpfkavalieren ebenso stark, ebenso unanständig und anstößig, wie unseren Schnabelschuhjünglingen und Blondzopfbadfischn, unseren Familienmoralpapas und unseren Ballmuttermamas, unseren gelehrten und ungelehrten Schöngesichtern, der im Morgengrauen betrunken aus der Scheute heimkehrende Bauerngutsbesitzer Krause mit seinem „Dohie hä, bien lich nee a hibischer Moan? . . .“ und seinen viehischen Anwandlungen, oder der Wilhelm Kahl, der mit den Schuhen in den Händen aus dem Schlafzimmer der Bäuerin schleicht. (An letzterer Situation hätten z. B. die Kofokodamen keinen Anstoß genommen.) Auch der Ingenieur Hoffmann und Franz Moor zeigen eine gewisse Seelenverwandtschaft, wenn ersterer auch auf der Bühne weder tobt und rast, noch ein körperliches Scheusal zu sein braucht. Ja noch mehr: die Reden und Thaten eines Karl Moor erschienen dem vorigen Jahrhundert gerade so „doktrinär“, wie dem unsrigen die eines Alfred Loth. In beiden Dramen aber, im Schiller'schen wie im Hauptmann'schen, herrscht jene ganz eigentümliche Vor-Sonnenaufgang-Stimmung, jenes Zwielicht des Vergangenen und Werdenen, in dem noch gespensterhaft die Schatten der alten Zeit spuken, aber auch schon die frische, herbe Morgenluft des kommenden Tages weht. In beiden herrscht auch eine tiefe, wenn auch unklare Sehnsucht nach Befreiung von einem unbekanntem Zwang und Druck; darum müssen auch beide Dramen für ihre jeweiligen Zeitgenossen, besonders für die zufriedenen mit dem breiten Strome dahinwandelnden sehr „peinliche“ Kunstwerke sein. Wenn uns, d. h. sogar unseren Philistern „Die Räuber“ diesen peinlichen Eindruck nicht mehr machen, so

kommt dies allein daher, daß inzwischen die Welt eben um hundert Jahre fortgeschritten, und daß in diesem geistigen Heereszuge das Gros der Menschheit heute nun glücklich an der Stelle angelangt ist, wo vor hundert Jahren erst die vorderste Spitze stand; unsere Spitze, unsere Pioniere sind inzwischen aber schon wieder weit vorgeeilt. Wer nicht glauben will, daß „Die Räuber“ dem großen Hausen seiner Zeit nicht weniger anstößig und „pelulich“ gewesen als dem großen Hausen von heutzutage die Stücke Hauptmanns und besonders „Vor Sonnenaufgang“, der möge die Kritiken der damaligen Zeit, und, wenn ihm die nicht zugänglich sind, nur die Vorrede Schillers zu seinem Drama nachlesen, in der sich der Dichter weitläufig wegen seines Werkes entschuldigt — und diese Entschuldigung wurde damals sogar, wie man auf noch erhaltenen Exemplaren sehen kann, auf dem Theaterzettel abgedruckt. Wie würde man heutzutage über einen Dichter schreiben, der sich in so direkter Weise an sein Theaterpublikum wenden wollte! Wie hat man z. B. über Richard Wagner losgezogen, als er sich genötigt sah, dem verehrlichen Publico die ersten, notwendigsten ABC-Begriffe über seine neue Kunst selbst beizubringen! Eine Kunst, die erst „erklärt“ werden muß, die nicht an sich verständlich ist, hieß es, das ist gar keine Kunst. — Ja, meine Lieben, euch muß doch aber alles erst erklärt werden, weil ihr ja von alleine gar nichts merkt, und sogar eure geistreichsten Feuilletonschreiber merken und wissen nichts, bevor sie nicht von gescheiteren Leuten auf den richtigen Trichter gebracht werden (vide Lindaus Bayreuther Briefe!), und wenn ihr nun endlich euern lieben, idealen Schiller zu kopieren beginnt, was gewiß recht schön und gut ist — wenn ihr ihn nur so recht gründlich kopieren wolltet! — so kommt das eben nur daher, weil die besagten gescheiteren Leute euch und euern Geistesreichen den genannten Schiller nun seit vollen hundert Jahren mit faurem Schweiß und heißem Bemühen eingepaukt haben. Nun erklärt sich euch die Schiller'sche Kunst „von selbst“. Wer weiß, vielleicht seit ihr in hundert Jahren mit Gerhart Hauptmann auch schon so weit.

Daß der Dichter den Alkoholismus zum Mittelpunkt seines Dramas gemacht, brauche ich hier nicht eigens zu verteidigen, ebensowenig die moralischen Defekte der auftretenden Personen; in meinem Aufsatz „Luupe als Helden“ (Januarheft der „Gesellschaft“ 1891) habe ich schon darzuthun gesucht, daß und warum solche Stoffe in der modernen Dichtkunst auch vom ästhetischen Standpunkt gerechtfertigt sind und habe zugleich gezeigt, warum der moderne Dichter mit Vorliebe moralisch und körperlich kranke Gestalten in den Mittelpunkt seiner Handlung stellt und stellen muß. Ich brauche also auf die ästhetische Berechtigung des Stoffes nicht mehr zurückzukommen.

Daß die Ausdrücke oft sehr stark und die Situationen oft sehr kraf

sind, ist auch an und für sich nicht zu verurteilen. Die Kunst, die es mit ihrer Aufgabe ernst nimmt, braucht vor nichts, auch vor dem Stärksten nicht zurückzuschrecken. Und der Dichter, der das Leben schildern will, wie es ist, geht hier mit heiligem Ernst zu Werke. Auch mildert die Anwendung des Dialekts das Übertrasse ganz bedeutend. Wenn Hauptmann seinen Bauer Krause, die Frau Krause, den Wilhelm Kahl usw. in der gebildeten Schriftsprache würde reden lassen, so würde der Gegensatz zwischen dem sprachlichen Ausdruck einerseits und den Worten und Handlungen der Person andererseits ein so unerhörtes sein, daß man sich mit Ekel abwenden müßte; da aber Hauptmann seinen „handelnden Menschen“ — als solche bezeichnet er die Gestalten seines Dramas, nicht als „Personen“ — ihre natürliche Sprache in den Mund legt, so verschwindet dieser Gegensatz, der allein die unerträgliche und im eigentlichen Sinne unästhetische Wirkung hervorrufen würde, ganz und gar, und die Gestalten des Dichters erscheinen uns als Naturprodukte, als entartete Naturprodukte, wenn man will, nicht aber als Personen, die im Namen und Auftrage des Dichters allerhand Eynismen von der Bühne herab ins Publikum schleudern sollen. Durch die große Kunst, mit der Hauptmann den Dialekt handhabt, verschwindet der Dichter völlig hinter seinen Gestalten; wir hören also nirgends Gerhart Hauptmann sprechen, wie wir z. B. Schiller sprechen hören, wenn Arnold von Melchthal von der „edlen Himmelsgabe des Lichts“ zu reden beginnt, — wir hören also nicht Hauptmann hinter den wüsten Reden seiner Personen, was ganz unerträglich wäre, sondern nur die vom Dichter auf die Bühne gestellten Gestalten selber. Daß zu einer derartigen Handhabung des Dialektes ein sehr feines Ohr und ein ganz außergewöhnliches Können gehört, versteht sich von selbst, und ebenso selbstverständlich ist, daß ein Dichter, der nicht in solcher Weise hinter den Gestalten seiner Dichtung verschwinden kann, wie Gerhart Hauptmann, auch solche Reden und Situationen kaum wird wagen dürfen. Und doch giebt es Leute, die Psui! rufen, und über das, was sie in „Vor Sonnenaufgang“ zu sehen oder zu lesen bekommen, höchlichst entrüstet sind. Das ist begreiflich. Die Entrüstung dieser Leute hat aber mit der Ästhetik nichts zu schaffen. Sie geben dieser ihrer Entrüstung vor der Welt Ausdruck, weil sie das für gebildet, autändig oder gentlemanlike halten, während sie im Grunde ihres Herzens vielleicht gar nicht so zimperlich von der Sache denken, oder aber sie leiden an einem Mangel an Phantasie — dies passiert besonders sehr weisen Kritikern —, sie können sich die Gestalten des Dichters nicht in selbständiger Plastik vorstellen, sie müssen immer an jemand dabei denken, an den Dichter selber, an einen ihrer Bekanuten, zuallermeist aber an sich selbst, und da rufen sie denn ganz naturgemäß psui!

Es ist ja allerdings ein ganz entsetzliches Milieu, in das uns Hauptmann in seinem „Vor Sonnenaufgang“ einführt, diese durch den mühelos erworbenen Reichtum durchseuchte Bauernfamilie. „Das hat die Kohle gemacht, die unter unsern Feldern gemutet worden ist, die hat die armen Bauern im Handumdrehen steinreich gemacht,“ erklärt Helene dem Alfred Loth. Aber der Reichtum ward hier zum Fluch, nicht zum Segen, weil er nicht auf den nötigen Bildungsboden fiel. Was wußten die armen Bauern, denen der goldene Segen so unvermuthet in den Schoß fiel, vom Leben und seinen feineren Genüssen? Und doch wollten sie ihren Reichtum sehen lassen, wollten ihn genießen, so gut, wie ihn die Stadtleute genießen können, die ja der Bauer ohnehin so halb und halb für eine minderwertige Menschenrasse hält. So entsteht ein unvernünftiger, roher Luxus, bei dem die marmornen Krippen und die neusilbernen Klauen, aus denen Kühe und Pferde fressen noch das Besteite sind. Wenn nun das liebe Vieh so nobel versorgt ist, so kommt der Bauer selber dran. Aber was kann er sich bieten. Sein Heim versteht er kaum zu schmücken. Höchstens werden ein paar recht teure und recht unpassende Möbel neben den alten Hausrat der niedrigen Bauerstube gestellt, die Bäuerin donnert sich mit seidenen Toiletten und Schmuckstücken abscheulich auf, und das übrige ist Fressen, Saufen und Spielen; besonders aber Saufen. Kommt dann noch ein spekulativ strebender Städler dazu, der eine solche Goldbauerntochter als Gattin heimführt, dann ist das schöne Ensemble fertig. Auch die jüngere Tochter, die schon im Wohlstand aufgewachsen, in der Pension erzogen ist, etwas mehr von der Welt und vom Leben gesehen, einen höheren Bildungsgrad erlangt hat und so vor der allgemeinen Entartung bewahrt geblieben, sügt sich ganz leicht und naturgemäß in den Rahmen des Ganzen ein. Das ist alles so einfach, so wahr, so allgemeinmenschlich.

Die Aukunft des Nationalökonomten Alfred Loth, der die Bergarbeiterverhältnisse der Gegend studieren will, setzt die Handlung in Bewegung, oder vielmehr giebt den verschiedenen Figuren dieses Bildes Gelegenheit, sich zu bethätigen; denn außer dem kurzen Liebesverhältnis zwischen Helene und Loth und der Angst des Schwiegersohnes Hoffmann, daß ihn sein vollaufwiegeler Jugendfreund bei seinem friedlichen Geschäft des Menschenausnützens und Selbsteinneinseus stören könne, ist von einer Handlung im alten Sinne, einer vorwärtsschreitenden Handlung, sehr wenig zu bemerken. Das ganze Drama ist mehr ein Bild, das sich wohl vor dem Zuschauer nach und nach entwickelt, das aber selber mit all seinen Gestalten eigentlich stabil bleibt. Die eigentliche Tragik liegt also hier auch nicht in der Charakterentwicklung, sondern in den bestehenden Verhältnissen. Diese Verhältnisse lasten mit gewaltigem Druck auf den Menschen und machen sie zu dem,

was sie sind. Sie wirken auf die Bewohner von Wigdorf mit der unfehlbaren, unabwiesbaren Gewalt eines Naturgesetzes, jeden Einzelwillen unterdrückend. Nur zwei Personen stehen in einem etwas freieren Verhältnis zu diesem finsternen Dämon: Hoffmann, der sich freiwillig in diese Korruption hineinbegeben hat, und Helene, die unablässig, wenn auch ziemlich ohnmächtig dagegen ankämpft. Hoffmann, der einem guten Philistergemüt eigentlich gar nicht so schlimm erscheint, weil er sich äußerlich ziemlich honett beträgt und keine wüsten Wörter in den Mund nimmt, erscheint daher in Wirklichkeit viel schlimmer als die verkommensten Gestalten des Stückes. Er ist der eigentliche bewußte Schurke. Helene dagegen ist der Lichtblick des Dramas; sie, die in diesem unerhörten Sumpf keusch und rein geblieben. Aber auch die Gestalt Helenens — und darin zeigt sich eben Hauptmann als wahrhaft genialer Dichter — ist keineswegs unlogisch und unvermittelt in diese Gesellschaft hineinverpflanzt, „des schönen Kontrastes wegen“. Nein, Gerhart Hauptmann will uns nicht das unendlich geschmacklose und widerliche Bild einer auf dem Misthaufen erblühenden Rose vorführen. Die Helene zeigt daher in ihrer äußeren Gestalt — sie ist immer noch eine Bauerndirne, wenn auch eine etwas gebildetere — in ihren Reden, in ihrer ganzen Haltung, absolute Familienähnlichkeit. Und was sie von ihrer Umgebung unterscheidet, das wird sorgfältig motiviert. Sie ist nicht die Tochter der unendlich rohen Bäuerin, sondern der feiner beanlagten ersten Frau des Bauers. Sie scheint von ihrer Mutter mehr geerbt zu haben als von ihrem Vater. Sie ist, wie schon bemerkt, aufgewachsen, als in ihrem Elternhause bereits der Wohlstand herrschte, und hat demgemäß auch eine bessere Erziehung erhalten, und zwar nicht in einem städtischen Pensionat, wo aus den jungen Mädchen nur Zierpuppen gemacht werden, sondern in der bekannten, etwas fromm angehauchten, aber sonst vorzüglichen Herrnhuter Anstalt. Gerade dieses herbe, noch halb bäurische Wesen verleiht der Gestalt Helenens eine herbe Frische und macht sie so anziehend. Sie erscheint, im Vergleich zu den anderen, gesund. Ob sie es in Wirklichkeit ist, ob nicht auch in dieser äußerlich so schönen Frucht bereits der Wurm nagt, das läßt sich nicht erkennen. Unwahrscheinlich ist es nicht.

Alfred Loth, der in diesen Kreis tritt, verliebt sich in Helene. Das ist nur natürlich, denn einerseits zieht ihn der eigentümlich herbe und keusche Charakter des Mädchens an, andererseits aber muß sie gerade in dieser Umgebung — selbst wenn er auch noch nicht deren ganze Häßlichkeit erkennen kann — einen großen Eindruck auf ihn machen. Die Liebeszenen zwischen Loth und Helene sind entschieden die poetisch schönsten Stellen des Stückes. Das hat sogar einem Teil der Gegner eingeleuchtet, die diesen Szenen ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Nur ärgerte man sich,

daß Loth die Helene wieder verläßt, und zwar, wie man meint, um einer rein ideologischen Schrulle willen. Mit dieser sogenannten Schrulle verhält es sich aber doch noch ein wenig anders. Kann ein Mann mit einer Zukunftsmoral wie Alfred Loth, nachdem er die ganze Verkommenheit dieser Familie erkannt, nachdem er mit eigenen Augen geschaut, wie seinem ehemaligen Freunde Hoffmann die Ehe mit einer Tochter dieses Hauses zur verdienten Hölle wird, noch daran denken, sich ebenfalls mit diesen Leuten zu verbinden? Kann er sich ebenfalls freiwillig in diesen ungeheuern Sumpf begeben? Nein, niemals. Aber er könnte die Geliebte aus dieser schrecklichen Umgebung herausreißen, könnte sie den schädlichen Einflüssen entziehen und ihr ein reines Heim bereiten. Könnte er das wirklich? Auf dem Theater vielleicht, wo es ja nicht so genau darauf ankommt, weil nach der Hochzeit gewöhnlich der Vorhang zu fallen pflegt, und sich die durch den guten, rührenden Schluß befriedigten Zuschauer um das, was weiter kommt, nicht mehr kümmern. Im Leben aber pflegt leider die Sache anders zu gehen. Da kommt erstens der Kampf mit der gemeinen Not und Mühsal des Lebens; denn mit dem ruhigen Heim eines politischen Agitators pflegt es auch gerade nicht am besten bestellt zu sein. Und wenn das Übel doch bei Helene zum Ausbruch käme? wenn sie doch in der Ehe in die Fußstapfen ihrer Schwester treten würde? Und konnte überhaupt ein Mann wie Loth schon nur aus Parteirücksichten sich mit einer solchen Familie verbinden? Das würde ja beinahe einem Renegatentum gleichkommen. Man sieht, die Sache liegt eben doch tiefer, als die oberflächliche Kritik angenommen hat. Nach der alten Bühnenmoral muß der Mann in schwächerer, weibischer Weise jeder Liebesregung nachgeben und seinem „Herzen“ folgen, selbst mit Hintansetzung seiner Zukunft, seiner Lebensaufgabe, ja er muß sich an das Weib ketten lassen, selbst wenn er dadurch nicht nur eine unverantwortliche Dummheit, sondern sogar ein Verbrechen begeht. Ein Verbrechen, ja eines der größten Verbrechen ist aber jeder mit vollem Bewußtsein mit einer degenerierten Familie geschlossene Ehebund, wenn die Sache auch heutzutage noch gebräuchlich ist, und die Gesetze, die sich doch sonst um alles kümmern, noch keine Strafen dafür aufzuweisen haben. Eine solche Ehe ist noch schlimmer als ein Incest, und es wird eine Zeit kommen, wo derartige, wie die Ehe zwischen nahen Blutsverwandten, nicht nur allgemein verpönt und mit gesetzlichen Strafen belegt sein wird, sondern, wo auch das die Kulturzustände fixierende religiöse Gefühl den Menschen eine solche Krüppelehe als Verbrechen erscheinen lassen wird. Nun ist es ja bekanntlich ein alter und auf der Bühne zur Hervorbringung rührender oder tragischer Situationen vielfach in Anwendung gebrachter Brauch, daß zwei Liebende, die sich plötzlich als Bruder und Schwester erkennen, ihrer Liebe entsagen, und keinem

Menschen oder Kritiker würde es einfallen, zu behaupten, der Mann hätte mit seiner Geliebten, die er als seine Schwester erkannt, in eine ferne Gegend, z. B. zu einem wilden Völkerstamme fliehen sollen, wo die Geschwistereihe noch in Übung ist. Nein, ein solches Ansinnen wäre geradezu abföhelich; denn hier sieht jeder Philister ein, daß sich in diesem Falle der Sexualtrieb, oder sagen wir „die Liebe“, den höheren ethischen Begriffen unterzuordnen hat. Mit der Liebe zwischen Loth und Helene verhält es sich nun ganz analog; und wenn unsere Zeit an einem solchen Ehebunde nichts weiter findet, so beweist das eben nur, daß wir im Lichte einer geläuterten Zukunftsmoral eben noch — Barbaren sind.

Nach dem sozialen Drama „Vor Sonnenaufgang“ erschien die „Bühnendichtung“: „Das Friedensfest. Eine Familienkatastrophe.“ Das ist ein ganz eigentümliches Stück, ein ungemein düsteres Gemälde, das aber auch wieder von einer ganz außergewöhnlichen Gestaltungskraft zeugt. Und eine Stimmung liegt über dem Ganzen, wie sie eben nur ein sehr großer Künstler hervorzuzaubern vermag. Schon die Dekoration der hohen, altertümlichen, halb frohigen, halb traulichen und infolge des alten Hausrates anheimelnden Halle des einsamen Landhauses auf dem Schützenhügel bei Erkner in der Mark Brandenburg, in dem sich die drei Vorgänge dieses Dramas abspielen, ist geradezu einzig entworfen, und man begreift, daß Hauptmann alles möglichst genau und umständlich angiebt; denn hier spielt wirklich die Dekoration mit, aber ganz anders als im Ausstattungstück, wo sie mit ihrer breiten Prosigkeit die Nichtigkeit und Dummheit des Dialogs bedecken muß, oder wie bei den Meinigern, wo sie in ihrer allzustilvollen Aufdringlichkeit das Dichterwort geradezu erdrückt. Nein, hier ist der vom Dichter — nicht etwa von einem Dekorateur oder einem Ballettmeister — genau vorgeschriebene Schauplatz intim mit der Handlung verwachsen und kann, wenn er bei der Aufführung mit Verständnis dargestellt wird, die ganze Stimmung des Stückes ungemein erhöhen. Dabei handelt es sich nicht um sogenannte Dekorationskünste, sondern nur um möglichst genaue Darstellung der Wirklichkeit. Die gegenwärtig so weit vorgeschrittene Dekorationsmalerei kann diesen einen stimmungsvollen Raum sehr leicht zur Anschauung bringen, wenn sie sich genau an die sehr plastischen Vorschriften des Dichters hält. — Überhaupt — dies sei hier gleich bemerkt — komponiert Hauptmann die Dekorationen zu den Vorgängen seiner Dramen nicht nur sehr genau und ausführlich, sondern auch äußerst genial. Sein Bestreben ist, dabei möglichst alles Konventionell-Theatralische zu vermeiden und der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen. Seine Schauplätze sind auf genaueste und fleißigste Beobachtung zurückzuführen und dürfen bei Aufführungen nicht mit der an den meisten Bühnen, wenigstens beim Schau-

spiel, üblichen und gewohnten oberflächlichen Weise „hingehauen“ werden. Es genügt nicht, dem Maschinisten diesen oder jenen Hintergrund, dieses oder jenes Verfassstück zu bezeichnen und das Ganze aus dem vorhandenen Fundus mit mehr oder weniger Geschick zusammenzuflicken, eine Bühne, die auf wirklich künstlerische Darstellung der Dichterverte Anspruch erhebt, müßte die Dekorationen zu Hauptmanns Dramen von einem mit dem Dichter congenialen Maler entwerfen und eigens ausführen lassen. Dies gilt besonders auch für die „Weber“. Im Wallenstein haben zum Beispiel die Reininger in stimmungsvollen Renaissanceinterieurs vortreffliches geleistet, beim „Tell“ wurde die ganze große Alpennatur des Vierwaldstättersees auf die Bühne gezwungen, so daß, wie in einem Panorama, jeder einzelne Berggipfel, jede Rinne und Schlunse zu erkennen war; warum sollten sich die Dekorationsmaler bei den Hauptmann'schen Dramen nicht in einer Art Freilichtkunst versuchen?

Doch genug davon! Weniger leicht als die Darstellung des dekorativen Teiles ist jedenfalls im „Friedensfest“ wie in allen anderen Hauptmann'schen Dramen die richtige Darstellung der Menschen, d. h. die Aufgabe des Schauspielers. Auch hier muß alle alte Bühnenroutine, alles Deklamieren, alle Pose über Bord geworfen werden. Doch ist die Frage der neuen Bühnenkunst eine viel zu komplizierte und viel zu wichtige, als daß ich sie hier auch nur streifen könnte. Soviel steht aber fest, daß die moderne realistische deutsche Bühnenkunst eben ganz neue und ganz anders geschulte Schauspieler verlangt, als die sogenannte klassische; wie ja auch Richard Wagner bei seiner Reform der Oper sich Künstler, die seine Werke darstellen konnten, erst heranziehen mußte.

Die einzelnen Charaktere des „Friedensfestes“ stellen ungemein große Anforderungen an den modernen Schauspieler. Besonders die Mitglieder der Familie Scholz beruhen auf so feinen und eingehenden psychologischen Studien, daß nur Darsteller, die mit ganz außergewöhnlicher Beobachtungsfähigkeit begabt sind, und die sich ganz in das Werk des Dichters zu versenken und darin aufzugehen vermögen, diese Aufgaben bewältigen können. Allerdings wären es auch dankbare Aufgaben für denkende und wirklich nachschaffende Künstler. Die beiden so ähnlichen und doch so ungleichen Brüder Robert und Wilhelm Scholz sind wahre Kabinettstücke feiner Charakteristik; der eine weich und aufbrausend, der andere trocken, cynisch und sarkastisch, beide aber gleich unbändig in ihrer Leidenschaftlichkeit. Dann die durch die Lebensschicksale eingeschüchterte, ewig erschreckende Mutter, die unzufriedene, verfauerte Schwester und schließlich der originelle, unverstandene, bald herzlos tyrannische, bald wieder merkwürdig weichherzige Vater, das sind Charakterstudien, über die man ganze Bücher schreiben könnte, und bei

denen man immer wieder die geniale Beobachtungsgabe und die ebenso außerordentliche Darstellungsweise des Dichters bewundern muß.

„Das Friedensfest“ ist gleichsam das düstere Chaos, aus welchem das wunderbar klare und lichte Drama „Einsame Menschen“ hervorgeht. In den Charakteren des „Friedensfestes“, besonders im alten Scholz und den beiden Brüdern, drängen und gähren die Ideen der neuen Zeit bereits, aber alles ist noch in Aufruhr, nichts ist abgeklärt, nur blickartig zuckt es hie und da auf, wie in einer Wetterwolke. Daher auch der ungemein düstere und bedrückende Charakter des ganzen Stückes. In den „Einsamen Menschen“ dagegen haben wir bereits zwei völlig abgeklärte „moderne“ Charaktere: Johannes Bockerat und Anna Wahr. Diese treten nun in Gegensatz zu den Charakteren der „alten Zeit“, die im Stücke, wie heutzutage noch im Leben, natürlich die Mehrzahl bilden; sie sind eben die „einsamen Menschen“, einsam als vorgehobene Pflücker der Zukunft, unverstanden von der Gegenwart und unter diesem Unverständnis ihrer Umgebung leidend. Die Tragik der ihrer Zeit vorausseilenden Genialität ist wohl noch niemals schöner, ruhiger und klarer dargestellt worden, als in Hauptmanns „Einsamen Menschen“. Besonders aber zeigt sich hier die große Genialität des Dichters in der Darstellung der Vertreter der alten Zeit. Wie prächtig ist der alte, fromme Bockerat gezeichnet, und seine Frau! Wie menschlich schön die Frau Käthe, des Johannes Bockerat Gattin, mit ihrer unbegrenzten Hingebung, ihren Hausfrauen Sorgen und ihrem leichten Ausflug von nur allzubegreiflicher Eifersucht. Das ist es ja eben: nicht nur der moderne, der „einsame“ Zukunftsmensch leidet in und an seiner Umgebung, sondern er selber verursacht den Seinigen keine geringeren Qualen, ja diese Qualen, die die Menschen der Vergangenheit durch einen solchen in ihrer Mitte auftauchenden Zukunftsmenschen erdulden müssen, sind vielleicht noch herber als die Schmerzen des unverstandenen Genies, weil ihnen die frohe Zuversicht auf die Zukunft fehlt, die den wahrhaft modernen Menschen — nicht den Fünfeißler und Decadent — immer wieder stärkt und aufrichtet. Darum können moderne Menschen, wie Johannes Bockerat und Anna Wahr auch entsagen: denn sie wissen: hinter ihnen zieht die neue Zeit doch triumphierend heraus. Und diese neue Zeit wird und muß unfehlbar triumphieren, selbst wenn ihre ersten Vorkämpfer, wie Johannes Bockerat, an den kleinlichen Nadelstichen des Lebens zugrunde gehn. Die „Alten“ aber sind dieser Hoffnung bar, sie sehen ihre Welt nur in Trümmer gehn, hinabstürzen in das Meer der Vergangenheit — hoffnungslos. Die Jungen, die Modernen, erleben täglich den Weltmorgen der Schöpfung, die Alten wohnen alltündlich der Götterdämmerung bei. Dieser tragische Kampf ist so alt, wie die Menschheit selber, er klingt uns aus der Antigone und aus dem Hamlet

ebenso gut entgegen, wie aus den „Einsamen Menschen“ Hauptmanns, wenn er auch den äußeren Umständen gemäß jeweilen andere Gestalt annimmt.

Leider kann ich auf die Einzelheiten dieser herrlichen Dichtung nicht näher eingehen, doch darf ich ja wohl bei den Lesern der „Gesellschaft“ die Hauptmannschen Dramen alle als bekannt voraussetzen. Wer sie noch nicht kennt, der lese sie sobald wie möglich und versenke sich darein; sie sind die bedeutendsten Bethätigungen des deutschen Geistes in unseren Tagen.

Hauptmann hat später daselbe Thema des unverstandenen Genies nochmals behandelt und zwar als Komödie in seinem „Kollegen Crampton“. Das Stück ist mit Rücksicht auf unsere heutigen Bühnen und Bühnenverhältnisse geschrieben und kann also kein ganz ungetrübtes Bild von Hauptmanns Kunstschaffen geben; dennoch bietet es des Interessanten genug. Besonders die Gestalt des Akademieprofessors Crampton ist äußerst fein ausgearbeitet. Wir haben hier auch einen „einsamen Menschen“, aber in anderer Art. Die großen Charakterzüge fehlen, dafür treten kleine Schwächen und Menschlichkeiten auf, wie sie sich so oft und so leicht mit starkem Talent verbinden, und die dann die Lust zwischen ihrem Träger und der bürgerlichen Umgebung verbreitern helfen. Dahin gehören der finanzielle Leichtsinn, der mangelhafte Familiensinn, das Trinken. Der Alkoholismus tritt uns hier natürlich in ganz anderer Gestalt entgegen als in „Vor Sonnenaufgang“; denn es ist ein gewaltiger Unterschied, ob sich ein roher, ungebildeter Bauer stumpfsinnig betrinkt, oder ob ein hochgebildeter Mann gerne ein Glas Wein, vielleicht auch ein Glas über den Durst, in heiterer und geistig aufgeweckter Gesellschaft trinkt. Das Gehirn des Bauers ist leer und kann durch den Genuß geistiger Getränke nur zu rohen und tierischen Ausschreitungen angeregt werden, während der Alkohol im Gehirn des Künstlers das Spiel der Phantasie entfesseln kann. Natürlich droht immer die Gefahr des Gewohnheitstrinkens, und der gute Professor Crampton hat die beinahe unverrückliche Grenze zwischen der alkoholischen Anregung und dem Laster der Trunksucht bereits überschritten, wenn er auch wohl noch nicht zu den Unverbesserlichen gehört. Daher das Kopfschütteln der Herren Kollegen und der Vorgesetzten, daher eine gewisse nicht recht passende Intimität mit den Schülern, von denen gerade die talentvolleren übrigens mit großer Begeisterung an dem Lehrer hängen, daher schließlich die ganz und gar unpassende Intimität mit seinem Faktotum, dem Dienstmann Köffler. Alles in allem ist dieser Crampton eine liebenswürdige Gestalt auf Abwegen, also eine echte und gerechte Komödienfigur. Die Heilung und Läuterung des guten Professors geschieht nun bekanntlich ziemlich nach dem landläufigen Lustspielrezept, wobei die obligate Liebesgeschichte und der „gute Ausgang“ natürlich nicht fehlen dürfen. Das ist, wie gesagt, eine

Konzeption an die bestehenden Theatergepflogenheiten, die mit der eigentlichen Hauptmannschen Kunst nichts zu schaffen hat und dem Stück auch für das feinere Gefühl etwas Halbes, Unfertiges, Gezwungenes verleiht, was dann die weise Kritik niemals verfehlt, dem Autor vorzuhalten, wobei aber natürlich verschwiegen wird, daß die „Fehler“ des Stückes nur daher rühren, weil der Dichter einmal mit Hintansetzung seines eigenen Ingeniums den Ratschlägen eben dieser weisen Kritik gefolgt ist.

Schon vor dem „Kollegen Crampton“ erschien Hauptmanns größtes Werk: „Die Weber“. Diese ergreifende Tragödie des Hungers steht ganz einzig da in ihrer Art und ist wohl das bedeutendste, tiefste und genialste Bühnenstück der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern überhaupt. Man zeige mir etwas annähernd Gleichwertiges bei Franzosen, Nordländern oder Russen, von denen der deutsche Realismus nach Aussage der litterarischen Großauguren bekannlich seine ganze Weisheit bezogen hat und deshalb nur eine schüde Ausländerei bedeutet. „Die Weber“ sind ein Monumentalwerk, wie es in der Weltliteratur nicht eben viele giebt. Über Aufbau und Form ließe sich ja vielleicht streiten, mir selber erscheint das in fünf Einzelbilder zerfallende Drama äußerlich zu lose, besonders hätte ich eine einheitlichere und strengere Gruppierung der Webertypen gewünscht. Was wollen aber alle diese Außerlichkeiten besagen neben dem grandiosen und wirklich genialen Zug, der durch diese fünf Akte oder Einzelbilder geht? Und wie wundervoll abgerundet sind diese fünf Einzelbilder wieder an sich? Welche Stimmung und welche handgreifliche Natürlichkeit herrscht da überall! Und wie kurz, gedrängt und knapp ist alles: kein Wort zu wenig und keines zu viel.

Wenn die fünf Akte äußerlich auch noch so locker mit einander verbunden sind, so locker, daß der Autor es für nötig erachtete, jedem Akt ein gefondertes Personenverzeichnis voranzusetzen, so schließen sie sich doch zu einem ungemein wirkungsvollen Ganzen zusammen. Wir haben, wenn ich einen musikalischen Vergleich heranziehen darf, keine regelmäßig aufgebaute Symphonie, sondern eher eine Suite vor uns, aber allerdings eine solche, deren Säge nicht willkürlich zusammengeworfen, sondern wo jeder mit Rücksicht auf das Ganze komponiert und an seinen Platz gestellt ist. So ergäßen sich diese fünf Akte oder Bilder vorzüglich, die ersten vier bilden eine regelrechte Steigerung, die dann im fünften elegisch ausklingt.

Der erste Akt im Fabrikcomptoir Dreißigers bietet uns die denkbar beste Exposition der ganzen Sachlage. Die geschäftsmäßige, herzlose Art, mit der der Expedient Pfeifer die abgelieferte Ware, die Frucht sanfter Arbeit, entgegennimmt, das passige, etwas hochnäsige, aber ganz in der Natur der Verhältnisse liegende Betragen von Kassierer und Lehrling, die wieder-

männischen Moralreden, mit denen Herr Dreißiger seine hungernden Arbeiter abpreißt, die unendlich mageren Löhne und die lächerlich kleinen Vorschüsse, um die gefeilscht und gebettelt wird, dazu die sich um den kargen Lohn drängenden abgemagerten alten und jungen, beschiedenen, gebrochenen oder noch etwas frecheren Webergestalten, das giebt zusammen ein Bild, das dem Zuschauer oder dem Leser unauslöschlich im Gedächtnis haften bleiben muß. Noch ergreifender ist das zweite Bild, das uns in das Stübchen des Häuslers Anforge führt, in dem neben dem Besitzer noch der alte Weber Baumert mit Weib, Kindern und Enkelkind haust. Wie rührend ist die Bewunderung dieser Hungernden für den wohlgenährt und gut gekleidet aus dem Militärdienst heimkehrenden Moritz Jäger! Und wie wahrhaft ergreifend die erste Vorlesung des Weberliedes! Und wie dieses ungefüge Lied mit seinen mehr als naiven Reimen in den einfachen Gemüthern zündet! Nun erkennen sie, daß es nicht so weiter gehen kann, daß es anders werden muß. Der dritte Akt im Kretscham (Schenke) zu Peterswaldau zeigt die Stimmung der Bevölkerung gegen die Weber und für die Weber. Da ist wieder alles so gerade aus der Wirklichkeit herausgeschnitten: der Handlungsreisende, der mit der Wirtin und der Wirtstochter schäkert, der Tischler, der es mit den Fabrikanten hält, und der prächtige Schmied Wittich, der seinen schweren Eisenhammer hervorruft, um den armen schwachen Webern beizustehen in ihrem Verzweilungskampfe. Dann die Scene der Weber mit dem Gensdarm! schließlich der Ausbruch der Weber unter Abzingen des Weberliedes. Und alle machen sie mit bei dieser traurigen Revolution der Schwachen, sie wissen selbst kaum, wie sie dazu kommen, die sonst so friedlichen Leute: „A jeder Mensch hoot halt an'n Sahnjucht!“ sagt der alte Lumpensammler Hornig. Die Weber ziehn vor Dreißigers Haus. Die Flucht des Fabrikanten und das Eindringen der Arbeiter in seine Wohnung bilden den Höhepunkt des vierten Aktes. Im fünften Akt macht uns Hauptmann noch mit einer ganz neuen Weberfamilie bekannt, in deren Wohnung er uns einführt. Das erscheint zuerst befreundlich. Aber gerade dieser Akt ist poetisch so schön, daß man alle theoretischen Bedenken gerne beiseite läßt und ihn gar nicht anders haben möchte. Der alte Bilse, der sein ganzes Leben lang treu und reblich an seinem Webstuhl gestanden und der nun auch nicht von seinem Posten weichen will, jetzt, wo das Militär ausrückt, so daß er, von einer der ersten Kugeln getroffen, mitten in seiner Arbeit und neben seiner halb blinden und halb tauben alten Frau zusammensinkt, ist eine der schönsten Gestalten der neueren Dichtung. Ebenso prächtig gezeichnet ist seine Schwiegertochter Luise, sie, die im Gegensatz zum Alten bei der ersten Nachricht von dem Ausstand sich kaum mehr halten kann, sie, die die Männer zur mutigen That anzufeuern sucht, gleich den derben Frauengestalten der Vorzeit.

Kurz, jede einzelne Figur, jede Situation, jede scheinbar noch so geringfügige Wendung in den „Webern“ zeugt vom höchsten künstlerischen Können Hauptmanns. Die Weber sind in ihrer Art einfach ein klassisches Werk, ein Werk, das vorbildlich sein wird für das kommende Kunstschaffen, ein Werk, aus welchem sich neue Kunstgesetze ableiten lassen. Das Drama steht einzig da in der deutschen Litteratur, und ich glaube nicht, daß sich in irgend einer anderen Litteratur etwas findet, das sich ihm an die Seite setzen könnte. Es bildet bis jetzt den höchsten Triumph des konsequenten Bühnerealismus.

Und doch kann man in unseren Tagesblättern immer noch achselzuckende Kritiken über Gerhart Hauptmann und seine Schöpfungen lesen! Und die große Mehrzahl der Deutschen und Deutschsprechenden kennt Gerhart Hauptmann nicht einmal dem Namen nach!

Die hundert Jahre sind eben noch nicht um. — —



Gustav Falke's Roman „Aus dem Durchschnitt“.

Von Dr. Karl Schüpe.

(Hamburg.)

Unsere Durchschnittsroman-Litteratur türmt sich zu einem babylonischen Riesenbau empor; tausende arbeiten daran und drohen, den einen guten Geschmack unheilbar zu verwirren. Keuchend schleppt man mehrere Steine zugleich herbei; je umfangreicher das Werk, ein desto größerer Dichter ist eben sein Verfasser. Neun Bücher mutet man uns mit Vorliebe zu. Und der Inhalt? Dem Titel nach teils aus der Geschichte, aber ein Hohn auf alles, was geschichtlich heißt, teils aus dem Leben, freilich nicht aus dem, wie wir und unseres Gleichen es leben, das kennt ja jeder; welche Kunst hieße selne Darstellung? Nein, man will sich auch einmal in einer glänzenden Sphäre fühlen. Daher eine erlogene Welt voll von Grafen, Baronen, ordenbestimmten Offizieren und Legationsräten, voll schöner vornehmer Damen, die verführen oder verführt werden, alle Personen wie mit einem Freibrief auf alle denk- und undenkbaren Tugenden oder Laster in der Tasche; dazu die Handlungen: Champagnerdiners, liaisons, schmachtende tête à tête, Duellen usw. ad infinitum; alles in allem: ein tödliches Einerteil, das jeder unneren Wahrhaftigkeit bar ist. Somit in slavischer Abhängigkeit von den Wünschen des litterarischen Massenpublikums, mußte sich der Roman bei den Urteilsfähigeren mit Notwendigkeit diskreditieren; fast sprach man ihm überhaupt

die Berechtigung ab, ein Kunstwerk zu sein; unsere größten Erzähler waren bislang vorzugsweise als Novellisten thätig. Endlich kam die Reaktion: Den blutlosen Schemen erlogener Gesellschaftsmenschen gegenüber bei Zola das brutale Volk, die Charaktere mit peinlicher, oft geradezu pedantischer Genauigkeit aus dem Milieu heraus gewertet. Ich bin kein blinder Bewunderer Zolas. Ich leugne nicht, daß man sich ihm und seinen eingeschworenen Nachfolgern gegenüber über die Häufung des Gemeinen beklagen darf. Ihr berechtigter Protest gegen die Sentimentalitäten und die gleichnerische Pseudotugend im Drama und im Roman ließ sie eben, wie so leicht begreiflich, zu weit gehen; zu sehr depotenzierte man die seelischen Momente und erhob die Naturtriebe zum allein meisterrnden Gesetz. Aber man schieße mit seinem Tadel nicht über das Ziel hinaus; man bewahre sich einen genießenden Sinn für die trotz alledem unverdunkelte grandiose Kraft, die Zolas Charakteristik auszeichnet; man übersehe vor allem nicht, daß sich im Wesentlichen auf seine Anregung auch der deutsche Roman wieder mehr auf den Boden des wirklichen Lebens gestellt hat. Man sucht auch bei uns typische Klassencharaktere zu gestalten; man wertet aus dem Milieu; man hat begonnen, aus dem Durchschnitt zu schreiben. Aus dem Durchschnitt: so der Titel eines Hamburger Lokalkromans, den Gustav Falke kürzlich in Berlin in Salomon Fischers Verlag hat erscheinen lassen. Der Name knüpft freilich an eine bekannte Hamburger Straße an, wie dem Werte überhaupt ein fein berechnetes Lokalkolorit eignet; aber auch in höherem Sinne ist Falkes Erzählung ein Roman aus dem Durchschnitt, denn der Dichter hat uns das großstädtische Kleinbürgertum in seinen hauptsächlichsten Typen vor Augen gestellt. Zunächst einige Worte über den Inhalt.

Zwei Liaisons nebeneinander: auf der einen Seite der Volksschullehrer Hermann Heinecke und Nini, die hübsche Verkäuferin seiner Tante; auf der anderen Lulu, die Tochter des Herrn Behn, und ihr ehemaliger Spielkamerad, der Rutscher Wilhelm Deuthin, der gefährlichste Don Juan aller Tanzböden Hamburgs und seiner Umgebung. Das letztere Paar steht im Vordergrund des Interesses: Lulu erliegt dem Verführer und tötet sich selbst. Pfui! Wie gemein! Wie indecent; schon höre ich diese und ähnlich geartete Rufe. Ich habe mich zu oft über sie geärgert, ich ermesse ferner ihren schädlichen Einfluß zu gut, als daß ich mich nicht für entschuldigt halten sollte, wenn ich mich einmal prinzipiell mit jenen anscheinenden Wächtern der Moralität auseinandersetze. Wer sind denn eigentlich jene entsetzten Ruser? Vor allem die, welche wie Haufs „gebildetes Judenmädchen“ urteilen, das sich bekanntlich über Goethes goldene Kalvetät entrüstete, um sich dafür von den halb verhüllenden sentimentalen Überlichkeiten eines Claren — übrigens ein litterarischer Typus, der nie ausstirbt

— so recht nach Herzenslust kitzeln zu lassen. Und mit der Brüderie, hinter der sich die Lüsterheit versteckt, die bornierte Beschränktheit im Bunde: alle jene großen litterarischen Kinder, die sich nur an nieblischen Artigkeiten erfreuen können, die gerade, weil die Menschen eine so mechante Rasse sind, sich wenigstens auf der Bühne und im Roman von menschlicher Pseudotugend gerührt wissen wollen; ohne dem wäre die Poesie ja überhaupt nichts nütze. Und solche Urteile — übrigens möchte ich das Wort füglich in Anführungsstriche setzen — gehen in die lammfrommen Familienblätter über, und das Publikum liest sie mit der ihm eignenden stumpfsinnigen Verehrung für alles Gedruckte, plapperts nach, und der Dichter wird totgeschrien und kann verhungern. Aber gegen Shakespeare wagt man nichts zu sagen, obwohl die Wahrheit bei ihm wahrhaftig ungeschminkt genug ist; denn er ist ja ein Klassiker, und sie zu bewundern, erfordert die allgemeine Bildung. Und angesichts solcher blöden, unklaren Urteilslosigkeit fährt man fort, sich das Volk der Dichter und Denker schimpfen zu lassen; und man kann nicht einmal begreifen, daß der Künstler vor nichts zurückschrecken darf, was die von ihm beabsichtigte Charakteristik verlangt, man beharrt lieber bei seinem impotenten Gezer über Immoralitäten der neuesten Dichtung, anstatt sich nach den obwaltenden höheren Absichten zu fragen. Es giebt wie in der Ethik, so auch in der Kunst nur ein unverbrüchliches Gesetz: die Wahrheit; nur eine unweigerliche Pflicht für den Dichter, strengste Wahrigkeit, wie in der lyrischen Darstellung des eigenen inneren Seelenlebens, so in der Charakteristik anderer Menschen und Menschenklassen. Wer aus irgend einem Grunde vor dieser Pflicht zurückscheut, der macht die Poesie zur Meze des urteilslosen Publikums; die Unsittlichkeit liegt eben auch bei den Poeten zumeist auf einer anderen Seite als da, wo man sie sucht. Ein Dichter wie Gustav Falke ist der Knecht jenes Gesetzes; so erwirbt er das köstliche Gut künstlerischer Freiheit. Ihm mußten sich die Begebenheiten seines Romans so und nicht anders gestalten, weil er sie als den Ausfluß der handelnden Persönlichkeiten begriff. An der unvergleichlichen Meisterschaft der Charakteristik kann im großen und ganzen kein Zweifel sein, zudem einen sich die dargestellten Typen nahezu zu einem Gesamtbilde; so entschädigt uns Falke überreichlich für den Inhalt, der ja an und für sich nicht sonderlich originell ist, es auch gar nicht sein kann, denn der großstädtische Kleinbürger ist kein himmeltürmender Titane, sondern lebt im ruhigen, trägen Gleichmaße dahin. In der äußerlich wie innerlich gleich glänzenden Charakteristik sehe ich das größte Verdienst des Romans. Mit welcher Kunst hat der Dichter z. B. den Lokaltou zu treffen gewußt! Wie uns die Namen der Straßen und Personen echt hamburgisch anmuten, so hat er vor allem durch die Sprache ein ausgeprägtes Lokaltolorit geschaffen. Dem Dienstmädchenhoch-

deutsch gefällt sich gelegentliches Platt; in seiner knappen Kürze und der jeweiligen halbsprüchwörtlichen Prägung der Redewendungen hat es der Verfasser dem Volke geradezu vom Munde abgelauscht. Und ohne jeden Zwang fügt sich das volksmäßige Idiom in die überwiegende hochdeutsche Umgebung ein: Was debattierende, bedenkliche Kunstrichter wohl als unmöglich bezeichnen möchten, das erhebt so das glückliche Experiment des genialen Dichters zur vollendeten Thatsache; und jene wohlweisen Herren müssen begreifen, daß es sich wieder einmal um das Ei des Columbus gehandelt hat. Und nun gar erst das Leben und die Umgebung der geschilderten Kreise! Allüberallher, aus der Nähstube der Frau Wittsoth, aus dem niedrigen Zimmerchen des alten Beuthin, aus den Tanzsalons, die für die nächste Umgebung unserer alten Hansestadt so charakteristisch sind, schlägt die eigentümliche Luft kleinbürgerlicher Verhältnisse zu uns empor. Die so ergötzlichen Schilderungen des zithervereinlichen Stiftungsfestes oder der Verlobungsfeierlichkeiten bei Frau Wittsoth gehören unter die glänzendsten Darbietungen moderner realistische Kunst. Überall läßt die großartige plastische Gestaltungsfähigkeit Falkes in der Phantasie des Lesers aus dem Worte die greifbar angeschaute Wirklichkeit entstehen.

Im Mittelpunkte des Interesses stehen natürlich die Persönlichkeiten selbst. Gleich Frau Wittsoth ist mit köstlicher Lebenswahrheit charakterisiert: Die kleine rundliche, ewig quecksilbernde Ladeninhaberin, die trotz gelegentlicher leicht sentimentaler Anwandlungen stets resolut und auf ihr Geschäft bedacht ist, ist so recht der spezifisch großstädtische Typus jener Kleinbürgerfrau, die, wie der Berliner sagen würde, nicht auf den Kopf gefallen ist. Zugleich spricht die bezügliche Charakteristik für Falkes großartige humoristische Kraft, und auch sonst bietet er, soweit es der beherrschende, auf naturgetreue Darstellung des Kleinbürgertums gerichtete Gesichtspunkt gestattet, glänzende Proben seines Humors. Freilich ist derselbe der herzenscinsältigen Bonhomie eines Dickens kaum verwandt; er ist, wie es Stoff und handelnde Personen verlangen, mit einem guten Beißatz ironischer Schärfe legiert. Aber zurück zu unseren Charakteren! Den feinsten psychologischen Scharfblick bekundet der Dichter, indem er in den beiden Beuthins die alte und junge Generation der Großstadt einander gegenüberstellt. Auf der einen Seite der Vater, wortkarg, plump, fast täppisch wie ein gutmütiger Bär, der Typus altmodischer Solidität und Ehrenhaftigkeit, wie sie sich das großstädtische Kleinbürgertum als ein Erbgut aus jenen mehr patriarchalischen Zeiten gewahrt hat, in denen unsere Metropolen kaum Großstädte im modernen Sinne genannt werden konnten. Ihm gegenüber der Sohn, der schöne Wilhelm, wie ihn die verzückten Dienstmädchen nennen, ein typischer Vertreter der jungen Generation, die unter dem depravierenden

Einflüsse der modernen Großstadt steht, soweit nicht eine höhere Bildung, wie bei Hermann Heinecke, ein Gegengewicht gegen jene Einflüsse geschaffen hat. Dabei scheint der Charakter dieses gewissenlosen, prozeudenden Proletarier-Don-Juans wie eine fein berechnete Satire. Ich wenigstens werde die Empfindung nicht los, als ob mir plötzlich bei des jungen Deuthin Auftreten aus dem Tanzsalon des Ottenfener Parks das Parfüm des feinsten Parfettjaales entgegenschlage, als ob mir hinter der feinen Gesellschaftsmaske eines eleganten aristokratischen Habitus das brutale Gesicht des Hamburger Kutschers entgegengrinse, als ob beide trotz der Vergrößerung des Charakters, wie sie Umgebung und Stand bedingen, doch im Wesentlichen eins seien. Ja, ich stehe nicht an, diesen satirischen Seitenblick des Dichters auf die höhere Gesellschaft als einen grandiosen Meisterzug zu beurteilen.

Auch Lulu Behn und ihre Mutter stehen in einem bezeichnenden Gegensatz. Diese, die Frau eines aus niedrigster Sphäre emporgestiegenen Häuserbesizers, ist doch ihrem innersten Wesen nach den engen, gebundenen Verhältnissen des Kleinbürgertums ebenso treu geblieben, wie dem plattdeutschen Idiom. So in der ihr einzig eignenden Lebenssphäre wurzelnd, hat Frau Behns Charakter in seinen Grundlinien keine Verschiebung erfahren, er erscheint durchaus gefest. Obwohl beschränkt, berührt sie uns doch sympathisch. Warm und herzlich quillt ihr im rechten Augenblicke die Liebe zu der hochmütigen Tochter empor. Ganz anders Lulu, wieder eine bezeichnende Vertreterin der jungen Generation. Ich muß bei diesem Charakter länger verweilen, teils, weil er im Mittelpunkte des Interesses steht, teils, weil sich gerade gegen ihn die kritischen Einwendungen richten werden. Lulu hat in einer Pension so eine Art von Halbbildung erhalten, ohne daß darum ihr geistiges und gemüthliches Wesen aus der Sphäre enthoben wäre, der ihre Eltern entstammen. Und gerade, weil ihr die Erziehung nichts weiter mitgeteilt hat, als einen rein äußerlichen Firnis, muß sich Lulus Charakter veräußerlichen. Die Naivetät der Herzenswärme, wie sie die Natur in jedes Menschen Wiege gelegt hat, ist in ihr erstickt. Hochmütig blickt sie über ihre Eltern, namentlich über ihre Mutter, hinweg. Dieser Gegensatz vereinsamt sie, bestärkt sie in ihrer angeborenen lethargischen Trägheit, und so wird ihre Sinnlichkeit wach. Und einmal so weit, muß die gemüthlich verkümmerte, gewöhnliche Natur des Mädchens mit aller Energie gegen die aufgedrungene Überfeinerung reagieren und sie Deuthin in die Arme treiben. Die gesellschaftliche Luft kann kein Gemutis bereiten, denn sie ist lediglich äußerlicher Natur. Zum Überfluß hat der Dichter durch die Voraussetzung einer von früher her bestehenden Spielkameradschaft allen derartigen Bedenken vorgebaut. Lulu ist somit die typische Vertreterin jener über ihren Stand hinaus halbgebildeten Mädchen des modernen Klein-

bürgertums, denen die Halbbildung oft der sicherste Wegweiser zur Halbwelt ist. Lulu freilich findet einen anderen Ausweg, sie tötet sich selbst.

Man wird einwenden, daß ein Mädchen von ihrer Art eines solchen Heroismus nicht fähig sein könne. Ich meine, sehr mit Unrecht. Denn die bezeichnende Charaktereigenschaft ist von dem Dichter auf das schärfste hervorgehoben worden. Jenen herrschsüchtigen Hochmut, welchen Strindberg geradezu als typisch für die ordinäre Frauennatur ansieht — leider gelten diesem Dichter alle Frauen als minderwertig, als ordinär — ihn legt Lulu bei jeder Gelegenheit, der Mutter, der Schwester, den Diensthoten gegenüber, an den Tag. Muß nicht also die Erkenntnis, daß sie Beuthin nicht mehr gewesen sei, als jedes Dienstmädchen, jene Anna z. B., welche sie früher geohrfeigt hat, muß nicht die sich damit verbindende instinktive Voraussetzungen, daß sie der brutale Rutscher in der Ehe zu seiner Dienstmagd herabwürdigen wird, ihren herrschsüchtigen Stolz beleidigen und herausfordern? Und dies zugegeben, wird auch die Abneigung, von ihrer Höhe zur Rutscherfrau herabzusinken, in Lulu wirksam werden müssen, wag sie auch früher in Taumel der sinnlichen Leidenschaft nach einer dauernden Verbindung mit Beuthin begehrt haben. Natürlich können diese Gründe nur wirksam sein unter der Voraussetzung, daß Lulus Neigung erloschen ist. Und wie ist das möglich? Wie kann sie ihren Liebhaber so plötzlich geradezu mit einem Gefühl des Efels betrachten? Ja, wenn sie Beuthin wirklich geliebt hätte, dann bliebe die Neigung und sie brähe ihr vielleicht das Herz. Aber nur heißes Sinnenverlangen hat sie dem Jugendgespielen in die Arme getrieben, und ein solches kann, wie es plötzlich entlodert, so auch wieder verlöschen; ja es muß dem Efel Maß machen, wenn die angegebenen Gründe wirksam geworden sind. Und nun schließlich die heroische That selbst? Lulu ist, wie so viele lethargische Charaktere, auf Augenblicke jäher Entschließungen fähig, und diese setzen sich, solange die Stimulanz besteht, rasch in die entsprechende That um. So erfolgt der Selbstmord durchaus folgerichtig, und der ganze Charakter ist überhaupt ein psychologisches Meisterstück. Vorzüglich ist auch Paula gezeichnet in ihrer Dienstmädchenhaftigkeit, in ihrer frühreifen Sinnlichkeit wie eine leibhaftige Vorahnung der künftigen Nana.

Weniger kann ich mich mit Nimi zufrieden geben. Auch in ihrem Charakter scheint der Dichter typische Gestaltung anzustreben. Sie ist oberflächlich, anspruchsvoll, verführerisch, flott, kokett, sie liest am Oster-sonntage lieber die Romane des Generalanzeigers, als daß sie in die Kirche ginge, alles Züge, die für die verführerische Welt der großstädtischen Verkäuferinnen ebenso bezeichnend sind, wie der fast aristokratische Chic und Schliß, der Nimi auszeichnet. Aber auch mehr innerliche Momente sind für jene eigentümliche Damenwelt charakteristisch. Den Strudelkopf mit

unklaren Romanvorstellungen vollgepropt, kennzeichnet sie häufig das Verlangen, sich einmal so recht von Herzen zu verlieben, ganz so, wie es in den Büchern steht. Falke deutet in Mimi, einer eifrigen Romanleserin, dieses Verlangen an. Auch in ihrem Haß gegen Hermanns beständiges verliehtes Anlächeln, seine Kurmacherei und Antagerei, in ihrem Widerwillen gegen die heiße Schwüle seiner sinnlichen Lippen läßt er sie ihre feinere Art bekunden. Aber wie kann sich da Mimi in aller Eile an Pohlenz, den „Pomadenhengst mit den Leichenhänden“, wegwerfen, da er ihr doch bisher immer widerlich gewesen ist? Denn daß der Knopfreisende in der Lotterie gewonnen und ihr die Aussicht auf gute Versorgung eröffnet, ist doch wohl keine genügende Erklärung. Freilich mußte Hermann Mimi verlieren; aber der Dichter hätte besser daran gethan, wenn er sie sich einem professionierten Don-Juan der höheren Welt Hals über Kopf hätte in die Arme werfen lassen. Dann wäre der Charakter einheitlich geformt, während er mir jetzt an unvereinbaren Widersprüchen zu kranken scheint.

Auch in Hermann Heinecks Charakter scheinen heterogene Züge gemischt. Äußerlich und innerlich Schulmeister, mit etwas blöden, bebrillten Augen, mit Vorliebe für gelegentliche Schiller- oder Rückert-Citate, Mimi gegenüber von einer gewissen jaghaften Schüchternheit beherrscht, hat Hermann anderseits doch wieder einen Stich ins Gentile, ja Flotte: er trägt bismardleberne Handschuhe, ist auf den Tanzsalons nicht unbekannt und faßt über seine Mittel hinaus spendabel. In diesem Falle freilich offenbart der Verfasser durch die Verbindung solcher heterogenen Momente seinen psychologischen Scharfblick: Unter dem Einflusse der Großstadt pflegt sich eben der Charakter des unverheirateten Schulmeisters, der sonst durch die Schnürbrust der von ihm verlangten moralischen Exemplarität künstlich zurecht gepreßt ist, aus derartigen anscheinend widersprechenden Zügen zusammenzusetzen. Ich füge der bisherigen Analyse nur noch den kurzen Hinweis bei, daß der Dichter auch die Nebenpersönlichkeiten seines Romans, etwa den „unverbesserlichen“ Budiker Tetje Jürgens oder den Kleinhufner Onkel Martiu, mit wenigen trefflicheren Worten zu vollem Leben zu erwecken weiß.

Alles in allem also: Falke ist ein ausgezeichnete Charakteristiker: er überrascht uns ebenso sehr durch die Wahrheit, als durch die Fülle der von ihm dargestellten Charaktere. Läge sein Roman nicht vor uns, wir würden es augenscheinlich nicht glauben, daß jemand auf 168 Seiten nahezu ein Totalbild des großstädtischen Kleinbürgertums würde entwerfen können. Erst eine kurze Betrachtung der verwandten Mittel kann uns ein annäherndes Verständnis dafür erschließen. Die Vorliebe für lakonische Kürze ermöglicht dem Dichter eine ausgiebige indirekte Charakteristik, ohne daß er je darum durch unepische Breite den Gang der Erzählung unterbräche. So werden

die handelnden Persönlichkeiten bei passender Gelegenheit immer wieder mit wenigen inhaltreichen Worten für den Leser zu seelischer Gegenwärtigkeit belebt. Daß Falke mit einer gewissen Vorliebe auch den äußeren Menschen zu seinem Rechte kommen läßt, ist durchaus im Sinne einer realistischen Kunst, die das ganze Leben, den ganzen Menschen begehrt. Mögen solche Schilderungen unter Umständen auch in das Spezialgebiet der verschwieberten Kunst hinübergreifen, warum sollte dem Dichter nicht erlaubt sein, was er kann, d. h. wodurch er einen vollen künstlerischen Eindruck zu erwecken vermag? Und einen solchen rufen Falkes Schilderungen kraft seiner plastischen Gestaltungsfähigkeit jederzeit in dem Leser hervor.

Im Vordergrund steht natürlich die direkte Charakteristik: die auftretenden Persönlichkeiten machen uns selbst mit sich bekannt. Meisterlich charakterisieren z. B. die Dialoge: Die Werbeszene zwischen Bohlens und Frau Wittfoth ist voll köstlicher, lebenswahrer Komik. Daneben stellt sich der erschütternde, ja tieftragische Ernst: des alten Behn Unterhaltung mit den beiden Beuthins, und vor allem Frau Behn im Gespräch mit ihrer geständigen Tochter und später nach Lulus Tode mit ihrem Manne: „Deern, deern,“ sagte sie vorwurfsvoll, aber mit weichen, warmem Herzen, „Wat'n Sat, Wat'n Sat,“ so heißt es am Schlusse des ersten Dialogs. Welche ergreifende Wirkung geht doch von diesen kurzen Worten aus! Wer da meint, eine in unmittelbarer Anehnung an das nächste Leben schaffende realistische Kunst vermöge nicht tragisch zu erschüttern, der lese jene Gespräche, und er wird sich widerlegt fühlen, falls er sich überhaupt noch einen unbefangenen geniekenden Sinn für die Poesie bewahrt hat. Ebenso treffend werden die Menschen durch ihre Handlungsweise charakterisiert. Wie bezeichnend führt sich z. B. Hermann Heinecke in seiner schulmeisterlichen Unbehilflichkeit ein, wenn er unter dem altmodischen Sekretär des Nähzimmers nach Mimis Fingerhut sucht, oder wenn er mit bestäubten Ärmeln und Rockschößen, an welchen sich auch die unvermeidlichen Fäden der Nähstube festgesetzt haben, voller Verwirrung emporschnellt, dabei die Brille, deren er sich vorsichtig entledigt, ängstlich zwischen Daumen und Zeigefinger von sich abhaltend. Oder mit welcher Kunst hat der Dichter die Stimmungswelt der bei ihrer Osterkaffeetafel verbliebenen Frau Wittfoth durch ihre unvermutete Begegnung mit dem jungen Beuthin vergegenwärtigt, eine Scene, die zugleich in meisterhafter Exposition die für den künftigen Verführer bezeichnenden Momente andeutet.

Dabei legt eine Fülle von kleinen Zügen überall von der feinen Beobachtungsgabe des Dichters Zeugnis ab. Auch wenn sie mehr äußerlicher Natur sind, sind sie doch nicht ohne Bedeutung für die Charakteristik und tragen zugleich die lebensfrischen Farben des Geschehnisses auf; so, wenn

der werbende Pohlenz im Übereifer komplimentierender Höflichkeit die Wand des Flurganges streift und mit einem weißen Ärmel die gute Stube erreicht, wenn Frau Wittsoth nach seiner Entfernung ihre Rechte heftig an den Falten ihres Wollkleides scheuert, wenn Mini ihren Abfagebrief durch einen Petroleumfleck verunziert und einige vergessene U-zeihen vorsichtig hineinmalt, wenn Beuthin auf dem Tanzboden Lene Kröger mit eluer schlenkernden Armbewegung förmlich auf ihren Sitz zurückschleudert, und was dergleichen Züge mehr sind. Neben ihnen die feinsten psychologischen Beobachtungen, welche die Personen des Romans wie durch ein plötzliches Schlaglicht beleuchten. Wie charakteristisch z. B. für Paula, wenn sie zu ihrer Schwester Klavierspiel den Text „Fischerin, du kleine,“ mit ihrer hellen, blechernen Kinderstimme heruntersingt, eine Liebhaberei, die sie mit Anna, dem Dienstmädchen teilt. Von Lulu heißt es, sie habe für ihre Freundin zum Geburtstagsgeschenk eine Tafel Vanillenschokolade bestimmt, die Lene so sehr liebte, wie sie sagte. Frau Wittsoth bestellt (es fiel ihr gerade ein; an alles muß man selbst denken) bei dem freudigen Pohlenz ein Gros Perlmutterknöpfe, ohne sich jedoch von dem verliebten Knopfsellenden andere Muster aufdrängen zu lassen.

Frau Behn hat trotz der tiefen Trauer um ihre Tochter noch Zeit und Interesse für den eingehenden Brief: „Von Schulze,“ sagte sie, nachdem sie das Couvert gegen das Licht gehalten hatte; „Is woll de Rechnung för dat Klaveerstimmen.“

Angeblicks der Fülle solcher Züge möchte man sich fast versucht fühlen, von einem Raffinement der Charakteristik zu sprechen. Aber nirgends eine gezwungene Häufung; stets komponiert der Dichter aus seinem Beobachtungsmaterial ein harmonisches, lebenswahres Bild. Falles Menschen wandeln vielleicht tagtäglich an uns vorbei, wir meinen, ihnen so und nicht anders begegnet zu sein. Freilich! Unsere Beobachtungen bleiben vereinzelt, zusammenhangslos; erst der immer regen Phantasie des Künstlers bleibt es vorbehalten, alle bezeichnenden Züge nebeneinander zu sehen und harmonisch zu komponieren erst wenn uns der Dichter gelehrt hat, mit seinen Augen zu sehen, erkennen wir klar, daß wir den geschilderten Menschen wirklich schon begegnet sind.

Die realistische Kunst, welche das wirkliche Leben greifbar verdeutlichen will, beruht so mindestens ebenso sehr wie jede andere auf der meisterrnden Souveränität divinatorischer Phantasie.

Möge man sich endlich darüber klar werden, möge man begreifen lernen, daß die Darbietungen der modernen Dichtung etwas anderes sind als porträtartiger Abklatsch. Und über Falles glänzendem Roman sollten doch auch dem Blödesten die Augen aufgehen.



Der kritische Realismus.

Von Dr. Moriz Brasch.

(Leipzig.)

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß der Anstoß, den einige ehemalige Hegelianer, die sich aber später Kant zuwandten, wie z. B. der Historiker Eduard Zeller, vor etwa drei Jahrzehnten gegeben hatten, trotz mancher tiefgehender Veränderungen im Geiste der wissenschaftlichen Zeitbewegung immer noch bis auf diesen Tag fortwirkt. Als Zeller im Jahre 1862 seine Abhandlung „Über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie“ veröffentlichte, war der Ruf „Zurück zu Kant!“ nicht mehr neu. Aber das unleugbare Verdienst des großen Geschichtsschreibers der Philosophie ist es allerdings, diesem Rückzuge eine bestimmte Richtung, und zwar nach dem erkenntnistheoretischen Gebiete hin, gegeben zu haben.

Man würde indes im Irrtum sein, wenn man glauben wollte, daß es inmitten der übersättigten Spekulation des Hegelianismus die bloße Sehnsucht nach dem erfrischenden Bade in dem gesunden Äther des Kantischen Kritizismus gewesen sei, welche damals die wenigen, die sich noch den Sinn für philosophische Forschung erhalten hatten, getrieben hätte, jenen Rufe zu folgen. Vielmehr wirkte auch hier die Hoffnung mit, daß sich von hier aus leichter und bequemer eine Brücke nach dem andern blühenderen Ufer der empirischen Wissenschaften, insbesondere der mächtig aufstrebenden Naturforschung werde schlagen lassen.

Und diese Hoffnung war keine trügerische. —

Außer diesem gewissermaßen von dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit eingegebenen Beweggrund gab es noch andere, rein innere, philosophische Motive, welche die Wiederanknüpfung an die von Kant gestellten Aufgaben der Erforschung des Erkenntnisvermögens erklären. Unleugbar war von den Nachfolgern des großen Königsberger Denkers beim Fortbau auf den von ihm gelegten Grundlagen der Fehler gemacht worden, daß man seine Erkenntniskritik hinnahm und nur ihre negativen Ergebnisse als ihren Mangel ansah, um über sie hinweg zu neuen dogmatischen Systemen zu schreiten. Erst unsere Zeit hat dieses Verhältnis umgekehrt: Man geht auf Kant zurück, wesentlich aber, um die von ihm entwickelten Prinzipien über das Verhältnis des erkennenden Subjekts zu der zu erkennenden Welt an dem Maßstabe der neu gewonnenen Thatsachen und Gesetze der mittlerweile zu hoher Entwicklung gediehenen innern und äußern Erfahrung, d. h. der Psychologie und der Naturforschung zu prüfen.

Hieraus erklärt sich auch die Verschiedenheit der Gruppierung, nach welcher die heutigen Erkenntnistheoretiker sich zu Kant stellen. So giebt es einige, die sich im Anschluß an den geistvollen Historiker des Materialismus, an Friedrich Albert Lange, alle Metaphysik als „Begriffsdichtung“ erklären und die Möglichkeit, auf metaphysischem Wege zu befriedigenden Ergebnissen zu gelangen, geradezu in Abrede stellen. Andere erkennen die Resultate der „Kritik der reinen Vernunft“ an, vermessen aber eine psychologische Begründung derselben, die sie nun als die philosophische Aufgabe der Zukunft hinstellen. Diesen stehen wieder einige Kantianer gegenüber, welche die feine Kritik des Erkenntnisvermögens gerade von allen psychologischen Zuthaten „reinigen“ wollen. Dann wiederum segeln eine ganze Reihe von Empirikern, Positivisten und Realisten jetzt unter der beliebten Flagge der Erkenntnistheorie, in der Hoffnung, ihr wenig ansehnliches Gut durch den großen Namen Kants zu decken. Aber auch einige kühne Aprioristen, welche bis zur Verwegenheit eines Berkeley'schen Phänomenalismus die Welt der Wirklichkeit zu einem Schein verflüchtigen möchten, tragen (und vielleicht mit mehr Recht als die vorgenannten) die stolze Standarte des Königsbergers vor sich her.

Daß in dem Durcheinander dieser sich vielfach kreuzenden Richtungen einige Bestrebungen sichtbar sind, die auf größere Selbständigkeit der Grundideen ausgehen, muß anerkannt werden. Und wir glauben es der Wahrheit schuldig zu sein, anzuerkennen, daß das vorliegende Werk von Engelbert Lorenz Fischer von dieser originalern Tendenz seines Verfassers Zeugnis ablegt.*)

Daß eine so bedeutsame philosophische Arbeit wie die genannte in dieser doch wesentlich den belletristischen Erscheinungen gewidmeten Monatschrift weder nach ihrem ganzen reichen und vielseitigen Gedankeninhalt analysiert, noch auch nach ihrer ganzen Bedeutung und ihrem vollen Werte entsprechend gewürdigt werden kann, wissen unsere Leser. Hier möge es nur gestattet sein, den leitenden Grundgedanken Fischers aus der Fülle seiner polemischen und apologetischen Hüllen herauszuschälen.

Zunächst mag bemerkt werden, daß der größte Teil des Buches (S. 43—382) kritischen Inhalts ist. Nach den üblichen einleitenden Kapiteln über den Begriff und das Wesen, über die Aufgabe und die Ziele aller Philosophie, wendet sich Fischer zur Widerlegung derjenigen Auffassungen, welche in der Frage über das Verhältnis unseres, d. h. des

*) Die Grundfragen der Erkenntnistheorie. Kritik der bisherigen erkenntnistheoretischen Standpunkte und Grundlegung des kritischen Realismus. Mainz, J. Kirchheim, (X, 498 S.).

Subjekts Ich zum objektiven Sein, die idealistischen genannt werden: wie der Phänomenalismus Thomas Verleleys, der transcendente Idealismus Kants und der Semi-Idealismus der neuern philosophischen Naturforschung (wie Hahnholz, Vogt, Wundt u. a.). Fischers Polemik gegen Verleleys Beweise von der Nichtexistenz der Außenwelt stützt sich hier vielfach auf die Ausführungen Friedrich Ueberwegs, welche dieser scharfsinnige Logiker in seinem berühmten Streite mit Collyns Simon, einem Anhänger Verleleys, vor etwa 22 Jahren entwickelt hat. Doch hätten unserer Ansicht nach die von beiden Seiten vorgebrachten gewichtigen metaphysischen Argumente (zumal nachdem sich auch Männer wie Schuppe, Ulrich, R. Hoppe, Reichlin-Meldegg u. a. an der Diskussion beteiligt hatten) von Fischer mehr berücksichtigt werden müssen.

Eingehender schon ist die kritische Behandlung, die der Verfasser Kant zuteil werden läßt. Sie umfaßt 140 Seiten und beschäftigt sich sowohl mit den Fragen der transcendentalen Ästhetik und Analytik, d. h. mit dem Zeit- und Raumproblem und denjenigen Fragen, die sich aus der Kategorienlehre ergeben, worauf sich die Untersuchung auf die sogenannte transcendente Dialektik richtet, d. h. auf das Terrain, wo die Thätigkeit des menschlichen Erkenntnisvermögens vermöge der ihm inwohnenden Grenzen notwendig zu Widersprüchen gelangen müsse, sobald es sich auf das Kausalitätslose und Unbedingte richtet. Die von Kant deduzierte Unerkennbarkeit des hinter den Erscheinungen, Kräften und kausal wirkenden Gesetzen verborgenen Wesens der Welt wird hier mit Argumenten bekämpft, von denen man allerdings sagen kann, daß sie, als Kampf um das Erkenntnisproblem, so wie er sich hier in die „Kritik der reinen Vernunft“ anschließt, vielfach nicht mehr ganz den Reiz der Neuheit besitzen. Zuweilen nimmt Fischer den alten Königsberger aber auch in Schutz gegen neuere Angriffe, so z. B. gegen Ed. von Hartmanns Ausführungen in seiner „Kritischen Grundlegung des transcendentalen Realismus“ (3. Aufl. 1885), jene bedeutsame Arbeit des Berliner Philosophen, die bis jetzt, insbesondere seitens der Kantianer zu wenig beachtet worden zu sein scheint.

Zuletzt wird das „caput mortuum“ der Kantischen Erkenntnis Kritik, wie Hegel es einst nannte (Otto Liebmann hat neuerdings dafür sogar den schärfern Ausdruck „asylum ignorantiae“ gebraucht), das berühmte „Ding an sich“ einer längeren Erörterung unterzogen, und der Verfasser gelangt zu dem Ergebnis, daß diese ganze Lehre, die es dahingestellt sein läßt, ob „Dinge an sich“ existieren, es zweifelhaft erscheinen läßt, ob die Einschränkung der Gültigkeit nicht nur der sinnlichen Anschauungsformen, sondern auch des Kausalitätsgesetzes auf die Welt der Erscheinungen aufrecht zu erhalten sei oder nicht. Daß damit alle Metaphysik an der Wurzel

angegriffen sei, ist klar; aber der Verfasser will nachgewiesen haben, daß dies für Kant selbst verhängnisvoll geworden sei, da er sich damit auch die Basis für seine metaphysische Freiheitslehre entzogen habe.

Da eine Prüfung dieser vom Verfasser meist mit den Worten Kants selbst geübten immanenten Kritik hier weit über den Raum dieser Blätter hinausgehen würde, so begnügen wir uns mit diesen Andeutungen und wollen nur der Stellung Erwähnung thun, die Fischer gegenüber denjenigen neuern Naturforschern einnimmt, welche besonders im Gebiete der Kosmologie und der Sinnesphysiologie ein freundliches Verhältnis zum erkenntnistheoretischen Idealismus Kants angeknüpft haben.

Fischer geht von der bekannten Rede Karl von Voits in München „Über die Entwicklung der Erkenntnis“ (1879) aus, welche vor vierzehn Jahren nicht geringeres Aufsehen erregt hat, als Dubois-Reynolds Vortrag auf der Naturforscher-Versammlung: „Über die Grenzen des Naturerkennens“ (1872). Aber Voits Rede ist tiefer greifend und bei der hervorragenden Stellung dieses Naturforschers gewissermaßen ein erkenntnistheoretisches Bekenntnis und Programm der heutigen Naturwissenschaft. Aber was besagt jene Rede? Sie konstatiert zwei wichtige Punkte: 1. In der Außenwelt giebt es kein Licht, keine Farbe, keine Wärme, keine Töne, kurz keine qualitativen Beschaffenheiten, sondern lediglich verschiedenartige Bewegungen der Stoffe; 2. das wahrgenommene Licht, die Farben, die Wärme, die Töne, überhaupt alle wahrgenommenen Qualitäten der Dinge sind nichts anderes als subjektive Empfindungen, welche durch jene äußern Bewegungsvorgänge in uns erzeugt und nach außen projiziert werden. Damit stimmt ja im wesentlichen überein, was ein anderer, nicht minder bedeutender Forscher, Hermann Helmholtz, in einem in demselben Jahre (1879) gehaltenen Vortrage: „Die Thatsachen der Wahrnehmung“ entwickelt hat. Nehmen wir dazu, was kurz vorher Justus von Liebig mit Bezug auf das Verhältnis der Naturforschung zur Seelenfrage dargelegt hat: so liegt ja hierin ein erfreulicher und hochbedeutsamer Absagebrief der deutschen Naturforschung in ihren hervorragendsten Vertretern an den Materialismus, und wir können die Konsequenzen dieser Wendung heute noch gar nicht übersehen. Aber zugleich sehen wir auf dieser Seite eine Anschauung immer mehr und mehr Platz greifen, welche die Naturwissenschaft in ihren letzten Resultaten dem Subjektivismus des kantischen Idealismus nahe bringt.

Die Tragweite dieser Wendung der heutigen Naturforschung ist bedeutsam und unberechenbar. Professor Karl von Voit sagt:

„Wir glauben zwar die Dinge an sich wahrzunehmen, aber das ist ja gar nicht der Fall, sondern es versehen nur gewisse von den Dingen ausgehende Bewegungen Teile unsers Körpers in Erschütterungen, welche nach

bestimmten Stellen des Gehirns getragen, dort einen Bewegungsvorgang auslösen, der zur Empfindung führt. Die meisten verwechseln diese Reaktion des Gehirns mit ihrer Ursache und denken sich im äußern Räume das Licht glänzen oder die Töne klingen. Außerhalb von uns giebt es aber nichts weiter als die den Weltraum mehr oder minder dicht erfüllenden Atome der Materie, die sich in Ruhe oder Bewegung befinden, also kein Licht, keine Farbe, kein Ton, keine Wärme oder Kälte, so wenig wie Schmerz, sondern nur gleichgültige Bewegung der Materie. Mit den empfindenden Wesen werden auch Licht und Ton begraben, und wenn einmal ein Zeitpunkt eintreten sollte, wo alle lebendige Kraft auf dem Erdball in Spannkraft gefesselt ist, dann ist der Bewegung der Materie Stillstand geboten und ein mit allen Sinneswerkzeugen ausgerüsteter Mensch würde, wenn er unter solchen Umständen zu leben vermöchte, nichts mehr von der Außenwelt wahrnehmen. — — — Aus den von den Objekten erhaltenen Zeichen setzen wir uns ein Bild derselben zusammen. Die Art des von uns geschaffenen Bildes ist selbstverständlich wesentlich abhängig von der Natur unseres Bewußtseins, auf welches die Stöße der Außenwelt einwirken. In dem Ende muß die Empfindung in einer bestimmten Beziehung stehen zu der äußern erregenden Ursache, sie muß sich in gesetzmäßiger Weise mit der letztern ändern. Aber das von uns komponierte Bild entspricht nicht dem äußern Objekt; die Objekte und unsere Vorstellungen davon lassen sich gar nicht miteinander vergleichen. Da wir die Dinge an sich gar nicht anfassen, so wissen wir auch nichts von ihren wirklichen Eigenschaften; diese bleiben uns vielmehr als Gegenstände einer andern unzugänglichen Welt verschlossen. Das, was wir von den Dingen erfahren, sind bloße Zeichen oder Symbole, welche wir an die Stelle der Dinge setzen und zu weitem Denkopoperationen und Handlungen gebrauchen. In ähnlicher Weise benutzt z. B. der Chemiker für den Sauerstoff ein Zeichen (O), mit dem er bestimmte Begriffe verbindet, die ihm sofort beim Erblicken des Zeichens gegenwärtig sind, ohne daß das Zeichen dem wirklichen Sauerstoff in seinen Eigenschaften gleich kommt.“

Das sagt kein idealistischer Philosoph, sondern einer der ersten heutigen Vertreter der exakten Naturforschung. Kann man sich eine unzweideutigere Abweisung des noch vor zwanzig Jahren die naturwissenschaftlichen Kreise beherrschenden Materialismus von der Molesehott-Bogt-Büchnerschen Obszönanz denken? Kann man sich aber auch einen größeren Triumph Rants denken als diese Zustimmung der heutigen Naturforschung, die mit fliegenden Fahnen in das Lager des transcendentalen Idealismus übergeht?

Aber unserm Erkenntnistheoretiker, Herrn Engelbert Lorenz Fischer, ist diese neueste Wendung der heutigen Naturforschung nicht angenehm, nicht

etwa, weil er dem Materialismus und seinem unübersehbaren Anhang von naturwissenschaftlich Halbgebildeten diese Niederlage nicht gönnen möchte, sondern weil er damit die Kreise seines eigenen „Kritischen Realismus“ gestört sieht. Fißcher hat daher diesem „Semi-Idealismus der neuesten Naturwissenschaft“ einen besonderen Abschnitt gewidmet, in welchem er denselben naturwissenschaftlich und erkenntnistheoretisch zugleich zu widerlegen sucht. Die Prüfung dieser Einwände (hauptsächlich handelt es sich hier um die bekanntlich schon von Johannes Müller zuerst ausgebildete und von den neuern Physiologen erweiterte Theorie der sogenannten Sinnesenergien; ferner um den naturphilosophischen Begriff einer qualitätslosen Materie, den er als eine bloße Abstraktion zurückweist: man denke an das Hegel'sche „raumlose, zeitlose und qualitätslose reine Sein“; auch die Projektionshypothese wird einer Kritik unterworfen) müssen wir uns hier versagen und sie den Naturforschern von Fach überlassen.

Unser Erkenntnistheoretiker glaubt mit seiner kritischen Arbeit zwei Gegner, den alten transcendentalen und den neuesten naturwissenschaftlichen Idealismus, geschlagen zu haben: es erübrigt ihm nun noch, einen andern Feind unschädlich zu machen: den Realismus. Dieser Aufgabe nun ist der folgende Abschnitt des Werkes gewidmet.

Fißcher holt ziemlich weit aus; er geht bis auf den „morphologischen Realismus des Aristoteles“ zurück. Und er läßt sich die Mühe nicht verdrießen, die Hauptpunkte der Aristotelischen Logik und Metaphysik (die Lehre von den Phantasmen und Allgemeinvorstellungen, vom leidenden und thätigen *νοῦς*, vom reflektierenden und begrifflichen Denken usw.) noch einmal einer kritischen Prüfung zu unterziehen? Aber wir fragen cui bono? Wer soll damit widerlegt werden? Der alte Stagirite? Dieser hat heute wohl gelehrte Kommentatoren genug, aber keine Anhänger mehr! Oder vielleicht doch? War nicht der Berliner Akademiker Adolph Trendelenburg au fond du coeur ein moderner Aristoteliker? Aber auf den scheint Fißcher hier wenigstens noch nicht zu zielen. Der berühmte Verfasser der „Logischen Untersuchungen“ kommt später heran. Der Zweck dieser ganzen antiaristotelischen Kritik ist daher für unsere Zeit nicht recht ersichtlich. Doch sei dem, wie ihm wolle: ein Aristoteles, zumal als Gegner, den man so ohne weiteres abthut, thut immerhin seine Dienste. —

Von den neuern „Realisten“ sind es nun im wesentlichen folgende, deren Systeme Fißcher einer eingehenden kritischen Beurteilung unterwirft: Auguste Comte, der Begründer des Positivismus in Frankreich und John Stuart Mill, sein Anhänger, und der größte Logiker unseres Jahrhunderts, der kürzlich verstorbene Julius von Kirchmann, der einen „empirischen Realismus“ aufgestellt und durch die Herausgabe der „Philosophischen

Bibliothek“ sich um die Verbreitung der Kenntnis der philosophischen Autoren nicht geringes Verdienst erworben hat, ferner der schon erwähnte Adolf Trendelenburg, der eine Art Verschmelzung aristotelischer Ideen mit moderner naturwissenschaftlicher Teleologie zu einem synthetischen System „organischer“ Weltanschauung zu verschmelzen suchte, endlich Eduard von Hartmann, dessen aus Hegel'schen, Schelling'schen und Schopenhauer'schen Elementen und den Resultaten der modernen mechanischen Atomistik komponierter transscendentaler Realismus eingehend behandelt wird. Hartmann hat in seiner (in mehreren Auflagen erschienenen) „Kritischen Grundlegung des transscendentalen Realismus“ (1885) die „Hypothese“ der „transscendenten Kausalität“ aufgestellt, welche unsere immanenten Wahrnehmungsvorstellungen urfächlich bedingen soll. In der gegen Kirchmann gerichteten Streitschrift bezeichnet Hartmann dies als die „einzig mögliche Grundlage für die Errichtung des transscendentalen Realismus“. Aber Fischer weist doch mit Recht auf die Schwäche dieser Basis hin, die schwerlich hinreicht, den subjektiven und transscendentalen Idealismus, wie doch Hartmann hofft, zu überwinden, und noch weniger, um darauf ein haltbares „realistisches“ System aufzubauen. Fischer stimmt darin mit Hartmann überein, daß der subjektive Idealismus in weiterer Konsequenz zum Illusionismus und zum Berkeley'schen Phänomenalismus führen müsse. Aber Fischer ist mit der erkenntnistheoretischen Grundlegung Hartmanns auch nicht zufrieden. So viel steht fest, sagt er, daß es keine Thatsache des Bewußtseins ist, daß die äußern Wahrnehmungsobjekte „subjektiv-ideale Phänomene“ in uns seien; und somit ist schon der Ausgangspunkt der Hartmann'schen Erkenntnistheorie ein verfehlt, da er etwas als Bewußtseinsthatsache hinstellt, von dem das Bewußtsein allgemein und konstant gerade das Gegenteil ausagt. Der zweite „faux-pas“ Hartmanns soll darin bestehen, daß er, um trotz der behaupteten Subjektivität der Wahrnehmungsobjekte doch deren „transscendentalen“ Charakter zu wahren, annimmt, daß wir im Perceptionsakte die in uns seienden sinnlichen Vorstellungen auf ein Transscendentes außer uns instinktiv beziehen, indem wir jene als Wirkungen dieses erfassen.

Der Hauptangriff Fishers ist nun aber gegen Hartmanns „Transscendentes Ding-an-sich“ gerichtet, den er an folgendes „sinnfällige“ Beispiel knüpft:

„Wählen wir als Beobachtungsobjekt etwa dieses Buch hier! Der in Rede stehenden Theorie gemäß wollen wir annehmen, es entsünde bei der Anschauung dieses Buches eine aktuelle Vorstellung davon in unserm Bewußtsein und diese „innere Erscheinung“ bezögen (Fischer sagt: „beziehen“) wir auf einen transscendenten Gegenstand in der Außenwelt — was für ein Gegenstand ist denn das, auf den die betreffende Beziehung geht?

Offenbar nur das hier vor uns liegende Buch. Denn von einem andern Objekt wissen wir auf Grund der Wahrnehmung nichts und können deshalb unsere Vorstellung auch nicht darauf beziehen. Folglich wäre der terminus ad quem unserer Beziehung (vorausgesetzt, daß in der That eine solche stattfindet) das da draußen wahrgenommene Buch. Aber wie? Ist dieses wirklich dies transcendente Ding-an-sich? Unser Philosoph mag sich drehen wie er will, so kommt er hier mit seiner eigenen Theorie in Konflikt; denn antwortet er darauf mit ja, dann muß er unbedingt zugeben, daß wir die äußeren Dinge an sich sinnlich wahrnehmen — was er doch sonst entschieden in Abrede stellt und als „naiven“ Realismus in die Kumpfkammer wirft; verneint er jedoch die obige Frage, dann ist es unrichtig, wenn er sagt, daß wir bei der Wahrnehmung die immanenten Vorstellungen auf die transcendenten Dinge an sich beziehen. Auf jeden Fall liegt also hier ein Fehler vor.“

Nun, die Enge, in die Ed. von Hartmann hier getrieben wird, ist peinlich genug; aber der streitbare Berliner Philosoph wird Herrn Dr. Fischer die Antwort gewiß nicht schuldig bleiben.

Bis hierher geht der kritisch-polemische Teil des Fischer'schen Werkes. Erst auf Grund dieser Basis erhebt sich sein eigener Aufbau des „kritischen Realismus“. Dieser positiven Grundlegung wollen wir nun eine kurze Betrachtung widmen.

Nachdem wir den negativ-kritischen Teil dieses Werkes analysiert haben, dürfte es nun angeeignet erscheinen, zu untersuchen, worin des Verfassers eigne positive Weltanschauung besteht, die er nun an Stelle der von ihm kritisierten Systeme gesetzt wissen möchte. Hier wird man allerdings gestehen müssen, daß weder dieser zweite positive Teil in einem rechten Verhältnis zu dem ersten negativen steht, noch daß der von Fischer versuchte Neubau so ganz jene fundamentale Festigkeit zeigt, die ihn gegen alle kritischen Anstürme zu schützen vermöchte.

Die Entwicklung des „kritischen Realismus“ zerfällt hier in acht Abschnitte: 1. Begriff und Möglichkeit der Erkenntnis im allgemeinen; 2. Die innere Erfahrung und ihr realer Erkenntniswert; 3. Wie gelangen wir ursprünglich zur Anerkennung einer äußeren Realität überhaupt? 4. Die äußere Wahrnehmung und ihr realer Erkenntniswert; 5. Die Vorstellungen und Begriffe nach ihrer erkenntnistheoretischen Bedeutung; 6. Der Begriff und das Prinzip der Kausalität, ihr Ursprung und ihr Gültigkeitsbereich; 7. Über den Substanzbegriff; sein Ursprung und seine reale Bedeutung; der 8. Abschnitt enthält die aus den vorangehenden sich ergebenden Schlussfolgerungen und die Zusammenfassung der getrennten Stücke zu einem Ganzen der realistischen Weltanschauung.

Offenbar liegen hier die wichtigsten Probleme der modernen Erkenntnistheorie vor: das Verhältnis der Innen- zur Außenwelt, insbesondere des Subjekts zur Realität der Welt überhaupt. Dieses ist die Hauptfrage, um die sich alle heutigen Kämpfe der Erkenntnistheorie bewegen, und der gegenüber die metaphysisch sonst so wichtigen Begriffe der Kausalität und Substanzialität erst eine sekundäre Bedeutung erlangen, insofern ihre Fassung im Grunde nur ein Hilfsmittel ist zur Beantwortung jener ersten großen Frage nach der Möglichkeit des Erkennens überhaupt. Worin besteht nun die besondere Art der Lösung dieser Frage seitens des Verfassers, und was macht das Unterscheidende und Charakteristische seiner realistischen Weltanschauung aus?

Fischer will zunächst einen neuen, von dem bisherigen weit abweichenden Weg einschlagen, um zu dem gehofften Ziele zu gelangen: während die bisherigen Erkenntnistheoretiker von metaphysischen oder von physikalisch-physiologischen oder von psychologischen Voraussetzungen ausgingen, und dann eine Theorie des Erkennens aufstellten, durch die oft die reine Thatsache der Erfahrung umgemodelt werden mußte, will Fischer von den allgemeinen und konstanten Bewußtseinsthatsachen ausgehen, dieselben womöglich auf ihren realen Erkenntniswert hin prüfen und dann erst auf dieser Grundlage eine Theorie des Erkennens aufbauen.

Was heißt Erkennen? Diese Präliminarfrage muß beantwortet sein, bevor die Bedeutung der Bewußtseinsthatsachen für das Erkennen der Welt erörtert werden kann. Erkennen ist nicht identisch weder mit Vorstellen noch mit Denken, durch welche wir nur unsere inneren ideellen Bilder und Gedanken erfassen. Unsere Erkenntnismittel sind überhaupt nicht allein auf Vorstellen und Denken beschränkt. Weder das äußere Wahrnehmen ist ein bloßes Vorstellen und Denken, da auch Gefühl und Wille mitwirken, noch sind die inneren seelischen Erfahrungen notwendig an Vorstellen und Denken geknüpft. Die Einseitigkeit der bisherigen Erkenntnistheorie besteht darin, daß man den Menschen nur als vorstellend-denkendes Wesen gefaßt habe, und so mußte sie zu dem Resultate gelangen, daß er über den Vorstellungskreis nicht hinaus könne. Man müsse, wie neuerdings Dilthey (Einleitung in die Geisteswissenschaft Bd. I) gefordert hat, die ganze physisch-psychische Organisation des Menschen zu Hilfe nehmen, um das Zustandekommen der Erkenntnis zu erklären. Thatsächlich erleben und erfahren wir zuerst das Thatsächliche in bewusster Weise und dann erst reproduzieren wir es in der Vorstellung und reflektieren darüber. Erkennen ist also (wie auch Karl Göting in seinem System der kritischen Philosophie betont) ein Seiendes erkennen, also das „Wissen eines Thatsächlichen“.

Dieses Thatsächliche kann nun ein Inneres oder ein Äußeres sein, je nachdem es einen seelischen Zustand oder Prozeß, oder einen Vorgang in

der äußern körperlichen Welt darstellt. Alle innern bewußten Erlebnisse, mögen sie in der Form der Vorstellung, des Empfindens, des Denkens oder des Wollens auftreten, tragen den Charakter der Bewußtseinsimmanenz an sich. Aber welche erkenntnistheoretische Bedeutung hat diese ganze innere Welt? d. h. erfassen wir diese inneren Zustände, Akte, Prozesse in ihrer vollen Wirklichkeit? Kant hatte dies bekanntlich in Abrede gestellt. Diese Bewußtseinsthatsachen blieben, meinte Kant, in ihrem An-sich-Sein uns ebenso unbekannt wie die Außenwelt, und höchstens hätte die Erkenntnis jener innern Vorgänge für uns eine phänomenale Bedeutung. Fischer sucht diese Annahme Kants zu widerlegen. Tatsächlich würden wir uns aller unserer Vorstellungs-, Denk-, Gefühls- und Willensakte so bewußt, wie sie in der Wirklichkeit sind. Wir besitzen (und dies führt der Verfasser durch einige psychologische Analysen aus) von den innern Bewußtseinsthatsachen nicht bloß Vorstellungen, sondern dieselben thun sich uns in ihrer Realität selbst unmittelbar kund. Dieses gilt freilich nur von dem innerlich unmittelbar und bewußt Erlebten, nicht aber auch von der Reflexion über daselbe. Ferner möchte Fischer auch noch gewisse Grenzen ziehen für den Erfahrungswert dieser inneren Akte, deren dunkeln Ursprung wir selten kennen, da sie bereits als fertige Gebilde ins Bewußtsein treten.

Die Frage, wie wir zur Anerkennung einer äußern Realität kommen, führt den Verfasser wiederum zu einem ausgebehten polemischen Excurs gegen die Theorie des unbewußten Kausalschlusses von Gottlob Ernst Schulze (Anefidemus) in Göttingen, und deren Fortbildung durch seinen großen Schüler Arthur Schopenhauer in seiner Schrift über die „Vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“. Er verwirft aber auch Helmholz' Annahme eines „unbewußten Schlusses“ auf die Existenz einer Außenwelt (Physiologische Optik S. 430 ff.), sowie er gegen Stuart Mills permanente Empfindungs-Möglichkeiten (possibilities of sensation) alle möglichen Argumente der inneren und äußeren Erfahrung vorbringt. Aber auch von dem Ontologismus des Italieners Antonio Rosmini, der als Brücke von der Subjektivität der Empfindungen zur objektiven Wirklichkeit die allgemeine Seinsidee herüberschlägt, will Fischer nichts wissen. Noch weniger genügt ihm Schaar Schmidts Theorie der gehemmten Willensaktion, um darin eine befriedigende Lösung des Erkenntnisproblems zu sehen, obgleich er sich diesem Denker weniger schroff gegenüber stellt, wie Wilhelm Wundt, dem er vielfach innere Widersprüche, Inkonssequenzen und ein Hin- und Herschwanken zwischen idealistischen und positivistischen Prinzipien zum Vorwurf machen zu müssen glaubt. Diese letztere Behauptung scheint uns einem Forscher wie Wundt gegenüber doch etwas gewagt.

Aber was hat nun Fischer an Stelle aller dieser kritischen Vernichtungen

für eine eigene Theorie in Bezug auf die Erkenntnis einer Außenwelt zu setzen? Hier liegt nun der Kern der Untersuchung, und der diesem Punkte gewidmete Abschnitt (S. 415—447) bildet die *pièce de résistance* des ganzen Buches.

Als wesentliches Ergebnis dieser nicht ohne eindringenden Scharfsinn geführten Analyse dürfen etwa folgende Sätze angesehen werden, die wir aus der halb polemischen, halb entwickelnden Untersuchung herauszuschälen möchten: I. Das äußerlich Wahrgenommene oder die Wahrnehmungsobjekte sind nicht innere Seelen- oder Bewußtseinszustände, mag man diese als Empfindungen oder als Vorstellungen fassen. — Denn: 1. wir nehmen nie die bezüglichen Objekte als derartige innere Zustände oder Vorgänge wahr, während wir doch sonst der wirklichen bewußtseinsimmanenten Vorkommnisse als in uns selbst sich befindlicher Vorgänge inne werden. — 2. Wären die von uns äußerlich wahrgenommenen Objekte in Wahrheit in uns selbst sich befindliche Bewußtseinsinhaltsachen, dann könnte weder ich, noch viel weniger könnte ein anderer sie als außer uns vorhandene Gegenstände beobachten. — 3. Die äußern Wahrnehmungsgegenstände sind größtenteils der Art beschaffen, daß wir uns auch praktisch an ihnen betätigen können: sie leisten unserer Willensaktion meistens Widerstand, wir können sie vielfach mit den Händen greifen, sie in Bewegung und Ruhe versetzen. Das alles können wir aber erfahrungsgemäß mit unsern subjektiven Bewußtseinszuständen, den Empfindungen und Vorstellungen, nicht. — 4. Das sinnlich Wahrgenommene ist mehr als bloße Vorstellung und etwas anderes als ein subjektiver Bewußtseinszustand. Es muß etwas außerhalb meines Bewußtseins sein, da andererseits das, was thatsächlich in demselben vorgeht, erfahrungsgemäß sich auch als ein solch Inneres bekundet, und da wir andererseits nicht imstande sind, faktische Bewußtseins-elemente der Art aus uns heraus zu versetzen, daß sie denselben Charakter der Objektivität, der Außerlichkeit und der Sachlichkeit empfangen, wie ihn allgemein und konstant die sinnlichen Wahrnehmungsobjekte besitzen. — 5. So wenig, als ein Gegenstand, um von einem Spiegel reflektiert zu werden, in dem letzteren selbst sein muß: ebensowenig muß ein Objekt, um wahrgenommen zu werden, selber im Bewußtsein stehen. Nur eine Konnexion zwischen Bewußtsein und Objekt ist zum Zwecke der Wahrnehmung notwendig.

II. 1. In Übereinstimmung mit der modernen Naturwissenschaft nehmen wir behufs Erklärung der äußeren Erscheinungen an, daß den letzteren substantielle Elemente zugrunde liegen. Diese sind je nach ihren ursprünglichen Beschaffenheiten und nach dem Entwicklungsstadium des Naturlaufs verschieden miteinander verbunden und bilden eigentümliche, mehr oder minder feste Komplexe. Infolgedessen stehen sie in kausaler Wechsel-

beziehung zu einander und bringen je nach ihrer Naturbeschaffenheit und besondern Konfiguration mannigfache kombinierte Wirkungen hervor, — die man die rein objektiven Qualitäten nennen kann. — 2. Diese Wirkungseffekte erregen nun auch gewisse mit ihnen in Verbindung stehende adäquate oder inadäquate Medien und versetzen sie nach ihrer jeweiligen Beschaffenheit in bestimmte Bewegungsformen. Je adäquater ein Medium ist, desto vollkommener erfolgt die Wahrnehmung. — 3. Nicht die Wirkungsprodukte der in einem engeren kausalen Zusammenhange stehenden Elemente, sondern nur die bestimmten Bewegungseffekte werden zu unsern Sinnesapparaten fortgepflanzt und rufen hier gewisse Erregungen hervor. — 4. Die in den Sinnesorganen durch die äußern Reize hervorgerufenen Effekte stellen sich als analoge Reproduktionen und gewissermaßen als Diagramme der Wahrnehmungsobjekte dar. — 5. Diese analogen Reproduktionen nehmen wir nach Ausweis der Erfahrung weder selbst unmittelbar wahr, noch projizieren wir dieselben nach außen, um sie als objektive Gegenstände anzuschauen, noch viel weniger vollzieht sich bei der Wahrnehmung eine Projektion von Bewußtseinszuständen oder Empfindungen und Vorstellungen. — 6. Bei jeder Wahrnehmung geht eine nach außen gerichtete Reaktion seitens der in aktuelle Energie versetzten Sinnesorgane vor sich. — 7. Jedes Wahrnehmungsobjekt ist sonach die Resultante aus der Einwirkung eines Gegenstandes von außen und der Rückwirkung von Seite des betreffenden Sinnesapparates.

Auf die Wahrnehmung folgt die Vorstellung, die allerdings von ersterer zwar noch abhängig, aber durchaus von derselben verschieden ist. Die Wahrnehmung trägt noch den Charakter der Äußerlichkeit, die Vorstellung den der Innerlichkeit. Aber die Wahrnehmungsobjekte sind von unserm Bewußtsein unabhängig, die Vorstellungen jedoch durch dasselbe bedingt.

Mehrere Vorstellungen können nach psychologischen Gesetzen der Assoziation und Verschmelzung oder nach den logischen Gesetzen der Assimilation mit einander verbunden werden, woraus die Begriffe entstehen. Was ist ein Begriff? „Eine Mehrheit verwandter Vorstellungen nach logischen Motiven in einen einheitlichen Gedanken zusammengefaßt.“ Die nun folgende kurze, aber gehaltvolle Untersuchung über den Ursprung und das Wesen der Begriffe ist wesentlich metaphysisch und insofern sehr interessant, als von hier aus vielfach in die Laboratorien der Einzelwissenschaften und in den so verschiedenen Prozeß ihrer begriffbildenden Thätigkeit Blicke gethan werden. Noch immer ist es der uralte Streit der Nominalisten und der Realisten, der heute allerdings in andern Formen und unter andern Feldzeichen die Metaphysiker in zwei Heerlager scheidet. Und wenn man den Ursprung der Frage weiter bis ins Altertum hinein verfolgt, so

muß man eigentlich den sonst in einem andern Sinne idealistischen Platon, der in seiner Ideenlehre den Begriffen zuerst objektive Existenz zuerkannte, den ersten Realisten nennen. Herr Dr. Engelbert Fischer möchte die Einseitigkeiten beider Parteien vermeiden und nur deren berechnigte Seiten acceptieren. In diesem Bestreben nimmt er sich keine geringern als — den heiligen Thomas von Aquino und Hermann Lotze zu Vorbildern, eine Zusammenstellung, die mindestens den pikanten Reiz der Neuheit besitzt. Doch verfolgen wir diese Parallele nicht weiter, da diese ganze Untersuchung eben nur eine einleitende Bedeutung für die folgenden beiden Abschnitte hat, mit denen Fischer sein Werk schließt, und bei denen wir noch einige Augenblicke verweilen müssen.

Das Kausalitätsproblem steht seit David Humes scharfsinniger Untersuchung über den menschlichen Verstand, von der selbst ein Kant gestand, daß sie ihn aus dem „dogmatischen Schlummer“ geweckt habe, im Vordergrund der philosophischen Diskussion. Nicht als wenn der kühne englische Skeptiker die Herrschaft der Kausalität im Weltall in Abrede gestellt hätte; vielmehr besteht das Epochenmachende jener seiner Schrift darin, daß er in derselben, in den Verhältnissen der Ursächlichkeit nicht den Charakter eines zwingenden Weltgesetzes zu sehen vermochte. Hume hatte den empirischen Charakter der Kausalität betont, indem er meinte, daß wir aus der regelmäßigen Aufeinanderfolge zweier Erscheinungen ihre Verursächlichung, d. h. daß die nachfolgende die Wirkung der vorangehenden sei, schließen. Sein Zweifel erstreckte sich nur auf die Apriorität der Kausalität und auf ihre etwaige Bedeutung als eines Denkgesetzes. Die Philosophen haben bisher, um den Hume'schen Angriff zu parieren, die Frage von den verschiedensten Seiten her in Angriff genommen. Die einen wollten den Kausalitätsbegriff physiologisch mit der äußern, sinnlichen Erfahrung, die andern psychologisch aus der innern Erfahrung ableiten. Andere wieder (und hier ist Kant in erster Linie zu nennen) erklärten ihn für ein angebornes Besitztum unseres Intellekts, andere wiederum gaben sich die unsäglichste Mühe, ihn als ein psychologisches Produkt einer Assoziation von Vorstellungen nachzuweisen. Viele endlich, wie die „naiven“ Empiriker, verlegten jenen Begriff direkt in die Außenwelt. Aber wo sehen wir ihn hier? Was wir hier beobachten, ist eine zeitliche Succession und eine räumliche Koexistenz von Phänomenen, die nicht die geringste Wechselbeziehung zu einander zeigen, wenn wir sie nicht durch die „Kausalität“ miteinander verketten.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes sucht einen vermittelnden Standpunkt zu gewinnen. Den Ursprung des Kausalbegriffs möchte er seinem Inhalte nach psychologisch aus der innern Erfahrung ableiten, während er die Form desselben aus dem Denken abstammen läßt. Doch hat jene

innere Erfahrung ihre Grenzen. Fischer verhehlt sich nicht, daß dieselbe uns in das eigentliche Wie des kausalen Wirkens gar keinen Einblick gewährt. „Denn wir nehmen nicht wahr, wie unser Wille es anstellt, den Vorstellungslauf zu beherrschen und zu lenken; wir beobachten nicht, wie er unser Denken auf diesen oder jenen Punkt konzentriert; wir sehen nicht, wie er unsere willkürlichen Körperbewegungen hervorrufen, sondern wir erfahren innerlich nur das „daß“ unserer kausalen Bethätigung, insofern das eine Ereignis jedesmal von dem andern abhängt, so daß jenes nicht stattfindet, wenn dieses nicht eintritt. Nur die Thatsache als solche ist uns bekannt, nicht aber der Modus operandi. Und diese Thatsache unseres eignen kausalen Verhaltens läßt sich in die abstrakte Formel fassen, daß ein bestimmter Vorgang einen andern bestimmten Vorgang bedingt, so daß, wenn jener nicht ist, auch dieser ansbleibt. Dies ist der Begriff der Kausalität.“

Abgesehen nun von diesem psychologischen Ursprunge des Begriffs bietet dieser aber noch eine bedeutsame logische und metaphysische Seite, insofern er ja mit zwingender Notwendigkeit unser ganzes Denken beherrscht und zugleich der ursprüngliche Ausdruck für alles gesetzliche Geschehen in der physischen und geistigen Welt ist. Doch gehen wir auf den Inhalt dieser Entwicklungen hier weiter nicht ein und wollen nur kurz diejenigen, welche sich für diese schwierigen Fragen interessieren, auf die scharfsinnige und glänzende Polemik hinweisen, durch welche der Verfasser die Auffassung John Stuart Mills zu erschüttern versucht.

Nach Mill *) besteht das Kausalgesetz darin, daß die Beobachtung eine Unveränderlichkeit der Succession zwischen einer Thatsache in der Natur und einer andern, die ihr vorhergegangen ist, nachweist. Zwischen den Naturerscheinungen, die in irgend einem Augenblicke vorhanden sind, und den Erscheinungen in dem nachfolgenden Augenblicke besteht eine unveränderliche Ordnung der Folge, und zwar ist das Gewebe aus einzelnen Fäden zusammengesetzt. Diese „kollektive Ordnung“ ist also durch die zwischen den einzelnen Teilen unveränderlich bestehenden Folgen hervorgebracht. Gewissen Thatsachen folgen gewisse Thatsachen und werden ihnen, wie wir glauben, immer folgen. Die unveränderlich vorhergehende Thatsache heißt die Ursache, die unveränderlich folgende die Wirkung, und die Allgemeinheit des Kausalgesetzes besteht darin, daß eine jede folgende auf irgend eine Weise mit der vorhergehenden oder mit einer Reihe von vorhergehenden Thatsachen verknüpft ist. Die menschliche Überzeugung von der durchgängigen Allgemeinheit dieses Kausalgesetzes möchte Mill jedoch nicht, wie man es vielfach versucht hat, auf einen kausalen Instinkt in uns zurückführen, da

*) Logik, deutsch von Schiel, 1877. Bd. I. S. 406.

ein solcher angeblicher Instinkt, selbst wenn er, was nicht der Fall ist, überall und immer zu finden wäre, für die Wahrheit des Kausalgesetzes nichts beweisen würde. Hier setzt nun Mill seine in der Geschichte der neuern Logik berühmt gewordene Theorie der Induktion ein, durch welche er die Schwierigkeit des Problems zu überwinden glaubte.

Wir würden niemals, meint Mill, zu dem philosophischen Begriff der Kausalität gekommen sein, wenn uns nicht die Wissenschaften und das Leben mit einer Menge von „Verursachungen“ oder mit vielen Fällen von „partiellen Gleichförmigkeiten der Folge“ vorher vertraut gemacht hätten. Diese besondern Gleichförmigkeiten, die uns vielfach sehr vertraut und einleuchtend sind, deuten auf die allgemeine metaphysische Gleichförmigkeit und beweisen dieselbe. Ist diese aber einmal dargethan, ist es leicht, den Rest der besondern Gleichförmigkeiten, aus denen sie zusammengesetzt ist, zu beweisen.

Freilich verhehlt sich auch Mill das Lückenhafte dieser Erklärung nicht. Jede strenge Induktion setzt allgemeine Gleichförmigkeit voraus, und so konnte unsere Kenntnis der besondern Gleichförmigkeiten nicht aus einer strengen Induktion herkommen. Sondern wir müssen uns hier mit jener lockern Induktion behelfen, welche in der Logik per enumerationem simplicem abgeleitet wird. Diese schwache Grundlage, auf welcher das Kausalgesetz ruht, teilt sich nun auch diesem selbst mit. Nichtsdestoweniger ist doch nach Mill das Kausalgesetz gewiß. Denn wenn jede für die Beantwortung der Frage uns hinlänglich bekannte Naturerscheinung eine Ursache hat, wovon sie beständig die Folge ist, so ist es rationeller, anzunehmen, unsere Unfähigkeit, die Ursachen anderer Naturerscheinungen nachzuweisen, gehe aus unserer Unwissenheit hervor, als anzunehmen, es gäbe Naturerscheinungen, welche gar keine Ursache haben.

Doch ist es bemerkenswert, daß Mill die Gültigkeit der Gründe für die Zuverlässigkeit des Kausalgesetzes nicht über die mögliche Grenze unserer Erfahrung ausgedehnt wissen will. Es wäre thöricht, meint er (Logik, Bd. II, S. 118), mit Zuversicht zu behaupten, es herrsche in den entferntesten Teilen der Sternregion, wo die Naturerscheinungen ganz verschieden von denjenigen sein können, an die wir gewöhnt sind, dieses allgemeine Gesetz, oder es herrschten jene speziellern Gesetze, die wir auf unserm Planeten gültig finden. Die Gleichförmigkeit in der Folge von Naturerscheinungen, die wir das Kausalgesetz nennen, müsse nicht als ein Gesetz des Universums angesehen werden, sondern nur desjenigen Teils der Welt, der innerhalb des Bereichs unserer sichern Beobachtungen liegt, und könne auf angrenzende Fälle nur in mäßigem Grade angewandt werden.

Diese Induktionstheorie, mehr aber noch das kraß empirische Kausalgesetz, gewissermaßen nur der auf das tellurisch-planetarische Gebiet sich

beschränkende Standpunkt Wills, wird nun von unserm Erkenntnistheoretiker scharfsinnig widerlegt. Fischers Bemerkungen, die er zumal an den letztern Punkt knüpft, treffen in der That die schwache Seite der Willschen Auffassung. Nur unter zwei Bedingungen, meint Fischer, könnte man Wills tellurisch-planetarischer Begrenzung des Kausalgesetzes beistimmen: 1. wenn wirklich dort in den entfernten Teilen des Fixsternenhimmels die Naturvorgänge „ganz verschieden“ von denjenigen des in unserm wissenschaftlichen Erfahrungsbereich liegenden Teiles der Welt wären. Dies anzunehmen, haben wir keinen vernünftigen und wissenschaftlichen Grund, was gerade durch die Untersuchungen der Spektralanalyse bestätigt wird; und 2. wenn das Kausalgesetz in der That nichts weiter wäre, als eine Abstraktion aus der Beobachtung äußerer Naturphänomene, was es doch nicht ist. — Aber Fischer kommt dem englischen Logiker doch wiederum auf halbem Wege entgegen, wenn er Will zugesteht, daß die allgemeine Gültigkeit des Kausalprinzips für das ganze Universum allerdings noch nicht durch die Erfahrung erwiesen sei, und man deshalb demselben noch nicht den Charakter eines allgemeinen Naturgesetzes, sondern nur den einer Maxime und Voraussetzung der wissenschaftlichen Forschung beilegen könne.

Woher diese plötzliche Änderung des Tons, diese weitgehende Konzeßion an den englischen Skeptiker? Wir suchen vergeblich nach einem plausiblen Grunde danach. Doch, halt! eine Anmerkung auf S. 477 giebt uns den Schlüssel. Wer das Kausalprinzip als allgemeines, das Universum beherrschendes Naturgesetz hinstellt, muß notwendiger Weise die Annahme der Wunder, wie sie die positiven Offenbarungsreligionen lehren, verwerfen. Um aber das „Wunder“ zu retten, mußte unser Philosoph Stuart Mill dieses Zugeständnis machen. Aber damit steht doch wieder der Schluß dieses ganzen Kapitels (S. 487 ff.) in Widerspruch, wo Fischer, seine bisherigen Untersuchungen zusammenfassend, das Kausalprinzip einerseits als ein notwendiges Postulat unseres logischen Denkens, das sich aus dem Satze vom zureichenden Grunde und dem Identitätsprinzip ergibt, andererseits mit Rücksicht auf die Außenwelt dasselbe als ein empirisches Naturgesetz hinstellt, dem objektive Gültigkeit zuläme. Aber wie, gehört jener Teil der Sternenwelt, den Will im Auge hat, nicht auch zur „Außenwelt“? Oder macht Fischer einen Unterschied zwischen dem „physischen Universum“ und der „Außenwelt“? Ist etwa die letztere ein Teil des erstern? oder umgekehrt? Oder worin soll überhaupt der Unterschied bestehen?

Das Schlußkapitel (488 ff.) beschäftigt sich mit dem Substanzbegriff. Seit Cartesius und Spinoza hat der Begriff der Substantialität sowohl in logisch-erkenntnistheoretischer, als auch metaphysisch-naturphilosophischer Beziehung eine bedeutende Rolle in den philosophischen Systemen gespielt,

wobei je nach Standpunkt und Richtung des betreffenden Systems bald die eine, bald die andere Seite in den Vordergrund trat. Die heutige Erkenntnistheorie hat viel weniger Veranlassung, das Substanz-Problem zu behandeln; dafür hat aber die Naturphilosophie, d. h. die heutigen Versuche, das von der exakten Naturforschung gelieferte Material an Thatfachen und Gesetzen zu allgemeineren Gesichtspunkten zu erheben, ein dringendes Bedürfnis, den Substanzbegriff wissenschaftlich festzustellen. Ein gleiches Interesse hat auch die Psychologie, den Begriff und das Wesen der Seelensubstanz darzulegen. Aus beiden Seiten ergibt sich nun die metaphysische Aufgabe, zu einem Begriff der Substanzialität vorzudringen, der dann in gleicher Weise dem Natur- wie dem Seelenforscher die nötigen Anhaltspunkte gewähren könnte, um für die Erscheinungen und Gesetze auf ihren Gebieten ein höchstes Prinzip zu gewinnen.

Fischer schlägt nun hier einen ähnlichen Weg ein wie bei dem Kausalitätsgesetz: er kritisiert die Anschauungen der hervorragendsten Denker, die sich neuerdings mit dem Problem beschäftigt haben, um schließlich zu einer Art von Vermittlungsstandpunkt zu gelangen. Hiernach hat der Substanzbegriff nicht bloß logische Geltung, insofern wir genötigt sind, der Flucht und dem Wechsel der vergänglichen Erscheinungen der Dinge ein Dauerndes und Beharrendes unterzulegen, sondern er findet sich auch realisiert in der Außenwelt. Und in der That haben ja auch die neuere Chemie und Physik nachgewiesen, daß, soweit unsere Erfahrung reicht, die Materie unter allen Umständen, bei allem Wechsel ihrer Verbindungen und Lösungen, der Quantität nach unveränderlich ist. Die materielle Masse in der Natur bleibt sich stets gleich, was zunächst aus dem physikalischen Nachweis hervorgeht, daß bei jeder mechanischen Krasteinwirkung auf bestimmte Körper das Verhältnis der Kraft zur Bewegungsbeschleunigung dieses Körpers stets konstant ist. Denn da dieses konstante Verhältnis nicht von der affizierenden Kraft herrührt, weil dieselbe ja sehr verschieden sein kann, so ist solches nur aus der mechanischen Masse oder der Materie des Körpers herzuleiten. Letztere ist eine unveränderliche Größe. Aber auch aus den Gewichtsverhältnissen der Chemie ist das Sich-gleich-bleiben der materiellen Masse der Natur zu beweisen, denn diese hat gezeigt, daß auch das Gewicht der materiellen Elemente eine konstante Größe ist. Kein Atom geht bei allen chemischen Veränderungen und Metamorphosen, welche die Körper durchmachen, verloren. Ebenfowenig wie es uns möglich ist, auch nur das geringste Stoffteilchen wirklich zu vernichten.

Die Erhaltung der Materie ist also der naturwissenschaftliche Ausdruck für den metaphysischen Substanzbegriff, etwa wie die Erhaltung der Kraft physikalisch den logischen Begriff der Kausalität bezeichnet.

Wir sind mit dem Verfasser an den Schluß seines Werkes gelangt. Die Grundfrage aller Erkenntnistheorie seit Kant: wie gelangt das Denken zum Sein dieser Welt, wie kann letzteres durch ersteres erfaßt werden, hat der Verfasser in seiner Weise (er selbst nennt diesen seinen Weg den kritischen Realismus) zu beantworten gesucht. Er glaubt die Möglichkeit der Erkenntnis gefunden zu haben, und diese liegt ihm in der Harmonie zwischen Denken und Sein. „Denn stünden die Gesetze unseres Denkens in Widerspruch mit den Gesetzen der objektiven Welt, wären die letztern erstern nicht konform, dann wäre es für uns unmöglich, die Außenwelt zu erkennen. Nur wenn beide zusammenströmen, kann das Denken das Sein erfassen und das Sein zum Denken in Beziehung stehen. Dadurch also, daß nachweisbar eine Korrespondenz zwischen den logischen Postulaten und den Naturthatsachen besteht, ist überhaupt Naturwissenschaft möglich.“

Diesen Satz hat allerdings bisher noch niemand in Abrede gestellt, weil er selbstverständlich ist. Um was sich jedoch die große Streitfrage dreht, ist dies, wie ist diese Übereinstimmung beider Seiten nachweisbar ohne *petitio principii*, d. h. ohne das vorauszusetzen, was noch erst erwiesen werden soll? Man wird nicht sagen können, daß der zweite positive und grundlegende Teil, bei aller Schärfe der Kritik, die der Verfasser im ersten Teile dieses Werkes zeigt, allen Ansprüchen in dieser Beziehung genügt: eine Behauptung, die wir hier in dieser Allgemeinheit nur aussprechen können, und deren speziellere Begründung einer umfassendern Kritik überlassen werden muß.

Aber als wenn der Verfasser gefühlt hätte, daß er diesen seinen in manchen Punkten recht angreifbaren „kritischen Realismus“ zuletzt noch zu einem höhern metaphysischen Prinzip erheben müsse, hat er im Schlußkapitel noch einige Bemerkungen hinzugefügt, welche auf diesen „kritischen Realismus“ ein anderes Licht werfen. „Indem die Logik des Denkens auch im äußern Sein Geltung hat, erscheint dieses ideell determiniert. Und nur deshalb und insofern als das Sein ein gedankliches Element in sich schließt, ist es für uns erkennbar. Denn wäre das Sein lediglich Sein, d. h. stünde es in gar keiner Relation zum Denken, enthielte es kein ideelles Moment, dann wäre es unbegreiflich, wie ein Denken erfaßt werden könnte. Nur unter der Voraussetzung, daß das Sein selbst etwas Gedankliches, daß es ein Gedankenausdruck ist, kann es vom Subjekt wieder auf einen Gedankenausdruck gebracht werden. Denn nur ein Gedankenprodukt kann in Gedanken reproduziert werden. Werden wir dennach, um die Thatsache realer, objektiver Erkenntnis zu verstehen, zu der Hypothese geführt, daß die äußere Erfahrungswelt ein Gedankenprodukt oder ein Gedankenausdruck ist, und zeigt sich dieselbe faktisch den Normen unseres

Denkens adäquat, so erscheint uns dieses nur unter der zweifachen Bedingung möglich, daß das objektive Sein und unser subjektives Denken ursprünglich einander koordiniert, und daß beide einem und demselben Prinzip entspringen sind.“

Schon glaubten wir, die großen Züge der Spinozistischen All-Eins-Lehre zu erblicken, da fährt der Verfasser fort: „Dieses Prinzip kann aber keine bloße metaphysische Idee sein; eine solche wäre nicht imstande, die in Rede stehende Konformität hervorzubringen, da eine Idee ohne einen sie produzierenden Geist ein ohnmächtiges Abstraktum ist. Vielmehr muß jenes postulierte Prinzip ein reales und zugleich logisches Wesen sein, welches seine Gedanken im Sein realisiert und unserm Geist ursprünglich die entsprechenden Normen gegeben hat, vermöge deren er imstande ist, die objektiv verwirklichten Gedanken ideell zu reproduzieren. Demnach fordert die Lösung des Erkenntnisproblems in letzter und höchster Instanz die Annahme eines absoluten intelligenten Prinzips, das wir Gott nennen.“

Man muß es dem Verfasser als ein wissenschaftliches Verdienst anrechnen, daß er dieses sein spekulativ-theistisches Prinzip nur zuletzt, gewissermaßen als krönende Kruppe angebracht hat, die im Grunde doch nur unschädliche dekorative Zuthat bleibt, ohne daß sie auf den innern, konstruktiven Aufbau dieser Erkenntnistheorie Einfluß gewinnt.



Einiges über Quelle.

Von Theodor Lenzing.

(Freiburg i. B.)

*Omnia prima tentanda sed immedicabile vulnus
Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur.*

I.

Für jedes Ding in der Welt giebt es bekanntlich so viele Gesichtspunkte, als es Menschen giebt, und die Sophisten, die vielleicht gar nicht so dumme Leute waren und jedenfalls viel weisere als Sokrates *ὁ σοφώτατος*, hatten am Ende aller Enden eine ganz gesunde Wahrheit ausgesprochen, wenn sie alles nur als *δύοει*, nichts als *γίγνεται* wahr bezeichneten. Wäre es nun freilich einem armen Menschekinde, das die Kräfte Newtons und Kants, Napoleons und Goethens hinter seiner Stirne vereinte, möglich, den höchsten aller möglichen Gesichtspunkte der Weltanschauung zu gewinnen, so würde

es ihm gestattet sein, in unbedingtem Optimismus über uns alle, die wir tiefer stehen im Leid und Reid, in Weh und Lust des Daseinskampfes, zu lächeln als über Acteure und Actricen einer ewig wechselnden Weltkomödie, die aus hundert Millionen von Einzeltragödien sich komponiert zur vollendeten und tief gebilligten Harmonie. Das dem so ist, können wir freilich nur ahnen, höchstens welt-symbolisch verkörpert wännen in den edelsten Werken unserer Kunst; im übrigen aber müssen wir ohne viel Begrübel, ob unsere kleine Erdenwelt die beste oder schlechteste aller vorhandenen ist, uns ruhig und weiter forschend genügen lassen an der nur von Abstraktionsphantasten bestrittenen und bestreitbaren Thatsache, daß sie eben einmal da und vorhanden ist, demnach auch so gut und vollkommen ist, wie sie nur irgend hat werden können, überhaupt aber weder das ist, was wir „gut“ genannt haben, noch das, was wir als „schlecht“ bezeichnen, sondern einfach „ist“, und weil sie denn ist, auch hat sein wollen und so hat sein wollen, wie sie ist. Amen!

Wer nun freilich diesen so verjöhulichen als bescheidenen Glauben nicht zu teilen vermag, wird unschwer dem entnervenden, unfruchtbaren, welt-systematischen Pessimismus anheimfallen bei der Wahrnehmung, daß, sofern man nicht in eingebildeter Bücherstubenharmonie sein Genügen finden will, sondern die liebe bunte Welt durch alle Sinne in sich einströmen läßt, man, sobald man als Mensch unter Menschen lebt, überall und aller Orten so ziemlich nur Dummes, Gemeines und Niederträchtiges zu sehen, zu hören, wahrzunehmen bekommt. Muß nun auch mit aller Dummheit, Widerständigkeit und Niedertracht jeder einzelne auf seinem Lebenswege so gut es immer geht sich herumschlagen, so giebt es doch dafür einen Trost in der nicht wegzubeweisenden physiologischen Thatsache, daß andererseits auch alles Vollkommene, Erhabene und Schöne, das ein Menschengehirn zu denken imstande ist, nur aus dismembriert Geschautem und Erlebtem, durch Erinnerung in ihm Lebendigem und durch die Sinne Zusammengelesenem komponiert werden kann, daß es kein Ideal giebt, nach dessen Maßstab du über deine Mitwelt richten zu dürfen glaubst, das nicht in eben dieser auch real und leiblich vorhanden und von ihr abstrahiert ist — freilich ist es in ihr dismembriert genug, entseßlich dismembriert.

Aus dieser Thatsache folgt zweierlei, das ich, bevor ich diese schlüsselbietenden allgemeinen Vorbetrachtungen in mein spezielles Thema überlenke, hier noch kurz andeuten will. Erstens folgt daraus die Schiefheit des seit F. Lange üblichen Ausdrucks „Begriffsdichtung“ für das oberste Werk der Kunst, die Religion; denn thatsächlich giebt es gar nichts rein Erdichtetes und aus Nirgendheim Begriffenes außer der philosophischen Wortemacherei; kann doch selbst die tolle Phantasie eines Callot-Hoffmann durchaus nichts

produzieren, dessen Elemente nicht dismembriert in der von feinen Augen geschauten Welt vorhanden sind. Auch die Religionsvorstellungen sind in meinen Augen viel mehr als bloße Begriffsdichtung. Zweitens stellt sich auf Grund dieser Thatsache der in der sogenannten Kunst so viel Lärm machende Streit um Realismus und Naturalismus und Verismus und Moderne und Idealismus und noch einiger „ismusse“ unwiderleglich als das dar, was er thatsächlich ist, als das Gefasel mehr oder minder dummer, frecher und eingebildeter Burtsche, für deren Zeitungsweisheit vernünftige Menschen ja schon längst keine Zeit mehr übrig haben und über deren Scheinwichtigkeiten man ja schließlich achselzuckend hinweggehen kann mit dem Dichterpruch:

Auch die tilgt schließlich brandend
 Ein Zeitsturm, aber dann
 Kommt nach anno zweitausend
 'ne neue Dummheit dran.

Inwiefern ich übrigens die physiologisch hochinteressante Thätigkeit des Künstlers keineswegs als bloße Kombination dismembrierter Erlebnisdata ansehe, kann ich hier nicht weiter explizieren, angedeutet sei nur, daß ich einen qualitativen Unterschied mache zwischen dem Genie der Komposition, das mit eigener Schöpferkraft eine ganz neue, in seiner Persönlichkeit wurzelnde Anschauung der Welt darbietet, und den bloß potenzierten Talenten der Kombination oder gar Kongestion, zu welcher letzteren man allenfalls die heutigen — in der That, diese Espritschwäger und Gemütschafe sind nichts als eben bloß „heutig“ — zählen könnte.

Nach diesen modernen Gehirnen allerdings etwas zu viel zumtenden Prästudien, deren trostvollen Zusammenhang mit dem folgenden zu erraten ich besagten Gehirnen anheinstelle, will ich nun auch von der Montgolfiere herabsteigen, um auf ebener Erde etwas für sie faßlicheres mit Erzählung eines Erlebnisses einzuleiten.

II.

In einem Biergarten war ich einst Zeuge folgender Scene:

Eine jener wie Unkraut wuchernden Tingeltangelgesellschaften, wie sie der zur Freude unfähig gewordene und darum so auf „Bergnügen“ erpichte, jedes idealen und gesunden Zuges bare Geist unserer entgötterten, grundgemeinen Generation außerordentlich liebt, gab ein Konzert, in dem mit greulicher Gröhlerei brüllenden Brandungen stumpfer Stupidität Dicksellstimulation geübt wurde. Eine Schar beklümmter Weiber sang und tanzte zwischendurch irgend ein Kantilenum. Ich glaube, das schöne Lied

vom Sabinen, das ein Frauenzimmer war. In meiner Nachbarschaft sah eine Schar Corpsstudenten, den Schablonestempel ihrer Kongregation stolz zur Schau tragend, unternimmt mit einer Reihe von Offizieren, deren Seele offenbar durch den Gassenhauer in sympathetische Mitschwingungen versetzt wurde, so daß sie endlich, sintonalen sie schon durch Bierkonsum ein vollgedrückt und gerüttelt Maß für den ökonomischen Wohlstand des Vaterlandes hochherzig geleistet hatten, ziemlich laut in den schönen Gesang einstimuten. Dadurch fühlte sich nun und mit Recht eine Gesellschaft ihnen den Rücken lehrender Herren in ihrem ästhetischen Kunzgenuß beeinträchtigt; beging demnach einer von ihnen die unerhörte Frechheit, der edlen mit dem Nahrungstempel dazugehöriger Geistesqualifikation versehenen patenten Gesellschaft des Nebentischen ein „Pit“ zuzurufen. Nun giebt es ja allerdings allerlei nettes in der Welt, auch Michel Angelo war ein Mensch sozusagen, auch Goethe war ein ganz netter Herr, bracht es sogar zum Staatsminister mit dem Prädikat Excellenz, o, man denke, mit dem Prädikat „Exzellenz“ — aber so das eigentlich sanose und pouwöse, sozusagen das schneidige und pyramidalisch kolossale, das hat doch eigentlich — äh, äh — nur der preußische Gardeleutnant und der patente Corpsstudiose los. Sprang daher ein solcher auf und rief aus der Tiefe seines Raters: „Ah! die Ahre, die Ahre — Donnerwetter und point d'honneur, die Ah — äh — äh — ähre ist verlegt!“ Erfolgte also Ohrfeige, Touchierung, Kartenwechsel mit Hutabnehmen, Sekundantenwahl, Besprechung — alles durchaus korrekt, sitlgemäß und patent. Daheim erwartete mich Kaufsaa mit allen ihren Mägden; citierte ich also ein gutes Sprüchlein aus dem Schopenhauer und verließ das Lokal. Draußen stand der Sirius, die Venus und der Jupiter am Nachthimmel, das war viel interessanter. Wunderte mich auch weiter nicht, als manche Tage später ich besagte Biergartenhistorie in allen Zeitungen mit Arabesken wieder aufgetischt sah, die, weil inzwischen jener „Pit“-machende Civiliste, dessen Troumefell das Malheur hatte, ein von einem Corpsstudentenstimmband ausgehendes Geräusch störfam zu empfinden, von dem Rächer seiner Corpsehre lus kühle Grab geknallt war. Nun machte darüber allerdings der berühmte, nein göttliche Doktor Jaak Kohlwißche eines seiner espritduftigsten Feuilletons, auch der altbewährte und weltberühmt gemitvolle grandiose Dichter Rudolfsus von Blumenlohl benütigte und bemühte damit seine unererschöpfliche Misenhuld, ja, sogar der doch anerkannt tiefsinnige Geheimrat Professor Spindelbürr erging sich in seinem nachmittäglichen Verdammungskolleg über die Ehre im allgemeinen und die studentische Ehre im besonderen — das alles war ja für die Welt, die schlechterdings eine Beschäftigung haben muß, recht schön, der „Pit“-machende Züugling aber wurde davon nicht wieder lebendig, diente vielmehr trotz

allem zum Dunge der Friedhofsanlagen, was ja immerhin vom Standpunkt der Hygiene und des Vegetationsinteresses aus auch seinen Zweck hat.

Wer aber lebte, das waren die Eltern, die Geschwister, vielleicht eine Braut des „Pfl“-machenden Civilisten — ah ha, was geht's mich an!

Weiter hab ich mich damals um die Geschichte nicht bekümmert. Gern hätte ich allerdings erfahren, womit der Sekundantendienste thuende Leutnant seine Morallektion empfang, dies aber entzog sich der Wahrnehmung sterblicher Augen wie Herrthas Geheimnisse, weil nämlich alle durch zwei Knöpfe und einen roten clavus längs der Beinnuskeln bezeichneten Organismen nicht derselben Gerichtsbarkeit wie die ohne Säbel an der Linken atmenden Sterblichen unterworfen, vielmehr des Vorrechtes einer nur höchst geheimnisvoll zu verwendenden aparten Weltmoral teilhaftig sind.

Im Interesse der poetischen Gerechtigkeit aber habe ich die kühne Hypothese mir gemacht, daß er mit mindestens drei Tagen Hausarrest und einem verführerischen Kronenorden vierter Klasse bestraft wurde. Sollte er heute Landrat sein und zufällig diesen Artikel lesen, was er übrigens nach Verküre seines Anfangs wohl nicht thun wird, so bitte ich ihn bei allen ober- und unterirdischen Göttern, mir beileibe nicht böse zu sein, wenn es statt dreier Tage Stubenarrest gewesen sein sollten. Implicito enthält eigentlich die gewählte Vortragsart meiner Geschichte schon alles, was sich explicite über ihre Moral sagen ließe, da um aber täglich hundert schlümmere und mehrfzageude Geschichten ruhig und gedankenlos hingegenommen werden, ohne etwas zu lehren, so werde ich auch zu der meinen explicierend einiges hinzusetzen, wobei ich mich um so knapper fassen kann, als eine ganze Reihe mehr oder minder klarer Köpfe heute bemüht ist, unter andern obsoleten Erbschätzen der Halbriter- und Väterzeit auch den etelhaften Plunder ge-wissenloser, rein äußerlicher Ehrbegriffe zu beseitigen.

Das beste und treffendste, was sich über das Duell sagen läßt, hat wohl Arthur Schopenhauer vorgebracht in dem Abschnitte seiner Parerga und Paralipomena, der überschrieben ist: „Von dem, was einer vorstellt.“ Statt irgend einen herausgerissenen Satz aus dieser mit wundervoller formen-heller Präcision und Schärfe einen ganzen Abgrund von Widersinn blitz-schnell erleuchtenden Abhandlung hierherzusetzen, kann ich nur dringend, ja sehr dringend bitten, das dort Gesagte aufmerksam nachzulesen. Freilich kann der beispiellose Sarkasmus genialer Einseitigkeit leicht den Aufsehen erwecken, als habe eine ganze Raste von Menschen Jahrhunderte lang in Dienste einer absoluten Narrerei Leben, Zeit und Geist eingebüßt, was meiner eigenen, vielleicht nur ganz persönlichen Überzeugung zuwiderläuft, nach der noch nie eine Idee, ein Prinzip, ein System auf längere Zeit Menschen beeinflusst hat, das wirklich absolut verkehrt, bedingungslos dumm gewesen

wäre. Es ist nämlich allen Schiefheiten, die sich im Interesse der geistig regsamem Kreise ablösen, so da etwa sind: das Dogma von der unbefleckten Empfängnis, das lutherische Buzcentum, die Philosophie der Wortkünstler Hegel und seines Geistesbruders Hartmann, dem wohlwollende Sonntag-nachmittagsphilosophen von Feldwebeln und Oberlehrern den Lort angethan haben, ihn in boshaftester Ironie als Nachfolger Schopenhauers zu bezeichnen, es ist all diesen und noch tausend anderen Schiefheiten und Schamanismen inuner eine mehr oder minder große Portion Vernunft beigemischt, vermöge deren das Wort dem Publikum mündet, das dann seinerseits natürlich immer noch dümmer ist als das Dümme, was ihm geboten wird. Die Entwicklung der Menschen besteht ja überhaupt nur im Überwinden alter Irrtümer, denn es ist ein Irrtum, daß der Mensch in alte Schläuche jungen Most füllt, vielmehr ist es ein uralter Wein, für den beständig neue Schläuche, braune und blaue, schwarze und knallrote geschneidert werden, bis er endlich gelläut ist. Eben die Schiefheiten und Schärfe auszuscheiden und für das resistierende Nichtige neue Formen zu finden, darum ringen die Jahrhunderte. Wo nun bei dem äußeren Ehrbegriff und dem Duellung richtiges und gutes steckt, muß hier unerörtet bleiben, vorhanden ist es aber schließlich auch, und läge es einzig in dem Umstand, daß der Kodex äußerer Ehre wenigstens bestimmte, wenn auch unvernünftige Normen bietet, was schon sehr viel ist, denn ohne Formen und Konventionen würde es in dieser Klautierwelt etwas bunt aussehn. Überhaupt ist die schlechteste Verfassung besser als die Anarchie.

Über Ehre und Zweikampf enthalten meine Kollektanen eine Reihe schöner Ansprüche älterer Autoren, die ich mir für eine größere Arbeit aufsparen will.

Sehr schön und treffend ist auch das, was Rousseau, in der neuen Heloise, ich glaube in einer Parabase des dritten Bandes vorbringt. In den Begriffen, mit denen er operiert, durchaus befangen, vermag er freilich nicht vom Standpunkte des Philosophen aus das Schiefe, Rärriiche und Lächerliche des Ehrkodex überzeugend aufzuweisen, um so interessanter ist's, ihn von seinem Standpunkte aus die Frage beantworten zu hören, ob das Duell ein Zeichen des Mutes sei. Hier demonstriert er denn die schöne Wahrheit, daß echter Mut einzig im festen Eintreten für seine Überzeugung und sein Prinzip sich zeigen könne, demnach es viel ehrenvoller und nuntvoller sei, unbekümmert um Vorurteile und Urteile der Leute auf einer einsamen Überzeugung zu bestehen, denn knechtisch sich der Herdenfakung zu beugen. Man könnte noch hinzufügen, daß auch als Probestück des freilich immer durch physiologische Verhältnisse bedingten physischen Mutes, (im Gegensatz zum moralischen,) jeder, der weiß, wie es bei einem Duell hergeht

und sich überzeugen konnte, daß der Stammsiß dieses Mutes die Schnapsflasche ist, keineswegs das Duell gelten lassen wird. Im übrigen ist Rousseaus Forderung, das Urtheil der Menschen und den Schein absolut zu verachten, zwar sehr schön, aber eben nichts als eine ganz theoretische Maxime, die praktisch in allen ihren Konsequenzen überhaupt nicht durchführbar ist in einer Welt, die wie die unstrige in all ihren Organismen so durchaus auf äußerem Schein als auf ihrer *suprema lex* basiert. Die ganze Natur reagiert auf den Eindruck der Sinne oder des Sinns, und in timonischer Weltverachtung alles Streben nach äußerem Lob und äußerer Ehre verwerfen, hieße nun einmal nichts, als sich zum Selbstmord bestimmen. Ueberhaupt scheint mir nichts so bedenklich, wie das seit Niehsche arg aufkommende Geschwelge im reinen Individualismus und das prinzipielle Mißachten aller Konvention, aller Norm, jedes nun einmal notwendigen *modus vivendi*. Gewiß ist es ja sehr traurig, daß der Staat zum Mörder an der Individualität wird, aber es ist auch gar nicht der Zweck der Staaten, lauter Übermenschen und Genies hervorzubringen, sondern möglichst allseitig und harmonisch entwickelte gesunde Individuen, die sich der Soume freuen und Kinder zeugen. Jede Organisation ist eine Notwendigkeit, wir denken uns durch Konstruktion von Gegensätzen, Gott ist nur durchs Dogma und die Vernunft durchs System. Es ist ganz irrig, zu meinen, daß wir mit Mißachtung normativer Lebensgewohnheiten im Kulturstaat wieder eine Rückkehr zur Natur anbahnen müßten, nein! vielmehr ist unser Ziel, die Kultur in uns zur Natur zu machen, denn was in aller Welt wäre diese Erde ohne den Zwang der Formen und Etiquetten, ohne die Norm guter Lebensart? Ein wüstes Feld voll zusammenhaufender wilder Bestien. —

III.

Es liegt im Interesse großer Handelsgesellschaften, allen kleineren Entkulturalen, die mit ihnen eine entente unterhalten, gewisse Vergünstigungen und Zugeständnisse zu gewähren, die äußerlich betrachtet dem Vortheil des großen Handelshauses zuwider zu laufen scheinen, in Wirklichkeit jedoch seine eigentliche Basis bilden. Ähnlich ist das Verhältnis des Staates zu den Klassen. Indem der Staat, seiner innersten Tendenz zuwider, die ja nichts anderes ist als „allgemeine Nivellierung“, diese und jene Scheinfreiheiten gewährt, hier und dort einen kleineren Staat im Staate bestehen läßt, handelt er in Wahrheit gerade so sehr in seinem eigenen Interesse, wie etwa der Absolutismus, wenn er eine Heuchelkonstitution begünstigt, die wie die Chimäre vorne ein Löwe, in der Mitte eine Schlange und hinten ein Däse ist, und auf Grund deren Volksparlamente schwätzen dürfen, so lange

als ihnen erlaubt ist. Denn der Staat weiß sehr wohl, daß seiner Ordnung schlimmster Feind jede frei sich entwickelnde Persönlichkeit ist, Parteien, Zünfte und Corporationen aber dauernd nicht unwiderstehlich sein können, weil sie ja im Kleinen das gleiche Prinzip der Uniformität verfolgen, das er im Großen darstellt, und weil der ganze Unterschied dieser oder jener Partei, dieser oder jener Gruppe nur ganz relativ ist, und schließlich nur ein Unterschied der Begriffe und Phrasen sein kann, während die Personen auf beiden Seiten mathematisch genau dieselben Individuen sind, an Dummheit und Niedertracht sich auch nicht zu viel vorgeben. —

Demnach liegt es auch im Interesse des Staates, den hier behandelten Ehrbegriff mit allen seinen Konsequenzen in seinen Rechten zu erhalten, oder, wie Schopenhauer ganz gut sagt: Beamte kompensieren durch besondere Begriffe von Scheinehre die Mangelhaftigkeit ihrer Gehälter. Der Herdentrieb unserer Gattung, nach dem jeder einzelne sich schier unglücklich fühlt, wenn er einmal einige Stunden allein auf sein eigenes, schales und futiles Innenleben angewiesen ist, kommt ja den Zwecken des Polizei- und Beamtenstaates tiefinnig entgegen. Ohne diesen beschämenden, entwürdigenden Trieb wäre es auch gar nicht möglich, daß sich etwa eine vor jeder eigenen Idee zehnfach verwahrte Jugend als ihr höchstes Ideal die Unterwerfung unter einen Kegelschwang ausmalt, der in seiner ganzen widerlichen Unvernunft ein rudimentäres Gebilde des dunkelsten Mittelalters ist. Gerade an solchen klaffenden Unterschieden zwischen der äußeren Lebensführung und dem Geiste der Wissenschaften, mit denen wir Dank allen Göttern von früher Jugend an genährt sind, läßt sich so recht erkennen, wie weit wir eigentlich in Wahrheit und Wirklichkeit heute mit all unsern herrlichen Forschungen und Findungen gekommen sind, das heißt, wie viel von dem, womit sich der moderne Mensch beschäftigt, ihm wirklich in succum et sanguinem übergegangen ist, und wie viel er als totes Material in seinem Kopfe mit sich durchs Leben trägt, wie das Portemonnaie in der Hosentasche.

Wer die fruchtbaren Kontraste dieser Zeit in unbewölktem klarem Lichte sieht, wird erkennen, daß alle Kompromisse und Transaktionen, die immer wieder versucht werden, doch nur scheinbar und provisorisch sind. Wenn bestimmte Parteien gegen Standesvorrechte, gegen Militärgerichte oder Duellwesen vorgehen, so vergessen sie, daß all diese Dinge im Interesse des Staates liegen, wie er einmal ist. Aus solchem eigensten Interesse läßt er innerhalb seiner *Höer* für alle in gleicher Weise gültigen Normen einen kleinen Staat in partibus bestehen, dessen Corpus juris man Komment nennt, und dessen Minister äußerer Angelegenheiten Fuchsmaior genannt wird. Wenn nämlich der deutsche Jüngling es fertig gebracht hat, mit heiler Haut durch ein Gymnasium sich zwölf Jahre hindurchzusetzen, was unter Um-

ständen thatsächlich nichts anderes ist, als eine systematische Abmeuchelung der Persönlichkeit und ein gesetzmäßiger Geistesmord, wenn danach der deutsche Jüngling auf Universitäten allen Regeln und Pflichten des Koumeuts das letzte Restchen eigenen Willens und selbsteigenen Denkens geopfert hat, und wenn er dann zum Schluß noch einige Jahre als Muskelapparat in der Armee gedribbt ist, so kann man doch bei allen Göttern anuehmen, daß er die würdigste Vorbereitung genossen hat, um im Staate zu einer Beantencartière, sei diese nun gelehrter oder ungelehrter Art, Verwendung zu finden. Es ist daher immer gut, nach englischer Manier den jungen Kälbern bis zu einem gewissen Grade freie Bewegung zu verstaten, sofern man aus ihnen würdige Mastochsen züchten will; denn die jungen Kälber denken, wenn sie in ihrem Corral Kapriolen machen, sie seien nun etwas eigenes, fühlen sich und brauchen dann später weniger Futter. Oder ist es etwa nicht sehr schmeichelhaft, daß, wenn zwei dumme Zungen im Schwimelstrafehl einander ganz richtig mit „Sie Däse“ oder „Sie elender Kneifer“ antreden oder gar — shoking, shoking — einander Kläpse auf die Wade geben, einer von ihnen notwendig sterben muß? Freilich ist das sehr schmeichelhaft. Nur dumme Ideologen können behaupten, daß durch Frechheit nicht die Ehre des Passiven, sondern die Ehre des Frechen gelitten hat, und nur dumme Ideologen preisen sich glücklich, wenn ein dummer oder gemeiner Mensch sie so recht vom Herzen haßt, weil ja ihr Gewissen es als ein übles Zeichen ansehen müßte, wenn er sie etwa gar lieben würde.

Demnach mache ich mich wohl auch einer dummen und nicht modernen Ideologie schuldig, wenn ich es für einfach widerwärtig erkläre, daß um Lappalien, wie die eben von mir beigebrachte z. B. eine ist, Menschenleben, Sein und Nichtsein in Frage kommen kann. Denn in diesem Falle wäre qualitativ es ganz daselbe, ob das Opfer meines Beispiels ein ihm störfames Geräusch der Zunge durch Zwischeuruf für sich zu beseitigen sucht, oder aber sich etwa die Nase zuhält, wenn ihm etwas nach dieser Seite hin genierlich ist. Wer das nicht glaubt, der Sorge dafür, daß künftig in unsere Physikbücher aufgenommen werde, daß Lust, die durch die Gedärme eines preussischen Unteroftiziers getrieben wird, bei Ehrverlust zu riechen hat wie Nektar und Ambrosia. In dieser Welt aber, in der um wichtige Dinge so wenige in den Tod zu gehn bereit sind, ist es gar nicht nötig z. B. um Färze in den Tod zu gehn. Das wäre doch wahrhaftig der Gipfel der Eitelkeit! Als Auswuchs dieser in der Menschennatur tief begründeten, hervortragendsten und stärksten Eigenschaft ist das ganze äußerliche Ehrsystem anzusehn.

IV.

In großen wie im kleinen, im weiten wie im engen läßt sich dieser Satz als die Quintessenz praktischer Lebensweisheit beweisen: „Wenn man den Menschen nicht beim Gewissen packen kann, muß man ihn bei der Eitelkeit packen.“

Es ist eine sehr kleine Anzahl von Menschen, für die in ihrer Art des Seins überhaupt strengere Gewissensprinzipien bewußt in Betracht kommen, aber die Menge derer, für die unbewußt die Eitelkeit den Ausschlag giebt, ist zahllos wie die Störe und die Bandwürmer. Die Frage „was schein ich?“ fällt überhaupt für neunundneunzig Prozent ganz ohne weiteres mit der abgrundtiefen Frage „was bin ich?“ zusammen. Die Gewissensmoral und mit ihr die Befreiung von der Eitelkeit bedingt immer eine gewisse Unauvetät, eine all unser Thun leise begleitende Kritik dieses Thuns, und sozusagen ein Bewußtgewordensein unseres Bewußtseins. Das aber ist natürlich nicht jedermanns Sache; der Durchschnittsmensch vielmehr funktioniert mit Naivetät so feine siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt achtzig Jahre, und wenn sein Leben schön gewesen, so ist es ganz ödes, stumpfes Büffeln, Vegetieren, Schwäzen, Funktionieren, Schlafen, Fressen und Zeugen gewesen. In dieser ewig gedankenlosen Naivetät, in der freilich auch die Entschuldigung für jedes Menschprodukt Thun und Treiben gegeben ist, reagieren alle unfehlbar auf Eitelkeitskiesel, denn in der ganzen Natur hat jeder Organismus einzig das Bestreben, sich zu fühlen, sich zu erhalten, sich zu verbreiten. Befolge daher Napoleons Maxime und sage jedem neuen Laffen, der in deinen Gesichtskreis tritt, sogleich ein Kompliment, z. B. über seine schönen Ohren, seine neue Kravatte, seinen dicken Hintern, sein großes Gehirn, sei das Kompliment lächerlich, unsinnig, offenkundig, erlogen, das thut nichts, er lächelt doch, er schmunzelt, er grient, er wiehert vor Wonne, und sofern du nur nicht durch deine Lebensart und Persönlichkeit ein indirekter, stummer Vorwurf für seine Person bist, wird er dich auf dein Kompliment hin für einen sehr weisen, sehr honetten und umgänglichen Herrn halten. Auf diese Eitelkeit gründet sich der ganze Ehrkodex; wie elend auch wären Männer ohne Gewissen, wenn sie nicht einmal eine Ehre hätten.

Auf diese „Ehre“ pochen sie nun, die sich nie die Mühe geben, innere und wahre Ehre zu erringen, weil sie durch sie ihre Person zu etwas ganz Unantastbarem, Vollenndetem und Sakrosanktem machen möchten, ihre kleine jämmerliche Person, für deren Erziehung zum harmonischen und brauchbaren Menschen sie in ihrem ganzen Leben nichts gethan haben. So kann es unter Umständen kommen, daß du vom Standpunkte einer Moral genannten Unmoral dich für verpflichtet halten mußt, dem schmutzigsten aller schmutzigen Burtschen, den du, wenn er dein Stiefelpußer wäre, getrost mit einem Tritt

abfertigen dürftest, Verfügung über dein Sein oder Nichtsein einzuräumen, falls ihm etwa dein Ange nicht behagt oder dein Wort nicht paßt.

Freilich sind auch eine ganze Reihe von Fällen denkbar, in denen ein einfacher Austrägalentscheid auf legitim juristischem Wege etwas verletzendes und entwürdigendes haben würde, insbesondere giebt es Dinge von solcher Zartheit, daß ein öffentliches Verfahren über sie geradezu eine brutale Unfittlichkeit wäre. Zu diesen Fällen ist denn doch im Duell ein Rest von Ritterlichkeit und Chevalerie bewahrt, die ja sonst unserm hochgepriesenen Zeitalter so gut wie ganz entschwinden ist. Überhaupt ist der Gedanke von der unantastbaren Würde der Persönlichkeit ein Gedanke von hohem sittlichen Werte, auf dem im Grunde alle Rechtspflege basiert, die ja in ihren Anfängen weit weniger den Charakter der Strafe als den der Rache trägt. So wird es vom moralischen Standpunkt aus immer erlaubt bleiben, in bestimmten Fällen, z. B. bei Eingriffen in die Rechte des Liebeslebens das ganze normative Verfahren des modernen Kulturstaates zum Fenster zu schicken und sich auf den primitiven Standpunkt der Rache, Mensch gegen Mensch, zu stellen. Was aber hat denn dieser gesunde und moralisch vernünftige Ehrbegriff mit dem verschrobenen Monstrum militärischer oder studentischer Ehre zu thun, das schließlich nur eine Entweihung und Verflüchtigung des Statthastigen und Vernünftigen ist? Wird denn nicht durch diesen statt der Würde der Persönlichkeit vielmehr, wie ich dargethan habe, die Eitelkeit geschützt und gehegt? Wäre es nicht vielmehr gut, einer Generation, die wie die unfrige bis über die Ohren im Utilitarismus steckt, bis in die Puppen von der Vortrefflichkeit ihres lieblichen Jähs überzeugt ist, bei jeder und jeder Gelegenheit ad oculos zu demonstrieren, daß die Begriffe, in denen sie sich gefällt, nur noch das Lächeln und Achselzucken aller Vernünftigen erregen?

Wenn die ganze Ritterlichkeit unseres Soldatenstandes, wenn die ganze ideale Seite des studentischen Lebens durch diesen Kohlhansen schiefer und mißverstandener, alberner und roher Begriffe manifestiert wird, dann wahrhaftig ist es jämmerlich, gottsjämmerlich um uns bestellt. Fast aber scheint es so, als ob der deutsche Jüngling — ach Gott, auch das Wort gebraucht diese moderne Lumpenbrut in ekel verflüchtendem Sinne — fast scheint es, als ob der deutsche Jüngling entweder zur zahlreichen Klasse der mattherzigen Streber, Kriecher und Schnüfchser gehörte, die mit der Brille auf der Nase jedes Wort dieses oder jenes schein gelehrten Schwägers wie eine Reliquie aufnotieren, oder aber zu jener Klasse, die es für Ehre hält, sich möglichst viel zu besaufen, herumzuschlagen und in gesundheitswidrigen Kneiplokalen den hellen und gesunden Mist mit Spritdunst und Cigarettenqualm zu nimmfieren.

Man sagt übrigens wohl, daß die Jünger der Corps an unsern Hoch-

schulen, zumal der sogenannten vornehmen Corps, die den Unfug eines aßerwöhnigen und widerwärtigen Konventlebens fogar auf Kleidung, Grüßen und Lebensform nach Analogie des Jesuitenordens ausdehnen, besondere Anwartschaft auf Carriere, Konnexion, Prosperieren und Reussieren im modernen Staate haben.

Da dies Carrieremachen das Ideal jedes im neuen deutschen Reiche Geborenen zu sein pflegt, so muß eigentlich solch triftigem Grunde gegenüber jeder Einwand des beim Carrieremachen prinzipiell ausgeschlossenen gesunden Menschenverstandes verstummen.

Obwohl nun dies erleichterte Carrieremachen unserer Corpsbursche mit den oben dargelegten Interessen des Staates durchaus harmoniert, werde ich mich doch hüten, so etwas zu glauben, weil ich mich in diesem Falle ja einer boshaften Verhöhnung unserer bestehenden Staatsordnung schuldig machen würde. Denn mehr als Nihilisten und Anarchisten sind doch wohl Leute strafbar, die allen Ernstes zu behaupten wagen, daß ein Staat darauf bedacht sei, just seine erwiesenermaßen größten Hornochsen in höchste Aemter zu postieren. Wie dürfte ein Frechling behaupten, daß unser Staat, der den Zweck hat, bestimmte Normen der Sittlichkeit zu garantieren, just erwiesene Unmoral als Qualifikation eines Ministerpostens erachte? Solche Behauptungen sind niederträchtig und ich bringe sie hiermit mit aller gebührenden Verachtung zur Kenntniss des Publikums. Mag auch der deutsche Corpsjüngling in seiner eingebildeten Impertinenzvisage in deutlichster Capidarschrift die Worte stehen haben: „Ich bin die flos delibatus mundi,“ das Publikum wird mir recht geben, daß ich es für niederträchtig erkläre, unserm Staate zuzumuten, etwa die Jünger just solcher Corps für seine Aelme und Auslese zu halten, die etwa den vom überwundenen Moralistenstandpunkt aus einfach unsittlichen Wahwitz des dies Veneris mitmachen. Demnach werde ich jeden, der gleichwohl solches behauptet, künftig einer wüsten Verhöhnung anerkannter Staatsprinzipien bezichtigen dürfen und mir damit womöglich den schwarzen Adlerorden, jedenfalls aber die Anerkennung als ein sehr guter und getreuer Staatsbürger erwerben. In diesem mich sehr erhebenden Bewußtsein mag ich es mir nicht versagen, meinen Vortrag mit einem Passus der citirten Abhandlung Schopenhauers zu schließen:

„Das wäre denn der Kober. Und so seltsam und strafenhaft nehmen sich, wenn auf deutliche Begriffe gebracht und klar ausgesprochen, jene Grundsätze aus, denen noch hentzintage, im christlichen Europa, in der Regel alle die huldbigen, welche zur sogenannten guten Gesellschaft und zum sogenannten guten Ton gehören. Ja viele von denen, welchen diese Grundsätze von früher Jugend auf, durch Rede und Beispiel eingemipft sind, glauben fester daran als an irgend einen Katechismus, hegen gegen die-

selben die tiefste, ungeheuerlichste Ehrfurcht, sind jeden Augenblick ganz ernstlich bereit, ihnen Glück, Ruhe, Gesundheit und Leben zum Opfer zu bringen, halten dafür, daß jene Prinzipien ihre Wurzel in der Natur des Menschen haben, folglich angeboren seien, sonach a priori feststünden, über jeder Prüfung erhaben. Ihrem Herzen will ich dabei nicht zu nahe treten; aber ihrem Kopfe macht es wenig Ehre. Dieserhalb möchten keinem Stande diese Grundsätze weniger angemessen sein, als dem, welcher bestimmt ist, die Intelligenz auf Erden zu repräsentieren, das Salz der Erde zu werden und der nun zu diesem großen Beruf sich vorbereiten soll, also der studierenden Jugend, welche in Deutschland leider mehr als irgend ein anderer Stand diesen Grundsätzen huldigt. Statt diesen studierenden Jünglingen, wie wohl schon öfter geschahn, die Nachteile oder die Immoralität der Folgen besagter Grundsätze ans Herz zu legen, habe ich ihnen nur folgendes zu sagen: Ihr, deren Jugend die Sprache und Weisheit Hellas und Latinius zur Pfliegerin erhielt, auf deren jungen Geist man die Lichtstrahlen der Weisen und Edlen des schönen Altertums frühzeitig fallen zu lassen die unschätzbare Sorge getragen hat, ihr wollt damit anfangen, daß ihr diesen Kodex des Unverständes und der Brutalität zur Richtschnur eures Wandels macht? Seht ihn an, wie er hier auf deutliche Begriffe gebracht, in seiner erbärmlichen Beschränktheit vor euch liegt und laßt ihn den Prüfstein nicht eures Herzens, sondern eures Verstandes sein. Verwirft dieser ihn jetzt nicht — so ist euer Kopf nicht geeignet, in dem Felde zu arbeiten, wo eine energische Urteilskraft, welche die Bande des Vorurteils leicht zerreißt, ein richtig ansprechender Verstand, der Wahres und Falsches selbst dort, wo der Unterschied tief verborgen liegt und nicht wie hier mit Händen zu greifen ist, rein zu sondern vermag, die notwendigen Erfordernisse sind: in diesem Falle also, meine Guten, sucht auf eine andere ehrliche Weise durch die Welt zu kommen, werdet Soldaten oder lernet ein Handwerk, das hat einen goldenen Boden.“ —



Hat der Mann eine moralische Berechtigung, über das „Weib“ abzusprechen?

Selbstverständlich spreche auch ich nur von der moralischen Berechtigung im allgemeinen und dem Standpunkt, den Herr Kirstein *) dem Weibe gegenüber einnimmt, wie es sich ihm aus seinem besonderen Gesichtswinkel zeigt. Und da lautet auch meine Antwort: nein, er hat kein Recht, dem „Weibe“ (bleiben wir bei dem Ausdruck, obwohl mir Frau sympathischer wäre) die Existenzberechtigung abzusprechen! Was muß der Mann für eine Mutter gehabt haben, und wie muß er selber beschaffen sein, ganz zu schweigen von den Kreisen, in denen er seine Weiberkenntnis sammelte. „Es sind ungesunde, schwächliche, hypernerdöse Menschen mit perverten Gefühlen, marklosen Knochen, wenig Energie und ohne viel Empfindung“, die das Weib zur Welt bringt nach Herrn Kirstein. Das mag für gewisse Kreise der Großstadt zutreffen, aber, Verehrtester, leben außerhalb dieser Kreise keine Menschen, Männer, Weiber und Kinder? Gehen sie mal in die Schulen kleiner Landstädte, mein Herr, in die Pastorenhäuser auf den Dörfern, von der anderen misera plebs contribuens noch zu schweigen. Doch weiter! Nach Herrn Kirstein ist das geheiligte Recht der Ehe der Frau zuliebe geschaffen. Nein, Verehrter, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, hat der Staat, und das sind doch Männer, diese Einrichtung mit so großem Recht umgeben. Vido außerdem „Türkei“, wo sich nur die Reichen den Luxus des Harems gestatten können, sehr zu ihrem eigenen Schaden.

Das Verhältnis der Weiber zum Manne soll nach Herrn Kirstein ein Aufschmiegen und Anpassen an den Charakter des Mannes sein. Aber hat der Mann denn immer selber einen festen Charakter, giebt es nicht auch launenhafte, reizbare Männer? „Kaltes, klares, nüchternes Berechnen“ soll die Triebfeder des Weibes dem Manne gegenüber sein. O, wie bedauere ich den Herrn Kirstein um seine Weiberbekanntschaften! Es giebt, Gott sei Dank, noch sehr viel junge Mädchen, die von Berechnung zumal in Herzenssachen keine Ahnung haben. Nein, sie träumen sich den jungen Mann, der ihr Herz bewegt, meist mit so vielen idealen Eigenschaften ausgestattet, sie schmücken sich den Erkorenen als jungen Gott, daß eine Enttäuschung selten ausbleibt, in dem Falle, wo solch eine Herzensneigung zur Ehe führt, in anderen Falle ist das Facit eine unglückliche Liebe.

*) Vergleiche den Aufsatz „Hat das Weib eine moralische Existenzberechtigung“ von Paul A. Kirstein im Augustheft der „Gesellschaft“.

Ich gebe zu, daß in der Großstadt die jungen Mädchen schon früh „flug“ werden. D. h. es wird ihnen von Müttern und Tanten vorgepredigt, und es drängt sich ihnen von selber die Erkenntnis auf, daß die Ehe ohne den nötigen metallischen Hintergrund neunzig Mal unter hundert die Hölle auf Erden bedeutet, aber kennt der Herr Kirstein keine Frau, die tapfer ihrem Manne im Lebenserwerb hilft, und giebt es keine Witwen, die für sich und ihre Kinder sorgen?

Den Passus von der Kofetterie verheirateter Frauen anderen Männern gegenüber will ich übergehen, aber ich will ihn für jede derartige Frau zehn andere nennen, zwar stammen sie nicht aus Berlin W., denen derartiges böhmische Dörfer sind. Ich bitte, Herr Kirstein, es giebt doch auch noch außerhalb Berlins „Gegenden“, wo Menschen wohnen!

„Die Existenz des Weibes ist nicht nur nicht moralisch berechtigt, sondern sogar unsittlich,“ schreibt Herr Kirstein. Wie würde er denn die Existenz der Männer, und es sind deren nicht wenige, (aber behüte lange nicht alle,) nennen, die ein Weib vulgo junges Mädchen mit allen Mitteln und nach allen Regeln der Kunst verführen und sich dann von der Gefallnen lachend zu neuen Opfern wenden? Oder wie täuscht Herr Kirstein die Mitgefühlstäger? Sind die etwa moralisch und sittlich?

„Es ist der Beruf des Weibes, zu heiraten,“ schreibt Herr Kirstein. Der Gedanke stammt nicht aus dem Hirne des Herrn Kirstein, ist aber darum doch noch immer wahr. Jede Frau sehnt sich in gewissen Jahren nach einem Heim und einer Stütze, auch ist ja die Heirat leider zu einer Versorgungsanstalt für die meisten Mädchen geworden. Aber wer ist schuld daran, wer setzt den Bestrebungen der Frauen, sich selbständig zu machen, sich eigenen Erwerb zu suchen, den größten Widerstand entgegen? Schreit man nicht gleich über Emanzipation, über Maustrümpfe, sobald eine Frau verlangt, daß man auch ihr die weiten Gebiete der Wissenschaft und Kunst öffnen soll, damit sie nicht länger auf die Eheversorgungsanstalt angewiesen sei. Jedem, auch dem ungebildeten Manne, gab man das Recht, das politische Geschick des Landes mitzubestimmen, die Frau aber, die das verlangt, und sei sie noch so hochgebildet, begegnet fast überall spöttischem Achselzucken, wenn nicht noch schlimmerem, und wehe der Frau, die im Kreise der Männer verrät, daß sie auch schon mal über politische Dinge nachgedacht habe.

Ich übergehe die übrigen Ansführungen des Herrn Kirstein und komme zum Schluß. „Vor allen Dingen führe man die Schulmädchen wieder auf die richtige Bahn,“ schreibt Herr Kirstein. Ja wie denkt sich denn der Herr die Sache? Der Mensch ist ein Produkt seiner Umgebung, und die Schulmädchen befinden sich doch nicht immer nur in der Schule. „Sie brauchen keine moderne Bildung zur Ehe!“ Gut, Herr Kirstein, aber wer garantiert denn

allen Mädchen die Ehe, und was beginnen die Ehelosen, die nichts gelernt haben. Verlangt man doch heutzutage selbst von der „Stütze“, die eigentlich nur ein feineres Dienstmädchen ist, so viel Bildung, um den Schularbeiten der Kinder nachzuhelfen.

„Offenheit und Klarheit“ verlangt Herr Kirstein in Bezug auf das Märchen vom Klapperstorch. Jawohl, es wäre schön, könnte man sie den Kindern bieten. Aber welches junge Mädchen, das verriete, sie wisse mehr als landläufig von diesen Dingen, würde nicht von den Männern als prostituiert betrachtet und womöglich behandelt. Nein, Herr Kirstein, meine Meinung ist: „Werdet selbst erst besser, und es wird besser werden. Nicht bei Schulmädchen oder Weibern muß die Besserung beginnen, sondern jeder, ob Mann, ob Weib oder Kind, muß bei sich selbst anfangen, und dann wäre es ein Wunder, wenn nicht das gute Beispiel daselbe bewirken würde, was das schlechte gethan, nämlich nachgeahmt zu werden.

Auch Eine.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Im Glaspalast.

Die Jahresausstellung der „Münchener Künstlergenossenschaft“ im Glaspalast ist genau so international als die Jahresausstellung des „Vereins bildender Künstler München“ (Sezession) in der Prinzregentenstraße. Erstens.

Zweitens: Hinsichtlich der Vertretung der Moderne könnten die spätesten Bilder der einen Ausstellung ebensogut in der andern hängen. Beide Ausstellungen sind so modern als möglich. Das heißt, jede hat so viel brauchbare Bilder neuester Kunstmalweise aufgenommen, als überhaupt zu erlangen waren von Alten, Jungen und Jüngsten, von Einheimischen und Fremden.

Worin besteht nun der Unterschied? Warum war die Doppel-Ausstellung notwendig? Was haben die Künstler, was hat das Publikum davon?

Unterschied? Erstens: Die Künstlergenossenschaft ist nothgedrungen in diesem Kasse international und modern, die Sezession ist es grundsätzlich. Die Künstlergenossenschaft macht heuer aus der Not eine Tugend, die Sezession hat ihre erste Jahresausstellung mit freiem Entschluß und zielbewusster Absicht so gemacht wie sie gemacht ist.

Zweitens: Die Künstlergenossenschaft bietet, um die zahllosen Säle des Glaspalastes zu füllen, neben hervorragenden neuen Werken eine große Zahl hervorragender, längst bekannter alter Werke, dazu eine Masse mittelguter und mittelmäßiger neuer Werke und eine Unmasse Marktware für Leute, denen nicht nur die Kunstrichtung und die Kunst

selbst Nebenache, aber etwas „Hübsches“, als Zimmerdekoration „Fassendes“ die Hauptsache und darum kaufenswertes ist. Die Sezession gibt fast nur neue und moderne Werke und betont die Kunst und nicht die Warenausstellung.

Drittens: Die Künstlergenossenschaft repräsentiert in der Hauptsache Münchens ältere Kunst und nur ganz zufällig und sporadisch Münchens neuere Kunst, die Sezession repräsentiert grundsätzlich und umfassend die Münchener Kunst, soweit sie neu, lebendig, tüchtig und dem Vergleich mit den besten neuen Werken der Ausländer gewachsen ist. Sie giebt Unfertiges und Skizzenhaftes, aber keine Kitschware, sei die Herkunft München oder das Ausland.

Viertens: Ohne den Kampf der Sezession und ihre eigene Ausstellung würde die Ausstellung im Glaspalast nicht die moderne und internationale Weiterzigkeit offenbaren, die ihr jetzt die sezeffionistische Konkurrenz aufgezwingen hat.

Fünftens: Bei der Künstlergenossenschaft muß man sich durch eine Anzahl von Sälen und belanglosen Ausstellungsobjekten hindurcharbeiten und eine sabelhafte Mühe und Geduld aufwenden, um ein annähernd richtiges und vollständiges Bild von der modernen Bewegung zu erhalten, bei den Sezessionisten ist die ganze Ausstellung auf die Darbietung nur dieses Bildes angelegt, alles ist handlich und ergänzend zusammengeordnet und der Überblick über das wichtigste bequem und ruhig zu gewinnen. Im Glaspalast ist eine große, bunte Massen-Ausstellung, in der Prinzregentenstraße eine kleine, einheitliche Elite-Ausstellung.

Diese Doppel-Ausstellung ist also in jedem Betracht für die Künstler wie für das Publikum von unbestreitbarem Vorteil.

Bewunderlich, daß die königlich bayerische Staatsregierung dies nicht rechtzeitig zu begreifen vermochte.

Sie hat in einseitiger Weise für die Künstlergenossenschaft Partei genommen, sowohl wie der Kampf zwischen Künstlergenossenschaft und Sezession entbrannte, als wie er eine gefährliche Dimension angenommen und schließlich einen wünschenswerten Abschluß gefunden hatte.

Die Staatsregierung hat in ebenso einseitiger Weise ihre Ankäufe aus dem ihr vom Landtag zur Verfügung gestellten Betrag behätigt, indem sie die ganze Summe im Glaspalast verausgabte, und zwar so eilig, daß die Ausstellung im Glaspalast beim Abschluß der staatlichen Ankäufe noch nicht einmal vollständig und die Ausstellung der Sezessionisten in der Prinzregentenstraße noch nicht einmal eröffnet war.

Die Staatsregierung hat kein erweisliches Recht, einen künstlerischen Verein vor einem anderen mit Privilegien und Monopolen auszustatten und den Säckel des Volkes und die Sammlungen des Staates einer einzigen künstlerischen Richtung zur Verfügung zu stellen.

Es ist zu erwarten, daß der nächste bayerische Landtag bei Feststellung des für Staatsankäufe zu gewährenden Betrages die Regierung hinsichtlich ihrer künstlerischen Neigungen und Abneigungen scharf ins Gebot nehme und Vorkehrungen treffe, daß der Säckel des Volkes und die Kunstsammlungen des Staates nicht dem Belieben einzelner persönlich parteiischer Regierungsbeamten überantwortet werde. Die Pinakothek soll dem Volke einen Überblick über die gesamte Kunstentwicklung in ihren charakteristischsten Vertretern bieten, aber nicht ein Sammelsurium von Bildern, deren Erwerb nur dem Parteigeist und dem jeweiligen persönlichen Geschmack einzelner Regierungsorgane zu verdanken ist.

In die staatliche Ankaufskommission sind daher neben kunstverständigen Männern aus beiden Kammern des Landtags auch hervorragende Vertreter der freien publizistischen Kunstkritik zu berufen.

Wir bedürfen großer, weiter Gesichtspunkte in unserer staatlichen Kunstpflege. Wir wollen keine einseitige, verschrumpte Bureaurenkuntverwaltung. Paris, London sollen die Vorbilder unserer besonnenen Kunstbäuer und Kunstpfleger sein, nicht Berlin oder sonst ein büreaufkräftig-akademisch-verdrilltes Kunst-Krähwinkel.

Mündens Zukunft hängt daran, und es ist keine gleichgültige Sache, ob in diesen geistigen Dingen mehr oder weniger korrekt verfahren, mehr oder weniger gepfuscht oder wahrhaft großzügig und genial gewirtschaftet wird. In allen bedeutsamen Kunstentscheidungen und Entwicklungswendungen repräsentiert München nicht die Hauptstadt des Königreichs Bayern allein, sondern die erste Kunststadt von ganz Deutschland. Das haben diejenigen keinen Augenblick zu vergessen, denen die offizielle Verantwortung übertragen ist.

Also! Der Glaspalast ist auch in diesem Jahre interessant, reich, bedeutend. Und es ist sehr vieles da, wofür der Kunstfreund den Veranstaltern der Ausstellung zu großem Danke verbunden ist.

Zu dem Angelegendsten sind in erster Linie einige große Sonderausstellungen zu rechnen, die in eigenen Sälen Kollektionen hervorragender Meister bringen. Das sind für den Kunstfreund, auch für jenes breitere Publikum, das sich künstlerisch belehren lassen will, wahre, festliche Ereignisse.

Da ist die wunderbare Bödln-Sammlung mit alten, neuen und neuesten Werken des unvergleichlichen Maler-Poeten.

Da ist die große Sammel-Ausstellung des herrlichen österreichischen Meisters E. J. Schindler mit vierzig Bildern, eins schöner als das andere. Eine Auszeichnung, die leider zehn Jahre wenigstens zu spät kommt. Schindler war ein Märtyrer seiner Kunst, es ist ihm gottverbärglich gegangen. Jetzt behängt man die Büste des toten Kämpfers mit dicken Lorbeerkränzen.

Da ist die verblüffende Sammel-Ausstellung des holländisch-malayisch-buddhistischen Maler-Denkens Jan Toorop, der übrigens nicht nur spintisieren, phantastieren, in bizarren Symbolismen schwelgen, sondern sehr schöne, leuchtende und einleuchtende impressionistische Bilder malen kann, frisch und flott nach der Natur. Ich gestehe jedoch gern, daß mich seine wunderlichen, haarsträubend tiefinnigen Gedankenzeichnungen und symbolischen Linienbilder („Fatalismus“, „Sakuntala“, „Die Bräute“ u. a.) mächtig ergriffen haben. Toorop ist in seinen scheinbar abstrus kindlichen Spielen eine erschütternd ernste Individualität. Und ich sah fluge Narren und wichtigthuende Heisterlinge, die sich in seinem Kabinette wälzten vor Lachen. Gottes Tiergarten ist groß. Was will man machen? Man muß die Affen Affen sein lassen.

Da ist die Sammlung des Engländers G. F. Watts. Ein Viertelhundert Beweisstücke einer hohen, phantasieichweren, vornehmen Kunstseele.

Da ist der Münchener Viktor Müller, der zu früh gestorben ist, um die volle Ernte seines der Zeit vorausweisenden Talentes einzuhelmen.

Da sind die Franzosen Millet, Reiffonnier u. s. w. u. s. w.

Die deutsche Kunst ist reich und reichhaltig vertreten. Allein die große Lücke, welche die Sezessionisten gerissen, ist im Glaspalast unausgefüllt geblieben. Der Kenner sieht dies auf den ersten Blick. Die vielen, vielen interessanten Meister, die man jetzt erst recht sieht, weil sie nicht da sind — die Uhde, die Liebermann, die Keller, die Bügel, die Stud, die Max u. s. w. u. s. w. Man konstatiert ihre Abwesenheit an der gewohnten Stätte mit einer gewissen Wehmut und erst dann flugs in die Prinzregentenstraße, um zu sehen, ob sie noch auf der Welt sind. Es ist zu komisch. So lebt man sich mit den schöpferischen Weisern, mit den großen Persönlichkeiten zusammen, daß man ihre Werke überall haben, daß man sie nirgends missen möchte.

Man konstatiert zu allem Leidwesen im Glaspalast auch noch dies, daß die besten Männer, die der Wissenschaft treu geblieben sind, heute nicht mit besten Werken glänzen. Dies gilt für Lenbach, Tesfregger, Pirle, Karr, Leibl, Lundby u. a. Dafür sind einige andre glücklicher gewesen und man empfängt sofort einen starken Eindruck von ihren ausgestellten Werken: Bartels, Raempfer, Medovic, Schereschewski, Brandt u. s. w.

Von den Nichtmünlenern sind es namentlich Gebhardt in Pilsfeldorf und Volkmann in Karlsruhe, die sich mit vorzüglichen Werken unserm Gedächtnis einprägen. (Fortsetzung folgt.)

Im Theater.

Es war ein sehr guter Gedanke des jetzigen Leiters der Münchener Hoftheater, das Bayreuther Jubeljahr zu einer „Ausführung Richard Wagner'scher Werke“ in drei Acten im hiesigen Opernhaus zu benutzen. Jeder Actus umfaßte sämtliche Werke des Meisters mit Einschluß der „Nien“, mit Ausnahm des „Nienzi“, „Lobengrin“ und „Parsifal“. Das letzte Werk ist ja bekanntlich noch dem Bayreuther Festspielhaus vorbehalten. Warum aber „Nienzi“ und „Lobengrin“ vom Münchener Actus ausgeschlossen blieben, wissen wir nicht.

Die Aufführungen wurden nach Bayreuther Muster mit Zuziehung berühmter musischer Vertreter einzelner Hauptrollen und hervorragender Kapellmeister für die musikalische Leitung herausgebracht. Auch das Orchester wurde dem Bayreuther Vorbild, soweit es örtliche Verhältnisse zuließen, anzunählichen versucht.

Von den Gästen sind hervorzuheben: Heinrich Siegaud vom Hamburger Stadttheater, Karl Nebe vom Karlsruher Hoftheater, Theodor Reichmann vom Hofoperntheater in Wien, Julius Liebman vom Hofoperntheater in Berlin, Wilhelm Grüning vom K. Theater in Hannover; Frau Rosa Sacher vom Hofoperntheater in Berlin, Frau Wottl-Standhartner vom Karlsruher Hoftheater, Fräulein Katharina Wettaque vom Hamburger Stadttheater.

Als musikalische Leiter waren gewonnen Felix Wottl aus Karlsruhe und Felix v. Weingartner aus Berlin. Letzterer konnte jedoch nicht erscheinen, da sein derzeitiger Chef Graf Hochberg ihm im letzten Augenblick den Utaub verweigerte. Warum, wissen wir nicht. Künstlerischer Natur wird der Grund keinesfalls gewesen sein. Ein gräßlich Hochberg'scher Grund halt. Das genügt.

Während wir dieses schreiben, sind die Aufführungen noch im Gange. Wir sind in der ersten Hälfte des zweiten Actus. Was wir bis jetzt gesehen und gehört, befriedigt uns in hohem Maße. Womit nicht gesagt ist, daß wir mit allen scenischen Neuerungen, z. B. mit den Schlußdecorationen zu der „Götterdämmerung“ einverstanden wären. Ist auch gar nicht nötig. Über Geschmacksachen läßt sich streiten hundert Jahre über die Ewigkeit hinaus. Dagegen muß festgestellt werden, daß das fast stets ausverkaufte Haus sich vielfig befriedigt zeigt und mit jubelndem Beifall und unzähligen Hervorrufen seine dankbaren Gefühle äußert.

Das Publikum hat auch das mit dem Bayreuther Festspiel Publikum gemein, daß es ein internationales ist, mit einem verschwindenden Beisatz von Einheimischen. Vornehmlich Franzosen, Engländer und Amerikaner, deren finanzielle Bewöhrung den nach Bayreuther Muster geschraubten Preisen gewachsen ist. So kostete z. B. ein Balkonsp in der ersten Reihe 20 M., in der zweiten Reihe 15 M., ein Parkettsp 12 M. und sofort bis auf den Champ (in München „Zule“ genannt) mit 2 Mark.

Sind es nicht durchweg ideale Musteraufführungen, so sind es doch Darbietungen, wie man sie, mit Ausnahme von Bayreuth, in dieser Rundung und Schönheit nicht leicht in einem zweiten Opernhaus der Welt findet. Schon deswegen nicht finden kann, weil anderwärts kein Wagnerwerk mit dieser Partitur-Treue, mit diesen ausgefuchten Stimmmitteln und diesem großartig eingeschulten Orchester gegeben werden kann.

Vergleichen macht man vorläufig München nicht nach. Es sind Festspielaufführungen, wie sie mit solcher Promptheit und Gediegenheit und in solchem Umfang nur die Kunststadt an der Isar bieten kann. Auch Bayreuth wäre unvermögend, eine solche große Zahl von Wagnerwerken in drei Cyklen in der Spanne Zeit von zwei Monaten zu spielen. Es ist einfach ein Münchener Musikum.

Wie künstlerisch, so soll das Ergebnis auch finanziell glänzend sein. Trotz der enormen Kosten spricht man jetzt schon von erzielten Überschüssen. Das ist zweifellos eine sehr schöne Sache. Sie verbürgt die Lebensfähigkeit dieser außerordentlichen Münchener Festspielunternehmung.

Dieser außerordentlichen. — München hätte betanntlich vor einem Menschenalter auch die ordentlichen Festspiele haben können, hätte es nicht in grenzenloser Verblendung und Kräuwinklei damals Richard Wagner zum Tempel hinausgeschmissen. Gottfried Semper hatte bereits den Plan zum Münchener Festspielhaus entworfen, König Ludwig II. hatte bereits in genialer Schöpferbegeisterung die Mittel zugetagt — München hätte nur die Hand auszustrecken brauchen, um die sabelhafte Herrlichkeit in Empfang zu nehmen.

Statt dessen geberdete es sich dumm und räpelhaft. Wagner ging ins Ausland, Semper packte seinen Plan, Hans v. Bülow seinen Taktstock ein, Ludwig II. zog sich in die Einsamkeit zurück. Das Wunderbare, mit Ibsen zu reden, kam nicht.

Die Dummen und Räpelhaften hatten gesiegt über Geule und Majestät. Und die Führer dieser Dummen und Räpelhaften sahen in den Redaktionsstuben, in den Schulen, in den Ministerien, waren Männer in hohen Ämtern und Würden. Und solche gemeine Kerls, daß ich heute noch wünschte, ein Blüthagedonnerwetter hätte sie im Jahre 1845 zu Boden geschlagen, mausstot.

Nun ist jüngst durch ein großes Münchener Blatt die Frage aufgeworfen worden, ob nicht heute noch das Festspielhaus auf der Höhe des Isar-Ufers gebaut werden könnte?

Warum nicht? Soweit man's mit äüßeren Mitteln vermag, sicher. Nur wird zweierlei zur rechten Bedeutung und Welke fehlen; die Genialität des lebendigen Meisters, die Majestät des genialen Königs.

Wenn zwei dasselbe thun, ist's nicht dasselbe.

Zimmerlin: Glückauf zu neuen Kunst- und geistigen Ruhmesthaten. Die Welt wird alt und wieder jung —

Zum Schluß: Wenn die drei Cyklen beendigt, wollen wir kritisch von den künstlerischen Ergebnissen der Wagnerspiele reden.



Wiener Hetzerbrief. (II.)

Wie Wien seine Künstler ehrt.

Von Anton Eindner.

(Wien.)

Motto I.

... Am Sonntag Abend lud der Wiener Bezirksverein die Teilnehmer am Deutschen Schriftstellertage in den Sachergarten zu Gast, wo sich ein vornehmer und helteres Symposion entwickelte. Unter den mehr als hundert Teilnehmern befanden sich die deutschen Poeten Ernst v. Willdenbruch, Ferdinand v. Saar, Maximilian Schmidt und Robert Schweichel. . . Um 8 Uhr ver kündeten die ersten Klänge der Deutschmeister-Kapelle den Beginn des Festes, welches mit einem Bankett eingeleitet wurde. . . Nach dem vierten Gange erhob sich der Vorsitzende, Dr. Gottlieb Keyer, um ein Hoch auf den obersten Beschützer, Freund und Förderer von Kunst und Wissenschaft, auf unsern Kaiser, auszubringen. Nachdem sich der Jubel gelegt, erhob sich der Obmann des Wiener Bezirksvereins, Dr. Karl v. Töchter, zu einem Trinksprache auf den deutschen Kaiser. Den dritten Trinkspruch — ein Dankeswort an Wien — hielt Ernst v. Willdenbruch. Er sagte:

Mit wenigen Worten will ich für all das danken, was uns Deutschen in dem wunderschönen lieben Wien zu teil geworden. Wenn jemand eine schöne Stube hat, findet er an ihr nichts besonderes, er hat sich so an den schönen Raum gewöhnt — erst wenn ein Gast kommt und staunenden Blickes die Herrlichkeiten bewundert, merkt er, daß er ein so reizendes Heim besitzt. So geht's auch den lieben Wienern. Sie wissen nicht, was für eine schöne Stube sie haben. . . Das Herz muß vor Bewunderung überwallen, wenn man ihre Wiener Frauen sieht, und vor Dankbarkeit, wenn man sieht, wie viel Teufelslaub, das junge Deutschland, noch von dem alten Österreich lernen kann. Es kann von ihm lernen, vor allem lernen, wie man seine Dichter ehrt.

In Gedanken verfunken wollte ich vor dem herrlichen Grillparzer-Monument. . .

Sie, liebe Wiener, achten und ehren die Toten und Lebenden — ja, in Wien muß es sehr schön sein, Dichter zu sein (Helterseil), darum strecke ich Ihnen die Hand aus freudigster Hin, Sie glücklichen Wiener, Kinder einer Stadt, welche ihre Dichter ehrt (Stürmischer Wellfall.) — "

(Aus einem Berichte der „R. Fr. Presse“ über den Deutschen Schriftstellertag, 1893.)

Motto II.

Was schert uns das Hüßtern der Rama?
Wir bekommen ja so wie so
Für jedes mihlungene Drama
Einen Orden auf den Papo!

(R. R. v. Stern.)

„Vor dem herrlichen Grillparzer-Monument . . .“

Am nächsten Tage besuchte
Ich auch ich denselben Ort.
Ich wie auf das herrliche Tentmal
Und schrie das harte Wort:

— — Es lebte ein Anzengruber
In Wien. Kein dummer Mann.
Ich weiß, daß er den Wienern
So manches Drama erjaun.

Er redigierte ein Witzblatt
 „Zigaro: Wiener Lust“.
 Er hatte nichts zu fressen, —
 Da fraß ihn aus Mitleid die Gurst.
 Er schrieb den „Pjarrer von Kirchfeld“,
 Er schrieb das „Vierte Gebot“,
 Er schrieb die „Kreuzelschreiber“, —
 Der Schluß war: Hungertod!
 Er war, bei Gott, kein Tölpel!
 Talentvoll war er gewiß!
 Jetzt frißt er Kot und Würmer
 Und manchen Rattenkäse.
 Auch will das „Kuratorium“
 Ein Denkmal ihm erbaun.
 In einigen Jahren kann es
 Von Wildenbruch beschaun.
 Dann wird er wieder toasts:
 „Dies Leben ist lebenswert!
 „Besonders in Wien, wo man Dichter
 „So übernatürlich verehrt!
 „Auf jedem größeren Plage
 „Ein stolzer Marmelstein!
 „Es sunzelt auf würdigen Häuptern
 „Der Sonne verklärer Schein — —
 „O Wien, Du Stadt des Heiles
 „Am blauen Donaustrand!
 „O Herrreich, Du braves,
 „Fürtrefflich braves Land!
 „O Wien, Du Stadt der Lieder,
 „Sei mir gebenedeit,
 „Du Capua der Geister,
 „Hort der Gemütlichkeit! . .
 „Da walzen die niedrigsten Frauen,
 „Da schäumt der göttlichste Wein,
 „Da blüht Erleuchtung und Fortschritt, —
 „Das heißt: der Marmelstein!
 „Dies Anzengruber-Denkmal
 „Hat den speziellen Wert:
 „Es zeigt dem deutschen Michel,
 „Wie Wien Poeten ehrt!“

Da lebte einst ein Mozart.
 Der Mann war Musitant.
 Zwar war er nicht Pietro Mascagni,
 Doch spielte er ziemlich gewandt.
 Er schrieb die „Hauberfsöte“
 Und „Zigaros Hochzeit“ dazu;

Auch spielte er mit Konstanzerl
 Hausball und Blinde-Ruth . .
 Sie wollten sich nämlich erwärmen,
 Denn kalt war Zimmer und Herd — —
 Nun liegt er im Massengrabe,
 Bedenklich schlecht genährt.
 Erst jüngst war Mozart-Feier
 Mit Pomp und Tüdelbum
 In Salzburgs heiligen Hallen;
 Kadau, Baumau, Bum-bum.
 Es pries den großen Toten
 So manches Klimperlied;
 Doch ihm war wohl zu Rute,
 Als er von dammen schied.
 Ihn lockten nicht die Thaler
 In Friedrichs Prachtberlin, —
 Aus Liebe zu den Wienern
 Verhungerte er in Wien.

Da lebte auch ein Schubert,
 Der Winkelsänger war.
 Von Wiener Winkelsängern
 Ein besseres Exemplar.
 Der sang den Wienern Lieder,
 Die heute längst verweht,
 Was Wunder, wenn zeitlebend
 Kein Hahn nach ihm gekräht?!

Er sang das „Lob der Thränen“
 (Ein Schusterbubenlied),
 Er sang vom Haldeurdslein,
 Das heute längst verblüht.
 Er trällerte: „Wer niemals
 Sein Brot mit Thränen aß . .“,
 Dit pfiß er von dem Anaben,
 Der an der Quelle saß.
 Was Wunder, wenn der Franzl
 Um Liebe warb und Dank;
 Was Wunder, wenn das Böttchen,
 Dem er die Lieder sang,
 Das brave deutsche Böttchen
 Den Burschen singen ließ
 Und, als „das Volk der Lieder“,
 Ihn mit den Hörnern stieß?
 Was Wunder, wenn der Ärmste
 Kaum Bettlerlohn erwarb
 Und, „ach, des Treibens müde“,
 Als Bettelkönig starb?

Was Wunder, wenn zeitlebens
Kein Hahn nach ihm gekräht?
Was Wunder, wenn im Stadtpark
Ein Denkmal heute steht?!"

Da war ein anderer Heiland,
Grillparzer nannte man ihn.
Ihm wurde, dem Denkmalgekrönten,
Ein Golgatha sein Wien.
Hier trafen ihn Pfeile um Pfeile,
Hier brannte die Krone ins Mark.
Verpötte, verlacht und gefesselt — —
Und endlich — ein herrlicher Sarg!

„Zu spät!“, — o ihr zärtlichen Klänge,
Feinsinniges Doppelwort,
Urwägen Kraftbeweise,
Schwarzgelber Schlappschwanzafford!

„Zu spät!“ — als er müde geworden,
Ein unsittlich-gebrechlicher Greis,
Da brachten ihm schnatternde Fräule
Das erste Vorberbreis.
Begrünt und zu Tode getroffen,
So sank er hinunter ins Grab.
Es leierte Huldigungsreime
Der Dichterverhimmelungstab. .

Da lebte auch der Sänger
Der Reunen Symphonie.
Ihm glückte mancher Triller
Und manche Melodie.
Ein Mann, der den Himmel erstürmte,
Ein Mann, der die Hölle beschwor!
Noch heute lodt er den Jungfern
So manche Thräne hervor. . .
Heut schmückt ein gewaltiges Denkmal
Die künstlerbestimmende Stadt, —
Das heißt: es hatte der Armste
Sein Leben herzlich satt. .
Wer gönnt der schmetternden Lerche
Das freie, blumntliche Licht? —

Es halten noch immer die Saurier
Und Rosshorntiere Gericht!

. . . Mein Wien, Du Stadt der Pöppe,
Eunuchenmutterstadt,
Dein Wappen ist ein graues,
Verstaubtes Feigenblatt!
Du Stadt der patentierten
Kepplengroßkultur,
Du Stadt der rosig-faulen
Staatsfaderliteratur!
Du hast die schönsten Mädchen
Nach altverbrieftem Recht, —
Doch, bitte schön, wo bleibt denn
Dein „stärkeres“ Geschlecht!?
Na ja, auch Deine Weine
Sind nicht besonders schlecht, —
Doch, Schätzchen, sprich, wo bleibt denn
Dein „stärkeres“ Geschlecht!?

Om, . . . Zitterrochen, Püppchen
Aus sühem Kervenquart,
Aus Haschischdunst und Seide,
Parfum und Friedermart.
Auch Clowns mit Wahnsinnsbläschen
Zum Ganglienystem.
Auch Botogueserhündchen
Aus Eis, Absinth und Creme.

Vodagrajdranzen. Hunde.
Und Pharisäerblut.
Schwarzröde. Fledermause.
Hofflavennwedelbrut.

. . . Noch brütet auf Kuppeln und Köpfen
Schwarzschweißgelbe Nacht —
Ich aber warte geduldig
Bis Esarrichi erwacht! . . .
Leb wohl, mein herrlicher Schandpöbel,
Noch einmal speie ich drauf, —
Wär ich ein Wiener Dichter,
Ich knüpfte mich längst schon an!

Im Volksgarten, in der Nähe des Grillparzer-Monumentes.
Die Spägen pfeifen. Die Sonne scheint ungemütlich. Es ist Vormittag.
Vor mir ein „gemütlicher“ dickbäuchiger Bürger mit dem charakteristischen Wiener

Knacktrutzgesicht und den kleinen süßen Augäpfelchen, die an Pilsener Dünmbier und Mandelmilchsyrop erinnern. Vermuthlich Hansbesitzer.

Aber, ich bitt' Sie, heutzutage' is ja dies alles nicht mehr möglich. Sie werden doch selbst einsehen, daß — —

Wobou sprechen Sie denn, wenn ich fragen darf?

Ja so, Sie wissen's noch nicht. Na der Pepi (dabei zeigte er auf ein neben ihm herlaufendes Kollmopsgeſicht, deſſen Feltanäſe bereits die künftige Knacktrutz ahnen liehen) erzählt mir eben von ſei'm Herrn Lehrer, daß ſein Herr Lehrer, der auch Dichter iſt, geſagt hat, daß wir Wiener Bürger die Dichter verhungern laſſen.

Da hat der Herr Lehrer Ihres Herrn Sohnes — —

Und nota bene: wir Wiener! in Wien! wo's ſo viele Wohlthätigkeits- und Verſorgungsanſtalten giebt und Mäcene und Kunſtfreunde und Protektoren und Gönner! Haben S' denn nichts vom goldenen Weana Herz'n gehört? Wenn man nur will, ſag' ich, wenn man nur will, — dann geht's ſchon! und wenn's geht, dann geht's vor allem in unjerer Kaiſerſtadt!

Wer hat Ihnen denn dies wieder angebunden, verehrteſter Herr Lokalpatriot?

Wer mir's geſagt hat? Niemand hat mir's geſagt. Mein Herz hat mir's geſagt. Wer ein rechtes Talent is, der ſecht' ſich durch, und wenn er in der leibhaftigen Höl'n geboren und der Unglückſtenſel ſein Schwiegervapa wär! Keinen S' nicht auch? Sie ſprechen ja ganz wie Karl Buſſe!

Karl Buſſe hin, Karl Buſſe her, den kenn' ich überhaupt nicht. Aber ich ſag' nur, wenn man ſo recht ein tüchtiges — —

Und wie iſt's mit Mozart und Schubert und Beethoven und Grillparzer und Anzengruber? Wie ſieht's mit all' den Hunderten und Tauſenden, die viel, ſehr viel Talent mit auf die Welt gebracht haben, aber als Namenloſe untergegangen ſind, weil ſie's eben nicht einmal zu einem Namen gebracht haben?

Kaſſen S' Ihma beimgeſen, junger Herr! Anzengruber, das war eben Anzengruber! und der hat's gar zu ſehr auf die Kirch' gehabt, wiſſen S', und auf die hochwürdigſten Herrn Pfarrer. Aber ſonſt — —

Was heißt also dann „ein Talent“ und „tüchtig“ ſein? Etwa Kapenbu — —

Tiſchputieren S' nicht erſt lang mit mir herum. Is ja eh' für die Kay'. Heutzutage' iſt eben alles anders geworden. So in den letzten zwei, drei Jahren — — —

A propos . . . kennen Sie Hauptmann?

Welchen Hauptmann meinen S' denn?

Gerhart Hauptmann. Verfaſſer der „Weber“.

? ? — —

Dort kommt nämlich ein Weibsbild vor. Luise heißt es. So ein braves, tapferes Weib aus dem Volke. Die Weber leben in Not und Elend. Sie haben revoltiert und das Haus des Fabrikanten geplündert. Jetzt kommt Militär. Man zieht ihm entgegen. Aber ihr Schwiegervater betet und ihr Mann zögert. Da springt sie selbst unter die Kämpfenden und kreischt den beiden beherzigenswerte Worte zu. Sie, Herr Lokalpatriot verstehen allerdings nur Ihren Wienerischen Dialekt, aber ich will sie Ihnen doch citieren „Guch iis nee zu halsa.“ ſagt ſie. „Lappärſche ſeid ihr. Hadertumpe aber leene Manne. Wechquorggeſichter, bide ſer kindertklappern reichhaus nahma. Karle, die dreimool „ſchiln Dank' ſan ſer an Tracht Prilgel. An Peitsche ſelt ma nahma und euch a Kriin eibſeun ei eure ſaula Knucha.“ — — Sehen Sie, Herr Lokalpatriot, das paßt ſo recht auf die Wiener. Das Unglück ſchreitet, was Sie gewiß ſchon aus Schiller wiſſen, ſchnell, ſehr ſchnell. Aber man greift

lieber zu Gebetbuch und Rosenkranz, wenn man es auch nicht so ehrlich meint, wie jener alte Schwelgerpapa an seinem Wehstuhle. „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ — ergo die Zunge aus dem Munde heraushängen lassen und hinter den Ofen kriechen; eventuell den Pratspieß, den Sie wieder aus Schiller kennen werben, auf dem Herbe brechen. So erzieht man sich gegenseitig zum Weechquorngesicht und Wackslappen. Der Vater segnet den Sohn und der Sohn seine Söhne und so geht es fort bis ins tausendste Geschlecht! Schlappschwanzbrill, nichts als Schlappschwanzbrill, Verehrtester!

Ich bitt' Sie — —

Sie haben doch Söhne, Herr Votalpatriot? Ja? Dann gratuliere ich!

Na so a Fretzheit!

* * *

Daheim. Auf meinem Schreibtische liegt das Abendblatt der „N. Fr. Presse“. Soeben muß es der Austräger gebracht haben. Datum: 20. Juni 1893. Ich blättere, lese. Da — — auf einmal — — und das Herz dreht sich mir im Leibe um.

Hier! Buchstabierte selbst, Philiſter:

. . . Wir erhielten heute morgens mit der Post einen Brief von dem Schriftsteller Paul Reinhardt, in welchem er uns die Mitteilung machte, daß er die Absicht habe, sich das Leben zu nehmen. Wir trafen sofort alle nötigen Vorkehrungen, damit die Familie Reinhardts oder die Behörde den verzweifeltsten Plan des unglücklichen Mannes verhindern könnten. Allein es war schon zu spät, denn bald nach dem Empfang des Abschiedsbriefes erhielten wir die Meldung, daß Paul Reinhardt schon gestern abends im fünften Hofe des allgemeinen Krankenhauses einen Revolvererschuß gegen seine Brust abgefeuert habe. . . Man brachte den Blutüberströmten in bewusstlosen Zustande auf die Klinik des Professors Albert. Paul Reinhardt ist 40 Jahre alt, verheiratet, Vater von drei kleinen Kindern. Er hatte in der letzten Zeit ein Übersetzungsbureau in Mariabühl, Stiegegasse Nr. 15, in welchem er alle Übersetzungsarbeiten in französischer, englischer, italienischer, russischer und ungarischer Sprache selbst besorgte. Er hat sich auch vielfach schriftstellerisch betätigt und bis zum vorigen Jahre die „Gegenwart“ herausgegeben, eine literale Zeitschrift, deren Programm lautete: „Verteidigung katholischer Interessen, Förderung des kaisertreuen Patriotismus und Bekämpfung der Korruption.“ Zu dieser Zeitschrift nahm er in scharfem Gegensatz zu anderen literalen Blättern entschlossene Stellung gegen die antisemitischen und deutsch-nationalen Agitationen; oft hat er auch in öffentlichen Versammlungen die destruktiven Tendenzen der Anti-Liberalen mit scharfen Worten gegeißelt. Angesichts der reaktionären Strömung in jenen Kreisen, für welche sein Blatt berechnet war, konnte er jedoch keine Erfolge erringen, und die Folge war, daß er die Herausgabe der „Gegenwart“ einstellen mußte. Trotz seines Reiches und seiner Begabung konnte Reinhardt auf seinen grünen Zweig kommen, und sein Leben wurde durch brüdenende Not verdüstert. Die materiellen Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, wurden immer quälender. Western sollte Reinhardt eine Zahlung von zweihundert Gulden leisten; der Umstand, daß er nicht in der Lage war, diese Summe aufzutreiben, hat ihm die Waage in die Hand gedrückt. . . Das an uns gerichtete Schreiben Reinhardts lautet:

Hochgeehrte Redaktion! Die Priester lasteten sich, um ihre Sünden abzubüßen; die harte Behandlung, welche mir mein grausames Schicksal ausbürdet, ist mir ein Beweis, daß ich unbewußt große Sünden abzubüßen habe. Ich kämpfte gegen dieses

entsetzliche Schicksal vergebens an und erliege nun, indem ich an mir selbst die härteste Strafe vollziehe, wodurch das unerbittliche Schicksal hoffentlich verfühnt wird und meine arme, unschuldig mitleidende Familie mit ferneren Verfolgungen verschont. So viel Undank und Enttäuschung wie ich hatte kann jemand zu erdulden. Freunde und Verwandte betrogen mich. Jene, welche ich einst rettete und die mir ihren heutigen Besitz verdanken, lassen mich schändlich im Stich. Leute, die von mir Tausende genossen haben, kennen mich nicht mehr und meiden mich. Muß mich das nicht anwidern? Die moderne Menschenverehrung ist an dieser Untergrabung der moralischen Pflichtgefühle schuld. Alle meine Hoffnungen schelтерten, nichts gelang mir! Muß ich da nicht verzweifeln? Weil ich bemüht war, das Christentum vor dem schmachvollen Mißbrauche zu schützen, den die Heptaplane mit ihren Sophismen machen, wurde mir Vesteckung vorgeworfen. Nun wahrlich, dann wäre ich nicht so bettelarm. Es mag allerdings ebenso viele Bekämpfer wie Verteidiger des Antisemitismus geben, welche die Politik als lukratives Gewerbe betreiben, aber ich gehörte nicht dazu, denn sonst wäre ich glänzend situiert. Heute giebt es keinen Parteikampf, denn alles artet in persönliche Injulten aus. Weder Frau noch Kind wird verschont. Phui! . . . Keinen politischen Gegnern ist es gelungen, mich zu ruinieren und mir die Möglichkeit des Kampfes zu rauben. Mit wenigen hundert Gulden wäre das verhindert gewesen, aber ich hatte das Geld nicht und wußte es mir auch nicht zu verschaffen. Und so habe ich alles meiner politischen Überzeugung danklos geopfert. Mein Lohn wird sein, daß meine politischen Gegner mein Grab mit Schlamm bedecken werden, mögen sie wenigstens meine arme Frau und meine armen Kinder schonen!

Der Grund meines Scheidens besteht in einem ganzen Rehe von Verhängnissen, welches mich umspinnet. Enttäuschungen, Verleumdungen und Undank! . . .

Das Gefühl, meine arme Frau und meine armen Kinder in so elender Lage zurücklassen zu müssen, ist entsetzlich . . .

Auch nur der geringste Makel auf meiner Ehre und auf meinem Gewissen macht mir das Leben unerträglich.

Meinen Feinden verzeihe ich, mögen sie auch mir verzeihen!

Allen jenen, welche meiner Witwe und meinen Waisen gutes thun, lohne es Gott reichlichst!!!

Um mit meiner Leiche möglichst wenig Umstände zu bereiten, vollziehe ich mein Selbsturteil bei der Totenkammer.

Betet für meine arme Seele!

Paul Reinhardt. . .

* * *

Wieder einmal die wirtschaftliche Existenz eines deutschen Schriftstellers untergraben, mithin auch die weitere Lebensberechtigung verwirkt, da ja bekanntlich nur diejenigen, „die was haben“, „ein Recht zum Leben“ in der Westentasche tragen.

Gehässigkeit, feige Niedertracht, Gesinnungslosigkeit, Mißgunst, Verlogenheit, Intoleranz, Brotneid x. x. an allen Ecken und Enden. Bei den wenigen, die man noch zur Rot Gesinnungsgenossen nennen könnte, die es halbwegs ehrlich mit ihren „Ideen“ meinen, weil sie sich ein Fünkchen Charakterstärke und Treue zu retten wußten, — bei diesen wenigen: Apathie, Phlegma, Gleichgültigkeit.

So sieht es rings im „Reiche der Kamtschadalen“ aus; in dem teuren, deutschen

Vaterlande, an das man sich anschließen soll, das man festhalten soll, — mit ganzem Herzen festhalten soll.

Nach Schiller'schem Recepte nämlich.

„Das Publikum, das Publikum . . .“
 Ganz richtig, das ist nichtbumm!
 „Der Kritikus, der Kritikus . . .“
 Na ja! der infamierete Stuh!
 Mein des Dichters größtes Leid:
 Der Herrn Kollegen blasser Reib

So möchte man Villencron variieren — —.

Und nun noch der hässliche Jammer: ein hungerndes Weib, hungernde Kinder, Entbehrungen aller Art, verweinte Gesichter.

Der letzte Trost: die Angel! In seiner Verzweiflung findet man allerhand Entschuldigungsgründe. Man gefällt sich in dem wahnsinnigen Gedanken, Held einer Schick salstragddie zu sein und glaubt das unerbittliche Fatum durch Selbstinsultation ver-söhnen zu können.

In übrigen: „Allen denjenigen, welche meinen Lieben gutes thun, lohne es die Vorsehung reichlich!“

Mit andern Worten: „Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind!“

* * *

„Zweihundert lumpige Gulden — und dem Manne wäre gedolten gewesen!“ schimpft der rührriehige Leser und bestellt einen kostbaren Ephenkranz mit Rosen, Seidenbändern und Goldlettern „für die Leich“. Zweihundert lumpige Gulden! Dreihundert Reichsmark und noch etwas dazu!

„Gerade so viel hat mich heute meine neue leuchtrothe Peluche-Robe mit elsenbeingelben Glunzspitzen-Volants, echtem Perlenbesatz und grasgrünen Jet-Pailetten gekostet,“ meint Frau Kommerzienrat Püfsteles prophg.

„Noch 'n paar Zehner d'rauf . . . 'nja, so viel hat's gestern ausgemacht . . . Aulstern, Champagner, zwei . . . äh . . . äh . . . reizende kleine Goldfliegen, —, na das kostet doch Geld!“ näselst der junge Herr Baron mit der großen Ahnenreihe und dem Sauc-a-la-Tartare-Orden I. Klasse.

„Eben so viel für lobende Besprechung von Verfasser Moriz Müller von Zschlechtmann erhalten . . . neue Gedichte . . . miserabler Schund . . . epodal herausgestrichen,“ — schnoddert Journalist Popowösch und packt seinen Entenband.

Zweihundert lumpige Gulden!

Statt dessen: „Enttäuschungen, Verleumdungen und Uudant!“

O, wie schön ist es doch, in Wien Schriftsteller zu sein, Herr von Wildenbruch!



Kritik.

Romane und Novellen.

Decadence. Novellen von Karl Kosner. (Leipzig, B. Friedrich.) — Das Erstlingswerk eines blutigen Dichters und — Decadence! Der Titel ist mehr kokett, übermütig spielerisch, als zutreffend. Aber er macht sich gut auf dem zierlich koketisch ausgestatteten Bändchen. Und wiederum: Pose ist nicht dabei. Alles ist, im ganzen gesehen, turlös echt. Außeres und Inneres eine wunderliche Wahrhaftigkeit. Kosner ist der Troubadour in Prosa. Eigentlich wollte er keine Novellen schreiben. Er wollte Villanelle singen. Und wie es bei einem jungen Dichter so geht: die Landschaften und Zeiten und Künste sind ihm ein wenig durcheinander geraten. Provence, wahrhaftig, obwohl die ver liebten Geschichten mit ihren süßen, sinnlos holden Wiederholungen an der Donau und Jar spielen. Man kann nicht halber erzählen, nicht reizender plaudern. Ein rieseln, blauenerdusteter Waldquell, in den ein diäthen Schneckendreck und Gifletensalbz fallen. Wer ist denn nun eigentlich der Verfasser? Ein liebes begabtes Kind, holdselig auf dem Risthansen der modernen Kultur blühend? Ein süßer Junge mit weichen Armen und schwachen Waden? Ich weiß nicht. Oder ich verrate nicht. Das weiß ich, schön geistige Damen müssen den jungen Dichter und sein Erstlingswerk unwiderstehlich reizend finden. Die Litteratur wird sich nicht viel anders zu ihm stellen können. C.

Unter den Taunusbüchen. Roman von Adols Brennecke. (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.) — Die vielen Freunde, die Adols Brennecke als Mensch und als Schriftsteller sich erworben, werden diesen seinen nachgelassenen Roman mit um so mehr Interesse lesen, da die Erfahrungen, welche die tüdische, schließlich auch ihn besiegende Krankheit, die Schwindsucht, ihm brachte, mit seinem, nur hier und

da wehmütig anklingendem Humor darin verwebt sind. Der Roman spielt in seinem größeren Teil in der Heilanstalt Waldheim am Taunus. Wilhelm Bonert, der einzige Sohn früh verstorbener, wohlhabender Eltern, hat es trotz seiner dreißig Jahre noch zu keiner rechten Lebensaufgabe dringen können. Er wird nach einander Student, Offizier und Maler, ohne den Beruf zu finden, der ihm Besriedigung gewährt. Er faßt deshalb nach einem stürmisch verlebten Winter den Entschluß, nach Ostafrika zu gehen, begiebt sich aber auf Rat seines Arztes vor seiner Abreise noch auf einige Wochen nach Waldheim, um seine angegriffenen Lungen zu kräftigen. Hier entscheidet sich sein Geschick, er lernt das Mädchen kennen, das ihm, nachdem er bisher im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht nur hier und da eine rasch vorübergehende Neigung empfunden, eine tiefe, reine Liebe einflößt. Helene Boltmann erwidert sie, stirbt aber, bevor sie sich mit Bonert hat vermählen können. Dieser findet in seiner Trauer um die Geschiedene einen Trost in der Errichtung eines Sanatoriums, in welchem undemittelte Lungenkranke unentgeltlich Aufnahme und Pflege finden sollen. Besonders reizvoll sind die Schilderungen des geselligen Lebens und der zarten Herzensbeziehungen der Pflanzlinge Waldheims. Der ganze Roman fesselt durch seine helle, freundliche Farbe und durch eine dunte, bewegte Handlung. Immerhin darf nicht verhehlt werden, daß Brennecke, so bedeutend auch seine geistige Persönlichkeit gewesen, nicht vermocht hat, mit dem gewaltigen künstlerischen Aufschwung unserer Romandichtung der letzten Jahre Schritt zu halten. Auch in diesem nachgelassenen Werke ist Brennecke nicht über seine früheren Romane hinausgewachsen. Von einer kräftigen Entfaltung dichterischer Eigenart ist nichts zu spüren. Das hindert nicht, daß dieses Buch in unserer Unterhaltungslitteratur einen guten Platz behaupten wird. XYZ.

Stasi. Eine Geschichte aus dem bayerischen Wald, erzählt von Otto v. Schachning. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) — Nicht ohne Grund hat der bayerische Wald seine eigene dramatische und erzählende Literatur, für die er den Schauplatz und die Charaktere liefert. Herb, rau und wuchtig, wie seine Natur, sind auch die Menschen, gleich stark und rücksichtslos in der Liebe wie im Haß. Au wahre Begebenheiten anknüpfend, hat der Verfasser die Gestalten, die er uns vor Augen führt, dem Leben entnommen und sie wieder in echtes, voll pulsierendes Leben umgekehrt. Die Geschichte der schönen Stasi vom Baderhof, der vielumworbenen jungen Witwe, und ihrer Freier, um die sich die charakteristischen Gestalten des alten Lumpensammlers Martin, des brutalen Oberknechts Beil, der alten „Burglhex“ und andere gruppieren, wird nicht nur die Freunde altbayerischen Wesens fesseln, sondern alle, die für die elementaren Äußerungen unverfälschten Menschentums ein offenes Auge und offene Sinne haben. Otto v. Schachning steht, literarisch gewertet, nicht tiefer als Maximilian Schmidt, dessen Volkserzählungen immer noch zahlreiche Bewunderer finden, obgleich der verfeinerte Geschmack des Kunstfreundes selten auf seine volle Rechnung kommt.

Von Schmidts Erzählungen, die bereits in verschiedenen Ausgaben vorhanden sind, erscheint jetzt eine sehr billige und hübsche Volksausgabe bei Selz und Schauer in München, Hildegardstr. 7.

XYZ.

Eyrik.

Neue Lyrik! Seit zwei Wochen ist's mit mir nicht mehr zum Aushalten. Wo ich geh und steh, was ich treib und thu — immer schwirrt mir ein Vers, eine Strophe, ein Strophenstümpfchen durch den Kopf, und Gestalten wandeln vor meinen Augen in beleidigender Klarheit, in rhythmisch abgemessener Eleganz; und das hat die deutsche Lyrik gethan. Nicht weniger als

vier leidlich starke Bände sind angerückt. Himmelherrgott, diese Sündflut, und Gottseidank, welcher Reichtum! Für wen? Für dich und für mich! Aber fürs Volk, für das lesende Volk? Hält' ich doch eine Riesenpeitsche, es euch einzubläuen, unverwischbar einzubläuen, daß euch hier tausendmal mehr geschenkt ist, als ihr verdient, Ihr dürst's lesen und genießen, ohn' all euer Verdienst und Würdigkeit! So geht denn hin und lauft und lest.

Da ist zunächst das zierlichste Buch von den vieren: Heinrich von Heiders Lyrisches Skizzenbuch. (München, Dr. E. Albert & Co. Separat-Konto.) 223 Seiten. — Alles kleine zierliche dreistrophige Liedchen. „Die Geduld des Lesers will ich wenig nur in Anspruch nehmen, denn zu einer Seite föhnt sich mancher Stimmungsbilder aus Stadt und Land, aus dem Wald, von der Heide, aus Hoch- und Flachland. Weltfremdes Sehnen klinge an:

„Die Wälder hültern leise
Und Schallen sahte greisen.
Es klinge wie eine Weise
Aus märchenhaften Zeiten.

Versteht in hines Träumen,
Sicht's mich zur Waldbestie.
Als wenn aus fernem Wäldern
Ein liches Bild mich rief.“

Das Alter meldet sich; an der Wand hängt
Kneiphorn und Büchse, Säbel und Keler,
und Wotans Hut.

„Als die Tropf'n nun fertig war,
Nacht hub'sich zusammengebrängt,
Da hält ich fast als leeres Stück
Mich selbst dazu gehängt.“

Daneben helle Lebenslust, frisches Genießen in und mit der Natur. Und vor allem Humor. Das müssen lustig heitere Augen sein, die solche Lieder der Natur ablesen, wie das vom alten Heuschreck (49), oder von Adler und Schnecke (63), oder von den Kaulquappen:

„Sobald sie Frösche sind geworden,
Dann fangen sie zu quaken an:
Wir wollen feig sein auf Erden,
Der Himmel ist ein blauer Wahn.“

Wer von uns Jungen ist denn jünger als der alte Herr, der solche Lieder aus dem Walde mit nach Hause bringt?

Ja, wenn's einer ist, dann müßt es wohl Detlev von Liliencron sein, der nun bald fünfzig Jahre schleppt. Er bringt einen stattlichen Band von 240 Seiten: Neue Gedichte. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.) — Er ist der alte in seinen Fehlern wie in seinen Vorzügen. Oben an wie immer stehn die erotischen Abenteuer, die unvergleichliche „Waldfahrt“, die Gedichte von der Jüte im Einfluß Foggsfred, die von heitrem Getändel recht liliencronisch zu phantastisch grausigem Abichtuß führt; dann: „Aus einem Raubzuge“, „Seine Hoheit auf absonderlichen Wegen“, „Frühlingsnacht“, „Das Geipenst“ u. s. w. Und das Prachtgedicht, die Krone des ganzen: „Betrunknen“, das aus der „Gefesselschaft“ bekannt ist. Rein phantastische Gedichte daneben (einzelnes aus Foggsfred z. B.), alles so unvergleichlich klar und eigentümlich im Ausdruck, wie's eben bei Liliencron sein muß. Aber eines an dem Buche ist mir widerwärtig; das ist der Litteratur und Litteratureuklatz und »Patsch, der immer und immer wieder zum Vorschein kommt, am schlimmsten in den beiden an bestimmte Personen gerichteten Gedichten und dem Schlußbrief. Liliencron mag nur die andern schmieren und reimeln lassen wie sie wollen; Kritik in lyrischen Gedichten richtet nichts aus. Überlassen wir das Drehhauen der guten Prosa und vor allen Dingen den Kritikern. Der Lyriker soll das Trachsimpeln bleiben lassen.

Und nun Gustav Falke. Er bringt ein Buch in ungegliedertem Format, das sich jeder Lyriker verbitten sollte: Tanz und Andacht. Gedichte aus Tag und Traum. (München. Dr. E. Albert & Co. Separatfonto.) — Falke ist der geschmackvollste von den vieren, der, der am wenigsten Kanteln zeigt. Bei keinem Jungen hat sich Plastik des Ausdrucks und Rhythmus so innig verbunden als bei ihm. Man lese die acht Phantastiestücke, die die Sam-

lung einleiten, besonders: „Der gehegte Friede“ und „Auf einem andern Stern“, oder „Phantastie“ (S. 36). Zu dem allen kommt noch eins, das mir diese Sammlung zur liebsten gemacht hat: die reiche Seele des Dichters, die sich anspruchslos giebt, ohne jedes Brimborium, und mehr giebt, als man heutzutage erwartet. Es ist nicht bloß die Kunst, die man hier bewundert, man gewinnt den Mann, den Dichter lieb, wenn er jubelt und wenn er flucht, begeistert ist oder lacht. Er kann grob werden, dem Philistergesinde zureuen: Laus bleibt Laus. Ein andermal heißt's: Die Peitsche auch! Die ihr vom Blut des Geniuss lebt, und ans Kreuz des Gemordeten eure grabschänderischen Kränze hängt: Seht, welch ein Gott! Er kennt den Haß, „den herrlichen nackten Haß“. Daneben kommt die Liebe zu Weib und Kind zu schönem Ausdruck. Dazu lustiges Getändel, sternklare Heiterkeit und hoher Ernst. Es ist wohl das beste, ich setze ein Gedicht zum Schluß hierher, das Falke besser charakterisiert als tausend Worte.

Gebet.

Herr, laß mich hungern dann und wann,
Soll sein macht Kampf und träge.
Und schick mir Feinde, Mann um Mann,
Kampf hält die Kräfte rege.

Wie leichten Fuß zu Spiel und Tanz,
Mugkraft in goldne Ferne,
Und häng den Kranz, den vollen Kranz,
Mir höher in die Sterne.

Wie wär's denn, wenn die ehrsamten deutschen Familien ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit thäten und Falke kaufen? 's ist nichts dabei zu riskieren, besser Herr Papa, ehrsamste Frau Mama!

Endlich nun das seltsamste Buch, das jedenfalls ebenso viel begeisterte Bewunderung als heftige Verdamnung finden wird: Aber die Liebe. Ein Ehemanns- und Menschenbuch von Richard Dehmel. (München, Dr. E. Albert & Co. Separatfonto.) Ich müßte tügen wie gedruckt, wollt ich behaupten, ich hätte alles in dem Buch verstanden. Das kommt wohl von mangelnder Erfahrung. Ich bin noch nicht

Ehemann. Aber dem ganzen Buche liegt eine schwüle Luft, wie kurz vor dem Losbruch des Gewitterregens. Ein Buch, so eigenartig und ungesünder, daß ich am liebsten die Feder wegwürfe und jeden aufordern möchte, selber zu lesen. Die Stimmung ist immer intensiv, das Sichhineinfühlen und -Hineindenken, -Hineingrübelen oft so stark, daß der Ausdruck nicht nachkommt. Aber andererseits ist die Ausdrucksfähigkeit, die Sprachgewalt ganz bewundernswürdig. Nicht allzuoftem freilich läuft gequältgeistreichs mit unter. Ja kann mich schon mit dem Titel nicht befremden. Ganz unfaßbar ist mir, daß Dehmel den unglaublichen Hamburger Kästbrief, ein Non plus ultra von Geschwatzlosigkeit, in die Sammlung hat aufnehmen können. Am interessantesten waren mir neben ein paar kleineren Gedichten (z. B. dem Strindberggedicht) die Novelle „Die drei Schwestern“, die schon aus der Gesellschaft bekannte ethische Burleske: „Die beiden Schwestern“ und endlich das Rückgrat des ganzen Buches, der Gyllus: „Die Verwandlungen der Venus“. — Und nun nochmals: lest, lest, lest! Und versteht, gebt euch Mühe, zu verstehen. Ballonmühe.

Psychodramatische Dichtungen. Herausgegeben von Franziskus Hänel. Bremen, J. Kühnmanns Buchhandlung (Gustav Winter), 1893. — Wie man auch über das Psychodrama denken mag, immer wird man zugestehen müssen, daß es eine überaus reizende Dichtungsart ist. Keine Scenerie, keine Auftritte, kein Dialog, keine Charaktere, keine Handlung, keine Entwicklung — kurz nichts vorfindlich, was Lebensbedingung des Dramas ist, und dennoch — ein richtiges Drama. Ein Widerspruch und doch kein Widerspruch, so paradox es auch klingt! Jeder, der Meersbeius's Psychodramen aufmerksam liest, wird mir zustimmen. Ein Drama en miniature. Den Unterschied zwischen beiden Gattungen, (Drama und Psychodrama, sagt möchte ich sagen: Mutter und Tochter, denn wie letztere meist das ver-

jüngste Ebenbild der ersteren ist, so ist auch das Psychodrama eine verfeinerte Reproduktion des Dramas), den Unterschied beider Gattungen kennzeichnet in vortrefflicher Weise der Herausgeber also (Borwort: „Das Psychodrama und sein Begründer“): „Während das Drama“) in der Unmittelbarkeit der Anschauung seinen Hauptvorzug hat, liegt die künstlerische Bedeutung und der Schwerpunkt des Psychodramas in der lebendigen Anregung der Phantasie, die durch das Dichterwort beflügelt, klar und deutlich dem Hörer oder Leser Charaktere zeichnet und eine sich gegenwärtig abspielende Handlung in all ihren Einzelheiten aufbaut.“ (Die alberne Behauptung eines oder einiger kritischer Strawelpeter, die psychodramatische Dichtung übe nur auf dichterisch veranlagte Leser oder Hörer die beabsichtigte Wirkung aus, hätte Hähnel gar nicht zurückzuweisen brauchen; sie geschieht ja schon in sich selbst. Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehn, sagt der ‚Ewig-Lebendige‘ von Weimar — für Regenschirme und Stiefel, knechte schreibt, glaub' ich, kein Dichter, wenigstens kein wahrer Dichter.) Kurz und gut: Das Psychodrama ist eine lebensfähige Dichtungsart und eine Vereidernung unserer Litteratur. — Der vorige Band, der unter Mitwirkung der degabtesten deutschen Psychodramen-Dichter und -Dichterinnen zusammengestellt wurde, ist dem Erfinder des Psychodramas, Richard von Meerheimd, gewidmet und enthält 15 Dramen en miniature, 2 Übertragungen ins Französische, Mittelungen über die literarische Gesellschaft: Psychodrama (offiz. Organ: Neue lit. Blätter), endlich kritische Urteile über das Psychodrama. Von den Pièces des Buches erwähne ich vorzugsweise: „Graf Mansfelds Ende“ von Meerheimd (echt landsknechtmäßig knorrig, kraftvoll, man hört ordentlich die Carrasse des wilden

*) im Orig. steht: „Psychodrama“, wohl jedenfalls nur ein Schreibfehler. Stf.

Manófeld und des tollen Christian von Braunschweig durch die Verse laufen), „An der Weiche“ und „Eile“ von Franziskus Xáhnel (vornehmlich das erstgenannte, stimmungsvoll und ergreifend), „Sankta Julia von Alice Frein von Gaudy (preisgekrönt: ein farbenhaftes Bild aus der Zeit der Christenverfolgungen), und „Paganini-Phantásie“ von Peter Nerwin *) (ebenfalls preisgekrönt: phantastisch, bizarr). — Die übrigen Mitarbeiter sind: Pauline Hoffmann von Bangerheim, Ernst Koeder, Felix Zimmermann und Wilhelm Beder. Den Reichtum bilden französische Nachdichtungen: *Le ver luisant* — „Johannesfackel“ von Meerheimb, übertragen von A. R. Rejel (E. Ben) und *Uno móro antiromaino* — Eine altrömische Mutter von Meerheimb, übertragen von Frida Schwab. Das Buch sei hiermit allen, besonders aber Vortragsmestern und literarischen Vereinen, die Deklamationen pflegen, aufs Wärmste empfohlen. Die „Fischdramatischen Dichtungen“ umfassen 114 und XVI Seiten und kosten 2 Mark.

Stauf von der Mark.

Gedichte von Martin Langen. Zweite, geſichtete und vermehrte Auflage. Köln und Leipzig. Trud und Verlag von Albert Vln. 1892.

Also die zweite Auflage, geſichtet und vermehrt — und das alles, laut Kürſchner, nach Verlauſ dreier Jahre. Ich denke an Villencrou und ſeine erſten Auflagen, und wenn ich nicht heute guter Laune wäre, würde ich Langens Niedergeſäuſel verhöhnen, 233 Seiten Gedichte und nirgends ein eigentümlicher Gedanke eigentümlich ausgedrückt. Man pläſchert friedlich in dem beſtaunten See von Liebesleid und Liebesſchmerz und Liebesfreude und anſtändigen Betrachtungen, wozu ſich hin und wieder Anfälle von gemüthlicher Laune

geſellen. Alles in allem, es iſt kein Wunder, daß die zweite Auflage ſo bald erſcheinen konnte. Vielleicht kommt bald die dritte, die vierte — denn die deutſchen Hülfliſter ſind zahlreich wie der Sand am Meer. Die Ausſtattung iſt gut; alſo können ehrſame Väter und Mütter das Buch ihren Kindern getroſt in die Familiengeheukſtrippe ſchütten; dazu etwa den „Beruſ der Jungfrau“ und „Heilig ſei dir die Jugendzeit“ — beſſere Geſellſchaft kann's kaum finden. Bailonius.

Soziale Litteratur.

W. E. Badhaus, „Allen die Erde!“ Leipzig, B. Friedrich, 1893. — Feindliche Prinzipien zu verſöhnen, iſt ein herrliches Streben, zumal in einer Zeit, wo dornierter Klaſſen- und Rassenhaß die Waſte des Prinzipienkampfes vornimmt. Es gehört aber dazu mehr als ein milder, menſchenfreundlicher Sinn, es gehört dazu vor allem ein klares, tieſes Denken und, wo die Brotfrage ins Spiel kommt, eine genaue Kenntnis der wirtſchaftlichen Thatſachen. W. E. Badhaus in ſeiner neuen hochbedeutenden Schrift „Allen die Erde!“ vereinigt dieſe drei Erforderniſſe, ſonſt wäre ſeine Mühe vergeblich. Vorzugsweiſe tritt in Badhaus der klare, tieſe Denker vor uns. Er ſtellt uns Urfprung, Zweck und Weſen der geſellſchaftlichen und ſtaatlischen Verbände klar; er beweist, daß der Staat nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zum Zweck der individuellen Wohlfahrt iſt, und daß er ſeinen Zweck verſehit, wenn nicht Gerechtigkeit ſeine Grundlage iſt. Badhaus beweist, daß nicht etwa Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit oder ähnliche Bahnworte der Revoſutionszeiten die Grundrechte des Menſchen heißen dürfen, ſondern einzig das Recht auf Friſtung des Daſeins und auf Entſaitung der Perſönlichkeit. Aus dieſem wirklichen Grundrechte geht unwoiderſprechlich die Forderung hervor, daß Staat und Geſellſchaft keines ihrer wieder von der Ruhniehung der gemeinamen Güter Erde, Waſſer, Luſt aus-

*) Ten Leſern der „Geſellſch.“ durch ſein eigentümliches Trudrama wohl noch in Erinnerung. Nr. 1071 der „N. N. Bl.“ brachte von ihm einen echten Poß: „Er kommt, er iſt da“ Stf.

schlehen oder ausschlehen lassen dürfen. Das ist dennoch geschehen und geschieht bis heute, obwohl die Güter jetzt so leicht und so massenhaft produziert werden, daß Vererbung und Verklabung der Witmenschen nicht mehr notwendig wäre, wie sie es vormals war. Der Erdboden ist längst monopolisiert, größtenteils auch schon die Gewässer; und die nötige Lebenslust, so verdorben sie ist, muß der Mensch durch Wohnungsmiete sich erkaufen. Die Welt ist weggegeben. Ralthus sagt: „Ein Mensch, der in einer bereits okkupierten Welt geboren wird, hat, wenn die Familie ihn nicht ernähren, die Gesellschaft seine Arbeit nicht gebrauchen kann, nicht das mindeste Recht auf Existenz. Die Natur gebietet ihm, sich wieder zu entfernen und käumt nicht, dieses Gebot in Ausföhrung zu bringen.“ Es ist ein christlicher Priester, der diese beste Welt malt, und nicht etwa mit boshafter Satire, nein, Gott hat es, nach Ralthus Ansicht, so geordnet. Alle Reichen und Mächtigen jauchzen diesem Dogma des widerchristlichen Gottesmannes zu, welches die Schuld des unnötigen Menschenebens von ihrem Gewissen nahm und sie hem allweisen, allgütigen Gott auflegte; und so wurde jenes Randheftertum herrschend, welches man, eine weitere Ironie, auch „Liberalismus“ nannte. Jeder Mensch hat für sich zu sorgen, er allein für sich allein, niemand sonst sorgt für ihn. Hat nachher der nackte Zwerg sich des gepanzerten Riesen so zu erwehren, heißt das Freiheit und Gottes Wille. Daß die von Menschen geschaffene Rechtsordnung diesen Zustand der „Freiheit“ verschuldet, das verschwiegen man weislich. „Individualismus“ nannte man dieses gesellschaftliche Prinzip, welches den Besitzenden frei, den Pestsüßigen vogelfrei macht, falls es ihm nicht etwa gelingt, durch Vermietung seiner Arbeitskraft Befeh zu erwerben. Dieses Gelingen ist aber seltener und immer seltener geworden, seitdem die Maschine den Arbeiter auf's Pflaster wirft, seitdem der arbeitslose Erwerb aus Zins und Rente bequemer und sicherer als der

Arbeitswerb geworden ist. — Wir sehen, der Verfasser ist radikal zur Genüge; man kann mit Schillers Elisabeth ihm zurufen: „Euch ist es Ernst, Ihr bringet auf den Grund, seid ein ganz andrer Mann als Eugen Richter.“ Hören wir ihn weiter!

Viele haben die traurigen Folgen dieses ausgearteten oder „reinen“ Individualismus erkannt, manche haben sich bemüht, Hilfe zu schaffen. Solche Scheinmittel sind die Bemühungen um Hebung der Gottesfurcht, der Sittlichkeit, der Intelligenz. Aber während man Hunderte zu heben sucht, zieht das wirtschaftliche Elend Tausende in seinen Moraststrudel. Solche Scheinmittel sind die Kredit- und Sparkassen, die öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitsanstalten. Man schöpft das Schiff mit Löffeln aus, anstatt das Leck zu verstopfen. Solche Scheinmittel sind die Versuche, das Innungswesen neu zu beleben. Hiermit kann man dem Mittelstande nicht helfen, und dem Proletariat ganz und gar nicht. Solche Scheinmittel sind die Gesetze zur Sicherung des Arbeiters durch Invaliditäts- und Altersrente. Mit ungeheurem Apparat wird viel Plage für alle, wenig Wohlthat für einige erzielt. Solche Scheinmittel sind auch die Besteuerungskünste.

Andere gehen weiter, verwerfen den Individualismus ganz und gar, pflanzen die Fahne des „reinen“ Sozialismus“ auf. Weil die Gesamtheit bisher für den einzelnen fast gar nichts that, soll sie hinfort für ihn alles thun. Weil der Individualismus in seiner monströsen Einseitigkeit sich verderblich erwiesen hat, soll das Prinzip des Individualismus von Haus aus ein verderbliches sein.

Der Kernpunkt des Badhaus'schen Buches ist der Beweis, daß Individualismus und Sozialismus gar nicht unverträgliche Prinzipien sind, sondern die zwei Pole derselben Achse, die naturnotwendig zusammengehörigen Hauptströmungen des sozialen Lebens. Einseitig und getrennt wirken beide schädlich, veröhnt und vereint führen sie den Wohlstand für alle heidel, und dieser ist, wie

aufser Bachhaus auch Stamm, George, Hürschheim, Herßka und andere Koryphäen der neuen Volkswirtschaftsschule beweisen, in unserer Zeit durchaus nicht mehr utopisch.

Bachhaus macht also Front nach beiden Seiten. Die Vertreter des einseitigen Individualismus hat er in seinen früheren Schriften „Schutz der Arbeit“, „Geschichte der Troglodyten“, „Schutt und Ausban“, gewaltig niedergeworfen, diesmal kehrt er seine scharfen Waffen vorzugsweise gegen das andere Extrem, den einseitigen Sozialismus. Ob es ihm gelingen, diese Einseitigkeit ebenso gründlich zu widerlegen, möge der Leser beurteilen; wir stehen nicht an, dieses Kapitel, „Die Sozialdemokratie und ihr Programm“, zu dem besten zu rechnen, was gegen die Sozialdemokraten geschrieben worden ist.

Mit diesem Kapitel verläßt Bachhaus den Boden der reinen Theorie; in dem nächsten Kapitel, dem jüngsten von allen, entwickelt er als praktischer Sozialpolitiker sein eigenes Programm, das der Bodenbesitzreform. Denn dieses erklärt er für das einzige, welches das Problem lösen könne, den Individualismus mit dem Sozialismus zu verschmelzen. Der Kern dieses Programms ist, daß die Verwandlung des gesamten privaten Boden-Eigentums in Gemeineigentum den arbeitslosen Tributwerb durch Zins und Rente lahm legt und jedem den vollen Ertrag seiner Arbeit sichert. Während also die Sozialdemokratie Verstaatlichung des Bodens, der Produktionsmittel und der Produktionsleitung fordert, erhebt der Bund für Bodenbesitzreform nur die erste dieser drei Forderungen, die beiden anderen erklärt er für überflüssig und schädlich, für eine zu weit gehende Beeinträchtigung des individualistischen Prinzips. Dies alles wird von Bachhaus vortrefflich begründet.

Fragen wir weiter, welchen praktischen sozialpolitischen Erfolg die vorzügliche philosophische Schrift von Bachhaus wohl haben dürfte. Auf Grund scharfsinniger Beweise und warmer Verebtsamkeit hofft Bachhaus,

daß die zahlreichen geisteskraftigen Freunde einer gesunden, gründlichen Sozialreform, bisher in Sozialdemokraten, Herßka'sche Freiländer, Stamm'sche Allwohlsblindner, Georgianer, Hürschheimianer und andere Gruppen zersplittert, ihre dogmatische Seksterei aufgeben und sich unter dem „gemeinsamen Banner“ der Bodenbesitzreform sammeln möchten. In Betreff der Sozialdemokraten hofft er das sicherlich umsonst. Diese wissen, daß in der Politik nie die Wahrheit, sondern stets die Massenkraft siegt. Der Bund für Bodenbesitzreform stellt eine treffliche Elite tüchtiger Männer dar, aber Gravitationskraft kann doch stets nur der größere Körper auf den kleineren ausüben, niemals umgekehrt. Größere praktische Bedeutung hat die Frage, ob der Bund Anziehungskraft auf solche Freigeistige ausüben könnte, welche bisher der Sozialreform ferngeblieben, weil sie das Heil in Reformplänen zweiter Ordnung suchten, als da sind Frauenrechtler, Vegetarier, Impfsgegner, pädagogische Reformer, Freidenker, Egidianer, Bodelschwinghianer usw. Dies ist nun wohl der Fall, doch nicht in dem Maße, wie man es wünscht und glaubt. Unzählige edle Männer und Frauen hegen noch den Bahnglauben, ihr Lieblingstraum von Tugend, Bildung, Freiheit, Glück sei erfüllbar ohne grundstürzende Sozialreform. Sie bringen dem Lieblingstraum große Opfer, und je enger der Lieblingsgedanke sich auf ein Nagebrot, ein Frauengymnasium, auf Grahambrot oder Wollunterzeug konzentriert, desto weniger sind sie für eine Reform an Haupt und Gliedern zu haben. Der Spezialist beherrscht die Welt, das Frauengymnasium triumphiert über die Rechtsider, die Bazillenmanie über die Hygiene, trotz der furchtbaren Lehre, welche Hamburg gegeben. Ja, und die Hygiene, wo sie Boden gewinnt, triumphiert über ihre Mutter, die Sozialreform. Bachhaus, der auf's Ganze geht, wird einen schweren Stand haben, so trefflich sein Buch an Inhalt und Form ist. Denn wollte sein Leser mit ihm nach dem Grund der

Gründe graben, so müßte er ja denken, und denken thut wohl. Daß die Tochter nicht vor der Mutter geboren werden kann, ist ja ein einfacher Gedanke, aber unsere unfreie Presse, unsere unfreie Schule hat uns auch des elementarsten Denkens entwöhnt. Auf Phantasie und Phrase werden wir dressiert, Phantasie und Phrase sind unsere geistigen Arbeitsmittel: selten sehen wir eine Thatsache, wie sie ist, fast niemals sehen wir ihre Ursache. Wir müßten ja sonst eine liebe Phantasie, eine liebe Phrase von unserm Herzen reißen.

Nicht nur von solchen Palliativmännern und von den Sozialdemokraten fordert Bachhaus Anerkennung seiner überlegenen Beweise, sondern ganz besonders auch von seinen nächsten Gesinnungsverwandten, z. B. den Georgianern. Ein ausnehmend schöner Abschnitt seines Buches ist der Polemik gegen Henry George und dessen Partei gewidmet. Ob diese Polemik wohl dem Aufrufe zur Einigkeit widerspricht? Nur scheinbar. Beim Schmidts „Vrot“, in den wesentlichen Gesichtspunkten mit Bachhaus übereinstimmend, die Polemik gegen verwandte Richtungen geflissentlich meißelt, also den Begriff des „gemeinamen Mannes“ toleranter faßt, so beruht das auf dem mehr agitatorischen Charakter dieser Schrift; Bachhaus aber will nicht die Agitation verbessern und verstärken, sondern die wissenschaftliche Grundlage seines Programms. Von diesem Gesichtspunkte aus war die Kritik verwandter Bestrebungen unerlässlich ein wesentlicher Bestandteil des trefflichen Buches „Allen die Erde!“

Karl Schmidt.

Kunst- u. Literaturgeschichte.

Gründdeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. Wien und Leipzig. Verlag von Kirchner & Schmidt. 1893. — Ich möchte wissen, warum Herr Kirchner gerade über Gründdeutschland geschrieben hat und nicht über den Kartoffelbau. Wenigstens hätte er sich zu allerlezt

an eine litteraturhistorische Arbeit heranzumachen sollen. Es ist z. B. eine einfache Forderung des Anstandes, wenn man über einen Dichter aburteilen will, vorher seine Werke zu lesen. Herr Prof. Kirchner streut den Lesern erst Sand in die Augen — ein neun Seiten langes Autoren- und Sachregister mit vielen, vielen Namen. Ei, muß der gründlich sein, denkt die naive Seele. Bei dem ersten 46 Seiten langen Kapitel wird auch der Katalog stuppig. Es heißt: Die Vertreter Gründdeutschlands. Und was steht darin? Die einzelnen Beiträger der drei Sammelwerke: Modernes Leben, Moderne Dichtercharaktere und Moderner Rufensalmanach (in dieser Reihenfolge!) werden Stück für Stück aufgezählt und ihre Beiträge mit schulmeisterlichen Zensuren versehen; dazu kommt etwas allgemeinerer Quatsch über Villencon und Holz. Was soll man nun zu der Kühnheit sagen, daß Herr Kirchner nur Villencons erste Gedichtsammlung kennt und trotzdem berechtigt zu sein glaubt, mitzureden? Ebensovienig kennt er natürlich das „Nichtschwert von Damaektus“ und die „Mergelgrube“. Von der gesamten Lyrik kennt der Verfasser kaum mehr, als was in den genannten Sammelwerken zu finden ist. Er kennt also nicht Kirchbachs Gedichte, Julius Hartss Homo sum, Dehmels Erlösungen, nicht Hendells Diorama, Strophen, Amfelsruse, Hartlebens Studententagebuch, nicht Kadays Gedichtbücher!

Das möchte nun alles noch hingehen, wenn Herr Kirchner das, was er gelesen hat, anständig zu beurteilen verstände. Aber seine Kritik gleicht der eines gewöhnlichen Frehbengels auf ein Haar. Beweis: über Hartlebens Angele steht zu lesen: „Jedenfalls ein seiner Stoff für einen Dramatiker! Die Heldin eine Dirne, die beiden männlichen Hauptfiguren Vater und Sohn als Nebenbuhler um sie. Der Konflikt: Der Kampf um die Dirne! Und die Moral, die der Dichter daraus zieht, ist das Motto seines Dramas: Verachte das Weib! Vielleicht sieht er noch ein,

daß die Worte jenes Kentlers richtig sind: Die Welt ist gottlob größer und dem Milieu nicht das einzige!" Das ist Kunstkritik! Dazu stimmt, daß Kirchner Stindes und Oskar Wagners leidendlahmen Parodien drei Seiten widmet.

Das Buch zeichnet sich durch gewöhnlich entseßlich langstilige Inhaltsangaben aus. Sie sind teilweise mindestens irreführend. Über Hanna Jagert heißt es: „Er (Hartleben) zeigt uns darin ein Mädchen, welches drei Liebhaber hintereinander hat, einen sozialdemokratischen Schriftsteller, einen Fabrikanten und einen Baron. Den ersten hat sie aus Liebe, den zweiten aus Not und Bildungsbedürfnis, den dritten aus Klugheit. Ihn heiratet sie auch in Gegenwart der beiden ersten. „Sie hat eben Humor!“ sagt der Fabrikant richtig. „Natürlich wird sie es auch bei dem saden Baron nicht lange aushalten!“ Eine derartige Inhaltsangabe ist noch — gelinde gesagt — merkwürdiger als die sonst gegebenen Zensuren.

Nach alledem braucht über den ganzen dicken Wisch kein Wort verloren zu werden. Nur noch eins. Bei Gelegenheit der Inhaltsangaben hebt der Herr Professor sehr gern die seiner Meinung nach ansehnlichen Stellen hervor; immer wird hübsch die Seitenzahl angegeben. Da weiß ich doch, wem ich das Buch empfehlen kann; den alten Lustgänsen, die mit modernem Behagen Kunstwerke nach pikanten Stellen durchschnüffeln. Sie haben nun bequem, schlagen ihren Kirchner auf und sehn einfach seine Citate nach. So hat das Buch doch einen Nutzen. Und damit Gott besohlen, Herr Prof. Dr. Friedrich Kirchner, Obercitationsrat für Litteraturschwemmel! G. Morgenstern.

Von Khaynach, Anton v. Werner und die Berliner Hofmalerei. Zürich, J. Schabelij, 1894. 60 Seiten. — Ein mutiger Baron, dieser von Khaynach, der sich auch nicht geniert, vor den Kaiser hinzutreten. Das muß man sagen: der Mut, seine eigene Überzeugung unbe-

kümmert um höchste oder allerhöchste Berkrümpelung zu sagen oder zu drucken, wird jetzt immer häufiger in Deutschland; die Thaten des Kaisers selbst, das Beispiel Bismarcks und die Sozialdemokratie haben da manchem die Zunge gelöst, der sonst still geblieben wäre. Und wo es in Deutschland noch an mutigen Berlegern fehlt, da tritt der tapfere alte Haudegen Schabelij in Zürich (Gott erhalte ihn!) ein, und setzt die bei ihm Rußsucht suchenden Gedanken in geschwärtzten Letternstahl um und schickt die Panzerhenden nach Deutschland. — Was uns an diesem Schriftchen, in dem die ganze Sterilität des Berliner Kunstlebens vom niedrigsten Modell bis zur höchsten Meinungsäußerung rücksichtslos aufgedeckt wird, ganz besonders gefällt: der Verfasser ist ein waschechter Preuße, Freiherr, Maler und Schriftsteller, Berliner Akademiechüler, jung und schnellig, ohne Haß und ohne Vorurteil, mit einem Wort, ohne Fehl und Tadel. — Anzupreisen brauchen wir das Schriftchen nicht. Daß es gekauft wird, dafür werden die Berliner schon sorgen. Panizza.

Von Otto Julius Bierbaum sind jüngst zwei Werke erschienen, die dem Kunstschritsteller wie dem Lyriker ein rühmliches Zeugnis kraftvoller Entwicklung ausstellen.

Das eine Werk, in elegantester Ausstattung bei Dr. Albert u. Comp. in München erschienen, ist einem der stolzesten Führer in der modernen Malerei, Fritz von Uhde, gewidmet. Der Aufstieg Uhdes vom sächsischen Offizier zum bahnbrechenden Meister neuerdeutscher Malkunst ist mit großer Anschaulichkeit und Wärme geschildert. Die Erläuterung seiner hervorragenden Werke ist eine glänzende dichterliche Leistung. Mit guter Sachkenntnis wird die Stellung gefunden, die Uhde in der Geschichte der Malerei einzunehmen berufen ist. Bedauerlich bleibt, daß dieser glänzenden Monographie nicht eine Reihe von Illustrationen aus der Fülle des Uhdeschen Schaffens beigegeben werden konnte.

Das zweite Wert Bierbaums, ein niedliches, schmudde Bändchen, betitelt sich „Aus beiden Lagern“ und enthält liberale, fesselnbe Betrachtungen, Charakteristiken und lürische Stimmungen aus dem ersten Doppel-Ausstellungsjahr in München 1893. Bierbaum hat mit seinem Takt seine Stellung „jenseits von Genossenschaft und Sezession“ genommen. Das mit acht Porträts verzierte Bändchen ist bei Karl Schüller, A. Ackermanns Nachf., in München erschienen (Preis M. 1,80).

Von Richard Ruthers epochemachender „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert“ wurde mit der sechsten Lieferung der 2. Band vollständig. (Hirths Kunstverlag in München.) XYZ.

Musik.

Liebe. Tragische Oper in einem Akte. Text von Georg Fuchs, Musik von Anton Beer. — Das Werk, welches in der bevorstehenden Saison in Lübeck zur erstmaligen Aufführung gelangt, bedeutet einen epochemachenden Fortschritt auf dem Gebiete der dramatischen Musik. Hier findet sich zum ersten Male seit Richard Wagner wieder eine starke Individualität, die Imstande ist, mit den Mitteln der modernen Musik, ohne Anwendung des Leitmotivs, charakteristisch und dramatisch wirksam zu gestalten, ohne neuitalienische Trivialität à la „Verismo“, weder von R. Wagner, noch von den Klaffern unterjocht. Die Bedeutung Beers beruht auf seiner Melodiebildung, welche tief und uner schöplich reich die dramatische Charakteristik in völlig neuer Weise beherrscht. Dies ist der Eindruck, welchen wir mit vielen musikalischen Sachverständigen von der Beerschen Partitur gewonnen haben. Sie bedeutet zweifellos den Anfang einer neuen Entwicklungsphase der Oper. — Das Textbuch, welches in seiner Gesamtwirkung und Einzelheit etwas von dem zugrunde gelegten Th. Körnerschen Stoffe beeinträchtigt wird, dürfte gleichwohl außergewöhnlich dahnenerksam

sein. Hervorzuheben ist der große ethische Grundgedanke, das befreiende Liebesevangelium, welches am Schlusse mächtig sich über die „Erdenacht“ emporhebt und in erschütternder Schönheit verkürt.

K. H.—s.

Vermischte Schriften.

Berlin als Kleinstadt. Von Paul Lindenberg. Berlin W., Trowitsch & Sohn. 1893. — *Berolinum lumen orbi!* Lindenberg zeigt, wie es damit eigentlich beschaffen ist. Das Berliner Gesellschaftsleben, die Höflichkeit in Geschäften und Restaurants, der Beamtenton, das Verhältnis der Behörde zur Presse, das Verkehrsweisen, die Parianlagen, die Nietschhäuser, die Prachtbauten, die Thaten des Magistrats für Kunst und Litteratur — alles findet hier seine Würdigung. Insbesondere bietet das Kap.: „Rücksichtslosigkeiten“ vieles, das z. B. Wien nicht weniger angeht, als die Spreestadt. Kalamitäten mit der Pferdebahn und deren Passagieren giebt's auch hier in Hülle und Fülle. Bessergeladene ziehen auch hier eine Scheidewand zwischen sich und den Arbeiter oder Handwerker, gar manche Verkäufer taxieren auch hier den Käufer nach Kleidung und Auftreten, der wohlhabend gewordene Geschäftsmann kokettiert auch hier mit „Oben“, den Feindweckeln kultivieren auch hier die Subalternen, gebildete Schweinehunde in Menschengestalt belästigen auch hier die in vorderen Abendstunden ihr Heim auffuchenden Damen u. s. f. Freilich in anderer Beziehung dürfte die „einzige Kaiserstadt“ a. d. Donau dem „neuen Sparta“ weit voraus sein, ich fasse das wenigstens aus Lindenberg's Ausführungen über die Parianlagen und Plätze, die städtischen Prachtbauten u. a. m.

Stauf von der Warth.

Die neue Gottesgeheil. Von Baron von Falkenberg. Berlin 1893, Verlags-Anstalt „Fürs deutsche Volk“. — Die Broschüre kommt zu rechter Zeit und darf allen Vernünftigen zur Lesung em-

pythlen werden. Wohlgeremt: allen Ver-
nünftigen! — Die vom ewigen Frieden
Dufelnden sind damit ausgeschlossen, nicht
minder die Friedensfreunde! Die neue
Gotteseigheil ist das ‚hellige‘ Rußland oder
besser: Der in Welteroberungsträumen
schwelgende Titan des ‚weißen Västerchens‘.
Der schneidige Verf. behandelt der Reihe
nach: Die Friedensstörer in Europa, die
Freunde und Feinde Rußlands, die Ver-
brüderungstragikomödie von Kronstadt,
die Emsler Depesche, den frischen frühlichen
Krieg, die Vorteile desselben u. a. m. Er
kommt zum Schlusse, daß jeder Tag des
Friedens „eine Gefahr für das wirtschaft-
liche Leben der Nation ist“, und gipfelt in
dem Sage: „Da denn doch losgeschlagen
werden muß — alte Welt, auch die diplo-
matische sagt es — dann sofort!“ (Frau
Baronin von Suttner, den Friedenslieb-
wisch heraus!) Gottlob, endlich einmal ein
geschicktes Wort über diese — sagen wir:
‚brennende‘ — nein, das ist zu abgehebt:
‚weißglühende‘ Frage: Endlich einmal einer,
der auf realem Boden steht, mit dem man
also ohne Wolkenludschhelmgelunker reden
kann, einer, der das Herz auf dem richtigen
Fleck hat und von der Leber weg spricht.
Ich bin gewiß kein von denen, die um
allen und jeden Preis Krieg wünschen,
die bei dem geringsten Anlasse, wie anno
70 die von der grrrande nation ‚à Berlin‘,
— ‚à Petersbourg‘ heulen, aber ich kann
diesmal nicht umhin, dem Verf. in freund-
schaftlicher Gesinnung die Hand zu drücken,
• und glaube, daß dies beim Stande der
Dinge jeder thun wird, der ein wenig
denkt . . . Wenn Du nicht vernichtet
werden willst, so mußt Du vernichten,
sagte die Erzmagäre Katharina von Wedlei
zu ihrem blödsinnigen Sohne Karl IX.,
als sie seine Unterschrift zur großartigen
Hochheitsklächererei der Bartholomäusnacht
brauchte — daselbe gilt von uns. Falls
wir nicht wollen (und welcher Denkfähige
wollte es!), daß uns die Halbasiaten vom
Don auffressen, müssen wir Maßregeln
treffen, und diese Maßregeln bietet nur der

Krieg, alleinzig der Krieg. Alle Hochach-
tung vor den humanistischen Bestrebungen
der Internationalen Friedensgesellschaft,
aber so lange sie sich nicht an den Hesper
par excellence wendet, so lange sie nicht
Rußland für ihre Völkerbeglückungspläne
sirt — ist (mit Verlaud!) ihr ganzes
Wert keinen Heller wert. Die Kulturstaaten
sind es ja nicht, welche den Kampf dead-
sichtigen, an ihnen liegt es nicht, die hoch-
gradige Stimmung gegen die Wett-
rüstungen noch zu steigern — sie befinden
sich vielmehr in der Zwangslage, auf der
schiefen Ebene, auf die sie Rußlands
Tartarengelüß gestellt hat, fortzutorkeln,
sie müssen rüsten, um nicht am Ende
wehrlos dazustehen vor der nordischen
Hypnie. Eden darum schenkt mir das Ge-
bahren der Friedensgesellschaft (geltende
gesagt): einseitig. Sie verfehlt die Adresse,
welche „Rußland“ und nicht „Deutschland“
oder gar „Österreich“ heißen sollte . . .
Baron Falkenegg hat ganz recht: „Europa
wird es eines Tags bedauern, daß es
Rußland so mächtig werden ließ, denn viel
Kampf und Mühe wird es kosten, den
„Niesen aus thöneren Füßen“ in die ihm
gedührende Position einer asiatischen Macht
zurückzuweisen. Aber er muß kommen,
dieser Tag, je eher, desto besser.
Den Grund für die bedrohliche Stellung
der Moskowiten sieht der Autor in der
Teilung Polens, worin ich ihm vollkom-
men beipflichte. Wahrhaftig, da sprang
der Aff‘ ins Wasser, ohne zu bedenken, ob
er auch schwimmen könne. Die an Polen
verübte Brutalität wird sich aber rächen,
blutig rächen an der gesamten Kulturwelt
Europas. Der Tag ist nicht allzuweit, wo
der „russisch-orthodoxe Urbrei“ alles ver-
jüngen wird. „Russisch-orthodoxer Urbrei“
— ein köstliches Wort! — Und da giebt’s
noch Freunde Rußlands, selbst der „grand
old man“ Gladstone räucher dem Götzen!
— Sehr gut charakterisiert Falkenegg diese
Freunde: „Freunde Rußlands sind teilß
solche, welche die Gefährlichkeit dieses Niesen
nicht sehen, teilß solche, welche die Gefahr

nicht sehen wollen.“ Und Feinde? „Feinde Rußlands sind alle, welchen die Kultur Europas am Herzen liegt.“ —

Ich kann mir nicht versagen, Falleneggs kräftige Worte über den Krieg zu reproduzieren. „Der frische frühliche Krieg hat immer seine Heilkrast erwiesen . . . ein frischer frühlicher Krieg muß unzeren Sinn wieder aufs Große lenken, und von kleinlicher Wisere im Innern befreiend und zugleich nach Ost und West die schließlich doch unausbleibliche Abrednung herbeiführen . . . lieber eine Ende mit Schreden, als ein Schreden ohne Ende, und diese ewige Kriegsbereitschaft ist ein Schreden ohne Ende.“ . . . Wer, frage ich, ist der Narr, dies alles zu leugnen, wer ist so hinwerbrannt, dies nicht einzusehen? Was uns aufreibt, ist gewiß nicht der Krieg, aber der Friede; was uns vom Alpdruck befreien wird, ist gewiß nicht der Friede, wohl aber der Krieg und gegen den ist kein Kraut gewachsen, auch das Kraut des internationalen Schiedsgerichtes nicht, und wenn sich die Friedensfreunde flugs auf den Kopf stellen — nein! Der Krieg wird regieren, so lang es überhaupt Menschen giebt; er ist existenzberechtigt, gerade so gut, wie das tägliche Brot und wie die Ideen der Frau von Suttner . . . Und heute ist er geradezu notwendig, er erspart uns den langsamen Tod am Marterpfahl des bewaffneten Friedens, dieses monströsesten Monstrums. Er wird — mag es auch noch so brutal tlingen — Raum schaffen und die Wunden, die er geschlagen, — nun, die wird die Zeit schließen, wie es ihr Amt ist. Der andauernde Friede hingegen muß uns erschaffen, unzufrieden und misstrauig machen, so daß der Erbfeind ein leichtes Spiel hat. Hierher gehört die Frage: „Soll Deutschland darauf warten, bis es Rußland ungemach ist, das deutsche Volk zum Waffentanz einzuladen, bis es die Hälfte seines Heeres an seiner Westgrenze beisammen hat?“ „Jeder nutzlos verstreichende Tag häßt Rußland, jeder Tag schwächt Deutsch-

land, mehrt die Schwierigkeit im Innern und züchiet die Beunruhigungs-Vogillen.“ Die Antwort kann nur lauten: Loö! Komme, was kommen mag, wir werden unsere Pflicht thun, denn dazu sind wir da! — Wenn ich eines zu tadeln hätte, so wäre dies der brüchige, ja manchmal recht unbeholfene Stil, in dem die Broschüre geschrieben ist, doch das sind Kleinigkeiten, die das Gesamturteil nicht beeinflussen können. Nur gegen einen einzigen Satz habe ich Bedenken (S. 28): „Die Staatskunst eines Taaffe, die noch nicht einmal genügend gewürdigt ist und die sich den höchsten Vorbildern der Staatsweisheit anschließt“ — — na, na, so arg ist's denn doch nicht!

Stauf von der Mark.

Englische Litteratur.

Eine der interessantesten Gestalten in der amerikanischen und englischen Litteratur ist Mrs. Victoria Woodhull Martin. Ich kenne sie persönlich. Sie ist Amerikanerin, lebt aber seit einigen Jahren in London. Ich habe sie dadurch kennen gelernt, daß ich ihrer überaus belebten und scharf denkenden Tochter längere Zeit Unterricht in Philosophie, besonders auch in Psychologie gab. Andererseits habe ich selbst in diesem Hause in 17 Hydepark Gate in London die wertvollsten Anregungen erhalten. Das Haus ist reizend gelegen in einer stillen Sadstraße in unmittelbarer Nähe des Hydeparks und Albert-Memorials. Ein hübscher Garten ist beim Hause, nebst Gewächshaus. Die nötigen Stallungen und Tienerwohnungen schließen sich an. Das Haus ist im ausgefehltesten Stile innen ausgestattet; in einer Nische beim Ausgang steht eine reizende Pflanze; über den breiten Flügeltüren, die zum Drawing-Room führen, erblicken wir eine prächtige Kopie von Guido Renis Aurora, in Öl gemalt. Vornehm und gemüthlich zugleich ist der Bibliotheksaal mit seiner reichhaltigen Bücherammlung. Die Herrin des Hauses ist eine jetzt ältliche Dame mit

außerordentlich einnehmendem Wesen, angenehmer Stimme und beweglichen Gesichtszügen. Diese Dame ist vielleicht die bekannteste Frau in ganz Nordamerika. Sie ist die berühmte Vorkämpferin für Frauen-Emanzipation. Sie brachte eine gewaltige Bewegung zustande, um in erster Linie der Frau in den Vereinigten Staaten gleiche politische Rechte, wie der Mann sie besitzt, zu erkämpfen. Sie berief sich dabei auf den Wortlaut der amerikanischen Verfassung, wo kein Unterschied zwischen den Geschlechtern erwähnt ist und stets nur von *citizens* gesprochen wird; sie behauptete nicht mit Unrecht, daß an sich dieses Wort ebenso sehr den weiblichen Bürger bezeichne, als den männlichen. Aber sie drang beim Kongreß doch zunächst nicht damit durch. Indes ist nicht zu leugnen, daß die Emanzipationsbewegung durch ihr energisches Vorgehen in Schwung gekommen ist und schon Großes erreicht hat. In New-York besteht ein rühriges Comité unter dem Titel: *The New-York Woman's Suffrage Association*, welches das politische und sonstige Stimmrecht den Frauen erstreiten will. Einen der Erfolge will ich hier erwähnen. Im Staate Wyoming besitzen die Frauen seit längerer Zeit das Stimmrecht. Der dortige Gouverneur Osborne erklärt: Unsere Erfahrung in diesem Staate im Verlaufe von nahezu 25 Jahren ist sehr befriedigend in jeder Beziehung. Kein einziger der Einwürfe, die man im Osten machte, hat sich als stichhaltig erwiesen, vielmehr wurde manche wertvolle Errungenschaft erreicht in verschiedenen Richtungen dadurch, daß unsere Frauen das Stimmrecht besaßen. Dieses Stimmrecht hat in hohem Maße dazu beigetragen, Verbrechen und Pauperismus von unsrem Staate zu verbannen; es hat friedliche und ordnungsmäßige Wahlen gesichert, gutes Regiment und einen beachtenswerten Grad von Civilisation und öffentlicher Ordnung; mit Stolz konstatieren wir, daß nicht eine einzige Gegend von Wyoming ein Armenhaus braucht, daß unsre Gefängnisse fast leer

sind und Verbrechen fast unbekannt, außer von Fremden begangene. — Mrs. Woodhull hat durch Schriften und durch Halten von Lectures in allen Städten Amerikas für diese Idee unermüdet gewirkt. Ihre Hauptschrift hat den Titel: *The argument for Woman's electoral rights*, vorgelegt dem Kongresse Dezember 1870. Eine verwandte Schrift ist über den Ursprung, die Ziele und Prinzipien der Regierung geschrieben und ist 1871 in New-York herausgekommen. Die einzelnen Kapitel dieses letzteren Werkes lauten in der Übersetzung: Die Grundlage des physischen Lebens; konstitutionelle Gleichheit; Rückbild auf ein Jahrhundert; Arbeit und Kapital; Finanz und Handel; Ziele und Prophezeiungen des gegenwärtigen Zeitalters. Neuere Schriften sind: *A humanitarian Government*, 1890, und *The rapid multiplication of the unfit*, London und New-York, 1891. In diesen letzteren Schriften macht sie mit Recht aufmerksam auf das grauenhafte Anwachsen der Degenerierten, besonders in den großen Städten, und rät zu recht drastischen Maßregeln zur Verhütung dieses Übels. Insbesondere will sie das Eherecht geändert wissen, damit die Frauen nicht genötigt sind, sich den bestialischen Instinkten roher Männer wehrlos zu ergeben. Auch wirkt sie mit großem Freimuth für Heiligung des Geschlechtsverkehrs innerhalb der Ehe, wie außerhalb derselben. Eine besondere Schrift: *Der menschliche Leib, der Tempel Gottes*, ist dieser Frage gewidmet. Originell ist darin der Gedanke, daß die Menstruation, unter der unsere Mädchen und Frauen vielfach so entsetzlich leiden, nicht etwas Normales sei, sondern vielmehr ein Fluch der durch Jahrhunderte hindurch sorgesehten vielfachen Wollust. Sie weist darauf hin, daß ja nur die durch ihre geschlechtliche Überreizung bekannten Hunde resp. Hündinnen eine gleiche Erscheinung zeigen, und zieht dabei eine für den Herrn der Schöpfung wenig schmeichelhafte Parallele zwischen dem Zartgefühl männlicher Hunde und dem männlicher Menschen gegenüber ihren un-

glücklichen Genossinnen. Beifügen will ich selbst aus meiner Litteraturkenntnis, daß merkwürdigerweise schon der alte Zoroaster im Zendavesta diese Ansicht äußert, indem er behauptet, daß die Menstruation der Frauen und Mädchen ursprünglich nicht bestanden habe, sondern erst durch den Ahriman, den Erzbösen, als Strafe gedracht worden sei. Ob wohl Mrs. Woodhull diese Stelle im Avosta kennt? In einem Punkte jedoch muß ich dieser Dame widersprechen; sie meint, daß sinnliche Kraut und Saftfälle bei männlichen Genies sich nicht zu finden pflege, ja damit unverträglich sei. Ich erlaube mir, das Gegenteil zu meinen. Sinnliche Potenz ist vielmehr Garantie und Basis alles gesunden geistigen Strebens. Wirklich überraschend geistreich ist die Schrift: *The garden of Eden, Loetare, delivered in America, 1870*. Die Pointe ist hier die, daß die Erzählung vom Garten Eden samt der ganzen dortigen Geographie der Länder und Flüsse nichts als eine Allegorie sei auf den Geschlechtsvorgang. Ganz unrichtig ist die Sache nicht, denn die Erzählung deutet ja selbst auf diesen Sinn hin. Wer sich genauer Informieren möchte über Mrs. Woodhulls Bestrebungen, der möge abonnieren auf die von ihr seit einiger Zeit herausgegebene Zeitschrift: *The Humanitarian*. Adresse: 17 Hydepark Gate, London, Engl. In ihren Tendenzen ist diese gut geleitete Zeitschrift nicht unähnlich unserer „Gesellschaft“. Vielleicht komme ich noch besonders auf den Humanitarian zurück.

Dr. Adolf Brodbeck.

Holländische Litteratur.

Louis Couperus, „Eine Illuzie“ (Amsterdam, L. J. Veen). Der vorliegende Novellenband ist hochinteressant, er spiegelt den ganzen Entwicklungsgang wieder, den Couperus vom Erscheinen seines Erstlingsromans „Eline Vere“ bis zu seiner letzten Schöpfung „Ekstase“ durchgemacht hat. Es ist zwar nur ein Zeitraum von wenigen Jahren, der zwischen beiden

Romanen liegt, aber die Veränderung ist doch deutlich genug. Die Vorliebe des Dichters für das Geheimnisvolle, Ungeöhnliche im Seelenleben des Menschen, sein sein tastendes Nachspüren abnormer psychischer Vorgänge, seine virtuose Kunst im Sezieren der Gedanken und geistigen Zustände kommt immer mehr zum Ausdruck. Das Innenleben seiner Personen geht ihm über alles, er verschmäht es vollständig, durch äußere Begebenheiten Interesse zu erwecken. In seinem zweiten Roman „Schicksal“ verband sich noch die Schilderung psychologischer Zustände in harmonischer Weise mit der Handlung; in „Etsjaje“ trat die letztere bereits ganz in den Hintergrund, und in den Novellen „Eine Illuzie“ und „Epilog“, sowie in den Skizzen „Kleine Kästel“ des vorliegenden Bandes haben wir nur noch auf Senziation berechnete Empfindungsmalerei. Couperus hat sich von seinem ersten Auftreten an als der interessanteste und zukunftsreichste unter der jüngeren holländischen Dichtergeneration gezeigt, aus seinen besten Arbeiten bekommt man indessen die Empfindung, als ob er seiner Originalitätssucht zu viel Zugeständnisse mache. Das Beste aus dem letzten Novellenbande ist jedenfalls die Studie „Ein Seelchen“, die Erzählung von dem Knaben vornehmer Leute, der sich in all dem Glanz und gesellschaftlichen Treiben seines Elternhauses tief unglücklich fühlt aus Mangel an Liebe und Anteilnahme, da sich weder die Mutter noch die erwachsenen Geschwister um ihn kümmern, der sein Leben still dahinlebt in der Einsamkeit der Kinderkammer und in dieser Verlassenheit auf allerhand feltame Gedanken kommt, die ihn schließlich zum Selbstmord führen. Couperus' Vorliebe für das Abnorme verleugnet sich auch hier nicht, aber die Darstellungsweise ist einfach und natürlich, sie ergreift deshalb, während Erzählungen wie „Eine Illuzie“ wegen ihrer Fremdartigkeit in Form und Inhalt nur interessieren oder in Erstaunen versetzen.

Frans Reijser ist zum erstenmal

mit einem größeren Werke an die Öffentlichkeit getreten, „Egoïsme“ (Amsterdam, Holtema & Barendorf). Das Urtheil, das an dieser Stelle über seine beiden Novellen-Sammlungen „Studien nach dem nackten Model“ und „Menschen um uns“ ausgesprochen wurde, kann in Bezug auf den vorliegenden Roman nur wiederholt werden. Die Novellen lesen sich wie Romanfragmente und auch der Roman hat trotz seines Umfangs etwas Fragmentarisches an sich. Man kann die Lektüre an irgend einer beliebigen Stelle des Romans beendigen, der Eindruck wird derselbe sein. Man ist nicht auf den Schluß neugierig, aber wenn man am Schluß angelangt ist, hat man unwillkürlich das Gefühl, als ob jetzt noch ein weiterer Teil folgen müßte. Reischer ist ein getreuer Schüler seines Meisters. Geht Zola in seiner Vorliebe für Kleinmalerei oftmals schon bis an die äußerste Grenze, wo die Beschreibung anfängt, ins Kleinliche und Langweilige überzugehen, so überschreitet Reischer diese Grenze noch um ein Beträchtliches. Man muß betonen, Reischer verfügt über eine ganz ungewöhnliche Beobachtungsgabe, und wenn man den Roman nur auf seine Einzelheiten hin prüft, wird man dem Autor die Anerkennung nicht versagen können. Aber als Ganzes vermag der Roman nicht zu befriedigen, weil er eben kein Ganzes ist. Ihm fehlt vor allem der große, einheitliche Zug, der das Einzelne verbindet und zusammenhält, die gemeinsame Idee, die bei Zola auch das Nebensächlichste im Zusammenhang erscheinen läßt mit der Entwicklung des Ganzen.

Der Name Vincent Loosjes begegnet mir zum erstenmal und der Roman „Een Hellevaart“ (Amsterdam, Kampen & Zoon) macht auch ganz den Eindruck eines Erstlingswerkes. Der Titel „Höllenfahrt“ verspricht mehr, als der Inhalt giebt. Ein Stoff, der bereits hundertmal behandelt ist, eine simple, durchaus nicht eigenartige Heiratgeschichte, dazu eine unsicher einher schwankende Form, ein-

mal die schwerfällige, altbollandische Art der breiten Erzählung, dann wieder eine bewegliche, leichtflüssige Darstellungsweise, die moderne Einflüsse nicht verkennen läßt. Trotz des vielen Unreife, das ihm anhaftet, legt der Roman doch Zeugnis ab von einer über das Durchschnittsmaß hinausgehenden Begabung, die von dem Autor noch manches Gute erwarten läßt.

Von Marcus Emants' epischem Gedicht „Godenschemering“, einer freien Nachbildung der Edda-Sage, ist eine Übersetzung erschienen von B. A. Schwippert (Haarlem, J. Bohn Erben). Ob von Emants' Dichtungen gerade die Witterdämmerung zu einer Übersetzung besonders geeignet ist, mag dahingestellt sein. Jedenfalls kann man im Interesse des Autors und der holländischen Literatur überhaupt nur wünschen, daß die vorliegende Übersetzung besser ausgefallen wäre. Es gehört eine lästige Portion Keckheit dazu, um sich mit einer derartigen Stumperarbeit an die Öffentlichkeit zu wagen. Der Übersetzer bezeichnet sich auf dem Titelblatt als „Dozent an der Kriegsakademie im Haag“. Hoffentlich doziert er kein Deutsch. In diesem Falle wären seine Schüler wahrhaftig zu demitleiden. Das, was man Sprachgefühl nennt, geht Herrn Schwippert vollständig ab. Seine Arbeit macht den Eindruck, wie ein erster Versuch eines Quartaners, der sich in gebundener Rede versucht, bevor er noch die Syntax der Sprache beherrscht. Nur mit dem Unterschied, daß es Quartaner giebt, die bessere Verse machen, als Herr Schwippert. Das Buch ist in Holland gedruckt und verlegt worden — ein deutscher Verleger würde sich auch geniert haben, ein solch Mißthun einflößendes Nachwerk auf den Markt zu bringen. Mögen die Holländer den Quark auch verdauen. Für einen deutschen Magen ist das nichts.

Nachdem man mit einer Übersetzung wie der des Herrn Schwippert glücklich fertig ist, muß es als ein vorläufiger Genuß bezeichnet werden, einem Übersetzungs-

künstler wie Albert Mäßer zu begegnen, der eine Auswahl der „Byssen“ von Bol de Mont veröffentlicht hat. Mäßer ist bereits verschiedentlich als ein vortrefflicher Vermittler holländischer Lyrik aufgetreten, und auch der vorliegende Band verdient warmes Lob. Vielleicht stellt Mäßer sein reiches Formtalent in den Dienst einer andern, zwar schwierigeren, aber um so verdienstlicheren Aufgabe, indem er dem deutschen Publikum die Dichtungen von Helene Swarth zugänglich macht, die nicht minder bei uns bekannt zu werden verdient als Bol de Mont. Der vor kurzem erschienene Gedichtband Helene Swarth's „Poesie“, in dem die Dichterin das Beste ihrer bisherigen Veröffentlichungen vereinigt, bietet eine reiche Fülle des Schönen und Vortrefflichen für den Übersetzer.

Paul Naché.

Spanische Litteratur.

„Es giebt kein Herz, das nicht etwas von Theofrit oder Pindar, von Juvenal oder Martial an sich trägt.“ So beginnt der ecuatorianische Dichter Juan León Mera in der einleitenden Studie zu den von ihm gesammelten Liedern und Sprüchen des ecuatorianischen Volks, die er 1892 in Quito unter dem Titel *Antología ecuatoriana* herausgegeben.

Wenn auch das ecuatorianische Volk viele Sprüche und Lieder vom spanischen überkommen, die es namentlich aus den Werken von Fernán Caballero und Antonio Trucba kennen gelernt, so hat es doch auch manche eigene in seinen Serenaden, bei seinen Hochzeiten und anderen Festen aufzuweisen. Spanischen Ursprungs ist z. B. der Spruch:

Tuñ die Schmerzen töten, sagt man;
Schmerzen töten nicht, o nein,
Denn wenn Schmerzen töten töten,
Dann würd' ich gestorben sein.

Auch der folgende:

Die du Unbestand zur Mutter
Und den Glanz zum Vater hast,
Und die Annahm' zur Schwester,
Ob dir wohl ein Bräutigam paßt?

Echt ecuatorianisch ist dagegen die copla:

Für die cholo der cholito,
Der seh'ne der seh'ne,
Bringen die drum, junges Herrchen,
Ihre Lieb' bei andern dar.

(Unter cholo versteht man in Ecuador den Nestigen; cholito ist der Rosenname.)

Einige Viertel giebt es, in denen noch der spanische Vers mit dem Vers in der Indianer- oder Quichuasprache abwechseln. Z. B.:

Quando estuve enamorado,
Shungubuan huacraeanimi;
Ahora que te he olvidado,
Shungubuan asicunimi.

(Mit du meine Lieb' besessen,
Mit dem Herzen weinte ich;
Doch jetzt, da ich dich vergessen,
Mit dem Herzen lachte ich.)

Aber auch ganze Lieder mit Affonanzen oder vollkommenem Reim giebt es wie in der spanischen, so in der Indianersprache. Die *seguidilla* dagegen findet sich äußerst selten.

Von dem Reichtum der ecuatorianischen Volksprüche mögen folgende Proben Zeugnis geben:

In des Brat, mit dem des Hungers
Qualen sie dem Vetter stillen,
Träulein flüßig sie und Ovale,
Geben sie's mit bösem Willen

Auf der Welt sind nur Verdrehen
Die Verdiente insgefoumt,
Die das Tribunal des Neides
Hindarmbergl' stets verdammt

Alle Leiden mögen kommen,
Mögen kommen nur in Scharen,
Ein entschlossen, mit des Schwagens
Schlüssel werd' ich alle wahren.

Nenn' mich nicht bei meinem Namen
Keinen Namen mehr ich hob'.
Nenne mich die weiße Blume,
Die vom Baume fiel herab.

Wen mein ganzes Leben dahl kumert,
Woll' Hunger, um glücklich zu sein;
Doch wo ich hier auf der Welt bin,
Muß ich sterben vor Hungeraprin.

Herr, mußt deine Liebe schenken
Nicht den Dingen, die vergänglich
Und dennoch dich überauswenglich
In ein Meer von Weh versenken.

Wenn ich gehorcht, unter
Der Erde nicht' ich
Nehr meine Sünden lassen
Als meinen Körper.

Wärst du das Wüß der Welt sehn,
Tas immer gleiche?
Kein leichter Ding als das gebi's:
Sich eine Leide.

Aurch stößt nicht der Tod mir ein,
Weiß mich idet seine Hand;
Tach mir gram, weiß unbekannt,
Was wird aus der Seele mein.

Wessern sah 'nen Toten ich,
Den sie trugen in das Grab,
Und gar sehr gekußt ich hab',
Doch um ihn nicht, nein um mich.

Wäßt du, daß ein Almosen
Dir gib' dieier Reide,
Sag' ihm, wens er's ihne,
Wärd' er noch reicher.

Es macht der Tod alle Tage
Biel laufende zu Leichen:
Für ihn gebi's nicht große Männer,
Keine weisen, tapfern und reichen.

Wen dem Turme meiner Freuden
Stieg ich zu dem höchsten Ziel,
Tach da falsch das Fundament war,
Stieg ein andrer und ich fiel.

Vache nicht, wenn du gewahrst,
Wie ein andrer plötzlich fällt;
Tente dran, auch du haßt Hüte
Und viel Steine hat die Welt.

Wenn ein Nachtsicht ausgeht ist,
Jändet wieder an man's leicht;
Doch wenn deine Gdr' erlöschet,
Tann leb' wohl, unglücklich Weib'

O unmögliche Geliebte,
Als unmöglich lieb' ich dich,
Denn wer liebet was unmöglich,
Der liebt wahrhaft sicherlich.

Winn, zwei, drei, vier, fünf,
Weine Finger hab' ich all.
Nied mir die beinen, eholita,
Und machen die fünf wie grad.

Nicht ist's möglich, nicht ist's möglich.
Du vergessen, was man liebt,
Denn die Lieb' ersticht auf's neue
In dem Grabe, wenn sie stirbt.

Weste mit dem dampfen Range
Kuff: es kommt der Tod gepanzt,
Tan tan tan

Ginen schon besuch' er heutz.
Doch es mahnet das Geilute
Tan tan tan,

Tach, ob auch die Art verschieden,
Der Besuch trifft all' hienleben,
Tan tan tan.

Alchwie fremde, gleichwie fremde
Sah ich meine Freuden scheiden,
Dach als meine, doch als meine
Sind gelieben mir nur Leiden.

Auf dem Jahrmart meine Leiden
Wäzumal verkaufen will ich:
Ist ein Käufer, der sie kauft,
Weden werd' ich sie ihm billig

Kosa hieß mich meine Mutter,
Weiß das Unglück mich jersämmeret,
Denn auf Erden keine Kose
Wiede es, die nicht stirbt emblühtert.

In dem Mai die Blumen kommen,
Der August deut' Garben dar,
Im Dezember kommt das Christkind,
Doch mein Leib das ganze Jahr.

Ich weiß nicht, wach' eine Jarde
Tas Bergmügen hat, wie's schmeckt,
Ob's im Himmel wohnt oder
Ob auf Erden man's endreckt.

Freuden gebt es, die nur dauern
Einen Augenblick, sie sind
Wie die Lichter auf dem Feide,
Die sogleich lösch' aus der Wind.

Ein Betrübter ward getrübt
In dem Schatten eines Darns.
O wie groß war dessen Leiden,
Der fand unter Dornen Trost!

Wann verschlossen meiner Liebe
Garten hab' ich sorgsam sein,
Und als Wärmer drinnen ist mein
Eiserfüchtig Herz allein.

O ich möchte, wenn bei andrer
Gothheit ich dich überrasche,
Wächtrahl gleich und Junke werden
Und verwandeln dich in Kische.

Sagst heute, sagst morgen, sagst gestern,
Sagst ja, und sagst nein, und wirk' sehn,
Sagst wet mir, sagst wann und sagst niemata,
Wile kann ich dich denn verstehen?

Du liebst mich, wenn ich da bin;
Wenn ich fern, vergißt du mich, Weib
Deine Lieblosungen sind Weissen
Bei gegenwärtigem Leib.

Zum Himmel aufzustiegen
Hat man alleine
Zwei große Reitern nötig
Und eine Keise.
(Para salir al cielo
Se necessita
Dos escualeros grandes
Y una chiquita.)

Frauen giebt es, die dem Kreuze
An dem Weg zu gleichen pflegen.
Jedem, der darüber schreiet,
Zustrecken sie den Arm entgegen.

Sich vermählen ist ein Wetten
Zwischen Männern wahl und Weibern:
Paar ist hiers das Ergebnis,
Aber unpaar ist es meistens.

Schlüpfrig ist der Weg der Liebe,
Kangsam nur mußt du ihn wanken,
Denn du kannst dich nie erheben,
Wenn du einmal drauf gefallen.

In folgendem Indianerspruch läßt sich
jogar Heine'scher Einfluß verspüren:

Cari, cullqui, tanda, miliquai,
Tuany cashami cantalla;
Shuangutapiah sha cureseni:
Ashahuan dingaicheu, palla?
(Gold, Silber und Krat und Sühne,
Für dich geh' ich alles her:
Ich hab' selbst das Herz dir gegeben:
C Prinzessin! Was müßt du noch mehr?)

Unter den Versen, in denen Spanisch
und Quichua abwechseln, kommen selbst
Glossen vor, z. B. die folgende:

Klage um die Geliebte.

Nis sie glänz', ward nachts umhunstelt
Meine Herrin, sie, mein Herz:
Was soll jetzt ich Kränker thun
In so namenlosem Schmerz?

Nach sie läßt mich, ach sie gehet:
Heute stirbt, die gestern lachelt!
Meiner Augen Licht, leb' wohl du!
Nis es glänz', ward's nachts umhunstelt.

Sie verläßt mich auf der Straß,
Nicht auf meinen Schmerz,
Und wie Rebel, ach, zerstreut sich
Meine Herrin, sie, mein Herz.

Sie ist harr schon, ist schon Verhe,
Tut ist meine Herrin nun'
Nicht mehr denkt sie, nicht mehr sucht sie:
Was soll jetzt ich Kränker thun?

Woh' mich jetzt mit ihr begraden,
Hab' für andere's kein Herz:
Wie die Inca's will ich sterben
In so namenlosem Schmerz.

Ganz in der Quichuasprache geschrieben
ist folgendes Gedicht:

Des Indianers Lebenswohl.

O mein Vaterland, ich werd' jetzt
Leben fern in fremdem Lande:
Nicht die Zärtlichkeit der Mutter
Hast du für den Indianer.

Da vom Weib und Kind ich scheiden
Ruh' und stehn von den Verwandten,
Weh' ich diese Nacht, sobald nur
Dell der Mond am Himmel krahlet.

Wie die Turistaube fliehet
Vor dem Sperber, der sie anfüt,
Und wie sie jenseit der Berge
Sich zum Schut' den Felsen aussucht,

So von meinem Unterbrüder
Weh' jetzt ich in meinem Jammer,
Mich für immer zu verbergen,
In die Einsamkeit jetzt wandr' ich
Ich war reich, es hat gekürzt mich
Seine Tyrannei in Krut:

Er hat alles mir genommen
Was mir schenkte Gottes Gnade.
Sein ist jetzt mein Haus, und sein ist
Mir' meine ererbte Habe:

Vaterland, ach wie der Strahlalm
Leb' ich, fast vom Wind getragen.
Meine Tochter selbst, die treue,
Ach in ihrer Knechtschaft hard sie:

Hätte doch das Herz halt ihrer
Ausgerissen der Barbar mir'
Knieend, mit gefall'nen Händen,
Stagend vor dem höchsten Vater,
Wein' ich, wein' ich um das Unglück,
Dass ich bin ein Indianer.

Er mög' thun das was gerecht ist,
Ihn verlobt vielleicht mein Stagen:
Jetzt in welchem Leid die Lieben
Seiner Eddut überlass' ich.

Kommen werd' von fern vielleicht ich
Später, wenn er mir's gestattet.

Und werd' augenblicklich leben
Mit dem Sohn und mit der Gattin.
Und vielleicht werd' durch's Weibliche
Kommen in der tiefen Nacht ich,
Und beneht von Töddnen werde
Ich sie plötzlich dann umarmen.

O wenn doch uns drei im Grunde
Eines weihen süßen Thales
Eine Hütte möcht' bedcken,
Davan niemand was erfahren!

Aber ach, vielleicht als' Pilger
Ehlich vereinsamt ich mein Dasein,
Darf dich, Delmal, nicht betreten,
Und darf sie nicht mehr umarmen!

Wenn ich tai, wer wird dann ihnen
„Er ist tai“ Bergeht ihn“ sagen?
Ach die Weiden werden müde
Jede Nacht mich zu erwarten!

Da, da tritt schon aus den Wäldern
Dell der Mond in seinem Glanze,
Und jetzt harret mein das Unglück,
Dass ich geh' vom Vaterlande.

O mein Vaterland, ich werd' jetzt
Leben fern in fremdem Lande:
Nicht die Zärtlichkeit der Mutter
Hast du für den Indianer!

Grundverschieden sind die beiden Testamente eines Indianers. Das eine zeigt ihn in seinem Eend, das andere in den Folgen seines Unglücks, voller Liebbarkeit und List; aber in beiden Fällen wird ihm der Menschenfreund sein Mitleid zuwenden.

Eines Indianers Nat.

Das, was ich hier will vermeiden,
Das arme Testament,
Ein Indianer macht' es,
Als es mit ihm ging zu End'.

Item erklär' ich, daß Walt ich
Meine sündige Seele laß
Und den Leib der Mutter Erde,
Aus der ihn Gott gemacht.

Ich bin vermählt gewesen,
Tach einmal nur ich's war,
Hier Kinder hat Walt gealich
Mit der einen Frau mir dar.

Item erklär' ich, ich lasse
Meine Hütte, die traurige alle,
Tah meine Familie drin lebe,
Wenn mein Herr sie nur drinnen erhalte.

Ein Dembschen laß ich, darin man
Wahl vierzig Löcher erblüht,
Und eine Hufe, die mehr nach
Nis die eines Bettlers geküht.

Ich laß einen graben *poncho*,
Der besteht aus lauter Stegen,
Und meinen Gul, der ja alt ist,
Tah ihm die Strempe selbt.

Ich laß meinen alten Mantel
Und meinen krachenden Becher
Und auch meine *maquearas*,
Die gemacht aus des Fuchses Leder.

Van Vändern laß ich feine,
Denn ich best' nicht mehr Erd',
Nis nur das Flecken des Friedhofs,
Drin ich begraben werd'.

(*Poncho* bedeutet Überwurf und *maquearas* Ärmel.)

Das andere Testament lautet folgendermaßen:

Ein Indianer riet also,
Da zum Sterben er kam, seinem Sohne:
Mein Sohn, du mußt wissen, es wird nur
Dem Guten das Schliche zum Lohne.

Wag immer dein Meer dich lieben,
Du sollst ihn doch lieben nie,
In der Herren Lieben und Hassen
Nur ein und dasleibe sieh'.

Wenn zum Schaffirten er dich erennet,
Stieh' dich dumme oder schlafbesinnungen,
Das Vaterlamm ist und sage:
Es hat der Wolf es verschlungen.

Wäh' er die Hühner dich hüten,
Wahl das aller schönste du essen,
Und wenn du die Federn ihm zeigst,
Sprich: Es hat' der Fuchs getroffen.

Betrual er dich mit dem Böden,
So stieh' ihm das junge Mais,
Und wenn er drum dich prügelt,
So sag': der Hund, der lei's.

Wenn dich die Nacht überraschet,
Und du mußt für ein Lodbach sorgen,
Stieh' in der Herberg' das Messer
Und reiß' aus am frühen Morgen.

Wied' dir nur im Dienst keine Müde,
Was wüßt du dich klagen und schweigen?
Näh'g' selbt' das Haus an zu brennen,
Wied' du nur ruhig sitzen.

Wied' in einem Hause Waistrout,
Stehr' ein und klume nicht,
Und leere den Krug, den segen,
Denn das ist unsre Pflicht.

Wenn man dich auf etwas ertappet,
So sprich doch die Wahrheit nie,
Brodier's nur mit den Klügen,
Aus Verlegenheit retten dich die.

Nis vernünftiger Indianer
Wied' diese Lehren ich dir,
Und du mußt getreu sie erfüllen,
Sonst hast du den Fuch von mir.

Die Anthologie schließt mit *Antiguallas curiosas*, die aber nur politischer Natur sind und deshalb auch mehr Interesse für das ecuatorianische Volk als für den Freund der Poesie haben. Juan León Mera aber hat durch die Herausgabe dieser Blumenlese seinen vielen Verdiensten ein neues beigefügt. Johannes Fastenrath.

Portugiesische Litteratur.

Der unermüdlige Carlos Sertorio vollendete einen Band Novellen, die alte Typen in verblühenen Gewändern vorführen, aber durch sorgfältige Reproduktion nicht unangenehm auffallen. In einer der Erzählungen schildert er mit ironischer Gutmütigkeit einen faulen dummen Jungen, der es nichtsdestoweniger zum Conselheiro bringt. Klügliche Geschäfte! In einer

andern erzählt er einen kleinen Familienroman in einem alten Schlosse, — ungeheure Winterabend-Lektüre om Handarbeitstischchen — der wie so viele artige Geschichten mit der Heirat schließt.

„Em companhia d'um cadavro“ (in Gesellschaft einer Leiche) betitelt sich das bereits in Druck gegebene Werk von Lin o d'Assumpção, des talentvollen Verfassers vom „An do século“, historias do meu tempo (Geschichten aus meiner Zeit). Von demselben Schriftsteller veröffentlicht die Companhia Nacional Editora ein Buch „Frades e Freiras“ (Mönche und Nonnen). Rühmlich wird diesen klösterlichen Chroniken außer dem religiösen, künstlerischen und geschichtlichen Inhalt der neuerdings oft erwähnte . . . moralische . . . Gehalt in bilanter Beigabe nicht fehlen.

Eine gut gepfefferte Einlage bringt in allerding's großen Zwischenräumen die pagina litteraria des Montagblattes: (Correio de Manhã) „Os salões“ — von Bertha de Santa Iria. Ich nehme an ein Kriegsnome, — wer sich ober unter der Santa Iria verbergen mag, ist unter ollen Umständen eine ouserwählte Geist, Gemüt, eine gute Dosis Spot und Humor liegen den trefflich geschriebenen Schilderungen aus den Salons der „gebildeten Welt“ zugrunde. Es thut aber auch wohl, in den paginas litterarias vaterländischen Propheten zu begegnen, die leider meistens hinter die Fremden gestekt werden. Sehr umsichtig werden auch die „Echos da Avenida“ geleitet von Barros de Silva, dessen somoje Weltartikel soft immer den Nagel auf den Kopf treffen. Diese Sonntagschrift beschäftigt sich fragmentarisch mit dem Kunstleben der Hauptstadt, bringt Theaterberichte, Auszüge aus den neuesten Komödien, unterrichtet uns von dem Geburtsstoge der Gräfin Y. und von der Ankunft des reichen Kapitalisten, Visconde X., — von der Abreise irgend eines Staatsmannes und von dem Wohlbefinden hervorragender Persönlichkeiten; üdrigens sind diese Paragraphe ein Hauptaktus

soft oller Zeitungen und bilden in ihrer droßigen Einschachtelung eine sehr ansehende Rubrik). Der Praça do Campo Pequeno, meiner vielgeliebten Stierarena, dem Monumentalbau, welchem der Ärmste seinen letzten Obolus weihet, ist natürlich auch gebührender Platz gelassen. Seit kurzem erscheint eine Wochenchrift „A Somanã“ in Benguela (Westafrika). Der Herausgeber und Schriftleiter ist der in diesen Blättern wiederholt mit Anerkennung genannte Dichter Pedro Machado. Die Zeitung ist geschickt und gewandt zusammengestellt, durch ein gutes Originalexemplar und eine knappe litterarische Übersicht würde sie meines Erachtens noch gewinnen. An dieser Stelle beglückwünsche ich Herrn Machado zu seinem Unternehmen. Wieder ein Idealist unter den Juristen!

H. W.

Vermischtes.

Zur Londdbewegung. König Humbert I. geht in ollen Dingen seinem Kolle mit gutem Beispiel voran. Vor kurzem hat er sich — noch Meldung italienischer Blätter — in die Akerdou-Genossenschaft in Mailand (cooperativa agricola italiana) mit zehn Anteilen zu je 540 Lire — d. i. dem höchsten zulässigen Betrage für den einzelnen Genossen — als Mitglied aufnehmen lassen. Auch der Akerdouminister Lacavo hat den Betrag für sechs Anteile eingezahlt. In dieser Genossenschaft sind nun alle Stände vom Könige bis zum bescheidenen Bauern vertreten und es hat die Stoatswürdenträger nicht vom Beiritt, mit anderen Worten: von einer Förderung der Vereinigung, abgehalten, daß sich unter den thätigsten Mitgliedern beispielsweise der sozialdemokratische Agitator Turoti befindet. Ziel der Genossenschaft ist in erster Linie: Hedung des Akerdoues durch innere Kolonisation. Durch Kauf, Miets- oder Erbpachtverträge sollen Londstriche, die unedout liegen oder insolge mangelhafter Bewirtschaftung unergiebig

sind, erworben, besiedelt und muftergültig verwaltert werden. Wüterfchacher sowie jegliche Spekulation sind auf das Bestimmteste ausgeschlossen. Der Anteilfchein lautet auf 540 Lire: eine verhältnismäßig hohe Summe. Um aber auch dem Arbeiterstande, und gerade diesem, die Beteiligung zu ermöglichen, kann ein Anteilfchein durch monatliche Zahlungen von drei Lire erworben werden, wozu dann freilich eine Zeit von 15 Jahren gehört. Der auf den Anteil entfallende Gewinn kann dann auf Wunsch auch in Form einer lebenslänglichen Rente bezogen werden. Trotzdem die Genossenschaft erst seit einem Jahre besteht, verfügt sie doch schon über ein Kapital von 300000 Lire. Den ersten Versuch praktischer Kolonisation hat sie auf der Insel Sardinien gemacht, wo sie eine Fische von 1780 Morgen in Angriff genommen hat. Au Arbeitfeld wird es ihr auf lange Jahre hinaus nicht fehlen, denn in Italien liegen, mehr noch als bei uns, weite Landstrecken brach, die dem Ackerbau nutzbar gemacht werden könnten. Gelingt es der mailändischen Genossenschaft, hier bessernd einzugreifen, so fällt ihr das doppelte Verdienst zu, den Wohlstand des Landes gehoben und das Vaterland vom Auslande unabhängiger gemacht zu haben.

Wieviel läßt sich auch bei uns auf diesem Felde thun? K. v. Br.

Jeanne d'Arc — eine Heilige? Skeptische Betrachtungen und Aufklärungen gelegentlich der Kanonisationsbewegung. München, M. Poehl. 3 Mk.

Seit einiger Zeit werden von römischer, besonders jesuitischer Seite alle irdischen Versuche gemacht, um die französische Rationalheldin für die Zwecke des Papsttumes zu verwerten. Man hat deshalb ein Werk als ein Bedürfnis betrachtet, welches die empörenden Entstellungen der Geschichte der Jungfrau von Orleans energisch zurückweist und die Absurdität ihrer Kanonisation klar erkennen läßt. Nunmehr hat ein durch seine Forschungen über Jeanne d'Arc bekannter deutscher Theologe und

Psychologe ein solches geboten. Sein Name thut zunächst nichts zur Sache. Auf Grund eingehendster Studien tritt derselbe den Umtrieben der Kurie und ihrer Diener entgegen. Er geißelt zuerst die Lügen welche sich in dem neu erschienenen Werke des Jesuiten Ayoles, der Jeanne d'Arc zur Verteidigerin der kirchlichen und politischen Rechte des Papstes machen wollte, finden, und weist nach, daß nicht Schismatiker, sondern orthodoxe Inquisitoren die Henker der Jungfrau waren, daß ihre Rehabilitation nicht vom Papste, sondern von Karl VII. ausging, daß auch ihre Appellation an den Papst nicht zu Roms Zwecken verwertet werden kann. Ferner stellt er fest, daß die Bucele wirklich Kegerin nach römischen Begriffen war, erläutert in humorvoller Weise viele Fehler, die sie besonders untauglich zur römischen Heiligen machen, und bietet die Lösung mehrerer Rätsel ihrer Geschichte. Als Psychologe giebt er unter Anwendung der neueren Seelenkunde eine hochinteressante, neue Erklärung ihres Seelenlebens und des Uebernatürlichen ihrer Erscheinung. Das Werk ist der wärmsten Aufnahme in allen namentlich reichsdeutschen Kreisen wert, denen die Wichtigstellung der Wahrheit gegenüber kirchlicher und besonders jesuitischer Geschichtsfälschung am Herzen liegt, und welche sich über die Jungfrau von Orleans neue Aufklärungen verschaffen wollen. Das Buch läßt auch sonst, bei der heutigen Richtung der Willkürpolitik des den Jesuiten vertriebenen Preußenreichs, genannt „Deutsches Reich“, an Zeitgemäßheit nichts zu wünschen übrig. Wir wünschen ihm denselben durchschlagenden Erfolg wie Panizza's genialer Satyre „Die undeflekte Empfängnis der Päpste“. Es ist der Dummheit genug in der Welt. C.

Die Kirche als soziale Katholikerin. Eine höchst bezeichnende Rede hat dieser Tage der Führer der Ultramontanen in Frankreich, der bekannte Graf de Mun, auf dem katholischen Kongress in

Toulouse gehalten. Sie galt dem christlichen Sozialismus und machte um so mehr Aufsehen, als sich der Redner wiederholt auf den Papst berief, der seine Ansichten billige. Im Schlusssatze sah Graf de Mun seine Ausführungen wie folgt zusammen:

„Die große Angelegenheit des Augenblicks ist der Sozialismus. Es giebt zwei Arten, den Kampf gegen ihn aufzunehmen: die Verbündung mit den Kapitalisten und die Verbündung mit dem Volke. Ich bin für die Verbündung mit dem Volke. Der Anschluß an das Judentum und an die hohe Bank würde den Triumph eines Sozialismus vorbereiten, dessen Ausschreitungen sich nicht vorhersehen lassen. Auf die Gefahr hin, der Übertreibung beschuldigt zu werden, sage ich: Nicht das Kapital muß man beschützen, sondern die Arbeit. Wir dürfen nicht zu dem Glauben verleiten, die Kirche sei ein Gendarm im Priestergewand, der sich im bloßen Interesse des Kapitals dem Volk entgegenstellt. Im Gegenteil müssen wir die Überzeugung erwecken, daß die Kirche im Interesse und für die Verteidigung der Schwachen handelt. Wenn das Volk dessen inne wird, und wenn es davon durchdrungen ist, daß die Kirche nicht für den Reichtum geschaffen worden ist, dann werden wir dem Erfolge nahe sein, und der Gedanke des heiligen Vaters wird sich verwirklicht haben. „Wiederholen Sie das,“ sagte er mir, „sprechen Sie oft von der sozialen Thätigkeit der Kirche.“

Zawohl, davon sprechen, bis dem gläubigen Volk die neue Stanei fest in den Ehren sitzt. Sich mit dem Volke zu verbünden, die Schwachen und die Arbeit zu beschützen, dazu hätte die verehrliche Kirche seit tausend Jahren Zeit

und Gelegenheit genug gehabt. Sie hat es aber stets vorgezogen, ihre Wurst nicht dem Volke zu servieren, sondern nach der Speckseite der Reichen und Mächtigen zu werfen.

T. R.

Haarig! Eine seltsame Theorie giebt allen Ernstes ein englischer Schriftsteller von Ruf, Mr. Mott, in der „Literary World“ zum besten. Er behauptet nämlich, daß die „höchste Menschenrasse die behaarteste ist“, und indem er sich nun die Selektionstheorie zu nuzt macht, schließt er: „Der „haarige Typus“ wird sich dermaßen verbreiten, daß in einigen Jahrhunderten Männer und Weiber mit dem natürlichen Kleid eines schönen weichen Felzes bedekt sein werden.“ Hoffentlich fehlen diesen höchsten Herrschaften die Haare auf den Zähnen nicht. Sonst dürften sie in ihrer atavistischen Affen: Herrlichkeit bald ein Haar finden.

In der „Zelaterinburgstaja Redelja“ findet sich ein düsteres Sittenbild aus Sibirien. Das Blatt spricht von „Menschenjagden“, die dort gang und gäbe seien. Der Gorbatsch, d. h. der von den Wäschereien heimkehrende Arbeiter, giebt das Bild ab für den jagenden sibirischen Bauer, der sich in Gesellschaft in einem Versteck am Wege lagert und aus diesem Schlupfwinkel heraus die passierenden Arbeiter einen nach dem andern niederstiehlt, um den armen Teufel zu berauben. Ost haben übrigens die Arbeiter die Oberhand. Dann wird dem Räuber der „Rote Hut“ aufgesetzt. Dieser Hut ist ein rotglühender Eisentopf, der dem Gefangenen auf den Kopf gestülpt wird. — T. R.

Die politischen Kulturbilder aus der Reichstagskandidatenzeit des Herausgebers der „Gesellschaft“ werden im nächsten Heft fortgesetzt und beendigt werden.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,
zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane L. S.



franz Schuck

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.





Meiner Wahlfahrten Schluss.

Von M. G. Conrad.*)

(München.)

Einer der köstlichsten Sonntagmorgen mit Sonnenschein und blauem Himmel lachte über Flur- und Waldlandschaft, aber die Bauern hatten das Lachen verlernt. Die seit Monaten andauernde Reglosigkeit wurde nachgerade unheimlich, sie bedrückte das Gemüt des Landwirts, sie verdüsterte seinen Sinn, sie zerstörte seine Hoffnung auf eine gesegnete Ernte. Namentlich die Futterfrüchte litten erschrecklich unter der unerbittlichen Dürre. Jammervoll standen Kleeäcker und Wiesen.

„Ja, Steuern und Abgaben, damit sind wir überreich gesegnet, ihr Wachstum geht rasend vorwärts, aber auf unserer Feldarbeit liegt kein Segen mehr, mit unserer Landwirtschaft geht's böß zurück. Woher das Futter nehmen für unser Vieh? Woher das Geld nehmen, wenn die Getreidepreise sinken und wir das Vieh um Schandpreise verschleudern müssen? Womit sollen wir die Steuern und Abgaben entrichten, wenn kein Bargeld ins Haus kommt?“

So konnte man allenthalben die Landleute fragen und klagen hören.

Der Staat hörte wohl damals schon diese Fragen und Klagen, allein er verlegte sich aufs Abwarten. Die Regierung sitzt in den großen Städten, hinter großen Schreibtischen, und was auf dem Lande vorgeht, was die Leute da draußen an Sorgen und Kümernissen Tag für Tag erleiden müssen, das erfährt sie, wie aus weiter Ferne, erst aus verspäteten Berichten,

*) Siehe die Aufsätze „Wahlfahrten“ und „Als Kandidat“ im August- und Septemberheft der „Gesellschaft“.

und auf die Berichte von unten antwortet sie wieder mit Aufträgen zu Gutachten und anderen Berichten — und so lange nicht die Not ihren höchsten Stand erreicht hat, oder eine plötzliche Krisis oder Katastrophe hereinbricht, kommt man oben, vor lauter Schreiberwirtschaft durch alle Instanzenzüge, zu keinem rasch und heilsam wirkenden Entschluß. Wird dann endlich von staatswegen eine praktische Hilfe geleistet, so kommt sie meistens zu spät, oder sie ist unzureichend — und so und so viele brave Existenzen, die doch auch zu den staatsverhaltenden und zwar in erster Linie zu den staatsverhaltenden Kräften gehören, sind inzwischen zugrunde gegangen.

Gerade in jener für den Landmann so angst- und kummervollen Zeit fiel in einer seemännischen Kaiserrede das Wort: „Die Grundlagen des modernen Staates sind Heer und Marine!“

Alle Wetter auch! Grundlagen! Aber wer muß denn diese Grundlagen erhalten? Auf welchem Grunde ruhen denn diese Grundlagen? Wer muß denn seine Arme und seinen Nacken und seinen Rücken dafür hergeben, damit diese Grundlagen nicht ins Wanken kommen? Wer muß denn diese Grundlagen füttern, damit sie Blut und Kraft im Leibe haben?

Diese neue Lehre von den „Grundlagen“ des modernen Staates ist in solchen Zeiten ein mehr als schlechter Trost.

Niemand wird die vierzig Millionen Menschen, die im deutschen Reiche in den kleinen Städten und Dörfern im emsigsten Tagewerke den Feldbau, die Viehzucht und die damit verbundenen Gewerbe treiben, davon abbringen, daß nicht der Wehr-, sondern der Nährstand die eigentliche Grundlage des Staates ist. Denn hört das Nühren auf, so ist's auch mit dem Wehren vorbei, zu Wasser und zu Land.

Derjenige Staat würde bald in die Luft fliegen, der keine anderen Grundlagen als Heer und Marine hätte — außer er formte sich um zu einem wilden Eroberungsstaat, der sein Futter auswärts sucht, in systematischen Kriegs- und Beutezügen. Aber einem solchen systematischen Raubstaat würde in der civilisierten Welt bald das Handwerk gelegt werden.

So lange sich also der Staat friedlich und ehrsam erhalten und redlich nähren will, hat er seine Grundlagen im heimischen Grund und Boden zu suchen. In seinem Landvolke ruhen die festen Wurzeln seiner Kraft, in seinem gesunden und wohlhabenden Bauerstande.

Je verzwickter die Maschinerie des modernen Staates wird, je vielfältiger der Weltverkehr, je gefährvoller Handel und Wandel von Volk zu Volk, je spekulativer die unmäßig anschwellende Industrie, desto größere Pflege und innigere Aufmerksamkeit fordert unsere Allnährerin, die Erde, der heimatliche Grund und Boden, desto sorgfältigere Schonung und Schöpfung das Volk, das Grund und Boden bebaut.

Und schlimm steht's heutzutage mit Grund und Boden, schlimmer noch, wenn auch der Himmel anfängt, zum bösen Spiele der Politiker, die nur noch Heer und Marine kennen, eine böse Mene zu machen und diejenigen Mittel zu versagen, die der Landwirt zum Gedeihen seiner Arbeit braucht: Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte zur rechten Zeit.

Unter solchen Gedanken und Betrachtungen fuhren wir dahin, im lachenden Sonnenschein, durch das ausgedörrte Land.

Es wunderte uns nicht, wie wir auf der Landstraße, unter dem Geräusche der Kirchenglocken von den benachbarten Dörfern und Städtchen, plötzlich unsere Fahrt gehemmt sahen von langen Wallfahrerszügen, die in der Breite des staubigen Weges dahinzogen, Männer und Weiber, mit vorangetragenen Kreuzen und Kirchenfahnen, um mit Gebeten und Gesängen und den Klängen einer ländlichen Blechmusik den alten Herrgott und seine Heiligen um Hilfe anzusuchen.

Es war ein poetischer und ergreifender Anblick, den dieses fromme Bild bot, unter dem blauen Himmel voll strahlender Sonnenglut, inmitten der überstaubten Felder, die seit Monaten nach Regen lechzten.

Lange tönte in meinem Gemüte der Gesang der Landleute in der Sonntagsfrühe nach, und namentlich ein Choral, den die Musiker bliesen, ist mir in seiner schlichten, eindringlichen Weise so zu Herzen gegangen, daß ich die Melodie heute noch im Ohre habe, Note für Note.

So verrann Stunde um Stunde der langen, heißen Fahrt — und wie wir uns dem Ziele, dem herrlich gelegenen Volkach näherten, da tauchten hinter dem Rücken der Vogelsburg, welche die hohe Uferkrümmung des Maines krönt, leichtes Gewölk am Horizonte auf, stieg höher und höher, färbte sich dunkler und dunkler, bis eine mächtige, schwarze Gewitterwand sich vom leuchtend blauen Himmel abhob.

Als unser Fuhrwerk über den schönen, sauberen Marktplatz von Volkach rollte, dem Gasthause zu, das als Versammlungsort bestimmt war, stand es fest: Heute giebt's eine Wahlrede unter Donner und Blitz, und die Herzen der Hörer werden gerührt werden nicht nur von der Wucht der politischen Gründe und Beweise des Redners, sondern noch mehr von der Schlagkraft des Donnerers über der Wetterwolke und von der Herrlichkeit und Güte des Regenspenders, wenn er endlich blitzend die Schleusen seines Himmels öffnet.

Hinter dem Gasthause zum „weißen Lamm“ war ein hoher, hallenartiger Bau, an den sich ein Garten anschloß, angrenzend an die Felder, mit freiem Ausblick weit hinaus in den herrlichen Maingau. Halle und Garten waren mit Menschen überfüllt. Mit dem Rücken gegen die Regelsbahn stand ich auf hohem Podium, um in Halle und Garten gleichmäßig

gut verstanden zu werden. Aus der ganzen Umgegend war das Landvolf herbeigeströmt, ein prächtiger Menschenfchlag, und dichtumdrängt von redenhaften Bauerngestalten begann ich meine Rede, befeuert von den leuchtenden Augen, die mir in der elektrischen Spannung der Luft entgegenblitzten.

Ich weiß nicht mehr, wie ich in der Begeisterung des Augenblicks meinen Vortrag eingeleitet, aber die Empfindung habe ich in dieser Minute noch, daß ich niemals besser gesprochen, als damals. Ich weiß nur, daß ich in großen, packenden Zügen ein Bild der Zeit entworfen, daß ich sonderlich die Verlogenheit und Verworrenheit der politischen Zustände geschildert, daß ich meiner Empörung darüber Ausdruck verliehen, daß man immer die Wohlfahrt aller im Munde führe und doch einer schmählichen Interessenswirtschaft der Starken und Begüterten und Bevorrechteten die Zügel in der Hand lasse, daß man sich in den Kabinetten der Herrschenden so wenig wie in den Klubs der großen Parteien um die Regungen der Volksseele und um die Bedürfnisse der breitesten Bevölkerungsschichten kümmere, wenn nicht zugleich irgend eine überlieferte Firtelsauzerei ungemessener Machtgüste dabei ihr Genüge finde. Niemand von uns wolle der Reichsregierung in den schwierigen Fragen der inneren und äußeren Politik die Versuche zu vernünftiger Lösung erschweren, niemand von uns sei aber auch ferner geneigt, als Lohn für die unaufhörlich gebrachten Opfer an Geld und Gut und Freiheit nichts weiter zu erhalten als die Zumutung immer neuer größerer und schwererer Opfer! Unerträglich müsse eine solche Reichswirtschaft auf die Dauer werden, gefährlich für Freiheit und Friede, trostlos für jeden Bürger, der auf dem Standpunkte einer klaren, zielbewußten Fortentwicklung unseres sozialen und politisch-wirtschaftlichen Lebens stehe, ein Schrecken ohne Ende für alle, die im harten Erwerbe von der Hand in den Mund den Lasten und Bedrückungen dieser unheilvollen Wirtschaft am schärfsten ausgesetzt sind. Jede neue Wahl zum Reichstage ist darum nicht vom einseitigen Parteistandpunkt, sondern als Volkssache im weitesten und höchsten Sinne zu betrachten und zu behandeln. Ein guter, verjüngter, starkmütiger Reichstag erhöhe das Volk, ein schlecht zusammengefügter, parteiverstimmelter, liebedienerischer Reichstag demütige das Volk und gefährde das Reich. Nicht in einem Soldatenkaisertum ruhe das Heil, sondern in dem einmütigen Zusammenarbeiten aller erwerbenden Stände und Volksglieder zur Herbeiführung einer gesunden Wirtschaftspolitik, die nicht die Wohlfahrt eines Teiles der Wohlfahrt eines anderen Teiles aufopfert, die nicht auf der einen Seite Millionäre züchtet und auf der anderen Seite ganze Bevölkerungsklassen verarmen und verelenden läßt. Der Sünden und Thorheiten sind genug geschehen, wir wollen sie nicht vermehren helfen, indem wir in den alten politischen Schleudriau weiter-

leben. Wir wollen uns unserer Haut wehren und des Rodes, den wir noch auf der Haut tragen, damit wir vor unseren Kindern bestehen können und ihnen nicht Zustände vererben, vor denen ihnen die Haut schaudert. Das Leben ist Kampf, das weiß der Landmann so gut wie irgend Einer, und darum soll das Landvolk auch den Kampf in der Politik nicht scheuen, sondern Männer zu seinen Vertretern wählen, von denen sie Beweis haben, daß sie allerwege eine gute Klinge führten, ohne Furcht und Tadel. Der nächste Reichstag muß ein Kampf- und Reform-Reichstag werden, wie man in Berlin noch keinen gesehen hat, und dazu müssen gerade die ländlichen Wahlkreise mitwirken, damit endlich dem Parlamentieren ins Blaue hinein ein Ende wird.

Raum war ich daran, die einzelnen Punkte meines Programms zu erläutern, da brach das Gewitter los mit Blitz und Donner und Regengesturz. Es war ein wunderbares Schauspiel. Nun hatte der Himmel das Wort. Ich machte eine Pause. Der Regen schüttete so gewaltig auf das Dach der Halle und brach mit solchem Getöse durch die Bäume des Gartens, daß nichts anderes mehr zu hören war.

„Der Kandidat is uns recht,“ rief ein Bauer, „der verspricht nit nur was, der bringt glei' was mit!“

Und ein anderer hinter mir: „Wie auf'n Berg Sinai, unter Donner und Blig!“

Und als ich wieder begonnen und nach einer Stunde in Schweiß meines Angesichts meine Arbeit vollbracht hatte, da brach ein anderer Donner los, der Donner begeisterten Beifalls. Und wie vom gewittergereinigten Himmel die Sonne, so leuchtete von den Gesichtern meiner Zuhörer das edle Feuer der Begeisterung für die Sache des Vaterlandes, für die Sache des Volkes, die in mutigem Kampfe zum Sieg geführt werden müsse, koste es, was es wolle.

Nur ein altes Bäuerlein ging kopfschüttelnd und sagte, daß zufällig mein Bruder es hörte: „I wähl'n do' nit, i trau'n nit mit die Zöll. Darüber hat'r mer lang nit guuag g'redt.“

Es bildeten sich kleinere Gruppen, überall, auf der Regelbahn, im Hausgang, in den Wirtstuben, und wo ich vorüberkam, wurde ich in die Debatte gezogen und mußte auf die eine und andere Frage noch Red' und Antwort geben.

Gegen Abend fuhren wir in das weingeseignete Nordheim hinüber, am Fuße der herrlichsten Nebenberge anmutig am Main gelegen.

Von den Volkshörern wurde uns der Abschied nicht leicht. Am Marktplatz standen sie noch in hellen Haufen und brachten Hochrufe dem davonfahrenden Kandidaten. Zu keiner Person sahen sie zweifellos kein schlechtes

Stück ihres fränkischen Volkstums verkörpert, und die Freude an der Art des Kandidaten war nur der verstärkte Ausdruck der Freude darüber, daß in diesem Kandidaten ihr gemeinsames Volksthum, ihre gemeinsame Sehnsucht und Hoffnung eine so feurig berebte Zunge, eine so herzengrößliche, geistesfreie Formel gefunden. Es war kein Personenkultus, es war der unbewusste Siegeschrei einer lange gepreßten Volksseele, der nur ein Einzelner in dieser glücklichen Stunde zum lauten Ausdruck ihres tiefsten Empfindens verholste. Und so war unsere Freude gegenseitig und rein von jeder persönlichen Selbstgefälligkeit.

In Nordheim aber hatte der fröhliche Hausgeist, der die Bewohner beherrscht, eine wahre Familienfeier für den Kandidaten improvisiert. Zu verblüffender Geschwindigkeit hatten sich die ausgezeichneten Musiker des Dorfes versammelt, und als die Lichter im Wirthshaussaale glänzten und Tisch um Tisch mit Gästen sich umreihete, da erklangen schmetternd die herrlichsten Märsche, Tanz- und Liedweisen — und nach diesem wunderlieblichen poetisch-politischen Kandidatenfest wurde wir tief in der Nacht zum Dorfe wieder hinausgeleitet und hinausgeblasen.

Der Reden wurden viele gewechselt, und zwar im gemüthvoll-utimem Ton, ohne die herben, scharfen, politischen Accente. Und ich saß da unter diesen herzengutem, braven Menschen, die ich im Leben jetzt zum erstenmal gesehen, wie ein heimgekehrter Sohn im altvertrauten Vaterhause, wie ein Kamerad unter Kameraden, wie ein Bruder unter Brüdern. Und wie eine Vision stand plötzlich mein Haus an der rauschenden Isar in München vor mir, mein Weib und mein Kind, und dann mein Geburtshaus in Gnodstadt, wo mir Vater und Mutter in hohem Alter noch freudvoll leben und treue Geschwister — und wie im Traum fing ich an, den Nordheimern im lergenschimmernden Wirthsaal, den die Klänge der Musik noch durchzitterten und der Wein in den Gläsern durchbustete, aus meinen langen Wanderjahren durch halb Europa zu erzählen, von meinem Aufenthalt in Rom und Neapel, in Paris und Loudou, von meinem Verkehr mit den ersten Männern in Politik, Litteratur und Kunst, und wie nichts imstande gewesen, der Heimat Angedenken und die Sehnsucht der Rückkehr in meinem Herzen auszulöschen, und wie's dann gekommen, daß ich, nach fast fünfzehnjährigem Wirken und Schaffen in der Fremde, mein Zelt in München aufgeschlagen und nicht im Frankenlande, dem ich nur in kurzen Besuchen meine Verehrung und Anhänglichkeit erweisen kann. —

Seltam!

Wie überall und in allem im Leben, so mußte auch die helle Lichtseite meiner Kandidatenzeit ihr trübes Gegenbild im feindselig schmutzigen Treiben der Gegner finden. Die Augen der Bösen können keinen Glanz

sehen, ohne ihn zu besudeln, sie können keinen Andersgestunten bekämpfen, ohne ihn mit verlogenen häßlichen Farben von Kopf bis zu Fuß anzumalen, ohne sein ganzes Wesen zu verfälschen.

Während ich in Nordheim den Landsleuten mein Herz erschloß, bereiteten die Gegner, die mir niemals in öffentlicher Versammlung Aug' in Aug' entgegenzutreten, ihre perfiden Angriffe gegen mich vor und formten die Kottugeln, mit denen sie nicht nur mich, sondern auch mein Weib bewerfen wollten, sobald ihnen der passende Augenblick gekommen.

Der journalistische Hauptstoß gegen mich wurde in dem ultramontanen „Fränkischen Volksblatt“ (Würzburg) geführt, aber so knapp vor der Wahl, daß ich ihn nicht mehr wirksam hätte parieren können, wenn ich ihn überhaupt hätte parieren mögen. Denn die Verlogenheit, Verdrehung und gemeine Fälschung, verbunden mit dem gassenbudenhaften Ton der persönlichen Herabwürdigung, hatten den Augriff zu einem Akt der Niedertracht gestempelt, darauf ein richtiger Mann überhaupt nicht anders als mit Verachtung antworten kann.

Ich bin ein Charakter lebendigster Entwicklung, gefunden Kraftzuwachs. Ich wiederhole nicht mit vierzig Jahren das Sprüchlein, das ich mit zwanzig gelernt. Ich zehre nicht von den Armseligkeiten, die man uns in der Jugend in den Schulsack stopft. Ich bin kein abgerichteter Vogel, der sein Lebenlang das nämliche Liedchen pfeift. Ich bin kein Kasteiensch, der auf Worte schwört. Ich bin keine Versteinerung, ich bin ein lebendiges, im Wachstum sich veränderndes, freies Geisteswesen.

Es ist ein Leichtes, mir aus den zahlreichen Schriften, die ich seit bald fünfundschwanzig Jahren veröffentlichte, Widersprüche nachzuweisen. Ich bin stolz auf diese Widersprüche.

Aber mit den Widersprüchen allein wäre meinen Gegnern nicht gedient gewesen. Nicht mein wirkliches Wesen aus meinen Schriften zu konstruieren war ihre Absicht, sondern mein Wesen zu verfälschen, es zu einem Popanz für Blindgläubige umzugestalten, zu einem Bürger- und Bauernschreck, zu einer Art von menschlicher und politischer Vogelscheuche.

Also rissen sie Sätze aus dem Zusammenhang meiner Schriften, verstümmelten sie, leimten sie zusammen, daß sie einen falschen Sinn gaben, und machten einen schauerhaften Wischmasch aus allem, was ich je über Politik, Moral, Religion, Freimaurerei, Kirche usw. zu irgend einer Zeit geschrieben habe.

Nur ein Beispiel: Das „Fränkische Volksblatt“ citirt mein Novellenbuch „Bergfeuer“ und sagt, auf Seite soandsoviel stehe die Blasphemie geschrieben, das Christentum laste wie ein Fluch auf der Menschheit.

Der gute Gläubige, der das liest, bekreuzt sich natürlich in hellem

Schrecken über einen solchen Ausdruck. Er glaubt dem Blatt aufs Wort, denn es citiert ja deutlich Titel und Seitenzahl der gottlosen Schrift. Da ist doch kein Zweifel möglich? Er stellt mich auch nicht zur Rede. Denn da würde ich mich zu verteidigen wissen, selbst wenn der Ausdruck echt wäre. Derselbe ist aber gar nicht echt, sondern eine kolossale Fälschung und insame Unterschlebung. Ich schlage das citierte Buch an der citierten Stelle auf, und was steht da? — „Daran erkenne den Fluch, der auf deiner christlichen Civilisation lastet: sie ist unvermögend, dem Lehrer gerecht zu werden, und dem Priester folgt sie die Nacht aus.“

Ich sage: Auf der christlichen Civilisation ruht etwas wie ein Fluch — der Fälscher läßt mich sagen: Das Christentum selbst ist der Fluch —.

Und so in allen Stücken, durch drei, vier lange Zeitungsartikel hindurch.

Ob und wie das wirkt? Flugs setzte sich der Stadtrumpeter meines Gegenkandidaten Röder, der stets strebsame Lehrer Rottmann von Neuses, hin und trompetete den Lehrervereinen meines Wahlkreises in vertraulichem Cirkular zu: Angesichts dieser Enthüllungen des „Fränk. Volksbl.“ wäre es ein Verbrechen von den Lehrern, für die Kandidatur Conrad einzutreten.

Außer in der Presse wurde in ultramontanen Versammlungen wenige Tage vor der Wahl das Feuer an die Minen gelegt, welche meine Kandidatur als die eines verruchten Kerls in die Luft sprengen sollten.

Ein junger Kaplan in Rißingen, dem die Eierstöcke des Klerikal-feminars noch an den Rockschößen hängen, schilderte in einer parteigeschlossenen Volksversammlung mein ganzes Leben und meine ganze Schriftstellerei als eitel — Schweinerei. Der Name dieses edlen klerikalen Wahrheitsfreundes ist Hauck. Er erklärte gleich bei Beginn seiner anmutigen Rede, daß Nichtparteilgenossen nicht zum Worte zugelassen würden. Also blieb seine — Schweinerei geschützt und unwiderlegt.

In dem benachbarten Städtchen Dettelbach hielt der Nacher und Matador der Ultramontanen, der Landtagsabgeordnete Baumann, genannt das „Muttergotteskind“, einen Tag vor der Wahl eine Centrumspartei-versammlung ab, um in schamlosester Weise seinen Leuten eine Lüg- und Truggeschichte als meine authentische Lebensbeschreibung vorzusetzen. Nachdem er meine jetzige Frau, mit der ich seit sechs Jahren in bester Ehe lebe, die Mama meines Sohnes Erwin, beschimpft hatte, die gerade in diesen Tagen unter dem größten Beifall des Münchener Publikums ihr fünf- und-zwanzigjähriges Jubiläum als königliche Hofschauspielerin feierte, eine gottbegnadete Künstlerin und hervorragende Dichterin — kam er auf meine erste Ehe und auf meine geschiedene Frau zu sprechen und deutete in listiger, durch den Staatsanwalt nicht zu fassender Weise an, daß ich auch das erste Weib bei mir behalten hätte und eigentlich in Bigamie lebte.

Was ist gegen diese mehr als jesuitische, geradezu banditenhafte Ehrabschneiderei zu thun?

Alle ehrlichen Leute, die mich wirklich kennen, wissen, daß ich schon lange vor meiner Ehescheidung von meiner ersten Frau getrennt lebte, daß meine erste Frau, die kinderlos war, den größten Teil des Jahres gar nicht in München, sondern in Italien und Südtirol zubrachte, und daß sie nach der gerichtlichen Scheidung (die mit dem Verschulden der Frau wegen böswilliger Verlassung begründet wurde) nach Prag übersiedelte, sich dort ein Haus kaufte usw.

Wie dieser ehrenwerte Herr Landtagsabgeordnete, so hat mein Freund Memminger in Würzburg in einer Wahlversammlung auf dem Lande dem ahnungslosen Publikum das Märchen meines Ehelebens mit vieler Salbung gepredigt und zwar in einer neuen Variation: Ich hätte meine erste Frau als Waisenkind aus einer Töchterchule in Württemberg, wo ich als Lehrer angestellt gewesen sei, ihres Reichthums wegen entführt, im Auslande ihr Vermögen verpraßt und die Unglückliche dann sitzen lassen usw.

Ich frage wieder: Was ist gegen diese gute Namens-Neuchelmörderei zu thun?

Alle ehrlichen Leute, die mich wirklich kennen, wissen, daß ich niemals als Lehrer noch als sonst etwas in Württemberg angestellt war, daß ich meine erste Frau in Genf kennen lernte, bei dem Pastor Maret, in dessen Familie die junge Dame lebte, während ich ein Studentenstübchen mit einem Nürnberger Freund unter dem Dach innehatte, daß die junge Dame damals bereits neunzehn Jahre zählte, also in einem Alter stand, wo man der Mädchenschule entwachsen zu sein pflegt, daß ich die Verlobung in durchaus normaler Form feierte und die kirchliche Trauung in Gegenwart meines Vaters und vieler Zeugen in der protestantischen Kirche zu Würzburg vollziehen ließ (1869), daß ich niemals einen Pfennig vom Gut meiner Frau veruntreute, sondern dasselbe in dem Bankgeschäft von Bachmann, Leuze, Schropp u. Co. in Passau, dessen Kommanditist-Teilhaber (und Mitbegründer) ich war, mit sehr gutem Erträgnis eingelegt hatte, um es nach der gerichtlichen Ehetrennung der Erstbesitzerin wieder auszufolgen nach siebenzehn Jahren usw. usw.

Also was soll man gegen diese frechen Lügen und Verleumdungen beginnen? Soll man sich mit den Ehrenmännern, die sie kolportieren, vor dem Gericht herumschlagen? Einmal hab' ich's gethan, weil ich glaubte, mir damit Ruhe verschaffen zu können, in München, Sommer 1887. Ich verklagte den Herrn Hans Lindner, den Herausgeber des berühmten Blattes „Das deutsche Vaterland“, worin diese Ehelügen zum erstenmal saßbare Form gefunden hatten, wegen Beleidigung und Ehrabschneiderei. Herr

Lindner wurde vom I. Amtsgericht München am 6. Oktober 1887 deswegen zu vierzehn Tagen Gefängnis, Tragung sämtlicher Kosten und Publikation des Urteils rechtskräftig verurteilt. Meine geschiedene Frau erschien damals selbst als Zeugin wider den Ehrabschneider vor Gericht.

Ich habe das Bewußtsein, daß meine Ehrenhaftigkeit und mein guter Name, allen Revolverjournalisten und Gelegenheitsverleumdern zum Trotz, es nicht nötig haben, von amtswegen bestätigt, verbrieft und besiegelt zu werden. Wie ich auch das Bewußtsein habe, daß meine deutsch-patriotische Unbescholtenheit und Gesinnungstüchtigkeit keiner gerichtlichen Bestätigung bedürfen.

Das war nämlich gleichfalls meinen ultramontanen Segnern vorbehalten, die Auszeichnungen, die ich im Auslande errungen habe, als Belohnungen für mein — vaterlandsverräterisches Verhalten zu verleumdern! So stand's schwarz auf weiß im „Fränkischen Volksblatt“: Die Palmen der französischen Academie hätte ich von Jules Ferry, dem damaligen Unterrichtsminister, wegen meiner deutschfeindlichen Haltung in Paris erhalten.

Soll ich mich gegen diese grotesk lächerliche Infamie wehren? Soll ich darauf hinweisen, daß sämtliche Vorträge, die ich von 1878—1882 in Paris über deutsches Geistesleben in französischer und deutscher Sprache gehalten habe, durchaus öffentlich waren? Daß sämtliche Artikel, die ich in die Zeitungen des In- und Auslandes schrieb, stets mit meinem Namen gezeichnet waren? Daß die fünf oder sechs Bücher, die ich während meines Pariser Aufenthaltes über französische und deutsche Zustände publizierte, meinen Namen auf dem Titelblatte trugen? Daß mich der deutsche Turnverein in Paris, dessen Mitglied ich war, und der gewiß keinen Unwürdigen in seinen Reihen duldete, bei meiner Übersiedlung nach München mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte?

Oder war es auch Belohnung für deutschfeindliche Haltung, daß ich bereits als 24-jähriger Mensch vom Erziehungs- und Unterrichtsdepartement in Genf als Prüfungskommissär für deutsche Sprache in die Kantonschulen berufen wurde? Oder daß mich einige Jahre später mein Lehrer an der Universität in Neapel, der berühmte Literaturhistoriker und Senator Settembrini, aufmunterte, mich für die akademische Laufbahn in Italien vorzubereiten und mir eine Professur für deutsche Sprache und Litteratur in Aussicht stellte? Oder daß wieder einige Jahre später der König von Portugal mir während meines Aufenthaltes in Lissabon das Komthurkreuz seines Christusordens verlieh, als dem damaligen Vizepräsidenten des internationalen Kongresses zum Schutze der geistigen Eigentumsrechte? Oder daß ich bei einer ähnlichen Gelegenheit ein Jahr später in London von dem dortigen Lord-Mayor zur Tafel geladen war?

Wahrhaftig, genau betrachtet wirken alle diese wahnwitzigen Angriffe meiner Gegner auf mein Privat- und öffentliches Leben einfach humoristisch, und beleidigend sind sie nicht für mich, da sie mich ja gar nicht treffen, sondern beleidigend sind sie nur für das Publikum, dem man solche Karren voll Lügen und Gemeinheiten vorzuführen wagte.

Hexereien wirken ansteckend. In Kleiulangheim hezte der Pfarrer in ehrenrühriger Weise gegen mich, obwohl er mich nie gesehen und gehört hatte, in meinem Geburtsorte hezte der Pfarrer gleichfalls gegen mich, obwohl ich ihm nie etwas zu leid gethan, sondern seine fast- und kraftlosen Predigten stets mit wahrhaft christlicher Geduld anhörte, in Marktstett rannte ein eingewanderter Preuße herum — ich glaube Wernike, oder so ähnlich, schreibt sich der Biedere — und schrie: „Wer wird den Schuft, den Conrad wählen?“ im schönsten norddeutschen Jargon.

Das Kranke wirkt ansteckend, nicht das Gesunde. Leider. Damit muß man sich abfinden. Und sich durch das öffentliche Leben mit seinen politischen Kämpfen durchschlagen, erfordert eine rechtschaffene Portion Gleichmut.

Das Bewußtsein reiner Absicht, das Beste des Volkes mit gutem Gewissen zu fördern, für das Heil des Vaterlandes jeden Einsatz zu wagen — hilft tapfer über alle Anfechtungen und Gemeinheiten hinweg.

Dreitausendfünfhundertvierundfünfzig deutsche Männer in Franken haben mir ihre Stimme gegeben, das ist mir ehrenvolles Zeugnis genug.

Hier mache ich Schluß. Ich werde diese Aufzeichnungen sammeln und, mit Ergänzungen versehen, als besonderes Büchlein herausgeben, als litterarisches Denkmal meiner Wahlerlebnisse als Reichstags-Kandidat der Volkspartei in Franken.



Zur Verbesserung unserer Rasse.

Von Dr. Fr. Guntram Schultheiß.

(München.)

Alte ist die Klage über den körperlichen Verfall der Menschheit: schon bei Homer stellt der greise Nestor die Heldengeossen seiner Jugend den Kämpfern vor Troja weit voraus, und der Dichter selbst preist die Kraft des Tydiden Diomedes, dem nicht zwei der Menschen seiner Zeit es gleichthun möchten. Es ist das Lob der guten alten Zeit, das die Greise so gern anstimmen.

Aber allzu leichtsinnig wäre es, mit so billigen Trostgründen sich über die Beobachtung hinwegzutäuschen, daß das 19. Jahrhundert bei unerhörten Kulturfortschritten doch mit einem Defizit an körperlicher, geistiger und moralischer Kraft seine Rechnung abschließen wird — sehr ungleich dem 18. Jahrhundert, das zu Beginn seines letzten Jahrzehnts in der französischen Revolution eine Erneuerung des französischen Volkes begrüßte und von den „Neustranken“ die Hoffnung hegte, daß sie auch den andern Völkern eine neue Zeit begründen helfen würden. Heute ertönt von der Seine her das Schlagwort *fin de siècle*, der bittere Nebenton einer treffenden Selbstbeurteilung und Selbstverurteilung klingt auch diesseit des Wasgenwaldes wieder. Schon das Anwachsen des Pessimismus als philosophische Lebensanschauung spricht deutlich genug; der einsame Denker aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts rechnete auf die Anerkennung der Nachwelt, er hat sie in reicherm Maße gefunden, als er wohl meinte — aber nicht durch die logische Überzeugungskraft seiner Lehre, sondern weil die gallige Gemütsstimmung, der Nährboden seiner Gedankenwelt, in weiten Kreisen vorherrscht. So ist Schopenhauer der einflußreichste Philosoph des letzten Drittels des Jahrhunderts geworden, wie Kant der des ersten, Hegel der des zweiten gewesen waren. Ein gesundes und kräftiges Geschlecht reflektiert nicht über den Wert des Daseins; es ist der Mangel an Lebensfreude, das Gefühl unzulänglicher Kraft, was sich in solchen Betrachtungen ergiebt. Die Medizin konstatiert die wachsende Verbreitung der Nervenkrankheiten, in allen Stadien und Abstufungen; die Statistik die Zunahme der Selbstmorde. Es ist vergeblich, an die Pflicht des Menschen gegen sich selbst zu erinnern; auszuführen, daß der Mensch sich das Leben nicht selbst gegeben habe, also es sich auch nicht nehmen dürfe; das ehrenvolle Begräbnis zu verweigern, den Vorwurf der Feigheit zu erheben. In Wirklichkeit gehört ein großer Mut dazu, den letzten Schritt zu thun, wenn das Leben zur Qual geworden ist; die wenigsten finden ihn, die mit dem Gedanken spielen, der Krankheit des Mißmutes ein Ende zu setzen.

Nur mit den Zuständen der Gesellschaft im sinkenden römischen Kaiserreiche lassen sich die unserer Zeit vergleichen. Hohe Blüte der Kultur, das Drängen mit dem Fortschritt, der Glaube an die Ewigkeit dort des römischen Reiches, hier der Kultur, und doch die geheime Angst vor einem Ende mit Schrecken, erleichterten Verkehr über die Länder und Meere hin, wilder Genuß der obersten Klassen und daneben Überfättigung, Kunstwerke an allen Ecken und Enden und daneben die ästhetische Rohheit, Begierde nach Heilmitteln und neuen Systemen und Geheimlehren, Aufschließen von fanatischen Sekten für jeden Unsinn, Wachsen der Städte und Abnahme der Landbevölkerung und noch manches, aber eben ganz besonders auch die Abnahme

der körperlichen Tüchtigkeit, wie es sich bei uns in den Städten und Fabrikbezirken bemerkbar macht. Vieles ist ja auch wieder verschieden. Immerhin mag es sich bei uns erst um die Anfänge des Verfalls handeln, Rettung noch möglich sein.

Es ist nicht nötig, statistisches Material für die drohenden Zeichen des körperlichen und geistigen Verfalls aufzubringen, nachzuweisen, wie die Zahl der Militärdienstunfähigen steigt, wie die Krankheiten und Heilstätten sich vervielfachen. Denn die absoluten Zahlen, wie die Statistik sie liefern könnte, wären erst die eine Seite; es handelt sich um das Verhältnis der Kräfte zu den Anforderungen, die hohe Kultur muß getragen sein wie ein Panzer; ist er dem Träger zu schwer, so verzehrt er nur die Kraft, statt sie zu mehren.

Was unser Geschlecht an geistiger und körperlicher Kraft besitzt, ist das Erbe der Vorfahren; daß wir es nicht gemehrt, sondern gemindert haben und so unsern Nachkommen übergeben, darin liegt die Gefahr. Unser Jahrhundert hat das Kapital angegriffen, statt sich mit den Zinsen zu begnügen. Und bietet nicht unser ganzes soziales Leben das Gegenteil der Zustände, in denen die kräftigeren Vorfahren wurzelten, aus denen sie die körperliche und geistige Kraft und Widerstandsfähigkeit erneuerten? Eine lange Reihe von Vorfahren kuppelt uns an die graue Vergangenheit; aber zur Vergleichung genügen auch nähere Jahrhunderte! Nicht allzulange ist es her, daß Stärke des Armes, Stattlichkeit des Aussehens die beste Empfehlung und Ausstattung war. Das Band der Ritterschaft verknüpfte Fürsten und Dienstmännern unfreier Herkunft in ganz anderem Sinne, als etwa heute die Offizierspepauletten Adel und Bürgerblut. Der tapfere Mann konnte aus den Tiefen der Gesellschaft sich emporarbeiten und ein neues blühendes Geschlecht begründen. Heute steht ihm nur die Laufbahn eines Pachtträgers oder fahrenden Artisten mühelos offen. Man verweist vielleicht auf den Krieg, Tapferkeit vor dem Feind giebt jedem Anspruch auf Beförderung zum Offizier. Auf was dann weiter? Napoleons Marschälle sind doch seltenen Ausnahmen geblieben. Einst besorgte das Schlachtfeld die Auslese der tapfersten und stärksten: die Kugel hat eine Lotterie daraus gemacht, und die Kriege dezimieren die besten Söhne des Volkes, während die Kuripse und Siechen zu Hause bleiben. Kostbares Blut floß freilich zu allen Zeiten; aber so lange der Adel auf dem Schlachtfeld verdient werden oder sich doch bewähren mußte, war er doch wirklich die Aristokratie, die Herrschaft der Tüchtigsten und pflanzte sich in den Nachkommen fort. Selbst das Cölibat der Geistlichkeit entbehrte nicht des Vorteils, indem es die schwächeren, friedfertigen Kinder in sich aufnahm und der Auslese die Fortpflanzung übergab.

Und heute? Noch gelten ja die alten Wappenschilder und ihr Gesetz

der Ehre, aber die junge Aristokratie der Börsenfürsten ist nur durch Geliebtheit und Strupellofigkeit emporgehoben worden; Comptoir und Wechselkurse bilden keine Helden; mag auch das Faustrecht des Kapitals sittlich nicht tiefer stehen als das des Stegreiffs, so setzte doch der eine sein Leben ein, der andere höchstens seine Nerven. Heroische Eigenschaften giebt er seinem Nachwuchs so wenig mit, als der Adel der Schreibstube, des grünen Tisches. Degenerierung, früher oder später — das wird wohl das Ende vom Liede sein müssen!

Die Fürsorge für das menschliche Leben, die Lebensdauer ist gestiegen, sagt man mit Stolz! Ja — aber wem gereicht sie zum Nutzen? Rauher packte einst das Leben den Menschen an, aber der natürliche Lauf der Dinge räumte die schwächlichen Elemente aus dem Wege; selbst Hungersnot und Seuchen trafen mit vernichtendem Schläge eher die Schwachen als die Starken. Unsere Hygiene fristet die armselige Existenz der zu kurz gekommenen und droht noch die Welt zum Spital zu machen, für dessen Kosten die Gesunden darben müssen.

Wir rühmen den Fortschritt der Kultur, die Überwindung des Raumes, den Segen des Welthandels. Selbst der Arme genießt die Erzeugnisse fremder Zonen, die ihm Baumwolle zur Kleidung, Reis und Sago, Pfeffer und Zimt, Kaffee und Thee zur Nahrung, Petroleum zur Erleuchtung geben. Mag sein — aber reichlicher und gesünder, wenn schon einförmiger und berber war doch die Ernährung, so lange sie sich auf den heimischen Boden, auf das heimische Klima beschränken mußte, auch für den letzten Deibeigenen. Ein grausames Geschick war die Hungersnot, und die war nicht selten, aber was ist die Kartoffel und der Kaffeeabsud des sächsischen und schlesischen Webers anders als chronische Hungersnot, die die Geschlechter im Keim verkümmert? Es ist charakteristisch für den Zustand chronischen Hungers, sagt ein deutscher Anthropologe, daß er die Thatkraft zur Veränderung der jämmerlichen Lage vernichtet. Woher soll denn Hilfe kommen?

Wir rühmen uns des Gewinns an Wissen und Bildung. Der Quartaner von heute würde mit den meisten Kirchenfürsten des Mittelalters in die Schranken treten können — aber um welchen Preis ist dieser Fortschritt erkauft? Schon das sechsjährige Kind muß stundenlang ruhig sitzen. Obwohl alles an ihm gegen den Zwang zappelt; denn die Sitzsamkeit ist aller Weisheit Anfang. Ja wenn es noch mit Lesen und Schreiben und Rechnen gethan wäre! Aber die moderne Pädagogik meint, man könne nie zu viel wissen und so muß schon der Volksschüler täglich seine fünf Stunden im Schulstall sitzen und Wörter lernen, wie ein Talmudjünger. Oder was ist es anderes als Wörter, die Heimatkunde und Geschichte, die Naturkunde und Auffsatzlehre usw.? Denn dabei stellt sich heraus, daß so und so viele

Berliner Schulkinder nicht wissen, wie ein Sonnenaufgang, ein Berg u. dgl. in Wirklichkeit aussieht! Es ist das freilich zugleich ein trauriger Beleg für die Schattenseiten der Großstadt! Was ist das Endergebnis der Bemühung? Lesen und Schreiben — und von allem ein wenig, recht oft auch ein wenig schiefer Rücken, und so andere kleine Mängel. Wenn auch früher die Jugend oft aufwuchs wie Kraut und Rüben und lernte so viel oder so wenig sie mochte, so wuchs sie doch zu voller Gesundheit empor und lernte mehr aus der Natur als aus dem Buch über Naturlehre, sie konnte Ritter wie Handwerker werden, ohne die glücklichste Zeit des Lebens verbittert zu haben durch den Erwerb von Kenntnissen, die vielleicht einmal von Nutzen sein könnten. Ja selbst der fahrende Schüler wußte fast besser Bescheid auf der Landstraße als im Donat, aber er mußte sich eben selbst den Weg schaffen, wo der heutige Gymnasiast von der Peitsche der Verfehlung und des Nатурitätseramens vorwärts getrieben wird. Denn wenn schon die Zeit und der Unterrichtsbetrieb der gegenwärtigen Volksschule ernste Bedenken erwecken muß, so bleibt doch der Trost, daß vieles nur auf dem Papiere steht, daß die Jungen wie die Mädchen schließlich gerade noch zu rechter Zeit loskommen, um sich zu dehnen und zu strecken, hinter dem Pflug, in der Werkstat, mit dem Rehrbesen und Wasserschaff.

Auders beim Gymnasium, dessen Name wie Hohn auf seinen Betrieb, seine Wirksamkeit klingt. Dem Ringsschule, Ringanstalt heißt es mit dem gleichen Recht, wie Prokrustes seine berühmte Vorrichtung so hätte nennen können. Man braucht nur zu Beginn der Unterrichtszeit oder nach deren Beendigung auf der Straße die Scharen der „bildungsbesessenen“ Jugend zu mustern und im Geist mit den Besuchern eines altgriechischen Gymnasiums zu vergleichen. Welche Masse verkümmert, blasser, schlaffer Knaben, wie viele durch Brillen entstellte Gesichter, besonders unter den älteren! Eine Bücherlast, unsinniger Weise unter dem Arm getragen, statt in einer Tasche auf dem Rücken, hat die eine Schulter in die Höhe gezogen, der andere Arm schlendert zur Erhaltung des Gleichgewichts hin und her. Vom vollständigen Sitzen sind die Schultern nach vorn gesunken, der Brustkorb eingeflacht, der Rücken rund und die Beine dürr und unausgebildet, nur mit vorgehobenen Knien tragen sie knickend und schwankend das Körpergestell vorwärts. Wie konnte es anders sein, wenn schon der 8—9jährige Knabe den ganzen Vormittag mit geringen Unterbrechungen in den ganz ungeeignet gebauten Bänken sitzen muß, ohne den Rücken nach hinten so stützen zu können, daß die Schulterblätter anlehnen, wohl gar noch mit Auflegen der Hände auf der Subsellie, so daß der Kopf zwischen die Schultern sich senken muß. Nach einem hastigen Mittagessen, denn die Zeit ist ja beschränkt durch den Weg von und nach der Schule, folgt der Nachmittagsunterricht, zwei

wenn nicht drei Stunden hindurch. Und dann zu Hause noch einige Stunden für schriftliche Arbeiten und Auswendiglernen, oft bis in die Nacht hinein! Und hinter allem die Furcht vor Strafe, vor schlechten Noten, vor Verweigerung des Emporsteigens in die nächste Klasse. Und so geht die Qual des Lernens fort, ja sie steigert sich von Jahr zu Jahr, gerade in der Zeit am meisten, wo der rasch wachsende Körper energische Betätigung fordert, um dem träumerischen, ahnungsvollen Geistesleben der sich vollziehenden Pubertät Ablenkung zu verschaffen, und das Ergebnis ist die charakteristische Gestalt des deutschen Primaners, die verhöcete, linkische, unbeholfene Karikatur des Jünglings, der Kopf ist voll unverdauter Brocken aus allen Wissenschaften, halb dunkelhaft, halb blasfert und übermüdet schaut er in die Welt hinein; denn er muß ja glauben sie zu verstehen, nachdem man ihm gelehrt hat, über alles Mögliche schön klingende Phrasen zu Papier zu bringen, die man deutschen Aufsatz genannt und mit breispüriger Wichtigkeit recensiert hat. Und die es soweit gebracht haben, sind immer nur der kleinste Teil, die widerstandsfähigsten; denn die große Masse ist längst abgefallen; da man Begabte und Mittelmäßige mit dem gleichen Brei füttert, so haben sie die Kraft und den Mut verloren, das überrechte und überspannte Gehirn hat den Dienst versagt; der eine schiebt vielleicht dahin, der andere ist durch das Mißverhältnis zwischen Können und Sollen zur Verzweiflung getrieben worden. Denn der Schülersebstmord ist leider kein seltenes Vorkommnis mehr. Gerade die kräftigeren, oppositionellen Naturen aber sind es, die nach überstandener Drillung, müde des Schulstaubs, angeekelt von aufgezwungener, nicht erlebter Bildung nichts Kostlicheres wissen, als im Schlammbad eines geistlosen Kneipenlebens, in einem Meer von Bier die Erinnerung an die Schule zu erlösen, bevor sie sich schlecht und recht mit dem Fachstudium abfinden. Und wie viele finden den Rückweg nicht mehr zu eigener, unbeaufsichtigter Thätigkeit! Und wie wenige der sogenannten gebildeten Klassen, der Beamten und Gelehrten, beweisen sich in den Jahren der Reise als harmonisch entwickelte, freie Menschen, wie sie das Altertum hervorbrachte, wie sie der Nation zu liefern der angebliche Zweck des klassischen Bildungsgangs sein soll. Mit welchem Hohn würde ein Sophokles und Plato, ein Cäsar und Tacitus auf die Philologen blicken, die ihr Erbe auszumünzen sich für berufen halten, auf die Barbaren, die die edle volle Menschlichkeit im Munde führen und nicht daran denken, daß der Mensch Körper und Geist erhalten hat, um beide auszubilden, auf die Urenkel der Germanen, die Stubenhocker geworden sind, die in ihren Nachkommen nur ein Heer von Breßhaften und Schwächlingen in die Welt schicken.

Und wahrlich nicht besser, sondern schlechter noch wirken die andern

höheren Schulen, ob sie Realschulen oder Töchterschulen heißen: auch sie stopfen den Kopf voll unverdauter Kenntnisse, statt den Verstand und die Phantasie zu nähren, sie bereiten für Prüfungen vor, statt für die Kämpfe des Lebens.

Nur der ungeheuren Fähigkeit des menschlichen Organismus ist es zuzuschreiben, daß alle nachteiligen Einflüsse einer mißhandelten Jugend sich doch meist wieder zur Not ausgleichen, und erst in der zweiten und dritten Generation der körperliche Verfall zum Erlöschen des Geschlechtes führt. Aber dieses Schicksal der allmählichen Eliminierung trifft die gute Hälfte der Bevölkerung, vor allem die der großen Städte, die nur durch beständige Bluterneuerung sich erhält und wächst. Die Städte, die ein naturgemäheres Leben sich bewahrt haben, die Bauern, der landbauende Adel sind das große Reservoir der überschüssigen Kraft zur Erneuerung des Volkes. Und es ist hohe Zeit, dafür zu sorgen, daß es nicht versiege oder ausgeschöpft werde. Nur zu häufig sieht man jetzt auch schon auf dem Lande, wie der Dreißig- und Vierzigjährige durch allzuschwere Arbeit vor der Zeit aufgebraucht wird. Was es bedeutet, wenn der Bauernstand dem Untergang verfallen ist, lehrt die Geschichte Roms deutlich genug. Die Symptome und Ursachen der Krankheit und ihre Ausdehnung muß zuerst ermitteln und feststellen, wer die Mittel der Heilung bestimmen will.

Zwar nicht davon kann die Rede sein, daß die Erkenntnis der Schäden von gestern wäre, daß insbesondere im Schulwesen Vieles innerlich faul sei, was nach außen glänzt und gleißt, daß man einer verkehrten Richtung blindlings gefolgt sei, das ist am ersten erkannt und verkündigt worden. Man sah, daß die Fähigkeit zu lernen und zu ertragen ihre Grenzen auch bei der geduldrigen Jugend habe, man kam darauf, daß die Jugendjahre doch nicht bloß die Bestimmung haben können, Kenntnisse aufzuspeichern, die später — vielleicht! — zum Nutzen oder zur Zier gereichen können, wenn sie nicht mittlerweile vergessen sind. Mit Hinweisung auf das Wappen der Kurzsichtigkeit erscholl schon in den dreißiger Jahren der Mahnruf von der „Überbürdung“ der Schuljugend.

Als er immer stärker und stärker wurde, da entsann sich die Weisheit der hohen und höchsten Behörden, daß „diesbezügliches“ schon in den Akten vorhanden sei, und als man den starken Fasizel „Jahn und das Turnwesen“, d. h. eigentlich Turnwesen hervorholte, da fand man, daß der halbverschollene Schwärmer schon zu Anfang des laufenden Jahrhunderts die Behauptung erhoben hatte, die von ihm erfundene oder wenigstens neu belebte Turnkunst solle die verloren gegangene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloß einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Überfeinerung in der wiedergewonnenen Mann-

lichkeit das notwendige Gegengewicht geben und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und begreifen. Die Turnkunst müsse einen Haupttheil der menschlichen Ausbildung einnehmen; denn ohne Kraft und Stärke, ohne Dauerbarkeit und Nachhaltigkeit, ohne Gewandtheit und Anstelligkeit verführe das leibliche Leben zum nichtigen Schatten.

Aber der Mann und sein Werk waren in schlechten Geruch gekommen; der wüthende Demagogenheze waren beide als Opfer dargebracht worden. Nur verstoßen hatten sich seine Anhänger in den Turn-Vereinen fortfristen können; eine verdächtige Sekte von nationalen Schwärmern. Ihre und ihres Meisters Meinung, daß geregelte Muskelübungen den Menschen kräftiger, gesünder und mutiger machen müßten, fand jetzt wieder mehr als früher Gehör, die Ärzte erwiesen sich geneigt, diese Behauptungen durch das schwere wissenschaftliche Hülfsmittel der physiologischen Forschung zu beweisen, daß der stärker gebrauchte Muskel sich auch besser ernähre durch den angeregten Blutumlauf, daß so die einseitige Gehirnthätigkeit ihrer Nachteile entkleidet werden könne, daß der Zug der Muskeln auch die Knochen strecken und dehnen könne, besonders in der Jugend, so daß die Größe des Körpers, die Breite des Brustkorbs und damit die Kapazität der Lunge beeinflusst werde, daß das Gefühl körperlicher Kraft den Mut, das Selbstvertrauen hebe und das Nervensystem widerstandsfähiger mache.

So gelangte also das Turnen zu der lange verweigerten allgemeinen Anerkennung, nachdem man die Verbindung des Turnwesens mit politischen Hoffnungen und Bestrebungen ungeschickt genug durch völliges Verbot der Turnplätze bestrafte. Jetzt entschloß man sich, der öffentlichen Meinung über die Überbürdung durch die Aufnahme des Turnens unter die Lehrgegenstände der höheren und niederen Schulen ein Opfer zu bringen. Aber man verordnete das Gegengift nur homöopathisch, sehr mäßig und sehr verdünnt. Zwei Stunden wöchentlich sollten gut machen, was 30 oder mehr Sitzstunden und die häusliche Arbeit verdarben; und damit die Jugend beim Turnen nicht verwildere und verrohe, wurde es vollständig in den Unterrichtsplan eingefügt und nach den Grundsätzen der Schuldisziplin geregelt, so daß es so ziemlich dem Schreibunterricht sich zur Seite stellte. Dienstbesessene Turnlehrer betonten deshalb ganz besonders die Frei- und Ordnungübungen als schulgemäß, weil sie die strengste Aufmerksamkeithaltung und Unterordnung unter das Kommando erfordern.

Hat das Schulturnen, in dieser Weise seit zwanzig und dreißig Jahren betrieben, die Erwartungen erfüllt? Ist die Jugend frischer, kräftiger geworden?

Wer mit Sachkenntnis, Unbefangtheit und Wahrheitsmut beobachtet und urtheilt, wird die Frage nur verneinen können.

Wo sind die Gründe zu suchen?

Der Nutzen der weisesten Anordnung kann durch die Umstände der Ausführung vereitelt werden. So auch hier. Wohl mögen die Umstände je nach den Orten verschieden sein, aber etwaige Ausnahmen bestätigen uns den Durchschnitt.

Jahns Hauptforge war die Errichtung eines Turnplatzes gewesen, weit draußen vor der Stadt, die Bewegung in freier Luft, auf Rasen, unter Bäumen, galt ihm als das erste Erfordernis, der weite Marsch zwischen der Wohnung und dem Turnplatz schien ihm ein Vorteil. So war das Turnen zunächst eine Sache des Sommers. Ganz anders unser heutiges Schulturnen. Da es nach dem Stundenplan abgemacht werden muß, so ist es meist auf einen geschlossenen Raum angewiesen; wo er in Verbindung mit dem Schulhaus steht, wird er meist sehr beengt sein. Dann ist der sehr bedenkliche Zimmerstaub fast unvermeidlich; das stärkere Atmungsbedürfnis gereicht so nur zum Schaden statt zum Nutzen.

Daß nun aber die obligaten zwei Turnstunden zu wenig sind als Gegeneinfluß bei der Unzahl von Sitzstunden in der Schule und zu Hause, das ist oft genug gesagt worden. Sie sind aber andrerseits auch zu viel, wenn eine volle Stunde Turnens zwischen zwei andere Lehrstunden hineinfällt oder den Schluß der ganzen Unterrichtszeit ausmacht. Es kann kaum ohne Überanstrengung abgehen, wenn der Turnlehrer „strebsam“ ist, die Zeit ausnutzen und seine Schüler so beschäftigen will, daß die Stunde in schulmäßig strenger Disziplin verläuft, wie auf einem Exerzierplatz. Daß die Ärzte die Überanstrengung für unbedingt schädlicher halten als das Fernbleiben vom Turnen, zeigen die heutigen Dispense vom Turnunterricht; das Abraten bei Erwachsenen, die so häufig das Turnen wieder aufgeben müssen, weil es ihnen nicht gut thut. Freilich handelt es sich hier um Individuen, die mit angeborenen oder erworbenen organischen Schäden behaftet sind, mit Herzfehlern, Brüchen zc. Aber für die Bedenklichkeit des Schulturnens fällt noch etwas anderes ins Gewicht, das die Grenze der zuträglichen Anstrengung sehr weit heruntersetzt: es ist die schlechte Ernährung vieler, sehr vieler Schulkinder, auch an höheren Schulen! Blutarme, Bleichsüchtige, schwächliche Kinder haben keine Kraft übrig für körperliche Übungen, sie ermüdet alles. Wir haben eben vielfach ein verkümmertes, sieches Geschlecht vor Augen; es handelt sich nicht nur um die Kinder der bitteren Armut, denen die nötige Nahrungsmaße nicht gegeben werden kann, sondern auch um das Ergebnis der geschwächten Zeugungskraft der oberen Schichten der Gesellschaft, das ängstlich aufgepäppelt worden ist. Und ferner ist es eine offenkundige Thatsache, wie selbst frische und kräftige Knaben durch die gesundheitswidrige Anstrengung im Lernen nach und nach müde und ver-

drossen, blutarm und nervös werden, je höher sie im Bildungsengang emporsteigen; das sind gerade die strebsamen, fleißigen, pflichteifrigen Schüler. Bei den Kindern der Armut wäre es wahrlich oft besser, das öffentliche Geld statt für Turnsäle und Geräte zu verwenden zur Verabreichung einer warmen Suppe während einer Pause. Bei den andern wäre die Belehrung der Eltern das Nötigste; sie sollen erfahren, daß die körperlichen Kräfte ihrer Nachkommen, die Ausdauer und Fähigkeit nicht genügen, daß sie am besten für deren Wohlfahrt sorgen, wenn sie ihnen das Zurücktreten in einfachere Lebensverhältnisse, den Verzicht auf die Mühen und den verzehrenden Ehrgeiz der Bildung ermöglichen.

Wie wenig hat die sogenannte Schulreform erfüllt von den Hoffnungen, die man an sie geknüpft hatte! Wie wenig läßt sich hier überhaupt vom grünen Tisch aus durch Anordnungen erreichen! Hat man sich auch der Einsicht nicht ganz verschlossen, daß auch der Körper seine Rechte fordert, wenn er nicht verkümmern soll, so ist doch die Einsetzung von Spielstunden, die Erhöhung der Zahl der Turnstunden noch immer zu wenig. Der Unterricht bedarf einer Reform seiner Ziele und seines Geistes; nicht die Anfüllung mit Kenntnissen, sondern die Ausbildung der Fähigkeiten sollte der erste und leitende Gesichtspunkt sein. Was die Jesuiten verstanden, die fähigen Köpfe zu sondern von der Masse derer, die eines langsameren Ganges bedürfen, die nur mühsam und Schritt vor Schritt sich so viel aneignen können, um Handlanger und ausführende Gehilfen zu werden — das sollte doch auch die stolze moderne Pädagogik lernen können. Wenigstens von der Pubertät an ist der Unterschied der Begabung selbst dem blödesten Lehrer erkennbar, also müßte hier die Scheidung eintreten zwischen der höheren Schule, aus der die leitenden Stände hervorgehen und der mittleren Bürgerschule, Realschule oder wie sie sonst heißen mag, die die subalternen Köpfe, den Mittelschlag der Begabung zum Maß ihrer Anforderungen machen kann, und indem sie den Besseren das schnellere Durchlaufen ermöglicht, die Überbürdung vermeidet. Dieser Segen der Einheitschule ist noch viel zu wenig erkannt, weil man immer wieder vergißt, wie oft ein kräftiger Bauernjunge, ein scheinbar Zurückgebliebener, mit gesammelter Kraft, mit raschen Schritten den Vorsprung der abgemüdeten Altersgenossen eingeholt hat. Nur durch Trennung von den vorbereitenden Stufen des Knabenalters kann das Gymnasium, als die Schule der Jünglinge, der Auserlesenen und Gesühteten, seinen Namen verdienen, ein körperlich und geistig gestärktes Geschlecht von Kulturträgern heranziehen.

Das ist das eine, ein Unterricht, der nicht in die Luft baut, von den Idealen der Bildung aus den Schulplan entwirft, sondern den Entwicklungsgang der Menschen zur Richtschnur nimmt und die Unterschiede der Begabung

beachtet — und das andere ist die sorgfältige Rücksicht auf die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Körpers, zu dem auch das Gehirn gehört. Luft und Licht, Sauerstoff und Blut muß in Hülle und Fülle da sein, dann kann das Gehirn Lateinisch und Mathematik, der Körper das Turnen vertragen. Also hohe, helle, weite Schulsäle, ein Strom von Luft durch und um das Haus, ein freier Platz ringsum, und die Kinder ins Freie hinaus, so oft nur möglich. Hinaus mit den Schulen aus der quetschenden Enge der Straßen, hinaus an den Saum der Städte, wo möglich ganz aufs Land. Am leichtesten ginge es bei den Gymnasien, den Oberschulen vom 15. bis 18. oder 20. Jahr! Aber auch sonst würde ein Weg von einer halben, ja einer ganzen Stunde nichts schaden, natürlich nur einmal des Tages. Denn die Trennung des Unterrichts nach Vor- und Nachmittag führt nur zur Überladung mit Stunden. Vier bis fünf Stunden täglich, mit einer Frühstückspause, kann das Kind, der Knabe, das Mädchen aushalten lernen, wenn es dann Zeit zur Ruhe und Erholung hat. Will man auch noch Schulturnen haben, so ist eine halbe, ja eine Viertelsunde täglich für geregelte Muskelübungen vollauf genügend. Zum Laufen und Springen, zum Heben und Tragen, zum Klettern und Schwimmen braucht man keine Turnhalle. Reck und Barren behält man besser dem Jünglingsalter vor.

So viel von der Schule, vielleicht zu viel. Aber da die Schule gegenwärtig am meisten verdorbt, so muß sie auch ausführlich behandelt werden, wenn man an Besserung des Menschengeschlechts denkt. Denn alles Gesagte gilt ebenso wie für das Gymnasium und die Realschule, auch für die Mädchenschule. Auch bei ihnen hat man nur an den Kopf gedacht; da doch bei ihnen, schon als zukünftigen Müttern, der Unterleib wichtiger sein sollte, dessen Gesundheit oder Krankheit das weibliche Fühlen und Denken beherrscht. Die Schulen sind schon gut genug, wenn sie nichts verderben, den Menschen nicht einseitig und verschroben entlassen.

Eine wirkliche Besserung unseres Menschenschlages aber setzt eine Besserung der Lebensverhältnisse voraus. Hier wäre der Hebel anzusetzen.

Zunächst handelt es sich um die Bekämpfung der schädlichen Einflüsse, deren Bedeutung erst die moderne Hygiene gewürdigt hat, vor allem die ungünstigen Wohnungsverhältnisse der unteren und mittleren Klassen der Bevölkerung in unsern rasch anwachsenden Städten. Geht es so weiter wie bisher, so ist ein wachsender Anteil der Gesamtbevölkerung schutzlos dem Raubrittertum einer gewissenlosen Spekulation, einem Wucher mit Luft und Sonnenlicht preisgegeben, die zunächst schwere Entbehrung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, nicht nur des Sauerstoffs, den die Natur ohne Produktionskosten liefert, sondern auch der Nahrung, die durch die steigende Miete sich schmälert, auferlegen, die des Weiteren große Menschenmassen

zu den Leiden und Krankheiten der Blutleere, der Cirkulationsstörungen, der Nervenschwäche, der Schwindfucht verdammen, die die Erzeugung und Auszucht eines allmählich verkümmernenden, dahinsiechenden Nachwuchses heraufbeschwören, die schließlich das Absterben der Familien städtischen Lebens rapid beschleunigen müssen; weit hinaus über die aus der historischen Bevölkerungstatistik für das Mittelalter sich ergebenden Wahrscheinlichkeiten und Analogien! Aufgabe der öffentlichen Gesundheitspflege ist es zum mindesten, der Zusammendrängung in enge Schlaf- und Wohnräume, den daraus entspringenden Gefahren einer ungenügenden Luftzufuhr entgegenzuwirken, und wenn sie sich nicht imstande sieht, die Wohnungspreise herunterzubringen, die für den Arbeiter wie für den Mittelstand schon heute fast unerträglich sind, wenigstens auf breite Straßen, auf große Plätze, auf bepflanzte Flächen im Innern des Häusermeeres mit aller Strenge zu halten.

Aber auch die „Ausweitung“ allzu enger Straßengewirre, wie man sie in Neapel für nötig gefunden hat, damit auch die Ausweitung der Städte wäre energisch zu fördern, wenn auch das Interesse der städtischen Grundbesitzer zum Opfer gebracht werden müßte. Ganz aus eigener Machtvollkommenheit kann der Staat der unheilvollen Centralisierung, der Zusammenhaltung seiner Behörden und Beamten, vor allem auch der Garnisonen in den großen Städten Einhalt thun. Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone ermöglichen den raschen Verkehr auch bei größeren Entfernungen. Neu zu bauende Kasernen können ohne Gefahr für die militärische Ausbildung stundenweit vom Reichbild der großen Städte errichtet werden oder in kleine Städte verlegt werden, wie dies bei Gewehr- und Pulverfabriken der Fall ist. Und ebenso kann die Industrie veranlaßt werden, ihre Fabriken und ihre Arbeitermassen im Lande zu verteilen und so auch den Arbeitern gesündere Wohnungen zu verschaffen.

Eine drohende Gefahr enthält auch die wachsende Schwierigkeit einer genügenden Ernährung für die ärmeren Volksklassen. Unser nordisches Klima fordert kräftigere, massenhaftere Nahrung als die, womit der reisessende Hindu, der dattelverzehrende Araber sich begnügen kann. Mit dem Predigen der Genügsamkeit, worin sich selbst die hervortragendsten Physiologen gefallen haben, ist nicht aufzukommen gegen die Erfahrung, daß unzulängliche Volksernährung in sehr kurzer Zeit sich fühlbar macht in der sinkenden Ziffer der Dienstauglichen. Diese Erscheinung hat man in der Schweiz wohl mit Recht in Zusammenhang gebracht mit der Ausdehnung der Fabrikation und des Exportes von Käse, wobei nur die wertlosen Teile der Milch den Dienstboten zur Nahrung bleiben, mit dem Erfaß des Obstweins durch Schnaps. Nicht minder zeigt die Genügsamkeit des armen Italieners bei Polenta und

Wasser ihre Rehrseite im Verkommen der Rasse. Zum Glück ist die Sache in Deutschland noch nicht bis zum Äußersten gediehen. Aber die künstliche Verteuerung von Brod und Fleisch, für die man zum Teil das Interesse des Ackerbaus, den Schutz gegen die ausländische Konkurrenz, zum andern den rein fiskalischen Gesichtspunkt einer leicht zu pacenden Steuer zum Deckmantel nimmt, hat auch bei uns ihre sehr bedenklichen Konsequenzen schon gezeigt. Auch der kleine Bauer, der ländliche Tagelöhner muß geschützt werden, er geht selbst dem Fabrikarbeiter noch weit vor, weil seine Nachkommenschaft nicht nur in erster Reihe die Haut zu Markte trägt, wenn der Krieg die Spreu vom Weizen sondert, sondern auch im Frieden unaufhörlich die andern Stände mit frischem Blute trinkt und erneuert. Doch erfüllen auch die körperlich minder rüstigen Berufsstände eine wichtige und unentbehrliche Rolle im Volkskörper, und um so mehr, wenn auch bei ihren Gliedern der körperliche Verfall aufgehalten werden kann. Leidet der Bauernstand wirklich Noth, ist seine Arbeitsleistung allzusehr angepannt — und wer wollte das leugnen, wenigstens für einzelne Gegenden — so muß seine Steuerlast gemindert werden, sein Eigentum vor Verschuldung, besonders vor Verwucherung geschützt werden. Aber der Handel mit den Erzeugnissen des Bodens ist nicht die Grundlage seiner Existenz; er ist auch zufrieden, wenn der Überschuß über das, was er selbst verzehrt, genügt zum Eintausch der wichtigsten andern Lebensbedürfnisse; des Großgrundbesitzers, der dem Boden nicht nur die Bedürfnisse des Mittelstandes, sondern auch den Luxus des Reichthums abnötigen will, kann ein Volk entzogen. Besser frommen ihm zehn kräftig blühende Bauerngeschlechter, als ein im Überflusse verkommenes Herrengeschlecht.

Arbeit, und selbst anstrengende Arbeit in frischer, freier Luft, Rühren und Regen der Arme und Beine, des Herzens und der Lunge, Abhärtung gegen Wind und Wetter, Hitze und Kälte schafft gesunde und rüstige Körper, und wo die Rassenanlage von Alters her da ist, erhebt sich das Volk selbst aus den Anfängen der Verkümmerng wieder zu den hohen Gestalten seiner Vorfahren. So haben sich die holländischen Bauern im Rapland wieder gestreckt und geredet; so bewahren die Holzknechte des bayrischen Gebirgs bei schwerer Arbeit und einförmiger Kost von Mehlspeisen und Schmalz die Kennzeichen germanischer Abkunft. Die arbeitende Stadtbevölkerung aber könnte kaum dabei bestehen: sie wird den Fleischgenuß nicht ganz entbehren können, und das Fleisch von abgetriebenen Säulen wird kaum die nötige Kraft hervorbringen. Von Vorteil wird die Herstellung der Speisen im großen sein, also in Volksküchen, die auf Gewinn verzichten können. Wenn freilich die Ersparnis für Bier und Schnaps aufgeht, werden die Jammergestalten in den Reihen der jugendlichen Fabrikarbeiter und Arbeiterinnen

nicht seltener werden. Obuehin hat einseitige Arbeit die Tendenz zur Verkümmernng des Körpers.

Nicht minder gilt das für die einseitig geistige Arbeit der sogenannten gebildeten Stände, der Kaufleute und Beamten, der Musiker oder Gelehrten. Wer unter ihnen einen harmonisch entfalteten, kräftigen Körper besitzt, verdankt es nur seinen Vorfahren, denen er dankbar sein muß, meist wohl der Abstammung aus den gesünderen Schichten der Landbevölkerung. Aber selten, daß er ihn noch auf die zweite, dritte oder ferneren Generationen forterben sieht. Gerade unter den gelehrten Ständen sind die Vogelscheuchen in der Uebersahl, besonders im höheren Alter. Das Beispiel der alten Griechen zeigt, daß bei diesen Ständen, die im allgemeinen nicht gerade unter dem Druck der bitteren Not stehen, zweckmäßige Pflege des Körpers zur Veredlung der Rasse führen, die Nachteile geistiger Arbeit beseitigen kann. Nur entspricht die Lebensweise in diesen Kreisen nicht im nötigen Maße den Forderungen einer vernünftigen Sorge für die eigne Gesundheit und die der Nachkommen. Einige Wochen Landleben thun es nicht; wenn man sonst kaum zu einem mäßigen Spaziergang kommt und die Erholung in heißen Gesellschaftsräumen, im Theater, in der rauchigen Kneipe aufsucht. Dazu noch der zerstörende Einfluß einer hastigen, forcierten Arbeit im Verufe, das aufreibende Strebertum, das nur auf Kosten der echten und deshalb bescheidenen Talente Erfolge erzielt, ohne Befriedigung zu erjagen! Unstreitig hätte unser Turnen den Verus, die hellenische Gynnastik in unserem Klima zu ersetzen, aber noch ist es weit davon entfernt, eine Volksache zu sein. Was bedeuten die paar Tausend Vereine in dem Gebiete ganz Deutschlands anderes, als eine besondere Seite unseres Vereinswesens, als das Treiben beugter Kreise, vor dessen Harmlosigkeit man sich hohen und höchsten Orts überzeugt hat. Man verweigert der Turnache bei festlichen Gelegenheiten nicht die Anerkennung durch ebenso schön klingende als billige Redensarten; aber damit meint man sich denn auch abgefunden zu haben. Wir wollen nicht behaupten, daß das Turnwesen allenthalben in Großdeutschland mit solcher Laueheit sich selbst überlassen werde, es giebt glänzende Ausnahmen, und man wird sich auch auf die Pflege des Schulturnens berufen. Aber doch fehlt der große Zug, es fehlt vor allem der rechte Glaube an die Anpreisungen, mit denen berufsunähige Turnlehrer die Wichtigkeit ihres Faches, und damit ihrer werten Person zu heben suchen. Dazu gehört die Behauptung, daß in den Turnübungen jeder ein Mittel zur Hand habe, seinen Körper nach Belieben umgestalten zu können. Das ist Unfinn; aber das muß man festhalten, daß das Turnen, zur rechten Zeit begonnen, die Ausbildung des Körpers, der Muskeln, Knochen und Nerven wesentlich beeinflussen kann, daß diese günstigen Wirkungen auf die Nachkommenschaft

übertragen werden können, und daß so nach und nach durch die Kraft der Vercbung bei fortbauender Pflege der körperlichen Übungen die Rasse verbessert, gekräftigt, veredelt werden kann. Das richtige Alter für die bleibende Wirkung des Turnens ist der Übergang vom Knaben zum Jüngling, wo das Gefühl des Reisens einen unbestimmten, unklaren Thatendrang hervorruft, der sich am ersprießlichsten in körperlicher Anstrengung austobt. Der Zwang des Schulturnens kann das wahre Turnen in Jahn's Geiste nicht ersetzen, der den freien Willen, die Selbstüberwindung der Trägheit als den Sporn der Mühe betrachtete. Fortgesetzt müßte dann das Turnen werden bis in das reife Mannesalter der vierziger und fünfziger Jahre, um die volle Kraft ins Greisenalter hinein zu tragen.

Die Hauptgefahr des Turnens der Jünglinge ist die Überanstrengung, die Ausbildung eines Athletentums, die Sucht in Schau- und Kunststücken zu glänzen. Schon die Alten wußten, daß die Athleten an Gesundheit einbüßten, was sie an Kraft gewannen über das Gleichmaß der Ausbildung hinaus, dessen Grenzen jedem durch die natürliche Ausstattung seines Körpers gesteckt sind. Das Turnen hat nichts zu thun mit dem Sport, er heiße Velozipedsfahren oder Rudern. Er ist nicht ganz zu verwerfen, aber über das Vergnügen sollte er nicht hinausgetrieben werden, nicht zum Hezen ausarten, wie jetzt nach schlechtem englischen Vorbild in Deutschland üblich ist. Die dürrn Engländer stellen durchaus nicht das Ideal der germanischen Rasse dar.

Es ist zu beklagen, daß gerade die sogenannten gebildeten Stände, d. h. die Angehörigen der vorzugsweise geistig sich anstrengenden Berufe sich den Turnvereinen fernhalten, zu beklagen im Interesse beider Seiten. Es zeigt sich darin, daß das Schulturnen in seinem gegenwärtigen Betrieb mit den andern Schulfächern, besonders mit den klassischen Sprachen, den negativen Erfolg teilt, daß der Erwachsene nur ausnahmsweise das auf der Schule gelernte später von freien Stücken wieder aufnimmt und fortplegt. Die paar akademischen Turnvereine sind eben bisher Dafen in der Wüste. Im Ganzen und Großen fehlt den Gebildeten das Turnen und damit das entlastende Gegengewicht gegen einseitige Thätigkeit; und dem Turner fehlen die berufenen und einflußreichen Vertreter bei der öffentlichen Meinung. Denn die Turnlehrer und Turninspektoren usw. schaden der Sache häufig durch Übertreibung und den Anschein der Streberei.

Soll das Turnen zur Gesundung, Kräftigung und Veredelung der Rasse, des Volksschlags reichen, so sind vielmehr Turnplätze und Turnhallen nötig, als heute in Deutschland bestehen, wo nur einige Hundert leidlicher, nur einige Duzend würdiger Turnplätze zu einem trübseligen Hinblick auf die hellenischen Gymnasien Anlaß geben. Ohne die Erkennt-

nis von der Bedeutung körperlicher Übung für die Zukunft der Nation, ohne öffentliche Anerkennung und Unterstützung im großen Maßstab, ist es den Turnvereinen nicht möglich, bloß durch die Beiträge der Mitglieder und einzelne Schenkungen zu erreichen, was Not thut: geräumige, würdig ausgestattete Hallen in allen Bezirken der großen Städte, in allen mittleren und kleinen Städten, damit der rüstige Teil der städtischen Bevölkerung ohne Unterschied des Standes die Nachteile der Stubenarbeit, die Unbilden des nordischen Klimas, die Gefährdung durch das Kneipenleben in anregender Gemeinsamkeit und Geselligkeit wegtürnen könne, ohne zu allzuweiten Wegen genötigt zu sein. Nicht minder ist die Verbindung der Turnhallen mit Vollbädern zu fordern; dann eine Umgebung mit Rasenplätzen und Baumgängen, so groß als nur durchzuführen ist. So kostspielig auch der Wucher mit den Baustellen im Innern der Städte und an ihren Rändern solche Forderungen erscheinen läßt, so bedeutet doch die Aufwendung selbst von Millionen für solche Zwecke eine produktive Anlage, einen Gewinn an Gesundheit und Kraft, eine Ersparung an den Kosten der zahllosen Krankheiten, die aus der Verkümmernng des Körpers entstehen. Besser heute die Millionen für Stätten der Gesundung und Kräftigung, als in 50 Jahren für Spitäler! Die Verbindung eines hastigen Arbeitslebens mit hastigem Genuß bei der lebenden Generation droht mit wachsendem Defekt des Nachwuchses, an dem sich die Mißachtung der körperlichen Pflege früher oder später schwer rächen muß.

Wohl schreibt man dem Militärdienst eine günstige, ausgleichende Wirkung zu, durch den Zwang der Muskelübungen, durch die vielfache Bewegung in freier Luft. Wer dies betont, der muß die Ausdehnung der militärischen Ausbildung auch auf die minder Tauglichen wünschen; denn bis jetzt haben eben nur die Kräftigen und durchaus Gesunden den Vorteil, und er erstreckt sich auch nur auf kurze Zeit und verliert sich in den späteren Jahren erfahrungsgemäß. Die Ausdehnung auch auf die Schwächlichen aber würde unerträgliche Lasten nötig machen; wer an die Zukunft denkt, muß vielmehr eine Abnahme der Schwächlichen, eine Zunahme der Rüstigkeit und Widerstandsfähigkeit im ganzen Volke anstreben, eine Hebung der Rasse, so daß womöglich jeder Mann ein geborner Krieger und Soldat sei, ohne daß eine mehrjährige Drillung nötig bleibt.

Alle bisher behandelten Mittel sind nur vorbereitender Art, aber als solche durch staatliche und gemeindliche Anordnung und Thätigkeit allein durchzuführen, so bald man sich von der Gefahr überzeugt hat. Aber die Hauptsache bleibt es unter allen Umständen, ein kräftigeres Geschlecht als das heutige in die Welt zu setzen.

Die geschlechtliche Zuchtwahl im Sinne Darwins, wobei Kraft und

Schönheit einen Vorsprung in der Kuwarttschaft auf Fortpflanzung ausmachen, wird bei der Kulturentwicklung in ihrer Wirksamkeit zurückgebrängt. Zwar ist sie auch bei Naturvölkern nur ein sekundäres Prinzip, da die Anpassung an die Lebensverhältnisse, die verschiedene Auffassung von Schönheit, von wünschenswerten Eigenschaften auch kümmerlich ausgestattete, durch Genügsamkeit und Entbehrung sich fristende Völker zum Vorschein bringen muß. Aber aktive, kriegerische, erobernde Völker kann man sich doch nur auf die Auslese durch Zuchtwahl begründet denken. Doch gilt dies eben in erster Reihe für ihr Jugendalter. Bei den Kulturvölkern der Gegenwart, wie bei den untergegangenen, wird die Wahlverwandtschaft von Schönheit und Kraft heitrt durch die Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Lebensführung. Die Häßlichkeit und Schwächlichkeit verknüpft mit Reichtum zieht die Bewerbung nicht minder an, als der Naturinstinkt der geschlechtlichen Zuneigung, dessen Effekt die Zeugung wohlgearteter Nachkommen bildet. Kinder der Liebe, sagt man, besigen mehr Kraft, Schönheit und Lebensenergie, als die im ehelichen Frohndienst erzeugten. Und beherrscht nicht die Verleugnung des Naturinstinkts, die Reflexion gerade den Mittelstand, den eigentlichen Träger unserer Kultur, am meisten? den Offizier, den Beamten, den Kaufmann, dem das Geschick mehr Ansprüche an Komfort zuweist, als eigne Mittel ihn auch bei Familiengründung ohne Zuschuß der Frau zu befriedigen vermögen? So entstehen die ungleichen Verbindungen, die „Vernunftheiraten“ und ihre mißlungenen Sprößlinge! Und dazu kommt der mißliche Umstand, daß Kraft und Schönheit wohl vorzüglich geeignet sind, eine kräftige blühende Nachkommenschaft zu erzielen, daß sie aber keine Waffen sind für den Kampf ums Dasein in wirtschaftlichen Verhältnissen, in denen der Kopf siegt über die Arme und Beine, in denen der Knirps auf dem Geldsack, der schlaue und geliebene Krüppel, so oft einer Schar von Riesen das Brot zuschneidet und ihnen die Möglichkeit benimmt, ihre Kinder so aufzuziehen, daß sie nicht verkümmern und verhungern!

Läßt sich gegen diese Verhältnisse, die je länger je mehr die Rasse verschlechtern müssen, mit Erfolg ankämpfen, ohne den ganzen Aufbau der Gesellschaft in Blut und Trümmern zu begraben?

Einiges läßt sich, wie wir glauben, doch thun. Leitet doch der Trieb der Zuchtwahl, wenn schon in der barbarisierten Richtung auf den angehängten Glanz der Kleidung, die Vorliebe des weiblichen Geschlechts für den Soldaten, von der Köchin, die ihren Füsilier füttert, bis zur Kommerzienratstochter, die sich einen Leutnant kauft! Nur das Umgekehrte, die Wahl einer stattlichen, schönen, in ihrer Art kräftigen und leistungsfähigen Lebensgefährtin ist dem Offizier, wie auch dem Beamten, Techniker oder Kaufmann, erschwert, teils durch Standesrücksichten, teils durch die ungenügende Ent-

lohnung seiner Arbeit. Aber ist die Gründung einer Familie, die Aufzucht von Kindern nicht auch eine Leistung zu Gunsten der Allgemeinheit, der sich der Hagestolz, der Kinderlose entzieht? Wer seine Kraft dem Gemeinwohl widmet, hat keinen Anspruch auf Überfluß und Luxus, aber doch auf Befriedigung seiner Bedürfnisse, auf Erfüllung seiner natürlichen Lebensfunktionen! Die Erziehung der Kinder auf Staatskosten ist eine weitgehende Forderung, aber wenigstens die Unentgeltlichkeit des öffentlichen Unterrichts ist schon teilweise als diskutierbarer Grundsatz anerkannt und verwirklicht. Wird der Offizier und Beamte als Familienvater besser besoldet denn als Junggeselle, so bedarf er keiner schändlichen Abhängigkeit vom Geldsack des Schwiegervaters. Auch die Heiratskautions des Offiziers verhindert nicht große Unterschiede der Miltigkeit; ein armer, d. h. auf seinen Sold angewiesener Offizier ist kein schlechterer Mann als der reiche. So könnte der Offizierstand auch hierin an die Seite des Adels treten, daß er auch körperlich die Auslese der Nation darstellt. Das billige Schmähwort der Kaste hat gar keinen Sinn, so lange der Eintritt jedem ermöglicht bleibt, der die körperliche und geistige Eignung besitzt. Ein lebhaftes Standesgefühl bei wirklichen Vorzügen ist ein Gewinn an sittlicher Kraft. Für die ausscheidenden Offiziere aber hätte der Staat Posten genug zur Verwendung, im Verkehrswesen, im Grenzdienst, in der Polizei und Verwaltung, soweit der Mann dem berufsmäßigen Wissen gegenüber in den Vordergrund der Aufgabe tritt. Im übrigen ist nicht abzusehen, weshalb der Hauptmann, der Oberst seine Stelle nicht so lange bekleiden sollte, als er kann, wenn er auch andere emporsteigen sieht. Findet dies doch auch sonst im Leben statt!

Ebenso sollte auch dem Unteroffizier das Heiraten erleichtert werden, wenn Umstände und Eigenschaften einen gesunden, kräftigen Nachwuchs verbürgen. Je mehr das Heer aufhört Liebhaberei, und Steckenpferd des Fürsten zu sein und Volksache wird, desto mehr wird der berechtigte Grundgedanke der Einrichtung der Militärwärter Anerkennung finden. Das stehende Heer ist noch lange nicht entbehrlich: aber ein Unteroffizierstand, der die rasch wechselnden Massen der Auszubildenden wirklich zusammenhalten und erziehen könnte, müßte die Annäherung an ein Volksheer ermöglichen und der Erziehung des Volkes zur Nützlichkeit als Vorbild dienen. Auch dazu wäre eben die Verlegung der Kasernen aus den Städten, wo sie vom hygienischen Standpunkt aus in keiner Weise wünschenswert sind, hinaus auf das Land, die Umwandlung in eine Art Militärkolonien zu fordern. Wenn für den Bauern gegenwärtig die Ausdrücke zum Militär kommen und in die Stadt kommen fast gleichbedeutend sind, so ist damit eine ernste Gefahr gekennzeichnet. Es wäre besser, wenn der junge Bauer davor bewahrt bleiben könnte, an städtischem Leben, an städtischen Ver-

gnügungen — und welcher Art sind diese! — Geschmack zu finden! Das Anwachsen der Städte ist eine krankhafte Erscheinung, so lange dort die Mehrzahl der Bevölkerung zur Verkümmern verurteilt ist. Dringende Gründe mahnen, dem körperlichen Verfall entgegenzuwirken und lieber einen möglichst großen Teil der Städter auf das Land zurückzuführen und dadurch schon viele der Quellen zu verschütten, aus denen die körperliche Verderbnis sich weithin ergießt. In einfacheren Lebensverhältnissen, wo der Kampf ums wirtschaftliche Dasein weniger durch den neidischen Ausblick zum Überfluß der Reicherer fieberhaft erregt wird, kann auch die Stimme der Natur bei der Zuchtwahl, das Gefallen an männlicher Kraft, an weiblicher Schönheit eher durchdringen. Es bedarf dann nur noch einer Nachhilfe durch ästhetische Volksbildung, durch Statuen und Gemälde, die eben auch nicht in den großen Sammlungen der Städte zusammengeballt sein sollten, um die natürliche Auffassung und Empfindung zum Urteil zu bilden. Schlechthin eine Irreführung sind freilich unsere Modeauswüchse der weiblichen Tracht, die den normal gebildeten Leib zur unnatürlichen Puppe entstellen und alle Verbildungen verbergen. Ungültig müßte eine Ehe sein, die durch Betrug, durch Täuschung über körperliche Mängel eingeleitet wird. Deshalb nicht als Bedingung zur Heirat die ärztliche Bestätigung normalen Wachstums, bei Mädchen durch Ärztinnen oder Hebammen, bei Männern durch das Attest der Militärärzte bei der Aushebung?

Wir sind am Ende unseres Gedankengangs; die Rücksicht auf den Raum hat uns genötigt, manches in Kürze anzudeuten. Aber was wir ausgeführt haben, wird möglich und zweckmäßig sein, um eine Verbesserung der Rasse, die Erziehung eines erziehungswürdigen Geschlechtes anzubahnen, das imstande sein soll, die Kultur zu ertragen und zu steigern. Wir sind nicht optimistisch genug, zu glauben, daß die vorgeschlagenen Mittel, auch wenn es gelingt, den Beifall dafür zu erringen, sofort angewendet werden. Aufzuehr ist unser Zeitalter von der Phrase abgestumpft, um selbst von den besten Gedanken tiefer erfaßt zu werden. Noch viel schlimmer muß es werden, vor der Thüre muß der Bankrott der körperlichen Grundlage aller menschlichen Thätigkeit stehen, bis es dem Epigontum in seiner eigenen Haut unheimlich wird, bis es das vergeudete Erbe der Ahnen sich zurückwünscht. Wäge es dann nicht zu spät sein zur Umkehr!



Franz Stud.

Umriffe von Otto Julius Bierbaum.

(Zuf der Od bei Feuerberg.)

kürzlich fiel mir ein Zeitungsblatt aus dem östlichsten Ostpreußen in die Hand, von dorthier, wo die preußischen Füchse den russischen Wölfen gute Nacht sagen, und es erzählte in diesem Blatte der Redakteur seinen verehrten Lesern (überall verehrt man die Leser, es ist merkwürdig), daß man ihm ein wunderliches Monstrum ins Haus gebracht habe, ein Wesen, halb Mensch, halb Fisch, höchst seltsam und schier schreckhaft anzuschauen. Diese Erzählung hätte mich nun nicht sonderlich interessiert, denn ich bin in meines Quartanertums holder Ahnungslosigkeit selber einmal auf ein Leipziger Meßbuden-Meerweibchen hereingefallen, das außen, am bunten Plakatbilde, als schönbusige blonde Rajade anzusehen, in der Bude selber aber ein ganz gemeiner Seehund war. Aber was der Redakteur an seine Erzählung anfügte, das interessierte mich. Der Herrscher aus dem ostpreußischen Redaktionsfessel nämlich kam von dem Wundertiere (das übrigens kein Seehund gewesen sein kann, da dieser einen Ostseeländer kaum hätte in Erstaunen setzen können) auf Böcklin und „Stude“ zu sprechen. Alle Wetter, dachte ich mir, also schon bis an den slavischen Saum des östlichsten Deutschlands ist der Name unseres niederbayerischen Fabulisten gedrungen. Noch ist er freilich nicht so berühmt, daß man seinen Namen dort schon ganz richtig schreibt, aber ich erinnerte mich, daß noch vor etwa sechs, sieben Jahren Böcklin unter dem Namen Pöckling in einem Provinzialblatte figurierte, und ehe er es dahin gebracht hatte, vom Ruhm, wenn auch nur verballhornet, genannt zu werden, hat es etlicher Dezennien bedurft.

Franz Stud hat seinen Weg viel schneller gemacht. Er, der die verkörperte Ruhe ist, er, den ich mir reuend überhaupt nicht vorstellen kann, hat die Laufbahn des Ruhmes in einem Geschwindschritt durchlaufen, der in Deutschland eine große Seltenheit ist, wo man zwar den Prinzen regierender Häuser, nicht aber den Prinzen aus Genteland das Offizierspatent in die Wiege legt.

Der Grund für diese merkwürdige Erscheinung ist einmal der, daß Stud gewaltige Wegeebener gehabt hat, und dann, daß er selbst mit einer ganz ungewöhnlichen Zielsicherheit seinen Weg gegangen ist ohne viele Abirrung, ohne vieles Versuchen auf Nebenwegen, immer geradeaus.

Er begann bekanntlich als Zeichner. Des Gelderwerbs wegen. Denn der niederbayerische Müllerssohn (geboren am 23. Februar 1863 zu Zetten-

weis in der Passauer Gegend) war früh darauf angewiesen, Geld zu verdienen. In die früheste Zeit fallen kunstgewerbliche Arbeiten, dann folgen seine Arbeiten in den „Allegorien und Emblemen“, in den „Karten und Bignetten“,*) in den „Fliegenden Blättern“ und in anderen Zeitschriften. Seiner famosen Karikaturen in den „Fliegenden Blättern“, an denen er jetzt nicht mehr thätig ist, erinnert man sich wohl noch mit Behagen. Die Zeichnungen sind technisch und inhaltlich von dem gleichen geistreichen Humor. In den beiden Gerlach'schen Werken zeigt sich schon die große Erfindungsgabe und das eminente Stilgefühl des Künstlers. Diese Publikationen Studcs, zu denen noch „die zwölf Monate“ (Stuttgart, Gustav Weife) und die zahlreichen Illustrationen zu der Buschiade „Hans Schreier, der große Mime“ (München, Dr. E. Albert & Co.) zu nennen sind, werden in einer Geschichte der modernen deutschen Zeichenkunst stets als Werke von hervorragender Bedeutung zu nennen sein. Ich muß es mir hier versagen, auf sie einzugehen. In der großen Publikation des Dr. E. Albert'schen Kunstverlags: „Franz Studc. Über hundert Reproduktionen nach Gemälden und plastischen Werken, Handzeichnungen und Studien“, die eben jetzt erscheint, habe ich auch den Zeichner Studc eingehend behandelt. Ich weise überhaupt alle, die sich für Studc näher interessieren, auf dieses Werk hin, dessen reiche Illustrationsfülle ein vollständiges Bild von Studcs bisherigem Schaffen giebt.

Hier möchte ich, in Umrissen nur, ein Bild des Malers Studc versuchen.

Franz Studcs malerische Kunst wurde von der „ersten Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen“ aus der Taufe gehoben, im Jahre 1889, das als Gründungsjahr des Münchener Salons in der deutschen Kunstgeschichte bemerkenswert bleiben wird, wiewohl dieser Salon, gegründet von den Vertretern des Modernen in der Münchener Künstlergenossenschaft, in seiner Ganzheit schon jetzt nicht mehr besteht, da eben seine Gründer zur Sezession und damit zur Gründung eines eigenen Salons gezwungen worden sind.

Jener erste Münchener Salon, unter dem Vorsitz Bruno Piglheims, brach auch darin mit der alten, behutsamen Überlieferung, daß er Medaillen nicht nach dem Anciennetätsprinzip verlieh, sondern auch junge Künstler auszeichnete, die bisher überhaupt noch an keiner Ausstellung beteiligt gewesen waren. Zu diesen gehörte Franz Studc.

Wie wundervoll war der aber auch gleich beim ersten Male als Maler aufgetreten. Wieviel er uns seitdem auch geschenkt hat, eine solche Überraschung haben wir von ihm nicht wieder erfahren. Er ist jetzt fertiger, reicher, interessanter, aber damals hatte er etwas herrlich Stürmisches, Mäch-

*) Beide Sammlungen bei Martin Gerlach in Wien.

tiges. Wie ein Sonnenguß aus Wolkengrau wirkte sein „Wächter des Paradieses“.

Kraft und Troß lag in diesem Engel der Nacht. Wie ein anderer Sankt Georg, nur ohne die gliederbeengende Panzerung, leuchtend in süppig gesundfarbener Fleischlichkeit, strogend von Muskelfeste und in einem stürmischen Meere von Licht stand er da: wüchtig vor sich gestoßen das flammende Schwert (das „bloße, hauende Schwerdt“, wie es in der Lutherbibel heißt), dessen rote Flamme hinunterzuckte in den gleißenden Boden, eingestemmt den nackten rechten Arm, geradeaus den ersten dunklen Blick aus den glutheißen Augen, die eines edelschönen Kopfes Leuchten waren. Das war wie ein Abbild der jungstolzen Kunst: Fest auf dem Boden, breit auseinandergesetzt die sehnigen Beine, ohne banales Lieblichthun, irdisch lebensvoll trotz seiner Himmelschwingen, gesund und kühn und von ernster Schöne.

In ihm war das hohe Lied auf die Kraft; auf künige Seele und keusches Mädchentum ein Hymnus war „Innocentia“.

Auch ihr großer dunkler Blick geradeaus, ein Blick, dessen schimmerndes Dunkel anmutete, wie Meereswogen über schlummernden Geheimnissen; das Antlitz klar und von unendlich süßem Reize des unbewußt Mädchenhaften: „Die reine Magd.“ Im Arme hielt sie einen Lilienstengel. Was alles uns heilig dünkt vom Jungfräulichen: hier war es wie aus einer Eingebung heraus in ein Bild voll Schönheit und Wahrheit gefaßt, ohne jede Präntension. Eine Menschenblüte, noch rein vom Staube der Straße, quellhell und taufrißch.

Vor dieser „Unschuld, schön wie Maienmorgen“, schwur wohl manch einer den saden Töchterpensionatslieblichkeiten ab, deren Seele selbst geschmiukt zu sein scheint, und denen man, wie Puppen, auf den Leib drücken möchte, daß sie im Fißtel „Papa“ schreien.

Diese Stückchen Schönheiten hatten werbeude Kraft sondergleichen für die neue Kunst. Hier hatte man Neuland in den Zaubern der Morgenröte, und man lachte herzlich der alten entsetzten Kunstpäpste, die da riefen: Das Ende der Kunst ist nahe herbeigekommen.

So hatte sich Stück mit einem Schläge eingeführt und sogleich in die vorderen Reihen derer gestellt, die für Deutschland die Heraufkunft neuer Kunst bereiteten.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, Werk für Werk zu verfolgen, wie Stück dem Versprechen treu blieb, das er mit diesen Werken gegeben hatte. Es folgte im nächsten Jahre, wie ein Gegenstück zum „Wächter des Paradieses“, der „Lucifer“, dann gab er seine Centauren und Faunen, seine „Wilde Jagd“, seine „Pieta“, seine „Kreuzigung“, seine „Sünde“, — ich nenne nur wenig, wie es mir gerade vorüberschwebt —, mitten hinein

seine köstlichen Naturskizzen. Und jedes dieser Werke ist ein Gedicht, keines ist bloßes Gemächte. Aus allem fühlt man eine Persönlichkeit voll Kraft und Gesundheit und seltener Seele.

Stud ist Phantast, aber in seinen Phantasmagorien steckt eine entzückende Leibfreudigkeit. Phantasieren heißt für ihn nicht, die Seele aus den Leibern herausdestillieren und verblasene Schemen erfinden, sondern er steigert die Erscheinungsformen der Wirklichkeit zu Gebilden von erhöhter Lebfrische, von größerem Kraftgeföhle, von lauterer, ungenierterer Lebenslust. Oder er vertieft die seelische Empfindung zu innerlicherer Kraft, wie es auch das Märchen thut, er will alles voller, fatter, wefenmächtiger haben.

Dieser Zug zum Kräftigen, Ausgeprägten könnte leicht zu künstlerischen Maßlosigkeiten führen. Aber Stud hat dagegen eine sichere Wehr in sich: sein ganz außergewöhnlich ausgebildetes Stilgeföhle.

Was für den Dichter das rhythmische Geföhle ist, das musikalische Maßgeföhle, das ist für den Maler das Geföhle für den Raum, das Geföhle des Abwägens zwischen Bildinhalt und Bildumfang. Früher hatte man die festen Regeln dafür in der malerischen Kompositionslehre, heute ist es den Künstlern, die jene Regeln als unsinnig verwerfen, nicht so leicht gemacht. Sie müssen es im Geföhle haben. Stud besitzt dieses malerische Maßgeföhle in einem Grade wie Wenige. Möglich, daß es ihn fogar ein wenig zu sehr beherrscht. Das mag von seinem Entwicklungsgange aus dem Kunstgewerbe kommen, ebenso wie sein Trieb zu stilisieren, der ihm gefährlich werden kann, wenn er sich ihm zu sehr hingiebt.

Das ist es überhaupt, was man ihm hinzuwünschen möchte zu seinen köstlichen Gaben: ein innigeres Geföhle für das natürlich Schlichte, das zugleich das eigentlich Große ist, wie wir es z. B. an Böcklin bewundern. Stud ist in gewissem Sinne zu sehr Künstler. Der Sinn für die Wirkung des ganz Einfachen fehlt ihm. Er überstilisiert gern alles: Mensch und Landschaft. Viel weiter, als er es bisher gethan, darf er sich, glaub' ich, im Interesse seiner Kunst nicht vom Naturalistischen entfernen, er kommt sonst einem Manierismus nahe, der zwar interessant und künstlerisch zweifellos reizvoll ist, der aber auf die Dauer sicher nicht so voll und tief wirkt wie eine Kunst, die sich der Natur näher hält.

Ich habe meine kritische Seele gerettet, indem ich auch diese Empfindungen äußerte. Es sind Empfindungen, von denen Manche, die Stud sehr verehren, in noch höheren, und wie wir scheinen will, in zu hohem Grade beherrscht werden, indem sie meinen, Stud sei bereits auf dem geraden Wege zur Manier. Das glaube ich nicht. In Studs künstlerischem Wesen ist nach meiner Meinung ein sehr glücklich harmonisches Verhältnis zwischen naturalistischer Lust am Realen und stilistischer Neigung; er kam wohl auf

eine Weise der einen Seite seines Wesens untreu werden, aber die andere wird sich dann immer in natürlicher Innenreaktion zur Geltung bringen. In letzter Zeit hat Stuck ein wenig Kleinmeisterei nach der stilistischen Seite hin getrieben, und der äußere Erfolg hat ihm recht gegeben, aber es wird gut sein, wenn er sich diesem Erfolge nicht zu sehr hingiebt. Die Linie, auf der seine unverkauften großen Bilder, wie der „Wächter des Paradieses“, leuchtende Wahrzeichen seines Zuges zum Monumental-Decorativen sind, sollte nun auch verfolgt werden. Schlimm freilich, daß unsere Zeit für Werke von dieser Großzügigkeit keine „Verwertung“ hat, aber Stuck ist kräftig genug, um die Zeit zu zwingen, wie es noch jeder große Künstler vermocht hat.



Unser Dichteralbum.

Dem alten Jordan ins Stammbuch.

Auch eine Tenzone.

(Antwort auf die in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. Sept. veröffentlichte Tenzone „Ein Truggeiß“.)

Esner, Weigand, Schellwien, Nordau haben selbstlos uns erwiesen,
 † Daß sie Nießsche nicht verstanden. . . Ihrem Tanz Dich anzuschließen
 hat's gejuckt Dich, alter Jordan! Und das Wasser Deiner Leitung
 hat sich breit und trüb ergossen in die „Allgemeine Zeitung“.
 Sitzest nicht mehr stabereimend still auf altem Wackelthronchen,
 Blücker nur verzehrst Du nunmehr und vomierest dann Tenzöndchen.
 Dräuet dem Rhapjodendreifuß sanfter Umsfall, gar ein Stürzchen,
 O, dann bombardierst Du greulich mit polemisch-krit'schen Fürzchen.
 Dem gefährlich ist das Neucl Dieser Ibsen, dieser Nießsche
 Stören pietätlos unser Konventikelsengequitsche!
 Leuchten in die gute Stube mit verteuftelt grellen Jackeln,
 Und die Porzellanpagoden fangen ernsthaft an zu wackeln, —
 Reißten von Tapetenwänden mit dem unbarmherz'gen Wesen
 Unsrer Spinnwebideale — und wir sind so brav gewesen! —
 Ignorieren Meisterwerke, selbst Herrn Jordans deutsche Hiebe,
 Kurz, sie sind sehr pietätlos, diese unverschämten — Diebe!

Diebe? Ja warum denn Diebe? Doch Du sagst es unverhohlen:
 hat nicht ein gewisser Nießsche, was er schrieb, nur Dir gestohlen?
 Und Du jammerst, zeterst „Diebstahl!“ durch die weiten deutschen Lande.
 (Den Beweis zwar bleibst Du schuldig, — wie die anderen Weigandel

Wie die anderen Weigande machst Du höchstens fade Witze,
Und blamierst Dich gern ein wenig, wie Fritz Reuters Triddeltrige.)
Also Du bist wider Willen „Ihm“ Souffleur und auch Berater,
Du bist seines Denkens Umme und des Übermenschen Vater?
Und Du schreibst den Zarathustra? (Du sagst freilich „Zoroaster“,
In den Reim ja sonst nicht paßt er.) Jordan, das ist starker Knaster!

Alterchen, Du bist am Holzweg. Wegen dieser paar Ideen
Brauchte wahrlich Friedrich Nietzsche nicht erst bis zu Dir zu gehen!
Alter sind sie, als Du selber, und auf Gaff' und Markt zu finden,
Und zu thun blieb einzig Eines: Konsequenzen zu ergründen!
Konsequenzen lässest freilich, wie auch Kogit, gern links liegen,
Käuffst Dir am Halb und Halben brav und philiströs genügen.
Hartes Denken, harte Weisheit bringt Dich außer Rand und Bande,
Darin bist Du ein Philister — wie die anderen Weigande.

Doch wir wollen ernsthaft reden: Denn noch bist Du's wert, Du Grimmer!
Und es sei Dir nicht vergessen: Als Du jung warst, warst Du schlummer!
Nicht so zart und zahm und zierlich, zitt'rig, zimperlich und zage —
Einstens rieffst Du wie der Hutten: Teufel auch, ich wag und schlage!
Kieber, guter, alter Jordan! Warst ja selbst ein rauher Befen,
Ob's auch unwahrscheinlich klingen, daß Du einstmals jung gewesen.
Kühn und kräftig hast gekämpft Du wie nur der besten einer,
Bist nun dürr und morsch und mürbe, kantig, grantig, feiner, kleiner.
Bist nicht mehr ein nord'scher Rette, Mut und Mannheit hast vergessen,
Bist ein altes Weib geworden, spinnt Dein Fädchen ungemessen,
Und es schnurrt die alte Spindel, schnurrt seit Jahren unverdrossen,
Und mit müdem Jordanwasser wird das Fädchen dann beoffen,
Kauerst in der dumpfen Kammer auf der Dichtung hold Dornröschen,
Näselst neid'sche Winkelweisen ('s ist nun schon ein artig Stöfchen).
Auf aus Deiner engen Eckel Alter Ahn — laß Dich erlösen,
Denn noch bist Du's wert, Du Alter: Bist ja einstmals jung gewesen!

Als Dein freier Dichtertem wie ein Sturmwind segend wehte
Und Gedanken reich wie Körner weit herum warf in die Becte,
Als ein jung Geschlecht zu Füßen Dir gelauschet mit Vertrauen —
Alter Jordan, hoch und prächtig warst Du damals anzuschauen.
Daß Du müde wardst im Kampfe, — keiner kann Dich darum schelten:
Andre Zeiten, andre Lieder, neue Männer, neue Welten!
Aber daß in greisenhafter eifersüchtig-müder Ohnmacht
Du nur Dissonanzen hörst aus der jubelnd jungen Conmacht:
Alter Jordan, das ist kläglich! All die Neuen und die Jungen
Respektieren Deine Sebalds, Demiurg und Uebelungen.
Du nur bist abtrünnig worden Deinen alten Maunesliedern,
Bist unritterlich „verlegen“ bei den Muckern, bei den Biedern.
Wurmt es Dich, daß neue Saaten auch aus Deinen Körnern sprießen?
Möchtest vor der Lenzeswonne Aug und Ohren Dir verschließen?
Winter ist's bei Dir geworden; — daß die Fluren sich erneuen
Wagst mißgünstig Du zu hadern, statt Dich herzlich draun zu freuen?

In Dein stilles, weltentrücktes, lauschiges Poetenzimmer
 Kam an einem schönen Morgen siegfriedsolz ein heller Schimmer;
 Siegfried ist uns, den Du schmähest, magst auch hart genug dran tragen,
 Magst auch ungeberdig brummen wie der alte grimme Hagen:
 Wie der alte grimme Hagen hättest gerne Ihn erschlagen, —
 Doch ihn fällte früh das Fatum in des Mannes schönsten Tagen.
 Wohl, durchs Fatum fiel der Frohe, — traurig ist es, traun und widrig:
 Aber Eines laß Dir sagen, alter Jordan: feig und niedrig
 Und unsagbar roh ist's, diesen müden Siegfried zu begehern,
 Anstatt solchem Heldentume stolz, ehrfürchtig nachzueifern.
 Ehrfurcht hast Du ganz vergessen, Ehrfurcht sei Dir nun geboten:
 Blinmt Dir noch ein Funken Ehre, — Ehrfurcht, Alter, diesem Toten!

Höre wohl, Du alter Jordan! Der Dir dieses Lied geschrieben,
 Weichte Deinen Mannesworten einst ein volles, frohes Lieben:
 Daß Du eingeschrumpft so kläglich, das ließ ihn im Horn erglühn,
 Denn er ehrt Dich, alter Jordan, wenn auch wild die Worte sprühn!

Hoffentlich zum letzten Male wir bei solchem Werk Dich trafen:
 Kannst Du nicht mehr jung Dich baden — gut, so geh, — und leg Dich schlafen!
 Schändest weiter Du den Helden, den wir tief und treu verehren —
 Dann paß auf! Dann wird gefochten! Alter! Sieh! — Dann magst Dich wehren!

München.

J. M. Hofmiller.

Fin de Siècle.

(Gedichtet 1875.)

I.

Ihr seht sie nicht, die Donnerfluten,
 Die immer näher rollen schon,
 Ihr seht sie nicht, die Blitzesgluten
 Der nahenden Revolution.

Sieh, wie die feisten Damen plaudern
 Hoch auf dem goldenen Verdeck!
 O sehet ihr, ihr würdet schandern,
 Wie drunten frißt geheimes Leck.

Der Sklave in des Schiffes Rumpfe
 Entfesselt jauchzend sich empört,
 Wenn droben er mit Stiel und Stumpfe
 Das Deck in Stücke bersten hört.

Vergebens ihr an Phrasenfahnen
 Euch klammert, angstvoll dichtgereiht,
 Hilflos verloren auf den Bahnen
 Der eisernen Notwendigkeit.

Die Wellen kommen, Wellen gehen
 Und morscher wird der schwanke Bord,
 Bis endlich im Gewitterwehen
 Die letzten Planken treiben fort.

II.

Vor meinem Geiste sah ich schwanke
 Ein Traumbild fürchtbar klar und licht.
 Die Tochter riesiger Gedanken,
 Sie starrte mir ins Angeischt.

Das kommende Jahrhundert presste,
 Die Parze, in der dürren Hand
 Die Fackel für des Wahnes Veste,
 Die Fackel für den Weltenbrand.

Und hungerbleich sind ihre Hügel
 Und unerbittlich ihre Stirn.
 Es schwindet dieser Zeiten Flügel
 Vor ihrem unumwölften Hirn.

Ihr Auge haut mit scharfen Beilen,
Ein Banustuch geht aus ihrem Mund.
Langsam sie naht, doch sonder Weilen,
Vor ihrem Tritte beb't der Grund.

Charlottenburg.

Ihr seht sie nicht, die Donnerfluten.
Sie rollen immer näher schon.
Ihr seht sie nicht, die Flammengluten
Der Großen Revolution.

Karl Bleibtreu.

Giordano Bruno.

Nehr fürchtet Ihr, daß sterbend ich bekeune
Den Gott der Wahrheit, den ich tief verehere,
Als fürcht ich fühle, daß die Glut verbrenne
Den Leib und ihn wie dürres Laub verzehre.

Weil die Natur ich hell'ren Blicks erkeme
Als Ihr, den Schöpfer in der Schöpfung ehre,
Weil ich das Wissen von dem Glauben trenne,
Verflucht Ihr mich, verdammt Ihr meine Lehre.

Umsonst! — Denn von des Scheiterhaufens Stufen
Werd' ich, ein Märtyrer des Geists, verfländen,
Daß meiner Worte keins ich widerrufen.

Mag auch die Asche stäuben in den Winden,
Durch Qualm und Rauch wird meine Seele finden
Den Weg empor zu Gott, der sie berufen.

Dresden.

Günther Walling.

Baal Bauch.

Baal Bauch, wir opfern Dir!
Baal Bauch, wir beten zu Dir!
Baal Bauch, erhö're uns!
Größter Gott, gib uns Nahrung!"

Also tönt tagaus, tagein
der Gefräßigen schreckliches Schrein
hohl und dumpf und dröhnend
aus tiefster Leibestiefe.

Und sie klatschen sich den Wanst,
tanzen um das Baalsbild,
schreien ihren Hymnus:
„Baal Bauch, wir opfern Dir!
Baal Bauch, wir beten zu Dir!
Baal Bauch, erhö're uns!
Größter Gott, gib uns Nahrung!"

Und das gräßliche Ungetüm
schlingt mit schmahendem Rauchen

Berlin.

unaufhörlich, unermüdlich
abertausend Opfer hinab.

Der Geist- und Seelenkinder
wehes Gewimmer
und der Liebe leises Geseufze
sehen um Schouung;
aber der Baal Bauch ist taub,
er hört es nicht —
und schlingt — und schlingt —
und sein schmahender Rauchen
findet nicht Raß. —
Sie opfern ihm alles,
dem feisten, gefräßigen Moloch.

Es schlingt — es schlingt
der Baal Bauch!

Franz Evers.

Zwei Gräber.

Zwei Gräber sind bei einander zu schau'n,
Verwundert eins, eins dde;
In dem einen da liegt ein toter Clown,
In dem andern ein toter Tragöde.

Wie wirfst du, Leben, wie führst du, Tod,
Das Ungerelmte zusammen,
Das Ja und Nein, das Schwarz und Rot,
Und wirbelst den Schnee auf Flammen!

Der Wurm frag diesen, der immer gelacht,
Und Tausende fröhlich machte;
Der Wurm frag jenen von düsterer Tracht,
Der zum Weinen die Scharen brachte.

Zwei Gegenfüßler Seit' an Seit',
Ein Janushaupt in der Grube! —
Die Schaufel schlägt den Widerstreit
Hier über der letzten Stube.

Ich seh' im Wilde Tag und Nacht
Sich hier die Hände geben;
Die beiden Pole zusammengebracht —
Im Kleinen das große Leben! . . .

Auf einem Kirchhof zu Madrid
Hab' ich ihre Namen gelesen,
Und daß der Eine als Clown verschied,
Und der Andre Tragöde gewesen.

Auf der gleichen Bühne, dem Wilde der Welt;
Auf der gleichen Bühne im Grabe;
Und noch über Sternen einander gestellt —
Der Ernst und der lustige Knabe!

Aheydt.

Heinrich Freimuth.

Der gute Irrtum.

Ichon best'rer Keuschheit und von neuer Art
Ist jene Liebe, die wir beide meinen . . .
Wir sind nicht wie die andern, wohlgepaart,
Ein Mann, ein Weib — sehnlich, sich zu einem!

Wir wollen nicht die Willenlosen sein,
Die ein gewaltiger Naturtrieb meistert,
In uns zog nie ein Selbstvergeßen ein,
Und unsre Lust hat niemals uns entgeistert!

Wir fühlen nie, wie unser Rausch verrinnt
In eines trunk'nen Glückes Allgemeinheit . . .
Und daß wir immer bleiben, was wir sind —
Ist unsrer Sünden Stolz und ihre Keuscheit! . . .

Wien.

Arthur Schnitzler.

Feierabend.

Die Glocke schlägt den Lebenschlag,
Es schweigt das Rädern der Fabrik,
So geht's einformig Tag für Tag
Im Wirbelchor der Zeitmusik.

Und langsam, mit bestaubtem Haar,
Wie welke Rosen, krank und bleich,
Wankt durch das Thor die Mädchenchar,
Hohlwangigen Gespessern gleich. —

Am Wegrand ragt im Abendrot
Des Heilands Bild — ein blut'ger Hohn,
Denn immer noch schreit Qual und Not
Empor zu Dir, o Menschensohn!

Das ist die Weltschmerzmelodie,
Das ist das uralte ew'ge Weh,
Das einst schon nach Erlösung schrie
Im Garten zu Gethsemane.

Das ist dieselbe Christusqual,
Des selben Marterholzes Last,
Was du dereinst aus Kidrons Thal
Nach Golgatha getragen hast.

O Fluch, der auf der Kreatur
Und ihrem heißen Streben ruht,
Daß jedes Fortschritts Flammenspur
Gerötet ist mit Menschenblut!

Doch heilig ist der blut'ge Pfad,
Er führt hinaus aus Schmerz und Leid,
Auf seinen Spuren keimt die Saat
Der reinen großen Menschlichkeit.

Wien.

Josef Schmid-Braunfels.

Ein Herz.

Ich habe nach Menschenherzen gesucht;
Doch immer umsonst . . . und geklagt und gesucht.

Und als ich endlich ein Herz erworben,
Da hab ich's im Wahnwitz gequält und . . . verdorben.

Nun geißeln mich Reue und Totenschmerz,
Und wieder die Sehnsucht: ein Herz! ein Herz!

München.

Jul. Konstantin von Hoeflin.

Maisfeier.

Auf weltferner Höh' ist eine Bank
In wilder Kirschensträucher dichten Schatten,
Die Stützen schmückt des Ephesus wild Gerank,
Moos deckt des Bodens teppichweiche Matten.
In diese jungfräuliche Einsamkeit
Dringt nur verschämt des Alltagslebens Hasten,
Erhaben über Streit und Kampf der Welt
Kann sich die Seele friedvoll hier entlasten.
Wildschöner Rosen-, Kirschblüten-Duft
Durchwallt den Raum mit zitternden Aromen,
Und ringsumher ragt in die klare Luft
Der Wald mit seinen grünen Kuppeldomen.
Mein Herz träumt sich in erdenfernes Licht,
Mein Geist kniet nieder vor dem Welterbauer,
Ich spreche nach, was aus dem Walde spricht,
Im Schöpfungsdom ein betender Beschauer.

Da schau' ich auf der Lehne hinterrücks
 Viel eingeschnittner Namen bunte Kelgen,
 Manch hier genossen, helßen Liebesglücks
 Kunstlose und doch so berebte Zeugen.
 Und weiter spinnt sich der Gedanken Flucht,
 Als ob geheimnisvolle Macht sie triebe
 Den Strom hinab — und weithin spähend sucht
 Mein Blick die Stadt mit melner stolzen Liebe.
 Du süßes Lieb! Könnst' ich ein Blättchen nur
 So schaffen, wie sie hier unendlich prangen,
 Dann fänd' ich auch des rechten Wortes Spur
 Zu sagen, wie so blühend aufgegangen
 In Deinem Aug' mir meines Lebens Glück,
 Das ich ans Herz mit starken Händen presse,
 Dann sagt mein Wort, nicht mehr allein mein Blick,
 Daß Deine Güte nimmer ich vergesse.
 Ich hatte mir in meiner Phantasie
 Ein Frauenbild gemalt mit helßem Streben,
 Es dann besetzt mit meiner Poesie,
 Und Du, mein Lieb, gabst diesem Bild das Leben.
 Klarhell Natur Dir Deine Seele schiff,
 Dein Leib empfing der Schönheit äpp'gen Segen,
 Und meiner Träume Idealbegriff
 Strahlt mir aus Deinem Wesen hell entgegen.
 Drum will ich schüßen Dich mit starker Hand,
 Im Lebenskampf soll mich Dein Herz erbauen,
 Dein Herz ist meiner Dichtung Vaterland,
 Dort wandelt sie auf jungfräulichen Auen.
 — — — Die Glocken klingen durch des Chales Pracht,
 Zum beten ruft ihr thalwärts mich vergebens;
 Ich halt' hier oben meine Maiandacht
 Zu Dir, mein Lieb, Du Alles meines Lebens.

Köln am Rhein.

Georg Barthel Roth.

Messalina.

Ich hab' am Busen ihr gehangen
 In wollustvoller Liebeswut,
 Mit vampyrartigem Verlangen
 Getrunken ihrer Küsse Blut.

Ich hab' den Gürtel ihr zerrissen
 Wahnwitzig fast vor heißer Bier:
 Ich hab' den Arm ihr wundgebissen,
 Aus Liebe sie gemordet schier!

Und als wir jede Lust genossen,
 Stöhnend — erschöpft von toller Brunn,
 Schmolzt Messalina ganz verdrossen:
 „Ach! immer nur dieselbe Kunst!“

Basel.

Emma Meyer-Brenner.

Sphera.

Ihr Liebesgötter, helft mir binden
Den Mann auf meinen brünst'gen
Schoß!

Kommt, laßt uns Rosenketten winden!
Ich theile des Gefangnen Los. —

Dank euch! nun liegt er fest gebunden,
In seiner Schwachheit himmlisch schön!
Es winken uns die schönsten Stunden,
Ein Abglanz aus Elysiums Höhn! — —

Basel.

Wie ruht auf wollustheißen Kissen
So todesblaß sein göttlich Haupt!
Die Lippen wund von meinen Küßen,
Die sinnlos gierig ich geraubt.

Nun schläft er saft. — Ich aber weine:
Ach bald muß er von hinnen gehn,
Wenn über dem Cypressenhaine
Dianens Schleiер leis verwehn. —

Emma Meyer-Brenner.

Santa Leopoldina.

¶ Schlankt Bäume schaukeln ihre Zweige,
¶ Auf der Bergkolosse majestät'schen Reih'n,
In dies bergumzog'ne Thal der Ruhe steige,
Steige, ruheloser Wanderer, hinein!

Stieg' hinein! Hör' wie die Palmen rauschen!
Sieh' die Sterne glüh'n in dunkler Nacht!
Kannst urew'gen, heil'gen Psalmen lauschen,
Die kein Mensch mit seinem Hirn erdacht!

Und ich stieg. Nun lern' ich wieder beten
Zu der großen, hell'gen Schönheit der Natur.
Heide bin ich. Auch die Heiden beten
Dort, wo niemand kennt den Fluß: Kultur!

Rückblick.

¶ Glashelles Silber gießt die Sternennacht
¶ Auf dunkler Berge waldesüß'ten Kamm.
Das Kreuz des Südens strahlt in reiner Pracht
Und plätschernd spült das Wasser an den Damm.

Nur ich bin auf. Die laue Luft weht her.
Ich denk' der Heimat, denk' ans Vaterland.
Heut' kamen Briefe übers weite Meer
Ganz spät am Abend noch in meine Hand.

Von Haus ein Brief und auch von dort und dort,
Auch „Die Gesellschaft“, wo der Bierbaum drin,
Ich las manch' liebes, gutes, deutsches Wort
Und etwas Heimweh schlich mir in den Sinn.

Nun sitz' ich hier in später Sternennacht,
Die Palme rauscht, das Kreuz des Südens blinkt,
Das Wasser plätschert an die Steine sacht,
Und hundertstimmig zirpt es rings und flugt.

Da steh' ich auf. Dich, Freiheit, hab' ich hier.
Dich, Freiheit, halte ich für immer fest.
Frei liegt der große Himmel über mir —
Und glücklich ist, wer sich nicht knechten läßt.

Santa Leopoldina, Brasilien.

U. v. Sommerfeld.

An einen Wohlbekannten.

Du mit allen Kalben gepflügt,
Gebuhlt mit allen Hetären,
Suchst liebend daheim, was einst du gerügt,
Und gierst nach naiven Mären.

Jetzt stürzt du die Hofen, ziehst aus den Rock,
Die ganze bunte Mästerade —
Nennst Wahrheit den kahlen Kleiderstock
Und Kunst den Mangel an Wade.

Und Unschuld wird dir die Altväterlichkeit
Und Tugend und Schönheit das Müde —
Geh, lez' dich schlafen, verschwarze die Zeit,
Statt zu faszeln so zahmlos und präde.

München.

M. G. Conrad.



Das Fräulein von Silverspar.

Novellette von Hermine von Preuschen.

(Rom.)

In Paris war's, und die Begegnung nur eine flüchtige — aber ich kann sie nicht vergessen. Es war in der kleinen Pension, rue Lepic am Montmartre, bei der deutschfeindlichen Hausfrau, zu der ich ahnungslos durch meine, das Billige über alles liebende Fremdin gekommen war. Nur vierzehn Tage hielt ich's aus in jenem fünften Stock, bei den trüben Dezembertagen, im schmutzigen, blau und weiß tapezierten Vorzimmer, das als Atelier von mir friiert worden war, frostlarend vor dem rauchenden Kamin.

Draußen fiel der Schnee, leise, unermüdlich, aber in diesem quartier populaire ward sein reines Weiß sofort zu Schmutz, Schlamm und Rot verarbeitet. Des Nachts hörte ich das unermüdliche Knarren der Lastwagen,

welche Steine für den Bau des *notre dame de la Gardo* hinausschleppten, das Schellengecklingel am Hals der schweren *percherons* und das Peitschenknallen, Fluchen und Ermuntern der Fuhrleute.

Und dann abends das Diner! Ich habe mich niemals satt gegessen in jener Zeit. Was kann man auch in einer Pension für vier Frauks pro Tag verlangen? All die vielen Gerichte mit ihren schönen Namen und undefinierbaren Geschmäcken betrachtete ich mit tiefstem Mißtrauen, immer gewärtig, in der weißen oder braunen Sauce einen Rattenschwanz oder eine Kagenzehe herumzuschwimmen zu sehen.

Obgleich das Haus der Madame Féol großen Zuspruch unter Künstlern haben sollte, waren wir, meine Freundin und ich, doch die einzigen Gäste. Des Abends hatte man uns eingeladen, im allgemeinen Salon zu bleiben, wozu unser kaltes, lampenloses „Atelierheim“ uns freilich von selber zwang.

Da kam denn mancher Besuch, unsrisierte „Damen“ aus der Nachbarschaft, mit rollenden Augen und energischen Riefen, die mich immer an das erinnerten, was man sich unter „Petroleusen“ vorstellt. Ein glühender Deutschenhaß besetzte sie alle, und sie sahen uns, wenn sie sich unbeachtet glaubten, mit feindlichen Blicken an. Da ich ziemlich gut französisch spreche, machte ich ihnen weiß, meine Familie stamme aus dem Elsaß und meine Großmutter sei eine Pariserin gewesen. Seit dieser Zeit wurden sie etwas freundlicher, thaten aber ihren Revanchereden nunmehr auch keinen Einhalt mehr. Der Hausherr, ein schwächlicher Mann, Povençale von Geburt, mit gelber Haut und Augen wie Kohlen, war angeblich Journalist, wahrscheinlich Lokalreporter eines Standalwinkelblättchens. Er berichtete uns täglich mit Wonne von irgend einem neuen furchtbaren Verbrechen.

Einmal kam die Rede auf Zacc, den Aufschlicher. Ich meinte, daß es doch unsatzbar sei, daß trotz aller Mühe die Polizei ihn noch nicht entdeckt habe.

Da kam Monsieur Féol ganz nahe zu mir heran und klopfte mir lächelnd auf die Schulter: „il travaille seul, ma fille, il travaille seul“. Dabei ward mir das grelle Glühen seiner Augen dermaßen unheimlich, daß ich den nächsten Tag unter einem nichtigen Vorwand die Wohnung kündigte. Die Wirtin fiel mir weinend zu Füßen und bat und flehte, sie doch nicht zu ruinieren. Ich versprach ihr, zu bleiben; andern Tags aber gab ich vor, einen Brief erhalten zu haben, der mich zur Abreise von Paris zwänge. Das regte nun die Familie und ihre Freunde dermaßen auf, daß sie die ganze Nacht vor unsern Thüren Revanchelieder sangen, sodas wir nur zitternd, feuerzaugengewaffnet, erst gegen Morgen unser Lager aufzusuchen wagten. In diesem Milieu, als intime Freundin des Hauses und all der petroleusenhaften voisines, lernte ich das Fräulein

von Silversparr kennen. Und Madame Fénel erzählte mir bald ihre Geschichte.

Das war auch eine Menschenseele, einstens makellos wie der sinkende Schuue und jetzt beschmutzt, kotbesudelt durch die plumpen Füße des Schicksals.

Sie war groß und hager, Mademoiselle de Silversparr, wohl am Ausgang der Vierziger. Ihre Verbeugung gegen uns bei der Vorstellung war steif und zurückhaltend. Sie sprach wenig, aber mit einer tiefen Stimme und frembländischem Accent, desto größer war ihr Appetit. Madame Fénel schöpfte ihr gutwütig den Rest einer jeden Schüssel auf den Teller, und sie leerte ihn jedesmal mit Hast und verbläufender Bier, ganz unbekümmert um Rattenschwänzchen und Katzenzehen. Von Zeit zu Zeit streifte uns dabei ein flüchtiger, fast scheuer Blick. Auch die lauge Rolle Weißbrod vor ihrem Teller verarbeitete sie, nicht „à discrétion“. Hastig leerte sie dazu ein Glas des roten, sauren Landweins nach dem andern, bis sich auf ihren edigen Backen zwei rote, scharf umrandete Flecke bildeten.

Die Züge ihres Gesichts waren vollkommen edel gebildet. Sie mußte schön gewesen sein, ehe die Enttäuschungen des Lebens und der Jahre ihre Runenzeichen um Augen und Mund gegraben. Ihre Hände waren schmal und lang, mit dünnem, aristokratischem Gelenk, dagegen von bläulichroter Farbe; die Haut war rissig, die Nägel abgebrochen. Trotz allem waren es die Hände einer Frau aus dem Volke. Wenn das Mahl beendet, dann stand sie rasch auf und schritt in einen dunkeln Winkel des Zimmers, dort aus einem großen Bündel allerlei männliche Kleidungsstücke, Socken, Handschuhe, ja selbst zerrissene Unterhosen hervorholend.

Mit diesen beladen setzte sie sich nun dicht an die spärliche, verlöschende Kohlenglut des Kamins, an dem sie auch ihre schiefgetretenen Stiefeln wärmte, und nun arbeitete sie, unermüdblich, ohne zu sprechen, von Zeit zu Zeit in die glimmenden Kohlen starrend, bis ihr Madame Fénel erklärte, daß wir nun alle schlafen gehen wollten.

Da stand sie hastig auf, strich ihr an den Nähten glänzendes, schwarzes Kleid glatt, hüllte sich in ihren bescheidenen Mantel und verschwand nach linksicher Verbeugung mit ihrem großen Flickensbüdel. „Grüßen Sie Alphonse,“ rief ihr der Hausherr gewöhnlich nach. Und dann antwortete sie stets mit einem Lächeln, das sie merkwürdig verjüngte und verschönte. Es war, als blühten die dünnen Lippen wieder auf zu Röte und Fülle.

„Mille remerciements,“ und sie war verschwunden.

„Die ist vor Jahren achtspännig gefahren,“ sagte Monsieur mir eines Tages, „und nicht durch die Gunst irgend eines Liebhabers, sondern von ihrem,

von den Eltern ererbten Vermögen. Sie gehört zu einem der vornehmsten und ältesten Geschlechter Schwedens.“ Und dann erzählte seine Frau mir alles.

. . . Ingeborg Silberparr hatte die sorgfältigste Erziehung genossen, als einziges Kind auf dem Schloß ihrer Eltern. Aber sie hatte von je einen starren, schwer zu lenkenden Willen gehabt. Der alte Graf, damals gab es noch Adelstitel in ihrer Heimat, der selber sehr excentrischer Natur war, hatte nur Freude an der Energie seiner Tochter und ließ ihr jeden Willen. Als sie vierzehn Jahre alt geworden, starb ihre Mutter. Mit siebzehn Jahren führte der eitle Vater sie in die Welt. Sie wurde ihrer Schönheit, noch mehr aber ihres Reichthums halber, viel umschwärmt, glaubte aber, eine jede Huldigung böte man ihr einzig nur als der reichen Erbin.

Im Sommer darauf unternahm sie mit ihrem Vater eine größere Reise. Auf einem Dampfschiff des Vierwaldstättersees machte sie die Bekanntschaft eines schönen und interessanten Franzosen, dessen feurige Augen und elegante Manieren sie von Anfang an bezauberten. In Luzern hatte sie ihn zuerst gesehen, in Vitznau machte er ihr bereits den Hof und vor Flüelen eine glühende Liebeserklärung. Als das Boot wieder hielt, kam Inges Vater, sie in ihrem tête à tête störend, die Tochter abzurufen, da sie hier aussteigen wollten.

Hastig, ohne Abschied nehmen zu können, ward das junge Paar auseinandergerissen. Der Franzose hatte nur noch Zeit, ihr seine Karte zu geben. Alphonse Drot, journaliste, rédacteur de la „Saison“, passage de l'Elysée 17, Paris, stand darauf. Diese Karte hütete sie nun wie ein Heiligthum, durch sechs lange Jahre. Sie ward ihr ein Talisman, wenn andre ihr von Liebe sprachen, sie zum Weibe begehrt.

Dieser Fremde allein liebte sie uneigennützig, er hatte nichts von ihrem Reichthum gewußt, sie nur um ihrer selbst willen aufgesucht. Sie ward mündig — und immer schroffer, excentrischer in ihren Launen. Mehr als hundertmal hatte sie an ihn geschrieben, an „Ihn“, ihren Abgott, den die Erinnerung ihr täglich in leuchtenderen Farben malte, stets aber hatte sie diese liebtestammelnden Episteln wieder zerrissen. Nein, was so märchenhaft begonnen, das mußte auch wunderbar, märchenhaft zu Ende gebracht werden. Ihr Schicksal mußte den Geliebten ihr von selber in die Arme führen. In der Welt, in der weiten Welt mußten sie sich wiederfinden, um sich dann für ewig zu halten. Aufs neue veranlaßte sie ihren Vater zum Reisen. Ein halbes Jahr später starb der alte Mann an einem Schlaganfall.

Sie begleitete den Sarg zurück nach der Vätergruft ihres Geschlechts, dann aber war sie frei; nun zog sie wieder ins Weite, kreuz und quer, um ihr Schicksal zu suchen. — Aber es wollte sich nicht finden lassen, und sie ward ungeduldig. Vielleicht regten sich auch ihre Sinne, sie war nun

vierundzwanzig Jahre, und wenn auch Nordländerin — stammte sie dennoch aus einem wilden Geschlecht. So entschloß sie sich kurz, „à corriger la fortune“.

Sie kam nach Paris und dem passage de l'Élysée, der sechs Jahre lang das Elysium ihrer Träume gewesen.

Als ihr Wagen von der place Pigalle in die enge, schmutzige Gasse dieses Elysiums einbog, klopfte ihr zum erstenmal angstvoll das Herz, und sie fragte sich, ob es nicht Wahnsinn, was sie zu thun im Begriff stände, einem fremden Mann, der sie vielleicht längst vergessen, sich an den Hals zu werfen. Bisher schien sie sich stets nur die Trägerin einer heiligen Mission gewesen zu sein. — Aber nein, er hatte sie geliebt, auf den ersten Blick, in der uneigennützigsten Art. Er würde sich gleich ihr all die Jahre über in Sehnsucht und Einsamkeit verzehrt haben, nach seinem nordischen Sterne schmachtend. Und nun kam dieser Stern zu ihm hernieder auf die Erde und schüttete alle irdische Seligkeit über ihn und auch über sich selber aus. Es überlief sie wie ein Wonneshauer. Ganz getröstet stieg sie vor dem baufälligen Hause aus und fragte die junge Portière nach der Wohnung des Monsieur Trot. — „Ah, Monsieur Alphonse,“ sagte diese, und ein vertrauliches, wie es Juge schien, etwas freches Lächeln überflog ihre Züge, „au dernier, mais peut-être il n'est pas seul,“ und sie lachte wieder. Das Fräulein von Silveroparr begriff nicht, warum, aber schritt nun die dunkeln, hohen Stufen empor, immer höher. Ihre kostbare Toilette legte im Schmutz, sie beachtete es nicht. An jeder der Thüren las sie einen fremden Namen, den sie der Dunkelheit halber oft kaum entziffern konnte. Endlich war sie oben „au dernier, au grenier“. Hier war es etwas heller. Da las sie auch schon „Alphonse Trot“ an einer niederen Zimmerthür, hinter der jetzt leises Frauentöcheln hervortrang.

Unwillkürlich zögerte sie, aber noch ehe sie anpöchte, öffnete sich die Pforte und mit hochrotem Kopf und zerzausstem Haar stürzte eine kleine Französin an Juge vorüber.

„A revoir, chérie,“ klang es ihr nach, lachend gesprochen, von dem, der Juges Idol in all den Jahren ihrer kuscheln, starren Mädchenzeit gewesen. Und dann: „Vous désirez, Madamo?“ sich an Juge wendend, da er die elegante Fremde gewährte.

„Sie kennen mich nicht mehr?“ entgegnete diese fast verzweifelt.

Ratloses, peinliches Erstaunen spiegelte sich in des Mannes Antlitz, dann aber faßte er nach ihren Händen und zog sie rasch in das schräge, unansgeräumte Garçonzimmer mit dem zerwühlten Bett. Aber sie hatte allen Halt, alle Vorzicht verloren. „Alphonse,“ rief sie außer sich, „ich komme ja zu Dir, weil ich nicht mehr ohne Dich leben kann, nachdem Du mir damals bei Flüelens Deine Liebe gestanden, aber nun seh' ich, es ist

zu spät, denn Du liebst eine andere!“ Ein Blitz des Erinnerns, des Versehens überflog sein schönes, leichtsinniges Gesicht, zugleich etwas wie Triumph bei diesem neuen Sieg seiner Persönlichkeit.

Und dann kam's über ihn, wie eine Ahnung, daß er im Begriff stände, diese schöne, blonde, vielleicht auch reiche Person, (er entsann sich plötzlich des Livreebedieners, den sie damals auf dem Dampfschiff zur Verfügung hatte), für immer zu verlieren, — gerade dann, da sie im Begriff gestanden, sich ihm zu eigen zu geben — wenn er sie überhaupt wieder zur Besinnung kommen lasse. — Nun glitt er vor ihr nieder und umklammerte ihre Kniee. „Endlich, endlich,“ hauchten seine Lippen, „nach jahrelanger Ode, reichst Du dem Verschmachtenden den ersten Tropfen Glück.“ — Und er barg sein Haupt in ihren Kleidern. Es durchschüttelte sie heiß und kalt, ihr schwindelte, sie sah sich unwillkürlich nach einem Sessel um, doch nur zerrissene Strohsühle blickten ihr entgegen.

Alphonse bemerkte es, wieder aufblickend, sprang empor, nahm ein rotseidenes Tuch, das seine Geliebte wohl vergessen hatte, und breitete es rasch über das unordentliche Bett. Dann führte er Inge, er wußte nicht einmal mehr ihren Vornamen, den sie ihm damals verraten, mit sanfter Gewalt zu dem improvisierten Divan. Halb träumend ließ sie's geschehen, ihr war so wirr, so schwindelnd zu Mut, aber am Arm dessen, nach dem sie sechs lange Jahre verfehnt, wie selig fühlte sie sich doch trotz alles, ihr selbst unerklärlichen Bangens. Alphonse aber sank wieder zu ihren Füßen und wühlte seinen schwarzlockigen Kopf in ihre Kleider, von Zeit zu Zeit „ma mignonne, ma bien aimée“ murmelnd.

Da erzählte sie ihm, erst stockend, in abgebrochenen Sätzen, wie sie, seit er ihr seine Leidenschaft gestanden, immer nur nach ihm, nur nach ihm sich gesehnt, ihn in der halben Welt gesucht habe, stets hoffend, der Zufall würde ihr zu Hilfe kommen, wie sie jetzt, nachdem sie majorem geworden, und ihr Vater gestorben, völlig unabhängig über circa eine Million verfügen könne. Nun würden sie und ihr Alphonse sich heiraten und glücklich sein — so glücklich. — Feueriger umschlangen sie seine Arme, heißer wallte das wilde Wikingerblood im Herzen des Mädchens empor — ja glücklich sein und die Welt vergessen — „und Paris zu unsern Füßen sehen und nous enicher,“ rief Alphonse.

Es war ihm ganz klar geworden, dies blonde Nordlandsweib, mit seiner keuschen und doch so starken, verlangenden Sinnlichkeit, er würde es nimmer halten und fesseln können, die Augen würden ihm bald über den wahren Wert des Geliebten aufgehen, wenn er es nicht zu sich herabjögte, nicht schuldig werden ließe im Pfuhl des Lebens. Inges Verführer mußte er werden, sie einführen in das gleißende Laster der Weltstadt, sie zur

Mitschuldigen machen, daß sie dereinst keine Vorwürfe für ihn hätte, ihn nicht eher verlasse, als bis der letzte Louisd'or sie selber verlassen. Und sie war wirklich schön, sie reizte selbst seine abgestumpften Sinne, es würde sich gut mit ihr menagieren lassen. Aber heiraten, die arme Märrin? Nein, sie mußte ja Gott danken, wenn sie nicht auf Lebenszeit an solchen Gamin de Paris gefesselt ward. Eigentlich war es noch gut von ihm, daß er ihr diese Freiheit ließ.

Und immer wilder umschlang er sie. — Ihre reinen Augen blickten ihn plötzlich so ängstlich und zugleich so hingebend und vertrauend an, daß es ihm unbehaglich ward, bei dem, was er vorhatte. Nein, er war ja doch eigentlich kein schlechter Mensch. Er sprang auf und ging nach einem Wandschränk, aus dem er eine Flasche und zwei kleine Gläser nahm. „Du mußt Dich stärken, Geliebte,“ und er reichte ihr den süßen Liqueur. Sie wollte nur nippen, aber er sah sie so brennend an und fragte nur, „liebst Du mich?“ Da setzte sie das Glas an die Lippen und trank es aus — und dann ein neues. Wohlige Müdigkeit überrieselte sie. Er schlang den Arm um ihren Leib und führte sie an das kleine Fenster. Sie schmiegte sich hingebend an ihn und blickte hinunter auf das Häusermeer, das im Abenddunst und Großstadtbrodem, jetzt, da der kurze Septembertag sich zu seinem Ende neigte, fast verschwamm. Nur einzelne Kuppeln und Türme ragten aus dem Dunst empor in den strohgelben Himmel. Die Goldmasse des Invalidendoms glühte wie im Feuer.

„Und das ist nun meine Welt, meine Juge,“ sprach Alphonse, „meine Heimat, mein Paradies, für das ich lebe und sterbe, das Milieu, aus dem, durch das ich geworden, was ich bin und der, den Du liebst. Und ich werde Dich einführen in all seine tausendfältigen geistigen und sinnlichen Genüsse. An meiner Hand sollst Du das Leben kennen lernen und verstehen, Juge — verstehen!“ Er wiederholte es ganz leise und sah sie so seltsam flackernd an, seine Augen hatten jetzt, da die Dämmerung schon begann ihre Schatten zu spinnen, etwas Phosphorflimmerndes bekommen. Wieder überlief es sie heiß und kalt, zugleich aber schwoh etwas in ihr empor, wie eine süße Sehnsucht, die sie zu ersticken drohte, wenn sie ihr nicht nachgab, — was aber war es, das sie also zwang, das sie nicht verstand? Wie müde von der Erregung all der ewig wechselnden Gefühle dieses Tages sank ihr Haupt auf seine Schulter. Aus ihren Augen tropfte es heiß auf Alphonse's Hand. Wieder wollte ihn ein Erbarmen beschleichen, aber nein, war es ihm nicht ehrlicher Ernst, liebte er es nicht, dies schlank, blonde Weib mit den sehnsüchtig phantastischen Augen, diese arme Thöriu, die um einen Mann wie ihn — wie ihn — die halbe Welt durchstreift hatte? Und begehrte er ihrer jetzt nicht ohne alle Nebengedanken, nur weil

sie ihm gefiel, sein Blut in Wallung brachte? Er küßte ihr die Thränen von den Wimpern. Dunkler ward es in der Dachlampe. „Ich will jetzt gehen,“ sagte Ingeborg matt. — Da hob er sie empor und trug sie auf sein entweihetes Lager. Sie hatte die Augen geschlossen und rührte sich nicht, eine kleine Weile betrachtete er sie so, beim scheidenden Licht, — dann warf er sich über sie — — — Ein Angstschrei gellte durch die Nacht. Dann ward es still. Nur leises Stöhnen und Küssen durchzitterte das Dunkel.

Nach Stunden erhob sich Alphonse. Der Mond war aufgegangen und warf seine Strahlen voll auf das schöne, friedlich beseligte Gesicht der schlafenden Inge. Er betrachtete sie lange. Ja, sie war doch ein Weib, der Liebe, des Begehrens wert. Auch ohne ihr Geld. Und er war ein Glückskind, er wollte ihr auch treu sein. Jetzt aber hungerte ihn. Nun wollte er gleich weiter fortfahren, „sein Weib“ in die mystères de Paris einzuführen, sie wollten in der maison dorée zu Nacht speisen, Sekt trinken, dann irgendwo tanzen, lieben — morgen Wagen und Pferde kaufen, sich installieren, kurz es war eine Welt zu thun. Er strich ihr leise übers Haar. „Ingeborg, mein Weib,“ sie schlug plötzlich groß die Augen zu ihm auf, wie noch unbewußt streckte sie die Arme zu ihm empor und um seinen Nacken, und ihre Lippen, die dorthin so kühlen Lippen, brannten wie verdürstend auf den seinen. Da wußte er's, er hatte das Weib in ihr geweckt, und alles würde gut gehen.

Dann aber kam ihr doch plötzlich das volle Verständnis des Geschehenen, sie ließ die Arme jäh sinken und schluchzte in die Kissen: „Ich schäme mich, Alphonse.“ — „Närrchen,“ sagte dieser und küßte ihr wieder die Thränen fort, — „bist Du nun nicht mein Weib und schämst Dich Deiner Liebe und daß Du sie mir voll bewiesen? Und war's nicht süß, ist's nicht das einzig lebenswerte, solch schrankenloser Genuß; vernag ich's nicht, Dein tiefgeheimstes Sehnen zu befriedigen?“ Wieder überflog sie ein leises Zittern, öffnete sich ihr Mund, wie verdürstend. Er sah es wohl, und es befriedigte ihn, aber er wußte nicht mehr aus welchem Grund. Dies Weib konnte wirklich seine Sinne verwirren. „Aber nun komm', mein Kind, nun zeig' ich Dir Paris bei Nacht.“ — Und sie ging an seinem Arme die dunklen, knarrenden Treppen hinab. Auf der Place Pigalle stiegen sie in eine Droschke. Er zog sie auf seinen Schoß. Sie fuhren in die Maison dorée, aßen, tranken, scherzten. Das schöne Paar erregte überall Aufsehen. Dann ging's noch für ein Stündchen nach Mabilly; bis in den Morgen hinein schliefen sie dann im Grand hôtel. — Ein tolles Genußleben zog die berauschte Inge in seinen wilden Wirbel. Nie vorher hatte sie gewußt, welche Freuden der Reichtum gewähren könne. Ihr früheres blaßes Dasein versank vor ihr, als wäre es nie gewesen. Alphonse ließ sie kaum zu Atem kommen. Die Tage verschliefen sie meist, um ihre Kräfte für

die Freuden der Nacht und der Liebe zu schonen. Wie ein nimmerjatter Dämon hatte es von ihr Besitz ergriffen, sie freute sich der Schönheiten ihres Körpers, suchte stets neu den Geliebten zu reizen. Ja, sie war eine gute Schülerin all der neuen Freundinnen von Mabelle und Maison dorée, ja selbst vom Moulin rouge. Alphonse kannte sie ja alle und stellte ihnen seine „Frau“ vor. — Vom Heiraten war nicht mehr die Rede. Seitdem Inge aufgeklärte Ansichten bekommen, machte sie sich keine Skrupel mehr hierüber. Liebten sie sich doch wilder denn je, und waren sie nicht völlig unabhängig? Wo gab es denn in einer Ehe eine Liebe, wie die ihre. Ein kleines Hôtel hatten sie gekauft am Ausgang der Avenue de Villiers und mit allem Luxus raffiniertesten Geschmacks ausgestattet. Dort gaben sie auserlesene Dinets allen Freundinnen. Den Freunden konnte Inge keinen Geschmack abgewinnen, hatte sie doch nur Sinn und Seele für Einen. Von den Freundinnen aber mußte sie noch so vieles lernen. Er sagte ihr so oft, was ihr fehlte. Nach Tische fuhren sie dann achtpännig ins Bois, und Inge zeigte ihre neuen Toiletten von Worth.

Ein Jahr verrann. Sie hatte plötzlich eine Frühgeburt zu bestehen, (zu Alphonse Freude, — Kinder hätten diesem Lebemanngenie nicht gepast). — Sie selber war gar nicht recht vorher zur Besinnung darüber gekommen, aber sie kränkelte seitdem.

Ihr Geliebter ging deshalb jetzt auch manchmal abends allein aus und kam spät, meist in animierter Stimmung nach Hause. Dann warf er sich stets in ihre Arme und entschädigte sie für die vorherige Trennung.

Eine Nacht kam er gar nicht. Über dem Warten auf ihn war sie eingeschlafen, im Traum sah sie ihren Vater, ihre Heimat und erwachte seltsam erregt. Andern Tages, er hatte die Nacht mit Fremden beim trente et quarante verbracht, (seine wahnsinnigen Ausgaben sängen schon an, sie zu ängstigen,) fuhren sie zusammen ins Bois, von da ging sie zu Worth, woselbst sie stundenlang zu beraten pflegte, Alphonse aber wollte einen Freund auffuchen. Diejenige Directrice, mit der Inge zu verhandeln gewohnt, war zufällig ausgegangen, sie fuhr deshalb direkt nach der Avenue de Villiers zurück. Der sonderbare Gesichtsausdruck ihrer Dienerschaft fiel ihr dort auf. Sie ging in das gemeinschaftliche Schlafgemach mit dem von eine Krone tragenden Putten beschirmten Himmelbett. Dort traf sie Alphonse mit der roten Cora (einer Nachfolgerin der großen Cora Pearl). Inge war erklarrt. Es gab eine verzweifelte Scene. Alphonse gelobte reumütig Besserung. Sie verzieh natürlich — konnte sie doch nicht ohne ihn leben. Von da an aber begannen ihre Leiden. Er vernachlässigte sie immer mehr, brachte immer häufiger die Nächte außerhalb, und — wie sie sich sagen mußte — bei andern Frauen zu, und sie verhärmte, vergrämte ihre Jugend.

Wie hätte sie denn den Gedanken fassen können, ihn je zu verlassen, ihn, der sie gelehrt, was Glück, was Leben heißt? Immer höhere Summen aber verlor Alphonse im Spiel. Sie hatte ihm schon zu Anfang die Verwaltung ihres Vermögens übergeben und so selber jeden Überblick darüber verloren. Sie begriff es nicht, warum er aussuhr, wenn sie eine größere Summe von ihm für den Haushalt verlangte. Anfangs lachte sie noch über seine Einwände und meinte neckend, er fänge an, geizig zu werden. — Ein paar weitere Jahre vergingen ihr, in heimlichem Herzeleid und dankbarer Wonne, wenn Alphonse sich herbeiließ, einmal eine Nacht zu Hause zu bleiben und zärtlich zu sein. Wie sie das dann beglückte, sie alles, alles Leid vergessen ließ! Ihre Liebe bekam immer mehr von der Anhänglichkeit eines treuen Hundes, der sich von seinem Herrn stoßen und treten läßt, und doch immer wieder sich selig zu seinen Füßen niederkauert, wenn er ihn anzublicken geruhte. Eines Tages eröffnete Alphonse der nun Neunundzwanzigjährigen, die aber bei weitem älter ausah, daß der letzte Rest ihres Vermögens verloren sei und sie gezwungen wären, das Hôtel zu verkaufen. Sie selber könne dann, nach Abzug der Schulden, den Rest des Erlöses nehmen und ihn verlassen. Sie sah ihn starr an, erst faßte sie seine Worte kaum. Dann aber stürzte sie vor ihm in die Kniee und stammelte unter Schluchzen, daß er sie töten solle, wenn er ihrer überdrüssig sei, niemals aber verlangen, daß sie freiwillig von ihm gehe; wenn sie nichts mehr hätten, wolle sie mit ihm arbeiten und für ihn, so weit ihre Kräfte reichten — nur verstoßen solle er sie nicht. Nun war er doch wieder gerührt und küßte sie, und sie verlebte aufs neue eine selige Nacht. Ja, nun würde alles wieder gut werden!

Das Palais ward verkauft; es blieb noch einiges nach Abzug der Schulden übrig, und sie mieteten eine bescheidene, kleine Wohnung im Quartier latin. Aber Alphonse wollte nicht, daß sie für ihn arbeite. Er selber nahm seine journalistische Thätigkeit wieder auf, er besaß Geist, Routine und eine Spürnase für in der Luft schwebende Ereignisse.

Bei dem sparsamen Leben besserten sich, da er in seiner alten Redaktion eine verantwortlichere Stellung erhalten, langsam ihre Finanzen, und sie konnten sich wieder ein paar Annehmlichkeiten gestatten. Inge fühlte jetzt ein ruhigeres Glück, ihr „Mann“ war meist freundlich gegen sie. Von der glanzvollen Vergangenheit sprachen beide nicht. Und beider Sinnlichkeit schien entschlummert.

Es vergingen weitere zehn Jahre. Nun war Ingeborg völlig verblüht, und immer hagerer streckten sich ihre Gestalt, ihre Züge. Noch nicht vierzig, erschien sie wie eine Matrone von fünfzig Jahren.

Eines Tages kam Alphonse ziemlich erregt nach Hause, zum frugalen

Abendbrot. „Eine frühere Freundin, Lydia Roche, wird uns heute besuchen; ich traf sie auf der Straße, sie sieht brillant aus, erkannte mich sofort.“ Inge mußte mehrmals ausgehen, die Aufwärterin war schon fortgeschickt, noch Zuthaten zum „Diner“ einzukaufen, konnte doch Alphonse nicht genug bekommen.

Und dann kam Lydia, verhehlte nur schlecht ihr Entsetzen über die Wandlung im Äußern der „schönen“ Inge, die neben dem um fünf Jahre älteren Alphonse, dem man höchstens Mitte der dreißig gegeben hätte, wie eine Greisin ausah. Den ganzen Abend umspielte ihre Lippen ein mitleidiges Lächeln. Inge verstand es nur zu wohl, ihr mühsam errungenes Schlinglück war wieder dahin. Beim Wein erhitzen sich Alphonse und Lydia immer mehr, zeigten immer deutlicher ihr gegenseitiges Wohlgefallen. Und Inge saß dabei, und auch sie lächelte. — Wie glücklich sah ihr Alphonse wieder aus, ja, sie mußte auch das noch thun. Eine Entschuldigung murrend, verschwand sie — überließ den beiden das Feld. Seit jenem Tag hatte sein früherer Dämon den Maun aufs neue gepackt, nur noch schärfer, ungefümer, als wolle er sie nachholen, all die versäumten Taumelstunden der letzten Jahre. Und er genierte sich nicht mehr vor seiner Genosin. Mußte sie doch begreifen, daß ihre erloschenen Reize ihm, dem schönen Mann in den besten Jahren, nichts mehr bieten konnten, als höchstens Widerwillen und Ekel. Es kamen nun öfter Freundinnen aus der alten Zeit, und dann ging's stets hoch her in dem sonst so dürftigen „ménage“. Ingeborg hatte dann alle Hände voll zu thun, alles zu beschaffen, was ihr Idol nur von ihr wünschte, sah nachher abgehetzt und abgemattert daneben und lächelte, da sie ihn fröhlich sah. Sie hatte ja, schon seit so langen Jahren, ihre Seele, alle heiligsten Gefühle ihres Innern verkauft, um diesen Maun, diese Inkarnation des Leichtsinns zu befriedigen, glücklich zu machen. Ihren Stolz, ihre Würde hatte sie verloren, nannte nichts mehr ihr eigen, als hündische Treue, mit der sie ihn die Hände unter die Füße hätte breiten mögen, um ihn vor der Rauheit des Lebensweges zu behüten, — mit der sie sich für ihn geopfert hatte, geistig und seelisch und sinnlich, — tausendfach. Wie ein Pelikan seine Jungen, so hatte sie ihn getränkt mit ihrem Herzblut. Nun war sie nur noch ein abgenutztes, fast körperloses Ding, der Schatten seiner Jugend, aus der er selber, ein neuer Vampyr, Blut und Leben gesogen zu haben schien, zu unerträglichlicher Jugend und Lebenskraft. Es was ihr in letzter Zeit manchmal passiert, wenn sie in ihrem bescheidenen, gestickten, schwarzen Fähnchen mit ihm spazieren ging, (es genierte ihn schon seit langem, ihr den Arm dabei zu geben), daß sie für seine Mutter gehalten wurde. Er lächelte dann verlegen, aber es kümmerte sie gar nicht mehr — die einß so stürmisch aufgepeitschte

Einlichkeit in ihr war erloschen — wie lange —; er war ihre Welt, für die sie sorgte, ihr Kind, ihr Herrscher, ihr Zerstörer. Wieder vergingen Jahre, er blieb der alte, nur daß selbst seine Kraft jetzt anfing zu wellen nachzulassen, und ihn vorübergehend ein Ekel packte vor seinem eigenen Leben und ein unbehagliches Gefühl seiner Gefährtin gegenüber.

Er nannte sie jetzt vor den Leuten wieder Mademoiselle de Silberparr und gab sie für seine Haushälterin aus. Immer mehr kam er, auch pekuniär, durch das wüste Leben herunter. Seine Freundinnen nahmen ihm und Ingeborg oft das Brot vom Munde fort. Sie lächelte nur — hatte ihr Alphonse dadurch doch wieder eine vergnügte Stunde. Oft konnten sie die Miete nicht zahlen und mußten notgedrungen ein anderes Quartier suchen. Das geschah immer häufiger, immer müheloser, da das Mobiliar ihres Hausstandes sich immer mehr verringerte. Seit Jahren wohnten sie nun in der Montmartregegend; in der rue Lopic waren sie schon elsmal umgezogen, jetzt bewohnten sie die dunkle, zugige Mansarde eines turmartigen Hinterhauses dort. Nach und nach ward Madame Fénel Ingeborgs einzige Hilfe, wenn sie nicht mehr weiter wußte in halb unbewußtem Hunger und Kummer. Denn Alphonse vergaß jetzt auch oft das Arbeiten und hatte in den letzten Jahren nur allzu viel zum Absinth gegriffen. Dennoch aber glaubte Ingeborg an ihn, an sein Talent, die Macht seiner Persönlichkeit, die sie doch selber vernichtet hatte, ohne daß sie sich dessen jemals klar bewußt worden. Sie war nun wie ein Automat, der nur noch von den Drähten einer fremden Macht bewegt wurde, von den Bedürfnissen ihres Herrn. Sie hätte lächelnd für ihn gestohlen, für ihn gemordet, und wenn man sie für ihn auf die Folterbank gelegt hätte, sie würde auch das nicht mehr gespürt haben; denn sie dachte nur an ihn.

Ich aber weiß nicht, ist sie eine Verbrecherin, eine Wahnsinnige oder eine Heilige. Soll ich sie bemitleiden, verachten oder beneiden?

Unergeßlich aber wird sie mir bleiben, Ingeborg de Silberparr.



Aus finsterner Zeit.

Von Gustav Jordan.

(Hischweiler.)

Es war in jenen Zeiten, da ein dunkler Glaube die ganze Christenheit mit schwarzen Flügeln deckte.

Frau Dorothea, die ehrsame Gattin des wohlloblichen Ratschreibers Singenwald, fühlte, daß ihre schwere Stunde gekommen, und rang mit ihrem Gotte in brünstigen Gebete.

„Herr Gott Zebaoth,“ rief sie, und heiße Thränen ließen ihre Stimme erzittern, „der Du das Volk Israel sicher durch das Meer geleitet, leite auch mich in meiner Not. Ich weiß ja, daß von Eva her das Weib in Schmerzen gebären soll, und ich bitte, Herr, lindre nicht diesen Schmerz, laß ihn mich ganz durchzucken gleich einem ewig sich wiederholenden Weh, erspare mir nichts, wenn es an mich kommt, nur, Herr mein Gott, beschere mir ein Söhnlein, ein Söhnlein, ich will es auch weihen zu Deinem Dienst, aber keine Tochter, keine Tochter!“

Sie hielt inne und sah mit heißer Angst empur zum Himmel, der vergnüglih durch die kleinen Scheiben leuchtete. Ein neuer Schmerz durchfuhr sie, und wieder stand vor ihrer gequälten Seele das Traumgebild, das sie diese Nacht heimgesucht: Da hatte sie in grauser Phantasie ein finsternes Gemach erblickt, feucht die häßlichen Steinwände, mühsam beleuchtet von schwelenden Fackellichte, rohe Gestalten umstanden mit grausamer Henkerlust eine aufblühende Maid, Geräte, zu entsetzlichem Gebrauche bestimmt, stierten die Ärmste an, und mit eifriger Stimme befahl der Richter, die peinliche Frage zu beginnen, ob diese Maid, die Tochter der Dorothea Singenwaldin, eine Heere sei. Da hatten sich im Traume die Sinne Dorotheens wie im Wirbel gedreht, eine verzehrende Flamme war aus ihrem Innersten emporgeledert, und sie sah in dieser züngelnden Glut, welche den Himmel zu erreichen schien, die gefesselte Maid einem qualvollen Tode entgegengehen. Mit entsetztem Aufschrei war sie aufgewacht, von ihrer Bettstatt gesprungen und hatte zu Gott gefleht, dies Unheil von ihr abzuwenden.

Allmählich aber kam Ruhe über die Betende. Nicht weil die Heiterkeit des Himmels einen Abglanz in ihre Seele goß, sondern weil ihr vom Glauben der Zeit befangenes Gemüt einen andern Ausweg zu finden glaubte.

„Wase Ursula sagt es ja immer,“ beschwichtigte sie sich selbst, „Träume erfüllen sich, aber umgekehrt: Unheil bedeutet Heil, und Segen Unfegen. So wird auch mir kein Töchterlein beschert werden, sondern ein Söhnlein,

und ich muß mein Gemüt erhellen, auf daß sein Gemüt heiter werde; denn der Finstere hat über die Finstern am meisten Gewalt."

Sie nahm das Wort Gottes nach Luthers Uebersetzung vor und begann, sich daran zu erbauen.

Und ihre Stunde kam, und nichts wurde ihr an Weh erspart. Je heißer es sie durchzuckte, je mehr es sie trieb, sich in wimmerndem Schrei Lust zu machen, desto fester drängte sich ein siegesgewisses Lächeln auf ihre bleichen Wangen, daß Base Ursula sich schier darob verwunderte. Endlich eine letzte Qualanstrengung! Frau Dorothea hatte das Gefühl, als wenn eine Bergeslast von ihr gewälzt sei, noch hörte sie eine nie gehörte Stimme, ein jartes Kindergeschrei, dann schwand ihr das Bewußtsein.

Als sie aufwachte, beugte sich zärtlich besorgt ihr Gatte über sie und küßte sie auf den Mund, und Base Ursula hob ihr, sorgsam umhüllt, ihr Kind entgegen, das so kläglich häßlich, zerdrückt und zerknüllt aussah wie fast alle Neugeborenen. Mit selbigem Lächeln begrüßte sie den kleinen Unhold und fragte ihren Mann:

„Wie soll er heißen, lieber Friedi?“

„Er, Dorothea? Es ist ein Mägdlein!“

„Eine Maid!“ rief sie, und Entsetzen packte sie. Sie sah ganz deutlich, wie rote Blut aus der Waud gegenüber ihr entgegenstrahlte und mit flammendem Verlangen nach dem Kinde züngelte. Sie sank erschöpft auf ihr Kissen zurück, und ihre Sinne schwanden. Fieber durchglühte ihre Glieder. Es kamen schwere Tage. Sie redete irre, und greuliche Gebilde stiegen vor ihrer Seele auf. Ihr Mann war auf die Amtsstube gegangen, um das Notwendigste zu besorgen, Base Ursula war eben die Treppe hinabgestiegen, um auf dem Hofe frisch Wasser vom Brunnen zu schöpfen, da riß die Mutter der Neugeborenen die Hülle vom Körper und suchte mit fiebernder Hast am Leibe herum. Und siehe da, am Nacken, wo die Kleidung stets zu umhüllen beginnt, fand sich ein dunkler Fleck, just einer Pfote ähnlich. War es nicht die Klaue, mit der der Teufel beim Eintritt in die atmende Welt sein junges Bräutlein gezeichnet? Da hörte Frau Dorothea die schlurfenden Schritte Ursulas, schnell suchte sie das Kind einzuwickeln, aber während sie es that, ward ihr so schwer, als wenn die Bergeslast, deren sie sich eben entledigt, sich zertrümmernd auf ihr Haupt senke. Als Ursula zurückkehrte, fand sie das schreiende Mädchen von den Händen der toten Mutter umklammert.

Das Würmlein aber blieb am Leben und ahnte nicht, daß sein Teufelskrallen der Mutter das Leben gekostet. Aus dem kleinen Unhold der ersten Nacht ward eine reizende Menschenknospe, und als Euse heranwuchs, blühte auch ihre Schönheit immer herrlicher auf. Vor allem aber war

es ihr Auge, das alle, die ihr begegneten, wunderbar anzog. Es war groß und rehraun, von stolzem Oval und träumerisch tief. Manchmal schien es wie verschleiert unter den seidnen Wimpern, aber des Abends glänzte es durch das Dunkel. Weltfremd war ihr Wesen; von den Gespielinnen hielt sie sich fern, wilde Spiele liebte sie nicht, und während die andern Hummeln gleich umherschwirrten, schaute sie zum Himmel empor, den sie seltsam genug das Auge Gottes nannte. Wenn alles schlief, dann schlich sie wohl mit leichtem Tritte hinaus in den Garten, schlüpfte über den Zaun und eilte auf die Wiese, wo die Nebel ihre Schleier spannen. Auch ging sie in den dichten Wald, lief traumverloren in ihm kreuz und quer und fand stets ohne Irrung den Weg zurück. Einst war sie wiederum in dämmernder Mondennacht in den Wald gelaufen, da stieß ihr Fuß auf eine Baumwurzel, daß er heftig schmerzte. Sie schritt weiter, aber nur mühsam ging es fort, bald war es nur ein langsames Hinlen. Da sah sie ein einsames Licht schimmern, sie schleppte sich dorthin und klopfte an die Thür einer elenden Hütte. Ein wütender Hund kläffte sie an, und ein altes Weib öffnete ihr. Das war die alte Gret, die in der ganzen Umgegend als Hexe verschrien war, die aber niemand anzutasten wagte, weil alle ihre Macht fürchteten. Das Weib ließ Euse freundlich herein, rückte einen Schemel an das flackernde Feuer, hieß Euse sich setzen und verband ihren schmerzenden Fuß. Sie strich dem Kinde über sein wallendes Haar und sagte, es solle sie bald wieder besuchen, sie lebe so einsam hier oben. Euse war zuerst ängstlich vor der Alten zurückgewichen, als sie aber in die wohlwollenden Augen geblickt, da hatte sie sich beruhigt und die Gastfreundschaft gern genossen. Und wie oft schlich sie jetzt zur Alten, bei Nacht und auch bei Tag — mit klopfendem Herzen und verstoßen, daß es keiner sähe; denn dieser Umgang konnte ihr übel gedeutet werden. Da erzählte ihr die Alte von ihren jungen Zeiten, wie sie einst einen schönen Landsknecht geliebt, der hinaus gen Welschland gezogen und nie wiedergekommen sei, wie sie sich von allen zurückgezogen habe und nun als alte Hexe von niemand belästigt werde. Die alte Gret sammelte mit Vorliebe Wurzeln und Kräuter, die warf sie in den Kessel voll siedenden Wassers und bereuete manchen Tränkelein, das sie in Flaschen fein säuberlich auf das Wandbrett stellte. Sie lehrte Euse die Tränke bereiten und zeigte ihr, wie dies gegen diese und das gegen jene Krankheit helfe. Euse ward ihre gelehrige Schülerin; wenn sie dann von der Alten zurückkehrte und über die Wiese schritt, auf der die Nebel auf- und niederwogten, dann schaute ihr Auge mit sieghaftem Leuchten auf das Getriebe. Vor ihrer Seele tauchte eine hehre Lichtgestalt auf: Christus, der über das Meer schritt und die Wellen glättete, Christus, der die Armen pflegte und die Kranken heilte. Ja, sie wollte

ihr schwaches menschliches Können anwenden, es dem Erlöser gleichzuthun, und den Leidenden helfen mit der wunderthätigen Kraft ihrer heilenden Kräuter.

Das Mädchen erschien in den Hütten der Armen. Still setzte sie sich an das Bett der Kranken, faßte ihre fiebernde Hand und gab ihnen ein Mittel, das heilend wirkte. Dabei schaute ihr Auge in die Ferne, als suche es da etwas, das seinem sonnehellten Leuchten begegne, und wenn der Kranke sich dankbar zum Bessern wandte, dann hatte ihr Auge die freudige Ruhe gefunden. Wenn dem Kranken nicht zu helfen war, dann umflorte ein feuchter Schimmer ihr mitleidig Auge, und sie gab ihm ein unschuldig Tränklein und gestand den Angehörigen, daß das nur zum Troste des Verlangenden sei.

Eines Tages sagte die Alte zu ihr: „Du kannst nie mehr zu mir, mein Kind, versprich es mir! Was ich Dich lehren konnte, habe ich gethan, Du kannst nichts mehr lernen — aber ich fürchte für Dich! Sie glauben, Du thust Wunder, und wenn sie Dich bei mir sehen, werden sie Dich für eine Hexe halten und verbrennen.“

Euse schauderte und versprach der Alten, nie wiederzukommen. Aber in den Häusern der Kranken verkehrte sie wie vordem in ihrer stillen Weise, von niemand gehindert, wie eine Heilige verehrt, mit heiligen Gedanken in ihrer Brust.

Da brach eine Seuche im Lande aus, und der Würgengel betrat auch diese Stadt. Euse wußte nicht Rat und Hilfe gegen den ungewohnten Gast und sah verzweiflungsvoll so manchen hinsinken. Auch ihr Vater erkrankte; sie versuchte ihre beste Kunst und reichte ihm den feinsten Trank, er aber schüttelte sich im Frost und starb. Da packte sie Verzweiflung: die Angst um ihr eigenes armes Leben hatte sie von dem heiligen Berufe abgehalten, dem sie sich gewidmet, ihr Vater war ihrer Furcht zum Opfer gefallen, sollte die ganze Stadt mit darunter leiden?

Und wieder schlüpfte sie, wie in alter Zeit, über den Zaun, eilte über die Wiese in den Wald und gestand der Alten ihre Not. Die schalt sie, doch gab sie ihr schließlich den verlangten Rat. Und als Euse mit der neuen, die köstlichsten Kräuter enthaltenden Mischung an die Krankenlager herantrat, da war ihr Auge wieder so siegesicher wie sonst, nur hatte die Trauer um den Vater ihren Schleier darüber gebreitet. Und sie siegte. Wo sie hinkam, da wich die Krankheit, der Würgengel zog ab. Die Stadt war gerettet, während rings in der Gegend noch die Krauthheit wüthete.

Sie gieng von ihrem letzten Kranken weg, schon dunkelte es. Da sah sie zwei Männer herankommen; in mädchenhafter Scheu zog sie sich in einen Thorweg zurück, so daß sie nicht gesehen werden konnte, zumal sie dunkel gekleidet war. Da hörte sie folgendes Gespräch:

„Bedenket, Sie hat Euch das Leben gerettet“ —

„Das zeitliche gerettet und das ewige geraubt!“

„Wo habt Ihr denn die Beweise für Euern Verdacht?“

„Beweise? Ist es nicht Beweis genug, daß sie jeden gesund macht?

Das ist Zaubererei, Hexerei!“

„Eine wunderbare Hexe, die nur Gutes stiftet,“ sagte der andere.

„Gutes? Und ihr Vater? Den hat sie dran gegeben im Bunde mit dem höllischen Fürsten und uns gerettet, auf daß wir ewig in der Hölle braten!“

„Und wollt Ihr sie anklagen vor dem hochpeinlichen Gericht?“

„Ich muß! Mein christlich Gewissen zwingt mich dazu. Vom Vater sprach ich — wo ist denn ihre Mutter? Kaum schenkte sie ihr das Leben, so tötete sie sie. Vater und Mutter opferte sie in greulichem Satansbunde!“

„Und was wollt Ihr, daß geschehe?“

„Daß ihr geschehe? Sie bekenne und sterbe! Und will sie nicht bekennen, der Henker wird sie dazu zwingen!“

Die Beiden entfernten sich. Entsetzen lähmte die Glieder und Sinne Susens. Einige Zeit lang schien all ihre Denkraft verloren, dann erhob sie sich und eilte, so schnell die Füße sie trugen, hinaus zu der Alte. Der erzählte sie in fliegenden Worten das Schreckliche.

„Habe ich das verdient?“ schluckte sie. „Ach, vielleicht war mein Gedanke, es Christo gleichzuthun, eine Sünde, und sie wird an mir heimgesucht. Aber ich meinte es so gut, ich bin so jung und soll so qualvoll sterben.“

Die Alte rief: „Fort, fort von hier, Du mußt fliehen, Du bist keinen Augenblick sicher.“

Sie schnürte ein Bündel zusammen und zog Susse mit sich an die Thür. Da hörten sie schwere Tritte.

„Die Alte ist ihre Helfershelferin,“ rief eine rohe Stimme. Mehrere Männer drangen ein. Entsetzt schaute Susse auf sie.

„Da haben wir das ganze Nest,“ rief triumphierend der eine, „im Namen des peinlichen Gerichts, uehmt die beiden gefangen!“ —

Keine Hilfe, keine Rettung. Susse kauerte im finstern Turm, und morgen sollte die furchtbare Frage beginnen. Da rasselte es an der Thür. Der Sohn des Ratsherrn Petersen erschien, er hatte es möglich gemacht, hierherzubringen. Er eilte auf die Elende zu.

„Du Keine, Du Heilige,“ rief er, „Du hast meiner Schwester, Du hast mir das Leben gerettet, jetzt befreie ich Dich aus aller Todesqual.“

Sie wußte nicht, wie ihr geschah, sie war im Freien, war frei.

„Du eine Hexe, Du holde Maid?“ rief ihr Befreier in ehrfürchtiger

Bewunderung. Er betrachtete sie lange, dann strich er, wie sich besinnend, über seine Stirn.

„Und doch, Du verzeihst, Ense, aber ein Gerücht meldet Schlimmes von Dir — gestattetst Du, daß ich einen Augenblick hinter Dich trete?“

Ehe sie sich dessen verah, war er hinter ihr und verschob ihr Gewand am Nacken.

Da taumelte er zurück.

„So ist sie doch eine Hexe,“ murmelte er. „Es ist untrüglich. Im Hexenhammer ist das Zeichen angegeben, es ist so, sie ist eine Hexe!“

Er sah sie verzeifelt an.

„Sie ist eine Hexe,“ brauste es in seinem Hirn, „und ich habe sie befreit, habe meiner Seele Seligkeit drangegeben. Und doch, kann ich sie, diese Holde, den unsäglichen Qualen ansiefeln, denen ich sie entzogen? Unmöglich, unmöglich — es giebt nur ein Mittel!“

Ense hatte von dem allen nichts bemerkt. Leuchtenden Auges schritt sie voran, sie sah den Herrn und Erlöser niedersteigen und sie begrüßen, deren Prüfung beendet, sie neigte demütig ihr Haupt, in der Gewißheit, seinen Segen zu empfangen. Da durchzuckte es sie heiß von außen zum Herzen. Sie sank nieder, und die Gestalt Christi umspannte den ganzen Himmel. Ihr frommer Mörder aber floh unstät von Land zu Land.

Die alte Gret wurde nicht lebendig verbrannt, wie es die Sitte damals wollte, sie starb auf der Folter.



Die Oase von Siwah.

Von Bernhard Eulenstein.

(Berlin.)

Der gefürchtete Wüstenräuber Ali Suleiman war alt geworden. Seit einem Menschenalter war er der Schrecken aller Karawanen. Den geringsten Widerstand bestrafte er stets mit dem Tode. Soviel Truppen auch schon gegen seine Bande ausgesandt worden, so hoch auch die Preise waren, die man auf seinen Kopf gesetzt hatte, es war immer vergebens gewesen. Er blieb unüberwältigt. Er war nicht zu überlisten.

Aber Ali Suleiman war eben alt geworden. Sein Mut und seine Unternehmungslust fingen an zu schwinden. Er sehnte sich nach Ruhe.

Sein einträgliches Gewerbe wollte er indessen nicht aufgeben, und schon seit lange sann er darüber nach, wie er sein Raubgeschäft mit weniger Strapazen und ohne Risiko weiterbetreiben könne. Es sollte eine Unternehmung sein, die ihm ein arbeitsloses Einkommen sichern würde.

Sein ränkevoller Geist hegte denn auch schließlich einen Plan aus, den zu verwirklichen er sofort beschloß.

Er sandte zwei Boten nach Marokko, mit einem ungemein höflichen Schreiben an den Sultan. Er versicherte ihn seiner Ergebenheit und bat, die beifolgenden, mit kostbarer Beute beladenen Kameele als Zeichen seiner Unterwerfung anzunehmen. Dagegen bitte er um gnädigste Vergebung für alle seine Mißthaten, und der Sultan möge ihm gestatten, dieselben in anderer Weise zu sühnen. Er erbiete sich, die Karawanen künftig selbst vor den Gefahren der Wüste zu schützen. Um ihm aber das Sühnewerk zu erleichtern, möge der Sultan die Gnade haben, ihm eine günstig gelegene Dase zu schenken, auf daß er seine Leute und seine Kameele stets in der richtigen Gegend bereit halten könne. Die Dase von Siwah erscheine ihm als besonders zweckentsprechend.

Der Sultan von Marokko war hoch erfreut über die Unterwerfung eines so gefährlichen Wüstenritters, und da der Wert der gebotenen Waren den Wert des Landes von Siwah weit überstieg, so wurden die Boten alsobald mit einem gnädigen bejahenden Handschreiben des Sultans zurückgesandt. Und was besonders wichtig für den alten Wüstenpiraten war, es lag eine allerhöchste Schenkungsurkunde bei, laut welcher der Grund und Boden der Dase Siwah an Ali Suleiman und seine Erben für immer als unbeschränktes Eigentum übertragen war.

Siwah liegt mitten in der Wüste, vier Tagereisen von jeder andern Dase entfernt. Sie ist etwa fünfhundert Morgen groß, sie hat ein paar gute, nie versiegende Quellen, eine üppige Weide und erquickenden Schatten. Alle Karawanen müssen dort rasten und ihre Krüge mit Wasser füllen.

Als nun der alte Wüstenritter die Dase in Besitz nahm, ließ er sofort Wälle ringsum aufwerfen und mit Palissaden besetzen. Die Thore wurden fest verschlossen und bewacht.

Hocherfreut, die durststillenden Quellen von Siwah endlich erreicht zu haben, und in der Hoffnung auf eine stärkende Rast, kam die nächste Karawane an.

Aber die erstaunten Reisenden fanden die Dase besetzt und verschlossen. Alle Bitten, die Thore zu öffnen, waren vergeblich. Ali Suleiman ließ die Schenkungsurkunde des Sultans vorzeigen, und fest und bestimmt erklären, daß er mit seinem privaten Eigentum machen könne und machen

werde, was ihm beliebe. Er wolle nun aber sein Wasser und seine Weide für sich und sein Vieh behalten. Übrigens biete er der Karawane sicheres Geleite bis zur nächsten Case an.

Die Kaufleute mußten nun wohl, daß dies der reine Hohn war. Denn bis zur nächsten Case wären sie und ihre Kameele längst tot gewesen.

Um des Räubers Herz zu erweichen, boten sie ihm erst ein, dann zwei und schließlich drei Kameellasten ihrer Waren an. Ali Suleiman blieb uuerbittlich. Erst als sie ihm den vierten Teil ihrer Ladung boten, ließ er sich endlich herbei, die Thore zu öffnen.

Dem gleichen Schicksal verfiel Karawane nach Karawane. Jede wurde um den vierten Teil ihrer Waren geplündert, für die Erlaubnis, das Wasser, die Weide und den kühlen Schatten benutzen zu dürfen. Sie mußten diese Naturgeschenke, — die Allah zwar auch für sie erschaffen hatte, — dem alten Gauner bezahlen, der sie ja „ehrlich“ als „Eigentum“ „erworben“ hatte.

Mit der Zeit gewöhnten sich indessen die Kaufleute an diese Art Erpressung, und da alle in gleicher Weise davon betroffen wurden, so konnten sie sich wieder an den Käufern ihrer Waren schadlos halten. Und als Ali Suleiman eines Tages zu seinen Vätern heimgegangen, wurde sein ehemaliges Räuberhauptwerk nach und nach vergessen. Man sprach nur noch von dem „Grundbesitzer“ von Siwah, als einer „Stütze“ des Staates und der Gesellschaft, als dem „Verteidiger“ von „Gesetz“ und „Ordnung“ und dem Glauben von Islam.

Sein ältester Sohn erbte friedlich seine Rechte als „Casebesitzer“ von Siwah. Er wurde in den Adelstand erhoben und erbliches Mitglied des marokkanischen Herrenhauses. Denn bei einem so feudalen Einkommen war seine Vaterland es liebe über allem Zweifel erhaben. Seine Nachkommen erheben bis auf den heutigen Tag den Tribut von den Karawanen, und zwar der Einfachheit halber in blankem Golde. Das heißt, sie thun es auch nicht mehr selber. O nein. Sie haben die Case verpachtet. Einer der Enkel ließ sich sogar für seinen Teil eine erste Hypothek geben, um ganz sorgenlos sein zu können. Die Großgrundbesitzer von Siwah leben unumkehrbar in schöneren Gegenden oder in Paris. In Gesellschaft von nur hocharistokratischen Gutsbesitzern und Grundeigentümern aus Irland und England, aus Rußland und Deutschland — von natürlich „ebenso“ „edler“ Abstammung — und in freundschaftlichem Verkehr mit plutokratischen Hypothekenbesitzern — die ihr Vermögen meistens in „ebenso“ „ehrbarer“ Weise erworben — verbringen sie ihre „kostbare“ Zeit auf den Boulevards oder an der Riviera schönem Strande und fördern — — die heimische Kultur. Sie uenuen ihr Einkommen auch nicht mehr: „Kaub“ und „Plän-

bering“ oder „Tribut“. Sie haben ehrbar und vornehm klingende Namen dafür. Sie nennen es: „Kente“ und „Hypothekenzins“.

* * *

Kann die schöne Leserin oder der unparteiische Leser einen Unterschied herausfinden zwischen diesen beiden Arten von Raub?

Wenn einer besteht, liegt er nicht ausschließlich darin, daß die erstere gefährlich und anstrengend, die letztere aber bequem, gefesslich und sicher ist?



Ein Geistlicher als „nächter Mensch“.

Seelendrama von Peter Merwin.

(Magdeburg.)

I.

Zwei Briefe? — Einer mit dem großen Siegel,
Den Adler zeigend mit gespreiztem Flügel? —
Ja, dich, von oben mir gesandt,
Nehm' ich voll Ehrfurcht erst zur Hand;
Was du mir bringst? — Das braucht kein groß Geflügel,
Weil ich, mehr als ich's ahne, es schon weiß.
Jedoch des Amtes Gott ist „Schwarz auf Weiß“:
Drum halt' ich meine Freude noch am Flügel,
Auf daß ich ein Gebellein spreche,
Eh' ich des Briefs Geheimnis breche:
Zu Gottesgaben in des Schicksals Tiegel
Ihr Teil hinzuthun oftmals arge Köche. —
Zwar sicher zugesagt mir haben Männer, —
Ehrwürdig, fromm und viel vermögend:
Aus hoch' und höchsten Kreisen meine Gönner,
Wohlwollen mir in guäd'ger Seele hegend.
Drum Mint: ein kurz Gebet, — in Gottes Namen
Reich du, verhängnisvolles Siegel, —
Amen! — — —

„Domprediger!“ — da steht's! da steht's!
da steht's
Wie Verge fest: kein Erdsturm mehr verweht's! —
Das ist die Frucht inbrünstigen Gebets
Zu Dir, dreiein'ger Gott, bei Tag und Nacht, —
Du hast's mit Deinem Knechte wohl gemacht!
„Weil Du als Gottes Knecht, als echter, rechter,
Im Tempel Gottes als 'ne feste Säule
Befunden bist —, als wacker Sionswächter:
Erhöht sei zu der Christen größerm Heile!“ —
Mit aller Demut, die dem Christen ziemt,
Darf ich, — wie hier auch die Behörd'
es rühmt, —
Darf ich wohl sagen: meine Glaubensbrunst,
Mein Eifer hat verdient solch höh're Gunst. — — —
„Domviertel!“ — Alles höh're, fromme Kreise,
Strenggläub'ge, auserlesene Gemeinde:
Da läßt sich, Herr, viel thun zu Deinem Preise
Iud zur Bekehrung Deiner Feinde.
Ja, die Gemeinde soll ein Tugendmuster —,

Die Stätte werden frommer Glaubenswerke
 Vorm kleinen Volk: Arbeiter, Schneider,
 Schuster,
 Daß es die Macht des frommen Wandels
 merke,
 Und, Herr, Dein Ansehn in der Stadt sich
 stärke.
 Und bleibst Du fernor noch mein gnäd'ger,
 Mein starker Hort: vielleicht noch als Hof-
 pred'ger
 Wird' ich an des erhab'nen Thrones Stufen
 Vors Allerhöchste Angesicht berufen;
 Vielleicht — — —, doch still, mein un-
 gestümes Herz!
 Zu irdisch jubelst Du, statt himmel-
 wärts; — — —
 Was willst du, Mißklang, der du schrill
 enttauscht
 Der Freude, die in meinem Innern jauchzt?
 Es ist um nichts: es liegt mein Weib,
 mein Kindchen
 Krank an der neuen Krankheit; — ein
 paar Stündchen,
 Ein wenig Schnupfen, Kopfweh, Fieber, —
 Dann ist es wieder, Gott sei Dank! vorüber, —
 Vielleicht schon morgen:
 Man muß mit solchen allerkleinsten Sorgen
 Nicht immer Gott den Herrn sogleich be-
 stürmen:
 Das laß, bis Berge sich von Ängsten
 türmen. — —
 Und nun den andern Brief. — Mir unbekannt
 Ist Nam' und Hand.
 „Mein Liebstes wurde jüngst dem Grab
 zum Raube,
 Und da ich nun an nichts, — an gar
 nichts glaube, —
 Nicht Gott, nicht Jenseits, keinen von den
 Teufeln:
 So bin ich nahe am Verzweifeln,
 Und hab' kein Tröpflein Trost darauf zu
 träufeln.
 Du gilft als Glaubensmann von höchsten
 Gaben,
 Der jede Trübsal, — jede, —
 Und sei das Herz auch noch so öde,
 Verstehst durch süßen Glaubenstrost zu laben.
 Drum frag' ich an, ob Du mir woll' sterlauben,

Dich heimzusuchen um Arznei im Glau-
 ben.“ — —
 Sieh da, ein glaubensdurft'ger Gottes-
 leugner! —
 Du traffst den Rechten, fremder Unter-
 zeichner:
 Vor deinem Glauben will ich, Glaubens-
 hasser,
 Das Wehr ziehn, daß er wie gestante Wasser
 Dahinschießt, — will ins rechte Bett ihn
 führen;
 In deinem toten Herzen will ich rühren,
 Zur lichten Loß' den letzten Funken schüren;
 Bevölkern soll gewalt'ge Glaubensrede
 Mit Lichtgestalten deines Herzens Öde;
 Und findest Du sie nirgends sonst auf Erden:
 Durch mich soll Erösung deiner Trübsal
 werden.

II.

Mein süßer Bube, — noch ist er nicht kalt:
 Vom Puls ist, — der erst eben machte halt, —
 Noch lau das Blut: noch eben hat's gewalt.
 Doch sie, — mein Weib mit ihrem war-
 men Herzen, —
 Sie ist schon kalt, — hu! — wie ein Stein
 im März, —
 Er? — Sie? — was saß sich recht dort, das
 ist nie mehr —
 Ist nie ein Er, ein Sie mehr:
 Ihr seid ein Es, seid jecho Ding, — ein Ding,
 Das etwas war, und nun in nichts zerging, —
 Ja, — Ding, was Recht auf hiersein
 nicht mehr hat, —
 Was keinen Plag am Tageslicht mehr hat, —
 Was fremd in die entfetzte Menschheit
 starrt, —
 Auf das die offene Gruft schon harrt. — —
 Ihr, die mein Ein und Alles seid, —
 verscharrt? —
 Seid? — nein, ihr seid gewesen, — war!
 Zwei Angesichter, starr und sahl,
 Beleuchtet grell mir auf einmal
 Dieselbe Sonn' im Auf- und Niederwärts:
 Ist das zuviel nicht —, zuviel für ein
 Herz?
 Ja, binnen zweimal Sonnenuntergang
 Und dreimal Morgenrot

Zwei liebste Wesen mir gesund und krank
Und krank und tot! — —

Tot? — nein, sie schlafen nur; sieh hin:
das schläft! —

Hm? Schlafen?

Und wenn, Posaunen ihr von allen Heeren,
Die bange Menschheit mit Entsetzen träft:
Sie würden doch davon nichts hören;
Und, wenn du Erde jetzt dich schütteltest
Und, was da lebt, zusammenrütteltest,
Daß Mensch und Mauern durcheinander-
führen:

Sie würden nichts davon verspüren. —
Und doch — schon in wie manches offene Grab
Rief selber ich: „er schläft!“ „sie schläft!“
hinab! —

Das waren, wie ich jezo an mir merke,
Nur schöne Worte, schöne Lippenwerke,
Enttöndend dem Gefühl, — unklar, ver-
schwommen,

Durch tausendjähr'ge Lehre überkommen, —
Durch Lehre, ungefühlt für wahr ge-
nommen, — —

Ach, bill'ge Worte, — gut, zu trösten
Ein fremdes Herz, von Sterbensweh
bekommen:

Wer weiß, wie selten sie vom Weh er-
lösten! — —

„Er schläft!“ — „sie schläft!“ —

Ja, bill'ge Worte! — nur Veruf! Ge-
schläft! —

Doch ach, solch schriftgerechte Lippenwerke
Versagen ihre lichte Außenstärke,
Da 's jezo gilt, in meinem eignen Herzen
Die wüste Nacht der Nächte zu entschwär-
zen. —

Und was ich einst auch sprach an offenen
Särgen, —

Jetzt schrei ich's aus, — ich will's nicht
mehr verbergen:

Sie, — starr und steif dort, mit dem Erd-
gesicht, —

Sind tot, — sind tot, — sind tot, — sie
schlummern nicht! —

Schlaf ist kein Tod, — Totsein kein Schlafen:
Ein Schiff — auf Meeresgrund, — ein
Schiff im Hafen! — —

„Er schläft!“ „sie schläft!“ das freilich gilt

Und soll nur gelten als ein schönes Bild.
Ein Jenseits, — ach! ein Wiedersehen.

Wie wär' das einzig, einzig schön, —
Wie einzig, einzig herrlich das doch wäre! —

Nur „wäre“, — und nicht „ist“? —

O, wie ich nur des Zweifels mich erwehre,
Der fürchtbar, fürchtbar mir am Herzen frißt,
Schau' ich die Häupter; — hn, das ewig Keere!
Nur Zweifel, sag' ich? — überm Kopf
zusammen

Mir schlagen würgend der Gewißheit
Flammen:

Kein Dort gieb's, keinen Gott! — Mensch,
keinen Gott? —

Nein, — keinen Wundergott, — nicht
meinen Gott, —

Nicht Abrahams massiv persönlichen,
Den wesenhaften, menschenähnlichen,
Den durch —, in Christus mild versöh-
lichen, —

Nicht den, der greifbar einst im Fleisch
vorhanden,

Als Erster ist gestorben, ersterstanden.
Und uns auch löste aus des Todes Banden,

Daß unsre Seelen nicht im Nichts mehr
standen,

Und wir, gleich ihm, fortlieben, — wir
Nachher'gen: —

Mir an den Sterbebetten kam abhanden
Kraftstrotzend die se Gottheit der Mysterien.
Was hilft mir solch herausgelaubter Gott,
Wie ihn die Philosophen uns erfanden?
Solch' konstruierter, — nicht geglaubter
Gott, —

Ursach' und Wirkungs-Gott, Gott-Lücken-
büßer,

Solch ein papierner Gott, solch Gott im All:
Gott Stein, Gott Luft, Gott Holz, Gott
Tausendfüßer,

Solch Gott, — nur für ein Nichts ein
Nam' und Schall? —

Weit lieber, als solch Gott, ästhetisch, ethisch,
Galvanisiert auf dem Sezier- und Näh-
tisch,

Wär' mir noch solch' ein grober Klob von
Fetisch:

Der ist doch Etwas, — 'Was, das hört,
er hört, —

Wenn nur mit Prügel'n ihn das Volk
beschwört. — — —
Wie oftmals hab' ich selber schon nach oben —
Dem Schmerz zum Troste — Blick und
Hand erhoben:
„Ihr seht Ihn wieder — dort!“ — an off'nen
Grüften! — — —
Was helfen alle —, helfen heil'ge Schrif-
ten —,
Was hilft mein Trösten Anderer an Grüf-
ten, —
Hör' ich im Geiste noch dies letzte Röcheln,
Ach, seh' ich noch dies geisterhafte Lächeln!
Ich sah's, ich hör't's: der letzte Hauch
Stirbt mit dem sterbenden Leibe — auch! —
Kein Gott, der auf Gebete lauscht und
Psalmen?
Kein Wiederseh'n? und Menschenwerk die
Bibel?
Mein Alles tot, geknickt gleich dürren Hal-
men! —
Nun hoch' ich nieder zum Begräbel,
Was von den dreien sei das größte Übel. — —
Möcht' doch die Welt zersplittern —, mich
zermalmen!

III.

Das war 'ne Nacht! Wie hab' ich mich
im Bette
Umhergewälzt, als wär' die richt'ge Stätte
für mich auf Erden nicht, — ganz anderswo!
Und wie — wie hat mein Geist mit mir
gespalten!
Ich sah, — wie hier jetzt wirklich, —
auf dem Stroh
Sich lang und kurz was strecken, mensch-
gestaltet,
Hier unterm Laken, das wie um erkaltet
Erstarrtes Wachs sich eckig schmiegt und
faltet.
Was drunter lag, — gern hätt's der Geist
geleugnet,
Hätt's nicht durchs Tuch so stark sich durch-
gezeichnet.
Ja, gegenüber solcher Anwartschaft
Auf modernd Bein- und Rippen-Werk, —
Wie ging mit brünstig heil'ger Kraft
Die Gesellschaft. IX. 11.

Doch sonst so glatt mein Rippenwerk!
Doch da's mein eigen Fleisch und Blut
betrifft
Läßt Glauben mich im Stich und heil'ge
Schrift.
Wer glauben will, seh' nicht an Sterbe-
betten,
Wo Glauben grade wir so nötig hätten:
Wer keinen hat, der wird ihn da nicht
finden;
Wer welchen hat, dem wird er da ent-
schwinden —
Die heil'ge Schrift? — ich weiß von Hören-
sagen:
Die Menschen, die sie schrieben, seien heilig;
Und wieder die, die sie geschrieben, sagen:
„Was wir geschrieben haben, das ist heilig.“
Dort Hörensagen, — hier ein eig'nes
Schauen:
Begriffe dort, — hier packend eis'ges
Strauen! —
„Seel' ohne Leib?“ — Das scheint mir
jetzt Phantom!
„Kraft giebt's nicht ohne Stoff!“ — ver-
sucht' Axiom,
Das noch zum Wanken bringt den höchsten
Dom! —
Die Kraft nur hat eu'r Leib noch, meine
Heil'gen,
Zu zeugen, großzufüttern Wurmfrag
greul'gen:
Ja, das ist Weiterleben, Wiederkunft! —
Herr, giebt es nichts, zu würgen die Ver-
nunft? —
Schriftglaube, suche doch nicht immer noch
für dich nach solchem Luft- und Neben-
Loch! —
Ja, gerne glaubt' ich noch: „ich glaube
doch!“ —
Doch angesichts der Lieben unterm Laken
Laß alle Phrasen, schlage keinen Haken:
Nicht gilt's für Andre solch' gefühllosöden,
Klangreiche, hergelernte Kanzelreden;
Du bist allein mit dir und diesen Zeugen
Der ew'gen Wahrheit, — laut in ew'gem
Schweigen:
Von dir gilt's jeho nackte Wahrheit nur
für dich, dich selber, nackte Kreatur! —

Salsch schwörst bei solch' und solchem Haupt
du nicht;

Bekenne Farbe: glaubst du? glaubst du
nicht? — —

Ich glaube nicht!

Nun ist's heraus, nun ein für alle Mal!

Nicht Zweifel mehr, — mich plagt Ge-
wissheitsqual. —

„Ich glaube nicht!“ nun steh' ich starr
und fahl;

Es ist von mir die salbungsvolle Phrase
Jetzt abgefallen: in verwelktem Grafe,
Horch! raschelt es von welchem Laube nicht
So schaurig rings umher? „ich glaube
nicht!“ — —

Wie? ich? ich glaube nicht? nicht mehr? —

Mir ist es, als erholt sich wer
Von einem Sprunge in das Bodenlose,
Als würde Einer wach aus der Narfose:
So muß der künstlich fühllos Blinde, Taube,
Dem Arm und Bein wird abgenommen,
Zu seinen Sinnen wieder kommen:

„Wo ist mein Arm? mein Bein?“ — wo ist
mein Glaube? — —

Wie ist mir's vor den Augen so ver-
schwommen:

Wie? hängt da mein Varetz nicht, mein
Calar,

Am Nagel dort? — Das feierliche
Schwarz, —

Da! — her zu mir unheimlich starrt's:

„Du bist ja alles Christenglaubens bar!“
Schon lang' da hängt das faltige Ge-
schmiege;

Wie ein' Erscheinung, eine seltsam neue,
Erst seh' ich's jetzt! bisher ein Schmutz
der Weihe,

Schaust du mich jetzt an als ein Schmutz
der Lüge:

Im Hausroß hier — ungläubig bin ich selbst;
Wenn du, Calar, dich bauschig um mich
wölbst,

Dann ist mein Mund für alle Welt der Quell,
Dem Glauben, Trost entsprudelt, — lauter,
hell. —

Mein Unglaub' ist ja echt, ist ehrlich, wahr; —
Ungläubig selbst, auf Kanzel, am Altar,
Die ungeglaubte Lehre lehren wollen,

Ungläub'ge trösten und bekehren wollen:
Ja, das ist Priesterlüge!

Vom Volk gehöhnt in die scheinheil'gen
Jüge, — —

Wie grinst es den Versehmten an, wie
starrt's —,

Wie starrt's mich an, den Gottesmann in
Schwarz! — —

War's an dem Jammer, der mich schon
betroffen,

Noch nicht genug?

Hier liegt mein Liebstes unterm Zeichen-
tuch; —

Hin auf ein Wiedersehen ist mein Hoffen; —
Hin ist mein Glaub' an den dreiein'gen Gott,
Der Kirchenjahungen alleinigen Gott;
Mein Glaube, daß da heilig sei ein Buch —,
Mein Glaub' ist hin an menschgeschrieb'ne
Schrift:

O, daß — hinzu zum Unglück — mich
der Fluch —,

Der Fluch selbstig'ner Schuld nun auch
noch trifft,

Der Fluch: du bist ein Pfaff von Lug und
Trug! — —

Schlagt unter euern Keinenhemden

Die Augen auf, ihr Lieben! schaut, und seht,
Ob ihr an euerm Lager kennt den Fremden,

Der händeringend vor euch steht:
Den jüngst ihr noch als einen Gott verehret,

Als der da höh'res wiss' und Gnade
schaffe, —

Du da und du! so schaut denn her und hört:
Dein Gatte ist — dein Vater ist ein Pfaffe.

IV.

Mein All und Eins! um diese Stunde, morgen,
Seid in der Erd' auf ewig ihr geborgen;

Drum zwischen Blumen und den Zweiglein
grün,

Die um die Häupter frisch euch glüh'n und
blüh'n,

Still lächelt ihr und ernst in euch hinein
Im sahlen Schimmer eures Angesichts.

Was ihr da hört und seht, — was mag
es sein? — —

Dem ihr da lauscht, das ist das ew'ge Nichts.
Erst müssen, ach! die Augenstern' entgleisen,

Er ein Geschöpf der Erde
Wahr, heilig, weise werde. — —

Ja, ihr seid meine Heil'gen, meine Weisen:
Ihr seht das Etwas, diese Menschenwelt,
Von euerm Nichts aus in phosphor'schem
Gase

Salb leuchtend, schwefeldämmerthaft erhellt
Von dem Bakterienchwarm der Lüg' und
Phraze, —

Der beutegier'gen und der vornehm' müß'gen:
„Idealismus“, „Ehre“, „Christlichkeit“; —
Jetzt schaut ihr diese Welt mit Gänse-
füßchen, —

Und drinnen mich als Einen, — auch
geweiht! —

Ich, der von Dingen oft — mit kecker
Stirn —

Dem Herzen ungeahnt und fremd dem Hirn,
Gepredigt hab', — ich bin so Einer auch.
Dem Priestertum nur Nützlich ist und
Brauch,

Ja, Brauch:

Die Lippe muß von Bibelstellen träufeln,
Wie nimmer sie — in Rede und Geberden
So schwulstig — sind erhört auf Erden;
Nur giebt's Gelehrtes; — Fühlen nicht,
noch Zweifel:

Uns Priestern meiner Sorte wächst, —
Wie Stein, — von außen nur der Bibeltext:
Gott: Wissen, — ja, — für solchen Mann
in Schwarz, —

Ein Vorbehalt'nes für mich „Kenner“
ward's.

Was Menschengestalt, von jeher allzuschwach,
Nie lernt und nie durch Wissen sich erastt:

Ich habe es erlernt, es ist mein Fach,
Ich habe es gemacht zur Wissenschaft, —
Ich, einer dieser bloß gelehrten Männer
Der iden Kanzelreden, — Gotteskenner.
Jetzt hebt aus gottgelahrten Dingen sich
Vor mir das Wahr' empor — das Ding
an sich:

Zum Gotteswissen auf den richt'gen
Bahnen

Vielleicht wallt einzig unstudiertes
Nühen,

Auf ihnen kommt dahin der Kohlenfater
Wohl sich'rer als geistlicher Rat und Pfarrer,

Dem akadem'sche Studien in drei Jahren
Das ewiglich Verhängte offenbaren. —

Hier vor euch fühl' ich's:
Es muß sich Priesterschaft von Gottes-
gnaden

Von Herz zu Herzen glutenvoll entladen:
Was zünden will, muß selbst in Lohz baden.
Es schmachten, die nicht kalt sind und nicht
warm,*)

In Höllen vor höfs Dämm'ring, schwefel-
gelber:

Ein Priester, zünftig, an Begeist'ring arm,
Wie ich,

Der müßte schmachten in der Hölle selber. —
Ihr, meine Heil'gen, lächelt vor euch hin!

„Und du bist auch so Einer!“ — Ja, ich bin —
Bin auch so Einer: Priester von Beruf —
Von außen, — ohnedem Beruf hierdrinn, —
Solch Priester, wie der Staat schon man-
chen schuf,

Von Gottesgnaden nicht, — ein zünftig'er
Priester,

In dem solch Spiritusflämmchen nur das
Düster

So knapp erhellt, — kein mitgebrachtes
Feuer; —

Ein Geistlicher, wie ich,
Der ist nichts andres wie die schwarz-
befradten,

Uniformierten Würmer staub'ger Akten
Von Post, Justiz, Regierung, Kaufsach,
Steuer, —

Im besten Falle ein gesinnungstreuer
Und eifriger Beamter,

Voll Dienstbesessenheit, alt angestammter.
Vor euch jetzt fühl' ich's:

Von höher her, als Akten, Landrecht, Zoll
Muß sein, was über'n Mond erheben soll.
Die Priesterschaft, die mit Routine schafft, —
Nichts weiter ist als bloß Staatsdiener-
schaft, —

Die Priesterschaft als bloßes Fach:
Sie ist des Glaubens altes Weh und Ach. —
Auch ich bin solch ein Diener bloß des
Worts,

*) „Chi visser senza infamia o senza lode.“
(Dante.)

Nach solch ein Kirchenstreiter:
Vom Priester steckt in mir nichts weiter,
Als was von uns verlangt wird höhern
Orts:

In Gotteskunde eine strenge Prüfung
Vezeigt uns unter Siegel und Verbriefung
Des Intellekts ausreichende Vertiefung
In Dinge, die der unstudierte Mann
Im besten Fall nur ahnen kann, —
Bringt Aunwartschaft uns auf ein sich'res
Amt, —

Sei'n wir nun herzenseide, — liebent-
flammt. —

Ach, und wie kommt doch so bequem
Von meinem Schläge wem
Von solchem nur studiertem Christentume
Das Kirchenwunder, das christoposthume.
Der liebe Gott,

Der wär mir jetzt in seiner Einfachheit
Das liebe Brot in Glaubens Hungerleid;
Ha, fällt die heil'ge Dreifalt mein Ver-
dürfnis? —

Ach, meiner Eitelkeit nur war's ein Kiesel,
Stets über dies uralte Lehrzermwürfnis
Zu düsteln mit scholast'schem Geistesblügel;
Wie oft schon predigt' ich von Dem mit
Schwulst,

Wes' leer mein Kopf ist und mein Herz
nicht pulst:

Wie oft in brünstiger Gewaltigkeit
Sprach ich von Gottes Dreigestaltigkeit,
Von dem Geheimnis der Dreifaltigkeit! —
Geheimnis! — ja, sie war geheimnisvoll
An meine Gottgelahrtheit nur ein Soll. —
Ihr lächelt still in cruiser, himmelsreiner,
Erhab'ner Weisheit: „ja, du bist so
Einer!“ —

Ich bin's, doch hört mich, eh' ihr mich
verdammst:

Aus dieser Züchtung, die die Jünglings-
seelen

Zum Kampfe nur um irgend welches Amt
Von monna ab bestimmt schon ist zu stählen,
Soll auch der Theolog heraus sich stählen, —
Woher da Inbrunst nehmen und nicht
stehlen?

Wie war „Gott“, „Jenseits“, „Heiland“
schon verkehrt

Bei uns Schulfischen in der farb'gen Mütze!
Wir hätten schon des Wortes uns geschämt,
Ach, und dies Lächeln d'rüber, diese Wige!
Dann hieß es, als die böse Frage droht'
Aufsteigend aus dem Daseinskampfgewoge:
„Wie kommen wir zuerst zu sicherem
Brot?“ —

„Am besten ist's, ich werde Theologe;
Zu lange warten mußt du als Jurist:
's ist abgemacht, du wirst studierter Christ.“
So wurde aus dem Bürschlein, fed und flott,
Ein brünst'ger Kenner von Sohn-Vater-
Gott —,

Im Handlehrum ein glaubens-feuer-
fester —,

Der Christen unantastbar Vester;
Stehfragen wuchs, es wuchs der Christus-
scheitel. —

„Jus? Medizin? Theologie?
Studierst du das? studierst du die?“

Ist meist nur eine Frage an den Beutel:
Theologie ist oft, wie alles, eitel. —

Wie ich, solch Priester glaubt nicht we-
gen —, kraft —,

Nein, tr oß studierter Gotteswissenschaft. —
Da lächelt ihr! — ja, ihr belächelt zwischen
Den Kränzen, Blumen und den grünen
Blüthen

Die Mäh, den Vorwurf, daß ich ungetreulich
Des Priesteramtes walte, zu verweisen:
Jetzt, — in der Menschheitsfremd, — ihr
seid ja heilig

Und wißt nicht mehr, daß von Gebreite frei
Kein Mensch ist, — ob es auch der beste
sei —:

Kein Mensch, der besser Priester nebenbei, —
Kein Priester, der der beste Mensch dabei. —
Ein Priester auch ist auf Vernunft gestellt,
Kam als Vernunftgeschöpf auch auf die
Welt;

Der Priester ward, wie Andre, auf den
Bänken

Der Klassen alle auf der hohen Schule
Gezüchtet auf Vernunft, als sollt' er
„Denken“,

Dereinst dozieren vom Professorstuhle:
„Was ich nicht greife, das ist unbegreiflich;
Was ich nicht höre, sehe, das bezweift ich.“ —

Der Priester, ja!
Ward auch auf das Naturgesetz gezüchtet,
Das mitteleidslos des Glaubens Däster
lichtet,

Und das dem Wahrnehmbaren
Als dem allein unstreitig Wahren
Auf Erden den gewalt'gen Thron er-
richtet. — — —

Im Handkehrum heißt's: „wollt ihr glau-
benszünftig

Und gottgelahrt sein, — ja, dann seid auch
künftig

Grundtätlich in dem Einem unverünftig;
Denn Glaubensreich ist nur ein Geistes-
dunkel.

Wohin nicht sprühet der Vernunft Gefunkel.
Ja, mit Vernunft und mit der Bildung
prunkt.

Blind, Priester, umgebildet seid ad hoc
Und schließt die Augen vor dem Einem
Punkt,

folgt dem Geschrieb'nen über Stein und
Stoß,

Ihr, — seid ihr auch die Schulvernunft-
gelehr'ten,

Müht dennoch glauben an die tausend-
jähr'gen

Vererbten Bibelwunder und Mystereien.“ —
Mensch ist der Priester auch von Wein
und Fleisch,

Dem auf den Glauben, — wär' er him-
lisch keusch, —

Auch Allerweltsvernunft zerfressend träu-
felt;

Im Unglück zweifelt er auch und — ver-
zweifelt;

Und wenn er sagt, die Glaubensbrunnsiege
Stets über die Vernunft, dann ist das
Lüge. —

So züchtet nicht mehr Priester auf der Schule,
Sucht sie euch künftig auf der letzten Thule;
Küßt ihre Schulvernunft sich nicht mehr
heilen,

Weil angezüchtet: schlägt sie tot mit Keu-
len. — —

Ihr, meine Heil'gen, Weisen, lächelt noch
In euch hinein: „So Einer bist du doch!“
Ich bin's! ich bin's!

Anglaub' ist gegen mich die mind're Klage;
Wohl deut' ich mir eu'r Lächeln, strafend
träbe:

Ich leid' am Herzen, — an zu mattem
Schlage:

Nicht bloß am Glauben, — auch an Men-
schenliebe.

Swär bin ich rührig, — bei des Elends
Stammeln, —

Zu helfen, ja, mit Bibelwort und Sam-
meln, —

Schon mehr Geschäft! nichts weiß das
Herz davon, —

Nach, meine Christlichkeit

Ist Wort, — nicht Sinn; nicht Leib, —
nur Kleid,

Nur qualm'ger Kerzenstumpf, — kein
Feuerbrunn —

Unpriesterlich! — nach Namen priesterlich
Verliert das in historisch Däster sich. —

Wie kanzte ich herab das Kleine Volk!
Wie wett' ich gegen seine kleinen Sünden!

Jedoch das hohe, vornehm seine Volk,
Das wissen meine Blitze nicht zu finden,

So sehr auch Berge raffinierter Frevel
Anlocken Pech und Schwefel; —

Und wenn —: ist's kalter Schlag, — der
soll nicht zünden;

In solch Gewölk hinein ist schlimmes
Wettern,

Da wohnen viel vermögend hohe Vettern.
Wie predigt' ich von Wohlgefallen droben

Und trachtet' doch nur zu gefallen oben.
Wie hab' ich, mit der Demut auf der Kippe,

Die Schleppe stets getragen jener Sippe,
Vonder es heißt: „sie wird nicht selig! — eh'r,

Weit eh'r geht ein Kameel durch's Nadelöhr.“
Stets nie! ich freundliche Gewähr,

Wenn distinguert wohlthät'ger Sport
Mit Christlichkeit die äpp'ge Blöß' um-
flort. —

Ein häßliches Geschöpf doch ist der Stre-
ber —,

Der Streber häßlichster der Priester-Streber,
Dem aller guten Gabe höh'r'er Geber

Nicht über'm Mond —, nein, unter'm Monde
wohnt;

Und ich —, so Einer bin ich:

Ein Priester, um Beförd'ung Großen
schmeichelnd;
Dem Glauben aus Mysterium fremd, ab-
trünnig,
Ihn doch am Altar, auf der Kanzel heu-
chelnd; —
fremd dem Gefühl fürs Elend, sprech'
und schaffe
Ich, wie das Mitleid selbst; — — — ich bin
ein Pfaffe! — —
Ich bin's? Ich wär' es? wär' es jetzt
noch immer? —
Nein, nicht mehr bin ich's; — dieser
Hoffnungschimmer!
Ich war's! — nein, auch gewesen bin
ich's nimmer:
Noch nicht gewesen bin ich's —, bin's
noch nicht!
Gott dank' ich, der mich davon ledig
spricht. —
Als ich das Wunder noch gepredigt neulich,
Da glaubt' ich noch, daran zu glauben, —
treulich;
Dem Herzen, auf die Lippen, war ent-
stiegen,
Was jüngst ich noch gepredigt —, war
kein Lügen.
Macht Glauben selig, dann — auch noch
so spärlich —
Macht Glauben, daß ich glaube, mind'stens
ehrllich;
Ich glaubt', der Glaube mache Lieb' ent-
behrlich
Und weihe Streben, das Beförd'ung schaffe:
Drum war ich, trotz und trotz, bis jetzt
kein Pfaffe. — —
Doch nun
fiel ab mein guter Glaub' an meinen
Glauben
Von mir, wie herblich Laub von Sommer-
lauben,
fort ist der Schatten — und drum des Schat-
tens Schatten;
Schon längst sah ich das letzte Rot er-
matten
Der Wunder, die Schelnleben in mir hatten;
Der Glaub', an den ich glaubt', aus Traum
gesponnen, —

Mein Traum, — mein guter Glaube ist
zeronnen.
Ja, wenn ich jetzt, — Unglaubens mir
bewußt, —
Das Wunder von der Kanzel, am Altar
Noch fort verkündigte aus tiefster Brust:
Ja, dann wär' ich ein Pfaffe ganz und gar. —
Schon schlimm genug werd' ich durch Grams
Umnachtung
für meinen Daseinsrest mich müssen tasten;
Doch, Gott sei Dank!
Noch liegt's bei mir, ob ich mit Selbst-
verachtung, —
Ob nicht, — mich obendrein noch will be-
lasten:
Hör' ich jetzt auf —, laß' ich den Priester
hinne,
Dann werd' ich nie ein Pfaff zu sein
beginnen. —
Nein, nie will ich die Kanzel mehr be-
steigen,
Nie vor'm Altar heilspendend mich ver-
neigen. —
Ihr, zwischen Blumenstör und grünen
Zweigen,
Erdfahle Angesichter, seid mir Zeugen, —
Du, meine Heil'ge, hör's! mein Weiser,
hör' es:
Nicht bleib' ich Priester mehr, ich schwör' —,
ich schwör' es! —
O lächelt mich doch nicht so zweifelnd an:
Ein Priester ist ja auch —, ein Priester kann,
Kann auch, was andre Männer sein: ein
Mann! —
Hiemit entsage ich dem Priesteramt:
Und halt' ich's nicht, dann sei ich drob
verdamm't
Von Ihnen, die, du Erde, bald unwölsch,
Und von der Menschheit auch, und von
mir selbst. — —
An ihrem off'nen Grabe soll ich steh'n, —
Nur Stunden sind's noch, — und von
Auserstehn
Zum Trost mir reden, und vom Wieder-
sehn, —
Ich kann's nicht; von wem Andern mag's
geschch'n! —
Die Zeit ist da, wo ich gesprochen habe

Auf Kanzel, an Altar, am offenen Grabe:
Jetzt geb' ich auf mein Amt, mein gutes
Brot,

Geh' reinen Herzens in die Daseinsnot. —
Schon heute, — birgt euch, Teure, erst die
Erde, —

Verkümd' ich meiner obersten Behörde
Vom Glauben meines Abfalls Herz-
beschwerde

Und meinen Abschied, — werd' es, wie
es werde, —

Und ob im Amt auch meine lieben Brüder
Ob meiner Tollheit achselzuckend spötteln. —
Hätt' ich nur Glauben, daß ich glaubte,
wieder!

Gern ging ich frierend, hungrig, barfuß
betteln.

V.

Vor'm leeren Blatt schon sitz' ich lange
Stunden

Voll Zweifel: sollst du bleiben?

Ja, oder deinen Abschied schreiben? —

Und nun ich denk', ich hab' sie überwunden,
Und ich die Sache nun betreiben will;

Nun ist's die Feder, die nicht schreiben
will, —

Sie haßt und sprizt, — die auch; — auch die;
Ist das für mich vielleicht ein Zeichen,

Den Abschied doch nicht einzureichen, —
Jetzt nicht und — — — nie?

Doch was ich auch beschließ': ob ja, ob
nein, —

Hent muß es —, und für immer be-
schlossen sein!

Mein Monat Urlaub, freundlichst mir er-
teilt,

Trotz Gram und Herzleid so schnell enteilt,
Ist mit dem nächsten Sonntag abgelaufen:

Da muß ich pred'gen gleich und wieder
taufen,

Drum heißt es: tritt am Sonntag an, —
entweder:

Das Oder ist: „Mein! lege weg die Feder.“

Was thun? — was lassen? — heut ein
Dasein gilt's:

Was heut ich lass', — ein ganzes Dasein
füllt's;

Was heut' ich thu', zu einem Dasein
schwilt's. —

Mein Glaub' an Vater-Sohn-Gott, an
ein Wort

Grünt niemals mehr; — seitdem an stillem
Ort

Mein Liebstes ruht, ist er verwehrt, ver-
dorrt:

Ein Frevel wär' es, lehr't ich Gottes
Wort. — —

Wie ich mit allem fertig überm Mond:
So bin ich's auch mit dem, was drunter
wohnt;

Wacht morgens mich des neuen Tages
Glimmer,

Dann stöhnt's in mir: ich lebe noch —
noch immer;

Ich starre in den neuen Tag hinein,
Wie in den Abgrund, dessen felsgestein

Am Rand umspielt der muntre Sonnen-
schein:

Doch tiefer lagert eine Dämmerlichte,
Ganz unten lagert Urnacht, ewig dichte;

Wach' ich des Morgens auf: gleich in den
Tag

Gern schlief ich wieder; wozu bin ich
wach?

Was schiert das Blühen mich, dem alles
wehlt!

Tief unter mir nur wittert's, schwarz
umwölkt. —

Wie das mit Messern in das Herz mir
schneidet,

Wenn einer voll Behagen

Am Anblick sich von Weib und Kindern
weidet: —

Vielleicht, wer kann es sagen! —

Siehst du auch noch verfärben sich die Deinen,
Wie ich — ich sterben sah die Meinen. — —

Mein Dasein gleicht dem Knäuel, das mir
am Fuße

Sich angehängt hat, mir zur Buße:

Wann endlich-endlich hat sich's abgewickelt?

Wann hat's der Dorn am Weg zerfetzt,
zerstückelt? —

Nichts giebt es zwischen Früh- und Abendrot,
Was mir noch winkt, was mir noch droht, —
Doch — Eins noch giebt es doch,

Auf Eins noch hoff ich —, noch:
Auf bald'ges Sterben, einen jähen Tod. —
Und du, — in deinem Hirn mit solcher Welt,
Von Schmerz und Gram verzerrt, entstellt, —
Die schlechteste kann nicht so düster sein —
Willst' Priester bleiben —, fürder Priester
sein?

Und doch — ein Priester hat kein andres Hirn
Als all ihr Andern:

Ihm können die Gedanken auch so schwirren
Und auch, wie euch, so in der Irre wan-
dern. —

Doch ich bin Priester! — weh mir ob der
Rede

Voll Inbrunst, — ist das Herz mir leer
und öde! — —

Ja freilich seh ich, — seh

Auf Lebens wilder See

Untreiben meines Glaubensschiffleins
Trümmer: —

An meinen Glauben glaub' ich nun und
nimmer, — — —

Und doch — die stolze Blindheit ist noch
schlimmer,

Die sich geberdet als ein kühner Schwimmer
Lebhaft mit Hand und Fuß in Sand und
Staub:

„Seht, wie ich herrlich schwimme! — wie
ich glaube!“ —

Nicht Glaub' ist meine Hoffnung: —
Glaubenssehnsucht!

Wer weiß: „ich sehe nicht!“ und doch zu
seh'n sucht,

Der steht der Gottesgnaden-Priesterschaft
Weit näher wohl,

Als blinder Stolz, der ruft: „ich hab's
geschafft!“ —

Zum Glauben eher wohl,

Als ein laut Prüfung amterkiefster Mensch,
Gelangt ein schwergeprüfter Priester-
Mensch, —

Und das bin ich! —

Ungläubig, — wie nach Glauben seh'n ich
mich! —

Ich hab's: Wie einen wegemüden Wanderer,
Wenn neben ihm sich schleppt, auch müd',
ein andrer,

Noch eher tragen seine müden Beine,

Als schwankter seines langen Wegs alleine:
So muß der Grambeladene mitten
In fluten fremden Grams den seinen
schütten;

Dann wird sein Tröpfchen Herzleid drinnen
Im Meere Trübsal draußen rings zerrinnen.
Nach geh dem menschheitlichen Oh und Ach,
Das allerorten stöhnt, millionenfach:
Dann in der breiten Allgemeinheit
Schrumpft, — von dem Ungezählten eine
Einheit, —

Dein Weh dir einzur ungeahnten Kleinheit.
Zu deines Jammers Unermeßlichkeit
find'st du das Maß: das ew'ge Menschen-
leid;

Dein Schmerz, — wenn kleinster nicht, —
ist auch nicht größter:

Der fremde Jammer sei des eig'nen
Tröster. — —

Fort, Feder, sollst den Abschied nicht mehr
schreiben;

Noch bin ich Priester, — Priester will ich
bleiben,

Doch nicht von amtes-, nein, von meiner-
wegen, —

Doch drum Ungläub'gen milder nicht zum
Segen.

Ich, — jetzt mit meinem Elend so allein, —
Ich würg' es stumm in mich hinein,

Um in das All es nicht hinauszuschrei'n:
Spürt's draußen sein gleichnamig Element,
Ha, wie es dann zur alten Breit' entbrennt!
Es fließt als ew'ger Gottessehnsucht Flam-
men

Mit menschheitlicher Glaubensnot zusam-
men

Und loht mit ihr zusammen, — ein Ge-
loder, —

Zum alten Himmel fort von Erd' und
Moder;

Und angesichts der armen Menschenbrüder
Bekomm' ich Glaubens Puls und Sprache
wieder:

Selbst glühend, zünd' ich ihnen an das
Hoffen

Und zeige ihnen dort den Himmel offen,
Aus dessen Riß

Herabstrahlt in die Welt von rohen Stoffen

Und ew'ger Finsternis
 Der alte Gott aus altem Himmelreich:
 „Hier, — hier erwartet einst, Mühsel'ge
 euch —
 Die ew'ge Lust der Sel'gen euch.“
 So, freilich, glaub' ich wieder nur zuglauben;
 Doch wie sich wer berauscht im Saft der
 Trauben:
 Berauscht' ich sprungweis' mich, von Zeit
 zu Zeit,
 In Glaubenssehnsucht — bis zur Selig-
 keit,
 Und was im Glaubensrausch einmal
 vorüber,
 Das kommt nicht wieder als Verzweiflungs-
 stöber;
 Und so wird endlich auch vielleicht mein
 Sehnen
 Zum Glauben, daß ich glaube, sich ge-
 wöhnen. — —
 Nicht werd' ich warm vom Wunder-
 Christentume,
 Nicht pulst für das Mysterium, das post-
 hume,
 Mein Herz von allerleisestem Bedürfen;
 Nie drängt es mich, vom Wunder Trost
 zu nippen,
 Nie drängt es mich, vom Wunder Trost
 zu schlürfen:
 Davon kein Wort mehr brächt' ich auf die
 Lippen. — — —
 Ach, wie sie da mit Steinen nach mir
 würfen, —
 Wenn sie das wüßten, — Behörd' und
 Laienschaft,
 In heil'ger Leidenschaft! —
 Du aller Zeit war das Mysteriendüster
 Das All und Eins für nur gelehrte Priester.
 Und dennoch — jetzt ein besser Priester
 bin ich
 Als jene, deren hohle Stärke
 Mysterien sind und Lippenwerke:
 Mein Sehnen wenigstens ist wahr und
 innig;
 Mein Zug nach oben ist fortan Lebend'ges,
 Mein Wort des Glaubens ist was stark
 Inwend'ges:
 Das ihre ist von außen angeträufelt, —

Weil nie gefühlt, drum niemals ange-
 zweifelt, —
 Weil nie bezweifelt, drum auch nie ge-
 fühlt. — — —
 So ist die Priesterjungst, die Glauben spielt!
 Wer Grames Thränen trocken will an
 Andern,
 Muß wissen, was es heißt: in Thränen
 baden;
 Erlebt muß haben Wehleid's Irrewandern,
 Wer Priester sein will recht an Gottes-
 gnaden — — —
 Doch hab' ich's nicht mit mir und Gott allein
 Zu thun, ob ich will Wundergläub'ger sein?
 Ach nein, es sind die kirchlichen Behörden
 Die Richter, was soll Glauben sein auf
 Erden. —
 Was machen? Schwelg ich vom Mysterium
 Ganz auf der Kanzel? drück' ich mich herum?
 Ja, deut' ich's bei mir in was Andres um? —
 Auch das ist Lüge: Lüge spricht auch stumm.
 Und nun erst am Altare:
 Da heißt's: bekenne, offenbare
 In feierlicher Weise, nett und runder:
 Glaubst, Christenpriester, du an christlich
 Wunder? — — —
 Ja, das Mysterium, das ist mein wunder —,
 Mein kranker Punkt, der Fleck ist's, woraus
 eitert
 Mein Priestertum; das ist das Klippenwerk,
 Woran mein fern'es Priesterdasein schi-
 tert, — — — —
 Nie wieder fröhn' ich hohlem Lippenwerk —
 Dasein —, nicht wert, daß ich herum mich
 schlage
 Mit neuer Sorge um das liebe Brot, —
 Doch auch nicht wert der feierlichen Lüge! —
 Nun gilt es: Lüge oder Lebensnot? —
 Doch nein, das gute Brot ist mir kein
 Köder, — — — —
 Nun mußt du doch noch deinen Dienst mir,
 Feder,
 Erweisen heut, — als Priester mir den letzten:
 Vermelde mein Valet den Vorgesetzten, —
 „Ans Konfistorium — —“, sol nun ist's
 begonnen, —
 Nun vorwärts, und nicht lange mehr be-
 sonnen!

Der Brief ist aller Fährnis erst entronnen
Mit dem Streu-Sand-drauf; — nein, im
Postbriefkasten

Erst ist er sicher; vorher ja kein Kasten!
Und dann — —

Poch! Poch! kommt zwischen
Tintefasß

Und Streusand in die Quer mir wieder
was? —

Herein! —

Ha, du bist's, der mir vor 'nem Mond
geschrieben,

Daß an den Gräbern seiner Lieben

Der Gram, der Zweifel ihm das Herz
zerfleische,

Und drum er geist'gen Zuspruch von mir
heische? —

Kang' harrt' ich dein; ich schüttle dir die
Hand;

Willkommen nur: ich bin dir wehverwandt!
Auch ich derweile hab's erleben müssen

Wie da zu Mut am Bett ist dem Beschauer,
Wem solch ein lieb Gesicht in weißen Kissen

fah! wird und fahler, grau und immer
grauer; —

Wenn dann der letzte Rauch, der letzte
Schaum

Durchzuckt des Heißgeliebten starren Leib:
Nicht wahr, dann möchten wir: „o bleibe!
bleib!“

Auffschrei'n? aufkreischen möcht' man in's
Gewölke:

„Gott, wenn du bist, erscheine durch's
Gebälke,

Greif ein! greif ein an diesem Sterbebette,
Auf daß ich an dich glaube; — rette! rette!

Wenn jetzt mein Liebstes mir von hinten
fährt,

Dann giebt es keinen Gott, der hört, —
erhört!“ —

Es flauet sich um unser Herz das Blut, —
Wir fühlen, wie es still steht, nicht mehr
träufelt:

Nicht wahr, am Sterbebett ist uns zu Mut, —
Nicht wahr, so gotteslästerlich — ver-
zweifelt?

O, ich weiß auch, wie Gottesfrevler thut! —
Willkommen mir! ich schüttle dir die Hand!

Auch ich war jüngst dir glaubenslos ver-
wandt.

Doch wie in Waldesnacht das Sonnenlicht
Doch immer wieder durch das dichte Ge-
zweig —,

So durch die Zweifel immer wieder bricht
Der alte Gott, das alte Himmelreich;

Ich glaub' an Gott, — ich glaub' an's
Jenseits wieder

Und send' empor, wie einst, Gebet' und
Kieder.

Genosse du mit mir des gleichen Leides:
Erst Glauben, — dann, am Sterbelager,

Unglauben, dieser böse Frager;
Dann wieder Glauben; — ja, ich kenne
beides! —

Hör: schüttelt der Verzweiflung Fieber dich,
Erheb das trock'ne Auge über dich:

Dort oben giebt's 'ne andre, schön're Welt,
Wenn die des Erdenleibes hier zerfällt;

Zum Licht durch Nacht!
Ich hab das Graun, — die Wonne durch-

gemacht.

Ach, sähst du doch mit meinen Augen, —
meinen, —

Du wüßtest: „wieder sehe ich die Meinen!“ —
Du könntest wieder — freudenthänen —
weinen.

Könnst' ich dir zu bei Nacht, bei Tage
raunen:

„O glaube! glaub! schau himmelwärts!“
Ja könnt' ich „glaube!“ doch mit Welt-

posaunen

Ins Ohr dir dröhnen —, in das arme Herz!
Da sagst du:

„Herrlich ist Glauben; doch wir armen
Seelen! —

„Woher den Glauben nehmen und nicht
stehlen!

„Wär' nur Vernunft nicht und die Leibes-
augen!

„Ursach und Wirkung'; Stoff und Kraft':
„Ich wollt nur nicht den Lebensfaß

„Dies Schreckenswort dem Glaubensbaum
entsaugen!“

Kraft macht und Stoff den Glauben unsrer
Väter

Der Menschheit heutzutage zum Spott;

„Ursach und Wirkung!“ — Stoff ward
Gott-Vertreter,

Ja selber Gott. —

Verloren ewig seid ihr Stoff-Anbeter:
Geilüftet habt ihr Klugen kaum den Gipfel
Vom Weltgeheimnis, — von dem Riesen-
tuche, —

Steht noch am Fuß des Berges, fern dem
Gipfel, —

Studiert erst noch den Titel vor dem Buche;
Mit euerm Lichtstumpf in den Finsternissen
Wollt alles sehn ihr, alles wissen;

Wec wähnt Vernunft von euch Atom-
geschöpfen

Den Weltkreis des Geschaffnen auszu-
schöpfen — .

Da sagst du wieder:

„Das eben ist's: ins ewiglich Verhängte,
„Ins ewig unbegreiflich uns Verschränkte,

„Unnahbar allem Fleisch und Bein,

„Pflanzst ihr, — nicht wir, —: ihr pflanzst
ins heilig Keere

„Das Wunder als Greifbares fest hinein, —

„Macht aus dem Unbegriff'nen eine Lehre;
„Ihr, die ihr auch nur seid von Fleisch und

Bein.

„Wer hat denn euch gesagt das Unsagbare?

„Wer hat denn euch gesagt: ‚das ist das
Wahre?‘

„Woher wißt ihr Bescheid im heil'gen
Düster, —

„Für alles Fleisch verhängt, — woher
ihr Priester?“ —

Die Bibel, Gottes Wort, — du weißt es
wohl,

Du schlimmer frager von der heut'gen Art, —
hat all der Menschheit einst von Pol zu Pol
Das Weltgeheimnis gnädig offenbart, —
Nicht bloß dem Priester, der nur das
Symbol

Des Wunderheils verwaltet und ver-
wahrt, —,

Des ersten wiederauferstand'nen Toten:
Gott-Sohns, Gott-Vaters und des heil'gen
Geistes, —

Der Dreieit, die verschürzt zum Wunder-
knoten

Das Irdisch Fleisch, verlorenes, verwaistes,

Mit dem für ewig Unsagbaren:

Dies Wunder von manch tausend Jahren —
Kein Sterblicher höhnlächelnd mehr zer-
reißt es:

Nicht nur Stoffgöbentum, eu'r neu' und
neu'hes, —

Der Herrgott selbst verkündigt es, ver-
heißt es. —

Drum, was ihr nie begreift und nie begriffst:
Das glaubt! das glaubt! — o glaubt der
heil'gen Schrift! —

Da sprichst du wieder:

„Doch die da schreiben, was da steht
geschrieben, —

„Wo ist der Knoten, der zusammentrifft

„Das ewig unnahbar verhängte Dräben

„Mit deren Fleisch, das doch, wie unsres,
sterblich — — — — —“

O rucklos fragen! o Vernunft, verderblich!

Sie treibt's noch zu des Glaubens völl'ger
Cötung; —

Verflucht sei die moderne Stoff-Anbetung!

Es ward die Heiligkeit der Schrift zum Spott,
Begrinst wird über Sohn und Vater Gott

Und heil'gen Geist, — ha! diese heil'ge Drei-
heit:

Die Majestät der Kirche ward banf'rott:
Vernunft — Vernunft setzt feiert ihre Frei-
heit! —

Sie lächeln über erste Auferstehung —,

Des ersten Auferstandenen Erhöhung

Zu Gottes Thron,

Also, daß bei dem Vater sitzt der Sohn;

Sie lächeln über Abendmahls-Begehung

Und über Gottentstammung der Behörden

Und über Gottgeseßtheit hier auf Erden. —

Keer sind die Kirchen, aber übervoll

Kneip' und Theater, und vergnügungstoll

Der kleine Mann, der doch sein täglich Brot

Im Schweiß des Angesichts nur essen soll,

Damit ers Beten nicht vergessen soll.

Woh', leer die Kirchen! wußt ward's, —
immer wüster:

Nicht Ehrfurcht giebt es mehr vor Gottes
Priester;

Wie sanf sein Ruf doch —, tief und immer
tiefer:

für unnütz gilt er wie das Ungeziefer. —

Daß also ein der heil'ge Glaube schrumpft,
Daran ist schuld das Licht bloß der Vernunft;
Wenn Eins die Lebensluft dem Andern
raubt,

Daß Eins muß untergeh'n,

Wenns Andre soll besteh'n:

Dann sahr' Vernunft ab! — Fluch dem,
der nicht glaubt! —

Da sprichst du wieder:

„Und dennoch — die Vernunft, die ihr
versucht,

„Und die ihr Priester allzu eifrig sucht

„Aus dieser Menschheit auszumerzen:

„Schuf die in dieses Schädels Beingewölbe

„Nicht auch eu'r Herrgott, der uns in die
Herzen

Den Glauben pflanzte —, ist es nicht
derselbe?“ — — —

O Herz, das, was der Kopf nicht kann,
setz will

Und drob nicht ruht —, es steh' denn ganz
erst still! — —

Ja, du hast recht, trotz Priesterfluchs und
Spottes:

Wenn Glauben mit seinem ew'gen Ja

Zu allem, was noch kein Auge sah —,

Dann ist Vernunft auch, die stets nein
sagt, Gottes. —

Ja, willst du nicht verzweifeln —, willst
'ne Weil' —

Ach, nur ein Weilchen selig sein:

Dann präg's dir ein:

Mit der Vernunft im Kopfe giebt's kein
Heil, —

Ich hab's erfahren: was es heißt, es heiße

Die neue Zeit ein noch viel här'tres Kämpfen

Als einst die alte, — Kampf mit eig'nem
Feische:

Dazu Vernunft noch gill's jetzt abzu-
dämpfen;

Wenn wir am heut'gen Tage sie besiegen,

Bringt ein so schlimm'res Unterliegen

Ein andrer Tag uns —, schon vielleicht
der nächste; —

Und schwach nur ist der Sieg, den wir
erringen:

Zu glauben, daß wir glauben, ist das
Höchste,

Wozu wir es im Siegeswahne bringen. —

Uns Priester — meiner Art —, am
Wort dies Klauen

Hat uns gewöhnt zu glauben, daß wir
glauben;

Gewöhnung hat die Kraft uns abgestumpft,

Zu kämpfen mit der eigenen Vernunft, —

Bis, ach, mit fürchterlicher Dröhnung

Sold' jäh'r Ellenbogenstoß

Uns weckt aus träger Sachgewöhnung —,

Uns weckt zum allgemeinen Menschenlos:

Zuzweifeln, — zu verzweifeln, — glaubens-
los! — —

Pst! Finger auf den Mund! ein Amts-
geheimnis:

Merkt: Hörst du einen von der Kanzel
toben

Recht wütend über heut'ge Heilversäumnis;

Dann glaubt er selber an kein Heil von
doben;

Und wenn er die Vernunft versucht,

Wird selbst er grimmig von ihr heim-
gesucht;

Sein Schimpfen auf die Glaubensblind'
und Tauben

Bezeugt, daß er nicht mal mehr glaubt,
zu glauben.

Und predigt eifrig wer von uns den Teufel.
So ist's ihm ernst: er meint den eignen
Zweifel,

Und auf den Teufel draußen, — den
lebend'gen —

Zu schmä'h'n wird er getrieben vom in-
wend'gen;

Er sühlt: es hauß in ihm das bö's' Prinzip:

Drum ist's ihm so verhaßt —, wird's ihm
so lieb. —

Sieh uns drauf an: von Kanzeln dies
Gewetter

Ist in uns nur des Zweifelskampfs Ge-
schmetter, — — — —

Vor eigener Vernunft giebt's keinen
Rettler! —

Wie auf Unglauben draußen flingt
dies Schelten,

Doch drin dem Satanas Vernunft soll's
gesten. — —

Und solch ein Selbsterrettungs-Mißversuch

War auch vorhin auf die Vernunft mein
 Fluch;
 Doch dieses Schimpfen, wie ich leider merke,
 Hilft mir nicht los: 's ist nicht mehr meine
 Stärke. —
 Doch nun versuch' ich's mit der Menschen-
 liebe,
 Wie sie der Welt entdeckt der Menschen
 Bestärker:
 Wie's mir gedeihen wird, wenn ich sie
 übe, —
 Nicht red' als Priester bloß, solch bibel-
 fester. — — —
 Am Sonntag will ich von der Urmacht
 pred'gen
 Der Liebe, jener echten, gottesgnäd'gen;
 Und willst du sehn, wie in der Daseinsode
 'ne Seel' um Glauben kämpft in alter Fehde
 Mit der Vernunft: dann höre meine Rede, —
 Zur Kirche komm'. — Dir auch so hart
 Bedrängten,
 Dem auch sie in die Gruft sein Liebstes
 senkten, —
 Genossen im Mißgeschicke, dir,
 Die Hände herzlich drück' ich dir;
 Ich, — vor dem ewig unsagbar Verhängten
 Ein Laie, schüttele die Hand dem Laien, —
 Ein armes Menschenkind dem Menschen-
 kinde. —
 Laß uns um unsferhalb der Lieb' uns
 weihen:
 Vielleicht, daß doch an ihr sich uns entzündet
 Der Glaube an den alten Gott vom neuen.
 Du Leidsgenos, laß unsre armen Seelen
 Dem ewig Unsagbaren uns empfehlen,
 Das „Gott“ heißt: es ist doch vielleicht
 daselbe,
 Das Erd' erschuf und Stern' und Welt-
 gewölbe, —

Zu dem wir einstmals stammelten als
 Kinder. —
 Weil ich nach Glauben such', ich armer
 blinder
 Ungläub'ger ich, drum werd' ich sein Ver-
 künder. —
 Doch wie ich auf der Kanzel, am Altare
 Mit dem Mysterium dann fertig werde,
 Mit heil'gem Geist und Kreuz und Kelch
 dann fahre, —
 Woher ich nehm' die fei'liche GEBERDE:
 Da für mag sorgen jenes Namenlose; —
 Vielleicht schon jeho schüttelt's meine Kofe:
 Vielleicht, — wenn's —, wenn Er sieht,
 Daß ich von nun ein rechter Priester
 werde —,
 Nicht bloß studierter, — nein, von Seinet-
 wegen,
 Und daß ich selber mir und meiner Herde
 Ruh' für die Seele schaff' und Friedens
 Segen,
 Das Himmelreich schon hier auf dieser
 Erde —
 Mit Seiner Hilfe —, des allein'gen
 Gottes;
 Dann lenkt er doch den Sinn der Staats-
 behörde —
 Vielleicht! —
 Noch ab vom Amtszwang des dreiein'gen
 Gottes:
 So daß fortan,
 Wenn auch wer steht zum ein'gen, alten
 Gott,
 Er doch darf Priester sein in Staates
 Namen;
 So kommen wird es noch; — das walte
 Gott
 Und daß auch ich es noch erlebe!
 Amen!



Der Fall Tristan.

(Ein gelöstes Kunstproblem.)

Studie aus der Münchener Wagnerfestspielzeit von Wilhelm Maufe.

(München.)

Die „Geneungsschrift“ „der Fall Wagner“, in der der Philosoph der Defadence Friedrich Nietzsche seinem Unmut gegen die Krankheit „Wagner“ Luft zu machen sucht, haben ohne Zweifel seit den fünf Jahren ihres Daseins viele Freunde, ebenso viele Gegner des olympischen Meisters gelesen. Die letzteren werden dabei ihre helle Freude gehabt haben, daß ein Größerer wie sie, ein Mann mit krankhaftem Riesenhirn, kam und dem was am Zeuge stand, der immer sieghafter die Welt der Töne zu beherrschen begann, dessen Weisen sich immer tiefer in Ohren, Herzen und Nerven der modernen Menschheit hineinschlafen. Die ersteren werden es nur natürlich gefunden haben, daß ein Philosoph, dessen Prinzip die Selbstüberwindung, dessen Lebenszweck der Kampf gegen das bisher von der Menschheit als höchstes seiner Art geachtete (Umwertung aller Werte), dessen Erfaß für die zerstörten Geistesgrößen und Güter ein sehr fragwürdiger ist: das Übermenschentum mit seiner harten Herrenmoral, die Verherrlichung der die Gesellschaft und alle sozialen Triebe verachtenden, ganz auf sich allein fußenden Individualität par excellence, — daß dieser Philosoph in seinem konsequenten Kampfe auch bei Wagner anlangte. Wenn Schopenhauer und Bismarck, warum nicht auch Wagner?

Wie krankhaft in diesem Punkte die Nietzsche'sche Weltanschauung ist, sahen unsere Freunde wohl auch. Wie kann z. B. eine auf die Gemeinschaft mit dem Volke im idealen Sinne verzichtende Persönlichkeit zum Künstler sich entwickeln? Der wahre Künstler von naiver Schaffensfreudigkeit ist ja doch nur ein Stück unbewußte Volksseele. Und eine Individualität im krankhaften Nietzsche'schen Sinne, ein harter mitleidloser Übermensch mit ausgeprägtester Selbst- und Ichsucht, will doch die Gesellschaft der Mitmenschen und alle daraus entspringenden Anregungen, Befriedigungen, Kampfgefühle, Genüsse, Ekelempfindungen freiwillig entbehren. Ein Robinson auf einsamer Insel im Weltmeere der Geister, sucht er, vom siechen Altruismus genesend, sich befreiend vom unangenehmen Gefühl menschlicher Berührungen, gepeinigt von chronischen Selbstüberwindungsanfällen, eine Burg mit vielen stolzen Zinnen und Türmen, glänzenden Sälen, tiefen Wassergräben und festen Zugbrücken sich zu bauen. Dahinein verschauzt er sein ICH. Aber

an der Hintertür lauert der Wahnsinn auf den Schloßherrn in der geistigen Isolierzelle.

Wie sagt doch Wagner? „Es giebt keine höhere Kraft als die gemeinschaftliche der Menschen; es giebt nichts liebenswerteres als die gemeinschaftlichen Menschen!“ — Du edler Künstler mit dem großen, liebenden Herzen; Du größter Deutscher; was bist Du und Deine Sache angegriffen worden; welche Kiefensumme von dreister Ignoranz vermählt mit eifersüchtiger Bosheit ist auf Dein Haupt geschüttet worden! (Und da wundern sie sich noch, daß Du später scharf wurdest und verbittert gegen die Neidlinge.) Aber dafür winkt Dir noch am Ende unseres Jahrhunderts die höchste Palme: die Volkstümlichkeit. Und nach diesem Ruhm hast Du immer geeizt, dafür gekämpft in Ton und Wort! —

Wenn Angriffe von Männern wie Nietzsche ernst zu nehmen sind, so müssen in eine der oben angeführten Rubriken eingereiht werden die Motive vieler, vieler anderer Bedrücker und Tabulaturfänger im heiligen deutschen Reich, deren höchste Lebensaufgabe es war und ist, sachlich oder persönlich (meistens aber das letztere) gegen den Luther im Reiche der Töne zu belfern und zu geisern. Giebt es ja jetzt noch Musiker, welche, wie Wagner uns selbst mitteilt, als „Unlehrer seiner Kunst“ angestellt sind! Und die Zunftkritiker, an deren Spitze einer herumstolpert, dessen letzte Silbe — *ist* heißt (andere nennen ihn den Wiener Theräites; er sich selbst „den berühmtesten Musikkritiker seiner Zeit), und die Kapellmeister und Auchtomponisten, unter denen der mit *Rei* — anfangende wieder die erste Geige spielt, und die, falls sie auf höchsten Befehl ja einmal Wagner spielen müssen, gleich hinterher, um den Eindruck zu erhöhen, eins ihrer „Kinderlieder“ oder „Serenaden“ servieren — diese Herren sind auch heute noch nicht ausgestorben, wenn sie auch, um sich nicht vor der jetzt allmählich die Augen öffnenden Welt zu blamieren, ihren Groll in sich hineinfressen müssen oder in den Konservatorien an ihren unglücklichen Musikschülern auslassen, die sie vor den Trivoltäten des übermäßigen Dreiklangs, fortgesetzter chromatischer Harmonien, „form- und melodiöser Gesangstücke“ zc. warnen: Neuerungen, die ein gewisser Wagner, ein höchst gefährlicher Revolutionär, aufgebracht.

Die armen Jungen, wieviele von ihnen schreiben sich das für eine beträchtliche Anzahl von Jahren hinter's nasse Ohr!

Diesen unerquicklichen Abschnitt möge die Erinnerung an die 1865 geschriebenen Spottverse aus G. Herwegh's *Herrensabbath* beschließen:

„ — Die Philister, scheelen Blickes, spucken in den reinsten Luell,
Keine Schönheit rührt ihr dickes, undurchdringlich dickes Zell.
Ihres Hofbräuhorizontes Grenzen überfliegt Du leicht,
Und Du bist wie Lola Montez dieser Bieder Männer Schreck.

Solche Summen zu verplempern nimmt der Fremdling sich heraus!
 Er bestellte sich bei Semp'r'n gar ein neu' Komödienhaus!
 Ist die Bühne, drauf der Robert, der Prophet, der Troubadour
 Münchens Publikum erobert, eine Bretterbude nur?
 Schreiet nicht der große Vasco weltumsegelnd über sie?
 Doch Gebuld — Du machst Vasco, hergelaufenes Genie!
 Ja, trotz allen Deinen Kniffen, wir versalzen Dir die Supp';
 Morgen wirst Du ausgepiffen, — Vorwärts Franciskanerklub!"

Und so folgerte ich: Je größer die Zahl der sachlichen Gegner, je wütender das Gefläß der durch eine neue, fremdartige, große Erscheinung aus ihrer gewohnten Lethargie, aus ihrem eingelebten, eingeleserten Formelkram aufgeschreckten Kritikafter und Auchkünstler, je länger ferner das in Frage kommende Werk auch von Seiten des guten Willens nicht verstanden werden kann aus Gründen geistigen Unvermögens, desto größer, desto tiefer angelegt ist dann das Kunstwerk, desto nachhaltiger wird seine Wirkung sein zu der Zeit, wo es durch erfolgreiche Bemühungen dazu Berufener dem Verständnis immer größerer Kreise erschlossen wird.

Am längsten unverstanden blieb, die heftigsten und zahlreichsten Feinde (hier kann man schon nicht mehr von Gegnern sprechen) hatte „Tristan und Isolde“.

Deshalb ist es auch Wagners größte That. Ich siehe nicht an, folgenden Satz aufzustellen:

Richard Wagners „Tristan und Isolde“ ist im Reiche der Kunst aller Zeiten und Zonen die hehrste Erscheinung.

Zugleich ist dieses Drama ein gelöstes Kunstproblem. In ihm haben wir nämlich „das Kunstwerk der Zukunft“ in seiner idealen Vollendung. Wie ich bereits im Juliheft gelegentlich meiner „allgemein-musikalischen Betrachtungen“ andeutete: der Begründer des Kunstwerks der Zukunft hat es selber zu seinen Lebzeiten, also in seiner Gegenwart erreicht. Er, der die Bewegung ins Dasein rief, hat sie mit seinem Tode zum Abschluß gebracht.

Den oben aufgestellten Satz will ich jetzt zu beweisen suchen. Diesen Beweis hat mir der Schöpfer des Werkes selber leicht gemacht. Wir lesen in „Kunstwerk der Zukunft“ Abschnitt V: „Grundzüge desselben“: Der künstlerische Mensch kann sich nur in der Vereinigung aller Kunstarten zum gemeinsamen Kunstwerk vollkommen genügen; in jeder Vereinzelung seiner künstlerischen Fähigkeiten ist er unfrei, nicht vollständig das, was er sein kann; wogegen er im gemeinsamen Kunstwerk frei, und vollständig das ist, was er sein kann.“ — —

„Das höchste gemeinsame Kunstwerk ist das Drama: nach seiner möglichen Fülle kann es nur vorhanden sein, wenn in ihm jede Kunstart in ihrer höchsten Fülle vorhanden ist.“

Ich glaube, daß dieses bis jetzt wohl nur von einer kleinen Gemeinde der Gläubigen anerkannte fundamentale Gesetz: das Drama ist, da es die Summe der Kunstarten in sich vereint, das Kunstwerk kategorisch, im Laufe der Zeit sich zur allein gültigen Anschauung durchdringen wird. Und es ist mir wenigstens so einleuchtend, wie nur etwas: ein Gedicht, ein Musikstück, ein Gemälde, eine Statue, ein Bauwerk, ein Roman, so vollendet sie auch im einzelnen sein mögen, kann nicht den Anspruch auf jenen höchsten Ruhm erheben. Dazu bedarf es mehr. Es muß ein Gesamtkunstwerk sein, und das ist eben das Drama. Im Drama, genauer im Musikdrama (um das vielgeschmähte, aber in seiner Kürze doch so bezeichnende Wort wieder anzuwenden), gehen alle Kunstgattungen in gegenseitiger Durchdringung und Ergänzung auf und stellen ein einheitliches Ganze von höchster, umfassender Vollendung dar.

Sieben Dramen entsprossen der genialen Arbeitskraft des Bayreuther Meisters. Das vierteilige Werk seines Lebens, der Ring des Nibelungen, das Nationalheiligtum der Deutschen; die Meistersinger, worin er seinem geliebten Volke das erste deutsche musikalische Lustspiel im höhern Sinne schenkte; Tristan und Isolde; Parsifal, das eigentliche Bühnenweihfestspiel, jenes hohe Lied der aus dem gefährlichen Geranke üppig-weichlicher Schlingpflanzen und dorniger Blutrosen emporwachsenden weißen Blume der keuschen, mitleidsvollen Liebe.

Im Tristan aber ist die harmonische Verschmelzung aller Schwesterkünste zu einem Ganzen von so unmittelbarer, gefühlsaufwühlender Wirkung auf jeden dieses Genusses fähigen Menschen gelungen, daß wir dieses Løndrama als das größte menschliche Kunstwerk bewundernd und weidlos anerkennen müssen.

Wenn ich vielleicht jetzt noch voreilig wäre mit der Behauptung, daß diese Anerkennung eine allgemeine sei — es giebt eben noch zu viele Banansen, andrerseits stellt unser erhabenes Werk auch ein enorm hohes Maß psychischer und physischer Ausnahmefähigkeit an den Hörer, und verbauten darf man eben doch nicht dabei — so wird mir die Zukunft doch recht geben.

In dem Verein der das Drama aufbauenden Schwesterkünste ist der Architektur die Rolle der Dienerin zugefallen. Sie wirkt nur mittelbar, indem sie einen würdigen, zweckentsprechenden Raum für die in ihm sich abspielende dramatische Handlung schafft. „Die Architektur kann keine höhern Absichten haben, als einer Genossenschaft künstlerisch sich durch sich selbst darstellender Menschen die räumliche Umgebung zu schaffen, die dem menschlichen Kunstwerk zu seiner Rundgebung notwendig ist.“

Das Haus, der Zuschauerraum, die Konstruktion der Bühne sind also die Leistungen, welche die Architektur für das Kunstwerk zu bereiten hat

nach künstlerisch-ästhetischen und wissenschaftlichen, optischen und akustischen „Gesichtspunkten“. Da die Aufgabe für alle Dramen die gleiche, ist über die Mitwirkung der Architektur im Fall Tristan nichts besonderes hinzuzufügen.

Anders die Malerei. Der Landschaftsmaler „zwingt“ durch seine Zeichnung, seine Farben, seine warm belebende Anwendung des Lichtes die Natur, der höchsten künstlerischen Absicht des Dramas zu dienen. Was er bisher an der einsamen Zimmerwand des Sammlers*) — oder auch nur des behaglich-blöden Geldproben, der ihn „bezahlte“ — „aufhängte oder zu beziehungsloser, unzusammenhängender und entstellender Übereinanderstichtung in einem Kunst- und Bilderspeicher dahingab, — damit wird er nun den weiten Rahmen der tragischen Bühne erfüllen, den ganzen Raum der Scene zum Zeugen seiner naturschöpferischen Kraft gestaltend. Was er durch den Pinsel und durch feinste Farbenmischung nur andeuten, der Täuschung nur annähern konnte, wird er hier durch künstlerische Verwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel der Optik, der künstlerischen Lichtbenutzung, zur vollendet täuschenden Anschauung bringen. Ihn wird nicht die scheinbare Robeit seiner Werkzeuge, das anscheinend Groteske seines Verfahrens bei der sogenannten Dekorationsmalerei beleidigen, denn er wird bedenken, daß auch der feinste Pinsel zum vollendeten Kunstwerk sich doch immer nur als demütiges Orgau verhält, und der Künstler erst stolz zu werden hat, wenn er frei ist,“ d. h. wenn er im Gesamtkunstwerk aufgegangen ist. —

Der Historienmaler muß auch helfend mit seinem Talent dazwischentreten; um mit farbenfrohen Augen die handelnden Personen zu bekleiden; um lebhafteste Gruppen in lebenswahrer und zugleich künstlerisch-schöner Vereinigung zusammenzustellen; kurz um daselbe in Farbentönen schildernd am Auge des Beschauers vorbeiziehen zu lassen, was der Musiker nachher in klangliche Töne übersetzt.

Welch grandiose, liebliche und erschütternde Bilder bietet Tristan in seinen drei Akten. Das durch die ruhige See gleitende Schiff mit seinem bewegten Leben an Bord, die reckenhaften Helben nach Cornwall's grünem Strand ausspähend. — Der friedlich-stille Burggarten im halbverfallnen Schloß Karreol; unter der mächtigen Linde das Schmerzenslager des vom Schwert und von der Liebe gleich tief getroffenen Helden Tristan, der nicht sterben kann und zwischen den Fieberträumen sehnsüchtig hinausschaut auf das am Horizont verblaueude Meer. Und des Meeres Wellen vermeint man in mitfühlendem Schluchzen ob Tristans Liebesnot an die alterstgrauen Mauern schlagen zu hören. —

*) Wagner: Das Kunstwerk der Zukunft.

Der mit hohen, leise rauschenden Bäumen bestandene, sommernächliche Garten in Martes Königsschloß nimmt in seinem heiligen Frieden die beiden Weltentrückten auf, umgiebt ihr Freudejauchzen, ihr Lustentzücken mit seinem verschwiegene Schatten; stark duften die Rosen, ersterbend plätschert der vom bläulichen Mondlicht umspielte ferne Springquell; von Erdennot und Menschenfurcht losgelöst, in „hehr erhabener Liebesnacht“ träumt dem verderbenbringenden Morgenrot des tückischen Tages entgegen das unglückliche reine Liebespaar. Ein Bild, welches in seiner Gesamtwirkung, gehoben durch die gedankentiefe Wortsprache, durch die unsagbar schöne Tonsprache mir wenigstens jedesmal die Thränen in die Augen treibt. (Auch ein Beweis für die Größe eines Kunstwerks, daß es Mannesthränen hervorbringt.)

„Auf die Bühne des Architekten und Malers tritt nun der künstlerische Mensch, wie der natürliche Mensch auf den Schauplatz der Natur tritt.“

Als Mimiker (Tänzer), Dichter und, wo im natürlichen Affekt im überströmenden Gefühl die Sprache der Poesie zum Gesang sich steigert, als Tonkünstler, erscheint der künstlerische Mensch auf der vom Architekten vorbereiteten, vom Maler bekleideten Bühne. In allen drei Wesenseiten ist er aber ein und dasselbe, nichts anderes „als darstellender künstlerischer Mensch, der sich nach der höchsten Fülle seiner Fähigkeiten an die höchste Empfängnisraft mittel.“

Tristan und Isolde als Dichtung betrachtet, oder wie kürzlich ein wegen seiner Kapriolen berühmter Zunftkritiker salbaderte: „das Libretto zu dieser Oper —“ ist an und für sich schon eine bedeutende poetische That. Diese Poesie ist gleich hervorragend durch formvollendete Sprache in dem eigentümlich tonmalerischen Gewande der Alliteration, durch die Kunst des Aufbaus und der dramatischen Steigerung bis zur überschwenglichen, entzückentollen Liebesstammelei vor der furchtbaren Katastrophe, — wie durch ihre Gedankentiefe und die Einheitlichkeit der schwermütig-pessimistischen Grundstimmung, welche über den Seelenvorgängen der Helden liegt und in der erschauernden Brust des Hörers verwandte Saiten geheimnisvoll vibrieren läßt — Ausflüsse einer mystischen, Schopenhauer'schen Ideentrachtung des Meisters.

Welch seiner Zug ist das nochmalige, (wie im hypnotischen Traumzustande) sanfte Aufblähen ihrer überirdischen Empfindungen angeichts des betrogenen königlichen Freundes, des wutknirschenden Melot! Wie im Ohre des Ertrinkenden kurz vor seinem Ende leise Melodien aus weiter Ferne zu erklingen scheinen.

So läßt sich die Tristan-Dichtung in ihrer eigenartigen Menschenschilderung, der dunklen weltfremden Liebesauffassung mit keiner andern poetischen Schöpfung Wagners vergleichen. Ich will nicht leugnen, daß die Erotik

im Tristan den meisten naiv und natürlich-lebensfreudig empfindenden Menschenkindern krankhaft vorkommen mag, daß ihnen diese über dem Verlangen nach der Geschlechtsymphonie erhabene, überfinnlüche Liebe ans Unnatürliche, Pathologische zu streifen scheint. Jedoch liegt die Erklärung hierzu, wie schon gesagt, wohl in dem uns Modernen fremden, dunkeln, lebensverneinenden, nach endloser Befriedigung und Vereinigung in der Todesnacht sich sehrenden Zug der Schopenhauerischen Philosophie, welche Wagner in seinen letzten Jahren vollständig beherrschte.

„Ohne Böhnen
sanftes Sehnen,
ohne Bangen
füß Verlangen;
ohne Wehen
hehr Vergehen,
ohne Schwachten
hold Umnachten;
ohne Scheiden
ohne Reiden,
traut allein
ewig heim,
in ungemessnen Räumen
überseiges Träumen!“ — —

Es ist doch eigentlich recht arrogant von Wagner, sogar in „Operntextbüchern“ zum Denken zu zwingen. Nicht wahr? Wie war es doch in der Hinsicht so bequem in der nun glücklich verfloßenen „großen Oper“, wie nett denkfaul konnte man in seinem Partettstessel hingelümmelt, das Librettchen zwischen den Fingern, der in Musik gesetzten Tragödie vom diabolischen Robert oder von der temperamentvollen Jüdin zuhören (besser: zuschauen), hier einen beliebten Trinkchor mitsummend, da die Primadonna beopernguckend, wie sie eine Zeitlang unter dem Fleischen ihrer schönen Zähne sich die Kehle verrenkt, um schließlich, ganz erschöpft auf dem hohen a oder b angelangt, diesen Ton mit höchster Kraft eine halbe Minute hinauszuschreien. Das war doch noch ein Kunstgenuß, der seine zwei Thälerrchen wert war! Wie vergnüglich war es doch auch, nachdem man ein paar langweilige Recitative im Librettchen nachgelesen, von dieser Anstrengung wieder auszuruhen in der darauffolgenden „air brillant“, deren Länge immer im umgekehrten Verhältnis zu ihrem textlichen und musikalischen Inhalt stand (der erstere bestand aus 12—15 Worten ohne tiefern Sinn, den letzteren bildeten etwelche pomphafte Phrasen mit blendendem Passagenschnörkelstram anstaffiert); wie interessant war es doch, mit lustigeren Augen einem mehr oder minder lasciven, fleischfarbenen Ballet, einem grotesken Pas de doux zuzuschauen, während die Schellenbäume im

Orchester an den Circus gemahnten; wie abwechslungsreich, als gar das Genie des göttlichen Meyerbeer (Gott hab ihn recht selig!) die brillante Idee hatte, aus der Opernbühne eine Schlittschuhbahn zu machen! — Und das soll nun alles so ganz anders werden! Nichts mehr vom Ballet, nichts mehr von Trinkchören, nichts mehr vom vielstimmigen Frühlingsgestammel? Dafür unverständliche Redensarten, eine bis über die Ohren in Philosophie getauchte Poesie, mystische Dunkelheiten, die man zu Hause erst studieren, aufhellen muß, will man nicht umsonst im Theater sitzen, gar nichts verstehen und obendrein sich hinterher noch blamieren, da es heute nun einmal Mode ist, „Wagner“ zu verstehen. Wie unbequem! —

Ja, ja! Ihr sogenannten Musikfreunde mit den durch den Ariemufug verdorbenen Ohren, ihr schaulüsternen Philister, Männlein wie Weiblein, ihr ballettlüsternen Opernhabitués, durch eure gütigen Bemühungen wird es wohl noch ein paar Jährchen dauern, bis die Dramen Richard Wagners als das angesehen werden, was sie sind: Kunstwerke von edelster Volkstümllichkeit und von höchstem Erziehungswerte.

Wie gesagt, wenn es auch jetzt genau so Mode geworden ist, den Wagnerianer zu spielen, wie im Sommer ohne Weste im bunten Wollhünd herumzulaufen, ich lasse mich dadurch nicht beirren: unter zehn Leuten heucheln fünf Verständnis, drei bekennen offen, nicht ganz folgen zu können, und nur zwei haben den geläuterten Geschmack und die fein organisierten Nerven im Empfindungsorgan, durch eins der letzten sieben Werke des großen Olympiers stundenlang in wonnige Begeisterung zu geraten, seelisch gehoben und auf ein paar Wochen mit frischer Lebens- und Arbeitsfreudigkeit versehen aus dem Theater zu schreiten. Aber diese zwei sind dann dazu berufen, unter dem besten Teile des gebildeten Volkes jeglichen Standes edle Propaganda zu machen für des Meisters Streben und Schaffen und dadurch immer mehr die Schar der (zunächst deutschen, dann aber gebildeten überhaupt) Geister zu vergrößern, denen geistige Genüsse über körperliche Freuden gehen.

Und sie thun's auch, mit Wort und Schrift, allein und in zahlreichen Vereinigungen! — —

Diese wundertiefen poetischen Schönheiten werden nun eingekleidet in das musikalische Gewand; das in gesteigertem Affekt gesprochene d. h. gesungene Wort prägt sich, gehoben und bereichert durch die orchestrale in glühenden Farben schildernde Polyphonie, in tönende Worte um; die zärtliche Liebesglut löst sich in einen süßen unendlichen Melodienstrom; nie vernommene geheimnisvolle Harmonien vereinen sich zum charakteristischen Motiv; rätselvoll stockende Rhythmen in allmählicher Lösung veranschaulichen das grübelnde, quälende In-sich-selbst-versenken der Seele; furchtbare Posaumentöne, wild sich aufbauende Geigenfiguren schildern die Schmach, den

Haß Isolde, den Wahnsinnstammel des verblutenden Tristan. So, durch die dem Reigen der Schwesterkünste harmonisch sich beordnende Musik, wird unser ideales Gesamtkunstwerk auf die höchste Stufe der Vollendung gehoben.

Ja die Musik im Tristan! Was kann ich da im einzelnen viel sagen? Wer sie noch nicht kennt, dem können die schildernden, analysierenden Zerpfückungen doch nichts nützen: der höre sie auf einem der wenigen Theater im Erdenrund, die im Stande sind, das Werk würdig zu geben. (Das werden nicht mehr wie 8—9 sein.) Und wessen Ohr diese Klänge schon erfüllten, der kann nur achselzuckend über den Versuch lächeln, Tristanmusik mit Profaworten erklären zu wollen. Jedoch will ich versuchen, die eine und die andere Stelle hervorzuheben.

Was würde wohl Papa Haydn sagen, wenn an sein an strenge, einfache Harmonien gewöhntes Ohr die ersten dreißig Takte des Vorspiels schlugen? Ich glaube, er schüttelte sein Köpfchen bedenklich.

Und Beethoven? Der arme große Genius würde gewiß das erste Mal ganz verblüfft sein Hörrohr putzen, beim zweiten Anhören aber zuckte es gewiß wunderfam in seinem mächtigen Gesicht auf und er umarmte unter Freudenthränen lächelnd den Teufelskerl als Bruder. —

Man hat die Musik im Tristan „das hohe Lied der Chromatik“ genannt. Schon in den ersten zwölf Takten, welche das schwermütig schmachende Liebeszaubermotiv in dreimaliger, gesteigerter Wiederholung bringen, erkennen wir die Berechtigung dieses Ausspruchs. In der That, eine konsequent durchgeführte, polyphone Chromatik, das ist das erste Charakteristikum dieser Musik. Diese chromatisch sich bewegenden Klänge, welche ein mit unendlich verfeinerten Gehörnerven ausgestattetes modernes Ohr verlangen, durchlaufen vom ersterbend hingehauchten Liebesseufzer bis zum erschütternden Wahnsinnschrei die ganze Empfindungsstala. Nur äußerst selten werden sie, wie im Truglied Kurwenals, wo so frisches, festes Leben im Orchester pulst, durch eine längere Reihe diatonischer Akkorde unterbrochen. Es wäre ein interessantes Problem für den Verfasser einer modernen Kunstpsychologie, die Anpassungsfähigkeit unserer wagnervorgebildeten Ohren an dieses vielstimmige, stets modulierende chromatische Ausgleiten, Ausweichen ohne Ende, und die Wirkung dieser Erscheinung auf unsere Nerven zu analysieren.

Der Liebestrank! Wie wird uns zu Mut, wenn Isolde dem totgehafteten Helden die Schale mit dem verhängnisvollen Trank vom Munde reißt, wenn beide, „von Schauer erfasst, sich mit höchster Aufregung, jedoch mit starrer Haltung in die Augen blicken, in deren Ausdruck der Todestrog bald der Liebesglut weicht!“ Wie aus weiter Ferne erklingt zart das

Liebesmotiv; dann bäumt sich auf dem dumpfwirbelnden h der Pauken eine phantastische Schmerzengestalt auf. „Zittern ergreift sie, sie fassen sich krampfhaft an das Herz und führen die Hand wieder an die Stirn. Dann suchen sie sich wieder mit dem Blick, senken ihn verwirrt und heften ihn wieder mit steigender Sehnsucht aufeinander.“ In den höchsten Leidenschaftstönen der Violinen erzittert das alte sehnsüchtige Motiv im vierstimmigen ätherischen Tremolando. Und wie aufatmende Erlösung überkommt es unsere gespannten Nerven, wenn Isolde im überströmenden Gefühle dem Helken an die Brust sinkt mit dem Aufschrei des seligsten Schmerzes: Tristan! Treulofer Holder! — —

Ich glaube bestimmt, jeder noch nicht völlig blasierte Mensch empfindet in diesem Augenblick das wunderbare Gefühl, als wolle seine Brust zerreißen im Kampfe des aufsteigenden Weinens mit der stärkeren Empfindung der lachenden Freude.

Eine Stelle möchte ich noch betonen, welche manchen Mißdeutungen ausgesetzt war. Viele sonst sehr wagnerfreundliche Musiker konnten sich bei dem Hirtenreigen im Anfang des dritten Aktes etwas Besonderes nicht vorstellen. Wohl muteten sie die acht Anfangstakte mit der melodisch geschlossenen Form an, aber die eigentümliche Figur des englischen Horus, welche sich um die Quinte c-g bewegt, und später das heftig betonte, chromatisch absteigende Triolenmotiv machte ihr Haupt schütteln. Wenn sie aber dran denken wollten, daß diese eigentümlich klagende Schalmeyenweise den Eindruck der öden, bewegungslosen Meeresfläche auf das betrübte Menschenherz schildern soll, so würde es sie gewiß wie plötzliche Erleuchtung überkommen. Das Motto, welches man über diese Weise setzen müßte, singt der Hirt später: „Ob und leer das Meer!“

Isoldes Liebestod ist wohl die einzige „Nummer“, welche auch in das Konzertprogramm übergegangen ist. (Nichts thörichter, ja unheilvoller, als Bruchstücke Wagner'scher Dramen, aus ihrem Zusammenhang und von ihrem einzig wirksamen Orte weggerissen, auf das Konzertpodium zu schleppen!) Isoldes Liebestod, von den Worten: „Mild und leise, wie er lächelt“ — bis zu dem verkündeten Ende: „ertrinken, versinken, unbewußt, höchste Lust!“ ist die höchste genialische Offenbarung Wagners, ist der Höhepunkt des Kunstwerks. Der hehre, in großen Zügen geführte Gesang der der Erde entfliehenden Isolde, die hier ins Unendliche gesteigerte Ausdrucksfähigkeit des Orchesters, die von vollen Harfenklängen und jener schönen Figur mit dem Vorhalt über der Quinte des Dreiklangs begleiteten mächtigen Harmonien, die auf und ab wogenden Tonfluten mit stets wechselnder Tonalität, — die ergreifenden scenischen Vorgänge: Isoldes Verklärung, „die große Rührung und Entrücktheit der Umstehenden“, dieses feierliche Gesamtbild

der im Tode glücklichen Gruppe unter der abendrotdurchglühten Linde, — das ist das höchste des im Gebiete der Kunst erreichbaren. Eine Steigerung an Seelenschmerz, edlem Pathos, künstlerischer Leidenschaft, Gedankengröße ist nicht möglich; drüber hinaus wäre die Grenze des Ästhetisch-Zulässigen überschritten. Hier haben wir das gegenwärtige, geschaffene „Kunstwerk der Zukunft“.

Warum kommt dieses Attribut nicht Parsifal, nicht dem Nibelungenring zu? Sind in diesen Dramen nicht die Kunstarten in wechselvollem Reigen sich unterstützend und ergänzend bestrebt, das Eine zu schaffen? — Gewiß ist das letztere der Fall. Aber das größte Kunstwerk aller Zeiten und Zonen darf nur allgemeinste menschliche Ideen, Werte und Stoffe behandeln, es muß von freiesten, unbefangenen Gesichtspunkten aus geschaffen sein, darf auch nicht die geringste Spur einer Tendenz oder Betonung eines einseitig nationalen oder konfessionellen Standpunktes durchblicken lassen. Von dieser freigeistigen, kosmopolitischen Höhenwarte aus betrachtet, hält Parsifal und der Ring unserm Kunstwerk nicht die Wage. Parsifal hat einen ausgesprochen religiösen Grundton (Sieg des mitleidvollen Christentums über heidnische Zauberei); das Lebenswerk Wagners ist voll von Ausflüssen zu urdeutscher, zu urgermanischer Art, als daß es im freien, univiersellen, durch keine nationalen oder politischen Stammesgrenzen eingeengten Reiche der Geister Anspruch auf jene höchste Wertung erheben könnte, Konfession und Nation sind eben einschränkende Begriffe, welche in das erdenweite Gebiet höchster Kunst, wo die Adlerfittiche des freiesten menschlichen Geistes aus berauschemd Freiluft zuwehen, nicht hineinpassen.

Und so bleibt denn der Ring des Nibelungen das größte deutsche, Tristan und Isolde aber das erhabenste menschliche Kunstwerk.*)

Und nun, Ihr dramatischen Epigonen aller Nationen, Ihr Frauchetti, Schjeldberup, Chabrier, Umlauf, laßt Euch nicht entmutigen und wandelt geruhig mit links und rechts hin schielenden Plagiatorenblicken in den vermeintlichen Bahnen Richard Wagners weiter. Ihr leistet dadurch der Erkenntnis, daß über diesen Kolos niemand hinwegkommen kann, einen großen Dienst, der dadurch nichts an Wert verliert, weil er unbewußt geleistet wird. Die Zukunft der dramatischen Tonkunst liegt auf andern Gebieten, von einer Entwicklung derselben nach Wagner'schen Prinzipien kann nach der mehrfach angeführten Thatsache, daß die von ihm ausgegangene Bewegung bereits zum Abschluß gelangt ist, vorerst keine Rede mehr sein; es müßte denn

*) Ich füge als einzige Konzeption, die ich dem Unfangehen von rückenmarkstranker Tetanecrampf mache, hinzu: für den unbefangenen, genußfähigen, modern gebildeten Menschen mit dito Augen, Ohren und Nerven.

ein stärkeres Genie kommen als das Bayreuther, und dessen große Gesetze durch ungeahnte Neue umstürzen. — — — — —

Am 29. August wurde der Höhepunkt der bisherigen Münchner Wagnerfestspiele mit der Aufführung von Tristan und Isolde erreicht. Es war wohl die vollendetste Wiedergabe, welche unserer alten Wagnerbühne seit des Meisters Tode gelang. Geradezu ideal zu nennen war das Orchester unter Mottls Leitung; ebenso die beiden Vertreter der Titelrollen, Rosa Sucher und unser einheimischer Meisterfänger Heinrich Vogl. Er ist ohne Zweifel der erste jetztlebende „Tristan“; die Isolde der Berliner „Primadonna“ mag mit der der Malten konkurrieren. Das ist möglich, jedoch Nebenache. Freuen wir uns, daß wir „zwei solche Kerle haben“. Eine Frau noch giebt es, der auch an dieser Stelle der Dank gesprochen werden soll für selige Stunden vergangener Jahre. Ich meine die Isolde der unvergeßlichen Therese Vogl. Die bis zum Ende sieghafte Macht ihrer riesengroßen Stimme, die hehre Größe, das klassische Ebenmaß ihrer Bewegungen in ihren besten Jahren hat noch keine wieder erreicht. —

Noch nie zuvor war die Wirkung der Liebestrankscene eine so unmittelbare, erschütternde für mich als an jenem Sucher-Abend! Dieses stumme Spiel! Wie die geheimsten Seelenvorgänge deutlich ablesbar auf ihrem durchgeistigten Gesicht reflektierten! Wie ein Zittern diesen stolzen, gegen die süß unheilvolle Wirkung des Zaubertrankes sich sträubenden Körper durchbebt! Wie das Herz noch krampft, und die Augen schon in seliger Glut Tristan entgegenleuchten! Wie endlich im überströmenden Gefühl ihr Mund den seinen zum ersten Mal mit lang-ersterbendem Russe berührt! —

Wenn auch immer noch ein bedeutender Bruchteil des mit dem glänzendsten Firnis internationaler Überkultur betünchten Publikums geistig geschlafen, neue Kloben begafft oder sonst wie sich gelangweilt haben mag, so glaube ich doch, daß manchem zum ersten Mal an jenem Abend der tief-geheimnisvolle Zauber der großen Liebesnacht des II. Aktes ganz ausgegangen ist. Wie vollendet aber auch alles war: Geberde und Bewegung, Deklamation und Gesang. Wie spielend beide die enormen musikalischen Schwierigkeiten jener ekstatischen Stellen überwandten! Und die herrliche Dekoration des mondbeschiedenen Gartens, sie war wirklich mit höchster Kunst gemalt!

Nach dem Liebestod floh ich die klatschende Menge, wischte mir die Thränen aus den Augen, wankte hinaus in die kalte, klare Nachtluft, sah zum leuchtenden Sternenhimmel empor und betete also: „Unsterblicher Genius droben im Olymp! Ich glaube an Mozart, Beethoven und Dich! Ich glaube, daß die dieser Dreifaltigkeit Ergebenen schon hier auf Erden das Paradies haben! Ich glaube, daß Deine Feinde dazu verdammt werden, in Ewigkeit ihre eigene Musik zu hören! Amen!“ —

Man sieht, auf manchen weichherzigen Schwärmer ist die Wirkung dieses Kunstwerks so sinnbethrend, daß er wieder jung wird und zu stammeln anfängt wie ein gläubig-frommes Kind.

Noch einige Momentbilder aus dem lieben Publikum! Ich hatte von meinem Platz im Stehparlett anreichende Gelegenheit, einige prüfende Blicke auf die bunte Versammlung zu werfen. Viel Eleganz, weniger Geschmack; viel großkarriertes Zeug, ebensoviele schwarzer Frack; noch mehr Patschouligeftank! — Recht erfreulich war aber doch die wirklich musterhafte Ruhe vom ersten bis zum letzten Ton, desgleichen die stattliche Reihe andächtiger Gesichter, denen man die weihevollte Stimmung ansah. Bayreuth und die Mode thun eben doch das übrige dazu, nach und nach ein Wagnerpublikum *comme il faut* heranzuführen.

Vor mir stand ein feister Leutnant mit wohl-durchgezogenem Scheitel. Bei seinem verspäteten Eintritt trat er mir auf die Zehen, und entschuldigte sich mit widerlich schnarrendem Bardon. Später benutzte er die schönsten Stellen, um jedesmal klirrend seinen Säbel fallen zu lassen. Mir suchte bei diesem Beweis von Anstand und Bildung die Faust. Die übrige Zeit verwendete der Herr dazu, immer quer vor meinem Gesichtsfelde mit seinem Piliput in eine Balkonloge zu starren, wo eine ziemlich dekolletierte Schönheit hin und wieder mit verbuhltem Lächeln den Huldigungen des gebildeten Marsjägers dankte. — Eine der Hoflogen strahlte im scenhaften Glanze neu angebrachter rofaroter Glühlämpchen. Mitten im ersten Akt traten die Herrschaften geräuschvoll ein; ein gallonierter Fürstentnecht erklärte hochdenkselben grinsend den Beleuchtungsmechanismus mit wiederholten praktischen Proben. Der Frau Fürstin nun schien das ungewohnte Licht etwas warm zu machen, denn in den 1½ Stunden, welche hochdieselbe opferte, um ihr Interesse an der Wagnerschen Kunst öffentlich zu dokumentieren, wedelte hochdieselbe sich fortwährend mit einem ungeheuren Fächer Luft zu und brachte durch diese auffallenden Bewegungen den braven Mottl zur gelinden Verzweiflung, der er durch nicht sehr devote Seitenblicke Ausdruck zu geben suchte. — Zwischen zwei eleganten Franzosen mit bedeutendem *haut-gout* saß eine dito Dame, welche nach den Farben ihrer ausdruckslosen Gesichtslarve zu urteilen, bedeutendes malerisches Talent verriet. Sie verstand sicher trotz ihres französisch-deutschen Textbuches (wie bequem wird's doch den auswärtigen Wagnerfreunden gemacht) von dem ganzen Werk genau so wenig, wie ihre Ritter zur Rechten und Linken. Alle drei machten aber so blafferte Mienen, als ob sie den ganzen Rummel auswendig wüßten.

Bei diesem ganzen Unfug vor, über und neben mir, den ich mir notgedrungen mit ansehen mußte, dachte ich wiederholt: „Herrgott! Wer's doch auch so gut haben könnte wie der größte Wagnerianer, weiland Ludwig II., und sich Separatvorstellungen leisten könnte!“ —

Zum guten Schluß noch eine Blüte aus dem an Kuriositäten so reichen Garten unsrer hohen Kunstkritik. Verzapft da der von akademisch-salomonischer Weisheit tiefende Berichterstatter des „Sammler“, Herr L. G., über diese Tristanaufführung folgende würdige Bemertung: „Das Publikum befand sich sichtlich in animiertester Stimmung.“ Ja, warum ging der gute Mann nicht noch den kleinen Schritt weiter und schrieb: Das Publikum amüsierte sich sichtlich vortreflich? — —



Die Wahrheit in der Kunst.

Von Karl Kosner.

(München.)

Ich habe lange nach ihr gesucht, in allen Künsten habe ich nach ihr gespäht und getastet, und doch habe ich sie nirgends gefunden. Ich meine die Wahrheit, die nackte, normale Wahrheit, das, was wir mit objektivet Pose die große Wahrheit nennen.

Und da kam ich zum Schlusse, daß es die nicht gäbe, daß die ein nonsens sei, sowie der Normal-Mensch, der Mensch mit den anthropologisch normalen Maßen und mit dem psychisch normalen Fühlen.

Dann sah ich ihre Symbole, wie man sie gemalt, geformt und gezeichnet, ihr Bild, wie es sich jeder gedacht.

Der eine brachte ein prächtig schönes Weib, — ein Überweib, — wie man sie auf Postamente stellt in typischer Allegorie, der andere die rücksichtslos Fortschreitende. Der dritte wieder zwang sie in scharfe Stud'sche Formen und gab ihr den großen, schrecklich visionären Ausdruck der Mystik. Auch mit der griechischen Nase fand ich sie, — so griechisch, wie sie wohl nie eine Griechin von gutem Geschmack getragen hätte.

Und jeder trug sein Fühlen und sein Empfinden in den Stil ihres Bildes, und keiner brachte sie dem anderen gleich oder ähnlich. Nur der eine große, ironische Zug, — die Wahrheit als Weib zu zeichnen, — ging durch die ganze Kollektion.

Und doch war jedes ihrer Bilder Kunst, — betrachtet aus der Perspektive ihrer Schöpfer, denn jeder mochte seine Wahrheit lieben und für die rechte halten, und Kunst ist das, was jeder sich als Kunst gedacht.

Aber der Nazarener ist tot, und die Duldsamkeit des hohen, wählenden

Geistes muß erst geboren werden. Und die Herde will eine Wahrheit, eine typische sichere Wahrheit, die für alle sei, etwa wie ihre Fetische und ihre Huren.

Mir fällt das Wort Zolas ein: *la vérité seule est grande, et l'art n'est fait quo de vérité.* — Die Wahrheit also das höchste Prinzip der Kunst, — und Millionen Menschen, und jeder ein anderes Bild der Wahrheit in sich. — Also auch tausend Bilder der Kunst, in jedes Menschen Fühlen ein anderes.

Und dann kommt der Herdenzwang, — das Gefühl subjektiv, allein zu schwach zu sein, der dumme, deutsch-sentimentale Drang nach Mitfühlenden, nach gemeinsamer Religion. Der thörichte lügelnde Wunsch „ausgewähltes Volk“ zu sein, jene Erbsünde von Moses Gnaden. Und sie zwingen sich in Schablonen, formen sich in Schulen und Cliques und bekämpfen sich wie Feinde.

Natürlich will jede Clique die echte Kunst und echte Wahrheit haben, die allein berechnete, D.-R.-patentirte, vielleicht die Geschichte von den Ringen, die der selige Lessing schon vor ein paar Tagen erzählt. — — —

Erst kommen die Gemäßigten. Alfred de Vigny giebt die erlösende Phrase: *l'art est la vérité choisie.*

Schön, — aber sagen sie mir, — *choisir* heißt wählen, auswählen, — *la vérité* ist die Wahrheit. Was muß ich also aus der Wahrheit auswählen, um die Kunst zu bekommen? — Ganz der Fall Arno Holz, der ein Buch von Karlsbader Stärke schreibt und so die epochemachende Formel findet: „Wahrheit \pm x = Kunst.“ Und was ist x? Das große Unbekannte. —

„Rücksichtslose Wahrheit!“ Die Parole und das Kriegsgeschrei der Neuesten und Jüngsten; der Veristen. „Wenn es nur nackt ist.“ —

In Weimar lebte, — noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, ein älterer Herr, Geheimrat, Besitzer von so und so viel Orden, — J. W. von Goethe. In seinen freien Stunden war er auch Dichter. — So wie eben die Geheim- und Hof-Räte dichten, sagen die Jüngsten, — wie Doczi, Baumbach, Halm usw. Aber dieser Goethe soll ein Genie gewesen sein, und die genialen Geheimräte sind dauerhafter gearbeitet als die Durchschnittsforte und die pflegen ihre Zeit zu überdauern. Ich glaube sogar, daß das Genie die Zeit nicht kennt. Daß das Genie über der Zeit steht. Und ich denke dabei an die neunte Symphonie, an Zarathustra und Faust; — vielleicht auch an die Bibel.

Und da fällt mir ein Ausspruch dieses Goethe ein: „Wenn ich den Mops meiner Geliebten zum Verwechseln ähnlich abgebildet habe, so habe ich zwei Möpfe, aber noch immer kein Kunstwerk.“

Also zwei Möpfe, — und wieder keine Kunst für alle. Auch keine Kunst für einen, der über allen steht, für Goethe.

Aber Kunst vielleicht für die Jüngsten, denn der Mops ist naturgetreu in allen Nuancen; — bis auf die Fälsche.

Und nun nehmen wir uns so ein naturgetreues Kunstwerk her. Holländer mag den Typus liefern, weil sich in ihm der pedante Wille zum Photographieren der Natur, der gute Wille ohne jede Pose giebt. — Und das soll Wahrheit sein? So reden und fühlen die Menschen im Leben?

Er aber zeichnet sie in gutem Glauben, und wie sie für ihn sind. Die Kritik des anderen aber findet nur die schrecklichen Karikaturen und Theaterhelden.

Und die Kritik ist der unbewußte Drang nach Wahrheit in unserem Fühlen. Und nur die Unwahrheit in der Kunst, — also die „Nicht-Kunst“ des einzelnen, — hat je Kritik geboren.

Ein anderer; Gerhard Hauptmann. Er ist der Größte, der Bedeutendste der Modernen, auch fragt er nicht nach den anderen. Er geht nicht mit der Clique, doch die Clique geht mit ihm.

Gut, das ist mir Wahrheit, — ich kann mir das als Wahrheit denken, — und das was er hier schrieb, mag so gewesen sein. Aber es sind für mich Anormalia, pathologische Paritäten. Auch das ist nur subjektive Wahrheit, aber durch das künstlerische und technische Können ihres Autors erweitert zur absoluten Wahrscheinlichkeit.

Aber was sagt mein Freund der Idealist dazu?

Er legt das Buch weg und spuckt aus.

Und wie ich ihn dann frage, was denn für ihn Wahrheit sei und Kunst, da hält er mir eine lange, ästhetische Bierrede über das Schöne, über das Griechische und über den Anacreontismus, — und wie darin allein die Kunst schlummern könne, wie das allein die Kunst, die große, wahre Kunst gebäre. —

Und dann die Wilden, die Apostaten der Menge mit der stolzen Pose einsamer Höhe. Die tausend Zweige mit ihren Separées und ihren geheimen, feinschmeckerischen Specialitäten. Gourmands der Künste: Okkultisten, Phantasten, Symbolisten und Mystiker, Parnassier, Sataniisten, Ästheten, und so fort, wie die Chargen und Titel alle lauten, bei denen man so vieles denken könnte und so wenig denkt.

Und sie alle haben den großen Reformationsdrang in sich, — die Geschichte von der gewendeten Weste, die aussehen soll, wie wenn sie eine neue wäre.

Sie alle kämpfen auf Tod und Leben um das Durchbringen ihres Herdenprinzipes und werben neue Jünger unter dessen Schablone, mit dem

untrügerischen Zeichen der Dummheit, — dem Fanatismus. Sie stellen Thesen auf, Prinzipien und Tendenzen der Kunst und übersehen dabei ganz, daß die Kunst keine Prinzipien kennt und keine Thesen, und daß sie nur eine Tendenz hat; — Kunst zu sein.

Und so beten sie ihre Götzen an und vergessen ihren Gott.

Und das Gefühl des einzelnen zur eigenen Kunst, der individuelle feinfühligste Sinn, wird abgestumpft in der Herde und stirbt, so wie der eigene Wille des Soldaten stirbt in der Armee.

Das aber, was die Clique dann ihre Wahrheit nennt und ihre Kunst, ist eine geistige Mißgeburt, ein Konglomerat aus den tausend schüchternen, nach dem usuellen Normalformat zurechtgeschneiderten Ideen derer, aus denen sich die Clique rekrutiert. Ist ein Urding, das der Meinung jedes einzelnen Rechnung tragen will, und darum keinem genügen kann, der noch den Willen zur Ehrlichkeit hat.

Aber wie gesagt, der Wille des einzelnen stirbt in der Clique.

Und das Resultat des Ganzen: Es giebt keine absolute Wahrheit, denn die Idee der Wahrheit ist zu hoch, als daß sie sich zur Allgemeinheit und zum Gemeingut prostituirt.

Und unser absolutes Fühlen liegt tiefer, und wenn wir es finden wollen, müssen wir hinuntersteigen bis dorthin, wo das Tier in uns begnnt, bis zu Hunger und Liebe.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Dramatiker und Schauspieler.

Petlev von Villencron hat mit seinem vieractigen Trauerspiel „Der Trifeis und Palermo“ auf der Bühne kein sonderliches Glück gehabt. Es gelangte am 26. September im Königl. Hoftheater zur ersten Aufführung — der ersten überhaupt in Deutschland. Das schwach besetzte Haus bereitete dem Werke eine freundliche Aufnahme.

Daß sich der berühmte Lyriker auf dem Theater keines stärkeren Erfolges erfreuen durfte, lag nicht an der Darstellung und nicht an der Ausstattung, beide waren tadellos, stellenweise sogar vortreflich, sondern an der Dichtung selbst. Diese ist in der Hauptsache nichts weiter, als eine Aueinanderreihung von lebenden Bildern aus der abentheuerlichen Regierung und Lebensführung des grausam tollen Kaisers Heinrich Vro. Sech-

Dazu sind diese Bilder oft nur leicht skizziert, selten dramatisch vertieft und rund herausgearbeitet. Von eigentlichem dramatischem Aufbau oder auch nur einer wirkungsvoll angelegten Bühnentechnischen Zurechtung großen Stils findet sich kaum die Spur. Die Bilder wirken hauptsächlich durch verstreute lyrisch-poetische Stimmungsbreite und nicht zum wenigsten auch durch das pathologische Interesse der närrischen Kaiserfigur.

Die Münchener Kritik hat den Dichter im allgemeinen mit feinem Takt behandelt und sich durch gerechte Würdigung seiner künstlerischen Verdienste ausgezeichnet. Ein Beispiel. Max Bern¹ ein schrieb in den „Neuesten Nachrichten“:

„Das Lob, welches Liliencron's kunstverständiger und kunstbegeisterter Schreiber seinen Tramen im allgemeinen erteilt hat: sie seien durchzogen von den Goldadern echt Liliencron'scher Lyrik — es gebührt auch im besonderen diesem Trauerspiele. Aber auch das Urteil, daß der Dramatiker Liliencron hinter dem Prüfer und Novellisten weit zurückbleibt, wird durch diese Kaisertragödie bestätigt. Heinrich VI., grausam, ehrgeizig und fast wahnsinnig, wird zwischen dem Trifels und Palermo von einer — wenigstens im Mittelalter — ungewöhnlichen Reiseflust und Reisefähigkeit hin und her geführt, bis er zuletzt an dem von seiner Gattin ihm gerichteten Gifte stirbt Es wäre nicht schwer, ausführlich zu begründen, warum dieses Drama weder ein gutes Theaterstück noch eine gelungene Dichtung ist. Nicht schwer, aber unnötig. Es wird ohnehin nicht oft gegeben werden. Liliencron ist ein Dichter — und es ist nützlich, das Publikum auf die guten Werke eines Dichters hinzuweisen, als durch die Ausmalung seiner Mängel die Mißstickerfreude an den Schwächen eines Starken zu nähren.“

Zur Einleitung des Novitäten-Abends wurde der Einakter „Das Buch Job“ von L. Adler gegeben, ein geschickt gemachtes Theaterstückchen, voll täuschender Talmi-Poesie in Tiraden und Gefühlsorgüssen ältester Bühnen-Wiedermeierei, aber in grunde ein total poesieverlassenes Werk, wenn man das wundervolle Kapitel ausnimmt, das, ein bekannter Kniff, den namentlich Lindau stets mit großem Erfolg anwandte, aus einem wirklichen Dichtungswerke, hier aus dem „Buche Job“ vorgetragen wird. —

Im Theater am Gärtnerplatz wurde mit durchschlagendem, künstlerisch und literarisch vollauf gerechtfertigtem Erfolge ein neues Volksstück aufgeführt: „Gefallene Engel.“ Der eigentliche Verfasser soll ein bereits bewährter Poet, Richard Nordmann, wie auf dem Fettel stand, nur der Deckname sein. Wir werden das Buch später an anderer Stelle ausführlich besprechen. Denn wir haben hier ein Werk vor uns, das eine Art süddeutscher Seitenstück zu Sudermanns „Ehre“ bildet, aber künstlerisch, im Sinne des wahrhaft Modernen und Lebensdichten, das Sudermannsche Stück unendlich übertragt.

Rüchtl dem „Wagner-Cyklus“ im I. Hoftheater haben die letzten Wochen in München bühnendramatisch nichts Bedeutsameres hervorgebracht, als die Gastspiele des „Schliersee'r Bauerntheaters“ im Gärtnerplatztheater. Wir lieben nicht, ins Blaue hinein zu bewundern, aber das muß festgestellt werden: Die Hofpanzer'sche Truppe, welche den Ruhm der „Münchener“ durch die halbe Welt getragen und den bekannten Typus süddeutscher Volksstückspielerei geschaffen hat, wird durch die Leute von Schliersee arg in den Schatten gedrückt. An Frische, Kraft, Natürlichkeit sind diese Bauernkomödianten ganz unvergleichlich, soweit ihnen die Verfasser der gespielten Stücke die richtigen naturwahren Situationen, Vorgänge und Worte leihen. Wo die Schliersee'r den alten theatralischen Coullistenstiefel herunterzuspielen oder vor dem Souffleurkasten endlose Mono- und Dialoge zu wälzen haben, da können sie's mit routiniertem Berufschauspielervolk freilich nicht aufnehmen. Das Komödiantische spielen die gelehrten, auf alle Kniffe eingeschossenen Verufs-Komödianten erträglich, weil künstlerisch täuschender, als diese Naturspieler, die nur das Herausbringen, was wirklich in ihnen liegt.

Nun sind sie auf die Wanderschaft gegangen. Aus ihrem „Milieu“ hinaus in die gaffende Bildungswelt. Wir wünschen Ihnen alles Gute — und wollen abwarten, welcher Art und Gestalt sie wieder heimkehren. Aber recht paßt uns diese Geschichte nicht, so sehr sie den Berlinern usw. behagen mag. Das Schliersee's Bauerntheater gehört nach Schliersee, sonst nirgends hin. Wir mögen diese künstlerische Vorentscheidung nicht. Eine Menagerie von Bauernkomödianten — die mit der Eisenbahn zwischen den Großstädten herumrollt, da muß schließlich die Natur zum Teufel gehen, wenn sie nicht auf der heimischen Wurzel im heimischen Boden und in der heimischen Luft still weiterwächst. Menagerie-Affen, Menagerie-Löwen, ist das echt, als Naturbild, als Gottesgeschöpf? — Also: Das Schliersee's Bauerntheater gehört nach Schliersee.

Wie das Bayreuther Festspielhaus nach München gehört, nicht an den Residenzplatz von München oder sonst eine Straße, sondern auf die Höhe des Jzar-Ufers.

Das hat der glänzende künstlerische und finanzielle Erfolg des Posartischen Unternehmens gezeugt, im Rahmen der Kunststadt München allein ist die große Wagner-Reform, die Lebendigerhaltung der Wagner-Werke im Sinne des Meisters wirksam zu erhalten, und vor aller Beeinträchtigung weitaus sicherer zu behüten, als in Bayreuth, wo im Verflusse der Jahre mehr und mehr weibliche Familienthronen an die Stelle kraftvoll männlicher Entwicklung herrschend sich einzurichten droht.

Die Aufführung Wagner'scher Werke in München hatte so sehr in allen Stücken den Charakter des Außerordentlichen und Nachtvollen, daß es ein Frevel an vaterländischer Kunstpflege wäre, auf der neu eröffneten Bahn nicht mit dem Einsatz aller Kräfte mutig zur Höhe emporzuklimmen.

Zur Höhe des neuen Bühnen-Festspielhauses in Wagner'schem Sinn und Geist, in König Ludwigs idealer Zuversicht auf den Sieg neuer, deutscher Kunst!

Manches trug in diesen epochemachenden Aufführungen Wagner'scher Werke, wie sie Posart und Levi mit eiserner Willenskraft zu glücklichstem Ende gebracht, noch Spuren der Hast und Übereile, manches war noch mehr Versprechen als Erfüllung — aber die That als solche war groß und schön, eine glänzende Verheißung noch größerer und schönerer Thaten in nächster Zukunft.

Auch deshalb, weil das Hof- und Nationaltheater sich nicht dauernd in Ausnahmusaufführungen mit Verkürzung seiner Verpflichtungen gegen das kunstlebende und kunstbedürftige Volk im weiteren und weitesten Sinne einlassen darf, muß für so außerordentliche Festzeiten der Plan des Münchener Festspielhauses auf der Jzar-Höhe festgehalten und thunlichst bald verwirklicht werden.

Eine rühmliche That haben wir wiederum dem unermüdet strebsamen „Akademisch-dramatischen Verein“ zu verdanken: die Vortlesung des Hauptmann'schen Meisterwerkes „Die Weber“. Der Vortleser, unser wertgeschätzter Mitarbeiter Karl Kraus aus Wien, bewältigte die schwierige Aufgabe mit ungemeinem Tasente. Einzelnes brachte er mit der Kunst seines Vortrages und erstaunlicher Beherrschung seiner Charakterisierungssträftigen Stimmittel unübertrefflich zur Geltung, so namentlich den ganzen zweiten und vierten Akt. Es war ein kleines, ausgewähltes Publikum im Infensus-Saale, das dem Vortrage lauschte. Karl Kraus erntete den wohl verdienten Beifall. Sein Name wird fortjün neben den besten Rejitatoren als der eines der kühnsten Bahndreher auf dem Gebiete dramatischen Vortrages mit Auszeichnung genannt werden.

Maler und Bildner.

Bevor wir im nächsten Hefte unseren Bericht über die Kunstausstellungen weiterführen und abschließen, müssen wir unsere Leser mit der in verschiedener Hinsicht sehr bemerkenswerten Versammlung der „deutschen Gesellschaft zur Beförderung rationeller Malverfahren“, welche in der ersten Oktoberwoche in München stattgefunden, bekannt machen.

Leider ist es uns nicht vergönnt gewesen, den Sitzungen persönlich beizuwohnen und Lenbachs selbst so interessante Rede selbst zu hören. Wir müssen daher eine Anleihe bei den in diesem Stücke zuverlässigsten Teile der Münchener Presse machen. Da erfahren wir das Folgende:

Zu dem besagten Kongresse waren etwa 150 deutsche und ausländische Maler erschienen. Die Herren Staatsminister Freiherr v. Zeilwisch und Bürgermeister Borscht hatten sich wegen Verhinderung durch dringende Geschäfte schriftlich entschuldigt, den Kongreß aber namens der k. Staatsregierung bezw. der Stadt begrüßt. Unter den Anwesenden bemerkten wir vom Auslande die Herren G. Keletti, Direktor der Landesmusterzeichnungschule und des Landesvereins für bildende Künste, und R. Nadler, l. Professor und Historienmaler, beide aus Budapest als Vertreter Ungarns, dann Herr A. de Briendt als Vertreter der Antwerpener Akademie; ferner die Herren Professor R. Koner als Vertreter der Akademie der bildenden Künste in Berlin, Galleriedirektor C. Roux (Mannheim) und Direktor C. W. Richard der großherzoglichen Kunsthalle in Karlsruhe, als Delegierte Badens, Landesbau-Inspektor Grunert als Vertreter des Berliner Architekten- und Ingenieurvereins und Professor Dr. Rathhoff (Tresden) als Vertreter des sächsischen Kunstvereins. Die Münchener Künstlergenossenschaft war durch Herrn Professor A. Spiek vertreten. Nachdem der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Prof. F. v. Lenbach, die Versammlung eröffnet und die Teilnehmer herzlich willkommen geheißen hatte, wurde zur Bildung des Bureau geschritten, welches sich folgendermaßen zusammensetzte: A. Eichenmenger, Professor der l. l. Akademie der bildenden Künste in Wien, A. Hauser, Professor und Konservator, Vertreter der l. Central-Gemälde-Galerie in München, C. v. Schraudolph, Direktor der l. Kunstschule in Stuttgart, A. de Briendt, Direktor der Kunstakademie in Antwerpen, als Vorsitzende, G. Keletti, Direktor (Budapest) und Prof. Koner (Berlin) als Schriftführer. Ernannt wurden: Geheimrat Prof. Dr. v. Pettenlofer (München) als dauerndes Ehrenmitglied, ferner die Herren Prof. H. Groth, Kunstmaler H. Hunt (London), Prof. W. Lindenschmit (München), Direktor v. Schraudolph (Stuttgart), Kunstmaler C. v. Stieler (München), Prof. Th. Petruschewski (Petersburg) und Prof. Hauser (München) als weitere Ehrenmitglieder.

Namens der Ausstellungskommission erstattete der zweite Vorsitzende Prof. C. Gussow Bericht über die Ausstellung für Maltechnik im l. Glaspalaste. Derselbe sprach sowohl der l. Staatsregierung als auch der Münchner Künstlergenossenschaft, durch deren Entgegenkommen die Ausstellung ermöglicht wurde, namens der Gesellschaft den wärmsten Dank aus. Die Ausstellung bezweckt durch eine Nebeneinanderstellung der verschiedensten sonst und jetzt gebräuchlichen Materialien ein Bild alter und moderner Farbentechnik zu geben. Herr Professor v. Lenbach weist darauf hin, daß sich immer mehr und mehr eine Unzufriedenheit mit der modernen Maltechnik geltend mache, und sich überall ein Drang zur Rückkehr zu den alten schönen Techniken zeige. Um hierin wieder Lichtes leisten zu können, sei die Errichtung technischer Werkstätten in den Lehranstalten notwendig und daher anzustreben. Namens des verhinderten Herrn Professors Th. Petru-

scheißt. Petersburg verlaß Herr Chemiker Keim dessen Vortrag über: „Verschiedenartige Erscheinungen der Dauerhaftigkeit der Malerei.“ In dem Vortrage wurde auf die verschiedenen Prozesse, durch welche ein Bild angegriffen wird, insbesondere aber auf die Einwirkung von Luft und Gegenwirkung von Farbstoff und Öl hingewiesen. Diese Prozesse aufzuhalten sei Aufgabe der weiteren Forschung auf diesem Gebiete. Lebhafter Beifall folgte dem Vortrage. Über die chemische Versuchstation berichtete Herr Keim, welcher bemerkte, daß von Seiten der Künstler an den Chemiker oft geradezu unerfüllbare Anforderungen gestellt werden. Weitere Berichte wurden erstattet: von Herrn Chemiker Th. Niederländer über „Darstellung und Eigenschaften des Radiumgelb“, Herrn Chemiker L. Lettenmayer über die Eigenschaften der ätherischen Öle, deren Benutzbarkeit in der Malerei und Vergleich mit den verschiedenen Mineralölen“ und über „Resultate der Untersuchungen über die Sauerstoffaufnahme einiger trocknender Öle und deren Säure- und Zodyahlen. Prof. v. Lenbach betonte, daß speziell seitens der k. Staatsregierung dafür gefordert werden müsse, daß die Forschungen einzelner auf dem Gebiete der Maltechnik Gemeingut der Gesamtheit werden. Herr Hofrat Dr. H. Hilger warnt vor „Mal-Chemie“, empfiehlt aber Errichtung von Versuchstationen an den Kunstakademien. Als Aufgabe sei denselben vorzugeben: Genaue Kontrolle der Malmittel und Werkstatt.

Hier trat die Mittagspause ein. Nachmittags 3 Uhr fanden im Lenbach-Saale der Ausstellung praktische Versuche und Demonstrationen mit den verschiedenen zur Aufstellung gebrachten Materialien und Verfahren statt. Hohes Interesse erregte hierbei ein mehr als zwei Stunden währendender Vortrag des Herrn Professors v. Lenbach mit Demonstrationen seiner technischen Malweise. Redner erntete für seine interessanten Ausführungen lebhaften Beifall. —

Diesen Bericht, schreiben die „M. N. N.“, wollen wir durch vollständigere Wiedergabe der Ausführungen Frz. v. Lenbachs ergänzen. Wir entnehmen dieselben der „Ausgß. Abendztg.“: „Professor Franz v. Lenbach sprach einleitende Worte über die Wichtigkeit der Technik, welche die Sprache der Kunst sei und stets mit dem Geist derselben in engem Zusammenhang stand. Die größten Künstler waren auch die raffiniertesten Techniker, so Michelangelo, dessen Tempera-Technik die einfachste und zugleich großartigste war; Tizian in der Malerei. Rubens hat, aus den Tiefen Tizianischer Malweise schöpfend, den Triumph der Heiterkeit der Kunst in die Welt gebracht, welcher am schönsten wieder ausgefrischt wurde durch die englische Kunst an der Schwelle der Neuzeit, durch die Malerei eines Rembrandt (soll wohl heißen Reynolds), bei welcher idyllische Schönheit der Anschauung mit glänzender Technik sich paarte, und welcher die Farbenklassiker der Franzosen folgten, deren Ausläufer ein Millet und Meissonier in seiner ersten Periode bilden. Was soll dem gegenüber das neueste dilettantische Geschrei nach Wahrheit! Es giebt keine Wahrheit ohne Schönheit und lesterer wurde der Krieg erklärt. Bei allen Fortschritten des menschlichen Geistes wird auf den Errungenschaften der Vergangenheit gefußt und weiter gebaut. Nur in der Kunst will man jetzt eine Scheidewand aufrichten gegenüber dem Alten und nach eigenem Ermessen mit Verachtung des früher Gewonnenen vorgehen. Wir können kein „Licht“ auf die Palette spritzen, sondern nur Farbe; der Künstler kann das in der Natur Geschaute nur übersehen in die Sprache seiner Farben, und diese Übersehung will gelernt sein. Gegen die berühmten Maler der alten Perioden seit der ägyptischen Zeit verdient kein heutiger Künstler ein berühmter Mann genannt zu werden. Dieser durch eine unwissende Presse genährte Rausch wird hoffentlich bald vorübergehen. Schade nur, daß ihm naturnotwendig eine Reaktion folgen muß, welche Gewonnenes teilweise wieder in Frage stellen wird. Ganz ungebildete Burche schreiben über Kunst und machen den Leuten weis, daß sie an der Spitze des

künstlerischen Fortschritts marschieren, wodurch lediglich ein Proletariat geschaffen wird, geistig und physisch. Nur dem Schönen gehört die Zukunft. Dazu kommt der Wahnsinn, die erdrückende Last der Ausstellungen, früher prunklose, heute prunkvolle Veerdigungsanstalten, welche die Kunstproduktion entwerten und eine Menge von Künstlern dem Verfall entgegenreiben: Wenn ich 2000 Bilder anschau, so ist es gerade, wie wenn ich 2000 Musikinstrumente höre. Mehr praktische Schulung ist notwendig. Wer nur theoretisch das Schwimmen gelernt hat, wird im Wasser untergehen. Wenn praktische Aufgaben herantraten, wie in letzter Zeit die Anfertigung der Dekorationen zu den Wagneropern, so müssen (?), obwohl München über 2000 Maler hat, diese Bestellungen in Wien gemacht werden.“

Wir würden auf diese Rede des Herrn v. Lenbach nicht zurückkommen, wenn es sich um eine Äußerung desselben in privatem Girtel handelte. Hier aber spricht er als „Präsident“ eines großen Vereins, in einer öffentlichen, mit Applomb angetündigten Versammlung, welcher nicht nur viele Künstler, sondern auch einflussreiche Beamte (z. B. der Herr Kultusminister Dr. v. Müller) beigewohnt haben, auf welche die Äußerungen eines Lenbach wohl einen tieferen Eindruck machen, falls sie denselben nicht eine aus größerer Erfahrung resultierende eigene feste Meinung entgegensetzen können.

Bevor wir zur Richtigstellung der Lenbach'schen Aussprüche schreiten, wollen wir zum hundertsten Male erklären, daß wir vor dem eigenen „Können“ des Redners den größten Respekt haben. Auf die Gefahr (?) hin, auch in diesen Punkte von ihm desavouiert zu werden, halten wir dafür, daß er — Lenbach — unter den heutigen Künstlern einen mit Recht „berühmten“ Namen trägt. Das hält uns aber nicht ab, zu erklären, daß Reden, wie die vorliegende, auf Künstler und Publikum nur verwirrend wirken. Man begreift, daß selbst ein Lenbach bestrebt ist, seine „Technik“ in der Richtung der Haltbarkeit zu verbessern, und daß er aus eigener fataler Erfahrung in der Lage ist, seine Kollegen vor der Anwendung schädlicher Firnisse und Ralmmittel zu warnen. Wenn er aber in Hauch und Pogen die gewaltige geistige und technische Anstrengung, die ehrliche solide Arbeit, das Studium und Streben aller lebenden Kollegen vernichtet, thut er Etwas, was er absolut nicht verantworten kann.

Vor allem verdient der Satz: „Es giebt keine Wahrheit ohne Schönheit und letzterer wurde der Krieg erklärt,“ — energische Zurückweisung. Wir haben hier eine jener blühenden Phrasen vor uns, die nur dem Urteilslosen imponieren. Was „Schönheit“ sei, ist lediglich Geschmackssache und von der Erziehung, der Religion, der sozialen Anschauung, dem Berufe, ebenso wie von der besonderen Anlage und Gesichtsrichtung jedes einzelnen abhängig. Nicht bloß Chinesen, Japaner, Türken, Juden, Franzosen und Deutsche haben ihren „nationalen“ Schönheitssinn, sondern auch innerhalb der verschiedenen Volksgenossenschaften giebt es Tausende von Idealen und Ideolen. Man braucht nur im „Kunstverein“ auf die sich oft diametral widersprechenden Schönheitsurteile zu lauschen. Hier ist das „Publikum“ in seinen zahlreichen Fraktionen souverän, und es ist recht so. Ja es wäre sogar sehr traurig, wenn alle Menschen genau ein- und denselben Geschmack hätten.

Ob ein vom Künstler dargestellter Gegenstand „schön“ oder mit einem deutlicheren Worte: ob das Kunstwerk neben seinen rein künstlerischen Qualitäten für den Beschauer auch noch „inmpathisch“ sei, — diese Frage ist dem subjektiven Ermessen des einzelnen anheimgegeben. Wir können uns wohl denken, daß z. B. die Lenbach'schen Porträts eines Döllinger oder Strohmayer vor dem Schönheitstribunal zartheiteterer Mädchen keinen Gnade finden, was den Kenner nicht abhält, gerade diese Arbeiten ebenso für wahr als künstlerisch unanfechtbar zu halten. Ein frommer Ketzer wird sich dagegen

von den brillant gemalten Kniditäten eines Tizian oder Rubens mit Abſcheu abwenden. Aber derartige Urteile haben doch wahrlich mit dem ernststen Kunſturteil nichts zu thun, ebensowenig wie die grundsätzliche Mißachtung, welche von manchen, durch den vergilbten Firnis alter Galleriebilder irrefelekteten Malern dem nach Naturwahrheit ringenden Streben der modernen Landschaftler entgegengebracht wird. Gerade hier zeigt es sich, wie eng begrenzt der Horizont des Herrn v. Lenbach ist: Er hält nur das für wahr und schön, was seinem ganz eigenartigen, durch die Jahrhunderte in gold-rot-bräunliche Harmonie gefestigten Kunstideal der Prundekoration des Cinqueresimo entspricht. Das mag er verehren, — wir thun's ja auch! — das mag er behalten und kultivieren, er soll es aber bleiben lassen, in seiner Eigenschaft als „Präsident des Vereins für rationelles Malverfahren“ diese höchst einseitige, im Vergleich mit der Größe der Natur und der Vielseitigkeit der künstlerischen Begabungen höchst ärmliche Kunstanschauung als die allein seligmachende, allein berechtigte der Mitwelt aufzuoktrohieren.

Ganz unerlaubt ist es, wenn Lenbach sagt, daß „man“ (wer?) jetzt in der Kunst eine „Scheidewand aufrißten“ wolle gegenüber dem Alten, und daß man „mit Verachtung des früher Gewonnenen“ vorgehe. Im Gegenteil, „man“ ist jetzt endlich zur Einsicht gekommen, daß man es genau so machen müsse, wie die „großen Alten“, wie die van Eyck, Dürer, Potticelli, Tizian, Holbein, Rubens und Rembrandt, welche ihre „Kunst“ nicht sowohl der Nachahmung anderer, als vielmehr dem freien Umgang mit der Natur verdanken. Dasselbe ist es ja auch, was uns Lenbach's eigene Kunstschöpfungen genießbar macht, und was sie vor so vielen Anderen auszeichnet, ob schon ihnen etwas weniger Gallerieton zu wünschen wäre.

Ebenso falsch ist es, wenn Herr v. Lenbach der Kunstkritik in Bausch und Bogen die Heranziehung eines „Proletariats“ durch große Ausstellungen — „Vorbereitungsanstalten“, wie er sich kollegial ausdrückt — vorwirft. Schläft der Meister vor den Prophäzien? Hat er nicht gemerkt, daß durch die ganze Kunstkritik größeren Stills eben der Ruf nach Beschränkung der Ausstellungen auf das lediglich Tüchtige, Bedeugene geht? Daß sie an die Stelle der großen Bilderjahrmärkte die Elite-Ausstellungen gesetzt wissen will?

Wir wollen nicht so böshast sein, wie manche Kollegen des berühmten Porträtisten, anzunehmen, daß ihm gerade die Eliteausstellungen, die durch dieselben begünstigte Anerkennung jedes neuen großen Talentes, jedes ehrlichen künstlerischen Könnens und Strebens, jeder auf Naturwahrheit abzuleitenden Kunststrichtung, jedes Schönheits-Ideales ein Dorn im Auge sei. Nein, das wollen wir nicht. Aber wir fühlen uns aus unserer innigsten Überzeugung verpflichtet, vor den die freie Entfaltung des künstlerischen Talentes und Beschmaades in spanische Stiefel schnürenden Lehren zu warnen. Wir verspüren, bei aller Hochachtung für sein zwar eng begrenztes, aber bedeutendes Kunstschaffen, weder Lust noch Verpflichtung, Kunst und Natur lediglich durch die Brille des Herrn von Lenbach zu sehen und alle Götter außer ihm in die Kumpfkammer zu werfen.

Das wollten wir nur sagen. Für die freundlichen Bemerkungen über die „unwissende Presse“ und die „ganz ungebildeten Burſche“ haben wir nur ein wohlwollendes Lächeln. Wir kennen diese „Scherze“ des trefflichen Maestro und zählen sie nicht sowohl zu seinen gefährlichen, als vielmehr zu seinen erheiternenden Drakeln.

Soweit die „M. N. Nachr.“ Das ist mehr als ein trodener Bericht. Das ist ein famoscs Charakterbild zur Illustrierung der Stimmung im Münchener Kunstleben, soweit es von den Herren vom Pinsel gemacht wird.



Brasilianischer Brief.

Von U. v. Sommerfeld.

(Santa Tropolina, Espirito Santo, Brasilien.)

Wie lange bin ich nun schon in Brasilien? Halt! Den Finger an die Nase! Wichtig! Am 17. Mai dampfte ich von Italien ab, wo ich alle römische, neapolitanische und genuer Schönheit mit durstigen Zügen gekühlt hatte. Ich bewunderte Gibraltar von weitem und genoß ein sehr frugales Mittagessen auf dem materisch gelegenen St. Vincent. Dann, kaum daß ich wieder ordentlich zur Besinnung gekommen war, tauchte schon die brasilianische Küste in der Ferne auf, und unser Dampfer hielt in respektvoller Entfernung von der idyllischen Tropenstadt, die Pernambuco heißt. Dann kamen drei Wochen Schlenzzeit in Pernambuco. Ich schwikte — mit Verlaub zu sagen — ganz unmenschlich und war froh, als ich herausbekommen hatte, daß mir ein eisalter Sorbet nichts schadete. Ich streifte durch die ganze, sumppige pernambukanische Küstenlandschaft und bewunderte die herrlichen Klosterruinen Cludas, mit denen verglichen die geheimratbelagerten Ruinen des italienischen Paestum in reines Nichts zusammenfallen. Ich erlebte einige mit Schweineschlachten und sonstigen guten Dingen vermischte Tage im Hause eines deutschen Kolonisten in der Kolonie Baron de Lucena bei Pernambuco. Ich hatte Gelegenheit, das geistige Leben Pernambucos kennen zu lernen, das sich übrigens nur in Projektionen bewegt, und eine genügsame junge Regerin zu bewundern, die unter einigen Gummibäumen am Wasser sich biogenesstolz einlogiert hatte und dort sogar ein tonnenloses Dasein bei Tag und bei Nacht führte. Ich schätzte schließlich vor der unmenschlichen Hitze und vor der unmenschlichen Langeweile und schrieb in mein Tagebuch: „Pernambuco ist als Kurort für unheilbare Lyriker, die absolut nicht vom Dichten abzubringen sind, sehr zu empfehlen. Einmal wegen der Hitze, die absolut kein Dichten erlauben würde, und dann auch, weil man sich jeder Aufregung enthalten muß, die den Organismus schwächt und tödliche Fieber herbeiführen kann.“

Von Pernambuco ging's auf einem schmutzen, brasilianischen Küstendampfer südlich nach Victoria. Eine reizende Kreolin war an Bord. Wenn ich das Wort „schöne Kreolin“ höre oder schreibe, dann wird es mir immer ganz duselig um das Hirn herum. Ich sehe die matte, gelbbraune Hautfarbe, die blühenden Augen und die Perlzähne, und den chic, den unendlichen chic, diese kokette Grazie, die so stark ist, daß sie von polizeiwegen eigentlich verboten werden müßte, wenn nur die Polizei hier zu Lande überhaupt etwas zu sagen hätte. Nun eine solche Kreolin war an Bord und sogar ein Musterexemplar ihrer Gattung. Sehr schön, sehr jung, sehr kokett und weiß der Himmel was mehr. Sie sah mir so aus, als wäre sie in Bahia zu Hause, wo der Tabak so üppig gedehlt und die Tabakskönige noch üppiger. Es that mir leid, von ihr zu scheiden, ohne mit ihr sprechen zu können, da alle schönen Brasilianerinnen nur portugiesisch verstehen und reden. Nur die Schönheit des Hafens von Victoria machte mir den Abschied etwas leichter. Was ist Gibraltar, was ist Neapel, also man sterben soll, wenn man es gesehen hat, gegen das gigantische Panorama dieses Hafens! Riesige Felsblöcke, kahl und verwittert, emporsteigen hier und dort der Flut, dazwischen waldbige Eilande, runde grüne Inseln, mit jener dunklen Laubfarbe, die den immergrünen Tropen eigen ist. Langsam poltert die Schraube und kaum merkbar gleiten die Küstendampfer durch all

das Klippengewirr hindurch in die kleine, stille Bucht, in die ein gewaltiger Strom, der Rio Doce, seine Wassermassen ergießt. Von Victoria aus eine romantische Nachtfahrt in einem Kanoo, dann ein halbsbrecherischer Ritt auf Maultierrücken, über die felsige, waldbedeckte Sierra hinweg — und ich war dort, in der Kolonie Santa Leopoldina, also man gut seine Hütte bauen kann. Und da Santa Leopoldina vorwiegend eine deutsche Kolonie ist, und das Deutschtum im Auslande die Deutschen im Heimatlande doch immer einigermaßen zu interessieren pflegt, so will ich ein wenig von Deutsch-Brasilien erzählen.

Die Kolonien Süd- und Mittel-Brasilien sind fast alle schon Älteren Ursprungs. Beinahe in allen hat die deutsche Race, und in zweiter Linie die italienische, feste Wurzeln geschlagen und so kommt es, daß man mitten im fremden Lande urplötzlich auf ein kleines Deutschland stößt. Santa Leopoldina ist eine solche deutsche Kolonie, also man der Deutsche den Ton anlehnt, also man fast durchgängig deutsch spricht und versteht, und wo deutsche Sitten noch keinem fremden Einfluß unterliegen sind. Es ist deutsches Bauernleben im Großen und Ganzen. Man bekommt Complimentiert sich nicht gegenseitig und man hat auch keine Ahnung von dem luxuriösen Komfort der Großstädte. Man spricht was man denkt, man ist was man hat und ist nicht, was man nicht hat, man schläft unter Umständen in sahien vier Wänden und sehr, wenn man es sich leisten kann, höchstens ein paar Stühle, einen Tisch und eine Lampe hinein. Man pflanzt und pflückt eifrig Kaffee, denn der Kaffee ist das Ding, mit dem allein sich in den Kolonien viel Geld verdienen läßt. Man heiratet sehr primitiv und spielt auf einer ebenso primitiven Harmonika einen alten, abgedroschenen aber deutschen Tanz dazu, der einem hier in Brasilien wunder wie frisch erscheint.

Das ist sicher: Wenn das Deutschtum in den Kolonien Nordamerikas im englischen Element untergeht, hier in Brasilien bewahrt es mit großer Zähigkeit seine Eigenart. Fast überall werden die Kinder in deutscher Sprache und in deutschen Schulen — allerdings meist nur sehr notdürftig — erzogen, und der Deutsche pflegt deutsch zu sein, wenn auch schon sein Großvater in Brasilien geboren worden ist. Die brasilianische Regierung weiß das deutsche Element zu schätzen und bemüht sich immer mehr, deutsche Kolonisten ins Land zu ziehen, indem sie ihnen freie Überfahrt gewährt. Es besteht in mir kein Zweifel mehr, daß es die brasilianische Regierung eifrig mit ihren Kolonisten meint; und daß die Warnungen, die oft in deutschen Zeitungen vor der Auswanderung nach Brasilien erlassen werden, zum guten Teil grundlos sind. Den meisten Kolonisten, die ich hier gesprochen habe, geht es gut. Einigen geht es schlecht. Doch pflegt da meist im Hintergrund der Schnaps eine besondere Rolle zu spielen, den man in Brasilien zu billigen Preise in ganzen Wagenladungen bekommen kann, oder vielmehr in Eiselladungen, denn die Eisen und Maultiere vertreten hier zu Lande alles: Eisenbahn, Dampfschiff, Post, Stiefel und gangbare Wege.

Santa Leopoldina liegt sehr malerisch; jemand, der mit dem Leben abgeschlossen hat, könnte hier seine Tage in stiller Beschaulichkeit in irgend einem kleinen Berufe verbringen, und wäre aller Sorgen ledig. Schade, daß es so schwer ist, die Rechnung mit dem Leben abzuschließen und daß man meist immer neue Posten zu dem alten Konto sehen will.

Unter einer Kolonie in Brasilien ist aber nicht etwa ein Dorf im deutschen Sinne zu verstehen. Die Häuser der einzelnen Kolonisten liegen oft stundenweit auseinander und die Kolonien selbst ziehen sich tageweit hin, so daß sie sogar bei der wechselnden Bodenbeschaffenheit des Landes verschiedenen Klimastrichen angehören. Hier und dort findet man sogenannte „Wenden“, Verkaufshäuser, die alles haben, was ein Kolonist

brauchen kann an Essen, Trinken, Kleidern, Schuhen, Waffen x. x. Solche „Wenden“ sind oft der Sammelplatz der Kolonisten. Hier wird der Kaffee verkauft und von hier wird er in großen Eisetladungen nach dem nächsten Städtchen gebracht. Hier versammeln sich die Kolonisten des Sonntags, ehe sie in die Kirche „reiten“, denn die deutschen Kolonisten haben sowohl eine kleine Kirche wie eine kleine Schule auf egne Untkosten erbaut. Fast jeder Kolonist hat ein Tier zum reiten. Es ist unwürdig, in Brasilien zu Fuß zu gehen, und ein Fußgänger gilt entweder als Weizhals, als blutarmer Teufel oder als verrückter Kauz, dem nicht zu helfen ist. Ich glaube, sehr verehrter Herr Merian, daß mich die Leute hier zu Lande der lesteren Gattung beirrechnen, wobei sie noch nicht einmal wissen, daß ich auch in Versen mache. Von Litteratur weiß man in den Kolonien gar nichts, von der Existenz von Versen oder Gedichten noch viel weniger. Das hat den Vorteil, daß kein Mensch die ausländischen Übersetzungsprodukte liest, mit denen man unseren geeigneten deutschen Büchermarkt überfluthet, weil man eben gar nichts liest. Das hindert aber nicht, daß die Poesie dieses Landes selbst groß, gewaltig groß ist. Es wäre fast eine Sünde in solch herrlicher, urwüchsiger Natur, spottstetne menschliche Kunst zu treiben. Nein, die Kunst predigt hier ein Lehrer, der noch keinen Meister gefunden hat, und dieser Lehrer ist die Natur. Man muß stumm sein und schweigen, wenn man in selne Schule geht.

Wer Augen hat, zu sehen und Ohren, um zu hören, der komme her und sehe und höre.

Die landschaftlichen Reize der Provinz Espirito Santo und gerade der Kolonie Santa Leopoldina sind in der That dazu gerignet, den Wanderer, der sich in dies romantische Thal verirrt, festzuhalten. Die dicht bewaldeten Vergeluppen steigen in den verschiedenartigsten Formen auf. Der Wald setzt sich fast nur aus schlanken Baumstämmen zusammen, die erst oben am Wipfel ihre Zweige entfalten. Alles strebt aus dem Dunkel des Waldes nach Licht. Dazwischen steht die Palme mit breiten, gefiederten Blättern, wohl der schönste Baum der brasilianischen Wildnis. Bunte Schmetterlinge fliegen den ganzen Tag.

Und ich? Was soll man in dieser Schönheit machen? Ich bin wieder zum Kinde geworden und fange mit einem großen Netz allerhand Schmetterlinge, die ich mit einem Eifer sammle, als wären es goldene Tufaten.

Von Litteratur hört man, wie gesagt, hier keine weg gar nichts. Doch! Pardon! Man hört etwas davon. Neulich kam eine Frau zu mir, die ziemlich wohlhabend ist, aber nicht lesen kann, und bat mich, ich möchte ihr doch ein kleines „Geschichtenbuch“ vorlesen, das gar so schön sei, sie wolle mich für die Mühe gern bezahlen. Die Blüte war so rührend vorgebracht, daß ich nicht widerstehen konnte. Das „Geschichtenbuch“ hieß „Der Hexentisch“ und eine Woche nach jener Vorklung thaten mir noch Zähne, Ohren und sämtliche Nerven weh von dem schauderhaften Deutsch und der entsetzlichen Fabel.

Sie sehen, also auch auf den Kolonien beschäftigt man sich mit Litteratur. Aber die Leute haben nicht viel Zeit dazu. Sie schwärmen mehr für den Kaffee und führen ein arbeitshartes Leben. Sie denken kaum noch mehr daran, die Schönheit des Himmels zu bewundern, der über ihnen liegt. Ihnen predigt die Natur keine Kunst und gerade darum vielleicht sind sie glücklich. — Wenn das so weiter geht, so macht die Einsamkeit noch einen Philosophen aus mir, und das ist doch das Dummste, was man nächst einem Lyriker werden kann. Adios.



Zur Diskussion!

Ein Verehrer der Frau Gräfin Butler-Haimhausen und Bewunderer ihrer menschenfreundlichen Werke gestattet sich, die Freunde ihrer Sache auf die von Dr. Max Bauer redigierte Zeitschrift „Das rote Kreuz“ aufmerksam zu machen. Im vorletzten Heft finden sich u. a. folgende Ausführungen:

Es ist Zweck und Ziel dieser Zeilen, den ebenso wertvollen als ausgezeichneten Bestrebungen der Deutschen Volksbau-Gesellschaft zu folgen. Sind es doch die elementaren Grundkräfte der Gesundheitspflege, in inniger Verbindung mit den erspriesslichen Vorzügen eines eigenen Heims in friedvoller Sehfähigkeit mit ungewöhnlich geringen und über raschend einfachen Opfern seitens des bescheiden situierten Mannes und Familienvaters, die uns ein lautes, befürwortendes „Hier laßt uns Hütten bauen“ mit vollster Ubergangungstreue ausrufen lassen! Hier ist wie nirgends die Gelegenheit geboten, die Pflege des nationalen Familienlebens durch humane Maßnahmen mächtig zu fördern.

Es hat sich zur Evidenz herausgestellt, daß auch unsere tüchtigsten Sozialpolitiker, wie z. B. Paul Veckler in Stuttgart u. a. m., mit ihren Plänen gemeinnütziger Aktiengesellschaften zur Organisation von Wohlfahrts-Einrichtungen über ganz Deutschland, in denen staatliche und private Fürsorge Hand in Hand gehen sollen, und in denen durch Heranziehung von Handelskammern und Großindustrie die breumende Wohnungsfrage von einer deutschen Centralstelle aus zu regeln und zu disziplinieren wäre, vorläufig im Stadium „frommer Wünsche“ geblieben sind. Die vaterländische Wohlfahrtspflege für eigene Heimstätten — halten wir das fest — wird in allen ihren humanen Infermenten immer mit den lokalen Vorbedingungen der günstigsten Möglichkeit gegebenen Terrains und der gegebenen Personen zu rechnen haben, die fern jedem Eigennutz, fern jedes geschäftlichen Nedeugedankens zunächst dem Volkswohl Zeit, Geld und Erfahrungen opfern wollen und können zur praktischen Fürsorge für diese immer gebieterischer zur Lösung auffordernde soziale Frage. Die Nähe einer Eisenbahnstation wird z. B. ein wesentlicher Faktor für dahinjelende erspriessliche Thätigkeit sein. Und in einer ebenso elastischen, als durch und durch soliden Energie hat die Deutsche Volksbau-Gesellschaft in Berlin seit Jahr und Tag den richtigen Moment mit Energie erfaßt!

Für die weniger kapitalsträftige Bevölkerung aller Schichten der Gesellschaft ist diese Deutsche Volksbau-Gesellschaft ein unabweisbarer Segen, und jedermann weiß, wie große und tiefgreifende Sympathien der Kaiser und die Kaiserin jedem Unternehmen entgegenbringen, das die Möglichkeit gewährt, ein Eigenhaus zu schaffen, die deutsche Sehfähigkeit zu fördern und den moralischen und hygienischen Uebelständen zu steuern, welche Wohnungsnot oder Ueberfüllung des modernen Kasernenmietwesens mit sich bringen. Hiesfür ist gerade in der am 18. Juni 1891 konstituierten Deutschen Volksbau-Gesellschaft ein neues, sorglich und reiflich vorbereitetes Feld erschlossen, dem wir von ganzen Herzen Gedeihen wünschen und das wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen wollen. Dazu wird in erster Linie eine weit hinaus in unser Vereinswesen zu tragende Kenntnisnahme der Vorbedingungen gehören, unter deren garantierenden Maßnahmen die Gesellschaft entstanden ist, ardetet und die Weglaubbung ihrer Erfolge begedracht hat. Wir können dieselben hier nur in großen und skizzierten Zahlenbildern versuchen. Es sind folgende:

Das dar eingezahlte Kapital der Gesellschaft beträgt 500,000 Mk. Es besteht die

Absicht, dasselbe zu erhöhen. Die Verzinsung für das erste, 18 Monate umfassende Geschäftsjahr betrug $7\frac{1}{2}$ Proz., d. i. 5 Proz. pro Jahr. In demselben wurden 173 Kaufverträge auf Errichtung von Landhäusern abgeschlossen im Betrage von 1,882,296 Mk. und die Deckung dafür hinterlegt durch zu dem Zwecke abgeschlossene Lebensversicherungen in Höhe von

	durch Barzahlungen in Höhe von	1,243,550 Mk.
	durch bewilligte Hypotheken im Betrage von	485,492 „
		231,261 „
Diese Kaufverträge entfallen		

mit 20 Proz. auf Arbeiter und Handwerker,
„ 30 „ „ Beamte,
„ 23 „ „ Kaufleute,
„ 10 „ „ Lehrer,
„ 17 „ „ Personen anderer Stände,

und repräsentieren Werte der einzelnen Anwesen von 4500 bis 30,000 Mark. Der Reingewinn aus verkauften Bauplänen und errichteten Heimwesen belief sich in 1890/91 auf 61,814 Mk. 72 Pfg. Für Wohlfahrtsanrichtungen und hygienische Zwecke der Kolonien der Gesellschaft wurden von der Generalversammlung 9000 Mk. bewilligt.

Es ist nicht allein der Geschäftsbericht, der uns vorliegt und dem wir diese gewiß erfreuliche Skizze entnehmen. Es ist der eigene Augenschein, der uns für alle Maßnahmen der Regie der Deutschen Volksbau-Gesellschaft erwärmt hat. Wir haben das Gefühl gewonnen, daß Solidität und Redlichkeit hier die beherrschenden Fundamente sind, daß die Anwärter in ihren schmutigen Häusern, denen selbst in einfachster Bescheidenheit ein anheimelnder Komfort nicht fehlt, sich wohl und glücklich fühlen, daß das englische „My house is my castle“ hier in unmittelbarer Nähe der Residenz für diejenigen zur betriebligenden, gesundheitlichen und sozialen Wahrheit wird, die sonst mit ihrer Familie tief unter den Schänden überfüllter Straßen und einzwängender Mauern gelitten haben! Und in weich bequemer — wir möchten sagen — sorgenfreier oder mindestens die Sorgen verschwendender Form ist die Möglichkeit dieser Selbständigkeit, dieses enornen Wertes des Eigentums, des unumschränkten Besitzes geboten? Die Varianten des Systems der Gesellschaft halten unabänderlich an dem Grundsatz fest, daß das Genossenschaftskapital nur die Bestimmung eines Betriebsfonds hat, und überall wird, so weit irgend möglich, den Wünschen und Bedürfnissen der Erwerber dieser freundlichen Heimstätten Rechnung getragen. Überall, wo wir mit Beamten aller Kategorien sprachen, die hier für die Äbrigen ein *bona-retiro* gesucht und gefunden, mit Beamten, Kaufleuten, Lehrern, Arbeitern und Handwerkern, die sich ansiedelten, ist die Zufriedenheit laut betont worden! Wir meinen, daß diese oft lauter spricht, als ein nüchternen Geschäftsbericht.

Die Tätigkeit der Gesellschaft in den Provinzen ist selbstredend nur nach Maßgabe der bereiteten Mittel in Scene zu setzen, ist aber in Elberfeld, Barmen, Kreuzburg O/S., in Goslar im Elfsaß und in Zoppot bereits begonnen. Auch in Magdeburg sind Probehäuser gebaut und bei Brouberg Bauparzellen gewonnen. Am Rhein und in München schweben Verhandlungen zur Ausbreitung der überall als heilbringend anerkannten Ziele der Gesellschaft.

Soweit die Mitteilungen im „Roten Kreuz“.

Also auch mit München „schweben Verhandlungen“. Während dieser Schwebezeit unternehmen Münchener Baupfandanten wie Exter, Heilmann u. a. die Gründung von Billen-Kolonien in den Vororten der bayerischen Hauptstadt, und bayerische Prinzessinnen legen Millionen bei dem Spekulantem Höch an. Es ist selbstverständlich, daß diese Unternehmungen mit den humanitären Absichten der Frau Gräfin Butler-Galmhausen

nichts gemein haben. Es sind einfach Spekulationen mit eigenem und fremdem Geld, das nach Zinsen hungert, nach möglichst guten Zinsen. Auch die humanitären Werke der Menschenfreundin würden zweifellos Zinsen bringen, allein der Haken ist eben der, daß unsere modernen Geldmenschen, namentlich in Bayern, dem reinen Spekulationsunternehmen vor dem humanitären Unternehmen den Vorzug geben. Dem gar nicht so harmlosen Spekulanten Höch hat die Prinzessin Arnulf bereitwillig eine Million und darüber anvertraut. Ob die hohe Millionärin mit gleicher Bereitwilligkeit ihre Kasse auch der Frau Gräfin öffnen würde, die an Solidität weit über Höch und Genossen steht?

XYZ.



K r i t i k .

Romane und Novellen.

Anton Chorn: Wenn sich zwei Herzen scheiden. Roman. (Chemnitz, B. Richters Verlag, 1893.) — Es ist immer eine Freude für uns Deutsche in Böhmen, wenn ein neues Buch Chorns erscheint, dessen dichterische Entwicklung vielfach an unser Land anknüpft, dem wir bereits einige Bände mutiger nationaler Dichtungen verdanken und dessen neue Gedichte noch im Herbst unter dem Titel „Brevier und Fiedel“ erscheinen werden. Als Litterarhistoriker, Dichter, Romellist und Erzähler ist Chorn bestens bekannt, als Romanschriftsteller tritt er, nachdem schon im Jahre 1881 ein bereits in zweiter Auflage vorliegender Roman „Der Klosterzögling“ erschienen ist, jetzt zum zweiten Male auf den Plan. Osterreich und Wien im Jahre 1848 ist der Schauplatz seines neuesten Romans, also die Zeit, wo das Metternichsche Regime gestürzt ist, die Zeit der Studentenlegion, der blutigen März- und Septembertage, der Kämpfe gegen Windischgrätz, die Zeit der Denunziationen und Reaktion, wo Soldatenpatrouillen das Land durchstreifen nach den mutigen Kämpfern jener Tage, die Zeit der sich ausringenden Freiheit, wo die Bauern sich auf den Dörfern zusammenrotten im Haß gegen den Adel und erbittert über die Knechtschaft. Auf diesem geschichtlichen

Hintergrunde, der in wenigen charakteristischen Strichen mehr aus der Ferne angedeutet als eigentlich ausgeführt ist, hebt sich eine Liebes- und Herzengeschichte aus dem adeligen Leben, die unser Interesse fesselt. Zwei Typen jener Zeit werden charakterisiert: Baron Lautenhain, ein nobler Charakter, ein seinsinniger ritterlicher Mann und Mensch, und Graf Corrodi, einer jener vielen in der Armee, an deren Vergangenheit ein Makel klebt, der einmal ans Licht kommen muß, einer jener unselbigen, feigen und schlechten Charaktere, denen sich alles, was sie thun und beginnen, in Haß, Ärger und Fluch verwandelt. Beide bewerben sich um die schöne Tochter des adelstüfternen reichen Wiener Kaufmanns Reitmeyer, der durch sein Geld seinem Hause einen noblen Schwiegersohn und seiner Tochter als Frau Baronin oder Gräfin eine stolze Rolle unter dem Adel sichern will. Als aber Lautenhain, auf eine rohe Beleidigung Corrodís, die in einer Anspielung auf seine „träumerhafte“ Ehe besteht, eine Genugthuung verlangt und deshalb den Soldatenblent quittieren muß, gelingt es Corrodi, sich bei Reitmeyer einzuschmeicheln und die Hand Mariannes zu gewinnen. Empört und betrübt ist Lautenhain, nachdem er seinen Abschied genommen, mit seinem Knaben aus erster Ehe auf sein Landgut gezogen und lebt hier entsagend und glücklich in der Erziehung

seines Karl mit dem alten lebenslustigen, humorvollen, poetischen Studenten Simson, dem Erzähler seines Sohnes, und Agnes, der reizend erblühenden Tochter einer ehemals saßbaren Schauspielergesellschaft. Nichts schien den Frieden zu stören, als Corrodi mit seiner jungen Frau in der Nähe erscheint, wo Reitmeyer dem jungen Paare ein Gut gekauft. Böse Ereignisse und Zusammenstöße waren auf die Dauer unvermeidlich, aber das Schicksal endet diese gerecht mit dem Glück Tautenhains, der allgemein beliebt, und dem Untergang Corrodis, der von den Bauern verhaßt, von seinem Felde verdrängt, als schlechter Charakter, Spieler und Verschwenker verkommt und seinem Leben durch einen Schuß ein Ende macht. Marianne, herb geprüft durch das Schicksal, kehrt zu dem ebenfalls gedrohenen und verarmten Reitmeyer in die Stadt zurück, während Tautenhain die reizende Agnes heiratet, Simson seine Johanna findet und als Verwalter des ehemals Corrodischen Gutes ein glückliches Leben beginnt. Dieser schlichte Hergang, in einfacher Sprache gut und wirksam erzählt, fesselt bis zur letzten Seite. Die Personen sind mehr durch Thaten als durch Worte charakterisiert und treten besonders in den Hauptpersonen, den beiden Gegnern, scharf und lebendig heraus. Eine prachtvolle Gestalt ist der hünenhafte Student Simson, ein altes demoostes Haus, immer fidel, voll Humor, lustig, voll Poesie und Naturfreude. Der alte Reitmeyer, durch das Leben hart geprüft, ist in allen Situationen gut gezeichnet, ebenso die Figur seines Sohnes Ludwig, des Mediziners, der mutig auf den Barricaden kämpft. Neben die unglückliche Marianne wird Agnes, die reizende, einfache Naturblume gestellt; alle Personen wirken, sorgfältig entworfen, lebenswahr und natürlich, greifen mehr oder weniger in die Wirren und Kämpfe der Zeit ein, gehen glücklich aus denselben hervor oder zugrunde. Nach den sich überhebenden Problemromanen der Gegenwart kann man sich wieder einmal mit Behagen der Lektüre

dieses Romans überlassen, und die ruhige, geschickte und sichere Exposition, die Zeichnung der Charaktere und Personen, die in diese Lebensschicksale hineintragenden Zeitereignisse mit Aufmerksamkeit begleiten und sich von ihnen fesseln lassen.

Lois John.

Max Real: Das End' vom Lied. Psychologische Novellen. Leipzig, W. Friedrich.

Es hat mir ein besonderes Vergnügen gewährt, zu Reals Erstlingsbuch ein Geleitwort zu schreiben. Ich wollte damit ausdrücken, daß der junge Dichter sich auf dem rechten Wege befindet und dem modernen Ideale zusteuert, daß er eine Persönlichkeit ist, auf die man dauern kann, auch wenn die ersten Thaten nicht in allen Punkten den Beifall der Bestrengen von der Kritik finden. Sowohl, Real schreibt seine eigene künstlerische Handschrift in diesem Buche, eine derbe, großzügige Handschrift, die sich sofort von allen anderen Handschriften durch ihre ganz persönliche Charakterart unterscheidet. Nichts Kleinsliches, nichts Kokettes, nichts Einschmeichelndes. Groß, stark, derb — zuweilen auch grob und frech sind die Geschichten hingestellt. Die Psychologie Reals ist nicht die der Berliner Listler und Spintifizierer, die vermuten, das Gras wachsen und die Flühe kucken zu hören. Es ist süddeutsche Psychologie und dajuarische Poesie. C.

Käthe Schirrmacher: „Gald“. Ein Roman. (Leipzig, bei Wilhelm Friedrich.)

Vor einem Jahre etwa zeigte ich im Magazin ein denkwürdiges Buch an, das anonym im Verlage von Schabelitz in Zürich erschienen war: „Die Libertäd“. Ich weiß nicht, ob man sich dessen noch erinnert. Es waren zumelst Schilderungen aus dem Studentinnenleben in Paris, geschrieben von einer schneidigen Verfasserin der modernen Frauenrechtsforderungen. Als ich im vorigen Jahre den ersten Band des modernen Rosenalmanachs zusammenstellte, stellte sich mir in ein paar flotten Draußosliedern die Dichterin vor: Käthe

Schürmacher. Dann ging dieser Name durch die Zeitungen anlässlich des Frauensongresses in Chicago, und nun liegt unter seiner Flagge, die bald anerkannt sein wird von allen guten Herzen auf dem flaggenreichen Meere der modernen deutschen Dichtung, ein größeres Buch vor, ein ausgewachsener Roman.

Meine Meinung darüber kurz herausgesagt: ich würde das Buch für einen der besten neueren deutschen Romane halten, wenn es besser geschrieben wäre, wenn sich die „feinste Künstlerhand“ mehr in ihm zeigte, wenn es so sehr Kunstwerk wäre, wie es jetzt Dokumentensammlung und psychologische Studie ist. Nämlich alles Beobachtungshafte und alles Seelenschilderische ist an diesem Buche geradezu eminent. Das ist eine Exaltation und Fertigkeit, über die gar nicht weiter zu reden ist. Auch die Schürzung des Konfliktes zu einer Handlung von tiefgreifendem Interesse ist geschickt; es fehlt auch nicht an Passagen von kräftig malerischen Qualitäten; und der Stimmungsausklang des ganzen ist sehr voll und schön. Aber: es steckt noch viel alter Romanstil in dem Buche, die Technik ist dem modern erfassten Inhalte nicht gewachsen. Ich glaube, daß Käthe Schürmacher durchaus das Zeug in sich besitzt zu einem eigenen Stil, zu persönlichen Ausdrucksformen von künstlerischem Werte, wie man sie heute fordern darf. Sie behandelt das Formelle jetzt nur ein bisschen zu sehr als Nebenache, die wenig in Betracht kommt gegenüber dem, was sie interessiert, gegenüber dem psychischen Inhalte und gegenüber der Schilderung derjenigen Verhältnisse, in denen dieser Inhalt zum Konflikte ausbruchs.

Der Roman „Halb“ behandelt wieder das Leben Pariser Studentinnen, aber er greift viel weiter um sich. Er zieht in seinen Kreis ganz entgegengehörte Verhältnisse und Anschauungen: preussisches Offiziersmilieu, preussische Offiziersgrundsätze. Das Leben, das belammtlich zuweilen recht sonderbare Launen hat, führt in diesem

Buche eine in Paris studierende Amerikanerin und einen preussischen Offizier zusammen und, nachdem sich beide rechtschaffen gequält, wieder auseinander. Man ahnt die Konflikte. Käthe Schürmacher entwickelt sie ganz meisterhaft. Mit besonderer Liebe sind einige Nebenfiguren aus dem Kreise der Pariser Studentinnen gezeichnet, Figuren, die schon in der „Urbtäd“ untriften waren. Die Hauptfigur, die Amerikanerin Ethel, ist eine wirkliche tragische Heldin, wenn sie auch „halb“ ist, unglücklich zwiespältig zwischen dem Western und dem Morgen in der sozialen Entwicklung des Weibes. Im Heute müssen solche Existenzen verblühen.

D. J. Bierbaum.

Philipp Langmann: „Arbeiterleben!“ (Leipzig, bei Wilhelm Friedrich).

Das Ausrufezeichen hinter dem Titel hatte mich argwöhnisch gemacht. Ich vermutete billige Amelioraturliteratur voll jenes Mitteldestrichs, das durch seine löbliche Tendenz die Schwäche der künstlerischen Mittel verdecken soll.

Ich bin jetzt angenehmer enttäuscht worden. Das Buch hat mir einen starken Eindruck gemacht, und ich glaube, daß sein Verfasser es verdient, beachtet zu werden. Er ist kein Spekulant auf billige Sensationen, er hantiert nicht lediglich mit dem sozialen Mitgefühl, sondern er ist ein ernster und kräftiger Künstler. Seine Technik ist etwa die Zolas, die naturalistische, die gerne zum Symbol greift. Außerordentlich ist seine Beobachtungsgabe. Kein Zweifel, daß hier echte documents humains vorliegen; man fühlt das an der ganzen ruhig sicheren Art des Vortrags. Aber es ist mehr als das in dem Buche: es schlägt hier ein Menschenherz. Der Verfasser sagt es nie, er renommiert niemals mit seinen Thränen, aber man hört das Klopfen des Herzens unter den Schilderungen, den Herzschlag der Liebe des Künstlers zu seinem Objekte. Darum greifen diese kleinen Kunstwerke auch ans Herz dessen, der sie geniest.

Der Dichter ist wohl noch jung. Wenn das Buch eine Erstlingsgabe ist, dann verdient es um so lebhaftere Beachtung. Wir dürfen von Philipp Langmann, dessen Name mir vordem noch nie aufgestoßen,*) wohl noch sehr gutes erwarten.

D. J. Bierbaum.

Paul Anselmann: Das Weib des Uria und andere Skizzen. Berlin W. Verlag von Max Hoeschprung. 1892.

Auch einer, den's fizzelt. In flotten abrupten Sätzen und Nichtsätzen werden abrupte Situationen vorgeführt, lose aneinandergereiht, und dann soll das Ding was sein. Es klingt ja zu flott:

Ihnen zur Seite Ihr Cousin Wolfgang.
Raden. Fünfzehn Jahre alt.
Sie schwangen Beide ganz altflug.

Aber mit Verlaub, Herr Anselmann. Deutscher Schriftsteller. 22 Jahre alt. Steht im Kürschner. Soll erst deutsch schreiben lernen. Dann Buch herausgeben. Wird dann auch kritisiert werden von

Ballonmäße.

Timm Kroeger: Der Schulmeister von Handewitt. (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1894.)

Es ist eine schlichte Erzählung in schlichter Form. Eine Erzählung aus einem jener stillen Winkel, wo das Alltagsleben noch Ereignis heißt, und wo es noch natürliche Erde bleibt, ohne chemischen Dünger, und natürliche Menschen, ohne höhere Kultur. Und ganz hoch oben liegt das Nest, flach und weit, gesäumt von lahlen, grauen Dünen, nur im ewigen Wechsel umspielt von Ebbe und Flut.

„Erhabene Traurigkeit“ nennt eine der Figuren diese Landschaft, und „Erhabene Traurigkeit“ ist es, die über der ganzen Erzählung liegt, über der rührenden Gestalt der Frau Sophie, die der Spott die Gräfin von Birkenrade nennt, und die, in schlichten Zügen gemalt, oft nur gedeutet, sich so ergreifend aus dem Hintergrunde

der Erzählung hebt, und über der verträumten Freilichtseele, dem Schulmeister von Handewitt.

Es wäre schwer, den Inhalt der Geschichte hier mit wenig Worten so zu bringen, daß dem Leser ein richtiges Bild erstünde. Denn der Reiz der Erzählung liegt nicht in der Art der erzählten Ereignisse, sondern in der Art, wie sich die Vorgänge im Hirn und Herzen des braven Dorfschullehrers finden, auch wie sie der, in seiner stillen, liebevollen Naturphilosophie verdaut, und sie dann endlich, glossiert mit leichter Selbstironie, in seinem Tagebuche ad acta legt.

Kroegers Buch ist ein gutes, es zeugt von feiner Naturbeobachtung und wahrrem Streben, vielleicht auch davon, daß es sich der Besten Einen zum Vorbild genommen, — Jens Peter Jacobsen.

Karl Rosner.

Lyrik und Epos.

Ausfahrt. Dichtungen von Max Geißler. Dresden, Lehmann'sche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung.

Diese Dichtungen heben sich auf das Vorteilhafteste von der lyrischen Dudenware ab, mit welcher der literarische Markt überschwemmt wird. Geißler ist ein echter Poet, der sich in die Schönheiten der Natur versenkt und sie in edler Sprache dichterisch zu behandeln versteht. Man fühlt, daß der Verfasser innig mit dem Leben in Wald und Flur verwoachsen ist, daß seine Welsen aus dem Herzen quellen. In dem kleinen Bände finden sich Gedichte von so erquickender Frische der Empfindung, und von so seltener Gemüthsreife, daß wir uns versucht fühlen würden, etliche hier abjudrucken, wenn es der Raum gestattete — wir nennen nur „Gleb Ach“, „Großmütterleins Mahnung“, „Junge Liebe“.

Zu bemängeln wäre vielleicht die Beschränkung in dem Stoffgebiete, welche sich der Verfasser auferlegt hat, und die kein Urtheil über den Umfang seines schönen Talentes gestattet. Geißler bleibt sich zu-

*) Eine der in dem Bändchen enthaltenen Erzählungen „Die Hummel“ erschien in der „Gesellschaft“ (Mai 1892). Die Schriftleitung.

nächst als Spielmann und der erste Vers seines Gedichtes: „Das Hohenlied“:

„Sag' an, Du lustiger Fidelemann,
Wer lehrte Dich Lieder singen?“ —
Das waren die Vögel im grünen Tann,
Der Herbstwind auf drausenden Schwingen.
Im Walde lernt ich an dem Bach
Auf jungen Weiden pfeifen,
Herum! unter dem rauschenden Blätterdach
Die idnenden Saiten greifen.

findet auch auf ihn Anwendung. Wir können das geschmackvoll ausgestattete Buch jedem zur Lektüre empfehlen, der sich an warm empfundenen Lyrik zu erfreuen liebt.

.

Vor kurzem erschien im Verlage von H. G. Liebestind in Leipzig die 2. Folge der von H. G. Greinz und J. K. Kapserer gesammelten Tiroler Volkslieder. Ich will nicht all die Lobesworte wiederholen, die der ersten Sammlung mit Recht gespendet wurden; ich sage nur soviel: wer sich noch soviel Liebe zum Natürlichen, zum Ursprünglichen erhalten hat, daß er sich in dem eckelhaften Fin-de-siècle-Gewinsel nach einem herzlichen und kernigen Wort sehnt, der soll diese neueste prächtige Sammlung von Liedern, die im Volksmund leben, zur Hand nehmen. Er wird den beiden Herausgebern reichen Dank wissen. Abgesehen von dieser seelischen Erfrischung und Erhebung haben diese Lieder noch einen großen litterarischen und kulturgeschichtlichen Wert, indem sie uns besser als eine ganze Bibliothek von Reisewerken und anthropologischen Studien in das Seelenleben des Volkes einführen. So muß ich z. B. den Weihnachtliedern, diesen wunderlichen, naiven Dichtungen, sowie den kraftvollen Kriegsliedern einen hohen Wert beimesse. Es sei mir vergönnt, ein paar Proben anzuführen. Seite 25:

Roa Nacht is mir s' Anker
Roa Weg is mir s' weil,
Roa Fenster s' hoch ad'n,
Wal's Diandl mi freut.

Je höher der Kirchturm,
Je schlamer das G'lar',
Je weiter zum Diandl,
Je größer die Freud'.

Sam Gamsbock die Strickon,
Sam Dirksen das G'weil,
Sam Spielhahn die Federn,
Sam Diandl die Treu'.

Und oan Diandl is oan Diandl,
Und woa is a Boar,
Der an oanzigs Diandl hab'n thuat,
Is a Mader*) a Karr'!

Seite 57:

Mein Vater hat g'sagt,
:: I soll Fuchs passen glahn! ::
I poss' auf mein Diandl
:: Und'n Fuchs lass' i glahn! ::
Tralafafal! Tirumbiribum!

Mei Vater hat g'sagt,
:: I sei a Weiberleut'-Bapp, ::
Da hab' i drauf g'sagt:
:: Du host sie a gem' g'habt! ::
Jabber.

Und wenn mir mei Vater
:: Raa Detratsquat gelt, ::
Roar zwil' i'n in d' Wadl,
:: Das er eistausend schreit! ::
Jabber.

Mei Vater hat g'sagt,
:: I sei a rechter Schlangal, ::
Da hab' i's verstanden,
:: I sei's Oterstamp! ::
Jabber.

Mei Vater hat g'sagt,
:: Joy dieb' amal s' Haus! ::
Ja, ja, hab' i g'sagt,
:: Und bei der Hintertür' aus! ::
Jabber.

Mei Vater hat g'sagt,
:: Joy dieb' amal da! ::
Ja, ja, hab' i g'sagt,
:: Und durch'n Futterack a! ::
Jabber.

Mei Vater hat g'sagt,
:: I soll besser hauf'n, ::
Soll's Rahl herfsen
:: Und selber mauf'n! ::
Jabber.

Wenn in die Sammlung ein Lied aufgenommen ist, wie „Das Rebhennel“, das in seiner derben Erotik manchen zu gewagt erscheint, um gedruckt zu werden, so sage ich dem Autor hierfür Dank und tröste mich mit dem Spruch: „Dem Reimen ist alles rein!“ Karl Bienenstein.

*) Ein Jeder.

Benno Rüttenauer: Der kleine Holland oder Acta Sanctorum minor, d. i. zwanzig frommheltlere Legenden in anmutige und höchst erbauliche deutsche Reime gebracht von P. Hilarius à la Sancta Clara O. Q. S. F. München, Dr. E. Albert u. Co. 88 S.

Ach, wie traurig, o wie schaurig, so mit Heiligen umzuspringen, in so sündhaft lustigen Reimen so die Frömmsten zu verleimen und die Hehrsten zu besingen. Ach wie traurig, o wie schaurig!

Holland nennt er sich, den kleinen, dieser Benno Rüttenauer, verschimpfiet den Hilari mit heillosem Paritari. Dieser Sattans-Wannenhauer, Holland nennt er sich, den kleinen!

Treibt Spott mit Mönch und Nonnen, spudet auf die Heiligenscheine und nennit's — à la Sancta Clara! Herr mein Gott, das wär' das Wahre! Unfug ist's, ganz à la Schweine! Treibt Spott mit Mönch und Nonnen — —

Ach, wie traurig, o wie schaurig, Holland nennt er sich, den kleinen, treibt Spott mit Mönch und Nonnen zu des Lesepöbels Nonnen! Könnit' nich schier zu tote greinen — ach, wie traurig, o wie schaurig!

Heiliger Vater, Pontifex, schlage drein mit deinem Fluche! Nimm den Index, nimm die Schlüssel und verhaue ihm das den Küssel, diesem — Tier im Christentuche, heiliger Vater, Pontifex!

Ist erst öffentlich verdonnert, was der Schein so frech verbrochen — können wir vergnüglich heimlich lesen, was uns schien so peinlich. Denn es ist entilthnt, gerochen, ist's erst öffentlich verdonnert.

Hei, willkommen', du lustsam Büchlein, dunt in Farden, süß in Worten! Voller Witz mit seinen Bildern wehst das Leben du zu schildern. — Hochgenuß an stillen Orten! Hei, willkommen', du lustsam Büchlein! M. G. C.

Klaus Störtebecker. Ein Vorderlied von Josef Lauff. (Köln und Leipzig, Druck und Verlag von Albert Ryn, 1893.)

Ich hab's nicht fertig gebracht, das Buch auszulesen und schreibe deshalb auch keine Kritik. Aber warum ich das Buch so pflichtvergessen behandle, will ich doch ver-raten. Den Ton des Vorderliedes mag eine Probe kennzeichnen:

Und nicht mehr ferne sind die Wochen.
Wo wilder Sturm den Leuz verdriebt,
Und er, nachdem er so gebrochen,
Ein zart und maulich Bündnis schließt;
Dann mag der Sturm die Fiebel streichen;
Streut junge Birken fern und nah!
Das ist ein Jubel sondergleichen:
Der Frühling kam — jubel, trara!

Einmal singt ein Mädchen ein Lied, „die sich nicht nennen thut. Sie sang es mit jauchzenden Zungen“.

Das muß ja der Cerberus gewesen sein.
Und solches Zeug soll man kritisieren?
G. Morgenstern.

Junker Quirln. Ein Jahr seines Lebens. Dichtung von J. Tandler. Herausgegeben von Alexander Engel. (Leipzig, litterarische Anstalt August Schulze, 1892).

Der Herausgeber leitet das Buch mit einer enthusiastischen Vorrede ein, die ich nicht recht verstehe. Der Verfasser hat ohne Zweifel dichterisches Talent gehabt. Aber eine Geschichte aus dem dritten Decennium unfres Jahrhunderts in Verse zu bringen, hat er nicht vermocht. Man ist rein weg erstaunt, einmal etwas von einer Zeitung zu hören, da das Ganze durchaus mittelalterlich anmutet. Es wäre jedenfalls besser gewesen, diese Separatausgabe unterbleiben zu lassen. G. Morgenstern.

Rudolf Preßler, Leben und Lassen. Ein Liederbuch. (Frankfurt a. M., 1893. 160 S.)

Die Klänge von Wein, Weib und Gesang sind in unserer zeitgenössischen Lyrik, soweit sie der jungen Generation entstammt, selten geworden. Es ist höchst charakteristisch für unsere Zeit, daß die Worte Wein, Weib und Gesang durch ein anderes Trio ersetzt worden sind, durch — Absinth, Dirne und Gassenhauer. Diese Vergröberung der alten romanischen Motive ist nur eins der

viele Zeichen dahin, daß die soziale Frage das behagliche Lebensniveau überhaupt herabgezogen hat. Eigentliche literarische Salons giebt es wenig, und es mag keine einzige der sog. guten Gesellschaften existieren, in welche sich nicht der rauhe Klang der Arbeiterfrage in irgend ein Gespräch hineinverirrt.

Zu der alten Parole Wein, Weib und Gesang hat sich auch Pressler bekannt. Sein großer Schuttpatron ist Friedrich Bodenstedt. Von ihm hat er die zierliche Giattlichkeit des äußeren Rhythmus, von ihm die Freude am harmonischen Klangklang der Reime, von ihm auch eine starke Gewandtheit der Form. Reden Bodenstedt steht keine als großes Vorbild. Das kleine, aber amüsante Register des „Leben und Lebenlassens“ rönt zärtlich aus dem Buche heraus: Wein und Mädchen, Rasenscherz, und Lede, Küsse und Adschiednehmen, Gondelfahrt und Briefbeschwerer, in diesem zierlichen Gesellschaftsrahmen fühlt sich Presslers Muse wohl. Leider überwohl! Gleiches (S. 98, 147) fehlen edensowenig wie dilettantische Verse (S. 78), aber das würde ich bei einem talentvollen Buche weniger tadeln, als der Mangel einer Persönlichkeit, der sich nach der Lektüre des Buches stark fühlbar macht. Gewiß, der Verfasser ist eine sinnige, frohe Natur mit epikuräischem Temperament, dem neben Flachheiten (S. 14, 36, 150) Geist, Witz und Humor (S. 118) zur Verfügung stehen, aber so hübsche Äußerungen eines reifenden Talents vorliegen (S. 39, 53, 84!, 107), alles macht doch den Eindruck einer allzu beschriebenen Individualität. Gewiß, es ist seine Sache, wenn er als muntrer Dichter mit Glaude, Trauben und Frauen auskommt (S. 82), wenn er nicht grüdeln will (S. 105) und allem Schlimmen aus dem Wege geht, indem er sich an den Schatten beim Sonnenlicht einfach gewöhnt, er kann auch nichts dafür, daß ihm im Leben nicht jene großen Fragezeichen entgegengerollt kommen, von denen Weg und Straßen allzu voll sind, aber ich muß es bedauern, daß

einer so reinen und klaren Begabung der tiefe Gehalt und die dralle Eigenart fehlt. Ein reiner fast weiblich-zarter Geist durchweht das Büchlein, ein Mensch spricht aus ihm, für den es bezeichnend ist, daß er gern am Krankentend für andre wacht, darum desklage ich es, daß ihn das Leben nicht ein wenig rauher gepackt hat. Pressler wäre vielleicht ein weniger zufriedener Mensch geworden, jedoch ein größerer Poet. Aber vielleicht habe ich unrecht; vielleicht ist das erstere, menschlich genommen, für den Dichter mehr wert als das zweite. Darüber zu entscheiden, ist nicht meines Amtes. — Dr. Ludwig Jacobowski.

Präludien. Gedichte von Heinrich Stümcke. (München, Druck und Verlag von Dr. E. Albert & Co.)

Herr Stümcke gehört zu den merkwürdigen Dichtern, die die deutsche Sprache mißhandeln wie Kinder einen Regenwurm. Ein Beispiel:

Taus, Warte, eine Bitte
Gib mir, eh' von diesem Ort
Gwig mich getrennt mein Schritte:
Lebe glücklich auch hinfort,
Und wenn einst mit Koh und Wagen
Frausend durch das Jordanthal,
Sinen Stadtein du siehst ragen:
Grüße Berenicens Rai!

Herr Stümcke braucht viele Worte. Ich schlage fürs nächste Mal vor: Reim dich oder ich freh dich. Noch besser freilich wär's, wenn die Präludien zugleich ein Finale wären. G. M—n.

Dramen.

Ernst Kosmer: Dämmerung. Schauspiel in fünf Akten. Berlin, S. Fischer.

Ernst Kosmer: Wir Drei. Fünf Akte. München, Dr. E. Albert u. Co.

Mit Ernst Kosmer erscheint ein junger, höchst eigenartiger Autor auf dem Plan des immer heftiger und interessanter sich gestaltenden Kampfes um die neue dramatische Kunst. Um so fesselnder ist diese Erscheinung, als der Autor eine — junge Frau ist, eine wahrhaft gottbegnadete Künst-

lerin, die mit verblüffender Kühnheit ihre Fahne auf der äußersten Schanze links aufpflanzt, wo der Kampf um die neue Technik und um den neuen Inhalt des modernen Dramas am heftigsten geführt wird. Frau Ernst Kosmer erscheint in der staubblauen Rüstung eminenten Begabung und eines literarischen Charakters, der vor keiner Konsequenz zurückschreckt. Ihre Werke bedeuten einen außerordentlichen Kraftzuwachs für die Moderne. Wir werden darauf in ausführlicher Besprechung zurückkommen, sobald sich die neue Leitung der Münchener Hofbühnen entschlossen hat, uns ein Kosmer'sches Drama vorzuführen. Was hoffentlich bald geschieht. C.

Wilhelm Weigand: Der Wahlkandidat. Lustspiel in drei Akten.

Wilhelm Weigand: Der neue Adels. Lustspiel in vier Akten.

Beide im Verlag von Hermann Luchschil (W. Franz'sche Hofbuchhandlung), München. Auch ein Moderner, aber als Dramatiker keiner von der schärfsten Gattung, hinsichtlich der Technik. Obwohl er auch in dieser Richtung weit über die beliebten Theaterlustspiel-Lieferanten hinausgerückt ist. Auch seine Stoffe liegen nicht auf alten Wegen. Und der Geist, mit dem er sie erfüllte, läßt nichts von der modernen Klarheit und Schärfe vermissen, von der psychologischen Helläugigkeit, die uns den Essaiisten und Nietzscheforscher Weigand so wert machen. Die seine, fröhliche Satire, die auf vielen Seiten der jetzt in 2. Auflage erschienenen Weigand'schen „Kügelieder“ so glänzend spielt, treibt nicht weniger ihr festes Wesen in den Weigand'schen Lustspielen. Wir wünschen dem Dichter eine baldige Darstellung, namentlich des „Neuen Adels“, auf einer Lustspielbühne, die mehr leisten kann und will als die ewigen Kopieuerereien alten und neuen Datums. C.

Otto Erich Hartleben: Die Erziehung zur Ehe. Satire. Berlin, S. Fischer.

Lebende Bilder in drei Tagewerken. Ganz köstlich hingestellt, auf gefundenen Weinen. Aus jener frischen Künstlerlaune heraus, die den Humoristen und Satiriker Hartleben zum wirksamsten Phylisterföred wie zum Hausgeist aller Modernvergnügten erhoben hat. Hinter dem fideles Gesicht steckt aber ein verteufteltester ernstster Sinn, der namentlich dieser „Erziehung zur Ehe“ eine mehr als flüchtige Lustspielbedeutung verleiht. C.

Gerhart Hauptmann: Der Biberpelz. Eine Diebskomödie. Berlin, S. Fischer.

Diese leicht und fröhlich hinstylisierte Komödie ist ganz famos, aber nicht nach dem Geschmack der gestrengen Herren, die vom Dichter der „Weber“ nun lauter schwere, monumentale Werke verlangen. Uns gefällt Hauptmann auch als Komödien-Skizzen-Versaffer ganz ausnehmend. C.

Kunstschriften.

Mein Freund Paul Jzja wird mit Verzeihen, wenn ich mich außer Stande erkläre, seinen im Oktoberheft gelegentlich der Besprechung der Rhaynach'schen Schrift „Anton Werner und die Berliner Hofmalerei“ (Zürich, Schabelitz) produzierten Optimismus zu teilen.

Das sind Früchse mit drenneuden Schwänzen, die von Simson Rhaynach in die Kunstgebilde des Phylisterlandes an der Spree gejagt werden, um den blühenden Weizen der Berliner Hofmalerei zu sengen. Nur zu sengen, denn das Verbrennen wird nicht gelingen, dazu ist das Berliner Kunstfeld zu spreenaß. Rhaynach überstürzt sich in seinem Eifer. Er wird mit seinem Feuerbrand zunächst nur seinen Früchsen die Schwänze und sich selber die Finger verbrannt haben. So glänzend sich das Schauspiel ausnimmt und so lustig die Haß, eine effektive Wirkung verspreche ich mir davon nicht. Anton v. Werner und seine Leute haben in Phylisteria äußerst mächtigen Einfluss. Auf dem Wege der Sitten- und

Kunstkritik ist ihnen vorerst nicht belagommen. C.

Franz Servaes: Berliner Kunstfrühling 1893. (Berlin, Speier & Peters.)

Der geschäpste Verfasser ist ein großer Optimist vor dem Herrn. Sein Singen und Sagen gefällt uns gar wohl, allein seiner Postkassett glauben wir nicht. Wie O. J. Bierbaum in seinen Kunstschritten, so ist auch Franz Servaes als schöngeistiger Kritiker zunächst und zuletzt Lyriker. Beiden geht der Poeten-Gaul durch. Dem Servaes seitener, denn er ist der geringere Poet und weniger phantasierberauscht, als der Bierbaum auf der Lb. Der „Berliner Kunstfrühling 1893“ existiert erst in Druckschwärze. Auf dem Papier, nicht in Wirklichkeit kündigt er sich an. Wer sich die Berliner Kunstwirtschaft nüchternen Verstandes und mit scharfem Sinne für das hinter räufchend prunkendem Schelue Verborgene betrachtet, dem vergeht der Lenzesjubil. XYZ.

Richard Muther: Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert. (München, G. Hirth's Kunstverlag.)

Zwei Bände sind jetzt heraus, einer vortrefflicher und entzückender als der andere. Die großen Erwartungen, welche die Kunstfreunde dem Muther-Hirth'schen Unternehmen entgegenbrachten, haben sich bis jetzt vollständig erfüllt: Text, Illustration, drucktechnische Ausstattung sind gleich hervorragend. Es müßte kurios zu gehen, wenn die Art, wie Richard Muther die Entwicklung der modernen Kunst sieht und schildert, ordnet und wertet, nicht bahnbrechend wirkte in unserer deutschen Kunstgeschichtschreibung. Er ist der Erste, der die große schöngestirnte Bewegung in unserem Jahrhundert mit modernem Auge ansieht und richtet und mit wahrhaft historischem Blick alles in voller Breite heranzieht — namentlich auf die Literatur der Kunstwörter — um uns den Boden zu zeigen, in welchem jede Kunst zeitlich und örtlich ihre natürliche Grundlauge hat, den ganzen Komplex ihrer Wurzelung und Er-

nährung. Muther beherrscht seinen wunderbaren Stoff auch stillistisch in wahrhaft moderner Weise, mit einer Freiheit und Schönheit des Ausdrucks sondergleichen. Hinreichender, packender, fesselnder wurde vor Muther in Deutschland noch niemals Kunstgeschichte geschrieben. C.

Max Real: Die Reform des Würzburger Stadttheaters. (Würzburg, G. Dornauer. 44 S.)

Fritz Bauer: Kistlers „Kunihild“ epochemachend? Nein! Eine kritische Studie. (Würzburg, G. Dornauer. 20 S.)

Beide Schriften sind Ergebnis der lebhaften modernen Bewegung, welche endlich auch die kunstverständigen und kunstbegleiterten Köpfe in der schönen alten, unter dem langen Regime geistlicher Reaktion auch geistig ziemlich hant und träge gewordenen Frankensstadt am Main erfasst hat. Diese Bewegung hat in diesem Jahre ihren stärksten Ausdruck in der Gründung der „Gesellschaft für modernes Geistesleben“ und in den Aufführungen der vielumstrittenen Kistler'schen Oper „Kunihild“ gefunden. Obwohl die beiden Schriften in örtlichen Verhältnissen wurzeln und örtlicher Beschränkung der Gesichtspunkte unterliegen, geben sie doch auch dem Fernerstehenden ein kultur- und sitten-geschichtlich ebenso fesselndes Schauspiel, wie ein erfreuliches Zeugnis dafür, daß der moderne Geist von den Hauptstädten siegreich in die Provinzstädte vordringt und nicht mehr zu dämpfen ist. Was die Kistler-Kunihild-Frage betrifft, so werden wir zu ihrer Stellung nehmen, sobald die Aufführung des Werkes an der Münchener Hofoper stattgefunden. C.

Allgemeine Kunstchronik 1893. Diese von Dr. Wilhelm Lauer begründete Zeitschrift wird nunmehr gleichzeitig in München und Wien ausgegeben. Der Verlag hat vor kurzem die Firma P. Albert (nicht zu verwechseln mit Dr. E. Albert & Co.) in München übernommen. Die neue Redaktion scheint noch nicht definitiv zu sein. Es wäre wünschenswert, weil für

die Kunstentwicklung des deutschen Südens mit Einschluß Deutschösterreichs von höchstem Vortell, wenn sich die Kunstchronik resolut auf modernen Boden stellte und das Alte und Ausgelebte links liegen ließe. Nur sich selbsttäuschender Schul- und Parteischablonismus kann sich dem immer breiter und mächtiger entfaltenden neuen Geist in Kunst und Dichtung noch feindselig entgegenstellen und den überwundenen Götzen der Antike, der falschen Klassizität und antinationalen Romantik mit Phrasengelall huldbigen. Der neuen Zeit und ihren neuen Idealen sei unser Dienst geweiht! Die gelegentlich der Wagner-Aufführungen im Münchener Hoftheater von der „Kunstchronik“ herausgegebenen zwei Fest-Nummern sind zwar nicht durchweg gelungen, enthalten aber doch so viel wertvolles, auf neue Ziele wählendes, daß wir der weiteren Entwicklung der Zeitschrift ein günstiges Prognostikon stellen. C.

Kirchengeschichtliches.

Die heilige Inquisition. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Religion von Johann Sassenbach. Preis 60 Bfg. Verlag von G. Sassenbach, Berlin. — Der Verfasser bietet in seinem Werke nicht viel sonderlich Neues, wir treffen hier wieder die schon oft erhobenen Vorwürfe gegen die Kirche als Urheberin der schrecklichen Inquisitions-Prozesse. Die erste Hinrichtung von Ketzern, an welcher Geistliche direkt mitgewirkt haben, hat nach der Meinung des Verfassers im Jahre 385 auf deutschem Boden, in Trier, stattgefunden. Die eigentliche Geburtsstätte der Inquisition sei das Konzil zu Tours, im Jahre 1054, in welchem beschlossen worden wäre, alle Ketzer aufzuspiüren und mit der ganzen Strenge der kirchlichen Gesetze zu bestrafen. Der Autor streift in seinem Werke auch das Sündenregister verschiedener Päpste. Au Papst Alexander VI. wird kein gutes Haar gelassen, und der allerdings auch in katholischen Werken wieder-

gegebene, aber von Gregorovius und anderen widerlegte Skandalroman von der mit dem Papste angeblich in Hantschande lebenden Tochter Lucretia Borgia aufgewärmt. Von etwas allzu kleinlichen Gesichtspunkten geht der Verfasser ferner aus, wenn er die für die ganze europäische Kultur so bedeutungsvollen Heerfahrten nach dem Morgenlande, die Kreuzzüge, als im großen Stile organisierte Räuber- und Nordbrennerbanden hinstellt. Interesse erregen die Mitteilungen, welche wir in dem Sassenbach'schen Werte über die Durchführung eines Inquisitionsprozesses finden. Nach einem alten Inquisitionsbuche wurde die Tortur (Folter) in 5 Grade eingeteilt: 1. Die Androhung der Folter, 2. die Einführung in die Marterkammer, 3. die Entkleidung und Anlegung des Gestränges, 4. die Auslegung auf die Folterbank, 5. der Foltertod. Am Schlusse seines Wertes verbreitet sich der Verfasser noch über den Ursprung und das Unfischgreifen der Inquisition in verschiedenen europäischen Ländern, wie auch in Deutschland. In der That waren die Inquisitionsprozesse schauerlich, zumal sie unter dem Einflusse unqualifizierbarer Habicht zu erbärmlichen Massenmorden zum Zwecke des Vermögensraubes ausarteten. Allein die Kirche treffen die Vorwürfe nicht ausschließlich, sondern vielmehr auch die Regierungsgewalt und die weltlichen Herrschaften, nicht minder das Volk oder vielmehr die Völker, die in ihrer Feigheit und Herdendummheit sich eine solche Wirtschaft gefallen ließen, statt den gesalbten Banditen und geistlichen Schindersknechten das Handwerk zu legen. Die Inquisition war vornehmlich ein politisches Werkzeug, um unangenehme Rassen wie die Araber, Mauren, Norisler und Juden in Spanien auszurotten. Wenn man sieht, welche Massakres hentzutage noch der Rassenhaß und der Kampf ums Dasein hervorbringen (man denke an die Chinesenpege in Amerika, an die Ermordung von Italienern in Amerika und Frankreich, auch an die Judenpege in

anderen Ländern); wenn man ferner bedenkt, daß die Kämpfe gegen die Hugenotten in Frankreich mehr ein Kampf des Königtums gegen die mächtige politische Koalition des Adels und der Städte waren, in dem das Königtum im Bunde mit dem gemeinen Volke siegte; wenn man ferner bedenkt, daß derartige Kämpfe, in denen die Klasse und das religiöse Bekenntnis mitspielen, jederzeit massenhafte Blutopfer forderten und wieder fordern werden, wenn die Wogen der Volkseigenschaften rasend aufschäumen, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß auch die Inquisition nichts anderes war, als ein Kapitel in der Geschichte der menschlichen Bestie — l'histoire de la bête humaine, wie Emile Зоia sich ausdrücken würde.

Die Niedetracht gipfelt darin, daß diejenigen, die sich für Stellvertreter Gottes auf Erden ausgeben und sich als die Hirten und Lenker der Völker, als die Grundsäulen der berühmten „sittlichen Weltordnung“ feiern und aus dem Sädel des Volkes zahlen lassen, immer dabei sind, wo die Bestie los ist, und eifrig den Profit für ihre eigene Herrlichkeit einhacken, mag auch noch soviel Blut und Treß drankleben. XYZ.

Erziehungsschriften.

Die Irrtümer Mosiä. Eine kritische Betrachtung des Pentateuch im Widerspruch zur modernen Weltanschauung und Gesittung. Von Robert G. Ingersoll. Leipzig (Schaumburg.-Fleischer's Verlag). — Es giebt Dinge, die man nicht oft genug wiederholen kann, solange es solche Leute giebt, die noch nichts davon wissen. In diesem Sinne ist auch das vorliegende Buch zu begreifen. Wir finden zwar darin nichts Neues gesagt, aber das Bekannte ist gut geordnet und in angenehmer Form vorge tragen. Am wenigsten günstig gewählt ist der Titel: Moses hat sich geirrt, und wenn er nie lebte, derjenige, der seiner Zeit die Mythen so sagte, wie sie wohl später niedergeschrieben wurden, aber wir irren uns auch.

Im Irrtum liegt nicht das Gefährliche, sondern im Festhalten am Irrtum, nachdem man besser auf demselben Gebiete unterrichtet ist, und was damit zusammenhängt, in der doppelten Wahrheit. Seine entwicklungsgeschichtliche Bedeutung wird der Pentateuch genau so behalten, wie die Schriften eines Platon oder Aristoteles sie bewahren. Unser persönliches Verdienst ist es nicht, daß wir heute mehr wissen als der jüdische Naturphilosoph, eine große Reihe von Entwicklungsstadien und einzeitigem Nachdenken liegt dazwischen, und zur Erkenntnis der Entwicklungslehre war auch der Pentateuch nötig.

Nediglich um dessen Stellung im heutigen Unterricht als Naturlehre und Moralkodex kann es sich handeln, und diesen Punkt zieht auch der Verfasser allein in Betracht. Nicht uninteressant sind vielfache Anspielungen auf amerikanische Kirchenverhältnisse — das Buch ist eine Übersetzung aus dem Amerikanischen — man erzählt hier, daß auch auf religiösem Gebiet der praktische Amerikaner selbst noch vom Deutschen lernen kann. Der Übersetzer hat seine Aufgabe gut gelöst, er giebt ein glattes, gut leserliches Deutsch, auch die Anwendung einer modernen, unnötige Buchstaben beseitigenden Rechtschreibung und der deutliche Druck sind lobenswert. Der Freidenter.

Johannes Hecht: Die Wirklichkeit als Erzieherin. Grundlegende Vorarbeit für eine rationelle Lösung der sozialen Frage. Leipzig 1893. W. Lüdner, Kommissionsverlag. 136 Seiten.

Es ist eine wahre Freude, wenn man auf eine Schrift stößt, die endlich sich frei gemacht von der üblichen Begriffsflaverei und sich auf den Boden der Wirklichkeit stellt. Joh. Hecht weist wohl unanfechtbar nach, daß wir eine falsche Weltanschauung haben. Die sinnlichen Eindrücke, die wir von der Welt um uns haben, halten wir für Wirklichkeit, während es nur Spiegelbilder sind. Die Wesenheit der Welt ist uns noch unbekannt. Dieser Irrtum wird

vergrößert dadurch, daß wir für diese Spiegelbilder Begriffe annehmen, die gleichfalls der Wirklichkeit nicht entsprechen, und unter denen jeder sich etwas anderes denkt. Mit diesen falschen Begriffen arbeiten wir slavisch. Es ist daher kein Wunder, daß die Rechtsbegriffe, die Moralbegriffe usw. unrichtig aufgebaut. Unter Leben dreht sich trotzdem einzig und allein um diese. Wir kommen daher mit der Wirklichkeit sehr oft in Widerspruch; erst durch harte Erfahrungen kommen wir zur Erkenntnis der Wirklichkeit. Wenn es auch schwer ist, so muß man sich doch zur Wirklichkeit, zur Wahrheit durchringen; dann wird es auch leicht sein, sich gesellschaftlich so einzurichten, um allseitig durch Bekämpfung der Selbstsucht sich wohlzubefinden, während jetzt ganz naturgemäß allgemeines Unbehagen, allgemeine Unzufriedenheit herrscht. A. D. U.-Z.

Dr. Ewald Hause: Die natürliche Erziehung. Grundzüge des objektiven Systems. Zweite Auflage. Znaim 1893. Journier und Haberler. Preis 6 Mk.

Die Leser dieser Zeitschrift mögen mir gestatten, daß ich mein Werk selbst mit kurzen Worten anzeige.

Die Neuzeit arbeitet einer neuen Weltperiode vor. Diefür liegen auf allen Kulturgebieten so viele bedeutsame Anzeichen vor, daß es überflüssig sein würde, dieselben demjenigen namhaft zu machen, welcher die vorliegende Schrift einer Beachtung würdigen wird.

Die Ursache der Abfassung dieser Schrift ist vielleicht weniger in den Strömungen und Gegenströmungen der Gegenwart zu suchen, als in meinem Leben, welches durch Erziehung und Berufsarbeit im In- und Auslande dazu angethan gewesen ist, den Fragen der natürlichen Menschenbildung nachzudenken. Ich darf auch sagen, daß ich seit zehn Jahren weder Mühe, noch Zeit und Ausgaben gescheut habe, um durch Erziehungs- und Kulturstudien in europäischen Kulturstaaten, sowie durch praktische Versuche, zu selbständigem Urteile

zu gelangen. Als ich vor sechs Jahren die im Geiste Pestalozzi's arbeitende Privatschule von Friedrich Beust in Göttingen bei Zürich durch mehrwöchentliches Hospitieren kennen zu lernen suchte, wurde ich in dem Bestreben der Frage der wahren Menschenbildung auf den Grund zu kommen, bestärkt, besonders, weil ich bei Beust, wie es die Schrift zeigen wird, Grundsteine des natürlichen Erziehungsbauwes fand und mich die günstigen Erfolge seiner Arbeit, worüber Prof. von Soden im „Correspondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs“ berichtet hat („Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung“), für weitere Versuche ermutigten. Die Überzeugung von der Unzulänglichkeit der bestehenden willkürlichen Erziehungsarten machte sich um so stärker geltend, als ich erkannte, daß die Psychologie außer Stande ist, mehr als einen Teil der Erziehung zu bestimmen. Ich schritt zu tieferen Versuchen, wobei ich mehr denn früher den Gedanken von Plato, Komenius, John Locke und Pestalozzi folgte. Nachdem ich mit Schülern aller Bildungsstufen kürzere und längere Versuche gemacht, welche sich auf das Prinzip der Entwicklung gründeten, und mündlich und schriftlich von Männern von Ruf Zustimmung erhalten, schritt ich zur Abfassung vorliegender Grundzüge.

Die erste Auflage vorstehender Schrift erschien in den bewegten Tagen des Biedlitz'schen Gelehrtenaufstandes und der Berliner Schulkonferenz, welche so viel von sich reden machte. Wohl keine Zeit war für die wissenschaftliche Erörterung pädagogischer Kardinalfragen ungünstiger als die damalige. Der Kampf der Geister drehte sich in erster Linie überhaupt nicht um Erziehungsfragen, sondern die Lehrerschaft richtete ihr Augenmerk vorwiegend auf äußere Ziele, auf Befestigung der beruflichen Stellung, auf bessere Bezahlung &c. Das ist begreiflich, denn die Periode des idealen Aufschwunges, der hehren Begeisterung für die geistigen Nährwörter des

Bolles war vorüber und der Trud der Zeitverhältnisse in jenen Schichten, die den Preis ihrer Leistungen nicht wie die Kaufleute und Handwerker nach den Schwanlungen von Angebot und Nachfrage einrichten können, am fühlbarsten. Zur Förderung neuer Probleme fehlte es an aller und jeder Vorbedingung.

Tennoch hat meine Schrift, die sich an den kleineren Kreis der Denkenden wendet, allgemeine Aufmerksamkeit erregt und bei allen Beifall gefunden, welche sich nicht fürchten, ein freies Buch auf ihren Tisch zu legen. Die Zahl der erschienenen Beurteilungen ist eine sehr große, und wie wohl „die natürliche Erziehung“ einerseits manche Geringschätzung erfahren, so ist ihr andererseits doch eine wohlthuende Wertschätzung zuteil geworden. Letztere hat sie von Seite jener erlangt, welche Pädagogik und Schule nicht auf dem Boden der Spekulation, vielmehr auf objektiver Grundlage wünschen und eine von Kirche und Geistlichkeit befreite Schule und Lehrerschaft fordern. Zahlreiche Fachblätter und freisinnige Organe aller Art haben die Perspektiven, welche vorliegende Grundgedanken des objektiven Systems eröffnen, mit Begeisterung begrüßt. Aber auch die Menge der persönlichen Zustimmungen von Volkslehrern und Pädagogen, Schriftstellern, Gelehrten u. beweißt, daß die Schrift Gedanken zum Ausdruck bringt, die in tausend Herzen schlummern und des Weckrufes warten. Ewald Haufe.

Vermischte Schriften.

Der naturalistische Roman in Frankreich. Von Emil Zola. Autorisierte deutsche Übersetzung von Leo Berg. (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.)

Ohne es gerade herauszusagen, betrachtet Zola seine Werke als die Krönung des Gebäudes, an dem Stendhal, Balzac, Gustav Flaubert, Edmond und Julius Goncourt und Alphonse Daudet gearbeitet.echt Zola'sch ist zum Beispiel bei Sten-

dhal, den er das eigentliche Bindeglied zwischen dem modernen Roman und dem des achtzehnten Jahrhunderts nennt, die Bemerkung, daß bei diesem niemals das Land, das Klima, die Tagesstunde, die Zeit, die er angebe, mit einem Worte die Natur, eine Rolle spiele, noch einen Einfluß auf die Person ausübe. Die Person bei Stendhal nennt Zola eine sorgfältig aufgestellte Maschine des Geistes und Gemüts, während dieselbe bei Balzac ein Weich mit Fleisch und Wein sei. Sehr treffend sagt Zola von Flaubert, derselbe habe als Nachfolger Balzacs den Roman strengen Regeln der Beobachtung unterworfen, ihn von dem Schwulst der übernatürlich angelegten Personen befreit, ihn in ein Werk harmonischer, unpersonlicher Kunst verwandelt, das wie ein schöner Marmorblock von seiner eigenen Schönheit lebe. Außerst interessant sind Zolas aus persönlichem Verkehr geschöpfte Schilderungen vom Charakter und Leben des Verfassers der „Madame Bovary“; und eine feine psychologische Studie ist sein Aufsatz über die Brüder Edmond und Julius Goncourt, sowie derjenige über Alphonse Daudet. Ist Zola als Beurteiler seiner Vorgänger an sich schon eine merkwürdige Erscheinung, so ist dieses Buch von ihm um so bedeutungsvoller, als es für das Verständnis des französischen Romaneits und die ganze moderne Litteraturbewegung unerlässlich ist. Bei unserer deutschen Zerissenheit in litterarische Parteien, Schulen, Cliquen ist in absehbarer Zeit wohl nicht zu erwarten, daß uns ein gleich wertvolles Buch über die Romandichtung in Deutschland von einem deutschen Meister-Romaner mit Zola'scher Vorurteilsfreiheit und Charakterlichkeit besichert wird. XYZ.

Hamerling als Erzieher. Von Dr. Bruno Bruker. Hamburg. Verlag-Anstalt und Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter) 1893. — Also ist nun auch Hamerling dem Schicksale verfallen von einem Langbehängler mißhandelt zu werden. Es ist jammersehade. Ein chr-

lich begeisterten Mann, der seinen Hamering leunt und für ihn Sympathie erwecken könnte, geht hin und schreibt, jeder stilistischen Fähigkeit bar, dem Modedrange folgend, ein Buch nach fremdem Muster: lächerlich aufgepreizt, gesucht geistreich, alles mögliche berührend, nichts ernsthaft angreifend, eine Qual für den Leser und kaum eine Freude für den Verfasser. Wenn partout nun auch Hamering für Erziehungszwecke ausgeschlachtet werden sollte, warum hat dann der Herr Verfasser nicht einfach eine Darstellung seines Lebens und seiner Werke versucht, so zwar, daß er besonders hervorhob, wie sich die Person des ihm persönlich bekannten Dichters in seinen Werken spiegelt? Jetzt ist das Buch weder Fisch noch Fleisch, und der Verfasser kann sich glücklich preisen, wenn es bald vergessen wird. G. Morgenstern.

L. Kosner: Das neue Toastbuch. (Wien, A. Hartlebens Verlag 1893.) — Das Toastbuch ist in Nischke gekommen, und man hat angefangen, es mit mißtrauischen Blicken anzusehen, etwa wie den „Briefsteller für Liebende“ oder „die Kunst des Gentleman“. Man hat es zu den Eisbrücken gerechnet, über die kein gebildeter Deutscher geht, — nota bene wenn er gesehen wird.

Umso froher ist es zu begrüßen, daß es L. Kosner hier gelungen ist, ein Toastbuch zusammenzustellen, dessen Benutzung sich keiner zu schämen braucht. — Kosner ging von dem Prinzip aus, ein Buch zu schaffen, in dem die bei den verschiedenen Gelegenheiten vorkommenden Toaste in guten Vorbildern enthalten sind, so daß diese als sichere, gelegene Leiter und Behelfe demjenigen gelten können, der sich an ihrer Hand für eine Tischrede vorbereitet. — Die Originaltoaste selbst stammen aus den Federn der Wesen von unseren Rednern und Dichtern. Es wechseln Beiträge von Wilbrandt und Anshüp, von Betty Paoli, Silberstein und Friedl, — hinter welchem Pseudonym sich eine als Stegreif-Humoristin bekannte junge Wienerin verbirgt.

Eine knapp gehaltene, aber alles Wichtige umfassende Einleitung des Herausgebers über die Art, wie und wann man ein Toast passend spricht, und einige andere praktische Winke für den Tischredner leiten das schmuck ausgestattete Buch ein, das gewiß zu den brauchbarsten, besten seiner Gattung zählt. K. R.

Der Parlamentarismus, die Volksgesetzgebung und die Sozialdemokratie von Karl Kautsky. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart. — Zu einer Zeit, in welcher sich in Österreich und Schweden eine lebhafte Strömung für das allgemeine Stimmrecht geltend macht, sogar in Rußland das Verlangen nach einer Volksvertretung gehegt wird, kann dieses Buch nicht nur den Anhängern der Sozialdemokratie, sondern auch anderen über diese Punkte Aufklärung Suchenden willkommen sein. Der Autor greift zurück in die altgermanische Zeit und verfolgt in sachlicher Weise den Ursprung und das Wesen des Parlamentarismus, streift dann das Jahr 1848, kritisiert hier die Ansichten und Vorschläge des alten Sozialisten Rittinghausen und kommt zum Schluß auf die Haltung zurück, welche die Sozialdemokratie in den vorwürfigen Fragen einzunehmen habe, nachdem er die für den Klassenkampf wichtigsten Seiten in besondere Beleuchtung gerückt. XYZ.

Moderner Musenalmanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Sammelbuch deutscher Kunst. Mit vielen Illustrationen. Prachtband nach einer Originalzeichnung von Franz Stud. Preis in Original-Prachtband M. 7. Wie auf das Jahr 1893, so erscheint auch auf das Jahr 1894 in der Verlage von Dr. E. Albert & Co., Separat-Conto, in München ein Moderner Musenalmanach, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum.

Der Charakter dieser Veröffentlichung ist hinlänglich gekennzeichnet in dem Titel „Ein Sammelbuch moderner deutscher Kunst.“ Der Moderner Musenalmanach

feht es sich zur Aufgabe, dem dichterisch-künstlerischen Schaffen der aufsteigenden Generation eine freie Bühne zu errichten, zu der alles Zutritt hat, was von ernster, künstlerischer Renart und von bedeutsamem Persönlichkeitsgewichte ist, während sie alles rein Epigonenhafte und alles, was eines persönlichen Charakters entbehrt, als außerhalb ihres Bereiches erachtet.

Der Moderne Rusenalmnach wendet sich also an ein künstlerisch exklusives Publikum, wie dieses sich jetzt in Deutschland zu bilden beginnt, selbst die moderne Bewegung sich die Bühne erobert hat. Er vertritt auf dem Gebiete der Novellistik und Lyrik dieselbe Dichtergeneration, die in der Dramatik heute die größten Erfolge auf ihrer Seite hat. Seine Autorenstafel weist die ersten Namen der jüngeren deutschen Dichtung auf, wie er auch die ersten modernen Künstler, wie Uhde, Studt, Thoma, Liebermann, Gabriel Max, Raison, Hofmann, Graf Kalkreuth u. a., zu seinen Mitarbeitern zählt.

Da er auch Proben der modernen ausländischen (französischen, englischen, italienischen) Litteratur in vollendeten Verdeutschungen bringt, dienet er in vollem Umfange ein Bild des modernen künstlerischen Schaffens. Nirgends so wie in ihm ist Gelegenheit geboten, die viel umstrittenen „Modernen“ kennen zu lernen.

Wo immer für moderne Kunst und Dichtung Interesse ist, ist ein Publikum für den Modernen Rusenalmnach vorhanden, dessen erster Jahrgang sowohl in der deutschen wie in der ausländischen (vorzüglich französischen) Presse als litterarisches Ereignis anerkannt worden ist. X. Y. Z.

Die friedliche Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts, von Dr. Adolf Brodbeck. Preis 80 Pfg. Verlag von Casar Schmidt in Zürich. Programm: 1) Den Besten — die Herrschaft; 2) Den Bauern — den Boden; 3) Dem Städter — sein Heim; 4) Der Arbeit — ihren Lohn; 5) Der Gesamtheit — die idealen Mütter. — Der Verfasser steht über den

Parteien, deshalb hofft er auf Grund obigen Programms eine Lösung gefunden zu haben, die Aussicht hat auf Verwirklichung. C.

Gründdeutschland. Ein Streifzug durch die jüngste deutsche Dichtung. Von Prof. Dr. Friedrich Kirchner. Wien und Leipzig, Verlag von Kirchner und Schmidt. 1893. 246 S. Preis 5 Mk. — Man gestatte mir auch ein Wort darüber. Trotz der vermutlich besten Absicht streift der Verfasser in seinem „Streifzug“ fortwährend daneben. Er ist offenbar seiner Aufgabe nicht gewachsen. Er hat ein verhältnismäßig reiches Material zusammengedracht, weiß es jedoch nicht wissenschaftlich zu bewältigen. Er empfindet nicht einmal, worauf es in der modernen Bewegung in der Hauptache eigentlich ankommt. So ist es ihm natürlich auch nicht möglich, dem „Gründdeutschland“ auch nur annähernd gerecht zu werden, so viel Freundliches er mitunter über einzelne Autoren und Werke sagt. Ein verfehltes Buch. C.

Über Max Nordaus „Entartung“ bemerkt Robert Keipel in seinem Wochenblatt „Der arme Teufel“ (Detroit, Mich.) u. a.: „daß die gesamte jungdeutsche Dichterschule vor dem Schächtmesser Nordaus als unsofischer befunden wird, kann nicht überraschen. Daß er aber unter den „Nachköffern der französischen Zola-Schule“ z. B. auch Karl Hensell nennt, dafür gehört er mit Ruten aus der Vorhalle der Kritik gepötscht.“ — Die „Münch. Neueste Nachr.“ nennen Nordau den „litterarischen Klejelad“ und verlopfen ihm wider die Hörschen. XYZ.

Ludwig Büchner und Max Nordau. In der Büchnerschen Korrespondenz des „Freidenkers“ steht geschrieben: „Er (Nordau) in seinem neuesten Buche weist nach, daß seine (Friedrich Nietzsche) angeblichen Kei- und Kühnheiten nichts anderes sind als schmierigste Gemeinplätze, welche ein auf sich haltender reinlicher

Denker nicht mit der Zange anfassen möchte.“ Solch ein Ausspruch richtet seinen Aussprecher für alle Zeiten. Aber Herr Ludwig Büchner, dem solche platte Schimpfereien in der Seele wohl thun, berichtigt noch mehr von der neuesten Popular-Weisheit Nordaus. Niepsche hat von dem „toll gewordenen Hegelianer Stirner“ abgeschrieben. Also den grausamsten und konsequentesten aller Realisten spannt Herr Nordau in dasselbe Joch mit dem höchstfliegenden aller Idealisten. Daß Nordau, der zur Beruhigung seiner Leser aus dem Staube seiner alltäglichen Krittellei immer noch „Ideen“ (billiger beim Tupend) ersuchen läßt, dem Verfasser von „Der Einzige und sein Eigentum“ einen Efelstritt versehen mußte, finde ich natürlich. Gerade solcher Aufklärer, wie ihn Nordau liefert, der von den bloßgestellten Phylistern selber mit Genuß und Behaglichkeit gelesen wird („Gott, wie gut hat uns der Herr Doktor gehaltnet!“), wird zu den Ibsen und Philosophen der alten Zeit geworfen werden, wenn man sich einmal an die Kritik Stirners und an die Freiheit Niepsches gewöhnt hat. — Aber Herr Nordau belehrt uns noch weiter: Ibsen wird mit Alexander Dumas verglichen. „Wöge Ibsen ferner fortfahren (man beachte das klassische Deutsch!), bewundert zu werden von denen, die Geist von seinem Geiste sind, d. h. von hysterischen Frauen und männlichen Schwachköpfen x.“ Man sieht, hier muß wieder die „hysterische“ Frau herhalten, ein für die Ehe-Phylister zur Beruhigung geschaffener Ausdruck! Im Grund genommen spricht aus Nordau aber nur die Wut darüber, daß man Ibsen in deutschen Kreisen mehrfach als Aufklärer, also als seinen (Nordaus) Konkurrenten, mißverstanden hat. — Was aber Herrn Prof. Ludwig Büchner betrifft, so ist er heute noch derselbe Geschäftsmann, wie damals bei seinem Triumphzug durch Amerika, und als solcher muß er sich natürlich zu Nordau hingezogen fühlen.

R. R.

„Kepferblut“ von M. W. Conrad (München, M. Pöschl, Handelsbucherei und Verlag) ist in zweiter Auflage erschienen. Dieses Buch hat in noch höherem Grade als die übrigen Werke des Verfassers bei seinem ersten Erscheinen die Fähigkeit entwickelt, das lichtscheue Gefindel aus den verborgensten Kritikerwinkeln herauszukipeln. Am tollsten gerberdete sich im Münchener „Generalanzeiger“ ein mit „Semper“ zehrender Schmierer, der alles, was im Münchener Geistes- und Kunstleben über seinen Horizont geht, mit Schmutz bewirft und sich dabei als ein geradezu unslätiger Lügenbeutel ausliefert. Hinter diesem Semper-Decknamen soll sich, wie man in journalistischen und künstlerischen Kreisen erzählt, der Kunsthändler Friedrich Adolph Ackermann verbergen. Wir teilen dies hier mit, um dem genannten Herrn Gelegenheit zu geben, sich durch öffentliche Erklärung von einem Verdachte zu reinigen, der weder seinem privat-bürgerlichen noch seinem kunsthändlerischen Ansehen förderlich sein kann. Auch die im „Generalanzeiger“ unter dem Decknamen „Juniporus“ regelmäßig erscheinenden Feuilletons, die meistens ebenso schön sind wie die Semper-Schmierereien, werden dem Herrn Kunsthändler Ackermann in die Schuhe geschoben. Ackermann hat sich als Verleger und Mitschreiber des Standalblattes „Sodom und Gomorrha“ seit einigen Jahren allerdings einen — Rufm geschaffen, der dem oben weitergesprochenen Verdacht wirksamen Vorshub leisten mußte. Wir waren die Erklärung des Herrn Ackermann ab, um auf diese Sache zurückzukommen. XYZ.

Fransösishe Litteratur.

Jean Ricard, „L'Ibis blanc“ (Paris, Flammarion). — Wenn man heute die besten Namen neufranzösischer Dichtkunst aufzählt, wird man den Namen Jean Ricard an hervorragender Stelle nennen müssen. Der temperamentvolle Poet ist der Schöpfer einer Reihe von Gedichtwerken, in denen

die heiße Blut elementarer Leidenschaft und das lebhafteste Schönheitsgefühl des begeistertsten Südländers herzbewegenden Ausdruck finden. Als Prosa-Schriftsteller ist Ricard bisher wenig hervorgetreten, der vorliegende Roman darf als des Dichters erster Versuch auf dem Felde der modernen Seelenstudie gelten und hat als solcher einen ganz besonderen Anspruch auf Beachtung. Wenn es dem Romantiker auch nicht völlig gelungen ist, sich dem phantastischen Zuge seines Naturells so weit zu entziehen, um die Menschen, die er uns vorführt, mit dem unbestechlichen Blick des nüchternen Wahrheitsfinders psychologisch zu begründen, so muß doch billigerweise anerkannt werden, daß er uns in seinem „Ibis bleu“ ein Buch geschenkt hat, das von der ersten bis zur letzten Seite interessiert und überall das Walten einer selbständigen Künstlernatur erkennen läßt. Die Handlung des Romans variiert das alte und immer gleich beliebte Ehebruchsystem, ein Motiv, das bereits so vielfach gewendet und in allen möglichen Kombinationen so erschöpfend behandelt worden ist, daß es auch dem feinsten Kopf nicht mehr möglich ist, der Sache eine neue Seite abzugewinnen. Unser Autor giebt sich klugerweise auch gar keine Mühe, sich irgend ein eigenartiges Problem anzudenken und den Leser durch eine funktionslose spitzfindige Lösung zu verblüffen, der Fall, den er behandelt, ist im Gegenteil so klar und einfach wie nur möglich und findet eine Darstellung, die an schlichtester Natürlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Gerade diese ungekünstele Art des Erzählens bildet aber die Hauptstärke des Ricard'schen Romans. Er ist die Schöpfung eines formgewandten Künstlers, der sich über die Grenzen, die seinem Talent gesetzt, nicht im unklaren befindet und dessen Wollen und Können daher im erfreulichen Einklang steht. Dem geschmackvollen Lesepublikum wird hier ein vollgereiftes, wohl abgetöntes Kunstwerk geboten, das alle Ansprüche, die man nur an ein gutes Unterhaltungsbuch stellen kann, voll und befriedigt

Einer ganz anderen Gattung als das Ricard'sche Buch gehört der Roman an, den Maurice Leblanc unter dem Titel „Une Femme“ jüngst bei Clendorff in Paris veröffentlichte. Ungleich dem romantischen Ricard, der noch ganz in der alt-hergebrachten Kunstanschauung befangen ist, steht Leblanc mit beiden Füßen auf dem sicheren Boden der aus naturwissenschaftlicher Erkenntnis beruhenden Menschen- und Lebensbeobachtung. Von diesem Standpunkt aus faßt er die Gesellschaft ins Auge, deren tiefverstecktes Leiden er mit dem untrüglichen Blick des kundigen Seelenarztes erkennt und ohne Rücksicht auf das Part- und Schamgefühl ängstlicher Leser coram publico eingehend untersucht. Das ist begreiflicherweise nicht nach jedermanns Geschmack, und deshalb seien auch die Vorsichtigen und Vorfetretter vor der Lektüre des oben genannten Buches, das den ästhetischen Forderungen der prüden Alltagsleser so wenig Rechnung trägt, eindringlich gewarnt. Den Ersten und Reinen, die das gewichtige Wort eines ehrlichen Wahrheitsfreundes dem seichten, hohlonönnenen Gewäsch unserer beliebten Unterhaltungsfabulisten vorziehen, kann dagegen Leblancs interessantes Sittengemälde warm empfohlen werden. „Une Femme“ entrollt uns ein treu nach der Natur gezeichnetes Bild des Gesellschaftslebens in der französischen Provinz; die Heldin des Romans darf als typische Vertreterin des tugendheuchelnden und dabei bis ins Innerste Mark verderbten jungen Mädchens gelten, wie es in der Gistsphäre des modernen Gesellschaftsumpfes so trefflich gedeiht. Lucie Kamel ist nicht besser aber auch nicht viel schlechter als sie alle sind, sie ist ganz systematisch zur Heuchelei und Lüge erzogen worden und sehnt sich nach der Ehe, weil sie in ihr die einzige Möglichkeit sieht, sich standesgemäß zu versorgen, die lästige Fessel des konventionellen Zwanges abzustreifen und ihre perverse Natur frei ausleben zu können. Das eheliche Zusammenleben hat die Sinne Lucies, die mit so trefflichen

Vorfällen in die Ehe getreten, geweckt, sie sündigt erst aus Neugierde, später aus Übermut, bis sie endlich Geschmad an der Sache findet und sich endgültig dem Laster in die Arme wirft. Nachdem Lucie die ganze Stufenleiter sinnlicher Genußsucht so ziemlich durchlaufen hat, gelingt es der Überfüllten, die nahe daran war, sich auf der dritten Heerstraße des Lasters zu verlieren, den schmalen Pfad bürgerlicher Tugend glücklich wieder zu erklimmen. Das Lasterleben, das Lucie geführt, hat ihr in der öffentlichen Meinung nicht eben viel geschadet, die Gesellschaft drückt im Gefühl der eigenen Schwäche gern ein Auge zu, wenn das Deforum nach außen hin halbwegs gewahrt bleibt. Und das hat die Heidin des Lebianischen Romans so trefflich verstanden, daß selbst der genaßführte Gatte, der als echter Idealist von den Frauen im allgemeinen und der seinigen im besondern die allerbeste Meinung hat, keine Ahnung davon hat, daß seine saubere Frau Gemahlin für jeden Mann zu haben ist, der Verlangen nach ihr trägt. Und so ist jedermann zufrieden: Lucie hat ihr allzuhißiges Temperament nach Gefallen geföhlt und hat die ganze Stufenleiter frivoier Genußsucht durchlaufen, ihr draver Gatte ist glücklich in dem Bewußtsein, ein treues Eheweib zu besitzen, das dabei gesellschaftlich vortrefflich zu repräsentieren versteht, und die Gesellschaft freut sich der defekten Sünderin und bewundert neidlos die geniale Ehedruckwirtin, die es versteht, in dem Sumpfe moralischer Verkommenheit herumzuwaten, ohne an ihrer Reputation irgendweichen Schaden zu erleiden. Die Tugendbeuchelei, die Frivolität und die moralische Korruption der Bourgeoisie werden in dem vorliegenden Sittendild scharf und ergöhlich zugleich getennzeichnet. Es ist ein tief aufgeföhtes, eigenartiges Geisteswerk, das uns die Bekannthschaft mit einem Schriftsteller vermittelt, der überans scharf beobachtet, und der das, was er geschaut, offen und ehrlich auszusprechen wagt.

Armand Silvestre's historischer Roman „Floréal“ (Paris, Delagrave) ist ein duftiges Prosa Gedicht, das auf jeder Seite erkennen läßt, daß ein echter und rechter Poet die Feder geföhrt hat. Die einfache Handlung, die uns der Autor erzählt, versetzt uns in die Zeit des Directoriums, in die sonnige Fröhungsperiode der jungen französischen Republik. Der gewaltige Revolutionörsortan, der Frankreich in seinen Grundfesten erschütterte, hat nachgelassen, die starre Betäubung ist gewichen, die Bevölkerung atmet erleichtert auf und allenthalben beginnt sich wieder die durch das strenge Schreckensregiment zurückgehaltene Lebenslust zu regen. Silvestre hat es prächtig verstanden, uns die Poesie dieses kraftvollen *fin de siècle*, das sich so vortheilhaft von der grämlichen Schmachtsappigkeit unseres *fin de siècle*-Zammers unterscheidet, in den leuchtendsten Farben zu schildern. Sein „Floréal“ ist, wie Claretie im Vorwort mit Recht bemerkt, „une histoire à la fois souriante et attendrissante, avec les fredons du Paris republicain et les chansons des volontaires à travers les polders de Hollands. Un alerte et emouvant tableau du Directoire, avec de doux frous-frous de soie, des blancheurs de mousseline et des éclairs de baïonnettes“.

Paul Ferret, Manotte André (Paris, Plon). — Noch ein Revolutionsroman, der indessen mit Silvestre's Schöpfung nichts gemein hat. Ferret ist weder ein Dichter noch eine herborragende Künstlernatur, er ist nichts als ein geschickter Romanancier, der sich eine tüchtige Handwerksroutine angeeignet hat und genau weiß, worauf es beim Roman schreiben vor allem ankommt, wenn man ein beliebter und gelebener Autor werden will. Das Bild, das uns „Manotte André“ von dem Leben in der Schreckenszeit entrollt, ist auf den äußeren Effekt hin gemalt, eden darum wird der Roman zahlreiche Leser finden, die das spannende und wirkungsvoll geschriebene Buch mit Interesse und Vergnügen lesen werden.

Unter den Novellen, die in jüngster

Zeit hervorgetreten, muß vor allem der fünf novellistischen Beiträge zur Psychologie der modernen Liebe gedacht werden, die H. Dubreuil, Paul Pottier, Eug. Fraumont, G. Donnet und A. Richette unter dem Titel „Caprices de Chair“ bei Kistmaeders in Brüssel erscheinen ließen. Die Verfasser dieser naturalistischen Skizzen sind fünf Pariser Journalisten, die sich nach dem Vorbilde der „Soirées de Medan“ hier zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Das Grundthema der den Band bildenden Novellen „Esthétiquement“, „Sensuellement“, „Sentimentalement“, „Orgueilleusement“ und „Métamment“ ist die Liebe, deren verschiedene Erscheinungsformen hier psychologisch betrachtet und analysiert werden. Das eigenartige Buch, das, wie nicht erst hervorgehoben zu werden braucht, keine Lektüre für Kinder und Pastorentöchter bildet, ist eine Gabe, die über das Durchschnittsniveau der landläufigen Belletristik weit hinausragt, es vermittelt uns die Bekanntschaft einer literarischen Gruppe, die von erstem Streben und neuen Ideen erfüllt ist. Nach diesem kraftvollen Versuch darf man den ferneren Darbietungen der fünf Autoren dieser „Caprices de Chair“ mit berechtigten Hoffnungen entgegensehen.

Paul Marguerites Novellsammlung „La Mouche“ (Paris, Lecène, Oudin & Cie.) läßt uns den heiläugigen Menschenkenner und feinsinnigen Künstler aufs neue schätzen und bewundern. Unter den Modernen, die sich die Pflege der „short story“ angelegen sein lassen, ist der Verfasser des vorliegenden Novellenbuches der besten und berufensten einer. Mit Ausnahme der den Band eröffnenden Erzählung, einer recht unglückseligen symbolistischen Geheimnisthämerei, die der Sammlung ganz unbedingterweise den Namen gegeben hat, sind die Skizzen, Novellen und Stimmungsbilder, die uns Marguerite hier bietet, nach Form und Inhalt samt und sonders Muster der Gattung.

Die bekannte und weitverbreitete

Romanbibliothek „Auteurs célèbres“ (Paris, Flammarion) bringt in ihren jetzt erschienenen Bänden (Nr. 236—40): Jean Reibrach, „La femme à Pouillot“, — Georges Courteline, „Boulevard“, — Dante, „L'Enfer“ trad. de Lamennais, — Ed. Montagne, „La Bohème camelotte“, Ch. Didenot, „La terre de Tom Tiddler“.

Im Anschluß an Krapotkines bekanntes Buch „La Conquête du pain“ veröffentlichten Tresse & Etod in Paris ein neues anarchistisches Lehr- und Ausflügelungsbuch, das den Titel „La société mourante et l'Anarchie“ führt, von Jean Grave verfaßt und von Octave Mirbeau bevorwortet ist. Über die letzten Ziele der Anarchisten schweigt sich unser Autor vollständig aus, er begnügt sich damit, das Inzulängliche und Zwecklose der gegenwärtigen sozialen Einrichtungen und das Verfehrte der von den verschiedenen Parteien in Vorschlag gebrachten Reformen ausführlich darzulegen, er sucht des weiteren zu beweisen, daß unsere sozialen Institutionen nur Schaden und die geplanten Verbesserungen keinen Nutzen bringen können, solange sie sich auf der Grundlage der ersteren aufbauen. Etwas Neues erzählt man auch aus Graves Buch nicht, wer eins dieser Werke gelesen hat, kennt sie alle.

Eine recht interessante und genussreiche Lektüre bildet dagegen Alfred Baraudons „Algérie et Tunisie“ (Paris, Plon). An der Hand des gut unterrichteten Autors lernen wir Alger und Tunis aufs Beste kennen, wir erhalten gleichzeitig wertvolle Informationen über die Fortschritte, die Frankreich im Gebiete der Sahara gemacht, über Tunis, seine Denkmäler, seine Bevölkerung, über die Verbreitung des Katholizismus in Afrika u. a. m.

Als Folge und Fortsetzung der Kunstsammlung „Paysages contemporains“, die die wertvollsten Werke der zeitgenössischen Landschaftsmalerei aller Schulen enthält, ließ die rührige „Eclaircie de l'Art“

in Paris sieben zwei Hefte erscheinen, die die besten Schöpfungen der modernen Genre-malerei in musterghiltigen Reproduktionen zur Anschauung bringen. („Les pointres de genre contemporain“, 2 fascicules à 3 fra.) Künstlern, Kunstfreunden, Lehrern und Lernenden wird mit diesen vier Heften ein Werk in die Hand gegeben, das einen reichen Schatz von künstlerischer Anregung und Belehrung in sich schließt. — Die im gleichen Verlage erscheinende bestbekannte und geschätzte Kollektion „Les Artistes célèbres“ hat den Bestand ihrer Bände um zwei weitere Monographien vermehrt, die sich den bisherigen Veröffentlichungen der schönen Sammlung würdig anreihen. Die erste dieser Novitäten ist den beiden Brüdern Adriaan und Jzaal van Ostade gewidmet, Marguerite van de Wiefe hat das Leben und das künstlerische Wirken der beiden berühmten niederländischen Maler einer eingehenden liebevollen Betrachtung unterzogen, die erkennen läßt, daß Marguerite van de Wiefe, die sich als Romanschriftstellerin bereits bekannt gemacht hat, auch auf dem Felde der Kunstgeschichte erfolgreich thätig ist. „Les Moreau“ betitelt sich die zweite der vorerwähnten Monographien, die Adrien Moreau zum Verfasser hat. Die gründliche und hochinteressante Studie ist geradezu bewundernswert illustriert. Außer den Hauptwerken der beiden Künstler gelangt hier das wertvolle Stizzenmaterial des jüngeren Moreau, das im Louvre aufbewahrt wird, zum erstenmale zur Reproduktion. Die Ausführung des Bilderschmucks, mit dem beide Werke reich ausgestattet sind, ist trefflich, wie alles, was aus der Dstizze der „Librairie de l'Art“ hervorgeht.

Dr. Azam, Hypnotisme et double Conscience. Avec des préfaces et des lettres de Paul Bert, Charcot et Ribot (Paris, Alcan). In dem Bande finden sich die verschiedenen Arbeiten des trefflichen Gelehrten vereint, dessen Untersuchungen für alle, die sich mit der Frage des Hypnotismus beschäftigen, klassischen

Wert haben. Aus dem reichen Inhalt des Bandes nenne ich als besonders interessant die ausführliche Darlegung des an Félicia K. beobachteten Falles von Doppelleben und die therapeutische Nupanwendung, die sich daraus ziehen läßt, sowie die Untersuchungen des Autors über sensible und organische Störungen, die der Arzt in einer zwanzigjährigen Praxis zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die von Plon, Mourrit & Cie. in Paris herausgegebene „Revue hebdomadaire“ hat sich so vorteilhaft bekannt gemacht, daß es fast überflüssig erscheint, noch etwas zum Lobe dieser trefflich geleiteten Wochenschrift anzuführen. Die „Revue“ läßt es sich angelegen sein, das Beste und wertvollste aus der zeitgenössischen Litteratur auszuwählen und ihren Lesern zu unterbreiten. Die lehterschiedenen Hefte bringen von Romanen: Edouard Rod, „La vie privée de Michel Teissier“, — Theuriet, „La Chanoinesse“, — Loti, „Matelot“, — Ernest Daudet, „Mlle. de Circé“, — Josa, „Le docteur Pascal“, — Marcel Prévost, „L'Automne d'une femme“, — Paul Hervieu, „Points par eux-mêmes“, ferner Novellen von Coppée, Theuriet, Margueritte, Lucien Descaves u. a. m. Von den wissenschaftlichen Arbeiten nenne ich Harisse, „Christophe Colomb devant l'histoire“, — Bandal, „Le second mariage de Napoleon I.“ — Ary Renan, „Deux villes syriennes“, ganz besondere Hervorhebung verdienen auch die Berichte eines Engländers über seinen Pariser Aufenthalt, die Hèreé unter dem Titel „Un Anglais à Paris“ aus dem englischen überseht hat. Daneben findet man regelmäßige Berichte über die Politik, das Kunst- und Litteraturleben der Gegenwart ic. Man kann nur immer aufs neue die treffliche Wochenschrift empfehlen und einem jeden, dem daran gelegen ist, eine gebiegene und wohlfeile französische Zeitschrift zu erhalten, anraten, sich die „Revue hebdomadaire“ zu bestellen, die alle

Ansprüche aufs Beste zu bestreiden weiß. — Die bei Dentu in Paris erscheinende Monatschrift „Le Bambou“ wendet sich nicht an das große Lesepublikum, sondern an die kleine Gemilde der Kenner und Feinschmecker, deren verwöhntem Geschmack hier in Bild und Wort ein wahrer Schatz seltener, erlebener Genüsse geboten wird. „Bambou“ hat sein Programm, dem Leser nur neues und originelles zu bieten, treu erfüllt; was Geschmack, Eleganz, Raffinement und Eigenart der Ausstattung anbetrifft, ist „Le Bambou“ mit keiner der bestehenden Zeitschriften zu vergleichen. Von den reich und künstlerisch vollendet illustrierten Bänden, die mir vorliegen, ist jeder einzelne ein wahres Kunstwerk, das zu durchblättern einen hohen Genuß gewährt, das gilt sowohl für die Bilder und die typographische Ausführung, die der Leistungsfähigkeit der Guillaumc'schen Eßfyn das beste Zeugnis ausstellt, wie auch für den eigenartigen Text. Bei all diesen Vorzügen und bei dem niedrigen Preise — der Band kostet 2 Frs. 50 — ist es wahrlich kein Wunder, daß das Dentusche Unternehmen einen Erfolg davongetragen hat, der in buchhändlerischer und künstlerischer Hinsicht beispiellos genannt werden muß. Aus dem Inhalt der letzter erschienenen Bände nenne ich die Novellen „Une flaque“ und „Le Miracle“ von Paul Marguerite beg. J. G. Rosny, die Karoid und Mittis mit prächtigen Bildern geschmückt haben, die originellen, brillant illustrierten „Notes et Croquis“ von Sourya, die auf das Epitheton „in de siècle“ allen Anspruch können, und die vom Prinzen Katarogewitsch verfaßten und illustrierten „Impressions de Désert“.

Auch die bei Bondeau in Paris erscheinende „Revue documentaire illustrée mensuelle“ „Le Livre et l'Image“ hat sich unter der umsichtigen Leitung ihres Gründers und Herausgebers John Grand-Carteret zu einer Kunstzeitschrift entwickelt, die es verdient hat, sich auf dem Felde der periodischen Litteratur eine

hervorragende Sonderstellung zu erwerben. Dank der rastlosen Thätigkeit des Herausgebers ist hier eine Centralstelle geschaffen, die in Wort und Bild fortlaufend Kunde giebt von den mannigfachen Kundgebungen und Erscheinungen im öffentlichen Leben, die für den Kulturfortschritt der modernen Menschheit von Wert und Interesse sind. Der untrügliche Geschmack und die geistvolle Anschauungsweise Grand-Carterets zeigen sich hier im glänzendsten Lichte. Unter den wertvollen Beiträgen zur Kultur- und Sittengeschichte der Neuzeit, die in den letzten Hefen des „Livre et l'Image“ enthalten sind, nenne ich „Les origines du journalisme“ von Journel, „Guy de Maupassant“ von d'Eylac, die ständige Rubrik „Les curiosités de la rue“ und „Grandville vu par ses originaux“, „Les affiches de chemins de fer et le pittoresque“, „Villegiatario fin de siècle“ und „Images politiques“ sämtlich von Grand-Carteret. Der sorgsam ausgewählte und trefflich reproduzierte Illustrationschmuck, der die Anschaulichkeit des Textes in wünschenswerter Weise erhöht, giebt diesem „Livre et l'Image“ Wert und Bedeutung einer Kunstzeitschrift ersten Ranges. Ich werde nicht verschlen, über die vorerwähnten Zeitschriften, die alle drei der wärmsten Empfehlung wert sind, weiter zu berichten.

A. G—tze.

Amerikanische Litteratur.

Der Humorist Mark Twain. — Neben den hervorragendsten humoristischen Schriftstellern Europas hat sich der erste Humorist Americas, Mark Twain, einen ansehnlichen Platz erworben. Er besitzt eine vorzügliche Fähigkeit, an menschlichen Einrichtungen und Persönlichkeiten das Lächerliche herauszufinden und durch seine köstliche Darstellung den Leser in die heiterste Stimmung zu versetzen. Ebenso ist er aber auch ein meisterhafter Schilderer des Abenteuerlichen und ein genauer Kenner der Menschenseele, der in seinen Schriften eine Menge der feinsten Züge des Seelen-

lebend mitzutheilen weiß. In Amerika sind von seinen Schriften viele hunderttausende von Exemplaren verbreitet. Er ist aber auch für den europäischen Kontinent und speziell für Deutschland von gewissem Nütze und hat sich uns durch seine Reisen diesseit des großen Wassers auch persönlich näher gebracht. Daher kann man es der Verlagshandlung Robert Luz in Stuttgart dank wissen, daß sie eine deutsche Ausgabe seiner besten Schriften in 6 Bänden: 1. „Abenteuer und Sittiche von Tom Sawyer“, 2. „Abenteuer und Fahrten von Huckleberry Finn“, 3. „Skizzenbuch“, 4. „Leben auf dem Mississippi“ und „Nach dem fernem Westen“, 5. „Im Gold- und Silberlande“, 6. „Reisebilder und verschiedene Skizzen“, nebst einer Lebensbeschreibung des berühmten Humoristen veranstaltet hat. Die schwäbische Firma wird mit dieser Ausschichtung des amerikausischen Humors zweifellos ein gutes Geschäft machen.

Mark Twain, mit seinem wirklichen Namen Samuel Langhorne Clemens, ist am 30. November 1835 in Florida, im Staate Missouri geboren. Der Name Langhorne stammt von seiner Mutter. In Hannibal, Staat Missouri, verlebte unser Held seine Jugendjahre; er hat den Ort in „Tom Sawyer“ beschrieben. Sein Vater John war daselbst seit 1810 Friedensrichter. „Sam“ war ein gutherziger, wilder und unwilliger Knabe, der oft die Schule schwänzte und allerhand lose Streiche beging. Sowohl in „Tom Sawyer“ wie „Huckleberry Finn“ hat er seine Jugendzeit drastisch geschildert. Sein Vater war streng gegen ihn und erteilte ihm oft wohlverdiente Rüchtigungen, die Mutter war mild und nachsichtig. Als Sam zwölf Jahre alt war, starb der Vater und er wie seine Geschwister mußten sich ihr Brot verdienen. Er wurde Buchdruckerlehrling beim „Weekly Courier“ in Hannibal. Dies Blatt hatte 100 Abonnenten in der Stadt und 350 auf dem Lande; die städtischen bezahlten mit Kolonialwaren, die ländlichen

mit Kohlköpfen und Holz — „wenn sie überhaupt zahlten,“ fügt Mark Twain hinzu. Es war eine ganz miserable Wirtschaft und ein kümmerliches Leben. Als der Lehrling, der wenig an den Zepferkasten gekommen war, 15 Jahre zählte, hatte er „ausgetrunken“ und ging auf die Wanderschaft, wobei er nach New-York kam; von da nach Philadelphja, dann nach Cincinnati, nach Louisville und St. Louis. Nirgendes hielt er lange aus. Er wurde Lotse auf dem Mississippi, was er im „Leben auf dem Mississippi“ schilderte. „Mark Twain,“ schreibt der Matrose, „wenn er nur zwei Fuß Wasser mit dem Sentblei findet“; diesen Ruf hat der spätere Humorist zu seinem Schriftstellernamen gemacht.

Als der Sezessionskrieg ausbrach, trat der nun Bierundzwanzigjährige als Freiwilliger in die Armee der Südstaaten, er wurde bald Leutnant von 15 Mann, geriet aber in Gefangenschaft, brannte durch und wanderte nach dem fernem Westen, wo er erst Bergwerksarbeiter und dann auf eigene Faust in Nevada Goldgräber wurde. Bei dieser Gelegenheit kam er einstmals in den Besitz eines Erzganges, der die Teilhaber zu Millionären machte, aber als dies geschah, hatte der junge Mann seinen Anteil schon wieder verkauft. Er wurde 1862 Redakteur bei einem Blättchen in Virginia City und schrieb hier zum erstenmale humoristische Skizzen unter dem Namen Mark Twain. Schon damals entwickelte er sich zu dem starken Tabakraucher, der er später stets geblieben ist, aber das Zeug, was er rauchte, verpestete derart die Luft im Redaktionszimmer und Druckräume, daß die Trucker seine Pfeife nur den „Leichnam“ nannten. Nach einiger Zeit setzte er die schriftstellerische Thätigkeit in San Francisco bei der Zeitung „Morning Call“ fort, er war, als er dort ankam, so abgerissen, daß ihm der Redakteur Barnes zunächst einen anständigen Anzug kaufen ließ. Er wurde Berichterstatter für Lokalangelegenheiten, was ihm so wenig behagte, daß er wieder Lotse werden wollte.

Der ihm befreundete General McComb redete ihm dies aus, weil er Mark Twains großes Talent erkannt hatte. Er blieb also der Feder treu und verband sich mit Bret Harte zur Herausgabe des „Californier“; da aber das Blatt trotz der prächtigen Skizzen nicht ging, gingen sie selbst, und zwar wieder nach den Bergen als Goldgräber. Dies Geschäft glückte keinem von ihnen, sie trennten sich und Mark Twain ging als Berichterstatter nach den Sandwich-Inseln. Aber schon nach zwei Monaten war er wieder in San Francisco. Hier lebte er bis 1847 ein wahres Hungerdasein. Dann begab er sich auf Reisen, um Vorlesungen zu halten, wobei er vielen Anhang fand. In demselben Jahre erschien der erste Band seiner Skizzen, der in Amerika wie in England begierig gelesen wurde. Er kam wieder nach New-York, dann nach Washington. Mit Hilfe seines Beschüßers McComb konnte er sich hiernächst einer Reisegesellschaft auf ihrer Fahrt nach Europa anschließen, von wo er Berichte an eine kalifornische Zeitung schrieb. Nach der Rückkehr war er wieder in Washington, 1864 wieder in San Francisco, 1869 wieder in New York, wo er vergeblich einen Verleger für sein neues Werk „Harmlose auf Reisen“ suchte. Endlich druckte es die Verlagsgesellschaft in Hartford, es wurden 200,000 Exemplare davon verkauft und 75,000 Dollars Reingewinn gemacht, wovon der Verfasser die Hälfte erhielt. Damit war sein Ruhm begründet, er wurde ein gesuchter Autor und fand, als er 1872 nach England reiste, daseibst eine Menge begeisterter Freunde.

Mit dem 1876 erschienenen „Tom Sawyer“ erreichte er den Gipfel des Ruhms, das Buch fand in mehreren Auflagen ungeheuren Absatz; ebenso sein „Skizzenbuch“ und dann das gefeierte Werk „A Tramp abroad“ (Ein Bummeler auf Reisen), wozu er 1878 eine große Reise durch England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland gemacht hatte. Dann folgte 1883 das „Leben auf dem Missis-

sippi“, 1886 „Huckleberry Finn“, eine Fortsetzung von Tom Sawyer 1889. Das neueste größere Werk Mark Twains „Der amerikanische Prätendent“ ist mit Recht in die Lutz'sche Sammlung nicht aufgenommen, da es den früheren Werken Mark Twains keineswegs ebenbürtig ist. Ueberdies hat die deutsche Verlagsanstalt dieses schwache, langweilige Nachwerk jüngst erst in „Aus fremden Zungen“ veröffentlicht und noch eine elegante Sonderausgabe davon veranstaltet. Das kann dem Ruhme Twains genügen. Seit 1884 hielt er auf einer großen amerikanischen Rundreise öffentliche Vorlesungen, welche gleich den Dickens'schen „Sensation“ machten. Natürlich! Mark Twain lebt nun, immer litterarisch schaffend, bald auf seiner schönen Besitzung in Hartford, bald auf einer solchen von Verwandten seiner Frau bei Elmira im Staate New-York in beschaulichem Wohlstand; denn seine Bücher, die er nun in eigener Verlagsabhandlung „Websteru. Co.“ in New-York erscheinen läßt, haben ihm schon viele Hunderttausende eingebracht, und ebenso hat er mit dem Verlage der „Memoiren des Papstes“ und „Denkwürdigkeiten des Generals Grant“ ein großartiges Geschäft gemacht. Denn aus Geschäftsmachen versteht er sich so gut wie auf den Humor.

Aus der Lebensgeschichte Mark Twains, welche im 6. Bande der Lutz'schen Ausgabe enthalten ist, möchten wir noch eine charakteristische Begebenheit erzählen. Es ist die Geschichte, wie Mark Twain zu seiner Frau kam. Er hatte sich, damals noch Redakteur in sehr bescheidener Stellung, in die hübsche, talentvolle Tochter des reichen Richters Langdon verliebt, allem Anschein nach aussichtslos. Nach langem Zögern sah er Mut, erklärte dem Fräulein seine Liebe, wurde aber abgewiesen. „Mir war es selbst höchst zweifelhaft, ob Sie mich nehmen würden“, bemerkte er kleinlaut, „aber versuchen wollte ich's doch wenigstens.“ Nach einiger Zeit wiederholte er seinen Antrag, jedoch ohne besseren Er-

folg. „Wissen Sie,“ sagte er in seiner schleppenden Redeweise, „ich habe jetzt eine weit höhere Meinung von Ihnen, als wenn Sie Ja gesagt hätten — aber hart ist's doch.“ Bei der dritten Anfrage hatte er endlich mehr Glück, aber nun galt es noch, das schwierige Wort zu vollbringen, nämlich den Vater zu erobern. „Herr Richter,“ redete er den stolzen Millionär an, „haben Sie wohl bemerkt, daß zwischen mir und Fräulein Vlyle etwas im Werke ist?“ Der alte Herr, der nicht begriff, was Mark Twain wollte, betrachtete ihn mit strenger Miene: „Durchaus nicht, nein, ich habe nichts bemerkt, wovon reden Sie denn?“ „Nun, geben Sie nur acht, dann werden Sie es schon sehen.“ Das that Herr Langdon denn auch und ließ nicht lange darauf den feurigen Verehrer seiner Tochter eines Tages in sein Privatzimmer kommen. „„Herr Twain,““ sagte er, „ich bin jetzt über den Zweck Ihrer Besuche in meinem Hause nicht mehr im Unklaren. Die Sache ist von großer Wichtigkeit für mich und die Meinigen, denn das Wohl meiner Tochter liegt mir sehr am Herzen. Bevor ich Ihnen also gestatten kann, sich um ihre Hand zu bewerben, möchte ich etwas genauer über Ihr früheres Leben unterrichtet sein. Ich muß Sie daher bitten, mir die Namen Ihrer Freunde in Kalifornien zu nennen, von denen ich Näheres über Sie erfahren kann.““ Mark Twain mußte sich wohl oder übel dem Verlangen des besorgten Vaters fügen. Wie vorauszusehen war, erhielt Herr Langdon auf seine nun angestellten Erkundigungen manchen ungünstigen Bescheid; besonders wurde die Möglichkeit, daß Mark Twain je ein guter Ehegatte werden könne, stark in Zweifel gezogen. Im Wesseln der Liebenden laß der Schwiegervater in spo die eingelassenen Briefe laut vor und es entstand eine peinliche Stille. Seine Verlobte machte der Verlegenheit jedoch ein Ende; sie schob die Papiere beiseite und sagte: „Wir wollen unser Heil doch zusammen versuchen — trotz alledem.“ So wurde

Die Gesellschaft. IX. 11.

denn die Hochzeit im Langdon'schen Hause in Elmira gefeiert. Mark Twain hatte seine Freunde in Buffalo beauftragt, für ihn und seine Frau in einem guten Logierhause mehrere hübsche Zimmer zu mieten und sie bei ihrer Ankunft zu Wagen abholen zu lassen. Er war überzeugt, daß sie seinen Wünschen nachkommen würden und machte sich weiter keine Sorge darüber. Als nun das junge Paar in Buffalo aus der Eisenbahn stieg, fanden sie einen Kutscher in Livree, der mit einem schönen Wagen und prächtigen Gespanne auf sie wartete. Er fuhr sie auf mancherlei Umwegen durch die Stadt, bis der Wagen zuletzt vor einem Hause in dem vornehmsten Viertel hielt. Unser Held sah sich verwundert um und glaubte nicht anders, als daß ein Irrtum vorliege. Als jedoch die Thür aufging, standen die Eltern der Braut da, um ihre glücklichen Kinder zu überraschen und zu bewillkommen. Nachdem Mark Twain das ganze Haus mit seiner bis ins Kleinste vollendeten Einrichtung besichtigt und bewundert hatte, wurde ihm mitgeteilt, daß ihn sein eigener Wagen nach seinem eigenen Heim gebracht habe. Vor freudiger Rührung konnte er nur die Worte hervorbringen: „Na, das nenne ich aber einen Schwindel erster Klasse.“ Stimmt.

Und damit genug. Wir sind, wie der verehrte Leser zugeben wird, dem berühmten amerikanischen Schriftsteller kein Lob schuldig geblieben. Nun wollen wir aber um der Gerechtigkeit willen zum Schluß noch die Frage beantworten: Was ist dieser Mark Twain als geistige Macht für den Kulturfortschritt wert? Wie schwer wiegt seine Feder als Waffe des Ritters vom Geiste? Die Freunde des Spahes mögen mich ausknüpfen, wenn sie mich erwischen, meine Antwort wird doch nicht weniger freimüthig und entschieden lauten: Als humane geistige Potenz ist dieser geniale Spahmacher, der sich auf's Geschäft wie auf den Humor gleich gut versteht, genau so viel oder so wenig wert, wie ein genialer

„dummer Aujst“ vom Cirkus. Twains Horizont ist nicht weiter als der unserer ehrwürdigen Familie Buchholz von Stinde. Nach der Gemütsseite hin ihn mit Dickens oder unserem Jean Paul vergleichen zu wollen, wäre einfach Verneffenheit. Auch künstlerisch kommt er nicht über das Feuilleton hinaus. Keine einzige größere Komposition, beherrscht von einer starken, neuen Idee, ist ihm gelungen. Seine virtuosenhafte Illerei entfaltet sich am behaglichsten in der kleinen Skizze. Deutschland mit seiner mehr und mehr sich verengenden Kasernenkultur und preussischen Unteroffizierschmoberigkeit verweigert dem Heinrich Heine ein Denkmal, einem Twain oder Stinde wird man's mit Enthusiasmus gewähren. Geistige Größen von diesem Range wird die Pöhlsterwelt in Uniform, Frack und Vree immer mit Inbrunst ans Herz drücken und ihnen Dank spenden für die Wohlthat des Spahes, durch kein Betasten der Gewissen, kein stürmisches Anrufen der sittlichen Ideale geschmäkelt. Selbst wenn Twain die Deutschen mit noch größerer Heringschäbigkeit behandelte, als er sie in seiner Doppelseigenschaft als Amerikaner und Humorist zu behandeln für angemessen hält, würde er keine wesentliche Einbuße an deutscher Sympathie erfahren. Er repräsentiert keinen sittlichen Faktor, er stellt keine ideale Forderung, er ist kein kritischer Sündenfried, er versteht Spaß aus dem Fundament — das ist unser Mann! M. G. C.

Vermischtes.

Bittere Wahrheiten für das akademische Deutschland! Herr Sanitätsrat Dr. Küster veröffentlicht in seiner vortrefflichen „Allg. Deutsch. Universitäts-Zeitung“ folgenden Brief aus Amerika:

Sehr geehrter Herr Sanitätsrat!

In der Illinois Staats-Zeitung fand ich kürzlich den von Ihnen unterzeichneten Aufruf an die Deutschen im Auslande.

Ich verließ Deutschland vor nunmehr

14 Monaten, teils um mich weiter auszubilden, teils um schneller vorwärts zu kommen, jedenfalls aber mit dem festen Vorsatz, nach einer Reihe von Jahren dort hin zurückzukehren.

Ich vermute wohl nicht mit Unrecht, daß besagter Aufruf in erster Linie an die in Amerika lebenden Deutschen gerichtet ist, und da direkt in demselben ausgesprochen wird, daß eine Darlegung der jeweiligen Verhältnisse erwünscht sei, so beziehe ich mich, diesem Wunsche nachzukommen, — natürlich soweit meine Erfahrung mich dazu befähigt, — denn auch ich nehme den aufrichtigsten und regsten Anteil an dem Wohle meines Vaterlandes, sowie daran, daß die Kräfte desselben in der vorteilhaftesten Weise ausgenutzt werden.

Sie möchten wissen, wo hier Unterkaust ist für „akademisch gebildete“ Deutsche, und darauf muß ich Ihnen leider antworten: Nirgends! denn die Nachfrage nach solchen Kräften ist hier gleich Null.

Der Amerikaner giebt auf unsere sogenannte „akademische Bildung“ gar nichts. Er verlangt praktische Menschen, Leute, die imstande sind, etwas zu leisten, nicht solche, die erst beginnen wollen, etwas zu lernen. Das letztere ist aber bei unseren Universitäts- und Hochschulabsolventen der Fall, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Mediziner, und darum hat man hier keine Verwendung für sie.

Für deutsche Lehrer bietet sich in Amerika, wenigstens in den Vereinigten Staaten, gar kein Tätigkeitsfeld, für Chemiker und Apotheker ein nur geringes, und was sollte man nun gar mit deutschen Juristen hin anfangen; mit Geistlichen aber ist Amerika selbst so reichlich begeset, daß es mit solchen zur Not ganz Europa versorgen könnte. Ärzte, und zwar tüchtige Ärzte finden wohl in dem ausblühenden Westen Gelegenheit zur Ausübung ihres Berufes, jedoch ist auch für sie Zeit und rastlose Tätigkeit Hauptfordernis zur Begründung einer sicheren Existenz, grade wie drüben. Am meisten Aussicht auf

Erfolg haben noch Ingenieure und Architekten, aber nicht unsere „akademisch“ gebildeten, denn diese sind in Deutschland selbst nur selten brauchbar, um wie viel weniger in Amerika.

Hier ist ein jeder seines eigenen Glückes Schmied. Nur wer mit eifrigster Energie ausgerüstet, im Vertrauen auf sein Können und mit dem festen Vorsatze hierhergeht: „Du willst und Du mußt vorwärts“, nur wer an angestrengteste Arbeit gewöhnt sich niemals scheut, selbstthätig eingzugreifen, wo immer die Umstände dies erfordern, nur wer unter Hintenansehung aller unserer deutschen Vornehmtheurei durchdrungen ist von dem Gedanken, daß keine ehrliche Arbeit schändet, welcher Art sie auch sei, der allein hat Aussicht, hier weiter zu kommen, aber auch der nur nach einer Reihe von Kämpfen und trüben Tagen. Gerade diese aber sind es, welche auch den letzten Rest von Energie aus dem einzelnen Individuum herausholen, welche es zwingen, seine Kräfte bis zum äußersten anzuspannen, und nur dem Umstande allein verdankt das amerikanische Volk seine eminenten Erfolge.

Es hieße den Menschen um seine besten Erfahrungen betrügen, wollte man ihm behülfslich sein, mühelos über all die Klippen hinweg zu kommen. Der unaufhörliche Kampf um das tägliche Brot, das Überzeugtsein, daß niemand einem helfend beibringt, daß man einzig und allein auf seine zehn Finger angewiesen ist, das erst macht einen zum ganzen Mann, macht einen fähig, dem Danke, der selbstthätigsten aller Kreaturen, erfolgreich die Stütze zu bieten, und zeitigt eine Zähigkeit und Ausdauer in dem einzelnen, die jede Schwierigkeit und jedes Hindernis überwindet. Daß dieses Land fast ausschließlich Männer birgt, die nur durch eigene Kraft und Energie aus nichts sich emporgearbeitet haben, die den bitteren Ernst des Lebens durchkostet, das macht uns Europäern daselbst so gefährlich. Wir werden dereinst erdrückt werden von diesem Kolos, wenn es uns nicht bei Zeiten gelingt, bei uns eine gleich

intensive Ausnutzung der Kräfte herbeizuführen, wie sie hier erreicht ist.

Ich haßte die Juden, als ich Deutschland verließ, ich liebe sie auch heute nicht, aber ich halte ihre Existenz in meinem Vaterlande für einen Segen, denn sie allein bilden daselbst das belebende Element, die Konkurrenz, die einzig und allein imstande ist, unser Volk vor völliger Lethargie zu bewahren und es zu immer erneutem Schaffen anzufeuern. Treiben Sie die Juden aus dem Reiche, und die deutsche Produktionsfähigkeit wird erlahmen, wenn nicht ganz zugrunde gehen.

Nur im Kampfe mit anderen ist der Deutsche stark und fähig, sein ganzes Können zu entfalten, und dann allerdings wird er von keiner anderen Nation erreicht. Ihn in einem steten Kampfe zu erhalten, muß daher das höchste Ziel jedes Deutschen sein, dem an dem wahren Wohle seines Vaterlandes gelegen ist, und dies wird am besten erreicht werden durch eine erhöhte „freie“ Konkurrenz innerhalb der Grenzen des eigenen Landes.

Ich habe in einer August-Nummer der Berliner „Vaugewerks-Zeitung“ einen Artikel über Universitäten und Technische Hochschulen veröffentlicht — ich nehme an, daß derselbe aufgenommen ist — worin ich mich offen über die empörende Dummheit an jenen Anstalten ausgesprochen habe. Es ist doch wahrhaftig unverantwortlich, daß durch Vorschriften junge Leute geradezu angehalten werden, die besten Jahre ihres Lebens mit Nichtsthun zu verbringen, denn daß z. B. von den zu dreijährigem Studium verurteilten Juristen 70—80%, 4 Semester saulenzen und 2 Semester „repetieren“, um dann anstandslos das Examen zu bestehen, ist ja bekannte Thatsache. Ähnlich aber ist es bei allen anderen Fakultäten, wieder vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Mediziner, deren Ausbildungsmethode bei weitem die beste ist.

Ich habe in jenem Artikel als Notwendigkeit hervorgehoben, daß überall den Studierenden die größtmöglichste Gelegen-

heit geboten werde, die Theorie stets sofort in die Praxis zu übersezen, um sie so direkt für das Leben vorzubereiten und nutzbar zu machen. Ich habe ferner geäußert, daß jeder Zwang, die Anstalt eine bestimmte Reihe von Jahren zu besuchen, aufhören müsse. Es solle einem jeden freigestellt sein, das Examen abzulegen, wann es ihm beliebt, denn nur dadurch kann der Studierende zur Arbeit angehalten werden ohne Beschränkung seiner persönlichen Freiheit.

Man überzeuge sich bei der Prüfung eingehender von der Fähigkeit der Examinanden, wie das heute geschieht, wo das Examen oft nur ein Glücksspiel, aber man lasse einen jeden seine Kenntnisse dazu sammeln, wo und wie schnell oder wie langsam es ihm beliebt.

Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit, talentvolle und talentlose, fleißige und träge Studenten mit demselben Maße zu messen und reiche und arme zu den gleichen Ausgaben zu zwingen.

Nicht eine erhöhte Überfüllung der verschiedenen akademischen Berufszweige würde die Folge sein, sondern eine Abnahme des Andrangs und ein höherer Bildungsgrad des Volkes.

Man geht heute bei uns, namentlich in Beamtenkreisen, von der Ansicht aus, daß derjenige, welcher kein Gymnasium absolviert und nicht studiert hat, nicht eigentlich ein „Mensch“ sei, sofern er nicht etwa ein „Geborener“ ist und somit dieses Privilegium für sich und seine Nachkommen in Pacht hat, oder in des Königs Rod steht. Was Wunder, daß da bei dem Streben nach Gleichberechtigung gar mancher sich zum Studium entschließt, der unter anderen Umständen nicht daran denken würde. — Das erzeugt die Überproduktion. — Denn es wird doch kein Mensch behaupten wollen, daß heutzutage noch jemand pekuniäre Vorteile vom Studium erhofft? Hat aber unter jetzigen Verhältnissen einmal jemand den Entschluß, zu studieren, gefaßt, so ist er auch gezwungen, dabel

auszuharren, denn in der Regel ist er schon nach dem ersten Examen zu alt — vor allem aber durch die Bummelerei verdorren, um mit Lust und Liebe sich noch einem anderen Berufe zu widmen. — — —

Über deutsches Volkstum und dessen Hege, zugleich im Hinblick auf den Wert eigener Schrift sprach am 14. d. M. in der Berliner Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Schriftvereins der Germanist Hermann von Pfister, Lehrer an der Technischen Hochschule zu Darmstadt. Das Wort Volkstum, so führte der Redner aus, ist von dem Turnvater Jahn zu einer Zeit geschaffen worden, als unser Volk zum ersten — und hoffentlich auch zum letzten — Male die Macht der Fremdherrschaft zu fühlen bekam. Das deutsche Volkstum muß sich ausdrücken in Sprache und Schrift, Sitte und Tracht, Münze, Raß und Gewicht, Baustil und Kunst. Wir müssen soviel deutsche Besonderheiten, wie nur irgend möglich, entwickeln. Denn wir wohnen eingeklemt zwischen Slaven und Romanen und bedürfen dieses Kranzes schützendes Wehren unserer volkstümlichen Eigenart. Reichen wir jedoch Wall um Wall nieder, so wird unser Volkstum am Ende von der Hochstult der Ausländerei hinweggefegt. Wir sind schon von Hause aus weltbürgerlich veranlagt, Selbstachtung war uns lange fremd und ist es uns zum Teile noch heute. Am undeutschesten haben sich von jeher die Juristgelehrten gezeigt; sie verehren ihre Wissenschaft wie einen Adgott, zur Pflege und Achtung des deutschen Volkstums fühlen sie keine Verpflichtung. Diese Vertreter der vaterlandlosen Gelehrsamkeit haben dem Volkstum auf vielen Gebieten schon schweren Schaden zugefügt. Anders ist es bei unseren Nachbarn. Der slavische und romanische Gelehrte stellt seine Gelehrsamkeit in den Dienst des eigenen Volkstums, der deutsche Wissenschaftler wird nur zu häufig ein Verächter der angestammten Art und ist selten erfüllt von vaterländischer Wärme. Auch das Volk, soweit es mit höherer Gelehrsamkeit und

Kunstrichtung in Verbindung kommt, verfällt in weltbürgerliche Gesinnung und Gelehrigkeit. Nur die Landbevölkerung, die Bauern, welche nicht von dem weltbürgerlichen, alles gleich machenden Strome berührt worden sind, haben sich noch Stammesbewußtsein und Ehrfurcht vor der Art der Väter bewahrt.

Unser Volk hat Einbußen überall auf sprachlichem und stammheillichem Gebiete erlitten. Nach Nordamerika sind im Laufe der Zeit 13 Millionen Deutsche ausgewandert. Fast alle haben ihr Deutschthum geopfert, und die Vereinigten Staaten sind statt deutsch nun englisch redend. Das deutsche Sprachgebiet geht überall an unseren Grenzen zurück: in Belgien, in der Schweiz, in Triol, Friaul und Oesterreich. Das Sprichwort „das ist nicht weit her“ kennzeichnet am besten unsere traurige vollstehende Schwäche.

Der Geschichtsunterricht muß deutscher werden. Wir treiben zuviel Geschichte Palästinas, Griechenlands, Roms. Infolge unserer klassischen Jugendbildung nehmen die Schüler schlichtlich Partei für die Römer gegen die eigenen Ahnen. Unsere Vorfahren waren in manchem Betracht gesitteter, als die verrohten und vertommenen Römer. Die Tracht der Hofen und der Gebrauch der Sesse sind z. B. deutschen Ursprungs. Die Butter war allein in Deutschland zu Hause. Unser Geschichtsunterricht muß so eingerichtet werden, daß das deutsche Kind die Römer hassen lerne, wie einst Hannibal. Wir müssen uns in die Vorstellung hineinleben, daß wir mehr sind, als die Romanen; denn was an ihnen tüchtig, ist deutschen Wesens.

Es ist lächerlich, heute von der „lateinischen Rasse“ zu reden, da es eine solche nicht giebt. Der Spanier ist romanischer Ueberer mit einiger Beimischung deutschen Blutes. Der Italiener ist im Süden der Abstammung nach Grieche, der von arabischem Blute beemflusst ist, in Mittelitalien aber insofern der früheren massenhaften Einführung syrischer Sklavinnen mehr Semit,

als Romane, im Norden Germane und Kelte. Vom Franzosen könnte man sagen, daß er dem Blute nach etwa zu 30 v. H. deutsch, 60 v. H. keltisch und nur 10 v. H. romanisch ist. Ohne die steten Teilungen der Karolinger würde heute Nordfrankreich bis an die Loire hin deutsch sein. Wie in Rantes Weltgeschichte ausgeführt ist, hat im Jahre 947 der Papst ein Breve an Hugo Capet gerichtet, dem „zum besseren Verständnisse der Bevölkerung“ eine deutsche Uebersetzung beigelegt worden war. Bis zum Jahre 1000 war in Nordfrankreich deutsch die Sprache der Bürger und Bauern. In der Lombardei sprachen die Bauern sogar bis ins zwölfte Jahrhundert hinein deutsch. Noch heute gebraucht das französische Volk tagtäglich 5000 deutsche Wörter. Diese sind jedoch im Französischen nicht Fremdwörter, sondern Lehnwörter.

Nach Ansicht unserer „Gelehrten“ soll der gotische Baustil kein deutscher sein. Der Name gotisch ist vielleicht nicht gut gewählt; er soll alt-deutsch oder germanisch befragen. Wenn vielleicht einige französische Künstler gotischen Stiles etwas früher als die deutschen erbaut worden sind, so ist dadurch keineswegs bewiesen, daß gotischer Stil kein deutscher Stil oder gar ein französischer Stil sei. Nicht die romanogallischen Hörigen haben jene Künstler erbaut, sondern die germanischen Herren. Die Troubadoure, ein Vertram de Born u. s. w. waren deutsche Männer. Die Nachkommen der fränkischen Herren des Landes endeten schließlich unter dem Jochbeile. Was seitdem in Frankreich hochgekommen, ist vornehmlich Keltentum, auf das das Voltairische Wort „halb Affe; halb Tiger“ paßt.

Wir stellen die reine Rasse dar. Vielleicht sind wir deshalb von der Vorsetzung an die schwierigste Stelle, ins Herz Europas, gestellt. Das Germanentum ist berufen gewesen, die alte, untergehende Welt und Menschheit mit seiner überquellenden Jugendkraft zu verjüngen und zu erneuern. Es hat aber auch durch die sechs größten

Rettungsschlachten die abendländische Gesittung vor dem Untergange bewahrt. Diese Schlachten — Armin's That im Teutoburger Walde, die Völkerschlacht in den fatalaunischen Gefilden, in der Westgoten und Franken unter römischer Führung gegen die Hunnen kämpften, Tours und Poitiers gegen die Mauren, die Schlacht auf dem Lechseide gegen die Magyaren, die Schlacht bei Wahlstatt gegen die Mongolen, die Schlachten vom Kahlenberge bis vor Belgrads Wälle gegen die Türken — bilden einen strahlenden Siegeskranz für das Germanentum. Die „Diet“ ist das alte Wort, wofür man jetzt Nation sagt. Um 500 bis 600 gewinnt es die Bedeutung von „einheimisch“, erst später hieß es „bei uns“ (in Deutschland) einheimisch“. Erst zur Zeit der Hohenstaufen wurden die Bewohner unseres Vaterlandes „Deutsche“ genannt.

Nächst der Muttersprache giebt es für uns Deutsche kein stärkeres gemeinsames Band, als die eigene Schrift. Von allen Sinnen wirkt das Auge am mächtigsten auf das Gemüt. Fremde Wörter schädigen unsere Sprache zweifellos, fremde Buchstaben entdeutschen sie ganz und gar. In den Tagen der Völkerwanderung enteigneten sich zahlreiche deutsche Stämme eigener Sprache; alle Deutschen gaben jedoch insolge des eindringenden Christentums ihre eigene Schrift, die Runen, auf. Die Deutschen nahmen die lateinischen Buchstaben an, aber die nüchterne Kaselheit der römischen Zeichen entsprach nicht dem deutschen Gemüte. So nahm denn der deutsche Geist ein Umbilden und Ummodeln der römischen Buchstaben vor, bis er sich schließlich eine neue, eigenartige deutsche Schrift entwickelt hatte. Da alle Germanen diese Schrift anwandten, ist es erklärlich, daß sie auch Jahrhunderte hindurch in Italien, Spanien, Frankreich galt. Schon einmal hat man in Deutschland einen Ansturm gegen unsere deutsche Schrift unternommen, um sie bei uns auszurotten. Das waren die Humanisten. Seit der Altmeister

Ja'ob Grimm in seitfamer Verbündung sich gegen die deutsche Schrift erklärt hat, ist abermals eine Kämpferschar entstanden, die wie Wülfürmer an der Vernichtung dieses deutschen volkstümlichen Besitztums arbeitet. Der Redner schildert, daß er lange Zeit im Grimmschen Hause zu Kassel verkehrt hat, und daß er dort gesehen, wie Ja'ob Grimm von einer geradezu abgöttischen Liebe zur Lateinschrift erfüllt war. Diese Liebe ist fast zu einer Schwäche und Schrunke bei ihm ausgeartet gewesen. Sein Bruder Wilhelm hat sich erst nach vielem Drängen seinen Anschauungen in Bezug auf die Schrift anbequemt. Von den noch lebenden Schülern Grimms lassen sich die Germanisten Rudolf Hildebrand und Moritz Heyne durch die Ansichten des Meisters nicht beeinflussen. Dieselben sind dagegen ausdrückliche Anhänger der deutschen Schrift. Heyne hat ein deutsches Wörterbuch herausgegeben, das besonders wegen der deutschen Schrift im Auslande reichlichen Absatz gefunden hat. Die Stadt Berlin sollte als Reichshauptstadt auch in Bezug auf Lade- und Straßenschilder den Stempel der Deutschtätigkeit tragen. Im Elsaß galt bis 1871 mehr deutsche als lateinische Schrift. Die deutschen Behörden brachten den Leuten den Lateindruck. Jahn nannte die Gewohnheit, deutsche Sprache in wässcher Schrift zu schreiben, eine vaterländische Abscheulichkeit. Gelehrt und zugleich volkstümlich zu sein, fällt gar schwer. Wenn Jakob Grimm heute lebte und sähe, wie unser Volkstum auf allen Seiten bedroht ist, hätte er nicht die Art an die uns überlieferte Schrift gelegt. Die deutsche Schrift ist eine Stütze und Waffe unserer volkstümlichen Eigenart, sie zu schreimen und zu erhalten eine Pflicht jedes wahrhaft deutsch gesinnten Mannes. A. R.

Von wem werden wir regiert?
Doktor L. Besser in Bonn schreibt:

„Wenn Rom das seine Recht gebaut
Auf unsrer Frauen jarte Haut“

lautete ein Rheinischer Waffenspruch, als die Jesuiten bei uns einzogen, nachdem

dem heute ordengeschmückten Grafen Ledochowski Bismarck in Versailles es abgeschlagen hatte, Italien wieder aus Rom hinauszuerwerfen. Bismarck regierte nicht. Windthorst wenigstens — der doch eben nur hoffähig befrachtete Dr. Pleber redivivus stand früher auf. Daher des wälschen Bessens ungeheures Fischen. Und als Minister Friedberg mit seinem berühmten 3-Paragraffen-Gesetz den Jesuiten das Handwerk gelegt, war's schon zu spät. Die Jesuiten gingen über die Grenze, den Jesuitismus aber hatten wir bereits innerhalb derselben. Und wir haben ihn da noch, weil wir keine Regierung haben. Rom kannte das deutsche Gemüt besser als die eigenen Träger und Hüter seiner Kultur. Rom wußte, was der deutschen Frau das Wort „Religion“ galt und gilt. — Und auf diesem Wege hält der Jesuitismus die deutsche Männerwelt im Schach. So weit ist's gekommen, daß die römische kaplanokratische Presse Luther für das moderne Louis-Besen verantwortlich macht, ohne daß der unter dem Regierungsmangel lahm gewordene Furor teutonius solchem Press-Jahnhogel die Lettern zertrümmert. Wenn's gilt, dem eigenen Vaterland zu leben und zu sterben, schielt der jesuitisch angekränkelte moderne angebliche Patriot nach dem christlich-dogmatisch ausgepuzten und mit „höherem“ sittlichen Filzter geschmückten Kosmopolitismus der Jesuiten hinüber und ahnt nicht, daß ihm dieser nur dazu dient, um das gehaßte Deutschland zu zertrümmern, es zunächst in den Genitiv zu setzen. Das Weitere findet sich. A. D. U. J.

Friedrich Niepche's Verwandter und Gegenvormund Dr. Lehler, Stadtrat in Magdeburg, erließ an die Presse folgende Mittheilung:

„Über Friedrich Niepche, sein Leben und seine Schriften sind vielfach Angaben gemacht und Ansichten ausgesprochen, welche nicht entfernt der Wahrheit entsprechen. Leider ist er selbst infolge seiner Krankheit nicht imstande, die Irrtümer richtig zu stellen. Dies bedauert

nemand mehr, als diejenigen, welche ihn von Jugend auf oder doch seit längerer Zeit kennen und sich seiner lauterer, vornehmen, sittlich reinen Persönlichkeit erfreut haben. Es ist geradezu unbegreiflich, wie ein verschwommenes Zerrbild aus dieser Gestalt gemacht worden ist; und doch ist es nicht möglich, all die Legenden, welche immer wieder an die Person von Niepche geknüpft werden, im einzelnen mit Erfolg zu widerlegen. Denn ein wirkliches Verständnis für die Eigenart dieser machtvollen Persönlichkeit und damit zugleich für seine Philosophie kann nur durch eine einseitliche und zusammensassende Schilderung seines Lebensganges erweckt werden. Eine solche ist jetzt in Angriff genommen durch seine einzige Schwester, Frau Elisabeth Foerster-Niepche, welche wie niemand sonst von frühester Kindheit an das Werden und die Entwicklung ihres Bruders miterlebt hat und berufen ist, das Bild des Philosophen in größter Treue und mit verständnisvollem Eingehen auf die kleinsten Züge wiederzugeben. Die Gegner Niepches, aber auch seine Freunde, werden daher den Anforderungen einer objektiven Würdigung seiner Persönlichkeit nur dadurch entsprechen können, daß sie es zur Zeit unterlassen, aus seinem Leben und über dasselbe Mittheilungen zu veröffentlichen, oder das, was bisher bekannt gegeben ist, mit Ausnahme der Darstellungen von Peter Gast, als zuverlässige Grundlage zu benutzen. Nach den bisher gemachten Erfahrungen steht zu befürchten, daß solche Mittheilungen, selbst wenn sie noch so gut gemeint sind, nicht nur Niepche nicht gerecht werden, sondern die Familie desselben, zu welcher der unterzeichnete Gegenvormund des unglücklichen Kranken gehört, auf das Tiefste verletzen.“

Wissenschaft und Litteratur. Den Berichten über den XII. Kongreß für innere Medizin entnehmen wir folgende Stellen von allgemeinerem Interesse: Es wurde über „traumatische Neurosen“ (Ner-

venkrankheiten insolge von Stoß und Schlag) verhandelt. Schwere als die klinische ist die forensische Seite der Frage zu entscheiden: die Frage nach der Simulation (Verstellung), nach der Höhe der Entschädigung für die Folgen der Unfallsverletzung. Hierbei ist eine durchaus individuelle Auffassung des Einzelkranken, eine genaue Analyse der Symptome auf Wahrheit und Wert, ein Studium auch der weiteren Erwerbsverhältnisse, der sittlichen Führung, der Umgebung des Kranken notwendig. Die meisten Redner betonen Vorsicht in Annahme von Simulation. Wernicke wünscht einen Paragraphen in dem Strafgesetzbuch auf Bestrafung von erwiesener Simulation; Unfallkrankenhäuser, vielleicht zusammen mit Einrichtung für leichte Arbeit, für Beschäftigung der betreffenden Kranken sind den meisten Rednern durchaus sympathisch; der erziehlische, gesundmachende, den erkrankten Willen stärkende Charakter der, wenn auch nur teilweisen, Arbeitsaufnahme wird allseitig betont. Die Frage, ob nur beamtete oder auch praktische Ärzte mit der Abfassung der Urteile betraut werden sollen, wird in letzterem Sinne beantwortet, besonders das Urteil des Arztes, der den Patienten vom Beginne des Unfalls an behandelt, sei für die Entscheidung notwendig. Doch sei eine größere Ausbildung der Ärzte in den neurologischen Methoden, in der Psychiatrie und Aufnahme der letzteren als Prüfungsgegenstand notwendig.

Als von besonderem Interesse möchten wir noch eine Bemerkung Wernicke's hervorheben; derselbe führt die Häufigkeit, die Stärke der von Charcot in der Pariser

Salpêtrière beobachteten hysterischen Erscheinungen auf eine völkerysychologische, insbesondere örtliche Anlage der französischen Gehirne zurück; eine Veränderlichkeit nervös-hysterischer Bilder, wie sie männliche und weibliche Pariser dem Auge des französischen Nervenarztes darbieten und wie sie ein geistvoller deutscher Nervenarzt einmal treffend mit den Worten des Chorus mysticus: „Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis, das Unbeschreibliche, hier ist's gethan“, charakterisierte, ist in Deutschland glücklicherweise nur in sehr vereinzeltten Formen vorhanden. Diese Bemerkung eines Nervenarztes ist auch ein Fingerzeig für diejenigen, welche gewisse in dieses Feld schlagende Werke der französischen Schriftsteller, eines P. Bourget, eines Guy de Maupassant als höchste menschliche Offenbarungen beweihräuchern. Für das Gebiet der Kunst, der künstlerisch freischaffenden Phantasie ist gewiß nichts weniger als die „Pöhlsterelle“ ein Maßstab, aber nervöse Krankheitsgeschichten als „Erlebtes“ und als Typisches hinzustellen, geistige Epitalkost den Lesern vorsetzen, heißt nichts anderes, als den unleugbar nervösen Charakter des Jahrhunderts, den „Zug nach der Kaltwasserheilanstalt“ noch unnötig vermehren. Auch die Idyllischen Frauengestalten, besonders der letzten Jahre seines Schaffens, sind von geistiger Gesundheit weit entfernt, sind krüppelhaft durch und durch. Auf solche Dinge aufmerksam zu machen, ist Sache der Ärzte, die mehr davon verstehen, als Litterarhistoriker. T. R.

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Julienne Dey

Dezember 1893.

Mit offenem Visier!

Sendschreiben an Herrn F. Volckmar in Leipzig.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Gestatten Sie, geehrter Herr, daß ich mich öffentlich an Sie wende, der Schriftsteller an den Buchhändler.

Sie haben in Ihrem 14. Rundschreiben 1893 vom 12. Oktober dem deutschen Sortimentsbuchhandel u. a. folgende Mitteilung zukommen lassen:

„Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß ich der unsittlichen oder schlüpfrigen Litteratur nicht nur grundsätzlich die Aufnahme in meine Kataloge verweigere, sondern daß ich auch den übrigen Verlag solcher Firmen nicht aufnehme oder bei erster Gelegenheit streiche.“

Und im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und die verwandten Geschäftszweige“ Nr. 247 vom 23. Oktober 1893 findet sich auf S. 6340 ein „Öffentlicher Dank an die Firma F. Volckmar in Leipzig“ von einem Herrn Cornelius Liegel in Villach.

Diese öffentliche Dankagung schließt mit folgenden Sätzen:

„Mögen wir alle, denen es am Herzen liegt, daß der Garten der deutschen Litteratur vom Giftgewächse der Unzucht wie vom Unkraute der Schmutzkonkurrenz befreit werde, uns, diesem Beispiele folgend, jedes Pfiennigs Gewinn schämen, der aus trüber Quelle fließt. Vergessen wir insbesondere nie, daß das höchste Gut eines Volkes seine Sittlichkeit und daher jeder ein Verbrecher ist, der im geringsten zur Schädigung derselben beiträgt.“

Gewiß, Sittlichkeit ist das höchste Gut.

Aber nicht die reduzierte, die nach persönlichem Geschmack beliebig definierte Sittlichkeit, sondern die volle, die ganze, das höchstgesteigerte Moralempfinden eines großen Kulturvolkes umspannende Sittlichkeit.

Ich erinnere mich eines Bildes in den „Fliegenden Blättern“, wo gar erbaulich zu schauen war, wie ein sittsames Fräulein die Beine seines geliebten — Pianoforte mit faltenreichen Höschlein umkleidete. Die jungfräuliche Schamhaftigkeit konnte den Anblick der nackten Klavierbeine nicht länger ertragen; sie flößten ihr vielleicht unlantere Gedanken ein. Das Fräulein war zweifellos in seinem persönlichen Recht.

Es wäre aber im Unrecht, wenn es forderte, daß nun fortan die Beine sämtlicher Klaviere, die von den Instrumentenbauern in den Handel gebracht werden, mit Höschlein bekleidet sein sollen.

Diese Forderung selbst fiel unter den Begriff der Unsittheit, während das, was das Fräulein an seinen Klavierbeinen vornahm, nicht als ein Akt der Sittlichkeit aufgefaßt werden kann, sondern als eine lächerliche That hysterischer Prüderie. Aber das persönliche Recht zu dieser lächerlichen That ist zweifellos.

Sittlichkeit ist das höchste Gut.

Darüber ist kein Streit unter gebildeten Menschen.

Der Streit beginnt erst da, wenn in bestimmten Fällen festgestellt werden soll, was Unsittheit ist oder nicht. Die Grenzbestimmung zwischen dem Sittlichen und Unsittlichen, das ist das große Problem.

Ich bin in den letzten Jahren wiederholt als litterarischer Sachverständiger vor dem Schwurgericht in München thätig gewesen. Ich erinnere mich besonders zweier Fälle, wo der Redakteur Friedrich Freiherr v. Treuberg und der Schriftsteller Christian Flüggen, beide aus München, der Unsittheit, begangen durch die Presse, angeklagt waren, der Redakteur wegen der Aufnahme einer orientalischen Erzählung in sein Wochenblatt, der Schriftsteller wegen der Veröffentlichung eines von ihm verfaßten Romans im Feuilleton einer Tageszeitung.

Der Staatsanwalt hielt mit erstaunlichem Scharfsinn, mit klassischer Beredsamkeit, mit flammendem Pathos sittlicher Überzeugungskraft die Anklage aufrecht. Die Geschworenen, lauter sittlich intakte Männer aus Stadt und Land, stimmten der Verteidigung und dem litterarischen Sachverständigen-Gutachten bei — und die Angeklagten verließen frei den Gerichtssaal.

Ich setze den Fall, Christian Flüggen veröffentlichte seinen inkriminierten und glänzend freigesprochenen Roman als Buch. Würden Sie, Herr Sortimentsbuchhändler, den Spruch des Schwurgerichts München erst einer Revision unterziehen, bevor Sie sich entschließen, Flüggens Roman in Ihren Katalog aufzunehmen? Oder würde Ihnen im vorhinein die Anklage des Staatsanwaltes, der sich doch so gut wie Sie oder Herr Cornelius Siegel aus Billach auf Sittlichkeit verstehen muß, für Ihren Entscheid maßgebend sein?

Und wenn Sie sich für den Ausschluß des Flüggen'schen Buches in

dieser oder jener Weise entschieden hätten, würden Sie dann wirklich, wie Sie in Ihrem Mundschreiben ankündigen, auch die übrigen Verlagswerke der Firma, die Flüggens Buch angenommen und auf den Markt gebracht, mit dem Bannfluch belegen?

Würde Ihnen nicht der Gedanke aufsteigen, daß Sie mit diesem Boykott um der Sittlichkeit willen selbst eine That begingen, die sittlich durchaus ansehnlich wäre? Daß Sie, um mit dem dankbaren Herrn Cornelius Liegel aus Villach zu reden, nicht nur „den Garten der deutschen Litteratur“ schädigten, sondern auch „das höchste Gut eines Volkes“ schmälerten, indem Sie die Gerechten mit dem Ungerechten verdammen?

Denn das ist doch über jede Streitfrage erhaben: Wer sich zum Wächter und Wahrer der Sittlichkeit berufen fühlt, der darf sich nicht an die reduzierte, auf ein einziges Stück beschränkte Sittlichkeit halten, sondern er muß Ehrfurcht empfinden vor der allumfassenden Sittlichkeit; der darf sich keinerlei Unrecht zu schulden kommen lassen, denn jedes Unrecht ist unsittlich.

Ich nehme nun an, daß die litterarische Sittlichkeit nicht zu Ihren Sortiments-Geheimnissen gehört. Ich bin überzeugt, daß die litterarische Sittlichkeit Ihnen eine Herzenssache und nicht, wie vielen anderen auf den mancherlei Gebieten des Handels und Wandels, ein bloßer Geschäftskniff ist. Wäre ich nicht überzeugt, hätte ich es nicht der Mühe und der Ehre für wert gehalten, dieses öffentliche Schreiben an Sie zu richten.

Aber nun sage ich, und Sie werden mir nicht widersprechen, wer ein Ritter der Sittlichkeit sein will, der muß mit offenem Visiere kämpfen. Unerschrocken und rücksichtslos muß er seinen Namen, seine Person dafür einsetzen.

Und darum müssen auch Sie, geehrter Herr, zweierlei thun: erstens uns die Kriterien Ihrer litterarischen Sittlichkeit, d. h. was Sie darunter verstehen, kundgeben, zweitens uns die Werke und Firmen nennen, denen Sie aus Sittlichkeitsgründen den Weg ins deutsche Publikum verschließen zu müssen glauben. Hier handelt sich's nicht mehr um eine handelsmännische Privatsache, sondern, wie Ihr öffentliches Vorgehen erweist, um eine hochbedeutende Volks- und Litteraturfrage.

Mit offenem Visier! heißt die Losung.

Alle, die ein Herz haben für das vaterländische Schrifttum, werden mir beistimmen. Ich bin im voraus überzeugt, mit diesem Sendschreiben keine Fehlbite an Sie gerichtet zu haben. Ich sehe Ihrer Antwort entgegen.

Hochachtungsvoll

Dr. M. G. Conrad.



Wie schaffen wir eine Gesundung unserer Rasse?

Von M. Schwann.

(Zürich.)

Motto:

„Folch ein Gewimmel mägi' ich sein,
Auf freiem Grund mit freiem Volke sein.“
(Sankt 11.)

Wer nach Mitteln und Wegen zur Gesundung einer Rasse forschen will, muß seine Blicke vor allem auf drei Punkte richten. Er hat zu fragen:

1. Zeigt die Natur selbst einen Weg zu diesem Ziele? Ist dieser Weg zu allen Zeiten, also auch heute noch gangbar?
2. Steht unser Volk auf einem einst gefunden Boden, und ist es möglich, diese Gesundheit wieder zu schaffen, so indirekt einer Gesundung und neuen Erstarbung vorzuarbeiten?
3. An welchen Punkten wäre anzusetzen, eine neue Volksgesundheit zu begründen? Ist es der positive Weg der Krankheitenheilung oder der mehr indirekte und defensiva der Krankheitenverhütung?

Wir begeben uns sofort an die Betrachtung der drei Fragen, bei deren Beantwortung uns ihr innerster Zusammenhang klar vor Augen treten wird.

Sehen wir auf das Leben eines jugendlichen Volkes, so tritt uns vor allem eine Erscheinung entgegen, die uns zu denken giebt. Körperliche Übung, Geschicklichkeit zu erlangen auf allen Gebieten, die zur Erhaltung und Verteidigung des Lebens führen, durch Übung die angeborene Kraft zu erhalten und zu mehren, durch Gewandtheit einen etwaigen Mangel an positiver Stärke auszugleichen, im Schwimmen, Laufen, Reiten, Jagen, Speerwerfen, kurz in allen körperlichen Hantierungen es einander zuvor zu thun, welche zur „Tüchtigkeit“ führen: das scheint die vornehmste Aufgabe der Erziehung. Hier scheint verwirklicht, was M. Guyau (Education et hérédité. Étude sociologique 1889) als das vornehmlichste Ziel jeder Erziehung hinstellt: Sittlichkeit, Gesundheit und Blüte der Rasse zu erstreben. Auf diesen Weg führt die wirkliche Lebensnot den Menschen unmittelbar, und so können wir sagen, die Natur zeigt einen Weg, wenn auch ihre Botsung zunächst nicht direkt ins Bewußtsein dringt, wenn uns unsere körperliche Anlage und unsere Stellung in der umgebenden Natur diesen Weg anfangs auch nur unbewußt und instinktiv betreten lassen. Dieser Weg aber führt zu dem, was die Alten ἀρετή oder virtus nannten. In der Mannheit verkörperte sich ihnen alles Hohe und Gute, alles Tüchtige, der Weg zur Tugend ging über die Mannheit, wie über die Mannheit

der Weg zu dem führte, was man als das Beste und Edelste einer Kaffe, eines Volkes verehrte und hochhielt. *Ἀρετή* und *ἀρετός* enthalten die gleiche Sprachwurzel wie *vir* und *virtus*, und *ἀρετός* übersezt die Römer mit *optimus*, der Beste. Der Adel, die Aristokratie ist also zunächst nichts anderes, als der höchste Grad persönlicher Tüchtigkeit und Mannheit. Wer das letzte besitzt oder zu erringen vermag, besitzt das, was man „Adel“ nannte.

Wir gehen einen Schritt weiter und fassen die historische Legitimität ins Auge. Gibt es von Natur einen erblichen Adel? — Warum nicht? Das Gute erbt sich fort, wie das Schlechte, und die Natur strebt in der Vererbung des Guten nach einer höchsten Bejahung aller positiven Eigenschaften, wie sie in der Vererbung des Schlechten nach einer letzten Verneinung der negativen Eigenschaften strebt. Aber — und dieses Aber ist groß und lang — natürlicher und historischer Adel sind nicht identisch. Und warum können sie das nicht sein? Wohl einfach aus dem Grunde, weil in dem einzelnen Individuum, wie in einer Familie, einem Geschlecht, einem Volke nur ein ganz bestimmtes Maß natürlicher Kraft zur Erscheinung kommt, ein Maß, welches, wenn erfüllt, sich nicht weiter durch einfache Inzucht steigern läßt. Kommt es nun in einer Volksentwicklung früher oder später zu einem Abschluß des Adels in einer adeligen Kaffe, so wissen wir, daß damit die einst natürliche und sich aus dem Volksleben fortwährend ergänzende und steigende Kraft des Adels an ihre Grenze gelangt ist. Darum fallen auch bei jeder natürlichen Volksentwicklung Herrschaft des Blut- oder Volksadels und größte körperliche Ausdehnung des Volkes zusammen, beide Epochen schließen mit einander ab. Die Inzucht tritt mit dem Abschluß der Kaffe ein, und mit der Inzucht trotz einer scheinbaren letzten Steigerung der Verfall, die Dekadence. Zugleich lenkt das Volksleben rückwärts von der Bahn der Eroberung auf die der inneren Kultur. Der Abschluß in eine Kaffe ist selbst bereits ein Defensivmittel: ein Stand sucht durch Zusammenschluß und Absonderung sich auf der Höhe materieller und geistiger Errungenschaften zu behaupten, auf die ihn eine lebendige und lebensergende Kraftübung einst emporgehoben. Und das hat nun zweierlei Folgen. Der Abschluß entzieht dem Stande der „Besten“ die bisher andauernde Zufuhr und Erneuerung seiner Kräfte aus dem Leben des ganzen Volkes, es kommt nichts neues, nichts gutes und besseres mehr hinzu, eine Steigerung wird unmöglich, die Fortzeugung steht still; und andererseits tritt für das Volk die Folge ein, daß seinem Leben und Streben zur Höhe ein Schlagbaum vorgeschoben wurde, es findet keine natürliche Ergänzung nicht mehr in einer Ausströmung seiner besten Kräfte nach oben, in einer einseitlichen, fortdauernden und allmählich das ganze Volk unspannenden Verebelung, sondern Volk und Adel treten auseinander

als zwei feindliche Elemente, die natürliche und hochberechtigte Grundlage einer einstigen besten Blutmischung fällt für den Adel allmählich fort, sein Verfall setzt ein, und im Volke beginnt das Wildwachstum, in dem sich seine besten und tüchtigsten Kräfte einen eigenen Weg bahnen, auf welchem sie wohl notdürftig das finden, was zur Fortführung des eigenen und des Volkslebens dient, auf dem aber ebenso die soziale Krankheit, der Stände- und Bürgerkrieg großgezogen wird, die des Volkes beste Kräfte verzehren und aufreiben. Die nationale Kultur hat ihre natürliche Einheit verloren, alles strebt vom Centrum hinweg in die Bahnen der Eigenucht und Übervorteilung des andern, eine allgemeine Nervosität greift ein, hervorgerufen durch die Unmöglichkeit, die individuellen Kräfte natürlich zu entwickeln und dem Ganzen zufließen zu lassen, und andererseits durch den Stillstand oder die unnatürliche Verlangsamung und Hemmung des allgemeinen Lebens, welches doch stets auf der gesunden Fortentwicklung der Einzelleben beruhen muß. Dieser Weg führt fortgesetzt zum Untergang des ganzen Volkes.

Wie wäre nun wohl einem Untergang vorzubeugen? Auch hier tritt die Natur wegweisend ein. Im Kampfe der Stände wird das Adelsprivileg erschüttert. Der verfallende Adel hat auf die Dauer nicht die Kraft, sich gegen den unausgesetzten Ansturm des Volkslebens zu schützen. Der künstlich errichtete Schlagbaum fällt. Aber nun ist die Frage, ob in diesem Kampfe die Volkskraft nicht auch eine herbe Einbuße erlitten hat, für die wir Ersatz suchen müssen? Und da zeigt uns die Geschichte als die Verkörperung der natürlichen Volksentwicklung abermals den Weg. Die Schlagbäume innerhalb eines Volkslebens fallen, und damit gewinnt der Volkstörper die Möglichkeit, sich bis zur vollen Erfüllung seines natürlichen Kraftmaßes auszuwachsen. Aber wenn auch diese Grenze erreicht ist, steigt an ihr die Internationalität als unumgängliche Forderung empor. Von nationaler Grundlage ausgehend, erfolgt der neues Leben bringende Verkehr mit fremden Völkern, der internationale Austausch des Besten und Tüchtigsten und damit die Erhöhung und Steigerung der eigenen nationalen Kraft aus dem Leben anderer Völker. So findet das Volk den Weg zur Menschheit.

Zwei Fragen treten an diesem Punkte in unsern Gesichtskreis. Die erste lautet: Ist eine Regeneration eines Volkes möglich? Wir beantworten sie nach unsrer Einsichtnahme in die natürliche Entwicklung eines Volkes unbedingt mit „Ja“. Anders aber lautet die Antwort auf die zweite Frage: Wie ist die Regeneration eines Volkes möglich? Das Wie hängt von der jeweilig erreichten Entwicklungsstufe des Volkes ab. In der Jugendzeit ist der Fond unverbrauchter und sich rasch ersetzender Kräfte so groß, daß sich, wie wir sehen, die Regeneration auf natürliche Weise und wir möchten sagen, wie von selbst vollzieht, einfach durch die Heranziehung junger Kräfte in

das allgemeine Leben. Mit steigendem Alter aber wird das Verhältnis ungleich. Der Reservefond unverbrauchter Kraft wird geringer und das Bedürfnis der Regeneration wird größer. Was nun?

Einerseits erkannten wir, daß der Abschluß der Nationalität in der Entwicklungsreihe eines Volkes seine natürliche Berechtigung hat; andererseits aber ward uns klar, daß damit die Entwicklung ihr Endziel nicht erreicht hat, sondern daß nun nach höchstmöglicher Herausbildung der eigenen Volksindividualität eine Steigerung des Volkslebens nur mehr durch die Heranziehung anderer Volksträfte möglich wird. Je geringer also der Reservefond an eigenen Volksträften wird, um so notwendiger wird die Heranziehung fremder frischer Kräfte. Auch hierfür giebt uns die Geschichte die Belege, einmal in dem erobernden Vorgehen einzelner Völker, dann in ihren kolonialisatorischen Arbeiten und nicht zuletzt in der internationalen Verständigung mit andern verwandten Völkerindividualitäten.

Treten wir nun nach diesem allgemeinen Ausblick an unser eigenes Volk heran, so erkennen wir einerseits, daß der einstige Schatz unseres Bauerntums, des Repräsentanten der Volksgesundheit, der unverbrauchten Volkskraft bedeutend im Abnehmen begriffen ist. Ein neuer Schatz etwa in eroberten Provinzen oder durch uns geschaffenen Kolonien ist nicht angelegt, ja die Kolonisationsarbeit, welche das deutsche Volkselement einst gegen Osten unternommen, ist ins Stocken geraten, und ihre letzten unsfertigen Errungenschaften gehen einem raschen und vollkommenen Verfall entgegen. Eine Aussicht auf Regeneration des ganzen Volkes bietet sich nach dieser Seite nicht, wenn hier das Kraftmaß der letzten deutschen Kolonie, des brandenburgisch-preussischen Staates erschöpft ist, ist auch diese Entwicklung zu Ende. Wir stehen also vollkommen an dem Punkte, wo der Reservefond unverbrauchter Kräfte im eigenen Volke geringer und das Bedürfnis der Regeneration stetig größer wird. Wir fragten bereits, was nun zu geschehen habe, und diese Frage deckt sich mit der zweiten Hauptfrage, ob unser Volk auf einem einst gesunden Boden stehe, ob es möglich sei, diese Gesundheit wieder zu schaffen, so einer Konvalescenz und einer neuen Erstarbung vorzuarbeiten?

Der gesunde Boden unsrer Volksentwicklung war einst vorhanden. Aus ihm entsprossen unsere Rechtspiegel und Städteverfassungen, aus ihm unsere Hanse und Städtebündnisse, aus ihm unsere Dürer und Holbein, die Baumeister der gotischen Denkmäler und so viel Schönes und Herrliches, das unserm Volke einen der vornehmsten Plätze in der Reihe der Kulturvölker verschaffte. Wir verloren diesen Boden, und sehen wir nun einmal zu, wie wir ihn verloren, werden wir vielleicht auch eine Antwort erhalten darauf, wie er wieder zu gewinnen wäre. Es werden uns auf

diesem Wege Beispiele davon begegnen, wie ein Volk, eine Rasse sich zu regenerieren vermag.

Es ist bekannt, daß die neuen romanischen Völker einer Blutmischung entstammen, in welcher das altrömische Volkselement den empfangenden Teil, die jungen germanischen Elemente den befruchtenden Teil bildeten. Sehen wir vom Keltentum ab, welches in diesem großen Naturprozesse nur eine vermittelnde Rolle spielte, indem es einerseits die römische Volksnatur brechen half, andererseits von der überstarken Kultur der Mittelmeerländer in seiner eigenen nationalen Entwicklung gebrochen wurde, so bedeutet die Romanisierung der Ostgoten und Longobarden in Italien, der Vandalen, Alanen und Westgoten in Spanien, der Burgundionen und Franken in Frankreich nichts weiter, als die Belebung eines alten absterbenden Volkselementes durch ein junges, eine Neubelebung, welche wir entweder als Wiedergeburt oder im eigentlichen Sinn als Geburt betrachten können, denn wir können sagen entweder, das römische Element blieb einer späteren Kulturperiode auf diesem Wege erhalten, es ward wiedergeboren, regeneriert, oder wir sagen, es ging auf in diesem Prozesse, den wir als die Geburt der romanischen Nationen aufzufassen haben. Eine Fortsetzung dieses Prozesses aber war nur bis zu dem Grade möglich, bis zu welchem die Empfangsfähigkeit des römischen Volkselementes ausreichte, und an diesem Punkte blieb ein Mehr von unvermischten germanischen Elementen übrig. Diese mußten nun die angestrebte Fortsetzung der Romanisierung als ein Hemmnis der eigenen Entwicklung empfinden, man sah den Punkt, an welchem der deutschen Volksnatur der Untergang drohte. Und so setzte sich der Kampf gegen das Römertum fort in dem Kampfe gegen das Romanentum. Dieser Kampf zog allmählich alle deutschen Elemente zusammen und vereinigete sie zu einem Volke, wie er andererseits zur vollen Absonderung der romanischen Elemente führte. Nun aber waren diese weder gleich in ihrem aus jenem Regenerationsprozeß erhaltenen natürlichen Kraftmaß, noch war dasselbe bei den deutschen Elementen überall gleich intakt geblieben. Wie dort Spanien, von geringeren Überflutungen der einbrechenden Völker heimgesucht, eine geringere Kraftzufuhr erhalten hatte, Italien schon eine bedeutend größere, in Frankreich aber über einer römisch-keltischen Ablagerung eine neue germanische Flut ihre befruchtenden Sedimente zurückließ, während in England der angelsächsischen noch einmal eine normannische folgte, so war ebenso Deutschlands Kulturboden vollkommen ungleich infiltriert von einer früheren Völkertultur, als die Germanen endgültig von ihm Besitz ergriffen. Der Boden des Frankenlandes war am wenigsten ein reiner Naturboden geblieben, auch im Alemannenlande lagerte eine römische Schicht, dünner war dieselbe bereits in dem Lande der Bajuwaren, während das Sachsenland fast ganz rein von fremder Infiltration ge-

blieben war. Hier allein vermochte eine reindeutsche Kultur zu entstehen, und wir sehen denn auch bei allen Vorstößen des Romanentums die Welle sich ergießen bis an die Ufer des sächsischen Landes. Von da erfolgt der Rückschlag, und auf der rückziehenden Welle treiben deutsche Gedanken, deutsche Thaten und deutsches Wesen gegen Westen. Der Schwabenspiegel springt aus dem Sachsenpiegel, die fränkischen und schwäbischen Eidgenossenschaften erhalten ihren Rückhalt an der großen niederdeutschen Hanse, es kommt ein neuer Halt in das Leben der westwärts sitzenden deutschen Stämme, ein Halt, der sie fähig macht, sich der fortwährend drohenden Romanisierung zu entziehen. Auf diesem Wege geht es siegreich fort bis zur Reformation. Der mächtige von Sachsen abermals ausgehende Einfluß derselben ist nicht zu leugnen, er wirkte fort nach den germanischen Ländern des Nordens, nach England, und durch den Calvinismus selbst tief in die romanischen Länder hinein, deren Kräfte allmählich hemmend und zersetzend. Aber auf der andern Seite sehen wir, daß der Sieg der Reformation in Deutschland kein allgemeiner mehr ist. Auch in Deutschland hat die vereinigende Kraft des Sachsenstammes ihr Ziel erreicht. Sachsen tritt in eine konservative Politik über und überläßt die Wahrung seiner kolonialisatorischen Arbeiten dem jungen brandenburgischen Staate, der letzten deutschen Kolonie, welche zu selbstständigem Leben emporrang. Also ein doppelter Rücktritt, einerseits von seiner bisherigen Wirkung ins Reich, andererseits von derjenigen gegen Osten, vollzieht sich in Sachsen, und wir erkennen den innern Zusammenhang dieser zwiefachen Machtminderung, wenn wir uns der Zeit der Ottonen oder noch der Zeit eines Heinrich des Löwen erinnern. Denn die nachherige Übernahme der polnischen Königskrone durch Sachsen kann, wenn auch der gleichen natürlichen Triebrichtung entsprungen, doch nicht mehr in eine Reihe mit dem früheren Wachstum des sächsischen Volkes gestellt werden, und zwar um so weniger, als diese scheinbare Machtmehrung nur mit einem Zugeständnis an den Romanismus, mit dem Rücktritt des sächsischen Königshauses zum Katholizismus, ermöglicht wurde. Es war ein Nachtrieb, kein Trieb fortarbeitenden wachsenden Lebens, der, in der ganzen Kraft des Volkes wurzelnd, diesem neue Kräfte zuführt.

Wir haben bei dieser geschichtlichen Betrachtung zwei Thatfachen kennen gelernt. Die erste war, daß wir die Kraftmehrung eines Volkes verfolgten, die zweite, daß wir die Kraftminderung desselben Volkes erkannten. Sachsen hatte nicht nur für sich zu leben und seine Kräfte zu verausgaben, sondern auch für Deutschland, indem es dem deutschen Leben einen Halt im Kampfe gegen den Romanismus bot, und für das Land der Wenden, indem es dorthin eine neue Kultur brachte. Auf diesem Wege schritt Sachsen siegreich fort, so lange seine eigene Volkskraft ausreichte. Dann trat es zurück auf

die Linie einer konservativen Politik. Die Stellung des Sachsenvolkes aber ist keineswegs eine ausschließlich sächsische. Sie ist allen Völkern gemeinsam. Kein Volk steht für sich allein auf der Welt. Also ein nationaler Abschluß bis zu dem Punkte, nur für sich leben zu wollen, ist nicht nur auf die Dauer eine Unmöglichkeit, sondern an sich, wo er erstrebt wird, eine Thorheit. Wir erkannten aber ebenso auf demselben Wege, wie ein Teil des sächsischen Volksstammes sich durch Auswanderung, durch Vermischung mit fremden, auf einer niederen Kulturstufe stehenden Volkselementen die Fähigkeit einer späteren Entwicklung gewann und also dem Mutterstamme die Möglichkeit einer Fortexistenz und weiteren kulturellen Entwicklung schuf. Der brandenburgisch-preussische Staat beruht mit seiner Wurzel in der kolonialisatorischen Arbeit des sächsischen Stammes. Hier haben wir eine Verjüngung, oder wenn man will, eine Neugeburt. Diese brandenburgisch-preussische Macht trat nun in der neuesten Zeit in jenes Stadium ihrer Entwicklung, in dem wir den sächsischen Stamm in einer früheren Epoche erblickten. Preußen hat begonnen, seine Kräfte für ganz Deutschland zu verausgaben. Daß hier eine wirkliche Volkstriebkraft vorliegt, erkennen wir allein an der Behandlung der polnischen Frage durch Preußen im Gegensatz zu Sachsen. Erst dieses Eintreten einer jungen Volkskraft in das deutsche Leben ermöglichte jene kriegerischen Erfolge der Deutschen in den letzten hundert Jahren, sie ermöglichte den neuen nationalen Aufschwung des deutschen Lebens überhaupt. Auf Preußen ging der Kampf gegen das Romanentum über. Aber wie steht es nach der andern Seite? Wo sind die preussischen Kolonien? Wir mußten sie im Osten suchen. Polen, Schlefien — es ist ein Anfang gemacht worden, aber der reicht allein nicht aus. Eine eigentliche Verjüngungszone hat sich Preußen und mit ihm Deutschland bisher nicht wieder geschaffen. Afrika? das hat gute Wege. Die kolonialisatorische Arbeit dort wird keine werden, aus der das deutsche Volk eine Regeneration zu erwarten hat. Eine nationale Kolonisationsarbeit existiert nicht, wohl aber eine internationale. Aus ihr ging eine neue Rasse hervor — die amerikanische. Millionen von deutschen Auswanderern haben geholfen, dort ein neues Volk zu erschaffen. Und soll diese Arbeit für Deutschland selbst von Nutzen sein und bleiben, soll die germanische Rasse auf diesem Wege eine Verstärkung erhalten, wird nichts übrig bleiben, als in diesem Werke fortzufahren. Die Vermehrung des deutschen Elements in Amerika ist ein Weg, auf dem wir zu einem Ziele kommen können, denn von allen Völkern Europas ist Deutschland das kräftigste, es vermag Menschen auszuführen, wie kein anderes, und schon in dieser natürlichen Überkraft liegt eine Bürgschaft für den dereinstigen Erfolg.

Anders aber liegt die Sache gleich, wenn wir die Ursache der Aus-

wanderung nach Amerika in Betracht ziehen. Sie ist doch die der reinen Verlegenheit, daß wir zu stark waren, um alle produzierten Volksträfte im direkten Dienste unseres Volkes verwerten zu können, und nicht stark genug, um diese Überkraft gleich den alten Sächsen einheitlich für uns und unsere Zukunft anzulegen. Ist das jetzt anders? Können wir in die Bahnen zurücklenken, aus denen unsere eigene Schwäche uns hinausgeworfen? Können wir den Weg der Kolonisation gegen Osten, den einzig möglichen, den uns von der Natur angewiesenen Weg wieder einschlagen? Sind wir jetzt stark genug dazu? Wir reden doch von Degeneration unserer Rasse, und eine degenerierte Rasse sollte einen Weg beschreiten können, zu dem nicht nur Volkskraft, sondern höchste Volksüberkraft nötig wäre? Die eigene Schwäche warf uns aus diesem Wege heraus. Wir mußten die Gebiete des deutschen Ordens fremden Mächten überlassen, dann ließen wir unsere überzähligen Kräfte in alle Welt ziehen, fremdem Volkstum einen Tribut zu zollen. Haben wir noch eine Kulturaufgabe zu erfüllen? Und wenn nicht, dann kann es ja ganz gleich sein, ob wir heute oder morgen gänzlich zugrunde gehen. Denn ein Volk ohne große, einheitliche Aufgabe, ohne eine Kulturaufgabe ist für die Menschheit unnütz. Ein Volk von Rentiers und Pflasterrettern ist ein Urding in der Menschengeschichte. Also auf dem einen Wege steht der Untergang, auf dem andern die Möglichkeit, unserem Volke seine alte Kulturarbeit wiederzugeben, es einem neuen Leben zu gewinnen. Wie kommen wir wieder zur *ἀρετή*, zur *virtus*, zur Mannheit? Gält man es denn für einen Zufall, lediglich dem Überschwang und der Borniertheit Pariser und russischer Köpfe entsprungen, daß Frankreich und Rußland gegen uns sich die Hand reichen? Stellt uns hier nicht die Not wieder einmal handgreiflich vor unsere alte und natürliche Lebensaufgabe, unser Volkstum gegen das Romanentum zu schützen und zugleich die Kultur nach dem Osten zu tragen? Diese Aufgabe ist schwer, aber ist sie zu schwer für uns geworden? Wächst nicht an der Schwere der Aufgabe unsere eigene Kraft? Oder glauben wir, wir könnten uns an dieser Aufgabe vorbeidrücken? Ein anderer werde die Arbeit für uns thun? Das alles wären Gedanken eines degenerierten Kopfes.

Wir können die Sache aber auch von einer andern Seite betrachten. Es ist möglich zu denken, daß wir nur auszuhalten brauchen, um die uns entgegenstehenden Kräfte ihrem eigenen Verfall entgegenzuführen. Der russische Kolos scheint durch und durch faul. Er wird und muß zusammenbrechen. Warten wir's ab! So könnte man denken. Ja wohl, aber ein Kadaver, der schließlich durch die innere Gasentwicklung zum Zerplatzen gebracht wird, erfüllt für gewöhnlich die Luft weitum mit Gestank und ergießt seinen ekelhaften Inhalt über das Land, abgesehen davon, daß der Zerlegungs-

prozeß schon vorher ringsum alles gesunde Leben vergiftet und bedroht. Die unnatürliche Staatsverfassung ist aber der Kadaver, der das Leben des russischen Volkes vergiftet, der unser eigenes Leben in furchtbare Mitleidenschaft zieht. Und weil nun die Sage geht, in diesem Kadaver verkörpere sich ein Stück des Gottesgnadentums, hat keiner unserer Gottesgnadentümler den Mut, zur Beerdigung des Kadavers zum Spaten zu greifen. Die Vernunft also ist es, die hier einen Schlag ins Gesicht erhält, ganz angemessen der Degenerationsthatsache, denn in einer degenerierten Rasse darf man Vernunft nicht suchen. Daß die Vernunft fort und fort predigt, daß wir mit der Befreiung des russischen Volkes und der Entfesselung seiner wirtschaftlichen und geistigen Kräfte nicht nur diesem einen Dienst erweisen, sondern uns selbst dazu den allergrößten, diesen ruhigen und klaren Gedanken zu fassen, kann man von einer degenerierten Rasse nicht verlangen. „Verfassungssturz“ rufen da alle konservativen Sichselbstleber. Und doch meint Buckle, daß in der Beseitigung alter Gesetze das vorzüglichste Werk des Gesetzgebers bestehe, und doch meint Goethe, es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Freilich wird Vernunft da zu Unfirt und Wohlthat zur Plage, und so ständen wir also vor einem einzigen großen Dilemma: Vernunft ist das erste Mittel, unsere Rasse zu regenerieren, und Vernunft zu erlangen ist uns, weil wir degeneriert sind, nicht möglich. Was machen wir nun?

Ist die Lage nun wirklich so aussichtslos? Wir sagen: nein! Es giebt noch Vernunft im deutschen Volke, noch Gesundheit und Mannheit. Es käme also zunächst nur darauf an, sie zu erhalten und zu verallgemeinern. Fassen wir uns nur fest bei der Hand und dann ans Werk. Zugleich aber berührten wir da eines der großen „Rätsel“ des Lebens. Wie an der Wiege der jungen Völker die Natur stand und ihnen den Weg wies, bis sie imstande waren, diesen Weg selbst zu erkennen und zu wandeln, so steht an der Wiege jedes Kindes die elterliche Vernunft, die des Kindes erste Schritte behütet, so stehen an der Wiege jüngerer noch unkultivierter Völker ältere, welche sich bereits in ihrem Leben einen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen gesammelt. Die Vernunft also ist der selbsterworbene Schatz, der die Grundlage abgeben soll für das spätere Leben jedes einzelnen Menschen wie eines Volkes. Vernunft führt zur Mannheit und virtus, sie führt aus der Degeneration und dem Verfall zur Wiebergeburt, und Vernunft ist nur für den nicht zu erlangen, dessen Geist bereits zerrüttet, unheilbar erkrankt ist.

Wir nehmen nun die Bibel zur Hand. In ihr steht das schöne Wort: Auch füllet nicht jungen Wein in alte Schläuche! Hier wird uns der Punkt gezeigt, wo zur Erhaltung und Verallgemeinerung der Vernunft der Hebel

einzuwirken wäre: bei den noch unverbrauchten Kräften unseres Volkes, bei der Kindheit und dem Bauerntum! Hört man heutzutage, daß in der Familie eines Kindes Geisteskrankheit sich vererbte, so wird ein gewissenhafter Vormund von ihm alles fernzuhalten suchen, was den vielleicht empfangenen Krankheitskeimen zur Entwicklung günstig ist. Nun aber wissen wir, daß unsere Vorfahren an einer erblichen Krankheit gelitten, jener Geisteskrankheit, die in Teufels-, Hexen- und Aberglauben ihre Orgien feierte. Diese Krankheit wurzelte in dem Gegensatz, in welchen unsere Volkstatur und Geistesentwicklung mit einem pfäffischen Dogmensystem geraten war. Sehen wir nun zurück, wie die von Sachsen gegen dieses System losbrechende Revolution noch einmal alle Kreise unseres Volkes erfaßte, wie sie namentlich jene Kreise durchrüttelte, auf denen die eigentliche Volkskraft beruhte, Bauerntum und niederes Bürgertum; wie sich hier sofort die religiöse Tendenz mit sozialen und politischen unterlegte; sehen wir die Kraft der Gedanken, welche, wie von einer elementaren Gewalt getrieben, plötzlich in den Köpfen der westdeutschen Bauern und Kleinstädter emporloderte, Gedanken, die unsere fürstlich und jesuitisch verzopfte Geschichtsschreibung noch bis hart an unsere Tage bei den französischen Revolutionären sich verstoßen zu bewundern erlaubte, während sie dieselben bei unsern deutschen Bauern vornehm über sah; hören wir dann, wie man mit den Gedanken die Köpfe abschlug zu tausenden und abertausenden, wie seitdem unser Bauer in Stumpfsinn und Bestialität versank, er, der einst den energischen Kopf so stolz erhob; und erinnern wir uns ferner jener traurigen politischen und sozialen Ohnmacht, der über zwei Jahrhunderte unser Volk verfiel: so erhalten wir eine historische Bestätigung dessen, daß mit der Niederlage des Bauerntums, der gesunden Volkskraft, das Leben unseres Volkes an der Wurzel getroffen wurde. Mit den gesunden Köpfen fehlte die gesunde Vernunft, und so ward der Wahnsinn epidemisch.

Die Wunde ist vernarbt. Wieder strömen die Landbewohner den Städten zu, wie einst, wieder bezog unser Bürgertum aus dieser Zufuhr seine besten Kräfte. Aber ist es damit genug? Was giebt denn die steigende Kultur ans Land hinaus? Was gab sie ihm alle die Zeit her? Ist es denn notwendig, daß wir 99 Bauern zugrunde richten und dem Proletariat überliefern, um einen neuen Bürger zu züchten? Wäre es nicht möglich, daß die Vernunft der Kultur den Weg wies auf Land hinaus bis in den letzten Winkel, daß sie den dort ins Wanken geratenen Existenzen eine neue Grundlage zu schaffen vermöchte durch Vermehrung der praktischen Kenntnisse, deren eine solche Existenz eben heutzutage bedarf? Ist es nicht möglich, daß wir die Gesundheit zu erhalten suchen, wo sie noch ist, anstatt sie in der Pestluft der Städte einem möglichst raschen Untergang entgegenzu-

führen? Ist es denn nötig, daß wir unsere Kinder in den Städten zu blutleeren Affen erziehen, anstatt die Schwächeren zur Stärkung ihrer Gesundheit dem Lande zu überlassen, wo an der Brust der Natur auch der Schwache sich wieder Kraft trinken und die Grundlage einer gesunden Generation legen könnte? Ist es denn nicht möglich, diese große Ventilation im Volksleben dem Zufall zu entziehen und einer vernünftigen Regelung zu unterstellen, so daß die Stadtlust fortwährend erneuert und gesunder gemacht, und umgekehrt das geistige Leben auf dem Lande wieder in gesunden Fluß gebracht würde?

Wir wissen wohl, daß hier Biologie, Soziologie, Hygiene, Nationalökonomie und viele andere Spezialwissenschaften ein Wort mitzureden haben. Aber die Hauptfrage bleibt doch für alle: wie schaffen wir unserem Volke seine Gesundheit wieder? Die Verbesserung der Rasse ist darin eingeschlossen. Und nicht umsonst zeigten wir an historischen Beispielen, was von der Gesundheit eines Volkes, von seinem natürlichen Kraftmaß abhängt. Eben alles! Seine sozialen, seine inner- wie außerpolitischen Verhältnisse, seine ethischen und moralischen Werte, seine ganze wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung stehen auf diesem Boden, und ohne diese materielle Unterlage einer allgemeinen Volksgeundheit ist alles poetische, philosophische, religiöse und sonstige Denken eitel Phantasie. Es führt zu keinem Ziele. Es ist demnach ganz blödsinnig, hinten anzufangen und zu sagen, wir müssen dem Volke seine idealen Güter erhalten, seinen Glauben, seine Liebe für Kunst und Wissenschaft usw. Nein, wir müssen vorne anfangen, ihm seine Gesundheit wieder schaffen und hat es erst die, wird sich schon zeigen, ob unsere ideale Güterkonstruktion vor der Wirklichkeit Bestand hat. Sind wir wirklich von den sogenannten ewigen Wahrheiten so im innersten Herzen überzeugt, so müssen wir das Vertrauen haben, daß ein gesundes Volksleben erst recht an sie herankommen, sie erfassen, erkennen und bestätigen wird. Anders aber ist es, wenn unsere, von jedem einzelnen vertretenen „ewigen Wahrheiten“ nur ein Deckmantel für niedere Gelüste, wie der Herrschaft, des materiellen Vorteils usw. sind. Solche Leute werden sich gegen eine derartige Besserung unserer Volksgeundheit mit allen Mitteln auflehnen. Aber sie beweisen damit nur, daß ihre „ewigen Wahrheiten“ ihnen selbst zweifelhaft, daß sie gemeine Lügen sind.

Wie gelangen wir zur *ἀρετή*, zur virtus, zur Tüchtigkeit und Mannheit? Wir haben das Leben, die Natur, die Geschichte befragt; sie antworten uns: durch Vernunft. Wendet euch an die unverbrauchten Kräfte unseres Volkes, an das Banerntum, an die Jugend! Die Volksschule! Da steht sie vor uns in ihrer höchsten idealen Bedeutsamkeit. Alle Interessen fließen hier zusammen. Alle Forderungen an die Leistungsfähigkeit

eines Volkes hätten zurückzusehen hinter dieser einen: der Schöpfung einer idealen Volksschule. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in der jetzigen Zeit der Kampf um die Volksschule mit einer mörderischen Hitze entbraunt ist. Aber der Kampf giebt ein trauriges Bild. Immer noch drängen sich Pfaffentum und Feudalismus vor und glauben ein Recht zu haben, diese Volksschule in ihren alleinigen Dienst zu stellen. Pfaffentum und Feudalismus — die alten Henkersknechte unseres Volkes! Haben wir nicht mehr die Kraft, sie abzuschütteln von uns? Los von ihnen — so muß der Spruch abermals heißen, wie in der Zeit der Reformation, los von ihnen und jenem Führer nach, der in sturmbewegter Zeit Europa belehrte, daß es noch Deutsche gab, der als geborener Gottesgnadentümler eine Philosophie zu haben sich erlaubte, die ihm sagte, daß der Fürst der erste Diener des Volkes sei! Dem Führer nach, der mit der deutschen Volksseele vom Schlummer erwachend uns ein neues geistiges Zeitalter erwecken half, unter dessen freiem Auge die Generation empornwuchs, welche das deutsche Leben vor der Knechtschaft wehrte und sich selbst wieder gab. Friedrich der Große — die Generation von 1813 und 1814, und zwischen ihnen die feudale Episode unter Friedrich Wilhelm II. mit ihrem Ende von 1806 und 1807, dann wieder nach der Volkserhebung Friedrich Wilhelm III., der jaghafte Mann und Metternich! Thatfachen reden. Wir waren los von jener traurigen Ollampendoktrin einer verwerfenden Legitimität. Legitim ist nur der Gesunde, der Tüchtige, der Edle, der Beste! So hieß es bei den alten Germanen, so hieß es, als Friedrich der Große zur Herrschaft kam. Und da nimmt uns dieser Metternich wieder ins Schlepptau und verkleistert uns die Zukunft mit feinen Papptransparenten. 1866 fiel sie durch, 1870 folgte, und da — aus dem Grabe empor steigt wieder das Gespenst der alten Kaiserherrlichkeit, auf das Geheiß der Fürsten und freien Städte, und nun, ein Jahrhundert nach dem Tode des großen Preußenkönigs, stehen wir glücklich wieder vor der Frage, ob der Staat der Diener des Volkes sei und sich ihm anzubequemen habe, oder aber das Volk der Diener einer Staatschablone, die nach allen Seiten zu kurz geriet? Patriotische Gedanken! Wir haben sie, und weil wir sie haben, kündigen wir jenem Afterpatriotismus den Krieg, der sich heute so breit und selbstgefällig an den Läden legt. Fürstenverherrlichung — den Fürsten gefäll't, die Macher verdienen, die Massen haben ein Schauspiel. Das ist alles. Aber wie sieht es hinter den Kulissen aus? Wirkt da wohl noch der Geist eines Friedrich? Ist es nicht ein anderes, wenn edle Erzieher den Geist eines Fürstensohnes anzufeuern streben durch Beispiele aus der Geschichte dieses Fürstenhauses, da hochherzige und edle Mitglieder desselben für das Wohl ihres Volkes unablässig sich bemüht; und wenn nun andererseits der Vorschlag gemacht

wird, die Geschichtschreiber möchten so fremdbüchig sein und dem Volke sagen, aus dem und dem Hause seien mir Volkstreunde hervorgegangen? Sieht es nicht aus, als ob man den Ruhm einiger Vorfahren zu Hilfe nehmen wolle, um sich selbst im Vertrauen des Volkes zu befestigen, anstatt dieses Vertrauen durch Thaten zu erringen? Und zu solchen Experimenten soll die Volksschule hergegeben werden? So will man reformieren? Das wäre ja eine Reformation nach dem öden Geiste, der das alte deutsche Kaisertum in seiner traurigsten Daseinszeit umschwebte! Es gab eine Zeit, in der es hieß: das Volkelieben ist die Staffage des Fürstenliebens. Soll diese Zeit vielleicht wiederkommen? Dann, müssen wir sagen, hat der Romanismus das deutsche Preuxentum schon überwältigt. Das Königtum eines Friedrich ward erdroffelt von dem Gespenste der alten Kaiserherrlichkeit.

Die Volksschule! Die Geister aller Helden unseres Volkes mögen herniedersteigen und uns helfen, die Schlagbäume wegzuräumen, die das Leben unseres Volkes zurückhalten und es hindern, das Beste und Kräftigste emporzuführen aus dem Mutterboden unseres Vaterlandes den Stamm des Volkstörpers hinauf und durch alle Zweige, bis der Baum wieder üppig dasteht in gesunder Fülle und Früchte trägt, an denen die Zukunft sich zu erfreuen vermag. Und wohin wir zunächst die Blicke zu richten haben, soll uns der alte Weise Griechenlands, Sokrates soll es uns sagen. Es ist ja bekannt, — Tacitus erzählt es uns im vierundzwanzigsten Kapitel der Germania — was die Deutschen von persönlicher Tüchtigkeit und Gewandtheit hielten. Es ist ebenso bekannt, wie nicht zum mindesten auf dieser systematischen Pflege der Körperübungen der Erfolg der griechischen Kultur beruhte. Und daß ein Sokrates und ein Turnvater Jahn es mit der Polizei zu thun bekamen, ist eine Ehre für sie und ein Schandfleck für die, welche in ihrer Zeit an der Spitze des griechischen und deutschen Lebens standen. Wir aber wollen auf die Meinung des Sokrates hören mit dem Hinweis darauf, daß sich schon viele Angehörige aller Systeme zu ihr bekehrt haben, und mit der Hoffnung, daß sich der Wechsel der Konfession in diesem wie in vielen andern Punkten immer rascher und allgemeiner vollziehe. Abgesehen also einstweilen von den nackten Jünglingen des Tacitus — es gab eben dazumal noch keine Trikots — hören wir den Weisen! Als Sokrates einmal den Epigenes, einen seiner Bekannten, der jung und körperlich ungebildet war, sah, sagte er zu ihm: „Wie eigen Du Dich ausnimmst, Epigenes!“ — „Ich lebe ja,“ erwiderte dieser, „nur auf meine eigene Hand, Sokrates.“ — „Nicht mehr als die, welche in Olympia kämpfen wollen,“ versetzte Sokrates. „Oder scheut Dir der Kampf gegen die Feinde auf Leben und Tod, den die Athener, sobald es nötig sein wird, beginnen werden, so unbedeutend? Und doch kommen nicht wenige

wegen körperlicher Unbeholfenheit in den Kriegsgefahren um, oder retten sich mit Schimpf und Schande; viele aber werden eben deshalb auch lebendig gefangen und bringen entweder ihr übriges Leben, wenn es sich so trifft, in der traurigsten Sklaverei hin, oder behelfen sich, nachdem sie Not und Jammer genug ausgestanden und vielleicht mehr, als in ihren Kräften steht, zu ihrer Befreiung aufgewendet haben, ihr übriges Leben in drückender Dürftigkeit und im Elende. Manche kommen auch endlich dadurch in üblen Ruf, daß man ihre körperliche Unvermögenheit für Feigheit auslegt. Oder verachtest Du die Folgen solcher Vernachlässigung, und glaubst Du, man könne so etwas leicht ertragen? Ich glaube vielmehr, daß das, was man bei genauer Sorgfalt für die körperliche Ausbildung zu tragen hat, weit leichter und angenehmer zu ertragen sei. Oder meinst Du, die Vernachlässigung des Körpers sei gesunder und überhaupt zuträglicher als dessen Ausbildung? Oder verachtest Du das, weswegen diese Ausbildung geschehen muß? Unmöglich, wenn Du bedenkst, wie verschieden das Schicksal derer ist, die für ihre körperliche Ausbildung entweder gesorgt oder nicht gesorgt haben. Denn jene sind gesund und stark; viele retten sich dadurch mit Anstand aus Kriegsbedrängnissen und entgehen jeder Not; viele helfen ihren Freunden, nützen dem Vaterlande, setzen sich dadurch in Gunst, erlangen großen Ruhm, die herrlichsten Ehrenbezeugungen und leben dann ihr übriges Leben um so angenehmer und geehrter, zumal da sie auch ihren Kindern die schönsten Aussichten zur Erleichterung ihres Lebens hinterlassen. Darin, daß der Staat nicht öffentlich die Bildung für den Kriegsdienst veranstaltet, liegt kein Grund, sie auch für sich zu verabsäumen, vielmehr sie desto eifriger zu betreiben. Denn Du weißt wohl, daß Du Dich durch eine glückliche Ausbildung des Körpers weder bei irgend einem Kampfe, noch überhaupt bei irgend einem Geschäfte in Nachteil setzt, da man den Körper bei allem, was man thut, braucht, und ihn um so besser brauchen kann, je geübter und gewandter er ist. Ja selbst da, wo Du den Körper am wenigsten zu brauchen scheinst, beim Denken, kommt nicht selbst hier vieles Mißlingen daher, weil der Körper nicht stark und gesund ist, denn oft bemächtigt sich des Geistes insolge körperlichen Uebelseins Bergeßlichkeit, Mutlosigkeit, Verdrießlichkeit und Verrücktheit, so daß die ganze Wissenschaft bei vielen darüber zugrunde geht. Wer aber körperlich kräftig ist, hat wenigstens von Seiten des Körpers nicht so etwas zu befürchten, vielmehr muß körperliche Wohlbeschaffenheit für die entgegengesetzten Wirkungen vorteilhaft sein. Was sollte also ein vernünftiger Mensch nicht thun, um sich in dem Besitze dieser dem Obigen entgegengesetzten

Vorteile zu sehen? Es ist aber auch endlich schimpflich, aus bloßer Nachlässigkeit zu altern, bevor man sich auf dem Gipfel körperlicher Schönheit und Stärke gesehen hat. Nachlässigkeit aber führt nicht zu ihnen, denn von selbst wollen sie nicht kommen.“

So der alte Weise. Es ist dem nichts hinzuzusetzen, als daß Sokrates diese Worte sprach, da es mit dem Leben des griechischen Volkes bergab ging. Im Jahre 399 mußte er den Giftbecher trinken, im Jahre 338 siegte der Macedonier Philipp über die Athener und Thebaner bei Chäronea. Für die Griechen war die Einsicht eines Sokrates vergeblich und fruchtlos. Die Knechtschaft kam mit dem Verfall. Sollten wir abermals das Zugeständnis machen, daß alle Einsicht nicht stark genug ist, den einmal begonnenen Verfall aufzuhalten und in sein Gegenteil zu verkehren? Sollte es nicht möglich sein, auch einmal der Vernunft in der Menschengeschichte, in dem Leben eines Volkes den Sieg zu verschaffen? „Langsam aber nur auf dem Wege fortschreitend um sich greifender Erkenntnis werden wir in diesem Sinne unsere Civilisation heben lernen.“ So meint Oskar Lassar in seinem ungemein lehrreichen Vortrag über „Vollgesundheit und menschliche Gesellschaft in ihren Wechselbeziehungen.“*) „Nur auf dem Wege fortschreitend um sich greifender Erkenntnis!“ Damit ist das andere Ziel der Volkserziehung gesteckt: aus ihr hinaus alles, was Problem, Sage, Mythos, was leerer Formeltram ist, in sie hinein alles, was zum Leben, zur Erkenntnis, zur Gesundheit, zur besten und erfolgreichsten Verwertung und Ausbildung der individuellen Kräfte führt!

Das reine Philologentum hat die Herrschaft über die Erziehung abzugeben, denn es steht nicht geschrieben, daß der Mensch zum „Wortliebhaber“ geboren sei, sondern er sei ein „Liebhaber der Weisheit!“ „Philosoph“ zu werden, dazu aber ist das Philologentum die allerungeeignete Vorstufe. Und wenn erst diese geistig verpöpte Gesellschaft zu jenen älteren Brüdern gewandert ist, die über „Gott bloß redeten“, wenn erst die Herrschaft der Theo- und Philologie zu Boden gerungen, kommen wir vielleicht auch noch einmal zu jener natürlichen Sittlichkeitsstufe zurück, auf der der Mensch „das Ebenbild Gottes“, auf der wir uns trotz der Moralphilister und psaffischen Heilverkünder an dem Schauspiel erfreuen können, unsere nackten Söhne vor unsern Augen ihre Körperkräfte üben zu sehen. Denn die Kleiderfrage ist keine nebensächliche. Umhüllen wir uns nur mit einer schnell abzuwerfenden Tunica, so sehen uns Sonnenwärme, Wasser, Luft und

*) (Berlin 1892, Verlag von F. u. P. Lehmann. Siehe auch seine sozialmedizinische Betrachtung: „Prostitution und Geschlechtskrankheiten“ in der Hygienischen Rundschau 1891 Nr. 23.)

Licht zu stetiger Verfügung. Wir können ungefümt in jede frische See- und Flußwelle tauchen, ohne in jene miserablen Kästen hineinsteigen zu müssen, wo das Wasser zum Stehen und Versumpfen gebracht wird, und die nur dazu eingerichtet scheinen, allen angeschwemmten Unrat recht schön beisammen zu halten. Macht dem Menschen diese Vorteile allgemein und bequem zugänglich, erhebt kein Eintrittsgeld für Einrichtungen, die nur verschlechternd wirken, überhebt ihn der Last, sich eine halbe Stunde und mehr aus- und ankleiden zu müssen, um eine Viertelstunde im sumpfigen Bade zubringen zu können, und es wird das Baden, dieser mächtige Gesundheitsförderer, bald wieder so allgemein, wie es einstens auf natürlicherer Lebensstufe war. Sittlichkeit ist die duftige Blüte eines körperlich gesunden Lebens. Wer jene will, muß dieses wollen, und da es unsere bisherige Erziehungsweise nur zu öffentlicher Wohlerzogenheit und heimlicher Onanie hat bringen können, wäre es vielleicht angezeigt, sie einmal und das recht bald und recht gründlich zu ändern.

Und so schließen wir die Betrachtung unserer drei Hauptfragen mit der Überzeugung, daß die Natur uns selbst wohl die Wege zeigt, die zur Verbesserung unserer Rasse führen, und daß diese Wege heute noch ebenso gangbar sind, wie zu Tacitus' Zeiten. Der einst gesunde Boden unseres Volkslebens ist nicht für immer verloren, und wenn wir dem Arzt und Hygieniker, den Natur- und Sozialwissenschaften jene Stelle in der Volkserziehung einräumen, welche sie zu fordern längst berechtigt sind, werden wir zu einem erfreulichen Ziele gewiß und unfraglich kommen. Fangen wir bei unsern Kindern an und gewöhnen wir sie daran, das Lächerliche nicht im Vernünftigen, sondern im Unvernünftigen und Gigerlhaften zu sehen, und mit der Vernunft wird uns alles kommen, selbst die vernünftige Kleidung, die einstweilen nur ein Wunsch für die Zukunft ist.



Die Arbeiterverbände in Sizilien.

Don R. Schöner.

(Rom.)

Bemerkung der Schriftleitung. Wir entnehmen diese Abhandlung dem in unserer Zeitschrift wiederholt empfohlenen „Sozialpolit. Centralblatt“ von Dr. Heinrich Braun (Carl Heymanns Verlag) in Berlin. Der Verfasser Dr. Reinhold Schöner, seit mehr als 20 Jahren in Italien ansässig und einer der geschäpften Berichterstatter deutscher Zeitungen, gilt mit Recht heute als zuverlässigster Kenner und Schilderer italienischer Zustände.

Als die italienische Regierung vor kurzem die ohnehin starke Militärbesatzung Siziliens plötzlich um acht Bataillone vermehrte und zugleich die Insel in Militärbezirke und -Unterbezirke auf Grund der Anforderungen der öffentlichen Sicherheit einzuteilen verordnete, mußte die Staatszeitung als Zweck der Maßregel „eine kräftigere Unterdrückung des Räuberwesens“ bezeichnen. Alle Welt wußte, daß das Brigantaggio, obschon noch in einer dem modernen Staatswesen hohnsprechenden Blüte stehend, doch seit vielen Monaten keine wesentliche Zunahme erfahren hatte, und daß es vielmehr eine überraschende Bewegung sozialistischer Natur war, welche das Ministerium Giolitti zu einer so ungewohnten Anstrengung drängte. War doch acht Tage zuvor der Generalpolizeidirektor nach Sizilien geschickt worden, um eine Untersuchung über die Bewegung anzustellen, welche man bis dahin, ohne ihr auf den Grund zu gehen, mit den Waffen des Polizeistaates erfolglos bekämpft hatte.

Zu einiger Entschuldigunq mag dienen, daß die Regierung bisher sich nur unklare Vorstellungen von der Natur der gleichsam wie ein Lavaström hervorgebrochenen Bewegung gebildet hat; andererseits gereicht es der Staatsleitung nicht zum Lobe, daß sie sich durch die Erscheinungen, die immerhin nur ein notwendiges Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung und der Zustände auf der Insel sind, derart hat überraschen lassen.

Zum Erstaunen der Behörden wie der Presse und des großen Publikums ist mit einem Male bekannt geworden, daß die Arbeiterverbände (*fasci dei lavoratori*), gegen welche in verschiedenen städtischen und ländlichen Orten der Provinzen Palermo und Sirgenti wegen behaupteter Geheimbündelei, Aufreizung zum Klassenhaß, staats- und gesellschaftsfeindlicher Wählereien, Verabredungen zum Ausstände usw. polizeilich eingegriffen worden war, sich einer festen, offen daliegenden Organisation erfreuen, sich reisendbähnlich über den größten Teil der Insel verbreitet haben, sämtlich mit einander in

Verbindung stehen und heute 2—300 000 Mitglieder zählen. Dies wird begreiflich, wenn man hört, daß in vielen kleineren Ortschaften die Gesamtheit der Lohnarbeiter den Vereinen beigetreten ist. In den Städten sind es naturgemäß die gewerblichen Arbeiter, in Seestädten die Schiffsleute, Hafenarbeiter, Lastträger, auf dem Lande hingegen die ländlichen Tagelöhner, welche das Übergewicht in den fasci haben. Doch unterliegt die Zulassung keiner anderen Bedingung, als derjenigen der Unbescholtenheit (mit der es aus verschiedenen Gründen nicht allzu genau genommen werden kann) und der Zustimmung zu den Vereinszwecken und -regeln. Außer gewerblichen und landwirtschaftlichen Lohnarbeitern sind Bauern, kleine Grundbesitzer, Bergleute, Handwerker, sogar Beamte und Geschäftsleute in bunter Mischung in den Genossenschaften vertreten, und mancher Volksfreund aus den höher gebildeten und besitzenden Klassen sieht denselben wohlwollend und fördernd nahe.

Das Verhältnis der fasci dei lavoratori zum systematischen und zielbewußten Sozialismus ist ein unklares und schwankendes. Die Führer sind mehr oder weniger reine Sozialisten vorwiegend Marx'scher Richtung, und sie erklären die ganze Bewegung schlangweg für eine sozialistische. Infolge dessen nennen auch die Genossen sich vielfach Sozialisten, und man wird nicht umhin können, in der Bewegung wenigstens eine Abart und einen Anfang der sozialistischen zu sehen. Indessen ist Thatsache, daß für jetzt bei der ungeheuren Mehrheit der kaum zum Nachdenken über sich und ihre Lage erwachten, den allerniedrigsten, ungebildetsten und elendesten Klassen angehörigen Genossen von einem Verständnisse für eigentliche sozialistische Gedanken und Ziele noch nicht die Rede ist. Ihre Vorstellungen und Wünsche machen weit diesseits der Grenze Halt, welche die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsform von der sozialistischen scheidet. Einer der Führer in Palermo, wo es — die Umgegend einbegriffen — schon 10 000 Genossen giebt, sagte einem Berichterstatter: „Kaum ein paar Hundert von den Unfrigen begreifen etwas vom Sozialismus; die andern sind „die Bande Ras Mulas“, die auf einen Pfiff sich zusammenrotten und marschieren wohin wir wollen.“

Seit mehr als drei Lustren haben in Sizilien einzelne sogar unter einander im Kartell stehende revolutionär-sozialistische Vereine unter tüchtiger und entschlossener Leitung bestanden. Sie haben es nie zu Bedeutung und Einfluß bringen können, weil die Massen ihre Lehren von Beseitigung der Kapitalmacht, von kapitalistischer und genossenschaftlicher Produktion, von Verstaatlichung der Produktionsmittel usw. einfach nicht verstanden. Es ist ganz plötzlich — erst seit ungefähr einem Jahre — anders geworden, als die am wenigsten doktrinären unter den Führern sich entschlossen, den im

Elende schmachthenden Arbeitern und Landleuten die Erreichung der nächstliegenden, verständlichen, von ihnen selber ersehnten Ziele als Zweck der Vereinigungen zu bezeichnen. Sie begannen zu predigen von der Tyrannei und Selbstsucht der Besitzenden, von der Ausraubung der Bauern und ländlichen Tagelöhner durch Pächter und Grundherren, von der Notwendigkeit einer Besserung der Teilpacht-, Kolonen- und Häusler-Kontrakte, der Erhöhung der Hungerlöhne, der Erleichterung der Steuerlasten, hier und da auch von Teilung der Gemeindeländereien und der Latifundien. Als unfehlbares Mittel zur Erreichung dieser Ziele wurde die Vereinigung aller Arbeiter, aller Gedrückten, aller Wohlgesinnten bezeichnet, welche an Zahl allen anderen Klassen überlegen und in anderen Ländern durch die vereinte Kraft längst zu einer Besserung ihrer Lage gelangt sind.

Diese Darlegungen und eine geschickte Propaganda wirkten Wunder. An Aposteln der „Rechte des Proletariats“, der „brüderlichen Vereinigung“ und der Selbsthilfe war kein Mangel, und binnen wenigen Monaten bedeckte sich das Land mit den Genossenschaften, welche anfangs von amtlicher Seite so ziemlich auf gleiche Stufe mit Camorra, Mafia und Brigantaggio gestellt wurden.

Einige Schuld daran trugen die fasci selber, indem sie teils aus Unbehülflichkeit und Gesetzes-Unkenntnis, teils unter dem Einflusse strudelköpfiger, heßerischer oder exaltierter Führer eine herausfordernde Haltung einnahmen, sich in Geheimthuerie gefielen, verdächtige Elemente in ihren Schoß zuließen und die Behörden reizten. Obwohl dies keineswegs überall geschah, sondern in vielen fasci von Anbeginn ein überraschend gemäßigter, besonnener brüderlicher Geist herrschte, so wurden jene Mißgriffe zur Handhabe für ein polizeiliches Einschreiten, welches vielfach einen noch größeren Mißgriff darstellte und die Sache des Bundes ungemein gefördert hat. Ohne genügenden gesetzlichen Grund hat man Vereinslokale geschlossen, Versammlungen gesprengt, Führer und Genossen verhaftet, die roten Vereinsfahnen weggenommen und eine Menge Prozesse angestrengt, die mit Freisprechungen enden mußten.

Umfassende Arbeits-Einstellungen sind natürlich das Hauptmittel zur Erreichung der Ziele des Bundes, und sie haben z. B. in Grotte und Casletermini in der Provinz Sirgenti zu Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht geführt. Aus Furcht vor Verhaftung sind dort Gruppen von Arbeitern der Schwefelgruben mit ihren Spitzhacken oder auch mit Flinten bewaffnet aus den Ortschaften entflohen, was nicht zur Erhöhung der Sicherheit auf dem offenen Lande beigetragen hat. Verhandlungen zwischen den Vorständen der fasci und dem Regierungskommissar haben dazu geführt, daß die Meisten zurückkehrten, nachdem die Zusicherung ge-

geben war, daß die bloße Zugehörigkeit zum Verbands und die Arbeitseinstellung oder friedliche Propaganda für dieselbe straflos bleiben werde.

Alle Berichte stimmen dahin überein, daß weitergehende eigentlich sozialistische Bestrebungen in den sizilianischen Arbeitergenossenschaften in ganz geringem Maße vorhanden sind; manche scheinen kommunistische Ideale zu haben, da hier und dort die Einführung des Grundbesitzes in das Gesamteigentum der Genossenschaft — aber ohne Antastung der sonstigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen — befürwortet wird. Im allgemeinen sind die fasci nichts als Vereinigungen zum Zwecke der Erzwingung besserer Arbeits-, Lohn- und Lebensbedingungen. Einige Führer, unter ihnen das geehrte Haupt des Bundes, der palermitaner Volksbambuschhalter Garibaldi Bosco, haben zwar auf ihrem Programm den Klassenkampf, die Herrschaft des Proletariats, die Aufhebung des Lohnsystems, die Beseitigung jeder Bevorrechtung, den Internationalismus u. dergl.; aber den Genossen kommt es für jetzt lediglich darauf an, höhere Löhne, menschlichere Behandlung, minder drückende Daseinsbedingungen zu erlangen.

Die unwürdigen, unerträglich, mitleiderregenden Zustände zu schildern, welche die eigentliche Ursache der Befreiungsbewegung sind, würde hier zu weit führen. Die amtliche Agrar-Enquête, die Schriften von Sonnino Franchetti, Villari, Colajanni, Marselli u. a. erzählen davon. Es genüge zu erwähnen, daß der Regierungskommissar selber sie in diesen Tagen scharf verurteilt hat, und daß ein Rundschreiben des Bischofs von Caltanissetta an seine Pfarrgeistlichkeit, welches die Arbeiter ermahnt, auch ein hartes Los ergehen zu tragen und nie zu Gewaltthat zu schreiten, doch ihre unwürdige und klägliche Lage durch gerechteres und weniger selbstsüchtiges Verhalten der Besitzenden zu lindern auffordert.

Einzelne Genossenschaften haben schon eine Art gegenseitiger Lebensversicherung eingeführt; andere haben als Cooperativgesellschaften Lieferungen und Arbeiten auf eigene Rechnung übernommen und haben zugleich den Charakter von Vereinen zu gegenseitiger Unterstützung. Viele sind Konsumvereine, haben Vorschuß-, Kranken-, Strikelassen oder wissen den bedürftigen Genossen, ihren Familien oder Hinterbliebenen von Fall zu Fall Unterstützungen zuzuwenden. Mindestens pflegt die ärztliche Hilfe unentgeltlich, die Arznei zu ermäßigtem Preise gewährt, bei politischen Anklagen für unentgeltliche Verteidigung gesorgt zu werden. Der Geist der Solidarität, die Hingebung für den gemeinsamen Zweck, die Eintracht und die Anhänglichkeit an den Bund und die Führer, welche letztere zum Teil schwärmerisch verehrt und bei Rundreisen mit Ovationen empfangen werden, ebenso die Festigkeit gegenüber Versuchen der Einschüchterung und Abwendigmachung und das Vertrauen in die Gerechtigkeit und den Erfolg ihrer Sache läßt

bei den Genossen kaum etwas zu wünschen übrig. Neben den Vereinen der Männer bestehen solche der Frauen, in denen derselbe entschlossene und vertrauensvolle Geist herrscht. Man ist überzeugt, daß die Arbeitgeber, die Grundherren und Pächter endlich werden nachgeben müssen, wenn die Strikes ohne Wanken durchgeführt werden und namentlich, wenn die Gemeindevahlen, bei denen die fasci geschlossen auf den Kampfplatz treten, allmählich die Lokalgewalt in ihre Hände gebracht haben werden.

So wenig wie gegen die Staatsordnung, das Produktionssystem und die gesellschaftlichen Grundlagen haben die sizilianischen fasci sich gegen die Religion gewendet. Wo die Genossen sich vom Kirchenbesuche abgewendet und selbst Frauen erklärt haben, sie lassen sich lieber im Vereinslokale als von der Kanzel unterrichten, ist es meist infolge unduldsamen und aggressiven Verhaltens der mit den Besitzenden gemeinsame Sache machenden Geistlichkeit geschehen. Manche ultraradikale Gruppe hat den Wahlspruch: „Weder Gott noch Herren“ aufgestellt; aber in manchem Vereinslokale sieht man dafür über dem Präsidententische das Kreuzifix ausgebracht, und gern berufen sich die männlichen und die zum Teil überraschend beredten, energischen und einflußreichen weiblichen Mitglieder auf Christus und das Evangelium, um ihre Forderungen eines gerechten Arbeitslohnes und menschenwürdigen Daseins zu begründen.

Mit den übrigen sozialistischen oder Arbeitervereinen des Landes stehen die sizilianischen fasci in keinerlei organischer Verbindung. Unter sich sind sie durch das Bewußtsein verbunden, daß ihre Ziele gleiche sind und in der Einigkeit und dem Zusammenwirken ihre Stärke liegt. Alle Genossen am gleichen Orte gehören dem gleichen Vereine an, der einen Vorstand und ein Vereinslokale besitzt und bei großer Mitgliederzahl sich in Sektionen teilt, die dann mit Vorliebe nach den Gewerken oder Beschäftigungsarten organisiert sind. So zählt der fascio von Palermo 63 Sektionen, deren Vorstände die Parole von Bosco erhalten. In der Provinz Palermo zählt man 30, in Catania 35, in Sirgenti 22, in Caltanissetta 12, in Trapani 9, in Messina 14, in Syrakus 8 Vereine. Nächst denjenigen der Stadt und Umgegend von Palermo dürften diejenigen von Piana de' Greci mit 5000 und von Corleone mit 6000 Mitgliedern die stärksten sein; jedenfalls gehören sie zu den rührigsten und unbändigsten. Die Oberleitung hat ein Ausschuß von 9 Mitgliedern, von denen 3 in der Provinz Palermo, die übrigen in den übrigen 6 Provinzen gewählt werden. Für Geheimhaltung des Verkehrs ist gesorgt, ebenso für die sofortige und geheime Ersetzung der Führer, welche etwa eingekerkert werden.

Allen Meldungen zufolge sind weder die Führer, noch die den fasci angehörenden Arbeitermassen jetzt zu den Gewaltschritten geneigt, welche

die Regierung zu fürchten scheint und welchen sie durch die militärischen Maßnahmen entgegenreten will. Doch ist bei der wachsenden Stärke und Zuversicht der Verbände ein gewaltfamer Ausbruch nicht ausgeschlossen, wenn es versäumt wird, die gerechten Forderungen der furchtbar Bedrückten zu befriedigen. Es hat befremdend und in Sizilien zweifellos erbitternd wirken müssen, daß das Haupt der Regierung in seiner jüngsten Programmrede nichts als die abgedroschene, seit Jahrzehnten unerfüllt gebliebene vage Zusage, „die Lage mit Liebe prüfen“ zu wollen, für die leitenden Massen gehabt hat. Ein ganz geringes Maß von Zugeständnissen: eine mäßige Lohnerhöhung, billigere Pachtbedingungen, menschlichere Behandlung, Erleichterung der Steuerlast, einfache Gerechtigkeit würden wahrscheinlich jetzt die Unzufriedenheit dämpfen. In herkömmlicher Blindheit werden aber die Regierung und die Besitzenden, auf Polizei und Bajonette sich verlassend, das kleine Opfer scheuen und denen in die Hände arbeiten, welche das Geß zum Überlaufen bringen wollen.



Juliane Dery.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

An Schriftstellernden Damen leidet unser gegenwärtiges deutsches Schrifttum bekanntlich keinen Mangel, im Gegenteil, es scheint zuweilen, als ob die weibliche Produktion die männliche überfluten und ersticken wolle, besonders da die meisten schreibenden Damen bei dieser Thätigkeit eine ganz außerordentliche Fingerfertigkeit zu entwickeln pflegen. In vielen Fällen handelt es sich allerdings bei solchen weiblichen Litteraturprodukten mehr um Hand- als um Kopfsarbeit; die schlanken weißen Finger führen eben die Feder, wie sie früher die Sticnadel zu führen pflegten, mit derselben Emsigkeit und — Gedankenlosigkeit. Zuletzt wird ja doch ein Bild daraus, wenn auch ein unnatürlich verschobenes, dessen Konturen sich nicht frei bewegen können, sondern sich den steifen Fäden des Stramins anpassen müssen. Auch als Erwerbquelle oder Nebenverdienst scheint das Schriftstellern heutzutage bei manchen Damen das frühere Sticken zu ersetzen. Warum auch nicht? Die Arbeit wird doch immerhin noch ein wenig besser bezahlt und ist augrender. Natürlich heißt es da die Hände rühren, damit die nötige

Zeilenzahl zusammenkommt; und so folgen sich denn Novellen auf Novellen, Romane auf Romane, immer einer länger als der andere, immer einer „spannender“ als der andere, und im Grunde doch alle auf den gleichen öden, leeren und langweiligen Stramin gestickt. Der Raum unter dem Strich in unseren Tageszeitungen und die Spalten unserer Familienblätter wissen davon zu erzählen. — —

Am aller schlimmsten ist es aber, wenn sich auch Männer an solche Stidarbeiten machen — es soll bekanntlich gar nicht wenige solcher Zwittergeschöpfe geben — ihr Thun scheint natürlich viel läppischer und lächerlicher. — —

Aus diesem unabsehbaren und öden Meer der Handwerkschriftstellerinnen ragt aber doch, wie ein herrlich grünendes Eiland, eine, wenn auch kleine Zahl von Frauen auf, deren sich der deutsche Parnas in keiner Weise zu schämen braucht, ein stattliches Häuflein wirklicher Künstlerinnen. Sie aufzuzählen ist hier kaum nötig. Sie sind unsern Lesern bekannt, denn ihre Namen werden oft in diesen Blättern genannt, und die „Gesellschaft“ verdankt ihnen manchen schönen und künstlerisch hochbedeutenden Beitrag.

Auch heute möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine junge Dame lenken, die sich neben den besten Schriftstellerinnen deutscher Zunge sehen lassen darf, und die den echten Künstlerinnen beigezählt werden muß. Juliane Déry, deren Bild die gegenwärtige Nummer der „Gesellschaft“ schmückt, gehört keineswegs zu jenen glatten Vielschreiberinnen, von denen oben die Rede war. Sie hat meines Wissens bis heute erst zwei Bücher veröffentlicht, zwei Novellenbände „Hoch Oben“ und „Ohne Führer“ betitelt, ferner einen lustigen Einakter „Verlobung bei Pigneroles“ und einzelne in verschiedenen Zeitschriften erschienene Novellen. Aber durch ihre Arbeiten geht ein eigentümlicher, ich möchte sagen herber Zug, der uns gleich erkennen läßt: hier ist eine eigenartige Individualität.

Über ihren Lebenslauf schreibt uns Juliane Déry wörtlich folgendes:

„Ich bin Ungarin, aus Baza, einer Stadt in der großen ungarischen Ebene. Dort verbrachte ich meine Kindheit und dahlte in meiner Muttersprache. Später übersiedelten meine Angehörigen nach Wien; ich mußte deutsch lernen und genoß eine deutsche Ausbildung. 1888 veröffentlichte Karl Emil Franzos meine erste größere Arbeit in seiner „Deutschen Dichtung“ und ermutigte die Anfängerin. Bald darauf erschien „Hoch Oben“ (bei Bong in Stuttgart), und ich kam nach Paris. Ich liebe Frankreich über alles. Die Prinzessin Mathilde protegierte mich dort. Im Salon der Madame Adam bin ich heimisch. Auch bin ich schon ins Französische übersetzt. 1891 erschien im genannten Verlag „Ohne Führer“. Herzog Ernst von Sachsen-Roburg-Gotha wurde auf mich aufmerksam und ließ einen Einakter von mir aufführen: „Verlobung bei Pigneroles“, der einen

stürmischen Lacherfolg hatte und seither auch am Residenztheater in Berlin in Scene ging. Nun halte ich mich viel in Berlin auf.“

Die kurze, trockene, abgehackte Art dieser autobiographischen Notizen ist für Juliane Dérj charakteristisch. Ohne alle Verzierungen und Umschweife berichtet sie auch in ihren Erzählungen gern nur das Thatsächliche. Dabei erweist sie sich jedoch als äußerst feine Beobachterin und versteht es, mit wenigen Worten ihre Gestalten scharf und bestimmt zu charakterisieren. Für nationale Eigentümlichkeiten scheint sie ein besonders scharfes Auge zu besitzen, das zeigt sich besonders auch in der tragikomischen Duellgeschichte „Rußland in Paris“, die in diesem Hefte der „Gesellschaft“ zur Veröffentlichung gelangt. Wie famos sind da die einzelnen russischen Typen gezeichnet neben dem lebenswürdig leichtsinnigen und dabei gutmütigen Franzosen! Auch in den anderen Novellen der Verfasserin, die mir zu Gesicht gekommen — alle habe ich sie nicht gelesen — bewunderte ich dieselbe feine Charakterisierungskunst. Mit den kleinsten, scheinbar ganz nebensächlichen Zügen ihrer Helden und Nebenfiguren macht uns Juliane Dérj bekannt, und dies gelingt ihr ohne die geringste Weiterschweifigkeit, gleichsam spielend. Und wenn wir schließlich das Ganze betrachten, so setzt sich aus all den kleinen, auf den ersten Blick beinahe unwesentlich erscheinenden Einzelzügen nicht nur das äußerliche, sondern auch das innere, seelische Bild der gezeichneten Gestalten zusammen, so daß man vor der Künstlerin, die mit so einfachen Mitteln und ohne alles weiterschweifig gelehrte „Psychologisieren“, — worin bekanntlich unsere jüngeren Modernen in gut gemeintem Gründlichkeitsdrange des Guten etwas zu viel thun — so naturtreue Charakterbilder schafft, einen ganz gehörigen Respekt bekommt.

Juliane Dérjs Stil könnte manchmal noch etwas glätter, etwas gewandter sein, und ich hege auch die feste Überzeugung, daß die junge Schriftstellerin in dieser Richtung noch Fortschritte machen kann und wird, ohne daß sie dadurch die ihr angeborene naturfrische Herbe einzubüßen braucht, die ihren Schöpfungen jenen eigentümlichen Erdgeruch verleiht. Wenn sich ihre Hand auch etwas „auschreibt“, so wird doch Juliane Dérj immer ihre eigenartige, charakteristische Handschrift behalten; denn sie ist eine Individualität.



Auf dunklem Grauhengst der grimme Donner,
 Ruhlt um die Maid in brennender Brunn.
 Dampf erdröhnen die dunklen Berge
 Von Kofgetrampel und donnerndem Brüllen.
 Schweißend schnauben die mutigen Mähren,
 Rüstig rennend in rasendem Ritt.
 Da greift der Grimme die Maid vom Grauroß
 Und langt um den Leib mit lüfternem Arm; —
 Hurtig fährt ihm der Hammer zu Thal!
 Strahlend zucken die zackigen Blitze,
 Und der Donner brüllt in ratloser Wut! —
 In jäher Flucht jagt jauchzend die Schwertmaid
 Gen Walloaters Saal ihr weißes Windroß! —

München.

Hans Schröder.

Warnung.

Hörst du mögen Deine hellen
 Augen tief in meiner Seele,
 Bis auf wenig dunkle Stellen,
 Die ich, Liebste, Dir verhehle.

Lies, was lieb und licht und heiter,
 Doch die wen'gen dunkeln Fragen — —
 Glaub' mir, Kind, es ist gescheiter,
 Keise sie zu über schlagen!

Rheydt.

Was ich, bis ich Dich gefunden,
 That und litt, will ich Dir zeigen,
 Doch von wen'gen dunkeln Stunden,
 Liebe Kleine, laß mich schweigen!

Was ich scheu verschlossen halte,
 Das begehre nicht zu schauen!
 An das Märchen denk', das alte,
 Denk' an Ritter Blaubarts Frauen.

Wilhelm Langewiesche.

Die Versuchung.

Und der Teufel der Versuchung
 Kam über mich. . . .
 In stillen Stunden, in finstren Nächten
 Sag er in meinem Herzen
 Wie ein Wurm im fauligen Holz,
 Und frag und nagte daran
 Mit wider, geiler Begier. . . .
 Wie ein Alp hocht' er
 Auf meiner stöhnenden Brust,
 Flog durch meine brünst'gen Gedanken
 Wie eine geschwähige Elster,
 Wie ein Tauber gurrend,
 Flatternd, sich spreizend,
 Lockend und kosend,
 Bald wie ein Geier
 Zerfleischend mein innerstes Mark
 Mit entsetzlich seliger Lust. — — — —

Und die Stunde war da,
 Die eine so heiß ersehnte
 Schicksalsstunde der Sünde. . . .
 Durch das Gemach
 Schlich und kroch
 Die Dämm'rung
 Wie ein hinkender Dämon des frevels. . . .
 In den Ecken raunte die Dunkelheit,
 Die greise Kupplerin, —
 Aus ihren verschleierte[n]
 Halbgeschloss'nen lüfternen Augen
 Irrte der Funke der Lust
 In meine gemarterte Seele. . . .
 Zu Deinen Füßen sank ich,
 Bettelnd und stehend,
 Und sog den Duft Deines Leibes,
 Den süßen, seltsamen Mädchengeruch
 Mit schnuppernden Nüstern ein. . . .

Meine Hand zerriß Dein Gewand,
Und ich rang mit Dir . . .
Meine Glieder durchstog ein frostiges
Zittern,

Blutstropfen wie glühende Eisensplitter
Jagten durch mein Gehirn
Und quollen, zerrinnend in Schweiß,
Über die Stirne mir . . .
Und der Satan sprach aus
Meinem flammenden Aem
Worte, flüsternde,
Liebfosende, sündig heiße Worte . . .
Unfre Seelen kofen und kämpften zu-
gleich . . .

Deine Lippen murmelten
Zärtliche Worte
Hingebender Liebe,
Klagende, bald
Sittrende, wundervolle Weibsworte,
Laute, so süß und feltfam,
Als lallte der Bach,
Als flüfter' die Heide,
Die erwachende, keusche Erde
Dem frühling verzüchte Liebeslaute zu,
Als sprach' Deine Seele nicht,
Als sprach' Dein berauschter,
Zuckender Leib,
Das emsig Weibliche sehrend aus Dir . . .
Und dem Teufel neigte sich zu der Sieg . . .

Doch da wohnte in Dir
Ein kleiner Engel
Und sang durch das Kampfesgewirr

Berlin.

Ein süßes Marienlied —
Wie ein Heimchen
Zirpt in Gewitterschwüle —
Der Engel der Scham . . .
Weiß wie der Schnee,
Weiß wie die Lilie der Unschuld
Wehte sein Kinderkleid
Durch Deine Seele,
Und wischte die blutigen Tropfen
Leise, ganz leise hinweg . . .
Zu Deinen Füßen lag ich bestegt,
Erschöpft und ermattet . . . —
Zürnend ruhte Dein Auge auf mir . . .
Doch in Dir stimmte leise
Und lauter und lauter
Der Cherub der Liebe
Seln höchstes Lied,
Das Lied der Vergebung an . . .
Der Dämon entfuhr meiner
Röchelnden Brust . . .
Du aber beugtest Dich über mich
Mild lächelnd,
Und meine Stirne fühlte
Den reinen Tau Deiner Lippen
Wie frühlingstau,
Wie Tau neuen Lebens . . .
Unfre Seelen tauschten
Grüße wie die Jünger sie tauschten
Bei Emmaus.
Unfre Seelen liebten sich innig,
Und die Engel dieneten uns.
Freundlich blühte der Abendstern
Durch das Fenster . . .

Hans Benzmann.

Libertas.

Leb wohl, leb wohl denn, Vaterland!
Wir schütteln den Staub von den
Füßen,
Geheorchend, o Kaiser, Deinem Wort,
Das Land der Freiheit zu grüßen.

Es keucht der Dampfer, wir folgen Dir nach,
Columbus, du Völkerverhellend.
In blutig-rottem Herbstschmuck liegt
Vor uns nun Staten-Island.

Ein köstlicher Sonntagsmorgen ist's,
Im frühlicht schimmern die Wellen,
Und klopfenden Herzens drängt sich's hervor
Aus des Zwischendecks düsteren Zellen.

O Hoffnung, o Hoffnung, du leuchtender
Stern,
Wie glühen die bleichen Gesichter!
O Hoffnung, o Hoffnung, ein Mensch zu sein,
Kein vogelfreies Gesichter!

Ihr Brüder, löscht aus die Erinnerung,
Die uns zuletzt noch geschändet,
Löscht aus die Schmach noch des Zwischen-
decks,

Drin man gleich Vieh uns versendet!

Verheißend rings von den Massen weht
Das Banner der Streifen und Sterne,
Und tröstend grüßt schon das Riesenbild
Der Freiheitsgöttin von ferne!" — —

Ich horchte dem Sang, und finster erschien
Die Welt trotz des strahlenden Morgens.
Ihr Choren, nicht wartet Euer das Glück,
Nur Tage des Elends und Sorgens!

Ein fürchtbar Gleichnis, — allmächtig winkt
Die Lampe der Riesen dem Zuge
Der Wandervogel und lockt und lockt
Zu rascherem, tödlichem Fluge.

Es gleißt und lockt die schimmernde Faust,
Und die sehrenden Herzen pochen,
Wie Vogel auf Vogel sich an der Faust
Den festen Schädel zerbrochen.

Ihr Wandervogel, ihr närrisches Volk,
Kehrt heim, für den Kaiser zu sechten!
Ein täuschlicher Schein ist das funkelnde
Licht

In der Göttin ehernen Rechten.

New-York.

Gottlieb Steger.

Der Aktenerfiling.

Der Staatsanwalt stützte den Kopf und sann
Und fing stockend dann zu erzählen an:
An die zwanzig Jahre sind es jetzt,
Da wurd' ich als junger Assessor versetzt
Aus dem Osten nach der Stadt am Rhein,
Die gegenüber dem Ehrenbreitenstein.
Sonnabends traf ich ein, — spät am Nachmittag;
Ich aß in einem Hotel, das am Rheine lag;
Dann besah ich die Stadt mir; — der Abend brach ein, —
Durch die Gerichtsstraße schlenderte ich zurück zum Rhein.
Am Landgericht hielt ich: am Montag fing
Mein Dienst erst an, aus langer Weile nur ging,
Mir mein Amtszimmer anzusehn, ich hinein; — —
Der Pförtner schloß auf: „Hier, Herr Assessor,“ — ich trete ein.
Ein schmuckloser Raum — die Wände kahl —
Ein Aktensäckel lag schon auf meinem Aktensregal.
Aha! Mein Erfiling! — ich nehm' ihn, gucke drauf:
„Haftsache“ les ich, — ich schlage 'mal auf.
Hm! . . . Eine Dirne, die feil sich bot
Am Markbildchenweg, — auch stahl sie Brot,
Les ich weiter noch, am Löhrthor bei Scheit, — —
Ich klapp' zu — 's wird dunkel — die Sach' hat auch Zeit!
Eine Cigarette — dann weg! — Das Streichholz pufft
Sein gelbes Flämmchen durch die dunkelnde Luft . . .
Einen Husch lang machi's den Aktendeckel hell:
Ich lese: „Strafsache ./ Elisabeth Zell.“
Eli—sa—beth — Zell? — E—li — — mir stockt das Blut;
. . . Ach Unstimm! . . . Mir ist wohl im Kopfe nicht gut!

... Und doch! ... Elisabeth ... Kieschen ... nein, nein!
 ... Die Lampe her, rasch die Lampe! ... es kann nicht sein! ...
 ... Geburtsort: „München“ ... Die Eltern ... das Jahr ...
 ... Alles stimmt! ... Allmächtiger Gott! ... Es ist wahr ...
 ... Die Akten da ... Du Kieschen ... Kieschen! ... — An die Wand
 Laumle ich und presse vor die Stirn die Hand.
 Ich seh' München — die Isar — die Straßen, — die ich —
 — Neun Jahre hind's her — als Student — einst durchstrich. —
 — Hinterm Kadentisch — stand — die — so jung — und so blond, —
 — Hab' der Versuchung — nicht widerstehen gekonnt! —
 — Die fixen Augelnchen, wenn sie gelacht! ...
 ... Die Küsse ... die Küsse ... O die erste Nacht! ...
 — Zwei Semester lang — hat sie mir angehört — —
 — Bis — zum Examen nach Haus ich zurückgekehrt; —
 — O München! — — O Isar! Freillebeglück! —
 — Und der Rest — — dies graue Aktenfüßel! —
 — — — — —
 — Es war Nacht geworden; — Koblenz und Ehrenbreitenstein
 Spiegelten ihre roten Lichter im Rhein; —
 Es war so schön! — Ich stand am Werft, gesenkt das Kinn,
 Stierte ich über das Wasser hin.

Köln a. Rh.

Karl Maria.

Die Konkurrenten.

Kein Orgelklang und Glockenton,
 Kein Chorgefühl und Kanzelthron,
 Nur eine Straßenecke war
 Die Kirche, wo im Amtstalar
 Ein eiservoller Prediger stand
 Und aufmerksame Ohren fand,
 Neugierde, Vorwitz, Spott und Hohn.
 Doch mehrten sich die Gläubigen schon,
 Die er mit seinem Feuerwort
 zog aus den Kelh'n der Spötter fort.

Was hastet ihr nach Geld und Gut,
 Und pflegt den Leib und reizt das Blut,
 Und träumt und trachtet hoch hinaus,
 Und müßt doch alle in mein Haus.
 Ob euer Kleid wie Seide rauscht,
 Ob sich's wie grobe Wolle bauscht,
 Ob euer Antlitz rot, ob weiß,
 Ob eure Locken schwarz, ob greis,
 Ob euerbeutel voll, ob leer,
 Es kommt der Tag, da gilt nichts mehr,

Die Westfälische. IX. 12.

Und hilft kein Bier und kein Drehn,
 Ihr müßt durch meine Pforte gehn,
 Und ist kein Hochmut hoch genug,
 Der nicht vor ihr zusammenschlug.

Ein wenig weiter oben stand
 Ein schönes Weib in flittertand,
 Den jungen Busen straff und rund,
 Ein Lächeln um den vollen Mund.
 Die sprach, es schien Gesang zu sein,
 Auf die gestaute Menge ein,
 Und wer ihr halbwegs nahe stand,
 Den hatt' sie gleich an ihrem Band.

Was hört ihr auf den Griesgram hin?
 Er gönnt euch nicht den Tagsgewinn,
 Nicht euer bißchen Herrlichkeit,
 Das ihr aus Kampf und Schwerlichkeit,
 Wie Mohn aus krankem Korn, gepflückt,
 Er will euch niedrig und gedrückt,
 Möcht' euch am liebsten auf den Knien
 Durch eure kurzen Tage ziehn.

102

Wollt ihr im Staub als Büßer rutschen?
 Ich stell' dafür euch goldne Kutschen.
 Da sitzt im bunten Tressenrock
 Die Hoffnung oben auf dem Bock,
 Und lächelnd steht im Prunkbarett
 Die Freude hinten auf dem Brett.
 Steig' ein, geehrtes Publikum,
 Und schau nicht nach dem Schwarzrock um.

So predigten die beiden fort
 Und führten ein gewaltig Wort,
 Doch schließlich blieb in diesem Streit
 Der Sieg der holden Weiblichkeit.
 Der ganze Hause Hef ihr nach,
 Die gar so Herrliches versprach,

Und wer nicht einen Kutschenstich
 Errang mit Grobheit oder Witz,
 Der lief zu Fuß doch hinterdrein
 Mit Hutgeschwenz und Hurrahschrein.

Indessen stand der Fußgesele
 In einer andern Straßenstelle
 Und predigte so unverföhren,
 Als hätt' er keinen Sieg verloren.
 Doch kaum umgab ihn Groß und Klein,
 fand auch die Konkurrenz sich ein,
 Versprach den Kenten goldne Kutschen
 Und süßeste Bonbons zum Kutschen,
 Und sah zuletzt den ganzen Haufen
 Mit Juchhei zu sich überlaufen.

Der andere begnügte sich,
 Als Sieg auf Sieg sie so erschlich,
 Mit einem kurzen Blick hinüber,
 Da ward sie freudig über und über.
 Doch schnell gefaßt zog sie ein Maul,
 In Troß und Übermut nicht faul;
 Der ganze Mob war ihrer ja,
 So blies sie frech Viktoria,
 zog ab und suchte zwei Straßen weit
 Mit neuem Glück den alten Streit.

Zwei Wolken.

Ein feines weißes Wölkchen irrt durchs tiefe Blau
 Wie ein versprengtes Lamm, und hinter ihm im Sprung
 Ein graues Ungetüm, halb Wolf, halb Krokodil,
 Weit offenen, gezähnten Rachens. Schnappt es zu?
 Das arme kleine, zarte Wolkenlamm. Ich meine,
 Ich seh' es zittern. Es vergeht vor Angst. Vergeht,
 Das scheue Seelchen. Es verlöscht vor Furcht. Ein Schatten,
 Ein Hauch, ein Nichts.

Schnapp zu, du Dickbauch, schmeckt es? Such'
 Ein andres Frühstück dir. Und grülich wälzt sich's hin,
 Das plumpe Scheusal, bläht sich wie im Horn, und faucht.
 Beschwören kann ich, daß es fauchte, denn es ist
 So still um mich, traumstille Garteneinsamkeit.
 Kein Lufthauch, jedes Blatt wie schlafend, und ringsum
 Kein andrer Laut. Nicht eine Grille zirpt im Gras.

Hamburg.

Gustav Falke.



Rußland in Paris.

Eine Duellgeschichte von Juliane Déry.

(Minn.)

I.

Alle Welt war sich einig, Jacques Laurent sei ein wahres Schriftstellergenie, würde es aber doch nie zu etwas bringen. Von Zeit zu Zeit besaß er einen guten Freund, dem er das Haus einließ, ohne den er keinen Moment leben konnte, bis er ihm eines Tages den Rücken lehrte und ihn wie die Sünde mißte. Verliebte er sich unversehens, so legte er seinen Gefühlen keinen Halt an und selbst in Gegenwart des Gatten kompromittierte er seine Flamme. Nur mochte er das Pulver nicht riechen. Er ohrfeigte seine Beleidiger, schlug sich aber nicht. Dazu hatte er sein Leben viel zu lieb, einen Greuel vor der Polizei und die grimmigste Verachtung für die Sache selbst. Ob als Gegner oder Zeuge, nicht um die Welt hätte er sich in eine Duellaffaire eingelassen.

Zu den achtziger Jahren war er mit Zwan Wocylow, dem Pariser Korrespondenten russischer Blätter, ein Herz und eine Seele. „Führen Sie mich doch zu Ihren Landsleuten!“ bat er ihn eines Abends, „mich interessiert der Schmerz der Slaven, und ich möchte wissen, wie's drum ist, wenn die Seele eines Franzosen ein russischer Hauch berührt.“

„Wenn Sie keinen andern Wunsch haben,“ meinte jener, „so kommen Sie auf den Ball, den wir heute zur Feier des 13. März*) geben. Der Eintritt beträgt einen Franken und Sie können hin, wie Sie stehen und gehen.“

Sofort machten sie sich nach der Ballstätte auf, unterwegs bemerkte Wocylow: „Es leben in Paris zwei Arten von Russen: solche, welche mit der Botschaft gut Freund, und solche, welche ihr ein Greuel sind. Zu letzteren gehen wir.“

Zwanzig bis dreißig Paare drehten sich tanzend im Saale, am Büffet kreuzten Studenten Thee und Glühwein für wenige Sous, an kleinen runden Tischen saßen rauchend einzelne Gruppen, die meisten der Ballgäste standen oder gingen umher.

Laurent fiel die muskulöse Gestalt eines etwa sechzigjährigen Mannes auf mit starken Backenknochen, einem grauen Wald von Bart und Haar.

*) 13. März 1881, Attentat auf Kaiser Alexander II. und dessen Tod.

Er sah aus wie ein Wilder, ein geistprühender, in edlem Weltschmerz entflammter Wilder, mit dem sich ein gelehrter Wortstreit gelohnt haben würde. Es war Oberst Pokuroff, Chef der revolutionären Partei im Ausland. Seine leidenschaftlichen Worte, die er an ein junges Mädchen richtete, malten sich ihm nervös und gewaltig in die großen Züge, als rebete er geschliffene Beile oder blutige Thränen. Seine Zuhörerin schien hingerissen. Ihr gelbliches Gesicht mit der flachen Nase der Kalinückin lächelte entzückt, während ihre wunderbaren Augen den Redner austrahlten voll Inbrunst und Schwärmerie, als müßte sie vor ihm in den Staub sinken. Die mongolische Maria Magdalena, dachte Laurent und lud sie später zum Tanz.

Nadja — so hieß sie — schien kaum siebzehn Jahre alt, so zart und biegsam war ihre Kindesgestalt. Nicht minder unentwickelt war Olga, eine Blondine mit goldgepudertem Haar, und all diese schwächtigen Mädchen mit mächtigen Augen, die lächelten wie vielumwordene Frauen, deren matte Grazie zu frohlocken schien: Bin ich nicht bezaubernd? So schmal und edig sie in ihren ärmlichen Kleidern erschienen, wollüstig wiegten sie sich in den Hüften wie unter der süßen Last üppiger Reize.

Die Tänzer in reichen Nationalkostümen sahen weit weniger russisch aus als die bleichen Bettelstudenten, wie Goltzmann, ein junger Mediziner von feiner Gestalt, die Blut und Nase, und einem ideal schönen Gesicht, das tiefste Hoffnungslosigkeit verriet. Seine beste Kraft schien er in der Sehnsucht zu verprassen. Er tanzte, ging und stand umher, alles wie im Traum, und sah einen an, als hätte ihn jedermann auf dem Gewissen.

Ein bitterer Denker schien Klein, ein engbrüstiges Männchen mit zarten, verzwickten Zügen. So kränklich und unsauber sein ganzes Wesen auch war, verklärte dasselbe eine Art schmerzliche Intelligenz. Er lächelte, als lächle er zum erstenmal im Leben.

Der scheinbar am wenigsten hierher gehörte und sich doch am besten hier ausnahm, war Adler, ein gesunder Bursche mit blanken Zähnen. Seine Augen bligten, wie Sammetstreifen lagen die Brauen unter der schneeweißen Stirne, die Nase strebte in die Weite, die dunklen Haare lockten sich, die vollen Wangen glühten — ein üppiger Orientale mit dem leichtwallenden Blut des Abendländers. Er war ein flottes Tänzer, Hofmacher und Witzbold, und beim Abfingen der Chöre, was eine Nummer des Ballprogramms bildete, überrante sein schmetternder Tenor das ganze Stimmengewühl.

Diese üppigweichen Klagelaute berauschten Laurent. Sie höhnten einander und wimmerten gemeinsam. Ihr Jammer klang wie Liebesraferei, so leidenschaftlich hoffnungsvoll und krankhaft verzückt, wie angefühlte himmlischer Visionen. „Wirf ab das Leid, das Schmerzenskreuz!“ war ihr Schlachtruf, triumphierend erhoben sich die Klänge in ein phantastisches

Schmerzenreich, und die weichsten Herzen mußten jauchzend einstimmen in das Halleluja eines unglücklichen Volkes.

Sieh da, Naskolnikow! dachte Laurent beim Anblick eines jungen Mannes, der spöttisch in einer Ecke lehnte. Hunger und Hochmut blickten aus seinem Gesicht, das selbst auf die eigenen Leidensbrüder zornig hernieder sah.

Major Abaza, der Säuser, saß melancholisch da und trank Absinth. Sein rundes, alle Farben spielendes Plein-air-Gesicht sah aufopfernd drein, als leere er jedes Glas auf das Wohl des Vaterlandes.

Mit kalter, kritischer Miene blickte Wocytow ins Balltreiben, als Berichterstatter sah er sich zu keinem persönlichen Gefühl verpflichtet. Der dicke Slave Zedeloff hockte schläfrig in einer Ecke. „Wach auf, Zedeloff, es gilt eine Mazurka!“ rief Adler, der rührige Ballarrangeur, und tanzte die Mazurka mit derselben Berve, wie er soeben den Walzer getanzt hatte. Goldschmann und Madja, die ein Paar bildeten, schienen weniger bei der Sache zu sein. Klein führte eine stattliche Brünnette mit großem, blassem, männlichem Gesicht. Ihre schwarzen Augen glühten. Ein Typus! eine Individualität! frohlockte Laurent und konnte kaum erwarten, ihre Bekanntschaft zu machen, doch sah er sich getäuscht. Die interessante Fremde war nur ein gutes, lebensfrohes Mädchen.

Doch Madja hatte es ihm angethan. Sie an einem, Olga am andern Arm betrat er die Straße. Der erste Morgenstrahl ging auf, in leisem Halbschlaf lag Paris. Unterwegs schloß sich ihnen Adler an, Mascha, seine Braut, führend; Sascha, deren Zwillingsschwester, hing am Arm des Mediziners Federcher, mit dem sie ihrerseits verlobt war.

Ein bedeutames Wortgespräch auf den Boulevards zwischen 3—4 Uhr morgens gehörte zu Laurents Lieblingsgewohnheiten, doch mit Adler war nichts anzufangen. Fortwährend wiggelte er. Sein Lachen klang led und kraftvoll wie ein energischer Naturlaut. Oberflächlicher Patron! dachte Laurent, mußte ihm aber doch gut sein.

„Sie interessieren mich, es ist großartig, wie Sie mich interessieren,“ murmelte er, ihn, Madja und die andern mit Widen verschlingend.

„Weil Sie zu uns gehören,“ sagte Olga kokett. Nun aber war Laurent nichts weniger als revolutionär.

„Warum nicht gar! da muß ich bitten! Ich bin liberal, streng liberal!“ wehrte er sich.

Schließlich rühmte ihm Adler die schwachste Küche seines künftigen Schwiegervaters, des Restaurateurs Trebatich in der Rue Pont Royal.

„Sie müssen kommen!“ bat er: „kommen Sie bald, noch im Laufe des Tages!“

„Ich schau' schon einmal hin,“ versprach Laurent.

Im Laufe des Tages ging er zu Nadja.

Sie wohnte und schlief mit ihrer Freundin zusammen. Die Hände im Schoße, saß sie träumend da in ihrer ganzen eigenartigen Schönheit. Fast wäre er vor ihr uiebergefunken. „Olga, wo ist unser zweiter Sessel?“ fragte sie und war aus ihren Träumen erwacht.

Da wärst Du nun, schien ihr Blick zu sagen, mit dem sie die knabenhafte Gestalt des Franzosen maß, sein kühnes Gesicht voll ewiggährendem Verlangen nach etwas, um es zu bewundern oder zu verhöhnern: Was willst Du?

Ich fiebere, erwiderte seine heiße Miene. Fieberst Du doch auch.

Aber wir haben nicht dieselbe Krankheit, sagte ihr Blick.

Er war verliebt, wahnsinnig verliebt wie immer, wahnsinnig verliebt wie noch nie. Ein Bild der Jugend und der Freiheit, der Schönheit und des Glends erschien sie ihm. Wenn ihm nur ihr mysteriöses Lächeln, dieses Lächeln der Schönen Leonardo da Vincis nicht Angst eingelöst hätte! Die Dual war nur auf seiner Seite. Das war ihm noch nicht vorgekommen! Du spielst die Spröde, freudloses Bettelkind, hergelaufene Studentin! rief es in ihm, doch vollends verzweiflungsvoll hätte er ausrufen mögen: Du bist das achtbarste Wesen, das mir je begegnet, vornehmer als alle großen Damen, reiner als alle Himmelsbräute, gefährlicher als die gefährlichsten Kometten! . . . Allein ihr Lächeln sagte: Was willst Du? Rußlands ganzer Jammer liegt auf mir!

Marz' Theorien waren ihre Nichtschmur. Die Politik war ihr gleichgültig, der ökonomische Krieg ihr Ideal. Keiner politischen Partei, einer religiösen Sekte schien sie anzugehören, so tiefgläubig egoistisch war ihr Streben und so recht um des eigenen Seelenheils willen.

„Fräulein Nadja!“ rief er mitleidsvoll: „Sie wollten Freiheit und haben Freiheit in Hülle und Fülle! Was kümmert Sie Rußland?“

„Ich sehne mich dahin zurück,“ sagte sie einfach. Eine Erinnerung blitzte in ihr auf, und sie erzählte, um sich über sich selbst lustig zu machen.

„In Sebastopol war einmal Judenverfolgung. Ich bin aus Sebastopol und Jüdin. Wie alt war ich damals? Dreizehn Jahre. Mein Vater war ein kreuzbraver Mensch, und ich hatte ihn natürlich sehr lieb, und meine Mutter — ach, meine schöne Mutter war mir die ganze Welt! Nun aber waren sie in Gefahr, meine süße Mutter und mein Vater. Sie rangen die Hände, rauchten das Haar, und ich starb fast vor Mitleid. Aber Stenko, der kleine Nachbarsohn, sagte: „Deine Eltern müssen sterben, denn sie sind Rußlands Ruin.“ Ich war in Verzweiflung! Weh mir, meine angebeteten Eltern, dachte ich: Ich laun Euch nicht helfen, Ihr mein Glück und Leben! Denn seht, wenn Ihr Rußlands Ruin seid . . . Vater und Mutter hätt'

ich hingeopfert für Rußland!“ Mit glühender Bestimmtheit rief sie: „Der Patriotismus muß aufhören! Der Patriotismus ist mit das faulste Gift, daran wir elend zugrunde gehen!“ Über Jahrhunderte schien ihr Geist zu jagen, das Himmelsziel erreicht zu haben und in gedämpftem Siegeston phantasierte sie: „Die Grenzen werden fallen und die Altäre stürzen. Es wird weder Russen noch Franzosen geben, weder Christen noch Juden — keine Juden, man denke! — weder König noch Unterthan. Alles wird gleich sein, alles wird reich sein, frei sein und keinen Gott brauchen und keinen Himmel brauchen und nicht sterben wollen. Kein Vaterland und keinen Krieg wird es geben, nur ein Kiesenreich: die Welt, und der Weltgeist wird das Steuerruder sein!“

„Niemals! Frankreich darf nicht aufgehen in der Allgemeinheit!“ protestierte der Franzose. Ahasvers Enkelkind lachte aber und rief, indem sie sich in dem Stübchen umsah, das so winzig klein war und doch so ungeheuer öde, das so wenig Möbel aufwies und doch so viel Unordnung: „Kann man diesen Kerker lieben? Aber meine Tante, die hier ein Juweliergeschäft hat, bewohnt ein reizendes Appartement. Welch ein köstliches Gefühl, zu denken: hinter jener Thür ist noch ein Zimmer, das deiner harret, eine ganze Flucht von Zimmern, — ja, und sich sagen zu können: hinter jener Grenze blüht dir eine zweite Heimat, und hast du sie passiert, gelangst du in eine dritte — und so fort und fort! Durchstreifst du die Welt die Kreuz und die Quere, dein Fuß betritt nicht die Fremde! . . . Vor zwei Jahren war ich verlobt,“ schwatzte sie, „mit einem Kaufmann aus Odesa. Er war wohlhabend, eine wundervolle Partie, und ich war furchtbar verliebt in ihn. Schließlich wollte ich doch nicht heiraten aus Angst, Kinder zu bekommen. Nur das nicht! Denn stellen sie sich vor: mein Kind käme zur Welt, blickte um sich weit und breit und fragte: Mutter, wo ist meine Heimat? . . .“

Doch das Leben ist kurz, und ein ewiger Gesinnungsaustausch mit einem reizenden Mädchen, für das man glüht, kein Hochgenuß, zumal in einem ungeheizten Zimmer. — Fahr wohl! dachte Laurent, bist für die Liebe verloren, Dich plagt ein anderer Dämon. Behalte Dein Rußland!

Aber das russische Gasthaus besuchte er und wurde dort Stammgast. Trebatsch, der Wirt, ein Rotbart mit wahrhaft königlichen Händen, war ein zugrunde gegangener Wechselr aus Odesa. Aus seinem Pharisäer- gesicht, von dessen martiger Schönheit er keine Ahnung hatte, guckten tausend schlaue Teufelchen, doch war er die Demut und der Geschäftseifer selbst. Sein Kinderseggen war groß. Sascha und Mascha, die Zwillingstöchter, bedienten.

Sascha oder Mascha? — das war hier die Frage. Gleichrunde schwerfällige Gestalten, gleichrunde Wangen wie Milch und Blut, gleichrunde

Kirchenaugen — nur Adler und Federscher, die beiden Auserwählten, konnten sie kraft ihrer Liebe unterscheiden, was nicht einmal das Vaterauge vermochte. Wie oft hörte man z. B. den Alten draußlosmettern. „Mascha, nimm Dich in acht! Was sind denn das für Sachen, Mascha? Mascha, ich sag' Dir ins Gesicht!“ usw., bis ihm der Ausruf das Wort abschneit: „Aber ich bin ja gar nicht die Mascha!“

Das Lokal war eng, trüb und dumpfig, dafür wurden die Gäste, die Ernährer der Familie, auf Händen getragen. Gerstensuppe, haschiertes Beefsteak, Thee samt Citronenschnitte — alles kostete nur einen Franken. Lustig ging's gerade nicht zu. Man unterhielt sich im Murrelton, als lese man Gebete. Slaven lehrten wenig ein, zumeist Juden wie Adler, Goltšmann, Klein und Federscher, aber von Herzen waren sie Russen und liebten Rußland wie ihre Muttererde.

Wie sie existieren konnten, war ihnen selbst ein Rätsel, trotz der Stipendien, die ihnen von reichen Glaubensgenossen zufließen. Adler besorgte Abschriften für die russische Botschaft, die ihm sein Gönner, der Botschaftskanzler, verschaffte. Die meisten lagen auf der faulen Haut und darbtten. Nicht immer hatten sie eine ständige Wohnung, manchmal überhaupt keine, bei Kameraden flogen sie wie Tauben aus und ein. Fragte man z. B. den Concierge neben der Kirche St. Etienne du Mont, wo Goltšmann zur Zeit eine Mansarde inne hatte: „Wohnt Herr Adler hier?“ so hieß es etwa: „Nein, aber er ist soeben fortgegangen.“ Oder erkundigte man sich nach Klein: „Heute war er noch nicht hier und muß jeden Augenblick kommen.“ Sie steckten die Köpfe zusammen und klatschten — wer dachte an Dynamit und Sturz der Tyrannen! — richteten die Freunde aus und sprachen — sie gehörten zur südlichen Kolonie — von Odessa und wiederum von Odessa.

Sie waren hilflos, ohne Halt, lächerlich, aber sympathisch. So ordinär sie von Manieren auch waren, ihr Freiheitsdurst bürgte für ihre Seelengröße. Sie spielten nicht die Freiheitskämpfer. Sie schrien nicht Feuer und Mordio, sie schwiegen und verzehrten sich in glühender Vaterlandsliebe. Gleich einer geheimen Sekte schlossen sie sich ab. Es war ein verzagtes Traunleben, das sie führten, ein Lagerleben, darin man zu keiner neuen Schlacht rüstete, der Ruhe geweiht, einer Ruhe, die entnerot und tötet.

Diese Unglücklichen, die mit ihrem Gott und nicht mit der Menschheit rechneten, konnten Rußlands Mißstände unmöglich gefährden. Nihilist sein galt bei ihnen nicht als Gesinnungssache, sondern als ein Stand, ein Fluch. Der dumpfe Drang nach geordneten Verhältnissen war ihre Triebfeder, und wie Wohlthätige die Bettler aus der Welt schaffen möchten, so trachteten diese Menschenfreunde sich selbst auszurotten.

„Wir sind schlechte Rebellen,“ klagte oft Klein: „Der Ruße macht in uns den Juden mutig, doch dieser den ganzen Menschen zu schanden.“

Das Gnadenbrot Europa zu Füßen werfend, wollte er sich später als Arzt in Palästina ansiedeln. Dahin gehen und sich den Bauch aufschließen, galt ihm eins — sein Heldenumut der Selbstvernichtung war mitleiderregend; ein Streber von Haus aus, betrachtete er seine Leidensgenossen als seine Verderber, und der Gedanke, Proselyt zu werden, umgaukelte ihn wie ein verführerischer Traum.

„Desertier, aber bleib im Land!“ riet ihm Adler, der als glühender Verehrer Frankreichs die stolze Hoffnung hegte — und das kennzeichnete wiederum den Standpunkt dieser Ausständischen — als russischer Botschafts-arzt in Paris Carrière zu machen. „Mein Vater war Jude, ich bin Ruße und mein Sohn wird Franzose sein,“ spottete der Taufensassa, der immer bei guter Laune und bei Geld war. Wie oft half er seinem Schwiegervater mit 5—10 Franken aus der Verlegenheit. Möchten alle zusammenknicken, er trug das Haupt hoch und frei, nicht aus Selbstüberhebung — es fiel ihm nicht ein, über sich nachzudenken — Frohsinn war seine ganze Freiheit. Laurent blieb es unbegreiflich, daß der gedehnte Geselle, den Eigensinn der Lebensfreudigkeit in jeder Faser, sich in die Rutte des Nihilisten zwingen und mit einem Goldschmann in dicker Freundschaft leben konnte.

Wie im Opiumrausch taumelte dieser durchs Leben. Glühende Augen und ein mattes Lächeln — wach ein feuriges, todkrankes Gesicht, wach eine gesegnete, klägliche Natur! Stolz und schwach, hochtrabend und feige — ein Halbgott, der unter Menschen eine jämmerliche Rolle spielte. Vergebens beschwor ihn Laurent, der in ihm einen mächtigen Poeten erkannte, ja, einen gottbegnadeten bizarren Poeten: „Schreiben Sie! Erleichtern Sie ihre Seele!“ Vergebens wollte er ihm zu einer Existenz verhelfen, ihn berühmten Kollegen als Übersetzer empfehlen. „Die Goldschmanns thun nichts,“ hätte Turgenjew sagen können: „ich weiß es, das sind ja meine Helden!“

Bald verschwand er aus Paris, um in Wien aufzutauchen, oderehrte plötzlich dahin zurück, geradewegs aus Madrid kommend. Stipendien waren sein Hehrgeld. Als einmal die Rede auf seine Wanderungen kam, und Laurent den Ausruf that: „Sind Sie aber beneidenswert! Ein Stück Welt gesehen zu haben, das laß ich mir gefallen!“ sagte er urplötzlich in einem Ton so grenzenlosen Kummers, daß selbst Laurent, dem harten Mann, Thränen in die Augen traten:

„Ist das auch was? Bin ja doch nur ein Fremdling im Leben. Trotz meiner achtundzwanzig Jahre hab' ich noch nie geliebt!“

II.

Als Laurent an einem Winterabend wieder einmal im russischen Restaurant einkehrte, fand er alles auf den Kopf gestellt. Duster in sich gefehrt aßen die Gäste drauflos. Trebatfch schien den Kopf verloren zu haben und schrie seine Töchter an. Die eine — Saja oder Mascha? — hatte rotgeweinete Augen, und Adler saß abseits, gleichsam am Raagentisch, sein haschiertes Beefsteak mühsam herunterwürgend.

„Diable, Sie schauen heut nicht lustig drein,“ bemerkte Laurent.

„Ich hab' Ihnen etwas zu sagen,“ flüsterte Adler.

„Gut, machen Sie, daß Sie fertig essen. Bei mir brennt ein gutes Feuer, da sollen Sie mir Ihr Herz ausschütten.“

Eine halbe Stunde später saßen die beiden am Ramin in einem wahren Schmuckkästchen von Stube. Die zarte Anthracitflamme beschien ihre Gesichter, das von einem Erlebnis zermalnte des einen und das nach einem Erlebnis gierige des andern.

„Eh bien, was giebt's?“

Ein Stück brennende Kohle fiel aus dem Feuerhaufen auf die steinerne Fliese nieder, brannte aus letzter Kraft und erlosch. Adler betrachtete die Glutleiche und nickte dem Frager zu:

„Ja, ich bin verloren.“

„Tions, weshalb?“ fragte Laurent. „Wollen Sie eine Cigarre rauchen?“

Jener sprang empor. Vorbei war alle Wehmut, sein Zorn jauchzte auf. Mit einer Miene, als wollte er all' die hübschen Möbel in Trümmer hauen und die ganze Welt dazu, rief er mit dem höllischen Wohlbehagen der Verzweiflung:

„Ich bin der Spionage angeklagt und des Unterschleifs von Stipendien. Federscher ist mein Angreifer. Ein Gericht von meinesgleichen wird zummentreten und mich der Ehre verlustig erklären. Trebatfchs Gasthaus wird für mich verschlossen, meine Braut verloren sein. Bald wird die ganze Pariser Studentenschaft meine Schmach erfahren, ein jeder sich scheuen, mit mir umzugehen und nicht eher ruhen, bis ich abseits verreckt wie ein räudiger Hund!“

„Aber das ist ja hochinteressant!“ rief Laurent und ergriff Adlers Rechte, wie um ihm zu gratulieren. Dieser wuchs in seinen Augen. „Welch ein Fall! Nicht rühren sollte man daran, um ja den Effekt zu wahren.“ Nur pflichtschuldigst fragte er, was an der Sache eigentlich sei?

„Nichts!“ knirschte Adler und beschwor seine Unschuld. Er habe für die Botenschaft kopiert, das sei alles. Und wenn er mehr Stipendien erhielt, als die andern, so sei das gerecht, und wenn er ein besserer Student war als jene, nicht seine Schuld usw.

„So brauchen Sie ja das Gericht nicht zu fürchten!“

„Aber ich fürchte es! Nichten heißt bei ihnen vernichten! Das Gericht bedeutet meine Hinrichtung!“ Merkwürdig, wie schlecht er plötzlich auf die Seinen zu sprechen war. All seinen Eitel gegen sie, welcher ihm ein so bitteres Weh zu bereiten schien, wollte er in die Brüst des andern pflanzen, in ihm einen Widersacher werben gegen seine Widersacher. Ordentlich daß er auslebte: endlich ein Andersgläubiger, der Mann einer fremden Nation!

Entweder ist er unschuldig und ich muß ihn retten, oder er ist schuldig und ich muß ihn gleichfalls retten, dachte Laurent und rief auf alle Fälle:

„Ich glaube Ihnen und stehe für Sie ein!“

Er wußte nur soviel, daß man auftreten mußte, aber auftreten! Lärm schlagen, einen Höllenlärm! Er liebte Schwung in allen Dingen. Fein sollte es bei diesem Rettungswerke hergehen und vor allem korrekt. Und der polizeifreue, friebliebende Laurent, der, wie gesagt, seine tausend Gründe hatte, Duellsachen wie die Pest zu hassen, rief:

„Sie müssen sich mit Federscher schlagen!“ Aber Sie werden sich nicht mit ihm schlagen! Das wäre! Je connais mes braves! fügte er im stillen hinzu und seiner Sache gewiß, wiederholte er ganz Feuer und Flamme: „Sie müssen sich mit ihm schlagen!“

Es galt eine Komödie, nichts weiter, nur eine heilsame Herausforderung. Ein Blick auf Adler, der ihn unschuldig anstarrte, überzeugte ihn, daß der Coup zu wagen sei.

„Aber, Herr Adler, ich weiß ja, daß Sie sich noch nie duelliert haben und sich nie duellieren werden!“ suchte er ihn und sich zu beruhigen: „Gerade wie Sie es wissen, daß ich noch nie Zeuge gestanden habe und nie und nimmer Zeuge stehen werde. Davon ist gar keine Rede!“ Wie mußte er über seinen Einfall lachen, diese beiden treuherzigen Hasenfüße zum Duell verleiten zu wollen, sei's auch nur zum Schein. Doch wußte er, daß das ritterliche Auftreten seines Schütlings eine ungeheure Wirkung bei seinen Gegnern hervorrufen, sie einschüchtern und entwaffnen würde, und daß es nur eines einzigen Kratehlers bedurfte, ein tausendköpfiges Heer von Feiglingen in die Flucht zu jagen. Auf die Feigheit baute er, drum hatte er Mut.

„Kennen Sie außer mir noch jemand, der bereit wäre, Ihr Zeuge zu sein?“

„Jawohl, Klein.“

„Wohlan, so bringen Sie Herrn Klein zu mir. Wir gehen in Ihrem Namen zu Federscher!“ Als er erfuhr, daß dieser und Adler vor den Thoren der Ecole de médecine sich bereits geohrfeigt hatten, schrie er vor Vergnügen: „Ich werde ihn fordern und er wird sich weigern. Er wird sagen: „Ich weigere mich, weil —“ „Wenn Sie sich weigern, dann —“

werd' ich sagen. „Das Ehrengericht!“ wird er schreien. „Kein Ehrengericht!“ werd' ich schreien. „Ja! ja!“ — „Nein, nein!“ „Das werd' ich sehen!“ „Das wollen wir sehen!“ — Das Weitere würde sich selbst ergeben, wenn erst nur diese Präliminarien eines Duells Wunder thaten, und letzteres nie zustande kam.

Mit feierlicher Miene lauschte Adler, als erneuerte sich in ihm der ganze Mensch. Wie er für sein Leben zittert! dachte Laurent. „Mut!“ lachte er, „nur zum Spaß gilt's tapfer, ungestraft gilt's heldenmütig sein!“ Noch nie hatte es ihm solches Vergnügen gemacht, jemanden beizustehen, die Ehrenkomödie aufzuführen zum Experiment! Flaufen machen zum Beweis, daß alles Flaufen war! „Eine Welt ist gegen Sie, damit wollen wir schon fertig werden. Sapristi!“

Adler fiel ihm um den Hals und wollte gar nicht fortgehen vor lauter Dankbarkeit. Laurent mußte ihn förmlich hinauswerfen. Morgens lag er noch in den Federn, als jener in Begleitung Kleins wieder erschien. Doch hatte man sich nichts mehr zu sagen und konnte ans Frühstück gehen. Adler in der Stimmung des Geretteten und ganz Besessenheit holte für Laurents Geld Wurstzeug herbei, während dieser über dem Kaminfeuer kernweiche Eier zu kochen bemüht war. Nur ließ der Unglückliche die schönen Eier in die Flammen sinken. Natürlich gab's ein fürchtbares Geräusch. Die Russen lachten! Man hatte es aber auch gut unter den Fittichen dieses Franzosen, der alle Nichtfranzosen glaubte in die Tasche stecken zu können, mit ihnen aber so interessiert lebenswürdig verfuhr, wie mit seltenen Tierarten. Endlich machte er Toilette, steckte sich — man höre! — das blaue Bändchen des Palmenordens*) ins Knopfloch und begab sich Arm in Arm mit Klein zu Federjäger.

Die Wohnungspracht desselben war verblüffend. Die zusammengestäubten Möbel sahen ordentlich glücklich aus, wie von zärtlicher Hand gestreichelt; das Schlafzimmer mit seinem Himmelbett aus lichtblauem Kattun war wie das eines Mädchens. Inmitten dieser Herrlichkeiten befand sich Adlers Gegner, ein brustkranker Mensch. Laurent hatte aus seiner Feder eine Übersetzung Tolstois mit wahren Vergnügen gelesen. Sie alle waren ja begabte, vortreffliche Leute, und was sich unter ihnen abspielte, war nur eine Hetzjagd, der wahnsinnig wollüstige Durst nach Blut, nach Bruderblut, der wunderbar grauenvolle Genuß, sich ins eigene Fleisch zu schneiden. Oder waren sie im Rechte und übten eine Strafgewalt aus in der persönlichen Rache?

*) Les palmes d'officier de l'Académie, eine Auszeichnung, die leicht zu erringen war, selbst von Schullehrern.

Federfcher empfing die beiden sehr verblüfft. Man sah ihm an, daß er angefaßelt worden war, nur aus Rücksicht für seine künftigen Verwandten als Kläger antrat und um nicht selbst der Schwager eines verdächtigen Menschen zu werden, daß ihm die Sache längst keinen Spaß mehr machte, doch daß er entschlossen war, sie als seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu Ende zu führen. Übrigens geschah, was Laurent vorausgesagt: Mit einem Mann, dessen Ehre in Frage stand, wolle er sich nie und nimmer schlagen.

„Mein Herr!“ rief Laurent großartig, „so lang Herr Adler nicht gerichtet ist, bleibt er ein Ehrenmann, und ich bin sein Zeuge!“

„Ich schlage mich nicht mit ihm.“

Wenn schon, denn schon! dachte jener, über seinen Scharfblick selig und von dem guten Gang der Dinge kühn gemacht, und fuhr mit so gewaltig edler Energie fort, daß ihm selbst feierlich zu Mute wurde, und daß Klein immer nachdenklicher dreinsah und Federfcher immer betroffener:

„Noch ist Herr Adler ein Ehrenmann! Ist er gerichtet, will ich ihm selbst ausweichen schon tausend Schritte weit!“ rief er, indem er sich den Kopf zerbrach, wem Federfcher mit seiner flachen Stirne, der langgezogenen Nasenpartie und dem zurücktretenden Kinn nur so strappant ähnlich sah?

„Mein Herr! wenn Sie sich weigern, die Waffen reden zu lassen, wird Ihnen Herr Adler, in dessen Namen ich zu sprechen die Ehre habe, ins Gesicht schlagen und ins Gesicht speien, wo und wann er Ihnen begegnet!“

„Bedaure, aber ich muß auf dem Gericht bestehen.“

„Sei's!“ rief Laurent auf einen Einfall hin, für den er Adlers Dank allerdings verdiente. „Warten wir das Gericht ab! Allein wir verwerfen den Urteilspruch abtrünniger Kameraden! Nur Männer wie Poturoff sollen hier Richter sein!“

So wurde der kameradschaftliche Streit zu einem Rechtsfall im großen Stile und die öffentliche Stimme Richterin darüber. Allein während Laurent mit diesem Ansinnen seinen Schübling vor dem dichten Haufen der Feinde deckte und ihn vorderhand ihrer Wut entriß, hatte er ihn nicht mehr im Auge als die andern. Verfolgter und Verfolger standen plötzlich seinem Herzen gleich nah, das höhere menschliche Interesse trieb ihn an, ihm war nur noch um die Wahrheit zu thun: Ich will wissen, was in euch steckt, meinethwillen geschähe strengste Untersuchung!

Tags darauf stellten sich Federfchers Zeugen bei ihm ein: Zebekoff, ein verschlafener, unglücklicher Patriot, und Goltfchmann, der aus einem Turgenjew'schen Roman entsprungene Held. Laurent war aufs Freudigste überrascht, zu sehen, wie das schöne Wachsbild plötzlich Leben bekam. Das blaue Ordensband wiederum — und mehr als je! — im Knopfloch, begab

er sich mit den beiden und mit Klein, den sie in einem Gasthaus aufgespürt hatten, zum Oberst Pokuroff.

Eine alte Dame öffnete und ließ sie mit mißtrauischer Miene ein. Nur Laurent gab seine Karte ab: Jacques Laurent, Directeur de la Revue Rose. Vor vierzehn Tagen war diese Zeitschrift ins Leben getreten. Ökonomische Schriften in allen Sprachen füllten Pokuroffs kleinen Salon. Ein Werk, „Civilisation“ betitelt, das den Oberst zum Autor hatte, deckte in vielen unaufgeschnittenen Exemplaren Kanapee und Armstühle. Auf dem Kamin, darin kein Feuer brannte, stand eine schön eingerahmte Photographie des Fürsten Krapotkin.

Pokuroff mit seinem ehrwürdig struppigen Bart und dem schußgeraden Blick sah halb wie ein Pope, halb wie ein Krieger aus, der orthodoxe Russe, wie er lebte und lebte. Selbst in der Verbannung schien er ein Stück Heimat mit sich zu tragen.

Bescheiden nahm Laurent das Wort, den überlegenen Fremden als Weltmann und Franzosen behandelnd. Er fühlte, dieser Mann war ernst zu nehmen, „discutable“ und besserer Streiter wert. Als wäre er nie vor dem Anlitze eines Größeren gestanden, jubelte es in ihm: Welch ein gottgesalbter Richter! Was ihm das Herz abquält und zur Verzweiflung treibt, ist einzig und allein sein Gerechtigkeitsgefühl!

Jener ließ ihn ausreden. Der Fall war ihm schon bekannt, man hatte ihm darüber eingehend berichtet.

„Ich habe sehr schlechte Auskünfte über Herrn Adler,“ sagte er. „Er ist bei seinen Landsleuten übel angeschrieben. Seine Sache kann nicht schlechter stehen. Trotzdem bin ich bereit, die Angelegenheit zu prüfen und im Verein mit anderen darüber ein Urteil zu fällen.“

Ganz Zuvorkommenheit erging sich nun Laurent in Lobsprüchen über die russische Litteratur, ihre Meisterwerke als fremdartig preisend, eigentümlich und bizarr. Voll Begeisterung hauchte er: „C'est étonnant! c'est étonnant!“

„Wieso eigentümlich, fremdartig und bizarr?“ fragte der Russe. Auch an der Politik wurde gerührt.

„Wir sind nicht Nihilisten, wir sind Sozialisten,“ sagte er und hätte die Welt zerreißen mögen, die ihr Glück mit Füßen trat. Daß er besser war als sie, sie aber stärker als er, schien beider Unglück. Diese Weltumordnung muß ein Ende nehmen! rief es in ihm.

Er brauchte kein Vaterland und keinen Gott. Sein Herz mar groß wie die ganze Welt. Er nannte sich keinen Heiland, er nannte sich einen Aufgeklärten. Er dünkte sich ein König und schrie nach Gleichheit, um lauter Könige um sich zu sehen, damit jede Erbscholle, darauf ein Mensch lebte und strebte, zum Throne würde.

Riefe im Ameisenstaat! dachte Laurent. Mit Seufzen und Klagen erobert man nicht die Welt. Genie muß man haben und, um ihr Befreier zu werden, die Verschlagenheit von tausend Tyrannen!

Ihm selbst waren die Menschen der geringste Kummer, doch wenn er etwas wie Antipathie gegen sie empfand, hatten das seine russischen Freunde auf dem Gewissen. Was zu viel war, war zu viel. Sie fielen über seinen Schülking her und fraßen ihn auf. Erst hieß es: „Es ist unmöglich, daß er ein Schurke sei!“ Dann: „Kann sein, daß er einer ist.“ Bis schließlich nur eine Stimme herrschte: „Er muß es sein! wir wollen es! Das ist er uns schuldig!“

Klein machte der Handel alt und grau. Er sah seine Brüder mit den Augen der Welt — sein Herz verblutete schier. Sie richtig zu beurteilen und so sinnlos zu lieben — wie konnte das einer auch aushalten!

„Seinen Glauben abschwören ist für die Raß“, jammerte er. „Seinen Juden abschütteln gilt's. — Wer das könnte!“

Die lammherzigen Bursche hatten Mut gegen ihresgleichen — was kümmerten sie fremde Rassen? — und waren erbarmungslos gegen ihn wie blutigierige Wölfe. „Schweigt! schweigt!“ bat Klein. „Wir wissen, was wir reden!“ brüllten sie. „Eben darum!“ flehte jener. So oder so, überspannte Köpfe waren sie alle, und die Sucht, aus einem Floh einen Dshen zu machen, schien Familienzug bei ihnen.

Das gehegte Bild hatte nichts zu hoffen, als auf ein Gericht, darin alle, alle gegen ihn zeugen würden. Dennoch verzehrte ihn die Ungeduld. „Haben Sie Nachricht von Pokuroff?“ war seine erste Frage, wenn er bei Laurent Zuflucht zu suchen kam. Er konnte es nicht erwarten. „Noch immer keine Nachricht!“ und er verzweifelte.

Der redenhafte Mann brach zusammen unter der Wucht der Verachtung. Die Gastmahlzeiten bei seinem künftigen Schwiegervater hatten auch aufgehört. Um mit den Seinen nicht brotlos zu werden, mußte ihn dieser seine Thür verschließen und machte brillante Geschäfte. Es wimmelte von Gästen bei ihm. Die Russen krochen aus ihren Löchern. Es ging in den Kampf, zwar nur gegen einen armseligen Kameraden, gleichviel, es war ein ewiges Fest oder vielmehr ein Rüssten zum Fest — alle gegen einen!

Daß sich Adler nicht erhängte, blieb Laurent unbegreiflich. War's nicht genug für ihn, aus Rußland vertrieben zu sein? Doch was ist dir Rußland gegen Trebatsch's Restaurant? dachte Laurent, das ist dein Nest, eine Klatschstunde bei Goltzschmann für dich Lebenszweck, die Schar deiner Kläger die ganze Welt. Und drücken dir diese hergelaufenen Bursche das Rainszeichen auf, vergebens machen dich dann alle Nationen der Welt zum Ehrenbürger, die Selbstachtung lernst du nimmermehr!

Als ob einer, den man mit Rot bewirft, sich nicht zu waschen brauchte, verwahrloste sich Adler auf die rücksichtsloseste Art, sprach in weinerlichem Tone, warf die herzwinnende Jugendlichkeit ab wie lästiges Zeug, bekam plumpe, verflägene Züge — der arme Teufel und der unedle Mensch waren fertig.

Aber das Herz seiner Braut blieb ihm doch treu. „Da sieht man, was Liebe ist. Mascha stand wieder am Fenster und nickte mir zu. Sie sieht elend aus,“ sagte er oft wehmütig. „Nun erkennen Sie sie auf den ersten Blick. O, meine Braut ist zu erkennen!“

III.

Im Café Koch in der Rue de la Glacière fand das Gericht statt, in dieser schmutzigen Spelunke, deren Spezialität es war, schmutzig zu sein, wo man aber für fünf Sous etwas Warmes zu essen bekam. Wo käme ein armer Student hin ohne solche Spelunken?

Die Verjaumlung war auf drei Uhr anberaumt. Kopf an Kopf saßen die Kläger, sie erdrückten einander schier. Hier ballte sich eine Faust, dort grinste hämisch eine Frage, hier blißte ein finsterner Blick auf, dort erscholl Hohn gelächter. Selbst der stumpfste Gefelle hatte das Mordfieber und war schon erhitzt und frendetrunken — alle gegen einen!

Adler war wie verwandelt. Er sah blühend aus. Mit lauter Stimme gab er Laurent über die fremden Gesichter Bescheid, in nachsichtsvoller, anerkennender Laune — o er ließ auf seine Feinde nichts kommen! „Wen meinen Sie? Ja so! Aha!“ und er erhob sich, sah in die Runde, starrte ihnen wohlgefällig ins Gesicht, mit hochwogender Brust — ihn erfaßte das Glücksgefühl des Tollkops in Lebensgefahr: Das heiße Leben in jedem Blutstropfen und mit dem einen Fuß im Jenseits — so groß ist also die Welt! Er war von Sinnen und hatte tausend Sinne und zu allem Kraft, nur nicht für die Angst und für die Reue.

Schlag drei Uhr erschien Pokuroff in Begleitung eines Mitgliedes der Société secrète. Alles erhob sich. Wie Schulknaben standen sie da. An einem bereitgehaltenen Kaffeetisch nahm der Oberst Platz neben dem mitgebrachten Herrn, einem ungemüthlichen Glaskopf. Als machte er eine unliebsame Bekanntschaft, mit der er lieber verschont geblieben wäre, verzog er sein abgelecktes Gesicht — er machte kein Hehl aus seinen Gefühlen und schien ein gar vorurteilsfroher, strenger Richter zu sein. Ein dritter Richter hatte sich verspätet, ein blonder junger Mann, der sehr geziert that, bald geniert, bald amüsiert und mit der Miene eines wißbegierigen Kindes die beiden andern immer etwas zu fragen hatte.

Obenan sahen die Richter, rechts von ihnen Laurent, Klein und ein dritter Zeuge des Angeklagten, ein aus Irkutsk hergereifter junger Mann, den dieser, Gott weiß wo, aufgetrieben hatte. Links saß Federscher mit seinen Zeugen. Adler, der mit einem wacklichen Rohrstuhl als Anklagebank vorlieb nehmen mußte, schloß den Kreis. Halbwüchsige Bursche und Familienväter, die wie halbwüchsige Bursche ausfahen, füllten den Saal. Hagere Rotbärte und dicke Krausköpfe sahen rauchend da und spuckten wie aus Efel vor ihrem schlechten Tabak. Ein kleiner Kerl mit der Physiognomie eines zu hohen Ehren gekommenen Gassenjungen machte die Honneurs. Auch einige Studentinnen waren erschienen, sehr häßliche Mädchen, die man wieder fortschickte, woher sie gekommen waren. Ein liches Jesusgesicht wandelte im Gewühl. Ein korpulenter Bursche mit Tieraugen lauerte auf den Moment des Überfalls. Ein flachnasiger Russe, in jedem Zug ein Charakter, stand ungeduldig auf seinem Posten.

Pokuroff ergriff das Wort. Es klang wie ein Kommando. „Man muß wissen, mit wem man lebt,“ sagte er. „Dum wollen wir untersuchen, ob die schweren Anklagen gegen Herrn Adler begründet und wir berechtigt sind, über ihn den Stab zu brechen.“

Hierauf erhob sich der Irkutsker, ein reiches Mutterjöhnchen, dem man ansah, daß er diesen Kreisen fern stand und fern stehen wollte, daß er mit seiner Bürgerschaft nur ein gegebenes Versprechen einlöste, und daß er überhaupt nur zu seinem Vergnügen nach Paris gekommen war.

Adler sei sein Schulkamerad gewesen, begann er, er habe ihn immer für einen anständigen Menschen gehalten, seine Ehrenhaftigkeit genugsam erprobt und könne den Beschuldigungen nie und nimmer Glauben schenken.

Mehr tot als lebendig stammelte Klein: „Adler ist nicht besser und nicht schlechter als alle andern —,“ doch ließ man ihn nicht ausreden, Laurent gar nicht zu Wort kommen, der Russe mit dem Charakterkopf trat vor die Schranken.

Seine grobe Kleidung, sein bäuerisches Wesen, alles an ihm zeugte von schadenfrohem Mut, und selbst seine starken Backenknochen schienen ein Abzeichen des müde gehekten Rebellen. Nach einer kurzen Erklärung an Pokuroff wandte er sich zornglühend an Adler. Schmerz und Wut zersprengten ihm schier die Brust. Sein Freund sei bei seiner Rückkehr in die Heimat verhaftet worden insolge einer Denunziation Adlers. Der Name Sedlin — so hieß dessen Gönner, der Botschaftskanzler — lehrte immer in seinen Klagen wieder. Er tobte nicht, er weinte und schrie, als müßte ihm das Herz brechen: „Verräter!“

Adler sprang auf. Wie ihm das Herz aufsuchte in Verzweiflung und Bosheit! Die ihn ausgehungert hatten und zum äußersten getrieben, um

sich an seiner Wut zu weiden, kamen auf ihre Kosten. Wie ein befreiter Riese stand er da. Mit erhobener Faust schien er jenem das Wort buchstäblich ins Gesicht zu schleudern, und gleich einem wilden Triumphgeschrei entrang es sich seiner Brust: „Lüge! Lüge! Lüge!“

Erstrocken brachte Federscher seine Klage vor. Seine Raubaugen blickten scheu, sein Schnauzbart sträubte sich — nun wußte Laurent, wem er so sprechend ähnlich war: einem Löwen, einem sanften, entarteten, verächtlichen Löwen.

Ein schmieriges Individuum, das Adler um Stipendien sollte betrogen haben, ergriff das Wort. Lichtblond, blauäugig, mit erfrorener Nase und krummen Beinen — seine Erscheinung war so jämmerlich als belustigend, zumal aber seine Art, das Russische zu radebrechen, wobei er weder die Richter, noch den Angeklagten, sondern die anderen anblickte, sie als seine Zeugen und Aufstachler anzurufen.

Adlers Antwort war ein Leugnen. Er selbst sprach ein vortreffliches Russisch. Jedes Wort aus seinem Munde klang einleuchtend und verblüffend, wie eben die Rede eines gescheiten Menschen. In diesem Moment war er Russe, Russe mit Leib und Seele. Sein scharfgeschnittenes Gesicht schien zwar mit der slavischen Mundart in Widerspruch zu stehen, woran er sich aber blutwenig lehrte. Er wuchs mit jeder patriotischen Phrase, mit jeder vollstümlichen Wendung und freute sich am Scheine dessen, wonach sein Innerstes sehnsuchtsvoll drängte: Europäer zu sein, sei's Russe, was immer, zur Gegenwart zu gehören, nur nicht zu einem toten Volke!

Als brauchte er nur ein Wort zu sagen, um sie alle zu vernichten, stand er lächelnd da und hielt an sich. Von getränkter Ehre war nicht die Spur an ihm, sein Gewissen schien unantastbar wie ein gesalbter König. Seine massive Schönheit, sein geschmeidiges Temperament, die spöttische Art, wie er seine Lumpen trug, alles schien an ihm zu frohlocken: Ich bin der Stärkere! Edle Wehmut im Antlitz gestand er, welsch ein phänomenaler Mensch er sei, brach jedoch ab, als spräche er eine unliebame Prophezeiung. Immer vertraulicher, immer vorwurfsvoller klangen seine Worte, ganz in der Art, wie gute Kameraden einander herunterkautzeln und allen auf einmal ins Gesicht blickend, schloß er mit dem Fragezeichen: „Seid Ihr ein Volk — was?“

Ein Schrei der Entrüstung gellte durch den Saal. Selbst die Richter fuhrten auf. Man war zu starr gewesen, um ihn nicht ausreden zu lassen, nun aber hatte man bloß den einen Gedanken, den Frechling niederzureden. Man sah nichts als Teufelsgesichter. Das Jesusgesicht wirkte geradezu schaudererregend mit seinem Aufwand von Gift und Galle. Der mit den Tieraugen that einen Satz auf Adler, als könnte er sich von dem tödlichen

Streich nicht enthalten. „Was wollen Sie?“ herrschte ihn Pokuroff an, und um der Sache ein Ende zu machen, hieß er ihn mit seiner Klage hervorrücken.

Er schrie um Geld, um Verführung und Schaden mit einem Blick voll Haß, voll Haß! Er hätte Adler zerfleischen mögen. Seine unglaublich dichten, unglaublich schwarzen Haare sträubten sich. Wütend klagte er über Hunger, und sein dicker Körper erbehte, sprach von Weib und Kindern, und sein Zorn steigerte sich bis zur Raserei. „Brot oder Blut!“ stand auf seiner Stirne. Er machte einen widerlichen Eindruck, aber den Eindruck, daß er recht habe, daß der Hunger recht habe.

Adler zahlte Schimpf mit Schimpf, Pokuroff mußte ihn zurechtweisen. Mehrere Stimmen wurden zugleich laut, die Häße reckten sich, die Augen bligten, man steckte die Köpfe zusammen oder schrie von einer Ecke in die andere. Die Richter waren vergessen, man fühlte sich ganz unter sich. Die Anklagen regneten, der Name Sedlin ertönte aus heiseren Kehlen. Der mit den Tieraugen sprach in alles drein und kam, wovon auch die Rede war, mit Ziffern und Zahlen. In einem Moment unwillkürlicher Stille stieß das Jesusgesicht einen Fluch aus. „Spion! Dieb!“ erscholl es von allen Seiten, und wiederum der Name Sedlin. Es war kein Tribunal mehr, sondern ein Zanken, Streiten, Sich = in = den = Haaren = liegen. Das Tiergesicht, Kleins gramvolle Züge, das Mondgesicht Zedkoffs, Federschers uulöwenhaftes Löwengesicht, Goltzschmanns ideale Züge — ihre Gesichter hatten eine große Familienähnlichkeit. Wie leibliche Brüder erschienen diese Bettler, indem sie, im glühenden Patriotismus nach Brot schreiend, über einen Bettler herfielen, weil er mehr erbettelt hatte als sie. Der jugendliche Richter lächelte verlegen, der Strenge triumphierend.

Der Rächer seines Freundes, der auf Spionage klagte, drängte auf die Verurteilung. Pokuroff forderte neue Beweise. Der Kleine mit dem Gassenbubengesicht hielt eine Ansprache. Adler schwankte, ob er ihm nicht einen Sessel an den Kopf werfen sollte. Ein schmerzlicher Ausdruck legte sich auf seine Züge, als Goltzschmann sich erhob, um wider ihn zu zeugen. Der mit der erfrorenen Nase bekam Mut und schrie immer unverschämter. Das Jesusgesicht hatte eine Schar um sich und heßte. Die Schwüle, der Dunst im Saale wurden unerträglich. Der junge Richter säckelte sich mit dem Taschentuch, der Strenge flüsterte Pokuroff etwas ins Ohr. Einige Hungerige hatten sich fortgeschlichen. Soeben that Zedkoff den gähnenden Mund auf, um auch als Kläger seine Pflicht zu thun, als Pokuroff sich erhob und erklärte, daß es Essenszeit sei und die Beratung nach Tisch wieder aufgenommen werde.

Adler ging mit dem Irkukler. Die Schreier zerstreuten sich nicht

sobald. Laurent, der sich Pokuroff und dessen Assistentz angeschlossen hatte, sah wie betäubt um sich auf der tosenden Straße, sich fragend, ob Paris wohl eine Ahnung hätte von den Völkerschaften, die es beherbergte, und von den Revolutionen, die sich in seinen Spelunken abspielten.

Im russischen Gasthaus, wohin sie sich begeben hatten, lief Trebatsch wie ein Wahnsinniger hin und her. Nun hatte er eine dicke, rosige und eine blasse, magere Tochter, da ließ es sich auch besser kommandieren. Bei der berühmten Gerstsuppe unterhielten sich Pokuroff und Laurent von Dostojewski und dessen Stellung zum Nihilismus. Von dem Zwiespalt, in dem der Dichter die letzten Jahre seines Lebens verbracht hatte, sprach dieser in traurig vorwurfsfreier Tone, wie man etwa von einer Gehirnentzündung spricht, seinen Abfall bestritt er als Lüge. „Er konnte uns nicht aus seinem Herzen reißen,“ behauptete er, „wir haben ihn als den Unsrigen begraben.“

Am Tisch nebenan dinierten die beiden andern Richter. Der Strenge mit Würde und Appetit, der Jugendliche mit zimperlicher Neugierde, indem er nicht müde wurde von einer russischen Fürstin zu sprechen. La princesse her, la princesse hin, und das Wort wurde zum Begriff des Erhabensten, wenn er es mit sehnsüchtigen Lippen aussprach, voll Feuer und Ehrfurcht. „Sie giebt Lektionen?“ fragte der andere. „Nicht doch,“ war die Antwort: „elle fait la lecture.“

Um neun Uhr wurde das Gericht wieder aufgenommen. Nun herrschte eine matte Stimmung. Einer verließ sich auf den andern und alles auf die Beurteilung. Auch Adler war es satt, seine Unschuld zu beteuern. Der Ausgang seines Prozesses, daran er nicht hatte denken können, ohne zu fürchten, den Verstand zu verlieren, dünkte ihm plötzlich eine Lappalie.

Mit der Abspannung lehrte auch Kälte ein. Der Irkuter ging ungeduldig auf und ab. Auch andere verließen ihre Plätze und hauchten sich auf die erstarrten Finger. Mitternacht rückte heran. Die Richter zogen sich in das Wohnzimmer des Cafetiers zur Beratung zurück. Adler ging hinaus auf die Straße. Man war schon halb eingekickt, als jene wieder erschienen, das Urteil zu verkünden. Es fand ein gleichgültiges Auditorium.

„Haben wir positive Beweise für die Schuld des Angeklagten?“ begann Pokuroff. „Nein! Nein und nein! Dennoch müssen wir Herrn Adler tadeln,“ und diese Worte waren ein Beweis für die mutige, gewandte Selbstverteidigung Adlers, da ihn ja der Redner von früher her nicht kannte: „daß ein so hochbegabter junger Mann wie er die Unvorsichtigkeit beging, mit einem Sedlin Umgang zu pflegen, dessen Name nicht nur im revolutionären Lager, sondern auch bei der Gegenpartei verpönt und verachtet ist.“

Laurent lief zu Adler hinaus, der frierend an der Straßenecke stand und die Kunde seiner Freisprechung mit gekränktem Lächeln hinnahm. Raum konnte er sich aufrecht halten. Laurent und den gleichfalls herbeigeisterten Klein unter den Arm nehmend, führte er sie in ein naheß Caféhaus. Er war bei Geld und bewirtete sie mit Orog. So sahen sie beim heißen Trunk guter Dinge beisammen. Zärtlich blickte Adler bald den einen, bald den andern an oder starrte träumerisch ins Blaue. In seiner Freude sah man erst, wie vergrämt der Arme war. Entzückt über sein Abenteuer, das gottlob einen Abschluß gefunden, machte Laurent Klein Komplimente, sich in der Affaire tadellos benommen zu haben, als mitten in die herrliche Stimmung Adler wie ein Donner hineinfuhr:

„Aber jetzt muß Federscher das Duell annehmen! Das bleibt ihm nicht geschenkt! Je vais le battre comme une canaille! Sie sind mein Zeuge, Herr Laurent!“

IV.

„Ich will nichts mit Duellen zu schaffen haben!“ rief Laurent. Er hatte ein Buch geschrieben gegen den Zweikampf, ein gutes Buch sogar, einen wahren Herzensschrei, mit frechem Mut die Feigheit begangen, einem Beleidigten Genugthuung zu versagen, in seiner öffentlichen Rechtfertigung die Frage aufwerfend: „Was ist tapferer, sich mit geladenem Revolver zu verteidigen oder mit ungeladenem?“ und Caille, dem gefürchteten Publizisten, den Freundschaftsdienst, sein Zeuge zu sein, rundweg abgeschlagen. Dieser Duellhäß war sozusagen die einzige Empfindung seines Lebens. „Was wollen Sie denn noch?“ fuhr er Adler au. Wie verwünschte er ihn mit samt seiner ganzen Sippe! „Sind Sie nicht ein frischgewaschener Ehrenmann? Haben Sie es nicht aus Pokuroffs Munde? Und verbietet dem Russen sein junges Evangelium nicht aufs Strengste den Zweikampf?“

Nie und nimmer! dachte er und rief schließlich, um die Sache ein für allemal abzuthun: „Daß ich Ihr Zeuge bin mit dem größten Vergnügen, versteht sich von selbst. Aber nicht hier! Die Polizei, drei Monate Gefängnis — ich danke! Es muß also in Belgien sein! Warum sollte es nicht in Belgien sein? Zwar die Reise für Sie selbst, Ihre beiden Zeugen und den Arzt, dann die Anschaffung der Pistolen — eine verteuert kostspielige Sache solch ein Duell! Wenn ich wenigstens in der Lage wäre, Ihnen auszuhelpfen — verfluchtes Geld!“

Ein neuer Tanz begann. In Lumpen gehüllt, keinen Sous in der Tasche, dachte Adler Tag und Nacht an das Duell. Er aß nicht, er schlief nicht, er wusch sich nicht, es war ihm zur fixen Idee geworden, er war tausendmal unglücklicher wie vor seiner Freisprechung. Die Nachsucht verlieh seinen Zügen einen edlen, leidenden Ausdruck. Wiederum lief er

Laurent das Hans ein, lehrte ihn Thee auf russische Manier zubereiten, nützte seinen Parfümvorrat oder saß da, den Kopf auf beide Hände gestützt, und knirschte in seinem improvisierten Französisch mit einem Gesichtsausdruck, daß es einen Stein erbarmt hätte: „Je veux le battre comme uno canaille!“

Laurent wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Die „Revue rose“ machte Miene einzugehen!

Nachts heimkehrend hörte er einmal die Hausbesorgerin aus ihrer Loge rufen:

„Der Herr Russe war wieder da,“ sagte sie höhnisch — Hunde und Hausmeister können schlechtgekleidete Leute nun einmal nicht leiden — „Sechsmal hat er nach Ihnen gefragt.“

„Sagen Sie ihm morgen, ich sei verreist,“ beauftragte sie Laurent: „Und wenn ein Herr Ponthier nach mir fragt: ich sei daheim und harre seiner.“

Er steckte in einer fürchterlichen Haut: Die „Revue rose“ war eingegangen! Herr Ponthier allein, der reiche Spekulant, konnte sie von den Toten erwecken. Von Laurents Unterredung mit ihm, die morgen stattfinden sollte, hing alles ab. Bis übermorgen konnte der vorsichtige Philister sich die Sache überlegen. Wie sagte er? „Wenn ich mich zu dem Unternehmen entschließe, was noch lange keine abgemachte Sache ist — ach nein, leider Gottes! — so geschieht es nur aus speziellem Vertrauen zu Ihnen. Denn daß Sie z. B. von Thorheiten, wie Duellen, ein entschiedener Gegner sind —“ Diese gute Meinung sollte Laurent zugute kommen.

Gegen Morgen schlief er endlich ein, als ihn ein lautes Pochen an der Thür erweckte. Adler stürzte mit dem Freudentus ins Zimmer:

„Auf nach Erquelin! Um 7 Uhr fährt der Zug! Heut wird duelliert!“

Erscheint mir der Mensch sogar im Traum. Will mirs verbitten! dachte Laurent und drehte sich auf die andere Seite. Zer schlagen und übernünftig wie er war und ein Langschläfer, der er sein Lebenslang gewesen, wollte er schlafen!

„Auf! auf!“ drängte jener: „Es ist höchste Zeit! Klein wartet unten. — Gleich!“ rief er ihm hinunter, indem er das Fenster aufriß, daß ein eifriger Luftstrom durchs Zimmer strich: „Hol' einen Wagen! Gleich macht sich Herr Laurent fertig!“

Laurent erwachte. Welch ein Erwachen! Es war der schrecklichste Moment seines Lebens. Doch eine letzte Hoffnung suchte in ihm auf:

„Unfinn!“ rief er: „Sie haben ja kein Geld!“

„Warum nicht gar!“ rief Adler. Er und kein Geld! Der Irkuler hatte ihm Kredit eröffnet. Und im Ton eines Gentlemans von Metier rief er ungeduldig, als wäre er dabei ausgewachsen:

„Sind Sie mein Zeuge, ja oder nein?“

„Schlafen will ich!“

„Sind wir Männer, ja oder nein?“

„Es ist zu kalt! es ist zu früh!“

„Entweder thun Sie Ihre Pflicht als Zeuge oder — Bei Gott, wenn ich Sie fordere, müssen Sie mir vor die Klinge!“

Immer besser!

„Ich will Ihr Zeuge sein!“ stöhnte der Unglückliche: „Ihr Gegner, alles, was Sie wollen, aber aufstehen — nie und nimmer!“

Da riß Adler die Decke von ihm. Der Wütende hatte gut schreien: „Mörder! Elender!“ jener half ihm in die Beinkleider.

„Daß Sie sich nur nicht erkälten!“ rief er besorgt: „Schlüpfen Sie schnell in die Pantoffel — so! Diese Hundekälte! Bei Gott, das Wasser im Waschbecken ist eingefroren! So verflucht kalt war's nicht seit Menschen-gedenken!“ Und er begoß ihn mit eiskaltem Wasser, rieb ihm das Gesicht mit dem Handtuch wund und zwang ihn in Weste und Rock.

„Herrgott! — und Ponthier? Meine Unterredung mit Ponthier!“ rief Laurent verzweiflungsvooll.

„Sie schreiben ihm ab!“

„Meine Existenz steht auf dem Spiele! Tod und Leben der „Revue rose“!“

Aber schon hing ihm Adler den Wintertod um, drückte ihm den Hut auf den Kopf und zog ihn gegen die Thür.

„Wenn Sie glauben,“ rief Laurent: „daß ich in Pantoffeln bis nach Belgien reife, irren Sie sich gewaltig!“

Richtig, die Stiefel! sie mußten vor der Thür stehen. Doch statt der Stiefel stand Klein vor der Thür mit einer grünkarrirten Reisendecke und drängte zum Aufbruch.

„Wo sind schnell ein paar andere Stiefel?“ rief Adler: „Sie müssen ja ein zweites Paar haben!“

„Aber ich hab' kein zweites Paar!“ rief Laurent froh und ohne zu übertreiben. Was thun? Flugs holte jener ein paar funkelnelneue Lackschuhe aus dem Schrank. Laurent weinte vor Wut. Seine reizenden Soiréschuhe, die ein Heibengeld kosteten und ihn so fürchtbar drückten! Es half nichts, sie zogen sie ihm an und schleppten ihn die Treppe hinunter. Unten stand der Wagen und vor ihrer Loge die Concierge in unbefchreiblichem Morgenkleid, ein Bild des Ingrimms.

„Madame,“ hauchte Laurent: „Sagen Sie Herrn Ponthier —“

„Nichts da! Sie telegraphieren ihm aus Etiquelin!“ rief Adler, hob ihn in den Wagen und hielt ihn auf der ganzen Fahrt nach dem Nordbahnhof am Rockschloß, damit er nicht Reißhaus nähme. Laurent, der be-

merkte, keinen Flanellrock anzuhaben, ballte die Fäuste. Ein letztes Mal fragte er, der Mensch hofft ja im Tode noch:

„Haben Sie auch wirklich Geld?“

„Und ob!“ jauchzte Adler, als hätte ihm der Irkuzker alles Gold Sibiriens geliehen.

Vor dem Bahnhof standen schon Federscher, Zedekoff und Goldschmann mit roten Nasen, sie mit Rufen und Gesten zur Eile antreibend.

„Schnell! schnell! Erstes Läuten!“

Adler rannte an den Schalter, die Billette zu lösen, kam aber ohne dieselben zurück, wankend, schreckensbleich.

„Das Geld — reicht — nicht,“ stammelte er. Zugleich erscholl die Glocke — zweites Läuten!

Laurent und Zedekoff mußten in der Zuglust stehen, während die vier Familientrat hielten. Wer hätte sie für Gegner und Zeugen gehalten? Sie schienen ganz brüderliche Sorge für einander. Doch unwillkürlich veränderte sich ihre Miene, als sie an jene herantraten, um für ihre Freundlichkeit zu danken. Sie wollten mit je einem Zeugen vorlieb nehmen. Damit sprengten sie an den Schalter und mit emporgehaltenen Billetten zur Perronthür hinaus, Adler voran, Klein mit seiner grünkarrierten Reisebede als Hinterster. So eben ertönte das dritte Läuten. Laurent sah sie abdampfen. —

Tags darauf kam Adler zu ihm gerannt, ihm brüheiß zu erzählen, wie sie sich hatten einen Tag und eine Nacht im Eisenbahnwagen rütteln lassen und durch kniehohen Schnee nach dem Kampfplatz waten mußten, unter dem Gejohle der Bauern, die ihnen mit Heugabeln gefolgt waren, und wie die Schüsse glücklich fehlgegangen und die Gegner einander versöhnt in die Arme gesunken waren, halbtot vor Hunger und Strapazen. Er lachte, war wieder der Alte — ein neues Leben konnte beginnen.



Traurige Liebe.

Novelle von Friedrich Fürst Wrede (Friedrich vom Stein).

(Salzburg.)

Die Sonne hatte eben das graue Gewölk und den dichten, feuchten Nebelschleier, der Ostende nachtsüber umhüllt, siegreich durchbrochen. Ihre ersten, leuchtenden Strahlen fielen durch das niedere Fenster einer Mansardenkammer der Franzensstraße. Sie hirschten auf den kalten, weiß-

getüchten Wänden auf und nieder und warfen ihr warmes, goldenes Licht auf das schmale Bett, auf dem der buckelige Fred schlummerte.

Die Hände hielt er über der stark abgenutzten wollenen Decke gefaltet. Es waren kleine, magere, von blauen Adern durchzogene Hände, so zierlich und fein, daß sie einem Kinde hätten angehören können. Dieser Größe entsprach auch der übrige Körper. Nur die Arme waren unverhältnismäßig lang und reichten fast bis zu den Knien. Aber die boshafte Natur hatte diesem Menschenkinde einen so mächtigen Höcker zwischen die Schultern gezaubert, daß selbst die mitteleidigen Decken und Kissen ihn nicht zu verbergen vermochten.

Auf diesem mißgestalteten Leibe thronte ein mächtiger Kopf. Das Gesicht schien mit seinen starken Backenknochen, seiner sahlen Hautfarbe und dem leidenden Zuge um Mund und Nase wie das eines alten Mannes. Nur der leichte, weiche Flaum, der über den im Schläse halbgeöffneten Lippen sproßte, verriet, daß der buckelige Fred kaum das fünfundsanzwanzigste Jahr zurückgelegt haben mochte.

Die Helle weckte den Schläfer.

Sein bleiches Gesicht, aus dem jeder Tropfen Blut geflohen zu sein schien, belebte sich allmählich. Er versuchte, die trockenen Lippen mit der Zunge zu benetzen. Sein Schlummer glich immer dem eines Fiebernden.

Einige unruhige Bewegungen durchzuckten den kleinen Körper. Wöglich setzte er sich im Bette auf und blickte neugierig, fast erschrocken um sich.

Mit beiden Händchen rieb er sich den Schlaf aus den Augen. Eine ganze Weile saß er dann noch im Bette, mit der rechten Hand seinen linken Fuß, wie um seinen mißgestalteten Rücken zu stützen, umklammernd und nachdenklich auf die Decke blickend.

Es bedurfte immer geraumer Zeit, bis das Bewußtsein des Lebens und der Wirklichkeit von diesem schwachen Körper vollen Besitz ergriff.

Dann blickte er auf eine kleine Uhr aus wertlosem Nidel, die in Gesellschaft eines Taschentuches, einer Zündholzschachtel und einer ledernen Gelbbörse auf einem niederen Schemel dicht neben dem Bette lag.

Der buckelige Fred mußte zu lange geschlafen haben. Mit einem Satz sprang er von seinem dürftigen Lager auf und kleidete sich rasch an. Dies war bald geschehen; denn er wandte nur wenig Sorgfalt auf sein Äußeres. Man konnte es dem kleinen Manne auch im Grunde genommen nicht verübeln, daß er keine sonderliche Freude daran fand, sein mißgestaltetes Körperchen zu pflegen und zu schmücken.

Schnell brachte er noch sein Bett in Ordnung und fuhr mit einem Tuche über die blank polierte, mit schönen Messingbeschlägen verzierte Kommode, die dem einzigen Fenster gegenüberstand.

Außer diesem Brunkstücke, das sich in der ärmlichen Umgebung feltfam genug ausnahm, enthielt die Kammer nur das schmale Bettchen, einen hölzernen Tisch und zwei aus Stroh geflochtene Stühle. In einer Ecke stand noch eine alte, umgestürzte Kiste, die als Wasch- und Toilettentisch diente. In der von einem geblühten Stück Weinwand verborgenen Höhlung hatten außerdem die Schuhe des Bewohners und sonstiges Gerät Unterkunft gefunden.

Überall herrschte peinliche Reinlichkeit und Ordnung. Sobald Herr Fred diese häuslichen Obliegenheiten verrichtet hatte, stülpte er eine breitshildige Mütze auf den Kopf, griff nach einem flachen Korbe, der an der Thüre lehnte, und verließ das Haus.

Vom Meere her wehte eine frische Brise. In großen Zügen sog der kleine Mann die würzige, salzige Luft ein, die seinen schwachen Körper belebte und kräftigte.

Längs der Kanäle, die als Hafen dienen, und in denen mächtige Dampfer, schlanke Lustyachten und dickbäuchige Handelsschiffe vor jeder Unbill des Meeres geschützt, träge und friedlich nebeneinander liegen, bis sie vielleicht schon der kommende Morgen über den ganzen Erdball zerstreut, schritt Fred der inneren, tiefergelegenen Stadt zu.

Sein Weg führte ihn am Fischmarke vorüber. Hier herrschte trotz der frühen Stunde schon reges Leben. Männer und Weiber hatten alle Hände voll zu thun, um die nasse, schlüpfrige Ware zu ordnen und nach Größe und Gattung aufzustapeln. Das Plätschern des Wassers in den Behältern, das Schimpfen der Aufseher und das Geschrei der Verkäufer im traurigen, eintönigen Tonsall der flämischen Sprache drang durch die Morgenstille. Am Eingange der Halle lehnte rauchend und müßig eine Gruppe junger Fischer. Schlanke, sehnige Gestalten mit energischen von der Sonne gebräunten Gesichtern. Aus ihren aus blauer Wolle gestrickten Jacken stieg der kräftige Geruch des Meeres und die Ausdünstung gesunder, arbeitsgewohnter Körper.

Als sie des Buckeligen ansichtig wurden, der an ihnen rasch vorüber-eilen wollte, riefen sie ihm mit ihren mächtigen, rauhen Stimmen, die gewohnt waren, das Brausen der Wogen zu übertönen, einen guten Morgen zu.

„Schon so früh in das Geschäft, Herr Fred?“ meinte einer von ihnen mit gutmütigem Spotte.

„Guten Morgen,“ nickte der Kleine eifrig, ohne jedoch stehen zu bleiben, „kann nicht faulenzeln wie Ihr, brave Jungen! Ich muß mich sputen, sonst nehmen sie mir die beste Ware weg!“

Und er eilte weiter. Schon die letzten Worte waren kaum mehr verständlich gewesen. Die jungen Fischer blickten ihm nach und lachten, daß

die thönernen Pfeifen ihnen fast aus den prächtigen weißen Zähnen gefallen wären. Sie kannten ihn alle und mochten ihn alle gut leiden, den armen, buckeligen Fred.

Keiner nannte ihn anders, und keiner konnte sich erinnern, je gehört zu haben, daß er anders genannt wurde.

Alle Morgen machte Fred denselben Weg. Er führte ihn zu einem großen Blumenhändler, bei dem er seinen flachen Korb mit herrlichen Rosen, wohlriechenden Veilchen, farbenprächtigen Nelken und zartem Flieder füllte. Tagsüber bot der Buckelige die duftenden Blüten dann am Strande feil.

Ein ironisches Geschick hatte den unschönen Jungen dazu verurteilt, seinen dürftigen Lebensunterhalt aus dem Handel mit dem Schönsten, was die Erde erzeugt, zu ziehen. Zu jeder ernsteren Arbeit war sein schwaches Körperchen unfähig.

In seinem Gewerbe aber war er zu einer großen Geschicklichkeit gelangt, ja er hatte sein Geschäft fast zu einer Wissenschaft erhoben. Wie keiner seiner Kollegen verstand Fred es, aus den dichten Scharen der gepuzten Fremden mit Kenneraugen diejenigen zu erspähen, die für seine duftende Ware Sinn und Verwendung hatten. Er besaß die Gabe, die Lieblingsblume der ihm Begegnenden zu erraten und auf dem menschlichen Antlitz die Augenblicke zu erkennen, wo die Sprache, ohnmächtig das Gefühl wiederzugeben, versagt, und der Mensch zum Menschen gerne durch die stummen Zeichen der Natur spricht.

Der Handel ernährte seinen Mann, und da der Buckelige nur sehr wenig Bedürfnisse kannte, war er in der Lage, alljährlich, trotzdem der Winter fast keinen Erwerb brachte, ein kleines Sümmlen als Sparpfennig zurückzulegen.

Seine Kindheit war freudenleer gewesen. Im Hause seiner Eltern war für ihn nie ein gutes, zärtliches Wort gefallen. Die berbe, rüstige Frau, die er Mutter nannte, blickte nur unwirsch auf das mißgestaltete Kind. Und auch später, als er auf eigenen Füßen stehen gelernt, war ihm das Wort „Liebe“ nie ins Ohr geklüffert worden.

Sie lachten und scherzten ja gern mit ihm; denn sein Geist war lebhaft, seine Zunge gewandt und sein Witz schneidend. Aber wer hätte zu dem armen, verkrüppelten Jungen von Liebe gesprochen?

So lebte er sein Leben ruhig neben den anderen, gerade gewachsenen Menschen dahin. Hatte er nie der Liebe Lust gekannt, so blieben ihm auch der Liebe thörliche und doch so grausame Schmerzen erspart. Sein Herz sehnte sich nicht nach Zärtlichkeit. Und da er an das Gefühl der Menschen keinen größeren Anspruch erhob, als ihm entgegengebracht wurde, ließen sie ihn seine Mißgestalt nicht allzu sehr fühlen.

Einmal nur hatte sein kleines Herz schneller geschlagen! Der Gegenstand seiner Wünsche war damals jener glänzend polierte, mit Messing beschlagene Kasten, der in seiner Kammer prunkte, gewesen.

Er hatte ihn in dem Auslagefenster eines Tapezierers entdeckt, und dieses glänzende Stück Hausrat hatte sofort sein krankhaftes Wohlgefallen erregt. Er wünschte auf das Lebhafteste, die Kommode zu besitzen.

Drei Tage nacheinander schlich er immer und immer wieder zu dem Laden und konnte sich gar nicht satt daran sehen. Am dritten Tage endlich faßte er Mut und trat ein, um nach dem Preis „seiner“ Kommode, wie er sie schon nannte, zu fragen.

Der Verkäufer lächelte über die seltsame Kundschaft und meinte, es handle sich da um ein schönes Stück, das er nicht unter dreihundert Franks lassen könne.

Beschämt und traurig verließ Fred den Laden. Woher sollte er dreihundert Franks nehmen? Da war es wohl besser, er ließ seine Träume fahren und ging auf den Strand, seine Blumen zu verkaufen!

Den ganzen Tag war er betrübt. Gegen Abend aber faßte er neuen Mut! Wenn es ihm gelänge, dreihundert Franks zusammen zu scharren, wäre die Kommode sein!

Hatte er sich denn eingebildet, der Verkäufer werde sie ihm als Geschenk anbieten?

Und war sie etwa den geforderten Preis nicht wert, seine Kommode! Es hieß eben sparen!

Und er sparte.

Er gönnte sich von nun an kaum das Allernotwendigste! Jedes Vergnügen, ja jede Bequemlichkeit für seinen siechen Körper deuchte ihm Verschwendung.

Aber es ist für einen buckeligen und häßlichen Jungen ein hartes Stück Arbeit, den Lebensunterhalt aus dem Verlaufe von Rosen zu bestreiten und außerdem dreihundert Franks zu erübrigen.

Herr Fred benötigte achtzehn volle Monate dazu, da ja der Winter keinen Verdienst brachte. Und während dieser laugen Zeit lebte er in der beständigen Sorge, ein fremder reicher Mann könne kommen und seine Kommode erblicken. Ja, er begriff es gar nicht, daß sich kein Käufer für den glänzenden Kasten fand.

Endlich aber, als er auf die zweihundertneunundneunzig Franks, die er sich buchstäblich vom Munde abgepart, den dreihundertsten fügen konnte, eilte er glückstrahlend zum Händler und legte die Geldrolle auf den Verkaufstisch.

„Hier ist Ihr Geld, geben Sie mir meinen Kasten!“ sprach er einfach zu dem nicht wenig erstaunten Manne.

Im Triumph wurde nun die Kommode aus dem Schaufenster entfernt und in die Dachkammer der Franzensstraße überführt.

Der beste Platz wurde ihr dort selbstverständlich eingeräumt. Als die Packträger, die sie die sechs Treppen heraufgeschafft, die Kammer verlassen, fuhr Herr Fred, der bisher unruhig, immer zur Vorsicht mahnend, unhergetrippelt war, fast schüchtern lieblosend mit den Händen über das glatte Holz, prüfte die glänzenden Beschläge und pußte, wo sich ein Fleckchen zeigte, am Messing herum.

Seine ganze Sorge war von nun an darauf gerichtet, die Kommode in gutem Zustande zu erhalten.kehrte er abends müde heim, so freute er sich jedesmal an ihrem Glanze. Seine ganze ärmliche Klausur erschien ihm heller und freundlicher. Seit jenem Tage, der ihm die Erfüllung seines Wunsches gebracht, hatte sich Herr Fred fast glücklich gefühlt! —

Seine Angst, sich verspätet zu haben, war diesmal unbegründet. Er mußte sich sogar eine Weile gedulden, bis der Gärtner eintraf. Bald war man handelseinig, und er konnte dem Strande zueilen, sein Tagewerk zu beginnen.

Auf der Straße begegnete er einem hübschen, schlanken, etwa fünfzehnjährigen Jungen, der, ebenfalls einen Korb in der Hand, zum Gärtner eilte.

Ein spöttisches Lächeln unzugute Freds Lippen. Gott sei Dank, daß er dem zuvorgekommen!

Louis war sein Rivale! Er war ebenso hübsch, als Fred häßlich, ebenso gesund, als dieser kränzlich, ebenso stark, als dieser schwach!

Louis war der hübscheste Blumenverkäufer Ostendes, Fred der häßlichste.

Sie beide erzielten stets für ihre Blumen die höchsten Preise, Louis durch sein frisches Gesicht und sein einschmeichelndes Benehmen, Fred durch seinen Fleiß und oft recht herben Witz.

Wen konnte es Wunder nehmen, daß sie sich nicht sonderlich liebten?

Mit flüchtigem Gruß eilten sie aneinander vorüber.

Die Morgenstunden waren für den Blumenhandel die einträglichsten und wichtigsten. Gegen elf Uhr vormittags war es zumeist schon entschieden, ob der Tag ein „guter“ gewesen.

Der buckelige Fred hatte sich den Platz dicht hinter der Terrasse des Kasinos als Kampffeld auserkoren. Es gab wohl keinen Kurgast in Ostende, der nicht wenigstens einmal im Tage hier vorbei mußte.

Ermüdet lehnte der Kleine an der Mauer der Terrasse und blickte auf den breiten Strom gepuhter Menschen, der in abwechslungsreichen Bildern sich an ihm vorbeiwälzte. Er hatte ein verblüffendes Gedächtnis für Physiognomien, und es machte ihm Freude, diese Naturgabe durch scharfes Beobachten noch weiter zu entwickeln. Fred konnte sich diesen Aufwand

von Zeit heute gönnen. Es war erst zehn Uhr, und sein Korb war schon fast geleert. Nur einige Rosen und weiße Nelken lagen noch, vorsichtig in nasses Moos gebettet, darin.

Da gewahrte er eine kleine Gruppe, die er bisher noch nie gesehen. Herr Fred konnte sich auf sein Gedächtnis verlassen, diese Fremden waren heute zum ersten Male auf dem Strande.

Es war ein Mädchen von seltener Schönheit in Begleitung eines älteren, behäbigen Herrn.

Dem buckeligen Fred dachte, noch nie eine so schöne Gestalt, noch nie ein so reizendes, von einer blonden Lockenfülle umkräuseltes Antlitz gesehen zu haben. Etwas ungemein Rührendes, Unschuldiges, Traumhaftes umflutete diese junge Dame und umwob sie mit einem eigenen Zauber.

Sie kam gerade auf den Buckeligen zu. Dicht vor ihm blieb sie stehen. Mechanisch reichte ihr Fred den Korb. Aber die Worte, mit denen er sonst seine Blumen anpries, sprach er nicht.

Sie wählte eine langgestielte, dunkelrote Rose. Ihre Augen blickten ihn dann fragend an — so eigen, so mitleidig und sanft.

Blaue, klare, freundliche Augen, die einer lichten, sonnenbestrahlten Meereswelle glichen, waren es, von dunklen langen Wimpern beschattet. Augen, die einem Russe gleichen, dachte der buckelige Fred.

Er vermochte nicht den Blick von ihrem Antlitz zu wenden.

Sie fragte nach dem Preis der Blume. Ein krampfartiges Gefühl schnürte ihm die Kehle zusammen. „Einen Sou,“ vermochte er mit Mühe zu flammeln. Von anderen hätte er das Zehnfache gefordert.

In diesem Augenblick hörte Fred eine frische, fröhliche Stimme über sich: „Eine schöne Rose, Fräulein!“ rufen.

Er blickte auf. Hinter ihm stand der schöne Louis! Sein hübsches, junges Gesicht leuchtete über den reizenden Blumenkor seines Korbes, den er geschickt auf der einen Hand balancierte, während er mit der anderen dem Mädchen eine prachtvolle Rose reichte. Und sie nahm die Blume aus seiner Hand und frug ebenso freundlich wie früher ihn um den Preis.

„Da Sie sie bereits angenommen haben, einen Franc!“ lachte Louis mit dem ganzen Gesichte. Und auch das Mädchen lachte über den gelungenen Schelmestreich und reichte ihm aus einem zierlichen Täschchen ein blitzendes neues Silberstück. Im gleichen Augenblicke warf der behäbige Herr einen kupfernen Sou in den Korb des buckeligen Fred — den Preis seiner Blume. Der ausnehmend billige Preis fiel weder dem Mädchen noch ihrem Begleiter auf.

Gleich darauf löste sich die Gruppe. Neue, fremde Menschen wogten an Fred vorüber. Er aber wagte nicht aufzublicken; denn seine Augen

füllten heiße, bittere Thränen! Und er schämte sich dessen — der arme, buckelige Junge.

Um seinen Frieden war es geschehen. Das holde Gesicht des jungen Mädchens hatte es ihm angethan. Pötzlich und überwältigend war die dumme, thörichte Liebe, die schon so viel Unheil auf Gottes schöner Erde angerichtet, in des Buckeligen Herz eingezogen, dem solche lärmende Einquartierung noch nie widerfahren. Was Wunder, daß der kleine Mann darüber den Kopf verlor.

Still und traurig kauerte er in seiner Ecke und suchte im Gewühle der Vorübergehenden mit den Augen die traute Gestalt.

Lange mußte er warten. Endlich aber, es war beinahe schon Mittag, sah er die Ersehnte am Arme ihres Begleiters den Quai herabkommen. Der kleine Fred verbarg sich hinter einem Vorsprung der Terrasse, um nicht gesehen zu werden. Dummer, kleiner Fred! Als ob ihn das Mädchen mit den schönen Augen bemerkt hätte!

Er folgte ihr in einiger Entfernung und sah sie in das Hotel de la Plage treten. Nun war die Möglichkeit geboten, ihren Namen zu erfahren. Gewiß, es würde ein wunderschön, welchklingender, erotischer Name sein!

Am Eingange lehnte ein vornehm aussehend, schön geschheitelter Kellner und schwagte mit dem behäbigen Portier. Fred trat schüchtern zu ihnen und bat mit vor Erregung zitternder Stimme um Auskunft.

Die beiden Männer blickten ihn erstaunt an. Es war ihnen neu, daß sich ein Blumenverkäufer um ihre Gäste erkundigte. „Die Auskunft ist wohl eine Rose wert!“ meinte der schön geschheitelte Kellner.

„Nehmen Sie, nehmen Sie!“ entgegnete Fred eifrig, ihm den Korb hinreichend.

Der Kellner griff nach einer gelben Knospe und steckte sie, wie er es sonst wohl mit dem Bleistift that, hinter das Ohr. „Du bist am Ende gar verliebt, Kleiner?“ lachte er dann, sich gegen den Thürpfosten lehrend.

Bitteres Weh durchzuckte Herrn Fred.

Er beüllte sich, in seinem gewöhnlichen spöttischen Tone zu erwidern, daß er dies lieber den anderen Geradegewachsenen überlasse. Die Dame aber bezahle fürslich, und der guten Rundschafften seien dies Jahr so wenig, daß man sie pflegen müsse.

„Wen meint er eigentlich?“ mischte sich nun auch der Portier, der bisher die Hänseleien des Kellners mit freundlichem Schmunzeln begleitet hatte, ins Gespräch.

„Nr. 42, 43, 44,“ antwortete dieser ganz in geschäftsmäßigem Tone.

Der Portier trat in seine Loge, schlug ein dickleibiges Buch auf und las: „Nr. Ellenborg mit Tochter aus London.“

Dann klappte er das Buch wieder zu und kümmerte sich nicht weiter um den neugierigen Blumenverkäufer.

Fred dankte höflich und eilte rasch weiter. Sein kleines Herz war recht schwer und von Trübsal erfüllt.

Die Frage des schön geschaitelten Kellners tönte ihm noch immer im Ohre. „Du bist am Ende gar verliebt, Kleiner?“

Und dabei hatten die beiden geradegewachsenen Männer so aufrichtig gelacht.

Es war also nicht schwer, die Heiterkeit der Menschen zu erregen. Man brauchte nur vom buckeligen Fred und von der Liebe zu reden.

Und thaten sie ihm etwa ein Unrecht?

Hatte er nicht selbst den Gedanken, er könne verliebt sein, als eine Ungeheuerlichkeit von sich gewiesen? Hatte er nicht bei der ersten Prüfung seine junge Liebe aus Menschenfurcht verleugnet, wie weiland Petrus den Herrn Jesus Christ?

Dann fiel ihm wieder ein, wie der schön geschaitelte Kellner geschäftsmäßig die Zimmernummer der Fremden genaunt. War es denn möglich, daß dieser Mensch sich nicht gleich nach dem Namen des Mädchens erkundigt hatte, und daß dieser Name nicht mit flammenden Buchstaben für ewige Zeiten in seiner Seele geschrieben stand? Herr Fred fing an, die Männer, denen die Natur keinen Buckel zwischen die Schultern gesetzt, für recht seltsame, rätselhafte Geschöpfe zu erachten.

Mit solchen Gedanken trug er sich, als er eine schattige Stelle auf den Dünen erreichte. Hier pflegte er in Gesellschaft seiner Kollegen die heißen Mittagsstunden zu verbringen.

Es war noch früh an der Zeit. Dem Buckeligen war es lieb, eine Weile allein zu sein. Er brauchte Zeit, um sein erregtes Innere in die Maske der Gleichgültigkeit zu zwingen. Die Kollegen durften von seiner Liebe nichts ahnen.

Sie würden nur lachen — und seit wenigen Stunden vertrug Herr Fred nichts weniger, als wenn man über ihn lachte.

Sie hatten aber auch gelacht, als sie durch argen Zufall in Erfahrung gebracht, der arme Buckelige wolle eine Kommode um dreihundert Franfs erstehen.

Und er hatte sie erstanden!

Wer weiß, ob nicht schließlich . . . — hier verstiegen sich Herrn Freds Phantasieen zu Bildern, deren Kühnheit anerkennungswert war.

Er schloß die Augen und träumte. Verworrne Vorstellungen von großem Reichthum tauchten vor ihm auf. Er sah sich als Gebieter eines prächtigen, vieltürmigen Schlosses, von dunklem Taunensforst umgeben, in einem blauen See sich spiegelnd. Den Speer in der Hand kehrte er eben

heim vom edlen Waldwerk. Mächtige Doggen umsprangen ihn laut bellend, und eine Schar schlanker Jägerleute leistete ihm Gefolgschaft.

Sie alle trugen prächtige Kleidung, aber keiner war so reich geschmückt wie er. Sein Wams war aus Sammet von der Farbe des dunklen Moores, an seinen Fingern blühten edle Steine und an Stelle seines Hockers trug er eine aus goldenen Fäden gewobene Sonne, die ihn mit blendenden Strahlen umgab. Am Ufer des blauen Sees stand Miß Ellenborg und wartete seiner als sein ehelich Weib. Sie wies mit ihrer weißen Hand auf die glitzernde Flut und sprach mit tonloser Stimme: „Ich habe das Brautbett gerüstet.“ Leise plätschernd schlugen die Wellen an das beschülste Ufer. Es klang wie ferne Musik — aber es war eine traurige Weise.

Es träumte sich so süß im weichen, warmen Sande!

Bald wurde Fred in die Wirklichkeit zurückversetzt. Einige Blumenverkäufer hatten sich eingefunden und gleich ihm in den Schatten gelagert. Sie überzählten ihr erworbenes Geld, bespritzten den Blumenvorrat in ihren Körben mit frischem Wasser und erzählten dabei allerhand drollige Geschichten.

Später kam auch Louis mit wichtiger Miene und streckte sich Fred gerade gegenüber behaglich in den Sand.

„Seht doch,“ rief einer, „Louis hat eine Erbschaft gemacht!“

„Weshalb?“

„Bemerkt Du denn nicht die schöne Halsbinde?“

„Er thut doch genug groß damit!“ meinte ein dritter.

In der That hatte sich Louis ein ganz neues, grellrotes Halstuch umgebunden, das zu seinem jungen Gesicht gut stand.

„Er ist Millionär geworden und ist heute nur auf den Strand gekommen, um uns zu ärgern,“ spottete ein anderer.

„Laßt den Unsinn! Etwas besonderes ist ihm aber widerfahren! Rüde mit der Sprache heraus, Louis!“

„Fragt den Fred!“ lachte dieser, „der weiß es!“

Fred blickte auf und sah zu Louis hinüber. Das hübsche Gesicht seines Rivalen lachte ihn freundslich an. Der junge Bursche dachte dabei nichts Arges. Aber Fred glaubte Spott und Hohn in diesen lebensfrohen Augen zu lesen.

Die stille Abneigung steigerte sich zu förmlichem Haß.

„Verliebt ist der Narr!“ stieß er rauh hervor. Einen Augenblick schwiegen alle betreten. Die düstere Feindseligkeit seiner Stimme hatte diese halben Kinder erschreckt. Dann aber schallte das helle Gelächter ihrer jungen Kehlen durch die Mittagstille. Fred fühlte, daß es nicht etwa Louis Liebe, sondern seinem Zorne galt.

Er hatte sich, von Eifersucht gefoltert, hinreißen lassen — und sie

lachten, daß ihnen die hellen Thränen über die gebräunten Backen liefen. So war denn bei ihm alles lächerlich! Seine Liebe, sein Groll, sein Schmerz? Das Weinen war ihm nahe — aber er war tapfer. Mit zuckenden Lippen fuhr er spottend fort, mit jener kleinlichen Bosheit, die schwächliche, niedriger stehende Menschen oft gegen die Großen und Starken erfällt.

„Glaubt am Ende gar, wieder geliebt zu sein! Der Nichtsthuer!“

Beim letzten Wort hatte sich Fred erhoben, auch Louis war aufgesprungen.

„Was sagst Du?“ rief er drohend.

„Nichtsthuer,“ erwiderte der Kleine scheinbar gelassen; „denn eine Schande finde ich es, mit Deinen starken Gliedern nicht mehr zu thun, als ich mit meinen schwachen!“

Louis trat dicht auf ihn zu, Zorn blitzte aus seinen Augen, drohend erhob er die Faust. Aber als er in das verzerrte Gesicht des Buckeligen, der ihm kaum über die Hüfte reichte, geblickt, ließ er sie wieder sinken. Er hatte vielleicht den herben Schmerz, den seine Schönheit jenem bereitete, in diesen blassen Zügen gelesen und empfand Mitleid mit seinem Jammer.

„Nein,“ murmelte er, sich umwendend, „nein — Dir thue ich nichts!“

Fred aber griff schweigend zu seinem Korb und ging still davon.

Langsam watete er durch den weichen Sand, in dem er bis zu den Knöcheln versank, dem Quai zu. Die Sonne brannte heiß und die weite weiße Fläche blendete das Auge. Vielleicht schritt der buckelige Fred deshalb so gesenkten Kopfes. Selbst als er am Hotel de la Plage vorbeikam, blickte er nicht auf. Ob das schöne Mädchen dort oben wohl ahnte, welche Zwietracht sie unter die jungen Blumenverkäufer gäht?

Längs den Häusern eilte er den Quai hinunter. Erst als er den Hafen erreicht, blieb er stehen. Das rege Leben um ihn that ihm wohl. Er lagerte sich im Schatten eines mächtigen Holzstoßes und versuchte seine Lage zu durchdenken. Im Grunde genommen war sie ja gar nicht so verzweifelt. Aber wenn man die Flinte von vornherein ins Korn warf, konnte man freilich keine Schlacht gewinnen. Die Geschichte mit seiner Kommode kam ihm in den Sinn. Auch hier galt es zu kämpfen und zu streiten. Was er aber eigentlich erkämpfen und erstreiten wollte, das hatte in Freds Vorstellungen noch keine feste Form angenommen.

Er wollte gleich heute Louis nicht nachsehen. Sein Rivale hatte eine rote Halsbinde angelegt. Herr Fred trat in einen Laden und erstand ein grelles blaues Tuch.

Damit eilte er nach Hause. Mit zitternden Händen schlang er den Knoten.

Er hätte sich gar zu gerne in seinem neuen Staat gesehen. Leider aber wies sein Hausrat keinen Spiegel auf.

Wie er suchend in der Kammer Umschau hielt, fiel sein Auge auf seine

Kommode. Sie glänzte so hell, daß er meinte, sich darin sehen zu können. Lange stand er über die glatte Holzfläche gebeugt und suchte aus den Schatten, die er warf, sich sein Bild zusammenzustellen. Sein Gesicht war nicht gerade abschreckend häßlich, und seinen Höcker war der dumme Fred auf dem besten Wege zu vergessen. Das Schlimmste aber war die blaue, schreiende Halsbinde, die ihm etwas Groteskes verlieh.

Und er hatte keinen Freund, der ihm gesagt hätte, daß das Mitleid der Natur für das Unschöne und Traurige die dunklen Farben geschaffen.

Sein blaues Tuch erregte noch größeres Aufsehen als das rote seines Rivalen. Diese Genugthuung hatte er. Seit jenem peinlichen Auftritte auf der Düne war es zwischen Fred und Louis zum offenen Bruche gekommen. Ohne Gruß eilten sie an einander vorüber und waren auf das Eifrigste bemüht, sich gegenseitig in ihrem Geschäfte zu stören und zu schaden. Die übrigen Blumenverkäufer griffen teils für Louis, teils für Fred Partei. Bald hatten sich zwei erbitterte Lager gebildet, die sich je nach der Farbe der Halsbinde ihres Führers die Roten oder die Blauen nannten.

Aber dem buckeligen Fred brachte dieser Krieg nur bittere Qual. Alle Martern der Eifersucht mußte er durchkosten; kein einziger Schmerz der Liebe blieb ihm erspart. Seine glücklichsten Tage waren die, an welchen die schöne Fremde eine Blume aus seinem Korbe trug.

Die Feindschaft unter den Blumenverkäufern dauerte bereits drei Wochen. Ganz unheimliche und unhaltbare Zustände waren eingerissen. Es war gar nicht abzusehen, wohin das noch führen würde.

Da nahm dieser denkwürdige Krieg ein rasches und beiden Parteien wohl unerwartetes Ende.

Eines schönen Morgens machte sich unter den Blumenverkäufern eine große Aufregung bemerkbar. Die halbwüchsigen Burtschen standen in kleinen Gruppen beisammen und besprachen mit wichtiger Miene das Geschehnis.

Der Grund dieser Bestürzung war das Erscheinen eines eleganten jungen Mannes an der Seite Miß Ellborgs.

Beide Parteien entsandten sofort einen Abgesandten zu ihren Führern, die eiligst herbeieilten, den unwillkommenen Fremdling in Augenschein zu nehmen. Dann wurde sowohl von den Blauen als von den Roten großer Kriegsrat gehalten. In wenigen Stunden hatte man sich die Gewißheit verschafft, der Ankömmling sei nicht mehr und nicht weniger als Miß Ellborgs Bräutigam. In einer Woche würden sie alle nach Amerika reisen.

Die Wirkung dieser Nachricht war niederschmetternd. Am nächsten Morgen war sowohl die rote als die blaue Halsbinde verschwunden. Aber hatte der körperlich und seelisch gesunde Louis mit seinem Tuche zugleich auch seine ungesunde Schwärmerei abgelegt, so saß beim buckeligen Fred das

übel weit tiefer. Die Geschehnisse der letzten Wochen und die Wichtigkeit, die ihnen von Seite der Blumenverkäufer beigelegt worden war, hatten diese unglückselige Leidenschaft in ihm zur lodernden Flamme angefaßt.

Jede Lebensfreude war von ihm gewichen. Trübsinnig bot er seine Blumen feil. Die scharfen Witze waren auf seiner Zunge erstorben.

Der Tag kam heran, an welchem das Brautpaar Ostende verlassen sollte.

Die meisten Blumenverkäufer hatten sich auf der Esplanade versammelt. Es sind dies zwei fast parallel laufende, weit in das Meer hinausgebaute Brücken, die die einlaufenden Schiffe vor den Unbilden der See schützen.

Louis stand mitten unter seinen Kollegen, lachend und scherzend. Fred hatte wohl versucht, das Gleiche zu thun, aber bald ward er sich klar, daß ihm die Kraft fehlen würde, seinen Schmerz zu verbergen. Er lehnte etwas abseits an dem hölzernen Geländer der Brücke und blickte scheu auf die Gruppe hinüber, die Seelenstärke seines Rivalen insgeheim bewundernd. Seit Wochen war es der erste freundliche Gedanke, den er seinem Nebenbuhler zollte.

Freds Blumenkorb war noch fast ganz voll. Er hatte heute kaum zwei bis drei Blüten verkauft. Er war zu traurig zu solch lustigem Geschäfte.

Da ertönte vom Landungsplatze her das schrille Läuten der Signalglocke und gleich darauf der heisere Ton der Dampfpeife. Lucherschwenken, Abschiedsrufe — und das Schiff stieß schwerfällig, sich langsam wendend, vom Damme ab. Mit zunehmender Geschwindigkeit kam es näher, sich immer nur wenige Meter weit entfernt von der Brücke haltend und die entgegen-schlagenden Wellen rauschend zerteilend.

Der buckelige Fred sah ganz deutlich das schöne Mädchen. Auf den Arm ihres Bräutigams gestützt stand sie auf dem Verdecke. Ihr Vater saß auf einem Feldstuhle neben ihr, eine wollene Decke vorsichtig um die Knie geschlagen, das rote Reisebuch in der Hand. Er schien aus diesem der Tochter vorzulesen.

Es war wahrscheinlich, daß sie an Fred vorüberfahren würde, ohne ihn zu bemerken. An ihm vorüber — für immer!

Dieser Gedanke überwältigte den kleinen Mann. Nein, ehe sich ein Meer zwischen sie und ihn legte, mußte ihn noch ein Blick aus den Augen, die einem Kusse gleichen, treffen! Nur ein Blick — er war zu bescheiden, der kleine Fred — auf seinen mißgestalteten Körper!

Mit raschem Griffe wühlte er die schönste Rose aus seinem Vorrathe, und sie so hoch er nur konnte in der Luft schwingend, lief er laut schreiend auf der Brücke neben dem Schiffe her.

Es gelang ihm wirklich, die Aufmerksamkeit des Mädchens zu erregen. Sie erkannte den armen buckeligen Blumenverkäufer, der sie immer mit so

verrückter Miene betrachtet, und gut, wie glückliche Menschen es sind, winkte und lächelte sie ihm zu.

Fred schleuderte seine Rose in kühnem Schwunge der Scheidenden zu. Im selben Augenblicke aber stolperte er über ein zusammengerolltes Seil und stürzte der Länge nach auf die Erde.

Eine Weile blieb er regungslos liegen. Der kleine Körper mit dem großen Höcker glich so einer ungestalteten, formlosen Masse. Den Korb hatte er im Falle umgestürzt, daß die duftenden Rosen, Nelken und Veilchen den Boden bedeckten. Die Umstehenden lachten — wie alles bei Herrn Fred fanden sie auch diesen Austritt spaßhaft.

Aber da lief Louis eilig herbei, schob die Lächer unanft beiseite und hob den Buckeligen auf. Er wusch ihm mit seinem Tuche den Staub aus dem Gesichte, reinigte oberflächlich seine Kleider und legte ihm die Blumen wieder in den Korb. Dabei sprach er dem Weinenden leise Trost zu.

Die Leute meinten, er hätte sich im Falle weh gethan und diesem Schmerze gälten die Thränen, die über das alte Gesicht des Mißgestalteten rieselten.

Fred wollte gehen und griff nach seinem Korbe. Das aber duldete Louis nicht. Mit sanfter Gewalt entwand er ihn der kraftlosen kleinen Faust und lud ihn auf die eigene Schulter.

Dann nahm er den Buckeligen bei der Hand und gemeinsam traten sie den Heimweg an.

Als die Blumenverkäufer dies sahen, freuten sie sich, daß der Streit nun endgültig beigelegt und der Schönste und der Häßlichste unter ihnen mit einander Friede geschlossen.

* * *

Schweigend schritten die bisher so erbitterten Feinde der Wohnung des Buckeligen zu. Fred weinte immer leise vor sich hin, und Louis ahnte, mit jenem natürlichen Taktgeföhle, das unverdorbenen Menschen oft innewohnt, daß dem Gefährten nichts so Erleichterung bringen könne, als diese ungestörten Thränen.

Oben in der Mansarde brachte er den Kleinen zu Bett und setzte sich dann still an das Fenster, stützte das junge Kinn in die braune Hand und blickte auf zu dem bewölkten Himmel.

Ein dünner, kalter Regen fiel auf die Erde. Es war der erste, unfreundliche Herbsttag. Die Dämmerung war bereits angebrochen — da fragte eine leise, thränenumflorte Stimme vom Bette her:

„Wie ist das Wetter, Louis?“

„Es regnet.“

„Sie werden eine schlechte Fahrt haben!“

„Es ist keine Gefahr — die Schiffe sind gut!“

Eine kleine Pause. Dann trat Louis langsam an das Bett und sagte, da der Buckelige noch immer leise vor sich hinweinte: „Nun ist's aber genug, Fred! Du hast ja schon einen ganz roten Kopf. Schau, man muß vernünftig sein!“

Aber Fred wollte nicht vernünftig sein. Aus seinen geschwollenen Augenlidern perlten noch immer große, salzige Tropfen. Louis trat zur Kommode und strich mit der Hand darüber hin. „Das ist ein hübsches Stück, daß Du da hast!“ meinte er.

Der Buckelige horchte auf — selbst ein schwaches, befriedigendes Lächeln juckte um seinen Mund.

„Gefällt sie Dir? Nicht wahr, sie ist hübsch — meine Kommode?“

Und dann erzählte er, wie er gedarrt und gespart, um sie zu erwerben.

Louis setzte sich zu ihm aufs Bett und hörte aufmerksam zu. Der Kleine beobachtete ihn scharf, ob er nicht lachen würde. Es hätte ihn geschmerzt.

Aber Louis lachte nicht. Diesem gesunden, derben Jungen eröffnete sich eine neue Welt. Die Erzählung von so unsinnigem Verlangen klang ihm wie ein Märchen. Er schüttelte den Kopf — er verstehe das nicht.

„Ja,“ meinte der Buckelige altklug, „wir mit dem Höcker sind und fühlen eben ganz anders als ihr Geradegewachsenen!“

„Weißt Du was ich glaube?“ entgegnete Louis nachdenklich.

„Nun?“ fragte der Kleine gespannt.

„Ich glaube, Du könntest ein guter Freund sein! Du mit Deinem Bedürfnis zu lieben!“

„Ich glaube es auch.“

Fred hatte diese Worte einfach und leise gesprochen. Bescheiden, fast scheu blickte er zu seinem bisherigen Feinde auf. Dann, nach einer kleinen Pause, tastete er im Halbdunkel, das jetzt herrschte, nach seiner Hand.

„Louis?“

„Was ist?“

„Du warst heute so gut zu mir!“

„Geh; laß das — wir waren bisher herzlich dumm.“

„Ja, Louis — das waren wir.“

* * *

Am kommenden Morgen kam Fred nicht wie gewöhnlich mit seinem Blumenkorbe auf den Strand. In hitzigem Fieber wälzte er sich auf seinem Lager. Der herbeigeholte Arzt fand alle Anzeichen einer Gehirnentzündung

vor und gab wenig Hoffnung, den kleinen, siechen Körper der zerstörenden Gewalt der Krankheit zu entreißen.

Am Bette des Buckeligen wachte Louis und umgab den Kranken mit zärtlicher Freundesorgfalt.

Sieben Tage lang wogte der Kampf zwischen Tod und Leben. Dann aber trat plötzlich eine entschiedene Wendung zum Besseren ein. Das Bewußtsein kehrte wieder, und bald erklärte der Arzt die Gefahr für beseitigt.

Langsam, an der Hand seines ehemaligen Feindes, kehrte Herr Fred in das Leben zurück. Und auf diesem langen, steinigem Pfade knüpften sie manchen großen und kleinen Knoten in das Freundschaftsband, das jener Abend zwischen ihnen gewoben.

Der Sommer war geschwunden — mit ihm die Badegäste, Musikchöre, Zündholzhändler und Blumenverkäufer.

In Herrn Freds Kasse hatte die Liebesepisode — Arzt und Apotheker hatten ein hübsches Stück Geld verschlungen — eine bedenkliche Ebbe hervorgerufen. Es mußte diesmal auch im Winter ernstlich gearbeitet werden.

Louis half da und dort aus. Er scheute keine Arbeit und fand immer solche, da die Leute den gesunden, lebenslustigen Knaben gerne im Hause hatten.

Aber welche Arbeit konnte der gebrechliche Körper des buckeligen Fred leisten?

Louis wußte Rat. Er fand für den Freund eine Stelle beim Stricken und Ausbessern der Fischerneze. Die Arbeit war leicht und erforderte keine besondere Geschicklichkeit. Sie brachte keinen großen Gewinn, jedoch genügend, um das nackte Leben zu fristen und Kohlen zur Erwärmung der Kammer anzuschaffen.

Es war kein süßiges Brafferleben, das die beiden Blumenverkäufer führten. Aber die langen Wintermonate gingen vorüber, ohne daß die bittere Not ernstlich an ihrer Thüre geklopft hätte.

Wer glaubte, Fred sei von seiner thörichten Liebe geheilt, der irrte. Mit einer unglaublichen Beharrlichkeit und Leidenschaft hielt er zähe an seinem Traume fest, an den ihn übrigens die kleinen Entbehrungen, die er sich auferlegen mußte, fast stündlich erinnerten.

Unzähligemale quälte er Louis mit der Frage, ob jene Rose, die er auf das Schiff geschleudert, ihr Ziel auch erreicht hätte. Und jedesmal log Louis tapfer, es sei so. Der brave Junge brachte es nicht über sich, dem Buckeligen zu gestehen, daß seine Blüte, von kraftloser Hand geworfen, schon wenige Schritte weit in das Meer gefallen war.

Die Bademonate rückten wieder heran. In allen Häusern wurde gepußt, geschauert und alle sonstigen Vorbereitungen zum Empfang der ersten Kurgäste getroffen. Die wohlbekanntesten weißen Zettel erschienen an den Thüren.

Langsam belebten sich auch die Straßen. Die Zahl der Mietfuhrwerke mehrte sich, und es dauerte nicht lange, so polsterte die fast endlose Reihe der Omnibusse wieder regelmäßig über das Pflaster dem Bahnhof und dem Hafen zu. Die ersten Fremden trafen ein. Müde, blasse Menschen, mit abgesehenen Gesichtern, die am Meeresstrande Heilung und Stärkung suchten.

Louis und Fred hatten den Blumenhandel wieder aufgenommen. Ihre Freundschaft hatte den Winter überdauert, und sie hatten sich das Wort gegeben, daß auch Weilschen, Rosen und Nelken ihr keinen Schaden zufügen sollten. Nicht mehr gegen einander, wie früher, sondern mit einander wollten sie arbeiten. Louis, der über gesunde Weine verfügte, sollte auf dem Quai von der Escalade bis zum Kasino, Fred vom Kasino bis zur königlichen Villa seine Blumen feilbieten.

So hielten sie es den ganzen Sommer und alles ging vortrefflich. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte unter den Blumenverkäufern von Ostende kein solcher Friede und keine solche Eintracht geherrscht.

Der Herbst rückte näher. Die Nächte wurden kühler und das Meer, das im Hochsommer oft einem stillen See glich, polsterte und brüllte, als hätte es die Absicht, die Quadern des Quais zu zertrümmern.

Da kam eines Tages Herr Fred nicht zur Mittagstafel.

Louis fürchtete, es könne dem Kleinen ein Leid zugestoßen sein und machte sich auf, ihn zu suchen.

Er brauchte nicht weit zu gehen. Gleich hinter dem Kasino sah er den Buckeligen auf einer Bank kauern und unverwandt auf eines der gegenüberliegenden großen Hotels starren.

Als er des Freundes ansichtig wurde, geriet er in große Erregung und erzählte mit wichtiger Miene, „Sie“ sei wieder da. Er habe sie gesehen und auf den ersten Blick wieder erkannt, obgleich das kurze Jahr ihr übel mitgespielt. Ob er denn nicht Vermunft annehmen wolle, meinte Louis auf diese Eröffnung ziemlich trocken, und ob etwa die ganze Komödie von vorn anfangen solle.

Aber da predigte er tauben Ohren! Allen seinen Bitten und Vorstellungen stellte Fred die Behauptung entgegen: „Du wirst sehen, wir kommen doch einmal zusammen!“

Und dabei blieb es. Vergessen war der Blumenhandel, vergessen der Freund, vergessen alle erlittenen Schmerzen. Seine Tage brachte Fred damit zu, der jungen Frau in einiger Entfernung zu folgen. Blumen wollte sie keine. Wenn er ihr schüchtern seinen Korb anbot, schüttelte sie bloß verneinend den Kopf und achtete nicht weiter auf den Verkäufer. Die freundlichen Worte und freundlichen Blicke hatte sie verlernt. Sie trug nur schwarze Kleider und war traurig — zu Tode traurig.

Seltamerweise war es Herr Fred nicht. Er fühlte, daß diese Trauer sie ihm näher brachte, und mit dem kraffen Egoismus des Verliebten freute er sich darüber. Über die Ursache machte er sich weiter nicht viel Gedanken. Der Vater war ein alter Herr gewesen — es schien sehr wahrscheinlich, daß sie seinen Verlust beweinte.

Der gute Louis war trostlos. Sein Gefährte lebte nur mehr in einer Welt des Wahnes. Den ganzen Tag saß er vor „Ihrem“ Hause und wartete. Seinen Handel hatte er fast ganz an den Nagel gehängt. Louis begann ernstlich für den Verstand des Freundes zu fürchten.

Am Abend des fünften Tages saß der Buckelige trotz der empfindlichen Kälte wieder auf seiner Bank und spähte nach der erleuchteten Hotel-Einfahrt hin. In dieser vorgerückten Stunde war eigentlich keine Aussicht mehr vorhanden, daß die junge Frau ihr Hotel noch verlassen würde.

Da schritt eine Dame, in einen Mantel gehüllt, die wenigen Stufen herunter. Fred ahnte, wußte, daß sie es sei. Sehen konnte er es nicht, denn die Nacht war finster und sternlos. Der Buckelige eilte ihr nach. Einen Augenblick konnte er ihr Gesicht schauen — es war erschreckend bleich und ein eigentümlich starrer Ausdruck lagerte auf den Zügen.

Rasch schritt sie den Quai hinunter, der Stacade zu. Fred folgte ihr von weitem. Raum vermochte er mit ihr Schritt zu halten. Da fiel ihm ein, daß er sie, da eben noch Ebbe, ganz ungesehen vom Strande aus beobachten könne. Gedacht, gethan! Bei der nächsten Stiege eilte er auf den Sandplatz hinunter und schlich gerade unter der jungen Frau den Pfählen entlang.

Von Zeit zu Zeit blieb diese stehen und blickte auf das steigende Meer hinaus. Und Fred schaute dann zu ihr auf wie zu einer Heiligen.

Aber sie schritt bis an das äußerste, Ende der Brücke. Soweit konnte ihr Fred nicht folgen. Die steigende Flut beneigte ohnedies schon seine Füße. Er sah ganz deutlich die Umriße ihrer Gestalt.

Sie hatte die Hände auf die Schläfen gepreßt und blickte mit träumerder Trauer auf den dunklen, bewegten Wasserspiegel. Der kleine Mann mit dem großen Buckel und der närrischen Liebe folgte gespannt jeder ihrer Bewegungen.

Da plötzlich bedeckte sie die Augen mit der rechten Hand, eine heftige, halb widerstrebende Bewegung, — und sie stürzte in die dunkle Flut!

Mit einem gellenden Aufschrei lief Fred ihr zu Hilfe, dem heranstürmenden Meere entgegen. Aber noch ehe der Boden unter seinen Füßen wack, schleuderten die Wogen seinen schwachen Körper immer und immer wieder zurück, dem Lande zu.

Er aber, den Blick fest auf die dunkle Gestalt gerichtet, die dort draußen

bald in einem Wassertal versank, bald wieder auf dem Rücken einer Woge sich erhob, warf sich immer wieder in die kalte, salzige Flut.

Schon drohten seine Kräfte zu erlahmen, da erbatnte sich seiner eine Welle und schleuderte ihm den Körper der Verunglückten zu. Mit beiden Armen umklammerte sie Fred und versuchte nun mit seiner Last dem Lande zuzusteuern.

Aber jede Woge, die da kam, warf ihn zu Boden und stürmte polternd über ihn hinweg. Dann stürzte er, von der Macht des Wassers geschleudert, auf das widerstandslose Weib, in wahn sinniger Angst, die tödtlichen Wellen könnten sie ihm wieder entreißen. Bald sah er das Fruchtlose seines Beginns ein. Die Flut war in vollem Steigen. Nimmer würde er auf diese Weise mit seiner Last das Trockene erreichen. Er versuchte um Hilfe zu rufen — der Atem fehlte ihm.

Es gab nur eine Möglichkeit der Rettung. Wenn es ihm gelänge, einen der Brückenpfeiler zu erreichen und sich dort im Balkengerüst festzuhalten.

Von dort aus würde man auch seine Hilferufe hören.

Mit unsäglicher Mühe führte er diesen Plan aus. Er kletterte auf einen der schräg laufenden Balken und zog dann mit Anwendung seiner letzten Kraft den Körper der Frau nach. Erschöpft kauerte er an ihrer Seite, mühsam Atem holend und am ganzen Körper zitternd.

Erst jetzt kam er dazu, das Gesicht der Geretteten zu betrachten.

Mit einem Wehruf prallte er zurück. Er konnte sich nicht täuschen — die Frau in seinen Armen war eine Leiche.

Aus einer klaffenden Wunde an der Schläfe sickerte dunkelrotes Blut. Beim Sturze mußte die Unglückliche auf einen hervorspringenden Pfosten aufgeschlagen sein, und der Tod hatte seinen graufigen Stempel auf ihr schönes Gesicht gedrückt.

Der Schmerz überwältigte den Buckeligen so sehr, daß er gar nicht daran dachte, um Hilfe zu rufen. Er starrte auf die Leiche, die mit schlaff herabhängenden Armen neben ihm auf dem Balken lag.

Er hatte sein Herz nun einmal an sie gehängt. Unverwandt blickte er in das bleiche Antlitz. Noch immer floß das Blut aus der häßlichen Wunde an der Schläfe und färbte das blonde Haar.

Da faßte ihn ein tolles Verlangen, dieses Weib zu küssen.

Sie war ja sein Weib! Er hatte sie sich ja aus den Wogen geholt!

Langsam und behutsam beugte er sich über die Tote und preßte seine schmalen Lippen auf die blutende Stelle.

Nie früher noch hatten diese Lippen geküßt. Unendliche Zärtlichkeit schwellte sein Herz. Er wollte sie besser betten, seine geliebte Tote.

Wie er sie umfaßte, entdeckte er ein großes goldenes Medaillon, das sie als einzigen Schmuck an einer dünnen Kette um den Hals trug.

Der Mond war eben dunkelrot in seiner ganzen Pracht aus den Wolken getreten und verführte mit seinem unsicheren Lichte die Säume der unruhigen Wellen. Neugierig, von geheimer Eifersucht getrieben, öffnete Fred die goldene Kapsel.

Traurig betrachtete er das Bild, das sie enthielt. Es war der Kopf eines jungen Mannes — ein Kopf, den Fred noch nicht vergessen hatte. Ein schwarzes Kreuz darunter verriet, daß auch er nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Und in diesem Augenblicke fiel es wie Schuppen von den Augen des Buckeligen. Deshalb die Trauer des jungen Weibes, deshalb ihr früher Tod!

Der Sturz von der Brücke war kein Zufall gewesen. Freiwillig war sie aus dieser Welt geschieden und dem Gatten gefolgt.

Der wilde Schmerz, den Fred beim Tode der Geliebten empfunden, war geschwunden. Still und öde war's in ihm geworden! Seine Seele war gestorben.

Er mußte wieder der Menschen gedenken, die so herzlich lachten, als er zu lieben anfing. Wenn sie ihn jetzt sehen würden! Einem Affen gleich im Gebälk des Brückenpfeilers kauend und die Leiche eines Weibes, das aus Liebe zu einem anderen in den Tod gegangen, bewachend.

Sie würden wohl wieder lachen! Ihr entsetzliches, herzloses Lachen!

Da war es wohl besser, er blieb wo er war. Zwischen Wasser und Erde. Allein mit den Toten.

Unter ihm grollte und wogte das Wasser! Immer höher stieg die Flut.

Dumpf brausend rollten mächtige Wogen heran und zerfetzten laut klatschend an den mächtigen Pfeilern.

Dann und wann spritzte die Gischt bis zu ihm hinauf, ihn mit tausend salzigen Tropfen besprühend. Sein ganzer kleiner Körper schien wie mit Thränen überrieselt.

Nur seine Augen blieben trocken. Die hatten das Weinen vergessen. Still, ergeben und hoffnungslos schauten sie hinaus auf das dunkle, unendliche Meer. So weit er auch blickte, kein Licht, keine Barke, kein Segel.

Trostlos, einsam und öde!

* * *

So fanden sie ihn am andern Morgen neben dem toten Mädchen als Leiche. Der Frost dieser Nacht hatte auch ihn hinweggerafft.

Die junge Frau führte man zurück in ihre Heimat, um sie an der Seite ihres Mannes zu begraben. Und das dankte sie dem Buckeligen, der dafür sein Leben gelassen.

Den kleinen Fred aber legten sie auf den Friedhof der Armen. Lange Zeit war sein Grab nicht verlassen. Denn Louis legte alle Blumen, die in seinem Korbe weß geworden, auf das Grab des Freundes.

Waren es auch nur verdorrte Blüten, die den kleinen Hügel schmückten, so waren sie doch von freundlicher Hand gesendet.

Als jedoch der hübsche Louis eine blühende Frau heimführte und ein eigenes Geschäft in einem belgischen Provinzstädtchen übernahm, da geriet das Grab bald in Vergessenheit.

Heute ist es nicht mehr zu finden. Aber wenn das Meer recht großt und wild gegen die Quadern des Quais schlägt, dann erzählen die Blumenverkäufer Ostendes noch gerne von dem buckeligen Fred und seiner traurigen Liebe!



Das Schnabeltier.

Eine Geschichte mit Hindernissen von Gustav Morgenstern.

(München.)

Neulich kam ich von einem besseren Frühstück, das ich nach Art besserer Herren in einem besseren Weinteller eingenommen hatte.

Es wäre nun eigentlich am Platze, hier eine kleine Einschaltung über das Wort besser zum besten zu geben; aber ich bezwingen meine philologischen Gelüste und gehe in der Bestimmung des Milieus weiter. Das Milieu ist nämlich heutzutage viel wichtiger als die Geschichte selber.

Also es war zwölf Uhr, und ich bummelte die Bayerstraße entlang. Meine Laune war begreiflicherweise explosionsfähig. Da diese Geschichte doch nur von Litteraten gelesen wird — das andre Menschenzeug liest ja nicht —, so brauche ich das letzte Wort nicht weiter zu erklären. Wohl aber muß ich erklären, wie meine Laune explodierte.

Vor mir marschierte ein kleines Dämchen. Ich wette, daß sie Ladengängerin war. Sie trug ein abgeschabtes, schwarzes Seidenkleid, und das ist immer ein Potential oder vielleicht richtiger ein Dubitativ, eine zweifelhafte Behauptung. An und für sich ist ja daran nichts auszusetzen; aber hier kam etwas hinzu, was mich wirklich ärgerte. Es hatte nämlich geregnet. Das kleine Mädchen hob daher den dubitativen, seidenen Rock so, daß ich

beide Füße sehen konnte. Da sie kurze Schuhe trug, die beim Ausstreiten schlappten, bemerkte ich, daß an der rechten Ferse der Strumpf zerrissen war. Ich packte also auf, ob auch der linke Strumpf ein Loch hatte. Nein! Es war wirklich ärgerlich.

Ich machte daher einen Vorstoß. Als ich dem Mädchen einen halben Schritt voraus war, wandte ich mich um und sagte höflich und bestimmt: „Mein Fräulein, ich wünsche, daß Sie Ihren rechten Strumpf stopfen.“ Sie sah mich mit zwei großen braunen Augen an und ging schnell weiter.

Nun hatte ich aber diese frommen, braunen Augen einmal gesehen. Ich wußte nur nicht wo. Ich machte also einen neuen Vorstoß und sagte wie das erste Mal höflich und bestimmt: „Mein Fräulein, ich wünsche, daß Sie Ihren rechten Strumpf stopfen.“ Diesmal blieb sie stehen und sah mich an, ganz ruhig, von oben bis unten. Ich wollte eben meinen guten Rat zum dritten Male geben, da schießt ihr das Blut ins Gesicht, und sie macht rechtsumkehrt und läuft, läufst. Sie guckt sich noch einmal um, und wie sie mich noch dastehn sieht, schwupp, ein Satz, und sie läuft noch schneller.

Ich war von dem Erfolge sehr befriedigt und bummelte weiter. Aber die Augen, zum Donnerwetter, wo hatte ich die braunen, frommen, mütterlichen Augen gesehen? Der Gedanke ließ mich nicht los. Endlich, wie ich mir gerade eine neue Cigarre anzünde, da fällt mir's ein.

Und das ist nun eine sehr ernsthafte Geschichte, die ich hier erzählen will. —

Zunächst eine Vorbemerkung. In dieser Geschichte kommt ein Schnabeltier vor. Damit hat es folgende Bewandnis, und ich bitte hier aufzupassen und nicht gleich nach dem nächsten Absatz zu schießen; wer diese Vorbemerkung nicht liest, versteht die Geschichte nicht.

Andre Leute sind in Paris gewesen, ja sogar in London, ich kenne auch einen, der Rom gesehen hat. Ich aber habe ein Jahr in Kopenhagen gelebt. Dort besteht nun die unglaubliche Einrichtung, daß nach zwölf Uhr nachts nur vier Cafés geöffnet sind. Ich besuchte manchmal in einer Nacht alle vier, gewöhnlich aber nur eins, worin ich fast immer einen Bekannten traf, manchmal auch eine Bekannte.

Und eines jener weiblichen Wesen, die ich dort kennen gelernt hatte, hieß Schnabeltier. Ich hatte sie so genannt wegen einer absonderlichen Mundformation, die nach den neuesten Ergebnissen italienischer Forschung auf Cretinismus hindeuten soll. Das ist nun gleichgültig. Das Schnabeltier war eine Ausnahme. Sie war sehr beliebt und zeichnete sich durch bescheidenes und würdevolles Wesen aus, vor allem aber dadurch, daß man mit ihr reden konnte. Sie las sehr viel; und wenn wir bei ihr so zu zweien oder dreien, jeder ein paar Flaschen Bier in den Rodtaschen, des

Nachmittags mit komischem Ernste eine Visite machten, dann konnte der Kampf um die neueste Dichtung in schönster Form entbrennen und das Schnabeltier sehr hitzig werden, ja sogar grob. Aber gewöhnlich war sie still, und um ihren Bekanntenkreis mütterlich besorgt. Das war so ihre Spezialität, sie hieß in folgedessen auch Mama Schnabeltier.

Nun will ich also die sehr ernsthafte Geschichte erzählen, die mir passiert ist und deutlich zeigt, wie das Schnabeltier bemutterte.

Es war im Frühjahr 1893, und eine merkwürdige Zeit. Seit vierzehn Tagen hatte ich Abend für Abend in demselben Café gefessen, ohne Wanderlust und immer durstig; und ebenso war mit der Clique etwas los: keiner konnte arbeiten. Sie saßen Abend für Abend wie die Fliegen. Ich wußte jeden Abend ganz genau, daß ich Gesellschaft finden würde. Summa summarum, es war unheimlich, wie das Sumpffieber Mann für Mann ergriffen hatte und nimmer losließ.

So saßen wir denn eines Abends wieder und tranken und erzählten die merkwürdigen Erlebnisse, die uns der Tag auf unsern Fahrten gebracht hatte. Und dann kam der Klatsch, vor allem der Pitteraturklatsch.

Nun habe ich in letzter Hinsicht sonderbar dressierte Nerven. Ich kann alles ertragen, sogar das Klappern einer Leipziger Studentennutter, aber Pitteratursimpelei nach zwölf Uhr ist mir der Greuel der Greuel.

Und an diesem Abend war's toller als je. Der Hans Jäger kam auf's Tapet. Ein endloses Hin- und Hergerede ohne Aussicht auf Verständigung. Verrückt, genial, krank, frech, gemein, Blech, Schmiere, Hoheslied der modernen Liebe — ach, ich kannte das Arsenal von Worten nur zu gut; es ging mir der letzte Rest von Geduld flöten.

Glücklicherweise schob sich ein Kaufmann, der ab und zu mit uns zusammen getroffen war, mit selig verwischtem Gesicht, den Hut im Nacken, zur Thür herein. Der sollte helfen. Ich rief ihn an. Und er half: ein paar Minuten ein Gespräch über Droschkensperde.

Aber dann, die verdammte Charybdis! Der Unglücksmensch hat endlich Zeit gefunden, Baumeister Solnesz zu lesen. Und nun geht's los, toller als je zuvor.

„Hol Euch der Teufel und Euern verdammten Quatsch dazu! — Kellner, zahlen!“

Nun geht's ans Protestieren; aber ich bleibe fest, zahle und gehe. Hinter mir her höre ich noch die Stimme des Kaufmanns: na, den hat's mal wieder.

Ja, es hatte mich mal wieder; und heute Nacht kroch das Gefühl wieder beängstigend mächtig herauf, das ich fürchte, wie kein andres sonst, und das ich in der Fremde nie los werden kann, das Gefühl, mutterfeelenallein zu sein. Nach Hause gehn? Es war erst ein Uhr. Das Zimmer ist mit

verhaßt mit den aufgepußten vier Wänden, mit dem Bett, das nicht mir gehört, mit dem Sofa, das nicht mir gehört. Es ist ja nicht mein Zimmer. Und guck ich zum Fenster hinaus, dann ist drüben noch das kleine Fensterchen hell, hinter dem die junge Witwe Nacht für Nacht bis zwei Uhr näht.

Zurückgehn zur Clique? Ach, ich weiß ganz genau, was nach meinem Weggehn geschieht. Der Baumeister Solneß ist für ein Viertelstündchen vergessen, und es beginnt die interessante Debatte über das Thema: wohin der wohl jetzt steigen mag? Und dann werden ein paar kleine Nachtgeschichten zum besten gegeben, dann öffnet der schweigsame Maler „Tacitus“ seinen ewig zusammengekniffenen Mund und hebt an: „Nein, aber das beste, was ich in der Hinsicht mit Rolf erlebt habe, das war damals, als in der Wagnerstraße —“ und weiter kommt er nicht; die ganze Blase brüllt: Holla, Tacitus erzählt sein einziges Erlebnis. Dann kneift Tacitus seine Lippen zusammen, tastet am Schnurrbart herum und spricht kein Wort mehr — und der Kunstklatsch ist wieder obenauf.

Nein, ich gehe nicht zurück.

Noch was trinken! Im nächsten Café bestelle ich einen Absinth. Das Zeug schmeckt. Aber das Geschrei ringsum, das dänische, besoffene Geschrei; ich kann nicht austrinken, muß gehn.

Und nun geh ich Straße auf, Straße ab; an den Hafen hinunter und wieder zurück. Wohin? Wohin?

Überallhin, nur nicht nach Hause! Ich mag heute nicht nach Hause gehn. Ich kann die Nacht nicht allein in dem fremden Loch zubringen.

Meine Gedanken laufen wie gehezte Pferde. Jammer über Jammer. Was hab ich nun hier oben geleistet? Eines Unbehagen hat mich aus der Heimat getrieben, und hier? Ja, ich hab gearbeitet, gearbeitet wie ein Stier. Ich hab auf den Bibliotheken gefressen und geschauzt, als gelt es die ewige Seligkeit. Und anfangs ging's gut. Ich hab Ruhe gehabt. Aber dann — dann kam die Sehnsucht nach dem Leben; und war's daheim eng und kleinlich, hier in diesem verdammten Klatzschneß ist's ja schlimmer. Ellenbogenraum — hier oben ist er ebensowenig, ebensowenig als zu Hause.

Zu Hause! Bei Vettern und Basen und Tanten! Fast lauter Weiber in der Familie! Mich überläuft's kalt.

Aber doch; käm jetzt ein besoffener deutscher Matrose auf mich zu, ich könnte das Schwein küssen, ja ich könnt's küssen.

Ich spucke aus. Wenn ich nur den Geschmack dieses dänischen Gefößs los wäre. Einen Schluck deutsches Bier oder deutsches Wasser oder einen Schnaps, einen richtigen kräftigen Schnaps.

So rase ich eine lange Zeit gegen alles, was dänisch ist. Aber dann

werde ich matt. Ich denke an die genossene Gastfreundschaft; und in mir wird's still, eine Kinberruhe kommt über mich. Und ganz unmerklich kommt die Sehnsucht nach zwei braunen Augen — und der Gang wird fester. Ich gehe instinktmäßig in bestimmter Richtung. Ich werde bei ihr bleiben, und sie wird meine Hand halten, sie wird es verstehen. Die braunen Augen!

Endlich zähle ich die Hausnummern ab. Nummer 9, Nummer 11, Nummer 13 — hier! Ich gehe die lange Hausflur entlang, dann die brüchige Holzstiege hinauf. Ich zünde ein Streichholz an und finde die Thür. Ich klopfе. Drinnen ein Rascheln, dann ruft's: „Wer da?“ Ich antworte: „Nach auf, Schnabeltier!“ Sie öffnet sofort. „Ich wollte eben zu Bett gehu. — Aber, Herrgott, wie siehst Du aus? — Bist Du —?“

„Hör, Schnabeltier,“ sag ich still, „hör, Schnabeltier, laß mich dort auf dem Sofa schlafen — ich bitte Dich.“ Und wie sie unschlüssig dasteht und mich fast furchtsam ansieht, ziehe ich das Portemonnaie aus der Tasche und stülpe es um, so daß das Geld auf den Tisch rollt. „Thu mir den Gefallen, Schnabeltier, — die ganze Nacht!“

Sie sieht das Geld nicht an, nur mich. Sie ist erstaunt, sie hat Furcht, sie weiß nicht, was sie thun und sagen soll.

Endlich ziehe ich kurz entschlossen meinen Überrock aus, werfe mich aufs Sofa und den Rock über mich.

Sie steht immer noch am Tisch in der Mitte des Zimmers. Daun sag ich hilflos: „Schnabeltier! — Du bist das einzige Wesen, das ich hier kenne. — Ich habe Furcht, Ingrid, — komm, gieb mir die Hand!“

Da kommt sie langsam zu mir und kauert sich vor dem Sofa nieder. Sie giebt mir die Hand und sieht mich mit den braunen, treuen Hundeaugen an. „So, schlaf nun!“ sagt sie leise, und ich fühle, wie sie den freien linken Arm über meinen Leib legt. Ich schließe die Augen.

Nach einer Weile fragt sie still: „Ist's besser?“ Ich schlage die Augen auf und sehe in ihr besorgtes Gesicht. Es sieht in dem Petroleumlichte fahl und gelb aus. Und wie ich in die Augen sehe, die guten, mütterlichen Augen, da quillt in mir ein seltsames Gefühl auf. Ich will sprechen und kann nicht.

Endlich sage ich: „Sing, Ingrid!“ Und wie sie schweigt und mich verwundert ansieht, wiederhole ich: „Sing mich in Schlaf, Ingrid!“ Und nach einer Pause nochmals: „Sing, Ingrid!“

Da — endlich leuchten ihre Augen auf. Jetzt versteht sie, was in mir vorgeht. Sie hebt etwas den Kopf, ein unendlich feines Lächeln liegt auf den Lippen, und sie singt leise, glücklich wie eine Mutter, mit rührendem dänischen Accente:

Schlaf, Kindjen, schlaf,
 Dein Vater hüt' die Esaj
 Dein' Mutter hüt' die Lämmelein —
 Schlaf mein süßes Engelein,
 Schlaf, Kindjen, schlaf.

Ich drücke ihre Hand, ich drücke ihr mein ganzes Fühlen, das ich nicht aussprechen kann, in die Hand.

Nach einer Pause bitte ich sie wieder zu singen, dasselbe zu singen, und sie singt die einfältige Strophe wieder — vielleicht das einzige deutsche Lied, das sie kennt. Sie hat es wohl eine Mutter singen hören.

Endlich schlafe ich ein.

Um sechs Uhr morgens erwache ich. Mir ist alles ein Traum. Drüben im Bette schläft Ingrid den ruhigsten Schlaf.

Ich stehe leise auf und mache mich reisefertig.

Als ich an der Thür bin, wird Ingrid munter. Ich gehe an das Bett heran und fasse die Hand, die auf dem Betttuch liegt: „Leb' wohl, Ingrid, und Dank!“

Sie antwortet schläfrig: „Leb' wohl“ und schläft weiter.

Entnückt ging ich durch die Straße. Mir war, als hätte ich frische Sinne bekommen.

Ich habe Ingrid niemals wieder aufgesucht. Als ich sie aber am Abend vor meiner Abreise im Café sah, winkte ich ihr beim Herausgehn. Sie kam sofort. Ich gab ihr die Hand und sagte: „Leb' wohl, Ingrid, ich reise.“ Sie sagte still: „Leb' wohl.“ Wir hingen Auge an Auge und drückten uns sekundenlang krampfhaft die Hand. Endlich löste sich der Druck. Ein nochmaliges Leb'wohl, und ich ging.

Ich sehe sie noch langsam an den Tisch zurückkehren, wo ihre Begleiter saßen. —

Es ist etwas seltsames um die Erinnerung. Wenn mir die Cigarre nicht schmeckt und die Lust zu allem fehlt und das Gefühl grenzenloser Einsamkeit zerdrückend auf der Brust liegt, dann zeigt sich mir wohl in fahlem, gelbem Lichte ein blasses Gesicht mit unendlich liebevollen, braunen Augen: der Mund ist geöffnet, und ich meine wieder das alte einfältige Lied zu hören, das mir damals Ruhe brachte.

Heute haben mir die braunen Augen auf der Bayerstraße die Erinnerung wachgerufen. Sie sind daran schuld, daß ich die Geschichte vom Schnabeltier erzählt habe; sie sind daran schuld, daß ich sentimental geworden bin.

Gott verzeih's ihnen!



Menschenvergötterung und klassische Curiosa.

Von Wilhelm Emanuel Bachhaus.

(Stemen.)

Es tret der Mensch, so lang er lebet.
Goethe.

Der Geist des Buchstabens und der Tradition, sowie der Schlandrian der Gewohnheit und Sitte beherrschen noch weite Gebiete unserer Litteratur. Es giebt professionelle Ästhetiker und professorale Kreise, welche mit ihrem Denken und Empfinden, ihrem Wollen und Können in einer uns sehr fernen Vergangenheit leben. Die Anforderungen, welche sie an die Litteratur stellen, finden sie völlig, oder doch größtenteils, durch die Lektüre altgriechischer und altrömischer Schriftsteller und Dichter befriedigt. Bleiben ihnen noch Neigung und Muße übrig, so erschöpfen sie beide in dem Lesen, bez. in dem Hören, der prosaischen und dichterischen Werte unserer Klassiker. Jene, wie diese, sind ihnen eine Art Heiliger. Der deutschmodernen Litteratur, deren goldener Wahlspruch: Wahrheit und Gerechtigkeit heißt, wenden sie ihre Teilnahme nicht zu; auch wenn der nationale und reformatorische Gehalt derselben sie dazu verpflichten sollte. Von dem Odem eines neuen Geistes, obgleich er seit langer Zeit durch die Lande braust, werden die gelehrten, aber denktrügen Herren nicht berührt. Sie blicken in ihren engen akademisch-zünftigen Schranken wohl gar mit vornehmem Lächeln auf alle die Männer herab, welche sich bemühen, eine neue Litteratur zu schaffen, die erfüllt sein soll von den Ergebnissen unseres Denkens und Strebens, sowie von dem Rhythmus unseres Dichtens und Könnens. Der orthodoxe Professor und der würdige Parteihauptling, sie haben noch immer das Hauptwort in der Arena der Geister; nicht dem rastlos strebenden Denker, nicht dem großen Künstler wird es zugestanden. Unserer gesamten Litteratur — von der kirchlich-religiösen ganz abgesehen —, insbesondere unserer schönen geistigen Litteratur, ist eine neue Blutauffrischung nicht nur sehr heilsam, sondern sehr nötig, wenn sie nicht dahinsiechen soll an Blutarmut und — Blutvergiftung.

Und in dem engen Cirkel, in welchem auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Schönen die hochgefeierten, hochbetitelten und ordengeschmückten Herren Akademiker und Ästhetiker auf hohem Rothurne einherstreiten, bewegt sich auch die Mehrzahl unserer Tageschriftsteller und Tageskritiker, namentlich derjenigen, deren „Kunst nach Brot gehen“ muß. Sie produzieren und urteilen nach der ihnen überkommenen Schablone, weil sie gewohnt sind,

sich nur vom Geiste anderer zu nähren, und sie wähnen, daß, wenn sie ihre Säckelchen nicht so zurechtmachen, wie jene es gethan, ihre Schriften keinen Käufer, ihre Zeitungen keinen Abonnenten finden werden. Im idealen Sinn leben sie meist von den geistigen Brosamen, welche sie von den Tischen unserer Klassiker zu ergattern wissen; in Wirklichkeit aber interessieren sie sich nur für die Erzeugnisse des rasch verlaufenden Tages, d. h. für die Litteratur der Armgeistigkeit, sowie zur Erholung nach gethaner Handwerksarbeit, für die Elaborate des blühenden Unsinn in unseren sogenannten humoristischen Zeitschriften. Die einzige Nichtschnur für die Betreibung ihrer litterarischen Geschäfte ist der persönliche Vorteil, der klingende Gewinn. Zudem sind sie mehr Litteralisten, als Litteraten. Geisteswerke, welche nicht aus ihrer engen Bildungssphäre hervorgegangen sind, verstehen sie nicht, und wissen sie nicht zu würdigen. Lob oder Tadel machen sie deswegen weniger abhängig von dem Werte des Werkes, als vielmehr von dem Namen des Verfassers und seinen äußeren Qualitäten. Ist der Verfasser eine Tagesberühmtheit, hat er es gar verstanden, sich blendende Titel zu ergattern, und hätte er nichts gethan für die materielle und geistige Hebung, sowie für die zukünftige Sicherstellung seines Volkes, so wird der Kritiker des Tages sein Werk vortrefflich finden. Ist der Verfasser mehr oder weniger unbekannt, so werden die sribelnden Tageschöpfe sein Werk nicht achten, kaum beachten. Erhebt der Verfasser sich durch sein Werk aus der Gegenwart, über die Gegenwart hinaus, ist er ein Bordenker, ein Seher, ein Erbauer der Zukunft, so wird er von den Korybanten der Tagesherrscher und von diesen selbst nicht gewürdigt, nicht einmal verstanden, und entweder mit einem kritischen Waschzettel abgethan, oder schlechtweg totgeschwiegen. Was die Leute des Epygonentums und der konventionellen Sitte, oder einer mächtigen politischen oder kirchlichen aber durchaus anachronistischen Partei, oder die Sanskulotten der Litteratur hervorbringen, entspricht am meisten ihrem Geschmade; und wenn sie klassisch sein wollen, so citieren oder recitieren sie mit erkünsteltem Nachdruck einen Vers unserer klassischen Dichter. Sie decken sich mit ihnen; sie prahlen mit ihnen; sie schwören in allen Fällen unbedingt auf sie; obgleich nur Wenige von ihnen in den Geist ihrer Werke eingedrungen, und nur Wenige von diesen Wenigen sie gründlich studiert haben.

Ja, die Klassiker, sie sind vielen unserer Professoren und Ästhetiker, sowie gar vielen unserer aus größerem Thon gemachten litterarischen Nachtretern und Kritikern, nicht nur unsere Haupt- und Musterchriftsteller, die Urheber und Vertreter einer für immer denkwürdigen Epoche in der Entwicklung unserer Litteratur, sowie des deutschen Geistes überhaupt, sie sind ihnen weit mehr, nämlich neben Shakespeare: die einzig großen, für

alle Zeit mustergültigen und unerreichbaren Schriftsteller und Dichter, das Non-plus-ultra aller zukünftigen Geistesentwicklung und Geistesbildung. Unsere Klassiker allein wandeln nach ihnen in jedem Zeitalter und trotzdem, daß der menschliche Geist rastlos vorwärts schreitet, auf der Menschheit Höhen. Nur was sie geschaffen, trägt für immer den Stempel der Vollendung an der Stirn. Das Brausen eines neuen Geistes dringt nicht in ihre kleinen Seelen. Wehe denen, welche es wagen, auch sie, die Herrlichen, für fehlbare Menschen zu halten, und für den Gedanken sich begeistern, es sei für eine gedeihliche Fortentwicklung unserer Litteratur, namentlich auch im Hinblick auf die großmächtige Stellung, welche der deutsche Geist in den letzten beiden Jahrzehnten auf dem staatlichen Gebiete sich erkämpft hat, nicht nur sehr wünschenswert, sondern durchaus notwendig, und es stehe dazu überdies in unserem geistigen Vermögen: eine neue Epoche klassischen Strebens und Schaffens heraufzuführen. Aber der Deutsche weiß bekanntlich nie, wie stark er ist, wenn er große Thaten viribus unitis vollführen soll.

Vornehmlich wird unserem großen Goethe in den vorstehend gekennzeichneten Kreisen und allen den Cliquen und Sippen, welche von ihnen ihr täglich Brot empfangen, eine maßlose, unbedingte und der Vergötterung verwandte Verehrung gezollt, welche sich in manchen überspannt empfindsamen Gemüthern zu einer Art wirklicher Heiligenanbetung gesteigert hat. Und dieser Goethekultus ist weit verbreitet. Selbst Wilhelm Scherer, dem ein feines ästhetisches Empfinden doch nicht abzusprechen ist, übertrieb seine Goetheverehrung dermaßen, daß er sich erkühnte, in seiner Poetik zu bemerken: „Im höchsten Sinne kann Goethe nur von Goethe verstanden werden.“ Und ein ganzes Heer „feingebildeter“ Menschen träumt, denkt und spricht das Diktum ihm nach; und weiß nicht, daß nur ein Gott unbegreiflich und unsichtbar sein kann, aber kein vom Weibe geborener Mensch. In gewissem Sinne könnte man es freilich auf jeden schöpferischen Geist anwenden, wenn die Worte „im höchsten Sinne“ dahin verstanden werden sollen, niemand könne die Tiefen eines andern Geistes ganz ergründen, und somit auch nicht dem Werden- und Entwicklungsprozeß seiner Gedanken und Empfindungen mit Sicherheit und vollem Verständnis folgen, es sei denn, daß dieser Geist selber dieses Geschäft besorge. Aber auch in dieser Deutung wären jene Worte anfechtbar. Die geheimnißvolle Geburt seiner eigenen Gedanken und Gefühle, ihr Keimen, ihr Wachsen, ihr plötzliches Dasein infolge geschehener Anregungen, sowie das Scheitern ihrer sprachlichen Gestaltung kennt niemand; auch der tiefste Denker und der intuitivste Dichter nicht. Gedanken sind Einfälle; wir wissen nicht, wie sie entstehen, auch selbst dann nicht, wenn wir die Anregung, welche sie veranlaßt, oder

den Gegenstand, über welchen wir nachgedacht, bezeichnen können. Ebenso wenig wissen wir auch, wohin sie gehen, und wie sie in andern Seelen wirken werden, nachdem sie ausgesprochen oder niedergeschrieben worden sind. Goethe selbst war dieser Meinung. Einen Ausspruch, wie den Scherers, oder einen ähnlichen Ausspruch eines andern Hyperverehrers seiner geistigen Persönlichkeit würde er mit überlegenem Lächeln schlechthin abgewiesen haben. „Der Mensch,“ sagte er einmal zu Erdmann, „ist ein dunkles Wesen; er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht; er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht.“

Aber der Ausspruch im Sinne Scherers hat offenbar eine andere Bedeutung. Er stellt Goethe so übermenschlich hoch, daß er keinem Menschen, er sei wer er sei, das Maß von Erkenntnis und Urteilskraft zuerkennen will, um seine Werke in seinem Geiste zu verstehen, und ihrem Inhalte wie ihrer Form nach richtig zu würdigen. Wir können sie nicht völlig begreifen und würdigen; nicht darum, weil manche Stelle in seinen gepriesensten Schöpfungen in mysteriöses Dunkel gehüllt ist, das es selbst dem scharfsinnigsten Kopfe erschwert, in dieses geheimnisvolle Dunkel das zur Aufklärung nötige, jedem gesunden Verstande leuchtende Licht zu bringen, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil unser geistiges Vermögen, seiner wesenhaften Beschaffenheit nach, so tief unter dem sublimen Universalgenie Goethes steht, daß es schlechterdings unfähig ist, seine göttergleichen Heldenthaten zu fassen. Von einem solchen ätherischen Gesichtspunkte aus die dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten des Geisteskönigs betrachtet, müssen sich alle seine Schwächen und Irrtümer, ja, auch alle jene nationalen Beschränktheiten und Unvollkommenheiten, welche seinem ganzen Zeitalter angehören, sowie alle jene, seine Selbstständigkeit und Freiheit beengenden Zustände und Anschauungen, unter denen er in Weimar zu wirken und zu leiden hatte, deren Einflüssen er sich aber nicht entziehen konnte, in lauter Vollkommenheiten und unbestrittene Geistesstrumphe verwandeln. Siege der Wahrheit, der Schönheit, der Vollkommenheit sind seine sämtlichen litterarischen Thaten! Unsere blöden Augen können sie nur nicht schauen und fassen, alle diese Mirakel des Olympiers! Hier liegt das Punctum saliens, welches schwache und empfindende Gemüther von Verehrung zur Anbetung und zur Vergötterung zwingt, weil es an die Stelle der Vernunftthätigkeit das verblüffende Wunder setzt, und somit die platte sowohl, wie die „heilige“ Einsalt zum blinden Glauben an das Übernatürliche und mit der Weltordnung Unverträgliches treibt. Und doch liegt die Erkenntnis so handgreiflich nahe, daß wir Goethe, sowie jedem außerordentlichen Menschen, so überlegen sie uns auch sein mögen, urwesentlich

sehr ähnlich sind! Die seltsamen Priester der Goethegemeinde aber wissen von dieser Wahrheit nichts; sie atmen vielmehr mit Behagen — vielleicht mit vereinzeltten Ausnahmen — in jenen mystischen Dunstkreisen, und ein jeglicher mühet sich ab, daß er „tiefsinnig faßt, was in des Menschen Hirn nicht paßt“. Und das Schlimmste dabei ist, daß sie durch ihr wunderfüchtiges Gebahren, welches ja auch keinesweges frei ist von läppischer Reliquienverehrung, das geschichtlich wahre Bild des herrlichen Mannes entstellen und dadurch zugleich jenem kirchlichen Wunderglauben Vorschub leisten, der zur Geistesknechtschaft von Millionen geführt hat, und zu dessen Glorifizierung die abscheulichsten Verbrechen geschahen.

Das Verehrungswürdige eines Menschen zu verehren, ist ein Gebot nicht nur der guten Sitte, sondern auch der menschlichen Natur; aber es ist der menschlichen Natur zuwider, es anzubeten. So geziemt es sich auch — und es ist ein Bedürfnis des Gemütes — den Wohlthätern und Freudebringern des Menschengeschlechtes mit Herz und Mund Preis und Dank darzubringen, aber es ist des Menschen unwürdig und entspricht auch nicht dem natürlichen Zuge unseres Herzens, sie zu vergöttern. Wie die wahre Größe stets mit der wahren Tugend verbunden sein muß, damit sie würdig sei, Ehre zu empfangen, so muß auch die Verehrung großer Männer verbunden sein mit einer ihrer Gesinnung verwandten Gesinnung, wenn sie mehr sein soll, als bloß äußerliche Schuldigung. Menschen vergöttern, kann nur der Geistespöbel, weil er keine Ahnung hat von dem wahren Wesen eines großen Mannes und der wirklichen Bedeutung seiner Verdienste. Wahrhaft verehren aber will der Mensch von seinem Gefühle und von echter Geistesbildung. Und nun gar tote, von den vergötterten Helden hinterlassene Gegenstände, oder solche, von denen man betrügerischerweise vorgiebt, daß sie von ihnen herrühren, abgöttisch zu verehren, und den Plunder zum Fetisch machen, wie der wilde, auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Mensch einen Holzloß zu seinem Gözen macht, den er betrachtet und verehrt, als ob er ein Gott sei: — das ist eine so absurde und rohe Art von Verehrung, daß sie in der Vorstellung selbständig denkender und wahrhaft religiös empfindender Menschen entweder als ein untrügliches Symptom von Verrücktheit, oder doch als ein Akt ekelhafter Selbsterniedrigung angesehen werden muß. Ist es nicht genug, daß Millionen von Kirchenchristen noch immer sich anbetend in den Staub werfen vor toten und häßlichen Gözenbildern und die ausgeblühten Knochen oder Lumpen ihrer Heiligen anbeten, von deren Lehren und sittlichen Handlungen sie obendrein nicht die geringste zuverlässige Kenntnis haben? Ist es denn nicht genug, daß für Millionen von Buddhisten das Wesentliche ihrer Religion vielmehr in der Verehrung des heiligen Zahns, oder des heiligen

Ehnapfs, oder der versteinerten Fußstapfe, oder des heiligen Baumes des Buddha, als in der hohen Lehre des großen Propheten besteht? Ist es noch nicht genug, daß ein Zahn Newtons — ob schon der Grundgedanke des Gravitationsystems schon von Robert Hooke dargelegt worden war — noch heute in einer goldenen Kapsel aufbewahrt und wie ein Heiligthum verehrt wird? daß Shakespeares Haus in Stratford nebst seinem Stuhl, Petrarkas Haus in Arqua, Tassos Gefängnis in Ferrara, Luthers Zimmer auf der Wartburg nebst seiner Bettstelle und seinem Tische, Kants alter Hut, Schillers Haarlocke usw., sowie eine große Anzahl arnfeliger, von berühmten Männern beschriebener Zettelchen von Tausenden alljährlich ehrfurchtsvoll angegafft und beschmüffelt werden? Das Angaffen muß ja ohnehin bei der Mehrzahl der Menschen das Anschauen, und das Nachplappern das Nachdenken erzeugen. Uebrigens tritt das Bild des angegafften Gegenstandes in der Fülle von Gegenständen kaum in die Seele des Gaffenden; war es einen Moment darin, so entschwindet es jedenfalls mit dem Gegenstande, sobald das leibliche Auge sich ihm abwendet. Nur der Akt und der Ort des Sehens haften eine kurze Zeit als Erinnerung im Gedächtnisse.

Und nun jene permanente Ausstellung zu Weimar nicht nur von Gegenständen, welche unmittelbar von Goethe herrühren, sondern mehr noch von solchen, welche nur eine mittelbare und sehr lose Beziehung zu ihm haben: was sind sie, vom kostbarsten Manuscript bis zum wertlosesten Waschzettel, von herrlichen Marmorbüsten bis zu den dürftigsten Gebrauchsdingen, in der Vorstellung glaubenschwärmerischer Goetheaner anders, als „heilige Überbleibsel“ von ihrem Weltheiland? Soll solche, in vielen Einzelfällen sehr zweifelhafte Ehrung des Mannes etwa nur die thatkräftige Verkörperung eines kräftigen Pietätsgefühls sein? Die dankbare Liebe und Ergebenheit gegen die Wohlthäter der Menschheit offenbart sich aber weniger in der Schaustellung toter Dinge, als in dem Studium und Genuß ihrer Geisteskräfte, in dem Verständnis und der Befolgung ihrer weisen Lehren, sowie in der Nachseiferung und Aneignung ihrer Gesinnung und ihrer guten Thaten. Der wahrhaftige Verehrer des Dichtersürken, welcher seine Schriften leunt, in der Welt seines Geistes heimisch ist und sich bemüht, sein Wesen zu ergründen, schaut auf all die aufgehäuften Sachen und Säckelchen wehmuthsvoll herab, und mit stillem Lächeln blickt er auf die Menge der Neugierigen und inbrünstig Gaffenden; denn er weiß, daß sie alle mit wenigen Ausnahmen sich der Täuschung hingeben, als ob mit jenen Überbleibseln auch der Geist des großen Mannes zurückgekehrt sei und an ihnen etwas von seiner Persönlichkeit haften geblieben wäre. Ach ja, die Spottverse Bauernfelds:

In Weimar säubern sie jetzt die Bindel,
 In denen Goethe lag als Kindel,
 Sie forschen nach den Urelementen
 Von des Dalai Lama Extremen, —

haben noch immer ihre Berechtigung.

Jede Verehrung solcher Art entwürdigt nicht nur die menschliche Natur; sie dient auch mehr denen und ihren selbstsüchtigen Zwecken, welche so närrisch verehren, als denen, welche man zu ehren vorgiebt. Daß Götzendienst und Menschenvergötterung die Menschen armgeistig, stumpfsinnig, dummselig macht und sie zu Knechten erniedrigt, das hat die Welt oft, namentlich auf dem kirchlichen Gebiete seit länger als 1500 Jahren, seit dem unglückschwangern Tage des Konzils zu Nikäa, übersattfam erfahren, und sie erfährt es auch jetzt noch alle Tage. Mit Grausen blickt der Genius der Menschheit auf die Folgen der Beschlüsse jener Kirchenversammlung hin, die auch jetzt noch immer sich geltend machen. Wenn die christliche Kirche es für ratsam hielt, einen armen, aber verehrungswürdigen jüdischen Rabbi für den „wahrhaftigen Gott aus dem wahrhaftigen Gott“ zu erklären und auf die Lehre von der Erlösung der allzeit sündigen Menschheit durch den Märtyrertod dieses Rabbi ihr mächtiges Regiment zu gründen: warum sollte es denn einer großen weltlichen Gemeinde unmöglich sein, insofern die Umstände ihr günstig sind, von einem wirklich großen Manne nach ein paar lumpigen Jahrhunderten zu behaupten, er sei zwar ein wahrer Mensch gewesen, aber zugleich auch ein wahrer Gott, da ihm ja schon jetzt übermenschliche Verehrung dargebracht wird?

Den Grund zu diesem ausschweifenden Goethekultus haben die Romantiker gelegt. Um Schiller herabzusetzen, weil er ihnen viel zu edel und aufrichtig war, und ihnen viel zu hoch stand, erhoben sie seinen Freund weit über das menschliche Maß. Sie, diese falschen „Granden des Parnasses“, machten ihn nicht bloß zu ihrem und aller Dichter Oberhaupt, sie umgaben ihn auch huldigend, sie küßten ihm die Hand; sie knieten vor ihm und beteten ihn an. Und der deutsche „Jupiter“ lächelte vornehm über sie hinweg; aber es dauerte nicht lange, da wandte er sich mit Ekel ab von dem dumpfig-katholisch-dichterischen Treiben und kehrte jenen eingebildeten Granden seinen breiten Rücken zu. Niemer, der langjährige Vertraute Goethes, hatte in seinen „Mitteilungen über Goethe“ (1841) diesem Kultus neue Nahrung zugeführt, indem er in seiner strenggläubigen Goetheanbetung zu der Behauptung sich verirrte, daß bei Goethe nur die Lichtseiten, nicht Schattenseiten der menschlichen Natur anzutreffen gewesen, und bei einer Vergleichung Goethes mit Schiller zu dem Befehnis gelangte, daß er in jeder Beziehung ein Übergewicht Goethes finde, und Schiller das Beste,

was er geschaffen, den mündlichen Anregungen und schriftlichen Ausführungen seines Freundes verdanke. Freilich kann zu Niemers Entschuldigung gesagt werden, daß zu jener Zeit, als er seine „Apologie“ schrieb, allerlei wüßtes Getöse in der litterarischen Welt gegen seinen Helden erbrauste, und Frömmler, Dichterlinge, Vernunftkrämer und sonstiger Geistespöbel den großen Mann zu verunglimpfen sich erdreisteten. Auch Heine hat zur Vergötterung Goethes beigetragen. Er nennt ihn mit Vorliebe „den großen Jupiter in Denkweise und Gestalt“. — „Er brauchte nur das Haupt mit den ambrosischen Locken unwillig zu schütteln, und die Eulen vertrocknen sich wieder in die obskuren Burgtrümmer, die Raben flatterten wieder nach ihren alten Kirchthürmen.“ — „Seine Augen waren ruhig, wie die eines Gottes. Es ist überhaupt das Kennzeichen der Götter, daß ihr Blick fest ist und ihre Augen nicht unsicher hin und her zucken. Ich bin überzeugt, daß er, wie Napoleon, ein Gott war. Goethes Auge blieb in seinem hohen Alter ebenso göttlich wie in seiner Jugend. Die Zeit hat auch sein Haupt nicht beugen können. Er trug es immer stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten. Goethe ist tot. Les dieux s'en vont — aber die Könige behalten wir.“ Sogar bedeutende Männer des Auslandes haben die abgöttische Verehrung Goethes mit verschuldet. Carlyle kennt seit Shakespeares Tagen nur noch einen großen Dichter in der Welt — Goethe. „Novum organum und aller Verstand, der in Baco zu finden, ist nur untergeordneter Art, irdisch, stofflich, arm, im Vergleich zu den Gestalten, welche diese beiden hervorgebracht. Sie allein sahen die Menschen, welche sie schufen.“ Macaulay, der große Geschichtschreiber Englands, schwingt sich in seiner abgöttischen Verehrung noch einige Stufen höher. Er bekennt, daß er alles, was er geschrieben, gern hingäbe für die Ehre, nur das Mignonlied: „Kennst du das Land usw.“, ja, nur die beiden Verse des Liedes:

„Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?“

gedichtet zu haben. Und wie viele Goetheaner, wirkliche und nominelle, giebt es in der Welt, welche in Schriften, Vorträgen und Gesprächen Goethe den größten Dichter Deutschlands immerfort nennen, eine Bezeichnung, welche doch auch, Schiller gegenüber, von abgöttischer Verehrung zeugt, weil sie eine offenbare Unwahrheit einschließt, denn Goethe ist wohl der größte lyrische und epische Dichter, welchen die deutsche Nation hervorgebracht hat, aber der größte dramatische Dichter ist doch kein anderer als Schiller.

Wir verehren Goethe als einen großen, herrlichen Menschen, als einen

Geisteshelden, auf den das deutsche Volk — sämtliche deutsche Fürsten eingeschlossen — ja, die Menschheit stolz sein kann; aber gerade deswegen sollte niemand einen nicht erst in dem gegenwärtigen Zeitalter anrücklich gewordenen Heiligenkultus mit ihm treiben, ihn nicht, um einen Ausdruck des alten Homer zu gebrauchen, „wie einen Gott verehren“. Einen Menschenkultus hat der Weise von Weimar nie gewollt, nie geübt. Er verachtete jede Art von Götzendienst in Staat und Kirche. Er wollte nur einen Kultus des Wahren, des Rechten, des Vernünftigen und des Schönen. Er verabscheute die Götzdiener, in welchem Kleide er sie auch sah, eben deswegen, weil er ein Mensch war, ein großer Mensch. Ein naturwidriges, durch Redensarten künstlich zusammengesetztes Geschöpf — halb Mensch und halb Gott, oder gar ganz Mensch und zugleich ganz Gott — kannte er nicht, wollte er nicht kennen; und er selber hat oft genug Worte des Zorns, des Hohns und äußerster Mißachtung gegen die Zusammentreter und Anbeter solcher armseligen Geschöpfe geschleudert. Das Bekenntnis des Terenz: *Homo sum, humani nihil a me alienum puto*, war auch sein Glaubensbekenntnis.

Große, edle Menschen sind bewundernswürdig, und Rundgebungen der Bewunderung und Dankbarkeit für die köstlichen Schätze, welche wir ihnen zu verdanken haben, gehören sicherlich zu den schönsten Blüten des menschlichen Gemüths. Aber niemals dürfen wir vergessen, daß auch die verdienstvollsten Wohlthäter des Menschengeschlechtes aus demselben Stoffe geschaffen sind, aus welchem alle anderen Menschen geschaffen werden; ja, aus demselben Stoffe, wie der tief sinnige Shakespeare sagt, wie der ist zu Träumen; und ein Schlaf nur ist's, der dieses kleine Leben umfaßt. Anbeten kann und soll der Mensch nur Einen, den All-Einen; denn der ist viel zu groß für die Bewunderung und Verehrung des mikroskopischen Menschenkinds. Ein jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt; aber er habe auch ein lebendig Stücklein von der Weltwahrheit in seiner Seele, und er höre nicht auf, nach ihr, der Hochgebeneiten, zu streben, damit er zu immer köstlicherem Besitztum des Köstlichsten, was es giebt, gelange.

Um die anbetende Verehrung unseres Dichtersfürsten auf ein feiner und unserer würdiges Maß zurückführen zu helfen, will ich mir herausnehmen, den Herrschlingen der Goethe-Gemeinde, sowie allen ihren Nachbetern und Nachempffindlern gegenüber, den Geist des Altmeisters selber für mich zeugen zu lassen. Ich will ihnen einige poetische Curiosa vorlegen, deren Urheber er ist, und über die sie geneigtest nachdenken mögen. Daß ich dies thue und meinen Absichten entsprechend finde, mögen mir die verständigen und wirklichen Verehrer des großen Dichters und Denkers verzeihen. Aber eine *demonstratio ad oculum* hat oft heilsame Wirkungen, und sie soll mir

nur ein Mittel sein, nicht um Goethe herabzusetzen, sondern seine falschen Verehrer. Ich will jene Curiosa überdies derjenigen Gattung der Dichtkunst entziehen, welche Goethe als ein Meisterhöpfer bereichert und vervollkommenet hat, und dessen Meisterschaft auf diesem Gebiete kein Dichter der Welt erreicht hat, wie das Urtheil der Geschichte lautet, nämlich auf dem Gebiete der Lyrik. Ich will zudem nur ein einziges Gedicht wählen, und zwar ein solches, welches seine Vergötterer und ihre Nachtreter für eines seiner allerschönsten erklärt und neben „Prometheus“, dem „Sänger“, „Fischer“, „Erlkönig“, „Nachtgesang“, „König von Thule“, „Gott und die Bajadere“, neben „Mignon“, der „Braut von Korinth“, „Euphrosyne“, den „römischen Elegien“, „Grenzen der Menschheit“, „das Göttliche“ und einigen anderen immer am meisten bewundert worden ist: die unter der Überschrift „Epilog zu Schillers Glocke“ von Millionen gelesene, von Tausenden öffentlich vorgetragene, weltberühmte und im ganzen so wundervolle Elegie. Meine kurze Kritik soll sich überdies nicht in den Gesicht- und Einsichtskreis der kritischen Mikrologen verlaufen, und demnach werde ich keine Inversion, keinen Hiatus, keinen falschen Reim, keine fehlerhaften Cäsuren, keine unzutreffenden Einzelausdrücke bekritlein: meine kritischen Bemerkungen sollen sich lediglich auf Stellen in der Elegie beziehen, in welchen die Gedanken, denen der Dichter einen feierlichen Ausdruck geben wollte, entweder überhaupt nicht, oder doch nur sehr unvollkommen, und sie mehr verhüllend als offenbarend, Ausdruck gefunden haben.

In der ersten Strophe stehen die Verse:

„Im Vollgefühl, in lebensregem Drange
Bermischte sich die thät'ge Völkerschar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldbigung der Künste vorgerufen.“

Schiller hatte bekanntlich zur Begrüßung des neuermählten Fürstenpaares im Theater zu Weimar, des Erbprinzen Karl Friedrich und der russischen Prinzessin Marie Paulowna, das überaus herrliche Festgedicht: „Die Huldbigung der Künste“ verfaßt. Und nicht nur im Theater ward das junge Paar begrüßt; die Bevölkerung des Ländchens hatte ihre freudige Teilnahme an dem Familienereignisse ihres verehrten Fürsten auch außerhalb des Theaterraumes kundgegeben. Allein, was besagen nun die Worte, die „thät'ge Völkerschar habe sich im Vollgefühl, in lebensregem Drange vermischt“? Ich will die Antwort meinen denkenden Lesern überlassen.

„Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Daß dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.“

Gewiß hatte das mitternächtige Läuten zu dem Begräbnis Schillers den kränkenden Freund tiefschmerzlich bewegt; aber er konnte es doch nicht „schreckhaft hören“, weil es an sich nicht schreckhaft ist; es konnte vielmehr nur schreckhaft auf ihn wirken, ihn erschrecken. Uebrigens war das Läuten nicht fähig, die Trauertöne zu schwellen, denn dieses Läuten und diese Trauertöne waren völlig identische Dinge.

„Ihm schwellen der Geschichte Flut auf Fluten
Verfühlend, was getadelt, was gelobt,“ usw.

Es muß Bedenken erregen, die geschichtlichen und geschichtlich-dichterischen Arbeiten, welche Schiller in seinem Gartenhause zu Jena größtenteils während der Nacht, bis „der Mond sank“, vollführte, in dem angewandten Bilde zu verherrlichen; aber mehr als bedenklich ist es, die Fluten der Geschichte ihm (Schiller) schwellen zu lassen und ihnen die Aufgabe zuzuschreiben, zu verespülen, was getadelt und gelobt.

„Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt“ usw.

Giebt es eine Jugend, die „uns nie entfliegt“, und auch demjenigen nicht entfliegt, welchem im Vollgenuß seines großen geistigen Schaffens und im heißen Verlangen, Vollenbetes zu schaffen, die Wange „rot und röter erglüht“?

In der schönen zehnten Strophe ist es störend, den Akkusativ des persönlichen Pronomens in der dritten Person auf Ausführungen anzuwenden, welche grammatisch den Dativ erfordern, nämlich in den Worten: „Ihn den neubelebten edlen Sinn erquidht“, und „Ihn noch am Abend vor den letzten Sonnen ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen“. Auch die Verwechselung des adverbialen Wörtchens „wovor“ mit „wofür“ ist nicht zu rechtfertigen, weil der Begriff dieser Wörter verschieden ist.

Die letzte Strophe fehlte der Elegie bekanntlich, als „das Lied von der Glocke“ zum erstenmale „vorgestellt“ wurde. Sie wurde von Goethe zur „erneuten Vorstellung“ am 10. Mai 1815 dem Gedichte hinzugefügt und schließt mit den Worten:

„Schon längst verbreitet sich's in ganzen Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entzündend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

Offenbar hat Goethe sagen wollen, daß Schillers Gedanken und Absichten, alles Schöne und Erhabene, das sein Genius offenbart, schon längst in weiten Kreisen sich verbreitet und gesinnungsverwandte Geister entzündet habe. Aber ist der dichterische Ausdruck diesem Sinne wohl adäquat? Kann

das „Eigenste, was Schiller allein gehört“, sein ihm eingeborenes, ureigenes Wesen, sich wohl in ganzen Scharen verbreiten? Das ist aus naturgesetzlichen Ursachen unmöglich. Ähnlich möchte es sich mit den beiden Schlußversen verhalten. Es ist sicherlich nicht schön und auch begrifflich sehr ansehnlich, den großen Denker und Dichter mit einem „entschwindenden Kometen“ zu vergleichen, und dann von ihm zu sagen, daß er, indem er entschwinde, „unendlich Licht mit seinem Licht verbinde“.

Sind die wenigen angeführten Stellen nicht in Wahrheit, euphemistisch ausgedrückt, Curiosa? und, weil sie von einem Klassiker unserer Litteratur herrühren, klassische Curiosa? Ich will nicht untersuchen, wie es gekommen, daß jene Schriftstellen bei der oftmaligen Revision der Goethe'schen Gedichte nicht verbessert worden sind. Ich will mich auch bei der ebenso naheliegenden Frage, wie es möglich gewesen, daß niemand von den Millionen, welche die Elegie gelesen, niemand von den tausenden, welche sie öffentlich vorgelesen, auf jene Curiosa, so weit mir bekannt, offen und freimütig zum Nuß der Weisen und zum Trutz der Narren hingewiesen hat. Es entspricht meinen Absichten besser, statt dessen ein denkwürdiges Geschiehtchen aus dem letzten Lebensjahre des herrlichen Mannes zu erzählen, welches manchem Leser dieser Zeitschrift unbekannt geblieben sein möchte.

Es war am letzten Geburtstage Goethes, als seine von dem französischen Bildhauer David gemeißelte Kolossalbüste im oberen Saale des Bibliothekgebäudes zu Weimar enthüllt wurde. Auch der Dichter, welchem an diesem Tage besonders in inniger und sinniger Weise Zeichen der Liebe und Verehrung dargebracht wurden, erschien, nachdem die Enthüllungsfeier beendet war, in jenem Saale, um das schöne Geschenk, welches ihm von einem Ausländer zugegangen, und das von einem Schreiben begleitet war, in welchem der französische Künstler dem deutschen Dichter u. a. die Worte geschrieben: „Es war mir ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden“ usw. — in Augenschein zu nehmen. Er kam ganz allein, und er blieb im Saale, wie er gewünscht hatte, allein. Nur der Konservator der dort aufgestellten Kunstschätze war außer dem Dichter im Saale; aber er hatte sich in einen Winkel gestellt, in welchem er von Goethe nicht bemerkt werden konnte, der es ihm selber aber ermöglichte, die Büste, sowie den vor ihr freigelassenen Raum zu überblicken. Der Dichtergreis erscheint. Seine Miene ist tief ernst; nur ein wehmütiges Lächeln spielt um seine Lippen. Langsam und schweigend schreitet er in den vor dem Bildwerk befindlichen freien Raum. In einiger Entfernung bleibt er vor der Büste stehen, einen langen Blick auf sein kolossales, marmornes Konterfei werfend. Dann tritt er nahe vor die Büste und verharrt schweigend kurze Zeit vor ihr. Dann bewegt er sich wieder einige Schritte rückwärts, und

wieder bleibt er stehen, indem er sein klares Griechenauge unverwandt und schweigend auf die Kolossalbüste richtet. Endlich bricht er in die Worte aus: „Kurios! Kurios!“ Und nach einigen Augenblicken wendet er seine Blicke ab vom Bilde, schreitet bedächtigen Schrittes dem Ausgang des Saales zu, indem er leise die Worte vor sich hinsagt: „Kurios! Wahrhaftig, sehr kurios!“

Wenn ich an die Kolossalgestalt Goethes und zugleich an einige Schwächen seiner Natur, einige Unvollkommenheiten in seinen Dichtungen und Prosaarbeiten denke, so gemahnt es mich immer an das wundervolle Marmorbrustbild des Jupiters von Dricoli, über dessen Nase eine tiefblaue Ader hinläuft. Trotz dieser Ader ist und bleibt dieser Jupiter ein menschliches Kunstwerk ersten Ranges. Also ist auch die Persönlichkeit Goethes trotz mancherlei ihr anhaftenden Schwächen ein göttliches Kunstwerk ersten Ranges; und ungeachtet mancherlei Unvollkommenheiten in der fast unermesslichen Fülle seiner Geisteswerke, sind und bleiben diese Werke für alle Menschen eine immer sprudelnde Quelle von Wahrheit und Schönheit, von Kunst- und Vernunftherrlichkeit. Und weil auch wir aus dieser Quelle schöpfen, und ihr herrlicher Strom auch unsere Seele erfrischt, unsern Geist stärkt, unsere Vernunft sich mit der Goethischen Vernunft im Einklang weiß, und wir uns bewußt sind, daß die Idee der Einheit des Menschengeschlechtes in der Natur des Menschen festgewurzelt ist, so müssen wir uns auch der süßen Wahrheit stets bewußt bleiben, daß unser Geist, wie dem Geiste Goethes, so jedem andern hohen Geiste gleicht: er gleicht ihm, weil er die Fähigkeit hat, ihn zu begreifen, soweit ein Geist überhaupt einen andern Geist zu begreifen vermag.

Den Hyperenthusiasten sowohl, wie dem zünftigen deutschen Professor und kleingeistigen Tageskritiker möchte ich aber ein bedeutsames Memento! zurufen. Die einen mögen bedenken, daß es wohl leichter ist, andächtig zu schwärmen, als gut zu handeln, daß es aber allein menschenwürdig ist, ohne Voreingenommenheit die Dinge klar zu schauen, rastlos nach Wahrheit und Gerechtigkeit zu streben und immerfort ein werdender zu sein. Die anderen mögen sich ernstlich bemühen, die Erzeugnisse des fortschreitenden Geistes niemals nach ewig geistiger Anschauung oder aus dem engen Schinkel einer politischen oder kirchlichen Partei zu beurteilen, sondern stets im Hinblick auf die Sonne der Wahrheit, und es begreifen lernen, daß es jedes Geschichtschreibers der Litteratur, jedes Kritikers ihrer Erzeugnisse, jedes Litteraturfreundes Pflicht ist, mit unbefangener Seele und intellektueller Einsicht in das Centrum der Werke eines Menschengeistes zu dringen, um ihnen gewissenhaft gerecht zu werden, anstatt an dem Besten, was er besitzt, seiner Eigenart, oder an erbärmlichen Kleinigkeiten schönede herumzuschuppeln.

Ich will mit einem Worte Lessings schließen, welches er im „Laotoon“

gelegentlich einiger kritischen Anmerkungen über Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums ausdrückt, nachdem er von dem großen Schriftsteller geurteilt, er habe mit der edlen Zuversicht der Alten gearbeitet, die alle ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandt und Nebendinge entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten besten Hand überlassen. Der Ausspruch lautet wörtlich: „Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stoßen bei der ersten flüchtigen Lektüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.“

Ebenso wenig aber sollen „gewisse Leute“ sich anmaßen, derartige Fehler bei ihren Göttern für Vollkommenheiten auszugeben und bei anderen Menschent Kindern solche Nebendinge dergestalt zu rügen, als ob sie die Hauptsache wären.

Tiefste Verehrung allen Helbengeistern der Vergangenheit und Gegenwart, unbegrenzte Dankbarkeit für alle ihre Heilthaten; aber ehrliche Fehde aller Abgötterei, aller Unwahrheit, aller Ungerechtigkeit und allem Geisteszwange, sowie ein furchtloses und beharrliches Vorwärtstreben im unendlichen Reiche der Wahrheit und Schönheit: das sei der heilige Wahlspruch aller guten Geister! Denn nur die Wahrheit kann uns frei, nur die Gerechtigkeit kann uns stark, und nur die Schönheit kann uns selig machen.



Die Unterhosen.

Ein Censurstückchen in zwei Aufzügen.

Von Karl Kraus.

(Wien.)

I.

Vor der Aufführung.

Wenn ein Stück in allen andern Städten längst entweder festes Repertoirestück oder abgesetzt worden ist, so ist es bei uns in Wien gewiß erst „in Aussicht genommen“; denn in ihrem Wappen führt, wie ja männiglich bekannt, unsere liebe Wienerstadt Schlappschwanz, Zopf und Feigenblatt

drei so staatszerhaltende wie verdauungsfördernde Wahrzeichen. Sudermanns „Heimat“, die sie nun sogar schon in Düsseldorf spielen, weil spielen dürfen, ist für das „in Aussicht“ stehende Naimundtheater „in Aussicht genommen“, Fuldas „Talisman“ für das „Deutsche Volkstheater“. Man sieht letzterem Werke mit Interesse, der voraussetzlichen entsprechenden Vergrößerung, die sich Fulda'scher Geist und Fulda'sche Grazie im „Deutschen Volkstheater“ wohl werden gefallen lassen müssen, mit aufrichtigem Grauen entgegen. Nun hat sich hier diese köstliche, aber nichtsdestoweniger vollinhaltlich wahre Geschichte begeben. Man weiß es im Auslande, daß bei uns keine Theaternovität in Scene geht, ohne daß unsere erlauchte Großstadtzensur Gelegenheit nähme, ihre ostbewährte Feinsinnigkeit, ihr großartiges Kunstverständnis und schließlich und endlich ihren Liberalismus, den altberühmten, unerhörten Liberalismus zu beweisen. Diesmal mußten die Unterhosen 'ran! O, diese Unterhosen! Welch eine Blöße hat sich die Wiener Polizeibehörde gegeben, als sie diese diskreten Unterhosen entfernte! — Man kennt das entzückende Verspiel des stets eleganten Fulda, man weiß, daß die ganze poesievolle Arbeit in der köstlichen Pointe, die man in Berlin bejubelt hat, gipfelt.

„Wirst Du im Ernst Dich darob erbofen?
Du bleibst der König auch in Unterhosen!“

Diese Worte spricht das unschuldige Kind Rita zum cäsarenwahnsinnigen König, spricht die Naivetät. Die Wiener Censur aber hat den Mund der urwüchsigten Wahrheit zum Schweigen gebracht, hat die Naivetät totgeschlagen: sie kam auf den unbezahlbaren Einfall, die Unterhosen zu streichen. Angebliches Motiv: Unterhosen am Leibe, im Kasten oder sonst wo im Hause sind gut, jedoch auf der Bühne unanständig, eine öffentliches Argernis erregende Sache. In Wirklichkeit hatte aber nicht das Wort, sondern die Majestät in Unterhosen Anstoß erregt. Im Vorgefühle der mindestens mitteleuropäischen Blamage hat man bloß den schwanzwedelnd-gläubigen Kindersinn, der sich den König stets nur mit der Krone auf dem Haupte vorstellt, mit dem längst in Mode stehenden Feigenblättchen (Blatt der Feigheit!) bemäntelt.

Fulda gehört eben à la Dr. Fleischer im „Wiberpelz“ auch zu denjenigen „Kerlen, die einer Fliege kein Haar krümmen können, aber, wenn's drauf ankommt, zwanzig Ortschaften in die Luft sprengen“. —

Ein lustiger Kopf versiel auf die sonderbare, aber wirksame Idee, nach vorheriger Vereinbarung mit dem Direktor, falls keine Schritte zur Aufhebung des Verbotes unternommen würden, die Darstellerin der Rita so zu instruieren, daß sie nach den Worten „der König auch in —“ eine Pause mache, worauf dann einige Leute im Zuschauerraum, an verschiedenen

polizeifichern Punkten postiert, laut die verbotenen Unterhosen rufen sollten. Das wäre allerdings die beste Kur für unsere verheinzten Wehrhahns, welche die Behandlung, die bereits die Burgtheaterkommissen und Obersthoftchargen dem gefährlichen Dichter angedeihen ließen, etwas vorsichtig gemacht haben mag, die passendste Strafe für die grausame Nichtachtung, die schmachvolle Knebelung, deren sich die Kunst in Großbüßeldorf und Osterreich überhaupt durch die Polizisten erfreuen darf. Um dergleichen unliebsame Improvisationen des Publikums fürder fernzuhalten, bliebe dieser öffentliches Ärgernis erregenden Censur allerdings nichts anderes übrig, als eine zweckmäßige Änderung des beanstandeten Textes selbst vorzuschreiben. Historisch erwiesen ist ja der Schwabenstreich der Behörde, welche vor vielen Jahrzehnten in einem Burgtheaterstück die Änderung der an Ludwig XIV. gerichteten Worte der Maintenon: „Der Weg zu meinem Schlafgemach geht durch die Kirche, Sir!“ in „Der Weg zu meinem Schlafgemach geht durch die Küche, Sir!“ anbefahl. Vielleicht schafft sich die Wiener Polizei zum Zwecke der staatlichen Kastrierung der Kunst irgend ein artiges und behendes Frischchen Kirchner an, das in unserem Falle pflichtschuldigst devot etwa ändern könnte:

„Fern bin ich jedem Spott und Hohne
Und immer trägt Dein hohes Haupt die Krone!“

Der Unterhosen zweiter Teil.

Ludwig Fulda kam, machte eine „Talisman“probe mit und sah, daß es nicht gut war. Er hatte gedacht, es mit einer großstädtischen Bühne zu thun zu haben und lernte das Getriebe einer Schmiere kennen. Er nahm nun vor allem dem bei diesem Theater als „besserer Tapezierer“ angestellten Herrn Radelburg — man nennt ihn auch Regisseur — das Regiebuch aus der Hand und ging selbst an die Arbeit. Da erklärte der Herr Tewele, die Rolle des Niccola nicht spielen zu wollen — denn „wenn Sie Fulda sind, bin ich Tewele! Basta!“ — und berief sich dabei auf „seine lieben Wiener“. Direktor Buchovics, mit dem Beinamen „der Schwache“, bekam plötzlich einen Anfall von Energie und wies der störrischen Charge ohne Bedenken die Thüre. Aber, weil seine lieben Wiener den Verlust ihres Lieblings beweinten, kehrte der etwas größenwahnsinnige Vorstadtclown ruhig in den Schoß seiner Direktion zurück und spielte. Und Majestät Tewele zog im Triumphe zu seinen lieben Wienern ein, wurde mit minutenlangem Applausstürme empfangen und durfte wieder seine Lazzis machen. So geschah dem Manne mit der chargierten Nase in Wien, dem Horte des Personenkultes. Wie wohl die Berliner in einem solchen Falle vorgegangen wären? Elsa Lehmann, die große Künstlerin, weigerte sich eben jetzt auch

dort, eine kleine Rolle zu übernehmen. Direktor L'Arronge entließ sie, die Blätter brachten drei bis vier Zeilen. In unseren Blättern ging es durch eine Woche spaltenweise: „Was Tewele sagt,“ „Tewele spricht“ usw. Fulda aber sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Und das ist der Unterhosen zweiter Teil. Die Aufführung*) war, mit den andern Volkstheaterdarbietungen verglichen, recht brav; an und für sich schwächlich; mit der Berliner, selbst mit der Prager Darstellung des Werkes verglichen, recht schlecht. Das größte Interesse lenkte sich natürlich auf die Unterhosen des Königs. Der Dichter hatte noch am Tage der Premiere die Freigabe der beiden Zeilen erwirkt, während das eine anrührige Wort unwiderruflich fortbleiben mußte. Der Abend kommt. Volles Haus. Großer Erfolg. Da ist die große Scene im dritten Akte: Rita=Odilon tritt aus den Reihen des Volkes und sagt dem Könige und der Censur dreist ins Angesicht:

„Wirst Du im Ernste Dich darob erbosen?!
Du bleibst der König auch in Unter—kleidern!“

Dröhnendes Gelächter. Man merkte den Streich, den Fulda der Censur spielen wollte, indem er die Ungereimtheit nicht aufhob; man lachte die Censur aus.

Darob that diese sich erbosen, strich Unterkleider sowie Unterhosen.

So sollten die beiden Zeilen überhaupt nicht mehr gesprochen werden. Doch ließ sich die Polizei schließlich bewegen, die Unterkleider unter der Bedingung zu gestatten, daß ein Reim konstruiert werde, der das vorhergegangene Unterhosenverbot nicht ahnen lasse, und einigte man sich schließlich zu der folgenden naiven Dichtwertverhuzung:

„Herr, ich thur' Dir ja nichts zu Leide!
Du bleibst der König auch im Unterkleide!“

Eine Censur, die erst die Unterhosen abstreift und dann die Unterkleider aufhebt, hat eine solche unmoralische und censurwidrige Censur noch das Recht, Feigenblattwächterin im Staate zu sein? Ich glaube, man wird viel über uns lachen im Reiche.

*) Über das Stück selbst habe ich in diesen Blättern bereits im Maihefte 1893 aus Berlin referiert.



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Im Theater.

Friedrich Mitterwurzer ist einer unserer geistvollsten Menschendarsteller. Er gehört zu den wenigen Schauspielern, deren Gestaltungs kraft nicht an der Komödianterei erlahmt. Er ist der schroffste Gegensatz zu jenen Routiniers, die, wenn man ihre alten und neuen Mäpchen abliebt, ewig die nämlichen Saiten zupfen. Mitterwurzers reiches Wachstum zeigt sich vornehmlich darin, daß er mit den Jahren immer einfacher und schlichter in den Mitteln und immer packender und überzeugender in der Wirkung wird. Selbst für den anspruchsvollsten Kunstfreund ist jede neue Rolle, die Mitterwurzer spielt, ein neues Vergnügen, mag die Rolle an sich noch so unbedeutend sein, so hervorragend ist des Künstlers nie ermüdende Kunst charakteristischen Individualisierens.

Das Gärtnerplatztheater hat uns durch ein kurzes Gastspiel dieses vortrefflichen Künstlers einen unvergleichlichen Genuß bereitet.

Mitterwurzer brachte zwei für München neue Stücke mit: „Der Andere“ von P. Lindau und „Der Silberkönig“ von dem Engländer Jones.

Das Lindausche Stück fesselt durch das psychologische Problem und die, bis auf den Schlussakt, interessante Maché. Der Schlussakt mit seiner breiigen Sentimentalität ist allerdings zum Bomieren banal und albern. Ein Dichter durfte hier nur den tragischen Ausgang mit Wahnsinn oder Selbstmord wählen. Jeder andere Schluss ist eine Verzerrung des Problems ins Possenhafte. Aber Lindau ist leider kein Dichter, sondern nur ein geistreicher, oft virtuoser Theatraliker, dem jede Wirkung recht ist, auch die unkünstlerischste. Erfolg bei der Masse um jeden Preis, das ist seine Lösung. Er ist auch als Theaterschreiber nur Tageschriftsteller — au jour le jour sein feinstes Kniff.

Dies feststellt, ist „Der Andere“ ein famosés Sensationsstück. Ein psychisch erkrankter Staatsanwalt, dessen Ich sich spaltet. Die eine Hälfte ist am Tag der korrekte Beamte und vortreffliche Mensch, die andere Hälfte bei Nacht der Verbrecher unter dem lichtscheuen Gesindel. Und keine Hälfte weiß von der anderen, bis eine Katastrophe eintritt und der Neurologe den Seelenkranken in Behandlung nimmt und die gestörte Ich-Einheit wieder herstellt. Wissenschaftlich soll nach dem Zeugnis der Fachleute der von Lindau geschilderte Vorgang, in der Hauptsache wenigstens, unanfechtbar sein.

Künstlerisch betrachtet, ist das ja an sich vollkommen gleichgültig, was die Fachgelehrten dazu sagen. Denn die Kunst ist nicht daran gebunden, ihre Stoffe bloß aus dem Bezirk des wissenschaftlich Erwiesenen oder wissenschaftlich Erweisbaren zu nehmen. Sie ist absolut souverän in ihrer Wahl — vorausgesetzt, daß sie die Kraft besitzt, in jedem Falle den Eindruck vollen Lebens zu erreichen, das an sich Unwahrscheinliche oder Unmögliche zu einer dichterischen Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit zu gestalten. Der „konsequente Realismus“ ist an sich nicht künstlerisch berechtigter, als die konsequente Phantastik. Nicht das Was, das Wie entscheidet. Für die Eingeweichten eine Ab-Weichheit, muß es doch immer wieder ausgesprochen werden, um der gemeinen Dummheit der unkünstlerischen Leute, die in Ästhetik machen, einen Niesel vorzuschlecken: Kunst ist Lebenszeugung, schöpferische Gestaltung, bildträchtige Naturalisierung — zum Teufel auch mit dem begriffsklitterigen Geschwätz der Impotenten und

Begriffstüchtigen! Aber — die Klugen wissen auch, daß die Frage nach dem Wie in der Litteratur anders gestellt werden muß, als z. B. in der Malerei. Die Litteratur ist nicht blanke Wortkunst oder Darstellungstechnik, sondern auch Geißkunst. Wie der Mensch nicht bloß höherer Sinne und Nachahmungsvirtuose, sondern ein Geißwesen ist, das ein Lebensinteresse an der bewußten Steigerung des intellektuellen Erwerbs der Kultur-menschheit hat. Technisch vollendetes Bananajentum giebt deshalb noch lange keine große Dichtung.

Mitterwurzer hat diesen seelenkranken Menschen mit dem gespaltenen Ich bis zum Gruseln einfach und wahr dargestellt.

Nach glänzender, d. h. vielseitiger, konnte er seine bewundernswürdige Gestaltungskraft im „Silberkönig“ entfalten. Das Drama, eine theatraalisierte Kriminalgeschichte mit allen Schikanen, aber ohne den geringsten litterarischen Wert, von A bis Z nur auf Sensation zugeschnitten, enthält in seiner wildesten bunten Spektakel nur diese eine Virtuosenrolle. Und das ist der erstaunliche Fortschritt Mitterwurzers, daß er selbst die Unnatur des Virtuosen überwindet und überzeugendes Leben da gestaltet, wo andere nicht über Komödiantelei und Kulissenreiterei hinausstreben. Die Mitglieder des Gärtnertheaters thaten redlich ihr Bestes, dem Gast ein künstlerisches Milieu zu schaffen. Mit geringen Ausnahmen war die Gesamtdarstellung der beiden neuen Stücke sehr gut.

Im l. Residenztheater wurde zum erstenmal ein neues Lustspiel eines neuen Autors aufgeführt, das sich etwas hochtrabend „Eine Palastrevolution“ betitelt. Ein leichtes, unterhaltliches Werk nach der Kunstweise derer von Benedig. Die ewiggeitriche Figur des ewigvergeßlichen Professors, der sich mehr um die Haimonskinder als um die eigenen Sprößlinge kümmert, wurde glücklichweise in Bohimuts prächtig durchgearbeiteter Darstellung zu einem erfreulich lebendigen Menschenbild. Die einzige Person des Stücks, mit der sich der Verfasser etwas mehr Mühe gegeben, ist der alte Redakteur Zindeisen, von Hrn. Häusser vortrefflich gespielt. Kamentlich die weiblichen Rollen sind oberflächlich gearbeitet — und wurden von den Künstlerinnen dem entsprechend verkörpert. Von der Fabel des Stücks lohnt sich's nicht zu reden. Der zweite Akt, der im Redaktions-Bureau spielt, ist der lebendigste und amüsanteste. Der letzte Akt, der auch noch den Schauplatz von Berlin nach Dresden verlegt, fällt merklich ab. In das freundliche Klatschen der Zufriedenen mischten sich einige Zischlaute der Anspruchs-vollerer. Aber es muß auch solche Stücke geben zur repertoiremäßigen Abfütterung des modernen Theaterpublikums. *Stoyranne!* Richard hieß diesmal der Verfasser. Der Name thut eigentlich nichts zur Sache, denn hier handelt sich's nicht um persönliche Erlebnis-kunst, sondern um mehr oder weniger ehrfames Bühnenhandwerk.

Zu den Bühnenhandwerkern müssen wir nun auch leider den braven Mascagni der nachvallerstischen Periode rechnen, den Urtmann-Chatrian-Mascagni. Den „Freund Fritz“ hat die Münchener Opernleitung überschlagen, aber „Die Kanpau“ hat sie uns nachträglich noch vorgeführt. Wir wissen nun, daß es mit diesem deutschen Vorgeführten-Mascagni aus ist. Da waren der selige Rossini mit seinem „Teil“ und der selige Gounod mit seiner „Margarethe“ (Faust) doch ganz andere Nachempfinder deutschen Wesens, als der Signor Mascagni, der auf seiner Kanpau-Orge! aber auch nicht die Spur von deutschem Lokalkolorit hat.

Keine einzige Forderung realistischer Kunst ist in dieser Kanpau-Oper erfüllt. Die Chöre und Sologefänge dieser elbäffischen Bauern sind einfach lächerlich italienisch im Rhythmus wie in der Melodieführung. Im „Freund Fritz“ versuchte Mascagni wenigstens noch einige Anlehnung an das deutsche Volkslied. Aber jetzt giebt er sich diese Mühe nicht mehr. Er dudelt drauflos, wie's ihm in den Sinn kommt. Und dieser

Sinn ist ein borniert italienischer Sinn. Drum sollte er sich auch streng an italienische Theaterstoffe halten und den nationalen Boden nicht ohne äußerste Not verlassen. Mit dem Experimentieren verliert er alle Frische und Ursprünglichkeit.

Die Zuspätkommen auf unserer Hofopernbühne war zum Teil auch sehr merkwürdig, die Kostüme der Chöre waren z. B. so bunt wie auf einem Maskenball. Und alles viel zu gelehrt.

Noch merkwürdiger war die Besetzung der Oper bei ihrer hiesigen Erstaufführung in der Rolle der Dulce mit Fräulein Ternina. Diese Dame ist eine vorzügliche Sängerin, aber um ein Bauernmädchen auf der Bühne glaubhaft darzustellen, dazu fehlt ihrer pathetisch-heroinenhaften und hochgestellten Art die elementarste Anlage. Abgesehen davon, daß ihr der Part stimmlich zu hoch lag.

Sehr gut war Walter als Jakobs Sohn Georg, überfeurig und überschneidig zwar, aber vollkommen im Geist der Mascagnischen Feuerwerkerei. Sehr gut auch Bruck als Johann Rankau, Bauberger als Schullehrer, desgleichen die niedliche Borchers als Lehrersbüchsterlein und der jugendliche, sehr begabte Knote als Förster. Die Rolle des Jakob Rankau ging von Siehr, der erkrankt war, auf den vortrefflichen Berliner Gast Bertram über, der leider wegen plötzlicher Indisposition nicht singen, sondern nur markieren konnte.

Kurz und gut, eine Erstaufführung mit Hindernissen auf allen Seiten. Ein böser Abend. Für Mascagni kompletter Durchfall. Der erste Akt wurde mit eisigem Schweigen aufgenommen, und was den folgenden Akten an Beifall gespendet wurde, galt den Sängern, nicht dem Komponisten. Die Versuche, dem Klatschen eine umfassendere Bedeutung zu geben, wurden niedergezischt. —

Der nicht genug zu rühmende Doktor Franz Kaim, dem wir seit zwei Jahren die nach ihm benannten großen Virtuosen- und Elite-Konzertzyklen im Odeon verdanken, hat nun auch für München ein philharmonisches Orchester geschaffen, das unter der Leitung des ausgezeichneten Kapellmeisters Winderstein mächtig in unser Musikleben eingreifen und neben dem Orchester der musikalischen Akademie Stellung nehmen wird. Außer den großen Kaim-Konzerten wird das 60 Mann starke, mit elf Solisten ersten Ranges ausgestattete philharmonische Orchester noch einem neuen Kaim'schen Unternehmen dienen. Nämlich, von der Erwägung ausgehend, daß ein überaus großer Teil des Münchener Publikums die Musik höheren Stiles liebt, aber den Konzerten im Odeon wegen der dortigen höheren Eintrittspreise fern bleiben muß, veranstaltet Dr. Kaim im großen Saal der Centralhalle Konzerte teils ernstere, teils unterhaltendere Charaktere mit kleineren Preisen — Konzerte, wie sie längst in Berlin und anderen Großstädten geboten werden.

Diese Veranstaltungen teilen sich in Symphonie-Konzerte mit Solisten (auch Sängern und Sängerinnen) und Unterhaltungs-Konzerte, diese mit Restauration an gedeckten Tischen. Wir haben damit endlich auch in München Gelegenheit, Orchesterwerke von einer Beethoven'schen Symphonie an bis zu einem Strauß'schen Walzer und daneben Lieder und Kompositionen für allerlei Solisten in mustergültiger Weise zu hören und zwar mit allen Bequemlichkeiten und zu erschwinglichen Preisen. —

Etwas wie die Theater-, Konzert- und Deklamations-Beranstaltungen der „Neuen freien Volkshöhle“ in Berlin (von Bruno Wille u. a.), fehlt uns freilich in der Kunststadt München immer noch. Die Losung „Die Kunst dem Volke im weitesten Sinn!“ findet an der Isar noch kein Echo.

Das erste Odeon-Konzert der musikalischen Akademie (außer Abonnement) brachte außer Bach's „Magnifikat“ die Beethoven'sche Neunte in klassischer Vollendung. —

Um noch einmal auf das Theater am Gärtnerplatz, mit dem wir diesen Monatsbericht begonnen, zurückzukommen, sei erwähnt, daß die Direktion in dankenswerter Weise einen Kaimund-Cyklus auf das ein wenig allzubuntgewordene Repertoire gesetzt und damit wieder einmal jene vaterländische Kunst in das Vorderreffen gestellt hat, die zugleich vollstimmlich gesund und schauspielerisch und dichterisch wertvoll ist. Damit war auch den hervorragenden einheimischen Kräften dieses Theaters wieder einmal reiche Gelegenheit gegeben, ohne Beihilfe fremder Gäste, ein kunstsinning auserlesenes Publikum vor der Kampe zu versammeln und durch schlichtkünstlerische Darbietungen bewährter Werke zu fesseln und zu entzücken. Da waren sie alle Meister, weil auf dem eigensten Felde ihrer besonderen Kunstübung, auf dem sie gewachsen und stark gediehen sind: die Dreher, Ermath, Neiert, Weis, Bernbl, Koris, Nordheim usw. usw. Eine Schar von Tapferen!

In den Ausstellungen.

Nach den ersten Besuchen bei der Künstlergenossenschaft im Stadtpalast und bei den Sezessionsisten in der Prinzregentenstraße hatte ich mir Hunderte von Nummern im Kataloge angestrichen, mit Geheimzeichen, die Genie oder Fiel, Köhner oder Nachahmer, interessanter Narr oder langweiliger Trottel usw. bedeuteten oder einfach besagten: sehenswert.

Je öfter ich in den letzten Wochen hinkam, destomehr brauchte ich meinen Bleistift, um das Zeichen „sehenswert“ wieder wegzustreichen. Ich hatte mich satt gesehen an den betreffenden Werken, ich hatte die Sache und die Absicht durchschaut, sie boten mir nichts mehr, ich war mit ihnen fertig geworden. Kunstwerke, die nur Blendwerke sind, wachsen einem schnell zum Halse heraus.

Dafür ist manch Einer allmählich zu Ehren gekommen, den ich anfänglich als Narr, Trottel usw. glaubte abthun zu müssen. Und die am Anfang ihr „Genie“ bekamen, fielen mehr oder weniger zu tieferem Rang herab.

Von der reinen Kunsthandwerkerei geht's durch viele Zwischenstufen hinauf zur priesterlichen und heiligen Ausübung der Kunst als höchstem Berufe, der dem schöpferischen Menschengeiste geworden. Aber es gehört übermenschliche Geduld dazu, in den heutigen Rassenausstellungen diese Zwischenstufen abzuklettern.

Man begnügt sich mit dem Untersten und Obersten. Was dazwischen liegt, läßt man schließlich liegen. Und an die Untersten Kritik und an die Obersten Lobpreisung und Huldigung zu verschwenden, nachdem die Thore geschlossen sind und die Mehrzahl der Leser kaum Gelegenheit gefunden hatten, mit eigenen Augen die Werke zu sehen, hat in unjerner hastig lebenden Zeit weder Sinn noch Wert.

Wem darf man die Palme als dem Höchsten unter den bildenden Künstlern reichen? Die Kunstschreiber und die anderen Leute streiten sich herum und werden nicht fertig damit, denn das letzte Wort über den Zeitgenossen hat nicht die Kritik, sondern die Nachwelt. Wer im Wechsel der Meinungen, Dogmen, Moden, Geschmacksrichtungen als naiver, vollwichtiger, richtiger Geist standhält, und bei aller Festigkeit seines Kerns immer neue Seiten der Beleuchtung und der sehnüchtligen Befriedigung suchenden Seelen bietet, der ist wohl ein Großer, Weibender, nie ganz unterzutriegen im braufenden Strom der ewigen Entwicklung.

Persönlich fordere ich für mein Kunstbedürfnis dies, daß den Künstler neben dem heiligen, priesterlichen Feuereifer, ohne den nichts Hohes geschaffen werden kann, auch schalkhafter Übermut, frühlicher Humor beseeie. Auf dem ernstlichen, sinnigen Künstlerwerk muß der sonnige Reiz göttlichen Lächelns liegen, wie in der Brust des Künstlers neben strenger Gewissenhaftigkeit, reifer Männlichkeit die anmutige Spiellust des Kindes.

Darum befriedigen mein persönliches Empfinden so sehr die meisten Werke von Böcklin, Thoma, Uhde, Stud, Albert Keller, Gabriel Max, Stauffer-Bern, Anterfona, L. v. Hofmann und einiger anderen, sowie die Werke der ausgesprochenen Humoristen-Zeichner wie Oberländer, Harburger, Wilhelm Busch, des Satyrikers-Phantasten Straßmann.

Wie entzückend war z. B. im Glaspalast das neue Bild von Böcklin „Gottvater zeigt dem Adam das Paradies“ — das ganz einzig dasteht in seiner sonnigen Naivität!

Nun will ich gleich berichten, welches neben diesem mir das liebste Bild war im heurigen Glaspalast: „Die letzten Sonnenstrahlen“ (ein steinaltes Mütterchen unter einem steinalten Baum vor ihrer ditto Hütte, voll und selig überflutet vom Glanz der scheidenden Sonne) von Karl Larsson aus Gothenburg. Ich weiß nicht, ob das ein alter oder junger Schwede ist, aber daß er ein echter, herzerquickender Maler-Dichter ist, das weiß ich gewiß, und ein allerfeinster Kolorist.

Wer unseren deutschen Künstlern gerecht werden wollte in ausgiebigem Berichten und Erzählen, der müßte, um in der ungeheuren Zahl keinen zu übersehen, es machen wie mein lieber, scharfsinniger Kollege Max Dejer in Mannheim, der sich in einer Reihe vorzüglich geschriebener Feuilletons die in Baden wirkenden Künstler speziell vorgenommen hat. Nach Landschaften eingeteilt, wäre eine solche Massenausstellung wie die im Glaspalast noch am ersten zu bewältigen und publizistisch Förderbares für die in scharfer Konkurrenz stehenden Künstler sicherlich zu erreichen. Die Tagespresse der einzelnen deutschen Landesteile würde damit einen Partikularismus pflegen, der erst dann bedenklich wäre, wenn die Kritiker nicht über das notwendige Maß von Verständnis Gewissenhaftigkeit und Unabhängigkeit verfügten. Max Dejer hat ein glänzendes Beispiel gegeben, das uns zeigt, daß sich die Sache machen läßt.

Ich persönlich hätte nicht die Geduld zu sothener Kunstschreibererei, auch wenn man mir die sonstigen Eigenschaften hiefür gütigst zugestehen wollte. Mit Ausnahme der russischen und skandinavischen, habe ich die berühmtesten Museen Europas gesehen und durch vieljährigen vertrauten Verkehr mit bildenden Künstlern aller Nationalitäten in Italien, Frankreich und einigermaßen auch in München meinen Gaumen für künstlerische Genüsse geschärft. Aber ich mag nicht mehr viele Worte über meine Kunstliebhabererei machen, und das Metier eines ausführlichen, sorgfamen Kunstberichterstatters würde mir heute weniger passen, als je. Es herrscht jetzt eine solche elowinsche Originalitätsferocet und eine solche Geschmacksdyrannei, daß es mich oft anwidert, zu dem Streit des Tages ein Wort beizusteuern.

Ich habe in der Kunst Lieblinge auch unter solchen Meistern, die gar nicht das sind, was man landläufig modern nennt, und ich habe aufrichtige Bewunderung für manchen, dessen Technik und Stoffwahl weit abseits liegen von den gepriesensten Novitäten-framläden, und ich verehere manchen und wünsche ihm reiches Glück, der schmerzvoll zwischen alter und neuer Weise schwankt.

Ich will ein paar Werke nennen, die ich im Glaspalaste am letzten Tage noch mit stillen Genuße und herzlichster Dankbarkeit betrachtete:

„I lock my door upon myself“ von Fernand Khnopff in Brüssel, drei Wandgemälde, die Faustsage behandelnd, für das Rathaus in Erfurt von Eduard Kämpfer in München, Am Kanalufer von Rudolf Haak in Neuwien-Amstel, Im Garten von Martus Grönvold in München, „Die Menschheit wird eines Tages die Sonne ausgehen sehen“ von L. Frederic in Brüssel, Protastickerinnen von Fiesch-Brunningen in München, Drei Vaterunser-Bitten von W. Friele in München, Die Totenbraut von Bottomley in München, Selbstbildnis von Edmund Blume in München, Festtag in

Ceccano von Fratelli in Rom, „Du sollst nicht töten!“ von Portaels in Brüssel, Maria begegnet einem Hirtenknaben von Scheurenberg in Berlin, Mondausgang am Bodensee von H. Kober in München, Verderbtheit (ein dämonisch-sinnliches Frauenbildnis) von Richir in Brüssel, Erwartung und Ein Sonntagsmorgen von Hans v. Bartels.

Genug, genug — die „selbewußten“ Künstler und Kritiker werden sich über dieses Geschmacks-Ragout lugeln vor Lachen. Mögen sie!

Mit Andacht habe ich auch am letzten Tage noch vor den Bildhauerwerken verweilt: Die Herzogin Max auf dem Sterbepett von W. v. Kämmerer in München, Porträt des Dichters Strindberg von Max Levi in Berlin, Singende Kinder von Georg Lund in Berlin, Im Übermut von Hans Latt in Charlottenburg, Diana von Falgoutères in Paris, Königlich Pferde von Fremiet in Mont More, Shelley-Monument (ein allherrlichstes, des Dichters würdiges Poem in Stein, zu meiner größten Freude angekauft von dem Prinz-Regenten Luitpold in Bayern) von E. Ford in London, Mädchen mit Ziege, Angelus Domini von Pisani, Das erwachende Mädchen von Peter Breuer und so weiter. —

Und unter der Rubrik „vervielfältigende Künste“, dem Stiefkind der Tageskritik, was gab's da für entzückende Angewoide! Gleich mein Freund Konrad Strobl mit seinen unvergleichlich schönen Probeblättern einer Holzschneidekunst, die den „Fliegenden Blättern“ noch lange den ersten Rang vor allen ähnlichen Unternehmungen sichern wird. René Meinlede kann sich glücklich schämen, seine prächtigen Tuschkizzen von einem solchen Künstler überseht zu sehen, denn an Treue, Farbenreichtum und Feinheit des Tons stehen Strobls Arbeiten einzig da. Dann die Originalradierungen von Köpping, Stauffer-Bern! Professor Krauskopf in Karlsruhe ist leider diesmal nicht unter den Ausstellern.

Von den Sezessionisten in der Prinzregentenstraße hat Oskar Panizza schon in einem vorausgegangenen Hefte der „Gesellschaft“ ein heißes Lied angestimmt, und ich habe in Gedanken mitgeführt.

Ich will aber, bunt durcheinander, noch einiges namhaft machen, anknüpfend an das, was ich bereits im vorletzten Hefte über diese großartig gelungene Elite-Ausstellung gesagt habe. Wollte man die Namen dieser braven Künstler nach Gebühr auszeichnen, müßte man den ganzen Katalog, mit nur sehr wenigen Auslassungen, abschreiben.

Zu meinen liebsten Kunstwerken gehörten: — — —

Nein, der Raum reicht wahrhaftig nicht. Denn was soll's nützen, wenn ich von meinen Ausgewählten zwei, drei Duzend auswähle und ihre Namen hersehe?

Schluß! Und auf fröhliche, glückselige Wiederseh'n im nächsten Jahr.

Vielleicht kommen bis dahin auch die Vertreter des bayerischen Staates zu besserer Einsicht. Denn es ist einfach unerhört, daß aus dieser wunderbaren Elite-Ausstellung auch nicht für einen Pfennig für die königlichen bayerischen Staatssammlungen erworben wurde. Unerhört, und in einem anderen Kunstlande unmöglich! Von Privaten wurden nahezu um anderthalbhunderttausend Mark Sezessionisten-Kunstwerke erworben. Vom Staate — Nichts! Aus Wroth, aus Krger, aus Partei-Kankane, aus Zopferel — was weiß ich. Aber die Thatfache muß angegeltet werden.



Stuttgarter Theater.

Von Theodor Mauch.

(Stuttgart.)

Nachdem im vorigen Jahre „Malaria“ von Richard Böh als Premiere über die hiesige Bühne gegangen war, hörte man vielfach das Urtheil aussprechen, daß das poetische Schaffen des Dichters seinen Höhepunkt überschritten habe. Von der Berechtigung und Richtigkeit dieses Urtheils konnte sich überzeugen, wer am Sonnabend den 28. October „Arme Maria,“ welches Stück gleichfalls am Stuttgarter Hoftheater seine Erstaufführung erlebte, gesehen hat. Dieses neue fünfaktige Schauspiel reicht an „Alexandra“ oder „Eva“ lange nicht mehr heran. Freilich ein echt Böh'sches Stück bleibt es trotzdem; denn im Grunde ist es ja immer dasselbe Thema, ob einer oder eine „den Rut zur Sünde hat“ oder nicht.

Wenn man „Echerben“ gesammelt vom müden Manne, ein Buch, das Ende der siebziger Jahre bei Schabelitz in Zürich erschienen ist, gelesen hat, so kennt man ziemlich genau den Ideentreis, in dem sich Böh's Phantasie bewegt, über welchen sie noch nie hinausgekommen ist. „Ein Baustein zu dem heiligen Werke einer menschenwürdigen Menschheit — nein! kein Stein, nichts Ganzes, nur Echerben, aber doch vielleicht gut genug, um als Würfel zu dienen“ — so sagt der müde Mann selbst in einer Vorrede zu dem erwähnten merkwürdigen Buche. — Und aus Echerben setzt sich auch das Milieu dieser „Armen Maria“ zusammen. Zu Monaco lernen wir die ganze Gesellschaft kennen. Die Mutter Marias, ein Weib der gemeinsten Gesinnung, ist eine gewesene Wäscherin aus Korsika. Nur um der Tochter eine ehrliche Zukunft zu sichern, hat der Vater seine Konkubine zur Marchesa Campobasso gemacht. Das geadelte Wäscherweib ruiniert zum Dank dafür Berühmten und Ehre ihres Gatten, und nachdem dieser durch Selbstmord geendet hat, verbringt sie ihr Dasein mit ihrer schönen Tochter Maria in Monaco und in Rom. Die sinnbefrickende Schönheit Marias soll den betrangenen Verhältnissen wieder aufhelfen: Dafür versteht die Marchesa ihre Brillanten, um den Erlös bei Rouge et noire zu verspielen, dafür borgt sie immer und immer wieder den Cavaliere Vincenzo Lombardi an, um auf ihre Kummern zu setzen und alles zu verlieren. Außer Kummern hat sie nur noch ein Ideal: „Maccaroni in Tomatenjauce und Hammelbraten.“ — Eines schönen Tages nun borgt der Cavaliere nicht mehr, keine tausend Franks, keine fünfhundert, keine dreihundert, nicht einmal fünf Franks — bis die schöne Maria die Gattin Don Camillos, des reichen Fürsten von Fano, sein wird. Denn der Cavaliere und Graf Vogny brauchen hundertdreißig Millionen Franks für die Gründung der Bank von Savoyen, vor allem aber brauchen sie als Lockvogel einen soliden Namen von hohem Ansehen und altem Geschlecht. Dazu eignet sich keiner besser als der Fürst von Fano. Dieser ist wahnsinnig in Maria verliebt. Maria selbst steht unter dem verderblichen Einfluß ihrer Mutter: Die hat sich ja ruiniert für sie, und so wird wohl die dankbare Tochter auch etwas für die Mutter thun müssen. Hat sie dem Fürsten ihre Hand gereicht, dann wird man ihr keine Ruhe lassen, bis sie den Gemahl bewogen haben wird, seinen Namen zu dem schwindelhaften Unternehmen herzugeben. Dem um ihre Hand anhaltenden Fürsten eröffnet Maria alles, ihre niedrige Geburt, den Ruin ihres Namens und ihres Vermögens, und daß sie auch ihn ruinieren werde, ruinieren müsse; denn ihre Sehnsucht nach Reichtum und Glanz werde grenzenlose Anforderungen stellen. Wenn er jetzt noch ihre Hand

wolle, so möge er in einem Monat nach Rom kommen. — Dort verkehrt sie unterdessen viel mit Enrico Rocca, einem jungen Maler, den sie in Ronaco kennen gelernt hat und dem ihre Liebe gehört. Von ihm läßt sie sich die Schätze der ewigen Stadt zeigen und hört ihm gerne zu, wenn er von den Schönheiten der irdischen und der himmlischen Liebe zu ihr plaudert. In dem Tage nun, an welchem Camillo kommen wird, erklärt ihr Enrico seine Liebe. Jetzt bricht für einen Moment die ganze Leidenschaft eines liebenden Weibes in ihr los, sie will Armut und Entbehrung tragen mit dem heiß geliebten Künstler; aber dem dämonischen Einfluß ihrer Mutter, welche sie ruft, um ihr ihren Entschluß kundzutun, gelingt es, die jauchzende, frohlockende Sprache ihrer Liebe zum Schweigen zu bringen. Glänzender Reichtum, fürstlicher Luxus winken ihr aus der zukünftigen Ehe mit Camillo, und dies Bild siegt über die Ballung ihres liebenden Herzens: sie ruft Enrico wieder und erklärt ihm, daß sie verlobt sei. Er ist empört darüber, daß sie trotz dieses Umstands sein Liebeswerben geduldet und eine Leidenschaft daraus habe werden lassen; er stürmt hinaus, sie zu verachten. Maria aber sinkt am Tische zusammen. Die schwarzen Flechten hängen wir um das marmorblasse Gesicht, da kommt Camillo, so findet er seine Verlobte: „Wer war der blicke junge Mann, der mir da draußen vorüberstürmte?“ — „Das ist der Mann, den ich liebe!“ — Der Vorhang fällt und so beginnt die fürstliche Ehe! —

Bei einer Korsofahrt hat sie Enrico wiedergesehen; starr und unverwandt blieb ihr Auge haften auf einem blassen jungen Mann, der da drüben an eine Säule gelehnt stand. Dieser junge Mann, so erfahren wir von der koketten und intriguanen Diana Linotta, war der junge Maler aus Ronaco, „ein Künstler aus der Provinz oder so etwas,“ fügt die gemeine Marchessa hinzu. Marias Seele leidet fürchtbar, sie sendet dem Geliebten ein Billet, sie muß ihn wiedersehen, ihn wieder sprechen. Den Fürsten empfangt sie kalt, milde und zu erschöpft für all sein Liebeswerben, sie haßt ihn nicht, sie verachtet den Schwächling. Kaum ist er weg, so kommt Enrico, sie fliegen sich in die Arme, und heiße Ghit lobert aus ihren leidenschaftlichen Worten. Er will sie mit sich nehmen, jetzt sogleich, ein Ehrenmann wie der Fürst werde sie freigeben, wenn man offen ihm alles gestehe, aber sie will, sie kann das nicht: sie kann sich damit abfinden, hier im Hause ihres Gatten Enricos Geliebte zu werden, sie hat also den „Mut zur Sünde“, aber der ideale Künstler kann den Mut nicht finden und von neuem geht er von ihr, die er nun für immer verachten wird. Maria aber kann ihm nicht folgen, denn ein Leben ohne Reichtum und Luxus wäre ihr kein Leben mehr. Durch diese Stelle wird Maria unsympathisch, ihre Leidenschaft für Enrico unwahrscheinlich, denn eine Leidenschaft, die in solch stürmischer Stunde noch überiegt, die nicht alles vergessend mit elementarer Ghit sich hingiebt, ist keine Leidenschaft. Sie zieht später die Konsequenz aus ihrem Charakter, beweist aber gerade dadurch, daß in ihr ein Charakter dargesteht ist, in welchem nun eben die Leidenschaft der Liebe nicht auskommen kann. Enrico hat in seiner Kunst Bergeffen und Ruhe gefunden. Durch ein Bild „Arme Maria“ hat er Aufsehen erregt und ist berühmt geworden. Auf einem Ball beim Fürsten — wie kommt er eigentlich nach dem Vorgefallenen dorthin? — giebt er im Beisein Marias den Damen eine Erklärung über sein Bild: „Sie ist eine natürliche Tochter dieses verführerischen Jahrhunderts. Auf der Waise wird sie verachtet, im Palast wird sie verehrt. Rang, Reichtum, Glanz, Genuß, ihre unsterbliche Seele gäbe sie dafür hin, wie viel mehr sich selbst! Aber sie hat keine Seele, denn Seele ist Leben, und Leben ist Liebe, und sie kann nicht lieben. Sie lebt so weiter bis die Stunde kommt, wo sie möchte ihr Herzblut überfließen lassen, um ihre brennenden dürstenden Lippen an einem himmlischen Tropfen zu kühlen. Die göttliche Ghesalt der Liebe selbst streckte beide Arme aus nach ihr, um sie zu umfassen

und an ihr Herz zu ziehen. Sie aber stieß die Himmlische aus ihrem Wege und sah nicht zurück. Das, wofür andere ein Martyrium auf sich nehmen würden, trat sie mit Füßen. Das ist eine Schuld und jede Schuld, wird schon auf Erden gebüßt." — Durch diese Erzählung wird Lucia, die einstige Blumenverkäuferin aus Nizza, zu Neue und Umkehr belehrt. Lucia ist das Weib mit den roten Haaren, das nie fehlen darf, wenn Richard Boh ein Stück schreibt. Sie liebte bisher das Geld, das rollende glühende Geld über alles, und so ruiniert sie — es ruiniert eben alles im Stück — was ihr in den Weg kommt. Das erste Opfer, ein junger Student, hat sich in Monaco erschossen. Von dort aus ist sie mit dem Cavaliere nach Rom gekommen und könnte jetzt die ganze Band von Savoyen kompromittieren. Die römische jeunesse dorée kennt sie unter dem Namen „Santa Lucia“. Der Maler Rocca aber, in den sie sich plötzlich ebenso leidenschaftlich verliebt wie die Fürstin Maria, nimmt sie aus Mitleid mit sich und läßt sie als Model bei sich wohnen. Maria selbst, deren Stunde nicht mehr lange auf sich warten läßt — der Fürst von Fano ist unterdessen zum Spekulant und Mitglied der Savoyischen Bank heruntergesunken, hat den Trasimener See ausgetrocknet, die Majestäten empfangen und ist Herzog geworden — kommt eines Abends hinaufgestiegen in des Künstlers bescheidene Kammer, in der letzten, tollsten Nacht des Karnevals. In Seide geküßt und schimmernd im Glanz ihrer Brillanten, so wie Enrico die „Arme Maria“ gemalt — sollte sie in den Quirinal fahren, aber es hat sie hinaufgezogen zu dem Gellebten, dem sie auf dem Ball versprochen hat, zu kommen, wenn ihre Stunde da sein werde, „um ihre brennenden, dürstenden Lippen an einem himmlischen Tropfen zu kühlen“. Sie fühlt und erkennt, daß sie, das müde, das selge Weib, dem reinen Künstler Kraft, Würde und Ehre ausaugen würde wie ein Vampyr das Blut — dem Menschen, wie dem Künstler; denn in dürftiger Bescheidenheit hier oben zu leben mit Enrico, der hier sogar glücklich lebt, „denn Arbeit ist Glück“, das könnte sie nicht. Ohne Luxus kann sie nicht leben, so bleibt ihr nur die Konsequenz, überhaupt nicht mehr zu leben, und so hat sie den Tod beschlossen. Aus einer Wasserkaraffe, die auf dem Tisch steht, füllt sie ein Glas, gießt ein rasch wirkendes Gift hinein, und mit den Worten: „Ich bleibe mir selbst getreu!“ sinkt sie sterbend nieder zu den Füßen Enrico's, der vergessen und ihr vergeben hat. Draußen aber rast und tollt der Karneval durch die Gassen, der römische Karneval. — Arme Maria! — —

Scenerie und Regie (Dr. Rajer) verdienten alle Anerkennung, die darstellenden Künstler volles Lob. Luise Dumont flocht sich mit ihrer Maria ein neues bedeutendes Blatt in den schönsten ihrer Vorbeertränze. —

Das Publikum (darunter auch Oskar Blumenthal vom Lessingtheater) war zahlreich erschienen; denn eine Premiere ist hier eine Seltenheit. Es wurde geklatscht, laut und viel geklatscht. Hoffentlich gehörte der Beifall mehr den Künstlern als dem Stück selbst. Denn dies ist voll Scherben, voll häßlicher Scherben, und Scherben, das sagte der müde Mann selbst, gehören in den Kehricht.



Kritik.

Romane und Novellen.

Wenn einmal die Welt der Leser den gleichen Eifer in der Konsumtion entwickelt, der die Welt der Schreiber in der Produktion auszeichnet, dann bricht das goldene Zeitalter für das deutsche Schrifttum an. Wir notieren folgende neue Werte und behalten uns vor, auf das eine oder andere ausführlicher zurückzukommen:

Magmillian von Rosenbergl Aufschwankendem Boden. Elberfeld, S. Lucad. 478 S. (Eine Erstlingsarbeit. Episch dreite Behaglichkeit, die zuweilen schwer auf dem Leser lastet. Wenig stilistische Originalität. Viel Phantasie im Fabulieren.)

John Henry Kaday: Die Anarchisten. Berlin, Magasin für Volkslitteratur F. Hartisch & Co. 285 S. Preis 2 M. (Vollkaussgabe. Mit einem Vorwort und dem Bilde des Verfassers. Dem Vorwort voran steht ein kurzer Abriss des Lebens und Schaffens Kadays. Das Vorwort ist in der präziösen, manirierten Art, die sich mit gesundem, nativem Volksschriftstellertum am wenigsten verträgt. Einige Abschnitte wirken in ihrer, dem späteren Nipsche abgelauchten Propheetensfeierlichkeit geradezu komisch. Die eingestreute politische Weisheit ist wenig wert. Das Buch selbst, als Kunstwerk, ist eine bedeutende Leistung.)

Clara Eysell: Aus der Art geschlagen. Leipzig, W. Friedrich. 180 S. (Als Erstlingswerk Erweis hervorragender Begabung, echten Künstertums.)

Sophie v. Rhuenberg: Plein air. Hamburg, R. Kioß. 189 S. (Clara Eysell und Sophie v. Rhuenberg zählen fortan zu unseren besten jüngeren Novellendichterinnen. Eine wie die andere von prachtvoller innerer Unabhängigkeit. Ihre Art, an das Problem heranzukommen, ist von frühlicher Kühnheit. Modern, frisch, gar

nicht hysterisch. Man sieht, Talent ver trägt sich ausgezeichnet mit Gesundheit.)

Franz Wolff: Weiße Blätter. Novellen. Mit Randzeichnungen von Leopold Burger. Leipzig, Oswald Ruge. 183 S. (Der botanische Titel ist wörtlich zu nehmen insofern, als der Verfasser in spielerischer Laune seinen fünf Geschichten Blattnamen gab: Eichenblatt, Lindenblatt, Klaglenblatt usw. Das schmeckt ein wenig nach Dilettantismus und alter Mode. Der Verfasser hat aber schon als Dramatiker und Lyriker Proben ernsthaften Kunsttalents abgelegt. Auch als Novellist verdient er mit Auszeichnung genannt zu werden.)

K. von Persall: Sein Dämon. Roman. Berlin W. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 348 S.

Karl von Persall: Verlorenes Eden — Heiliger Orak. Roman in 3 Bänden. Kdin und Leipzig, Albert Rhu. 263, 274 und 250 S. (Die Brüder aus dem altbayerischen Freiherrngeschlecht derer von Persall tragen als Berufsgenossen ungleiche Kappen und unter den Kappen ungleichwertige Künstlerköpfe. Der Anton von Persall, einst an der Seite seiner Gattin, der Tragödin Magda Trischl, romantischer Weltfahrer, haust jetzt im eigenen Heim am Schillersee, ein strammer Jäger und emsiger Gartenlauben-Erzähler. Der Karl von Persall ist der bekannte grämliche Tyrann und Naturalistenfresser in der Stadt des Königschen Wassers und der Königschen Zeitung. Ich ziehe das Wasser vor. Aber da steckt in dem Karl ein Künstler, der vom Naturalistenfressen nicht satt, geschweige fett wird — und das ist „der Andere“, der sich von Zeit zu Zeit von dem grämlichen Feuilleton-Tyrannen trennt und hinter dessen Rücken ganz sanft, blutvolle, kraftstropfende Romane schreibt. Als Künstler ist der Karl dem Anton weit überlegen, als Mensch von

Gemüt und urbaner Lebensart wird er ihn kaum jemals erreichen. Anton schreibt wie er Genssen jagt und mit Jagdgenossen verkehrt, sprunghaft, undekümmert um Schick und Brauch pedantischer Kunstüberlieferungen, zuweilen mit einem wahren Hohn auf alle Grammatik, wie sie die fleißigen Leute in den Schulen der Ebene lernen; Karl dagegen haßt alles ästhetische Jägerlatein, er stilisiert und frisirt seine Prosa mit äußerster Sorgfalt, demüht sich aber dennoch, so viel Natur und Ursprünglichkeit zu retten, als ihm „der Andere“, der vom Feuilleton, gestattet. Sein oben angezeigter Roman ist mit seinem Widnis geschmückt, einer vorzüglichen Radierung von H. Kampf. Etwas zum Enttäuseln für Gesichtsforscher.)

Hans Land: Die Richterin. Ein moderner Roman. Berlin, Arthur Löwy. 282 S. (Warum ausdrücklich „moderner“ Roman? Wäre der Verfasser imstande, auch einen unmodernen zu schreiben? Handelt er nicht aus einer zwingenden Notwendigkeit seines künstlerischen Temperaments, so zu schreiben wie er schreibt? Wie seine früheren Berliner Sittensbilder ist auch das vorliegende scharf in den Konturen und spröde in den Farben, dabei ein wenig allzumerklich konstruiert, der moralischen Tendenz zulieb. Die Richterin muß richten, das ist klar, aber man könnte sie das eben so nachdrücklich vollbringen lassen, ohne das Banner des Korallismus mit Geräusch zu entrollen.)

Robert Schessler: Königliches Elend. Budapest, G. Grimm. 254 S. (Kunstwert dieser Historie aus den Gemächern eines Königs Hofes Halb-Miens, will sagen Carmen Silvas? sagt Kull. Aber es ist eine unterhaltende und belehrsame Geschichte, elegant und diplomatisch raffiniert geschrieben, wie die Geheimkretäre hoher Damen zuweilen zu schreiben verstehen.)

Arne Gardorg: Frieden. Berlin, S. Fischer. 328 S. (Gardorg ist ein echter Germane und wenn ihm Marie

Herzfeld mit ihrer feinen, latwollen Übersetzungskunst hilft, ein vollendeter Deutscher. Mit diesem Friedensbuche besigt unsere streitbare deutsche Literatur ein modernes Meisterwerk mehr.)

Jola: Doktor Paskal. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 280 und 310 S. (Mögen sich Hinz und Kunz auf den Kopf stellen, in dieser Gestalt ist Jola der Ersten einer in moderner Literatur, und er kann mit Ehren neben den Größten unserer vaterländischen Schreibergunst sich setzen lassen.)

August Strindberg: Beichte eines Thoren. (Eine konfisierte Geschichte, auf die wir nächstens zurückkommen.)

R. G. Conrad: Die Beichte des Narren. (Drittes Stück der Serie „Was die Isar rauscht“.) R. G. Conrad.

Julius Hart: Sehnsucht. (Berlin, S. Fischer.)

Philipp Langmann: Arbeiter-
leden! (Leipzig, W. Friedrich.)

Wilhelm Wallis: Menschen und
Schicksale. (München, R. Poehl.)

Hans v. Bawadow: Ein Testa-
ment. (München, R. Poehl.)

Anna Croissant: Gedichte in
Prosa. (München, Dr. E. Albert u. Co.)

Ja, und da meckert die ästhetische Zahnlosigkeit auch schon wieder von dem marasmus senilis, an dem sogar unsere neueste deutsche Erzählungskunst leiden soll! Und daß bei uns eine gräßliche Armut an Erfindung und Ideen herrsche! Daß uns das dreimal gebenedeite Ausland in literarisch-künstlerischer Beziehung überlegen sei! Wie Figura zeigt, kommen in unserer allerneuesten Dichtung auf ein Weid immer noch vier Männer, vier sehr interessante und sehr unterschiedliche Männer — und das Weid könnte Wunder erleben, wenn man's der Reihe nach mit diesen vier Männern verheiratete. Julius Hart und Anna Croissant gäbe eine sehr viel versprechende Mischung: eine neue Spielart von Hysterie, wie sie selbst unsere glücklichsten Sonderlings-Erfinder und Originalitätenjäger verblüffen müßte.

Von den drei übrigen Männern wären Wallis und v. Bafedow auch nicht übel, um pilante Paarung mit der Kollegin einzugehen. Die Temperamente, Vortragswesen, Stoffwahlen — alles ließe überraschende Mischungsergebnisse erwarten. Philipp Langmann, als Debütant, zeigt merkwürdig schroffe Selbständigkeit. Anna Croissant ist plötzlich sehr fruchtbar geworden. Warten wir ab, wie sich nach diesen schnellen Versuchen ihre Art befestigt. In ihren sogenannten Gedichten in Prosa ist viel halbwahnsinniges Zeug, zusammengeselen, nachempfinden, nachgeahmt und mit eigenem glitzerigen Quark verlegt, daß einem der Kopf weh thut. Daneben viel pseudomoderne, hyperromantische Phrasenfloßkelei. Einzelne Anläufe zu Gedankengestaltung, zu philosophisch-symbolistischer Lyrik sind kläglich gescheitert. Das ist nicht künstlerische Gedankendichtung, das ist weltliche Gehirn-anale. Einen starken künstlerischen Fortschritt weist Bafedow's Lebensdichtung auf, wenngleich er noch durch schweigerische Leidenschaftsergüsse gerade in solchen Momenten rückfällig wird, die strengstes Wahhalten fordern. Tabellos ist in dieser Hinsicht Wilhelm Wallis. Er hat sich offenbar vollkommen in der Gewalt. Seine Arbeiten verdanken dieser überlegamen Selbstbeherrschung eine effektvolle Gedrangtheit und Knappheit. Bei Julius Hart hat man den Eindruck, daß er nicht von einem wirklichen Lebensvorgang, sondern von einem ausgetstelteten Problem zu dichterischen Hochflügen angereizt wird. Der stärkste Realist ist Philipp Langmann.

XYZ.

Es fiel ein Reiz . . . ! Von W. Walloth. — Walloth ist in einer Umwandlung begriffen. Es kann sein, daß er aus derselben frühe wieder zurücktritt, — denn die ersten Symptome sind seiner Natur, und Walloth besitzt wenig Elan, — es kann aber auch eine neue Epoche in seiner Entwicklung bedeuten. In diesem Falle wird er sein folgendes Werk ent-

schieden als ein Stärkerer schreiben. Vor allem befindet sich der naive Künstler unter Einbuße einiger künstlerischer Werte auf der Bahn zum mehr intellektuellen Ausdruck, der den beiden Novellen etwas eigenartig Dispositionshafte giebt, etwas von den inneren Denkvorgängen eines, der noch nicht zu sprechen wagt. Vor allem zeigt sich der Schritt nach der psycho-kritischen Auffassung in einer schärferen Problembehandlung, die die zahllosen kleinen Künstlerabzweigungen der früheren Romane bedeutend reduziert und stizzenhaft knapp mehr auf das Ende zubrängt. Die alte Vollendung der psychischen Darstellung zeigt sich wieder in dem Fehlen jedes eigentlichen Thatfachenapparats, der durch die Zeichnung fortwährend neuer bedeutsamer Stimmungsschwankungen ersetzt ist. Dabei etne Menge neuer, aber mehr begrifflich geprägter Beobachtungen, zum Teil in der Form abgeschlossener Thatfachen der Seelenforschung. Walloth's Ausgabe ist zunächst, dieses Neue mehr mit der künstlerischen Form zu vermitteln, als es in dem neuen Buch geschehen ist.

Ein Symptom für den veränderten Walloth ist unter anderem das Fehlen jener lyrischen innigen Farbenstimmungen, die vor allen Dingen ein Anlaß gewesen wären, das Buch den Namen von G. Ludwig zu weihen: er war der einzige, der in der nervösen Zartheit dieser Schilderungen mit Walloth hätte konkurrieren können.

Cronberger.

Arthur Japp, Der Ibsenbund. (Berlin, Verlag von Carl Georgi, 1893.)

Das ist ein launiges Buch, mehr eine Poffe in Erzählungsform als eine Novelle. Logik und Psychologie werden resolut in den Sand gesetzt, wenn's nur recht hübsch und interessant wird. Zwei kleine Weiblein werden rappelköpfig, eine junge Frau und eine Braut. Die eine bekommt den Noraraptus; sie will nicht mehr Puppe, nein Arbeitsgenossin ihres Mannes sein. Die andre begeistert sich an Björnsons Svava und verlangt, daß ihr Bräutigam lämmchen-

rein ins Brautbett steige. Daraus ergeben sich Verwicklungen, aber am Ende wird alles gut. Zum Überflus heiratet ein Apostel norwegischer Litteratur schönen Weibes wegen eine alte Jungfer. Und die Moral von der Geschichte ist natürlich: was die Ibsen und Björnson in ihren Dramen vordekamirt haben, das ist alles sauler Zauber; „schön sein ist die natürliche Aufgabe der Frau“. — Das Buch ist allen deutschen Pessimisten, die sich ein billiges Spähchen leisten wollen, angelegentlich zu empfehlen. 's ist jammer-schade, daß Japp aus dem Stoffe nicht mehr gemacht hat. Er nimmt unreife Begeisterung dummer Provinzialgändchen ernst und verdickt dadurch das Spiel. Mit weniger Geist konnten die beiden Norweger kaum angegriffen werden.

G. Morgenstern.

John Henry Mackay, Die letzte Pflicht. Eine Geschichte ohne Handlung. (Berlin, S. Fischer. 1893.)

Auf ein paar Seiten eine einfache, unscheinbare Geschichte. Ein simpler Schulmeister fährt nach Berlin und begräbt dort den Freund seiner Studentenzzeit. Aber wie ist das erzählt! Wie wird diese verdrückte, verschüchterte Schulmeisterexistenz klar hingestellt; jeder Zug ist echt und die vielen Einzelheiten ordnen sich zum Ganzen. Meisterhaft sind für jede einzelne Situation gerade die markanten Züge ausgewählt. die auf einmal über das Ganze Licht verbreiten; die Kunst versteht viele nicht, die vor lauter Begierde, ihre kleinen Beobachtungen an den Mann zu bringen, gar nicht wissen, wie sie damit um sich werfen sollen. Auf einzelne Scenen hinzuweisen, hat hier keinen Sinn. Wo anfangen, wo aufhören! Das kleine Buch ist in seiner Art ein Meisterwerk. G. Morgenstern.

Lyrik.

Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. (Leipzig, D. R. Reichland. 100 S.)

Groß wird das Publikum nicht sein, zu dem diese Dichtung spricht. Und sowohl unter den Alten wie unter den Jungen wird es nicht allzu viele geben, die sich Zeit nehmen, das still Verwandte zu suchen und zu genießen, das sich in diesem vornehmen Werke zu dem Geiste findet, der gleicherweise unter Alten und Jungen Vertreter hat. Denn das Tiefenste, Weltanschauliche und Lebenerbauliche ist kein schnell sich Aufdrängendes oder freundlich Verführendes in einer Zeit, die sich in Extremen überstürzt und in tollkühnem Modewechsel für alle feineren Reize des Gemütslebens abstumpft. Aber wenn sich ein Auserwählter an die Auserwählten wendet, feiert die Poesie immer ein hohes Fest, unbedünmert um die Zahl der Gäste. „Lebe!“ von Ferdinand Avenarius ist ein solches Festtagswerk, in welchem alles zusammenklingt, vom schlichten Lied bis zum schwungvollen Hymnus, von der schmerzlichen Klage bis zum jauchzenden Psalm — alles, was ein Gott zum Erleiden und Erleben in eines starken Menschen Brust zusammengedrückt. Ein Buch der Erlösung ist diese christliche Dichtung, ein Heilandsgeheimnis an die Mühseligen und Beladenen. Und in der neueren deutschen Lyrik wird es leuchten in reinem Geistesglanze, der nicht zu trüben ist.

M. G. C.

F. Brunold's Gedichte. Dritte Auflage. Zürich u. Stuttgart, Schröder & Meyer. 302 S.

Niemand zu kränken, genügt ein einfacher Hinweis: Über ein halbes Hundert dieser „Gedichte“ wird gesungen, soweit die deutsche Zunge klingt, vielleicht auch tie und da in welschen Zungen. Mehrere dieser Lieder wurden von drei bis fünf Komponisten zugleich in Musik gesetzt. Ob Brunold zu den Alt- oder Reutönern gehört, ist bloß für die Litteraturforschreiber eine weltbewegende Frage. Brunold gehört zu den Dichtern, die nicht Kunstgigerin und Modesezer, sondern Sänger sind. Und das ist jedenfalls nicht die schlechteste Sorte. Daß er dabei rüstig in

die Aetziger hineingewachsen und in seiner Ufermark ein ehr- und friedsam Leben führt, das werden ihm nicht einmal die grünen Regensenten auf dem Asphalt-pflaster der modernen Weltstädte als belastendes Moment für seine Dichterlaufbahn aufzumuhlen wagen. Wie jung und frisch und liebenswürdig ist dieser Sängergreis! Wie alt und schlaff und widerwärtig sind zuweilen die Lyriknaben trotz ihrer anderthalb neuen Töne! C.

J. L. Windholz: Fragmente. Zürich, Verlags-Magazin. 64 S.

Hermann Hango: Neue Gedichte. Wien, N. Hartleben. 222 S.

Gustav Adolf Erdmann: Sempach. Ein schweizer Freiheitslied. Wittenberg, G. Herrosé. 151 S.

Heinrich Stämcke: Präludien. München, Dr. E. Albert & Co. 91 S.

Heinrich v. Keder: Soldatenlieder von drei deutschen Offizieren. Augsburg, M. Liebert. 235 S.

Franz Wolff: Neue Gedichte. Leipzig, D. Neube. 111 S.

Wir behalten uns vor, auf diese Werke zurückzukommen.

Moderner Rufes-Almanach auf das Jahr 1894. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. Ein Jahrbuch deutscher Kunst. Zweiter Jahrgang. München, Dr. E. Albert & Co. 316 S. Preis M. 7.—.

An Umfang etwas geringer, an künstlerischem Schmutz reicher als der erste Jahrgang, im Inhalt wohl auf gleicher Höhe, wird auch dieses neue Sammelbuch, wie sein Vorgänger, zu einem Stein des Anstoßes und zu einem dauernden Ärgernis für viele werden. Vielleicht auch für manche Mitarbeiter, wenn sie über das beige-steuerte Dokument ihres dichterischen Könnens nicht hinauszukommen vermögen mit Humor und anerkannt stärkeren und reiferen Leistungen. In jedem Falle sind diese Jahrbücher für die poetische und künstlerische Abschätzung der Gegenwart von hohem Werte — und nicht geringer wird

ihr Wert sein in der Zukunft, wenn im Laufe der Entwicklung eine Reihe der hier zusammengestellten Talent- und Geschmacksproben sich zu den seltensten Curiositäten für die Nachlebenden auswächst. Einige neue Namen von Bedeutung fallen in diesem zweiten Jahrgang angenehm auf, während andere, wie Gerhart Hauptmann, Felix Holländer, Wilhelm von Bohlenz, v. Empteda usw., noch immer ungern vermisst werden. Darüber dürfte man wohl mit dem verdienstlichen Herausgeber auch noch ein Wörtchen reden, ob es keine sicheren Kennzeichen und Mittel gäbe, öde Nachahmer- und Kitsch-Waren von den ursprünglichen und ernstesten Arbeiten zu unterscheiden und auszuschließen. Wie man nicht bloß durch den Geburtschein zu einem jungen Künstler wird, so dürfte es auch nicht genügen, ein paar haarsträubende Extravaganzen oder technische Albernheiten nachzuahmen, um als Moderner zu gelten.

M. G. C.

Niejsche meint irgendwo, daß zum richtigen, starken Dramatiker auch immer ein mehr oder weniger bössartiger Charakter gehöre. Das ist sehr glaubwürdig. Man kann's ja schon an den Lyrikern merken, daß sich mit wahrhafter Begabung oft eine unermüdlische Bosheit des Herzens verbindet. Meist jene Bosheit, die Fallstricke legt, darin sich unschuldige Kritiker fangen. Man staunt geradezu, was sich auf dem scheinbar so harmlosen Gebiete der Lyrik für schlimme Dinge für den berufsmäßigen Kritiker ereignen können, dank der Herzlosigkeit der Lyriker. Da ist z. B. ein gewisser Lyriker Heinrich von Keder. Ein Mann schon hoch in Jahren, bayerischer Artillerieoffizier, Oberst a. D., in allen Künsten wohl geübt, Verfasser der weltbekanntesten Bücher „Der Bayerwald“, „Botans Heer“, „Federzeichnungen“, „Soldatenlieder“, „Rotes und blaues Blut“ usw., seit Jahrzehnten glänzend regiert in den größten Zeitungen des In- und Auslandes. Aber das nützt alles nichts, der Mann kann als hervorragender Lyriker seine böse

Natur nicht verleugnen, er muß den gelegendsten Familienblatt, Kritikern Fallstricke legen. Das ist wie bei der Kasse die ja bekanntlich auch das süde Raujen nicht lassen kann. Und die Käufe mögen sich noch so vorsichtig anstellen, einmal müssen sie doch daran glauben. Und die Kritiker, mögen sie sich nur ein klein wenig mausig machen, schwapp, sind sie geliefert. Da hilft kein Tiereschutzverein, keine Kritikerschutztruppe, keine Verschwörung, keine Unfallversicherung.

Neulich erst haben wir einen solchen traurigen Fall aus Straßburg im Elß zu berichten gehabt, heute appelliert Kostod in Mecklenburg an unser Mitleid. Wie in Straßburg „Jung-Deutschland und Jung-Elß“, so erscheint in Kostod ein Blatt „Die Zerstreung“, das sich wie jenes in Sehnsucht nach dem weitesten Leserkreis verzehrt. Und wieder ist's Heinrich von Roder, der Lyriker, der mit seinem neuesten Werk „Lyrisches Skizzenbuch“ (München, Dr. E. Alder & Co.) das Unheil angestiftet und den schuld- und ahnungslosen Kritiker, den reinsten aller Thoren, dem Fluche der Lächerlichkeit überantwortet hat. Unter der Suggestion des boshaften Dichters mußte nämlich der Ärmste schreiben: — „Ein so langweiliges, inhaltloses Buch haben wir lange nicht gelesen.“ Die zweihundert dreistrophigen Lieder . . . tragen fast ausnahmslos den Stempel der Anfängerschaft und sind zum größten Teile Augenblicksbilder ohne jeden Gedankeninhalt. Wir begreifen nicht, wie die Verlagsbehandlung an einem solchen Nachwerke so viel Papier verschwendend kann . . .“

Also selbst mit dem Papier hat der Edle Erbarmen! Nur er selbst findet keins. Es sollte mich nicht wundern, wenn dieser unverantwortlich schlecht behandelte Mann eines Tages die Lyriker so satt bekäme,

daß er die Kritik an den Nagel hängte und sich dazu.

Der Kritiker-Selbstmord würde schließlich auch die Lyriker bezimieren, denn da sie sich um den vorzüglichsten Part ihres boshaften Vergnügensgedrachts, könnte ihnen das Dichten selbst bald keinen Spaß mehr machen. Eine Selbstmord-Epidemie unter den deutschen Kritikern wäre somit der Anfang vom Ende unserer waterländischen Dichtkunst. Es ist gar nicht auszuwenden, was bei der bösen Natur unserer Vyraschläger alles auf dem Spiele steht. Allerdings haben die Zeiten eine gewisse Milderung der Sitte herbeigeführt. Goethe z. B. durfte noch ungestraft öffentlich zum Regentent-Totschlag auffordern: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Regent.“ Heute betreibt man die Sache subtiler. Man verfährt die Kritiker, Hand an sich selbst zu legen und an ihrer eigenen Lächerlichkeit und Verzweiflung zugrund zu gehen. Ist das aber für den Menschenfreund etwa ein weniger schreckliches Schauspiel? Ich verhülle mein Haupt — Heinrich, mir graut vor dir.

M. G. C.

Der hervorragende deutsch-amerikanische Dichter und Journalist Konrad Wies in New-York bespricht in einem längeren Aufsätze Wilhelm Arens' neueste lyrische Sammlung „Irrflammen. Stimmungskervoskömen, lyrische Sensationen und Tagebuchblätter“ (München, R. Poeschl) und läßt dabei durchblicken, daß Arent gerade von jenen kritischen Stegreifrittern am schlimmsten beurteilt werde, die ihn früher am ergiebigsten anpumpten. Will diese Auffassung des Zusammenhangs zwischen Arens' Lyrik und dem Pumpgenie seiner Kritiker in weiteren Kreisen, so ist es eine gefährliche Sache, Arens' Ruje unter die kritische Lupe zu nehmen. Lodi man, so kann's heißen: Der ist bezahlt; tabelt man: Er hat gepumpt. Wir haben zwar in diesem Punkt ein absolut reines Gewissen, aber Vorsicht ist des Mutes bester Teil, und so gönnen wir diesmal gern einem anderen das Wort. Herr

*) Nicht gelesen — doch kritisiert. denn zum Lesen läßt das Kritiker keine Zeit.

A. J. Nordtmann schreibt in den Münchener Neuellen Nachrichten — die bekanntlich trotz ihrer tiefen Freundschaft mit der malerischen Moderne der literarischen Moderne wenig grün sind — folgenden kritischen Erguß über Arents „Jrftammen“:

„Ein kleines Bändchen, das der Leser mit größerem Behagen in die Hand nehmen würde, wenn er nicht durch die Titelerläuterung „Stimmungs - Nervositäten“, die auf bekannte künstlerische Verkürzungen des Naturalismus schließen lassen, zum Schaden des Dichters Iopfscheu gemacht würde. Und Arent ist eine viel zu echte, geniale Dichternatur, als daß er nötig hätte, wie die vielen unreifen Köpfe, die sich an den Mantel der „Moderne“ anhängen, mit körperlichen Zuständen zu tolettieren, die in die Kompetenz der Medizin und nicht der Poesie fallen. Tatsächlich ist nichts in den Gedichten, was die Annahme rechtfertigen könnte, ihre oft melancholische Stimmung entspringe körperlicher Depression und nicht der allein legitimen Mutter echter Poesie, tiefgründigem Seelenschmerz. Lasse sich doch Arent nicht ohne Not von dem läppischen Geschrei der naturalistischen Ästhetik zu Fiktionen verleiten, deren er nicht bedarf! In den „Jrftammen“ leuchtet so viel Gold naturwahrer dichterischer Intuition, daß die naturfalschen Herrbilder, die man uns so gern dafür verlaufen möchte, daneben arg verblässen. Die zahlreichen, beinahe durchgängig von dünnen Nebelschleiern der Melancholie überwallten Natur- und Stimmungsbilder dieser Sammlung bilden ihren schönsten und anziehendsten Teil; die Gedichte, in denen heiße Leidenschaft gährt, obwohl keineswegs mittelmäßig, machen nicht durchweg den Eindruck des Erlebten und stehen zurück hinter anderen, wo nach Arents schönem und treffendem Ausdruck „Der Leidenschaften Kofse am Bügel“ gehalten sind“.

Wir bemerken, daß A. J. Nordtmann, Redaktionsmitglied der „N. N. N.“, seinen Namen nicht unter die Kritik gesetzt. Aber wir erraten mit Sicherheit seine Urheber-

schaft aus der ihm zur zweiten Natur gewordenen Manier, bei jeder Gelegenheit, zur Zeit und Unzeit, dem Naturalismus, Realismus, der Moderne oder unter welchem Namen sonst die neue Bewegung in der Dichtung zutage tritt, eins aufzumachen. Daß er W. Arent trotzdem so innig bewundernd an seine antinaturalistische Brust drückt, ist ein angenehmer Ausnahmesfall. Wir wollen nicht verschweigen, daß wir diesmal so glücklich sind, Nordtmanns Gefühle teilen zu können.

Jabian Sebastian.

Marja Janitschek: Gesammelte Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die Gedichte Marja Janitscheks marschieren in der Regel in reimlosen schweren Versen an, und der schweren Form entspricht der legendenhafte, nachdenkliche Stoff. Einer zweiten Auflage brauchen nicht viele Worte auf den Weg gegeben zu werden und zumal dieser nicht, da die Gedichte bekannt und geschätzt genug sind. Schlimm ist es immer bei Gedichten im Prophetentone, daß diese Menschen der Meinung sind, es entsprechen den hohen Worten nicht immer der Inhalt. Die zweite Auflage ist vermehrt (z. B. um das prächtige „Die Toten freuen sich“). Die dritte wird hoffentlich etwas lastriert; es könnten bequem ein halb Duzend Nummern wegbleiben, die dazu verleiten, das alte Lilal von den freisenden Bergen zu wiederholen. G. Morgenstern.

Funken. Gedichte von Konrad Nied. (Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Könige. 1891.)

Das Buch hat keinen einheitlichen Stil. Es enthält offenbar Gedichte aus frühester wie spätester Zeit. Alte Töne stehen neben neuen. Das schwächt den Eindruck des Ganzen. Aber je weiter man vorwärts liest, um so lieber wird einem der Verfasser. Auch in der septen Hälfte des Buches hält die Form mit dem Stoffe nicht immer gleichen Schritt; dafür geht durch die Lieder

der Atem der Zeit. Eine glühende Freiheitsbegeisterung, eine Zukunftsicherheit findet ja bereiten Ausdruck, daß man von ihrer Ehrlichkeit völlig überzeugt wird. Braucht's da noch weiterer Empfehlung? W. Morgenstern.

Sozialpolitische Schriften.

Kauter: Gemeinsames Programm der Deutschen. Berlin, H. Walthers. 55 S. Preis Mk. 1,20.

Jchenhäuser: Reformarbeit an den Börsenauswüchsen. Jittau, K. Haake. 46 S. Preis Mk. 0,80.

Bacher: Arbeiterbewegung und Sozialreform in Deutschland. Berlin, R. Heymann. 26 S. Preis Mk. 0,50.

Dersel: Landläufige Irrtümer über Sozialismus. Aus dem Englischen übersetzt von Ferdinand Heigl. Bamberg, Handelsdruckerei. 45 S. Preis Mk. 0,60.

Schlies: Der Friede in Europa. Leipzig, Zeit u. Komp. 511 S. Preis Mk. 10,—.

Sämtliche Schriften verdienen nicht bloß zur Privatlektüre, sondern auch zur eifrigen Benützung in den Debattierclubs der politischen Gesellschaften bestens empfohlen zu werden. Namentlich die letzte Schrift, auf die wir noch zurückkommen werden, bietet schon in ihrem Umfange und der angenehmen und erschöpfenden Darstellung schwieriger Fragen eine unschätzbare Kistkammer für den sachlich besonnenen Politiker, der sich zu erspriehlicher Agitation mit zuverlässigen Waffen versehen will. Von den 15 Abschnitten seien folgende als besonders beachtenswert hervorgehoben: Der Krieg als „Element der göttlichen Weltordnung“ — Die Diplomatie und der Friede — Schiedsgerichte, Staatenkonferenzen und Völkergerichtshof — Die Neutralisierung der europäischen Meere und Meerengen — Staatensystem und Kolonialpolitik — Abrüstung. Ein Meisterbuch! C.

Vermischte Schriften.

Heinz Starckenburg: Das sexuelle Elend der aberen Stände. Ein Ratsschrei an die Öffentlichkeit. Leipzig, W. Friedrich. 139 S.

Warum der Verfasser auf S. 117 die „Wadernen“ antrempelt und insandberheit unser Preisausschreiben, Klassenverbesserung betreffend, mit einem „daß dich der Fuchs!“ beehrt? Weil ihm in seinem heiligen Eifer der Gaul durchgegangen. Sein Ratsschrei ist ein Jugendschrei, ein feuriger Hengstschrei. Andere haben schon vor ihm geschrien, andere werden nach ihm schreien, mehr oder weniger ähnlich. Indem wir dies feststellen, setzen wir uns zwar aufs neue der Gefahr aus, von dem Verfasser der Phylisterie geziehen zu werden. Wir fügen aber gleichmütigst bei: Schreien und Schimpfen thut's nicht in der Welt. Nicht einmal der Umsturz thut's. Am wenigsten in sexuellen Dingen. Und am Ende vom Lied pfeift selbst Herr Heinz Starckenburg: „Könnt ihr Hilfe bringen, dann schleunigst ans Werk! Wie ihr sie schaffen wollt, ich weiß es nicht, ich bin mit meinem Latein zu Ende...“ Ja, mein bester Herr, wenn Sie auf S. 123 auf dem letzten Loch pfeifen, ohne auf den vorausgegangenen 122 Seiten auch nur einen einzigen positiven, praktisch möglichen Vorschlag zur Hebung des sexuellen Notstandes zur öffentlichen Diskussion gestellt zu haben, so haben Sie im Grunde doch herzlich wenig geleistet, und das Antrempeln derjenigen, die wie Heinrich Salger und Max Seiling in der „Gesellschaft“ nicht mit Schreien, sondern mit praktischen Vorschlägen an die Öffentlichkeit getreten sind, hat keinerlei Sinn und Berechtigung. Im übrigen und trotzdem: Gut ab! Das Starckenburgsche Buch ist eine wertvolle Waffe im Kampfe gegen die Seuche der Präderte und eleganten Gemeinheit. Wir wünschen ihm die weiteste Verbreitung. M. G. C.

Franz Daffner: Die Voralpen-Pflanzen. Bäume, Sträucher, Kräuter, Arzneipflanzen, Pilze, Kulturpflanzen — alles aufs Beste, Einfachste, Anschaulichste beschrieben, mit Berücksichtigung der verschiedenartigen praktischen Verwertung. Um den Stimmungszug dieser interessanten Schilderungen zu erhöhen, hat der Verfasser, in welchem sich Gelehrter und Volksschriftsteller aufs Glücklichste verschmelzen, alles herangezogen, was in der Litteratur wie in der Tradition des Alpenvolkes an Sagen zu finden war. Der schön gedruckte, 465 Seiten starke Band ist ein Werk zur naturwissenschaftlichen Belehrung wie zur schöngeistigen Erbauung und verdient die weiteste Verbreitung. (Verlag: Leipzig, W. Engelmann.) XYZ.

Zwei ganz vortreffliche Shakespeare-Werke wollen wir kurz anzeigen, mit dem Vorbehalt, sie später an anderer Stelle eingehend zu besprechen:

Shakespeare. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß von Bernhard ten Brink. Mit dem Bildnis des Verfassers, radiert von B. Krauskopf. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg, K. J. Trübner. 160 S. Preis M. 2,—.

Shakespeare's Frauengestalten von Dr. Louis Lewes. Stuttgart, Karl Krabbe. 409 S.

Beide Werke, so fest sie auf strenger Wissenschaft fußen, sind für den weitesten gebildeten Leserkreis bestimmt und haben ihre Wirksamkeit bereits im mündlichen Vortrage erprobt. Die fünf Vorlesungen des berühmten Straßburger Professors wurden im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten, aus dem Lewes'schen Buche wurden zahlreiche Abschnitte vom Verfasser als freie Vorträge in verschiedenen Vereinen gesprochen. C.

„Fort mit der Zensur in der bildenden Kunst!“ Eine Reformschrift gegen das Zurechweisen unserer großen Kunstausstellungen. Künstlern und Kunstfreunden gewidmet von C. B. und H. B. Puffendorf, C. Uitz. 19 S. Preis M. 0,50.

(Es lebe die Anarchie! Denn die Masse besteht aus lauter genialen Individualitäten!! Eine Reform des Zurechweisens thut dringend not, aber keine solche, bei der Kunst und Künstler vom Regen in die Traufe lämen. Als Notwehr aus dem allgemeinen Elend der Zeit und des Elíquendespotismus verdient die Schrift immerhin Beachtung.)

Idens Dramen. Sechzehn Vorlesungen von Dr. Emil Reich, Privatdozent an der Wiener Universität. Dresden, E. Pierson. 288 S. Preis M. 3. (Ein jugendlicher Kraftversuch mit Idens über Idens hinaus!) C.

Karl Brülls Kalender aller Deutschen (herausgegeben vom „Allg. deutsch. Verband“) ist in einer Auflage von Zwölftausend für das Jahr 1894 erschienen. Wie fast jede Schrift Brülls hat sich auch das Kalenderwerk die ideale Aufgabe gestellt, den alldeutschen, weltnationalen (!) Standpunkt nach jeder Richtung zu vertreten. Der Ausdruck „weltnational“ in der Feder eines Deutschösterreichers oder Reichspreußen oder preussisch-deutschen Reichsbürgers ist von einer geradezu humoristisch-wehmütigen Drolligkeit. Aber das ist die Art der meisten Ideale aus dieser wunderlichen Zeit. Hauptsache: Brülls Kalender ist sehr reich, litterarisch sehr gut und im Preis sehr billig. Besonders zu beachten im Anhang: Notstandskronik der Deutschen in Österreich! Aber dennoch „weltnational“! Das Deutschtum wird in Österreich vom Slaventum überwältigt, das Habsburger Haus baut sich vom Fundament bis zur Blisadleiterpipe ins Slavische um — aber der Deutschösterreich bleibt „weltnational“! In zwanzig Jahren ist Wien als deutsche Stadt eine Nycté, in Prag der letzte deutsche Laut erstorben — so steht die Geschichte. C.

Also sprach Confusius. (Wien, Max Merlin.)

Die Parodien auf Tolstol und Idens hat das Publikum glücklich überstanden und

die aus spekulativen Gründen gewordenen Nachwerke, — „die Pfenningsonate“, „die Schneegans“, „der Froch“ — ruhen sanft. . . Aber noch fehlt in der Litteratur des billigen Wises der größte im Triangulum der Garten, der Aristokrat unter den Nabelaten, — Nießsche. An ihn hatte sich keiner gewagt. — Bis sich jetzt endlich, — um dem dringenden Bedürfnis abzuhelfen — so ein Menschlich-allzumenschlicher fand.

Einer, „der sich vorläufig in das Dunkel der Anonymität hält“ und in dieser Schrift eine Satyre bietet, die nach Versicherung der Verlagsbuchhandlung „eine sieghafte Ueberwindung der Nießscheschen Weltanschauung durch die Macht überlegenen Humores“ bedeutet.

Armer Nießsche, — aber warum mußt du auch mit dem Verfasser des „Confusius“ in die Arena treten! Da hast du's nu, — jetzt bist du auch überwunden. Wodurch soll man dich jetzt noch von Hermann Vahr unterscheiden? — Armer Theorkritischer Ziegenhirt, den die Wangen freissen.

Über das Buch selbst ist nicht gerade viel zu sagen. Wenn man es als Satyre betrachtet, — ohne prinzipielle Vorurteile, — wird man es gut nennen. Das Ganze ist von jenem angenehmen, nicht beleidigenden Wiener Humor durchfogen, dem man nicht böse werden kann. Der Autor hat ein feines Ohr für äußere Klänge und perifiziert Nießsches Stil mit viel Geschick und Behagen. Der geistige Inhalt — ein paar gute Witze, absichtlich mißverständene und ad absurdum geführte Sätze des Philosophen, — eine hierwitzige Erweiterung seines Systems bis auf „das Uebermensch“ und „das Ueberbein“, — usw. über „Kalau“ bis zum Ende.

Vielleicht entschließt sich der Verfasser, nun, nachdem er eine Parodie auf ihn geschrieben hat, — Nießsche auch zu lesen.

Karl Rosner.

Ferdinand Präger: Wagner, wie ich ihn kannte. Im siedenten Heft der „Bayreuther Blätter“ 1893 auf Grund gewissenhafter Studien von Chamberlain

und Ellis geradezu klaffend abgewandt, wollen wir nicht versäumen, dieses Kennersbuch auch hier als das anzunehmen, was es in der That und Wahrheit ist: litterarischer Schwindel. Dazu, neben dem Staupbesen, denn die Stäubung ist vollkommen verbient, das Wort Goethes als Wahnspruch: „Um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum etwas sein.“ Und zwar etwas anderes, als ein alberner, eitler Frechtling.

XYZ.

Adolf Werde: Die Aussichtslosigkeit des Moratismus. Zürich, Verlagsmagazin. — Ein Kasperbuch schärfster Sorte, aus reicher Lebenserfahrung und schärfstem Denken heraus. Der Verfasser ist auch da beachtenswert, wo er ersichtlich über die Schur haut. Wir wünschen ihm zahlreiche fromme Leser. C.

Meyers Konversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Zweiter Band. Leipzig, Bibliogr. Institut. 1056 S. — Ich habe bereits früher gelegentlich der Besprechung des ersten Bandes dieses renommierten Lexikons meiner persönlichen Aneignung gegen diese Niesenscheunen des Wissens, gegen diese Weltanschauungen der Buchweisheit lebhaften Ausdruck verliehen. Schon die äußere Anordnung nach dem ABe ist mir so widerwärtig, wie die Massigkeit und Massenhaftigkeit des Inhalts. Dergleichen ist aber notwendig in unserer mangelhaften Welt, die zunächst für den großen Haufen und zuletzt für die kleine Zahl von feineren, künstlerischen Gestirnen hergerichtet ist. Die letzteren wundern sich daher auch gar nicht mehr, wenn sie in allen gröbereren Weltdingen — Millionerdschaften, Throninhaberschaft, Papstwahl, Reichstagsmitgliedschaft, Vollblutmarstall u. a. m. — zu kurz kommen. Mit einem Konversations-Lexikon verfühne ich mich erst, wenn die graue Büstenei des Weltwissens reichlich mit Bildern durchsetzt ist, namentlich bunten Bildern. Und darin ist dieser neue Meyer wirklich splendid zu Werk gegangen. Mein kleiner Erwin zieht ihn jedem andern Bilder-

duche vor, sogar dem Struwpeter. Damit ist Meyers Mühl gemacht. Er hat die göttliche Jugend für sich. Und er wird auch die Modernen in Litteratur und Kunst für sich gewinnen, denn er bringt ihnen Verständnis entgegen. C.

Eugen Dühring. Etwas von dessen Charakter, Leistungen und reformatorischem Beruf. Eine populäre Gedächtnischrift aus eigenen Wahrnehmungen, mündlichem und brieflichem Verkehr. Von Dr. Emil Döll. (Leipzig, Druck und Verlag von C. G. Neumann, 1893.)

Dem ellenlangen Titel entspricht das Buch, Gott sei Dank, nicht. Es ist mit ehrlicher, aufrichtiger Begeisterung geschrieben, und wohl geeignet, für das Wirken und die Person Dührings Verständnis zu erwecken. Freilich steht Döll seinem Meister kritiklos gegenüber, er hat seine Selbständigkeit völlig aufgegeben; aber in diesem Fall ist das kein Schaden, da der Verfasser eben nichts weiter will, als Propaganda machen. Hin und wieder, namentlich im zweiten Kapitel, wären Kürzungen angebracht gewesen, während ich das dritte Kapitel gern weiter ausgeführt gesehen hätte. Dem Buche ist Dührings Bildnis im Lichtdruck beigegeben. Der Druck ist vorzüglich. G. Morgenstern.

Brodbeck, A., Die zehn Gebote des Jesuiten. Aus den Hauptwerken der Jesuiten zusammengestellt. Hirsch, J. Schabelitz, 1894. — 40 Pf. — Nach tausend solcher jesuitischen Moral-Extrakt-Büchern das tausendundeimte. Freilich kann man diesen mittelalterlichen Fledermäusen nicht oft genug ihren eigenen Dreck zu riechen geben. Aber man muß erwägen, daß er das Resultat der Geistes-Arbeit der tüchtigsten Köpfe des 17. und 18. Jahrhunderts war, und daß die Leute damals nichts anderes hatten, sich damit zu beschäftigen. Die Frage von der Möglichkeit der Umwandlung einer Todsünde in eine lässige Sünde beschäftigte damals die Menschheit intensiver, als wir uns heute über die realen Grundlagen spiritistischer Vorgänge

unterhalten. Es war nichts anderes da. Und damals, wo alles, jede Handlung und jeder Gedanke unter dem trüben Glas christlichen Schuldbewußtseins und christlicher Schuldentilgung aufgefaßt wurde, mußte sich eine Methode finden, diese Haufen von Sünden aufzulösen, die furchtbar drückende Last von Todsünden in leichte, lässige, vergebare Sünden umzuwandeln. Die ernstesten Kirchenlehrer sträubten sich. Aber die gewandten Söhne des Ignatius von Loyola brachten das Kunststück fertig. Es war nur eine leichte, sophistische Gelfiedformel. Die dicken Haufen schwerer, drückender Todsünden — die ja nur in Gedanken existierten — brachten die Jesuiten wiederum durch ein leichtes, künstliches Gedankenpiel hinweg. Das ist die ganze Jesuiten-Moral. Aber es war keine Arbeit der Sinne, es war nur Kopf-Arbeit. Und wir dürfen nicht aus dem Umstand, daß die größten sinnlichen Vorgänge bei ihnen zur Besprechung kommen, schließen, daß sie sich mit solchen Dingen wörtlich beschäftigten. Es gab eben damals nur einen Aropeg; und das war: Schulden-Kontrahierung und Schuldentilgung im Namen Christi. Und wenn wir heute in einem solchen Moral-Kodex z. B. lesen, daß Onanie in der Kirche ein lässiges, tilgbares Vergehen, ja unter Umständen, gar kein Vergehen sei, so schrecken wir wohl für den ersten Moment zurück, vergessen aber, daß es sich auch hier um eine Formel handelte, unter der auch das ekelhafteste Vorkommnis getilgt werden konnte. Ein Aropeg, der, wie die christliche Kirche, jedes Vorkommnis des Lebens vor seinen Gerichtshof zog, mußte auch für jedes Vorkommnis eine Formel besitzen, es zu tilgen. Denn durch das Blut Christi mußte bekanntlich alles im Leben abgewaschen werden können. Die Anwendung dieser uralten Sübformel auf die kleinsten und heimlichsten Vorgänge im Leben, bis auf die matrimonialen Leistungen im Ehebett, ist das zweifelhafte Verdienst der Jesuiten. Aber über rein geistige Spekula-

lationen kamen sie in der Regel nicht hinaus. Und von diesen Speculationen auf Manipulationen in der gleichen Materie zu schließen, geht nicht an. Sanchez schrieb einen ungeheuren Folianten *De matrimonio*, in dem fast Pagina pro Pagina die unglaublichsten Manipulationen und Vorgänge im Ehebett mit kasuistischer Schärfe besprochen werden, und sozusagen unter der christlichen Lupe zergliedert werden im Hinblick auf Sünde oder Nicht-Sünde, auf Tod-sünde oder lässige Sünde. Und doch war Sanchez in seiner privaten Lebensführung ein Mann von tadellosem Verhalten, genau wie der jüngere Erebiton, dessen pitante Erzählungen auf unreife Köpfe nicht einmal so destruirend wirken, wie das genannte Werk *De matrimonio*. Und ebenso war gerade der letzte unter den jesuitischen Moral-Lehrern Escobar y Mendoza persönlich ein so sittenstrenger Mann, daß man von ihm sagte, „er selbst kauft sich den Himmel teuer, giebt ihn aber billig an andere ab;“ und auf ihn das Wort über Christus anwendete „Ecco qui tollit peccata mundi“ (Sehet er trägt die Sünden der Welt).

Aber alles dies war zunächst reine Speculation und Bücherweisheit. Und der in unseren Tagen aus dem Jesuiten-Orden ausgetretene Hönsdröck, der, er mag sonst sein, was er will, jedenfalls ein ehrlicher Bursch ist, versichert uns in seiner ersten Rechtfertigungs-Schrift: so etwas wie das, was man ‚Jesuiten-Moral‘ nenne, existiere im ganzen Orden nicht. Er hätte besser sagen sollen: laze Ansichten, oder gar Lebensführung, wie man sie aus den jesuitischen Lehrbüchern beider Jesuiten-Patres zu folgern berechtigt wäre, existierten im Orden nicht. Denn die ‚Jesuiten-Moral‘ selbst liegt ja in den Lehrbüchern ihrer Doktoren zu jedermanns Einsicht offen da, und kann nicht geleugnet werden. — Das Tragische an diesem aus den finstersten Strömungen des Christentums zusammengefügten Ordens ist, daß er nichts rebozieren kann. So wenig der Papst eine

Bulle, wie die ‚Unam sanctam‘, so wenig kann der Jesuit sein historisches Moral-System annullieren. Denn das andere stürzte dann nach. Und doch hat es jede Partei, jede Presse, jeder Publizist täglich in der Hand, mit jeder beiden Striden diesen Gewalten sozusagen den Hals zuzuschneiden. Könnte der Jesuiten-Orden seine historischen Moral-Lehrbücher desavouieren, von seinen Weicht-Machinationen aus früherer Zeit und seinen politischen Wühlereien offen, als von Vergangem, sich lossagen, so wäre er immer noch ein religiöser Orden, mit dem sich reden ließe. Aber das kann er nicht, so wenig, wie das Papsttum. Beide müssen als Ganzes zugrunde gehen. Zum Reformieren ist es zu spät. An einem rein historischen, wenn auch noch so kolossalen Bau, wie das Kolosseum in Rom, giebt es nichts mehr zu bauen, zu stützen, zu renovieren. Es ist Ruine, und muß der Zerstörung überlassen bleiben. Höchstens kann zur Erhaltung der Ruine in ihrer Ruinenhaftigkeit etwas gethan werden. So das Papsttum, und so der einst mächtige Orden des Ignatius von Loyola. — Wollen aber diese beiden Potenzen, statt als Ruinen ruhig zu schlummern, sich in den modernen Geisteskampf einlassen, dann bleibt nichts anderes übrig, als ihnen ihre historischen Schandthaten vorzuhalten, und sie zu droffen. — Und präntendieren die Jesuiten, noch heute die katholische Jugend-Erziehung vom Staat ausgeliefert zu erhalten, dann bleibt nichts übrig, als ihnen ihre Moral-Lehren vorzuhalten, und den Strick zuzuziehen, bis sie verstummen. — Das hat denn auch Brodbeck in dem vorliegenden Büchlein zum soundsowietten Mal gethan. Und da er es nicht ver-säumt hat, seine Quellen genau anzugeben und die Genese dieser oft unerhörten jesuitischen Maximen historisch zurück zu verfolgen, so wird das kleine Quellenwerk vielen willkommen sein, die die Moral-Thesen der Jesuiten sonst nur vom Hörensagen kannten.

Panizza.

Französische Litteratur.

In der Sammlung historischer Romane, die die Verlagshandlung von Colin & Cie. in Paris herausgibt, tief Léon Cahun einen neuen Roman unter dem Titel „La Tueuse“ erscheinen. Cahun, der den Besern der Colinschen Bibliothek als Verfasser von „Massan lo Janissaire“ bereits vorteilhaft bekannt ist, bewährt sich hier aufs neue als kenntnisreicher Mann und temperamentvoller Erzähler, der es prächtig versteht, uns die tote Vergangenheit in farbenreichen Bildern lebendig zu gestalten. Der Roman schildert den Einfall der Mongolenhorden, die im dreizehnten Jahrhundert den Osten Europas überfluteten. Mit den geschichtlichen Ereignissen eng verknüpft ist das tragische Schicksal der „Tueuse“, einer heldenhaften Mongolenführerin, deren wüßphantastische Gestalt sich von dem düsteren Hintergrund der Nord- und Blutszenen passend und wirkungsvoll abhebt.

So interessant und lesenswert wie Cahuns Mongolengeschichte, so langweilig und abgeschmackt ist der neueste Roman „Un vieux menage“ von Henry Gréville, der als vierundfünfzigstes Erzeugnis Gréville'scher Konfektionierkunst soeben bei Plon, Nourrit & Cie. in Paris erschienen ist. Es ist geradezu staunenswert, mit welcher unglaublichen Fügigkeit die fingergewandte Schriftstellerin Schmöker auf Schmöker produziert, noch erstaunlicher freilich ist die Gedankensaulheit und die pomadige Langmut des lieben Publikums, das die wässrigen Betteluppen der Gréville'schen Volksküche mit immer gleichem Behagen zu sich nimmt.

Gleich an literarischer Wert- und Bedeutungslosigkeit, aber weit unterhaltfamer als das Gréville'sche op. 54 ist der Roman, den der Vielschreiber Pierre Sales unter dem Titel „Marthe et Marie“ bei Flammarion in Paris veröffentlichte. Hier wird uns doch wenigstens ein Buch in die Hand gegeben, an dessen glatter, geleiteter

Form man die geübte Hand eines gewandten Routiniérs erkennt. Sales ist eben ein Mann, der sein Handwerk halbwegs versteht, was man von den letzten Schöpfungen, die uns Frau Turand-Gréville bescherte, nicht einmal sagen kann.

Die illustrierte Ausgabe der Romane von Emile Zola, die bei Flammarion in fortlaufender Reihe erscheint, bringt als neuesten Band Zolas Kriegsdrama „La Débâcle“. Schade, daß die von Jeannot gezeichneten Bilder in Entwurf und Ausführung so gut wie alles zu wünschen übrig lassen.

Die von E. Dentu in Paris begründete und herausgegebene „Petite Collection Guillaume“ („Collection Nolumbo“) ist dagegen als ein Unternehmen zu begrüßen, durch das sich die rührige und erfolgsgewohnte Guillaume'sche Offizin den Dank aller Bücherfreunde verdient hat. Die schöne Sammlung bringt die Hauptwerke der Weltliteratur in muster-gültiger, mit raffiniertester Eleganz und vornehmstem Geschmack hergestellten Miniaturausgaben, die von den besten zeitgenössischen Künstlern reich illustriert sind. Da der Preis dieser Musterausgaben — jeder einzelne dieser, in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheinenden Prachtbände kostet nur 2 Frs. — in Ansehung ihres künstlerischen Wertes ein beispiellos niedriger ist, so ist es kein Wunder, daß diese „Petite Collection Guillaume“ eine Verbreitung gefunden hat, wie sie buchhändlerischen Unternehmungen selten zu teil wird. Wer immer Wert darauf legt, muster-gültig ausgestattete und eigenartig illustrierte Bücher sein eigen zu nennen, — und welcher Bücherfreund thut das nicht? — der wird in erster Reihe nach den Bänden dieser reizenden Miniaturbibliothek greifen, die in typographischer und illustrativer Hinsicht als eine wahre Meisterleistung bezeichnet werden muß. Die bisher erschienenen Bände enthalten Werke von Goethe, Byron, Chateaubriand, Kollère, Diderot, Cervantes, Rastomaine, Voltaire,

Chamisso, Sterne, Tolstoi, Daudet, Goncourt u. a. m. Die letzten drei, die zur Ausgabe gelangten, bringen Dickens „Le grillon du foyer“, Daudets Drama „Numa Roumestan“, beide illustriert von Karol und Mittis, und einen von William Ritter besorgten Auszug aus der „Edda“ („Sigurd“), den Ernst, Mittis und Beard mit prächtig gelungenen Bildern geschmückt haben. —

Die Pariser „Librairie de l'Art“ hat die wertvolle Serie kunstgeschichtlicher Einzelbeiträge, die sie unter dem Sammeltitle „Les Artistes célèbres“ herausgibt, um eine neue Monographie bereichert, die dem Leben und Wirken des „Cochin“ gewidmet ist. Die ausgezeichneten Künstler, deren Werke das Entzücken der Kunstkenner ausmachen, haben in S. Kochelave einen kompetenten und objektiven Historiker gefunden, der seinen Gegenstand fesselnd und anregend zu behandeln versteht. Der Band ist durch 127 Holzschnitte und 15 Facsimiles illustriert, die in tadelloser Weise zur Reproduktion gelangen. — Die in gleichem Verlage zur Ausgabe gelangte „Bibliothèque d'éducation artistique“ bildet eine Serie von Albums, in denen dem Auge des Beschauers eine reiche Auswahl von dekorativen Motiven und Entwürfen der bedeutendsten Künstler aller Länder geboten werden. Musterzeichner, Graveure, Dekorationsmaler, kurz alle, die auf dem ausgedehnten Gebiet des Kunstgewerbes thätig sind, finden hier ein kostbares Material zusammengetragen, das Lehrern und Lernenden gleich willkommen sein wird.

Marquis d'Aragon, *Le prince de Nassau-Siegen d'après sa correspondance originale inédite de 1784—1790.* (Paris, Plon, Nourrit & Cie.) Der Schreiber der Briefe, die der Marquis d'Aragon hier dem Publikum unterbreitet, war nicht nur Sohn und Enkel von Französinen, er war auch trotz seines gut deutschen Namens französischer Untertan und Offizier und war als solcher der Erste jener

Freiwilligen, die wie die Richelieus, Bombelles und Damas von Ludwig XVI. ermächtigt wurden, in die russische Armee einzutreten. Als Wünstling Potemkins und Katharinas II. gelang es dem Prinzen bald, sich in der russischen Marine eine angesehenere Stellung zu erringen. Die auf ein französisch-russisches Bündnis abzielende Politik des Grafen Ségur fand in ihm ihren eifrigsten Förderer, die Korrespondenz, die hier zum ersten Male zur Veröffentlichung gelangt, legt von den diesbezüglichen Bemühungen des Prinzen bereichertes Zeugnis ab; schon aus diesem Grunde kommt das interessante Buch, das uns die Bekanntschaft mit einem eigenartigen, romantischen und tapferen Manne vermittelt, gerade heute zu gelegener Zeit.

Die Werte, die dem Studium der französischen Revolution genötigt sind, bilden bereits eine eigene Litteratur, die tagtäglich vermehrt und bereichert wird. Das Beobachtungsfeld ist eben ein so ausgedehntes, daß der Forscher ohne Mühe neue Stellen findet, die den Augen seiner Vorgänger entgangen sind. Zu den glücklichen Pfadfindern auf dem viel durchforschten Revolutionsgebiete gehört auch J. Gros, der jüngst eine bemerkenswerte Arbeit über das „Comité de salut public“ bei Plon erscheinen ließ. Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, das komplizierte Regierungssystem der Schreckensherrschaft bis ins kleinste Detail hinein zu schildern. Wir verfolgen dementsprechend an der Hand des gut unterrichteten Verfassers das Werden und Wachsen des Komitees der öffentlichen Sicherheit durch die mannigfachen Stadien seiner Entloftelung und erhalten so ein übersichtliches Bild des vielgegliederten Mechanismus, der der revolutionären Aktion Ziel und Richtung gab. A. G. — tzo.

Schwedische Litteratur.

Von dem Sammelbuch südschwedischer junger Litteratur Fran Lundagård och Helgonabacken (Distribuent:

Waldemar Wålów, Lund) ist der zweite Jahrgang im Sommer erschienen. Er unterscheidet sich wesentlich dadurch von seinem Vorgänger, daß diesmal zwei Dichter alle anderen um Hauptelänge übertagen, Emil Kléen und Axel Wallengren. Neben ihren Beiträgen treten die Stücke von Ola Hansson, Paul Rosenius, Karl Sjölander, Per Hallström und Lars Nydner und auch die eingehende, liebevolle, überschwengliche Charakteristik Runt Hanssons, die Johan Erikson beigezeichnet hat, entschieden in den Schatten.

Emil Kléen zeigt sich hier wie in seiner Gedichtsammlung: *Hög och Söckona* (Stockholm, Albert Bonnier, 1893) als ein Lyriker, dem sich Wort und Rhythmus leicht und ungewungen vereinen. Er ist zum mindesten ein Formtalent ersten Ranges (vergl. *Verceuse*, *Serenade*), dessen Weiterentwicklung lebhaftes Interesse wecken wird.

Reichhaltiger präsentiert sich Axel Wallengren. 1892 erschien seine Gedichtsammlung *Bohème och Idyll* (Walmö, Envall & Kull); das Sammelbuch dringt neben lyrischen Beiträgen (vor allem: *Chanson triste*) eine Geschichte, Erzählung oder wie man das Ding nun nennen will: „Ein Einsamer. (Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)“ Diese 40 Seiten Prosa sind das Glanzstück der Anthologie und Wallengrens bislang reichstes Werk. Seine Lyrik ist reine Stimmungslyrik, selten eine äußere Handlung, alles Duft, Farbe, verschwimmende Farbe, verflingender Ton, resignationsgeborne Sehnsucht, eine unendlich tiefe Sehnsucht, die sich wie ein leichtes Gewand um alles schmiegelt, was dem Dichter entgegentritt. „Ich kenne kein Grün, und noch weniger Blumen; alles steht schwarz und nackt in meinem Innersten. Wann wird der Sommer kommen? — Wen ich frage, der lacht, wundert sich, daß ich nicht endlich den Sommer sehe.“ Ein Gedicht in Prosa, das für Wallengrens Art bezeichnend ist, lautet: „Flüstere mir den Namen eines neuen Genußes zu, nenne

mir eine noch nie gesehene, noch nie geträumte Farbe, singe mir einen noch niemals gehörten Ton, einen einzigen Ton, wenn nur das Echo früher noch niemals darauf hat antworten können! Und rette mich aus den meuchelnden Polyparmen der alten Worte!“ Das Prosastück ist nichts anderes als eine Reihe von Stimmungsbildern. Tiefwehmütige Weihnachtsstimmung, erschlaffendes Einsamkeitsgefühl und Sehnsucht, die dumme sehnsüchtige Hoffnung: es muß doch mal besser werden, sonst hätte ja das Leben keinen Sinn, und endlich die Sehnsucht nach „Ihr“, diese noch dümmere und vielleicht noch fester eingewurzelte — das sind so die Grundtöne. Und das alles in einer Sprache, die für die feinste Seelenregung Worte zu haben scheint. Ob es wohl einer wagen wird, den „Einsamen“ in deutsches Gewand zu kleiden?

Ich habe noch auf drei von Frauen verfasste Bücher hinzuweisen, die der Beachtung in weitesten Kreisen wert sind. Es knüpft sich an alle ein wehmütiges Interesse. Da liegt zunächst die Erzählung der so früh verstorbenen Sonja Kovalevsky: „Vera Boronhoff“ in zweiter Auflage vor (Stockholm, A. Bonnier), vermerkt um ein paar Stücke aus dem Nachlaß. Dann das letzte Werk von Anne Charlottte Leffler, eine Biographie Sonja Kovalevskys, ihrer genialen Freundin, worin sich die Verfasserin zugleich selbst ein Denkmal gesetzt hat. Und endlich das geistreiche, frische Buch von Ellen Key, Anne Charlottte Leffler. Vor den drei Büchern hat auch der ärgste Weiberfeind den Hut zu ziehen. Ballonmühe.

Czechische Litteratur.

J. Svoboda, První socialistické revoluce; J. Svoboda, Z bojů o vykořisťování lidské bídě. (Dr. J. Bačlovský, Prag.) — Das erste Buch behandelt die Zustände der Arbeiterbevölkerung vor der Julirevolution, die Tätigkeit

Louis Blancs, die Ursachen der Revolution und die Straßenkämpfe. Inhalt des zweiten Buches ist: die Organisation der Arbeiter, Exkurs über Buscher und eine Parallele zwischen der Pariser Kommune von 1789 und der von 1871. Der Autor urteilt ziemlich unbefangen und kommt zum Schluß, daß die soziale Revolution nicht durch Revolution endgültig gelöst werden kann. Anhangsweise bespricht Svoboda (wenn ich nicht irre S(ocietaria) J(esu)) die Arbeiterverhältnisse in England. Die beiden Bücher sind anregend geschrieben, bei L. Blanc hätte ich kürzere, straffere Fassung gewünscht.

J. Bioša, Danto Allighieri a jeho doba (Brüner, Raigener Benedictiner), Dante und seine Zeit. — Das Büchlein zeugt von liebevollem Studium des Mittelalters, in dem der gewaltige Dichter und Staatsmann gelebt hat und macht auf Beachtung vollgültigen Anspruch. Der Autor ist mir sehr gut bekannt durch seine sinnreichen Prolegomena zur göttlichen Komödie.

Dr. J. Frellach, Cristoforo Colombo (J. Otto). — Objektiv, auf Grund glaubwürdiger Quellen wird der unglückliche Entdecker der neuen Welt „wie er war, mit allen Vorzügen und Fehlern“ geschildert. Erwähnenswert ist die sorgfältig ausgeführte Karte der Columbus-Fahrten.

Dr. A. Lenz, Socialismus v dějinách lidstva a jeho povaha a cirkev katolická, jediné schopná ku řešení soc. otázky (Prag, Cyr.-Meth. Buchhandlung). 392 S. 2 fl. 40 fr. — Bücher mit langen Titeln können mir süßlich gestohlen bleiben, umso mehr, wenn selbe ihre Tendenz so ausdringlich an der Stirne tragen, wie z. B. das vorliegende. „Der Sozialismus in der Geschichte der Menschheit und seine Natur und die katholische Kirche, zur Lösung der soz. Frage einzig befähigt“ — Herrgott, ist das ein Wandwurm! Der erste und zweite Abschnitt bespricht die Theorie und Praxis des Sozialismus im Altertum und Mittel-

alter, der dritte und vierte in der Neuzeit. Die weiteren Teile handeln von den Versuchen, die soziale Frage anders, als durch Revolution zu lösen. VII: Liberalismus. VIII: protestantische und IX: katholische Kirche. Letztere ist einzig dazu befähigt, die soziale Frage endgültig zu lösen, da selbe Frage „sowohl eine religiöse, als auch eine sog. Wagenfrage ist“, aber „es ist unentbehrlich, daß der Kirche vollständig freie Hand gegeben wird und daß sich die, welche die soziale Frage in erster Linie angeht (also die Arbeiter), mit ihr zu vereintem Wirken zusammenschließen“.

O předslavanské době v Čechách. Po stránce historické uvážuje P. Papáček (Prag 1892, Selbstverlag). „Über die vorstlavische Periode in Böhmen. Mit Rücksicht auf die Geschichte erwogen von P. Papáček.“ — Ein Buch von genau demselben Kaliber, wie es das jenzeit*) besprochene gewesen ist. Herr Papperl (das wäre etwa die wienerische Uebersetzung von Papáček) wird es mir hoffentlich nicht übelnehmen, wenn ich seine herrliche Dichtung nur in den allergrößten Umrissen der deutschen Leserwelt zum besten gebe — erstlich: fehlt mir der Raum und zweitens bin ich des Geitztreibens herzlich müde. — In der Einleitung versichert uns der „Ermögler“, daß er gerade die Geschichte der Oberelbslaven „studiere“ und vorliegende „Arbeit“ (!) nur en passant ausgeführt habe, um die „schwachen Seiten der ältesten tschechischen Geschichte“ aufzudecken. Er wolle eine „andere Auslegung der Quellen“ (!!) versuchen. Die Resultate seiner „Studien“ seien nicht „neu“, aber der „Weg“, den er eingeschlagen, sei ein „anderer“; er hoffe, „daß dem Leser, wosfern derselbe seine (des Herrn P.) historischen, etymologischen, archäologischen und anthropologischen Forschungen zusammensasse, die älteste Geschichte Böhmens in einem anderen Lichte erscheinen werde“ (!!!) und es ihm nicht schwer fallen

*) Octoberheft 1892.

dürfte, „zu beweisen, daß der Czeche noch immer dort steht, woselbst er vor undenklichen (!!!) Zeiten gestanden“. — Gegenüber solch einem schauderösen Wallmalhias kann der vernünftige Mensch einzig und allein — lachen, denn zum Ärgern ist das gelahrt angepinfelte Zeug viel, viel zu dumm. Alpha und Omega des polizeiwidrigen Geschwafels ist der Lieblingssatz alt- und jungczechischer Monomanen: „Die Czechen wohnen in Böhmen und Mähren seit undordenlichen (!) Zeiten und Bojer und Markomannen (Quaden) haben daselbst überhaupt nie existiert.“ Das hält den Magen hübsch warm, meine Lieben, dagegen ist Jarzobjak, Kontrschuska und wie die edlen polnischen Schnäpse sonst heißen, Wasser, unverfälschtes Wasser aus dem stinrenden Wienbächlein. So angenehm größenwahrscheinlich wird einem zu Mut, so unsagbar heroisch! Ich fühl eine Armee in meiner Faust, deklamiert ein sonst harmloser Schneidergeselle, nimmt den Revolver und schießt auf vorübergehende Deutsche, weil — nun weil selbe deutsch reden — in Prag deutsch reden!*) Ach ja heroisch, nur heroisch! — Herr Papperl führt weiter aus, daß es „keine Slavenwanderung im gebräuchlichen Sinne des Wortes giebt. Die Slavenstämme sind nicht während der Wende des Altertums und Mittelalters in Mitteleuropa eingewandert“, vielmehr „wohnen sie daselbst seit uralten (schon wieder!) Zeiten und waren damals nur unter fremden, verschiedenartig verhunzten Benennungen verborgen“. (!) Zeugen dessen sind diverse „Geschichtsschreiber (?!?) deutscher und slavischer Abkunft“. „Das Germanien der Römer war von Slaven bewohnt.“ (!) „Die Verteidiger der Ketten und Markomannen in Böhmen thun Unrecht, sich auf die Autorität eines Šafářil**), Pa-

laček*) und Voel**)) zu stützen“. „Die hercynischen Bojer wohnten nicht in Böhmen, sondern in Bayern. Die Bezeichnungen Bohemia, Böhmen weisen nicht auf die Bojer; in Crisnamen hat sich nichts (??) erhalten, was an diesen Völkerstamm erinnern würde.“ „Markomannen waren keine Deutschen (freilich nicht, sondern: Germanen) und sahen im südwestlichen Böhmen.“ (!) „Die slavischen Bewohner des gegenwärtigen Böhmen anerkannten die Oberhoheit der (ebenfalls slavischen) mährischen Fürsten, und als durch das Vordringen der Römer gegen die Donau der czechisch-mährische (wer lacht denn da nicht hell laut auf?!) Fürst Marbod sah, daß ihm die offenen mährischen Lande keine Sicherheit böten, zog er sich nach dem besser verwahrten und durch Grenzgebirge geschützten Böhmen zurück.“ Der ferne Dichter Papáček wendet sich im Verlaufe seiner „Ervägung“ gegen diejenigen Geschichtsforscher, „die da behaupten, daß über die (natürlicherweise) czechischen Ureinwohner von Böhmen die keltischen Bojer und die germanischen Markomannen geherrscht haben“. (Welche Frechheit auch, zu behaupten, daß die Czechen irgend jemandem unterworfen waren!) „Böhmen und Mähren wird seit undordenlichen (schon wieder!) Zeiten von Slaven bewohnt, die gegenwärtig Czechen und Mähren heißen.“ „Vor den Slaven sahen in den genannten Ländern weder die keltischen Bojer, noch die germanischen Markomannen — sondern im Worte Markomanne verbirgt sich (der scheint Angst zu haben!) eigentlich der Name: Moravanů (Mährer).“ — So sieht die „mit Rücksicht auf die Geschichte erwogene vorlavische Periode Böhmens“ aus! Was muß sich bei der Lektüre der ohnedies monomanisch veran-

*) Thatsache, Anfang 1893 des Dells geschrieben

**) J. Šafářil, * 1795. Archäolog und Litteraturhistoriker. † 1861.

*) Fr. Palacký, * 1798. Geschichtsschreiber (1836 Geschichte der czechischen Nation in Böhmen und Mähren. — Infortretheiten hat ihm Dr. Ctirav Lorenz nachgewiesen). † 1876.

**) J. G. Voel, * 1803. Archäolog und bedeutender Epiker. † 1871.

hässen scharf in die feine Nase. Schon der Titel hat der Parforce-Zeitung des jugoslawischen Lagers: „Národní listy“ (Volkblätter) entsefliche Vapeurs verursacht. Wie konnte auch ein richtiger Tscheche Österreich-Ungarn „sein liebes Vaterland“ nennen!! Welch eine Infamie!! Nur Infamie? nein: Hochverrat! Hochverrat an der tschechischen Nation! Hochverrat am tschechischen Staatsrecht, an der gesamten slavischen Welt! Wenn er wenigstens gesagt hätte: „Das sich uns als Vaterland aufstrotzt, obwohl wir darin sazufagen vogelfrei sind“ — à la bonheur! Ja, Bauer, da wár es was anderes! So aber: Infamie! Hochverrat!! A la lanterne! [Die Jungtschechen betreiben seit der Kancycer Demonstration das edle Französisch eben so stark, wie ihre Ururahnen das Kuchenbaden zur Sourierzeit (gemäß einer Rede Švegrů).] Demnach maßregelten sie Vootsky nach Noten. Die alttschechischen Blätter thaten dies zwar nicht direkt, aber doch —. Eines davon schreibt: „Wir werden darüber nicht debattieren, da wir wissen, daß jeglicher Tscheche darüber sich selber ein Urteil bilden wird“ (nämlich darüber, daß Vlatůly Österreich „unser liebes Vaterland“ nennt). — Als vor mehreren Jahren Schönerer den Kaiser Wilhelm I. „unsern Kaiser“ nannte — da ging ein ahnenzerreißendes Geheul auch durch sämtliche Tschechenblätter, „Hochverrat“ war Klaut und wurde jederzeit den Deutschen ins Gesicht geworfen — diesmal aber, da ein hervorragendes Organ der Tschechen sich erfrecht, Österreich als Vaterland der Tschechen nicht anzuerkennen, war über allen Gipfeln... Kub' — ja, Bauer, das ist was anderes! — Als (wenn ich nicht irre, in den 60er Jahren) der Tschechenführer Nieger den dritten Napoleon und darauf den Czar in einer Audienz bat, sie möchten sich der „armen, unterdrückten“ Tschechen in Österreich thatkräftig annehmen — da fuhr kein Sturm von Entrüstung durch unsere Monarchie, — als aber der Reichsratsabgeordnete Wenger im Vorjahre dem Tschechen Massaryk

auf dessen insalente Behauptungen zu donnerte: „Wer übt Hochverrat in Österreich? — Ihr seid es!“ — Da gab's ein Schreien, Strampeln und Zahlen im Parlamente, daß man glaubte, es würde sofort in Trümmer zusammenfallen und die Tschechenblätter machten Musik dazu — ja, Bauer, das ist wieder was anderes — Quod licet Jovi x. x. Falls die österreichischen Deutschen das Deutsche Reich „unser liebes Vaterland“ heißen, so ist es ein schwarzer, todeswürdiger Hochverrat, wenn aber die Tschechen Österreich als ihr Vaterland desavouieren und fremde Mächte um Intervention angehen, das — ja das ist . . . selbstverständlich lobenswert! Und wenn Vaskaty Rußland über den grünsten Alee lacht, wenn er sagt, daß die politische Freiheit desselben größer ist, als die Österreichs, das ist wahrscheinlich patriotisch. — O dieser Patriotismus!! diese schöne Phrase aon der Gleichberechtigung!!! — Aber weg mit diesem Schmarrn, der an Wert dem Straßendreck gleichkammt, weg damit — in die freie Gotteswelt hinausgelaufen, dort ein Gedichtbuch des „Haideprinzen der Poesie“, unseres herzlichsten Lilienran ausgeschlagen und des ekelhaftesten politischen Kesseltreibens vergessen.

Und wer des Lebens Unverstand
Mit Wehmut will genießen,
Der lehne sich an eine Wand
Und stromple mit den Füßen.

Ettaf Stauf von der Mark.

Vermischtes.

Weltausstellungen und kein Ende. Wir werden bereits vom Preßauschusse der 1891er Weltausstellung in Antwerpen mit allerlei Druckfachen bombardiert, und Paris beginnt, trotz alles Russen-Rummels, sich seine für 1900 geplante Weltausstellung zu Faden zu schlagen. Es wird nun gut sein, wenn wir uns, bevor wir zu Antwerpen und Paris Stellung nehmen, noch einmal das Ergebnis der Weltausstellung von Chicago

vor Augen führen, wie es von einem der hervorragendsten jüngeren deutschen Schriftsteller und Kaufmänner, von Hans Schliepmann in Berlin, formuliert worden ist. Wir entnehmen das Folgende seinen Berichten, die er von drüben an die Tägliche Rundschau richtete, und die in jeder Beziehung zu dem Besten und Interessantesten gehören, was überhaupt über die letzte Weltausstellung geschrieben worden ist.

— — „Es raffelten die Näher; im Windesflug trägt mich zur Heimat der braunen Zug, standiere ich, bequem im prächtigen Rauchsalon des Pullmanwagens zurückgelehnt. Und ich luche das Facit aus all den großen Eindrücken und den Enttäuschungen, die ja auch nicht fehlten, zu ziehen.

Kein Zweifel: ein Niesenwert ist geleistet, wie es die Welt sobald nicht wieder sehen dürfte. Und ein Erfolg ist entschieden erreicht: ein ästhetischer.

Nur Mißgunst, Verbohrtheit oder Vertinische Besserwissererei können leugnen, daß es der jungen Stadt am Michigan gelungen ist, eine Schauausstellung allerersten Ranges geschaffen zu haben, künstlerische Eindrücke, die wert sind, das Auge der ganzen gebildeten Welt auf sich zu ziehen. Angetentgenlich kann ich deshalb jedem Glücklichen, der sechs Wochen Zeit und zwei- bis dreitausend Mark übrig hat, empfehlen, all jene Wunder auf sich wirken zu lassen, gerade zum Herbst, der schönsten Jahreszeit für Chicago, sofern er auch Mühen beim Genießen nicht scheut. Aber man hoffe nicht, allzuviel lernen zu können. Das Wesentliche, Hauptanziehende an der Ausstellung ist der Rahmen; das Bild selbst bringt wenig neue Züge für den, der die modernen Erzeugnisse menschlicher Arbeit einigermaßen kennt. Es ist im Wesentlichen nur Zusammenfassung — und es ist sogar ein schiefes Bild.

Ein zutreffender Vergleich der Leistungen der verschiedenen Nationen läßt sich nicht ziehen, weil alle, selbst die deutsche,

die bestvertretene, nicht alle Zweige ihrer Tätigkeit gleichmäßig zur Schau gestellt haben. Wie bei allen Weltausstellungen überwiegt die Masse dessen, was die Gastgeber herbeibrachten, berartig, daß nur ihre Leistungen ein getreues, erschöpfendes Abbild finden, daß die „Weltausstellung“ für den kritischen Blick zu einer nationalen Ausstellung mit internationaler Verbrämung zusammenschumpft. Daß wir Deutschen diesmal trotz dieser Verhältnisse den ersten Rang behaupteten, liegt einerseits an den ungewöhnlich hohen Mitteln, welche das Reich aufgewendet hat, und die im Grunde wahrscheinlich mehr einen Erfolg für die nationale Ehre, als für die Entwicklung unserer Industrie haben werden. Ein Erfolg freilich, den wir freudig begrüßen können, und den wir uns nach Philadelphia schuldig waren. Andererseits aber liegt es an den amerikanischen Verhältnissen, die ein Kunstgewerbe, den eigentlichen Kulturmesser bei der Ausstellung, nicht aufkommen ließen. Der Grund ist nicht allzu rühmlich für Europa: wir bezahlen unsere Arbeiter so niedrig, und deshalb sind unsere Arbeiten auf dem Weltmarkt noch hergestellt billig, daß der Amerikaner meist gar nicht erst versucht, das im Lande zu verfertigen, was er von brauchen trotz aller Zölle billiger haben kann. So bewirkt hier der internationale Verkehr, daß die Blüte vieler Erwerbszweige keineswegs mit dem Wohlstande der Handarbeiter zusammenschmilzt. Diese haben drüben ein weit reichlicheres Auskommen, als bei uns, und wie sich dadurch viele Verhältnisse zu Gunsten von Amerika verschoben, wird gar häufig von unserem Hochmut der älteren Kultur vergessen.

Die Schattenseite indes liegt darin, daß Amerika auch in seinen kulturellen Anschauungen noch zu abhängig von Europa geblieben ist, daß ihm auf vielen Gebieten — nicht auf allen, die Baukunst z. B. ist eine rühmliche Ausnahme — ein national-eigenartiges Schaffen fehlt. „Amerika ist noch ein zu junges Land,“ kann man dann

und bei jedem Tadel als Entschuldigung hören. Ich meine aber, das sei die schlechteste Entschuldigung. Gerade seine Jugend ist Amerikas größter Vorteil. Nirgend hat es erst lästige Böpfe, alte Kunsturtdimente abzuschneiden; vorgearbeitet aber liegen ihm alle Erfahrungen der alten Welt zur Auswahl. Daß es meist wahllos zugreift, ist allein die Schuld der großen Hap nach dem Tollar, des größten Fluches des jungen Landes — auch freilich eines europäischen Erbteiles, das aber in der Freiheit schneller noch, als bei uns gewuchert hat.

Immerhin läßt sich das Wesen des Amerikanertums keineswegs mit dem Worte Tollarjägerei abthun. Die Ausstellung ist selbst das beste Zeugnis dafür, ganz abgesehen von den ungemeinen Anstrengungen für Volksbildung, die sie zur Darstellung bringt. Aber die Unternehmung an sich ist doch mehr als ein „Ausgangsplan der Gastwirte“. Sie zeugt von großem Unternehmungsgeliste, nationalem Bewußtsein und einem unleugbaren Idealismus. Möglich, daß auch nationale Grob- spürigkeit sich im materiellen Erfolg der Ausstellung arg verrecknet hat. Er wird ein Fiasko, das ist keine Frage. Ob aber ein allgemeiner Bankbruch, das hängt lediglich von der Silberfrage ab. Ohne diese Verwicklung ist die Summe auf verlorene Posten, welche von reichen Chicagoern gezehnet wurde, so groß, daß mit ihrem Verluste alles noch zu degleichen sein dürfte. Und solche Zeichnungen soll den Amerikanern erst eher nachmachen, wohlgernekt, lediglich aus höherem Lokalpatriotismus!

Aber nun ist es wiederum merkwürdig und für das widersprüchsvolle Amerika bezeichnend, daß kein Idealismus eigentlich ein Idealismus von gestern ist. Für die alte Welt beginnt der Weltausstellungsgedanke zu den abgelebten zu gehören. Der „praktische“ Amerikaner glaubt durch einfaches Berggrößern des Maßstabes ins Ungeheure mit dem abgedahnten Mittel sich ein nationales „Preisge“ schaffen zu

können (das französische Wort dem gallischen Triebe!), gerade so, wie er in den klassischen oder abgeleiteten Formalismus zurückkehrte, um seine weiße Stadt mit Blendfassaden zu versehen, nachdem haben und drüben an der verheißungsvollen Entwicklung eines Glas-Eisenstilles vorgearbeitet worden.

So bedeutet denn auch für die Entwicklungsfrage des Ausstellungswesens Chicago nicht das, was es den Kosten nach bedeuten müßte, — denn wirklich nur „show“, eine ästhetische Dekoration zu schaffen, lag wohl nicht in der Absicht, würde auch allzu teuer bezahlt sein, trotz allem Bravo für den schönen Schein!

Das Beste ist der Gedanke, die Gruppen der Ausstellungsgegenstände in verschiedenen Gebäuden unterzubringen, ein Zerhauen des gordischen Knotens, ob man ein Gesamtgebäude nach konzentrischem, radialem oder Fischgrätensystem anordnen solle, um die Trennungen nach Nationen und Industriezweigen gleichzeitig am besten zu lösen.

Gänzlich verfehlt aber haben sich wieder die Galerien gezeigt.

Und wertvoll wieder ist die allgemeine Lehre über den Nutzen der Ausstellungen.

Ich ging mit der Ansicht hin, daß eine Weltausstellung kein wirklicher Kulturhebel mehr sei. Diese Ansicht war kein Vorurteil geworden, und inmitten aller Schönheiten für's Auge hätte ich mich gern befehrt. Ich habe indes meine Ansicht nur bestätigt gefunden. Das Mißverhältnis zwischen der einladenden und den fremden Nationen habe ich schon derührt, die halbe Flunzerei des „Wettkampfes aller Völker“. Dazu kommt, daß die Masse der Produktionszweige eine so ungeheure geworden ist, daß sie kein einzelner Mensch mehr übersehen kann; ebenso kann kein Mensch die Ausstellung in allen Teilen studieren. Schon die Beträumigkeit führt so dazu, daß alles doch nur „Schau“ ist, schier zermürbende, endlose Schau; denn selbst wer allein Einzelheiten studieren will,

wird allmählich von der Lust zu sehen, mehr, alles wenigstens zu sehen, abgelenkt.

Und trotz dieses Umfangs eden jene Unvollständigkeit, obenin jene Unlust, wirklich ganz Neues zum „Absehen“ zur Schau zu bringen! Aus alle dem wieder der geringe Erfolg, der im Verhältnis zu den Kosten für den Aussteller selbst herauspringt; endlich die Verwirrung nationaler Geschmacksströmungen, die Förderung einer Produktion für den Weltmarkt, möglichst farblos und international; nach allem habe ich mich und unsere Nation glücklich gepriesen, daß wir nun zwar glänzend gezeigt haben, wir könnten mithalten, wenn's drauß antommt, daß wir aber an der Weltausstellung in Berlin glücklich vorbeigekommen sind.

Ohne internationale Verdrämung, doch unter Teilnahme auch der Dupendwaren-Industrie kann unserer nationalen Produktion wirklichen Nutzen doch nur eine nationale Ausstellung bringen, selbst wenn der äußere Erfolg, der Schimmer, der leider doch nicht ganz echt ist, weit hinter dem von Chicago zurückbleibt.“

Soweit Hans Schliepman. Wir sind in allen Hauptpunkten mit ihm einverstanden, nur mit dem einen nicht, daß wir uns in Deutschland glücklich zu preisen hätten, daß wir bis jetzt um eine Weltausstellung herumgekommen sind. Diese Glücksprüfung mag für den Berliner eine gewisse Richtigkeit haben, für uns Nichtberliner im Reich hat sie sie nicht. Wir empfinden, daß es der in dem führenden Preußen herrschende Militär- und Polizeigeist ist, der uns im Reich keine Weltausstellung gelingen läßt. Eine Weltausstellung ist nur in einem Lande denkbar, dessen politische und soziale Lebensführung ein höchstes Maß von Freiheit seinen Bürgern wie seinen Gästen zu gewähren vermag, in einem Lande mit einem stark entwickelten Sinn für das Große und Weite im Bürgerlichen. Unsere Staatsgrundlagen sind aber, nach einem Wort des jetzigen Kaisers, über-

haupt nicht im Bürgerlichen zu suchen, sondern im — Heer und in der Marine. Ein Land mit solchen exklusiven, dem großzügigen modernen Geistes- und Wirtschaftsleben der bürgerlichen Welt entgegengesetzten Grundlagen kann sich allerdings nicht in Weltausstellungs- und ähnliche Unternehmungen friedlicher Kultur größten Stiles einlassen.

Der ganze Zuschnitt unseres preußisch-deutschen Reichslebens ist ein militärisch-polizistischer. Alles ist bei uns auf Drill, Dressur, Disziplin, Unterordnung, Überwachung, offizielle Schadtane gestellt. Man kann sich auch, von vielem anderen abgesehen, einen Fürsten, der nur gewohnt ist, Garnisonen zu alarmieren, an der Spitze von Fahnenkompagnien usw. in den Städten einzuziehen, von Manöver zu Manöver, von Flottentrevüen zu Flottentrevüen u. dergl. zu eiten, der seinem Volke nur als Salbatenkaiser, niemals als bürgerliche Erscheinung eine bekannte Figur geworden ist, man kann sich einen solchen Fürsten als alles andere eher, denn als den geeigneten Pratektor und Eröffner einer Weltausstellung vorstellen.

Und wir haben in der That im deutschen Reich keine Größe und kein Geld für eine Weltausstellung auf vaterländischem Boden. Nicht einmal einen geeigneten Raum dafür. Und in allen Stücken, nicht bloß auf dem Exerzierplatz, auf den Manöverfeldern usw., hat in Preußen-Deutschland die Militärverwaltung das erste und letzte Wort. Diese Militärverwaltung in ihrer überragenden, alles bemeisternden Entwicklung, wie wir sie Preußen zu — verdanken haben, kennt als erstes und letztes Interesse nur sich selbst, ihre Macht, ihren Nimbus, ihr allherrliches Selbststaubleben. Eine Weltausstellung käme ihr, mit dem einzigen Hochtan der friedsam bürgerlichen Kulturarbeit, ganz grimmig in die Quere.

Ein immer exklusiver sich aus-

wachsendes Militärreich kann auf seinem Boden keine Weltausstellung dulden. Also werden wir in dem preussisch-deutschen Reiche niemals eine Weltausstellung haben. Niemals. Denn das preussisch-deutsche Reich ist ein Soldatenkaisertum, oder wie Wilhelm II. sich ausdrückt, die Grundlagen unseres Staates sind Heer und Marine. Basta.

M. G. C.

Frankreichs Russenverhimmelung wird in folgender geistreichen Weise von der „Tägl. Rundschau“ beleuchtet:

„In seinem Buche von den wunderbaren Abenteuern des Herrn Tartarin von Tarascon, dieser ergötzlichen Satire auf das Südfranzösentum, erklärt uns Alphonse Daudet die widerspruchsvolle Haltung seines Helden damit, daß zwei Seelen in der Brust des ehrlichen Bürgers von Tarascon wohnten: die rastlos unruhige, stets nach Abenteuern lechzende des fahrenden Ritters Don Quixote und die spießbürgerlich nüchterne, an behaglichem Wohlhaben hängende des Knappen Sancho Panza. Sie zerrten mit ihren Gegensätzen den Helden hin und her. Tartarin-Quixote begeisterte sich an den erotischen Erzählungen von Gustav Rimard und rief: „Ich reife!“ Tartarin-Sancho jedoch dachte nur daran, daß man sich auf Reisen sehr leicht erkältet und das Reiten holt und jagte deshalb bedächtig: „Ich bleibe.“ Tartarin-Quixote rief feurig: „Bedecke Dich mit Ruhm, Tartarin!“ Tartarin-Sancho antwortete sehr ruhig: „Tartarin, bedecke Dich lieber mit Flaum.“ Tartarin-Quixote schreit außer sich vor Begeisterung: „Eine Axt! Man bringe mir eine Axt!“ Tartarin-Sancho klingelt nach der Köchin: „Jeannette, bringen Sie meine Chokolade!“ Schließlich war dann immer Jeannette erschienen und hatte die gewünschte Chokolade gebracht, und damit stopfte dann Tartarin-Sancho dem Tartarin-Quixote den Mund, so daß von ihm nichts mehr zu hören war.

Wäre Daudet nicht selber Franzose, so

könnte ihm nicht entgangen sein, daß, was er von Mr. Tartarin erzählt, nicht nur die Charakteristik der Südfranzosen, sondern die des Französentums überhaupt ist. Auch in der französischen Volksseele kämpfen Don Quixote und Sancho Panza beständigen Kampf; jener brüllt nach der Kriegsbart, dieser sehnt sich nach der Friedenschokolade. Frevelhafter Leichtsin, unerfüllliche Ruhmgier und blinder Rachedurst ringen unablässig mit nüchterner Verständigkeit, kühler Berechnung und bürgerlicher Friedensliebe um die Oberhand. Wir Deutsche, die das zweifelhafte Vergnügen genießen, Frankreich zum Nachbarn zu haben, bilden seit dem letzten französischen Überfall nun schon volle 22 Jahre lang nach Westen, gefaßt darauf, daß jeder neue Monat, ja jeder neue Tag uns kriegerische Überraschungen bringen kann. Zweiundzwanzig lange Jahre hindurch tönen und über den Wasgau herüber, bald gellende Rachedschreie, bald mehr oder minder versteckte Drohungen, wie sie der räkelvollen welschen Sprache so leicht sind, in das Ohr, und Jahr um Jahr fast zwingen uns diese Ruße zu immer neuen, immer größeren Rüstungen. Es gehört wahrlich deutsche Geduld dazu, dieses Treiben gelassen zu ertragen. Aber freilich, mitten in die gallischen Kriegsanfaren mischen sich immer wieder die Klänge der Friedensschalmeien. Kürzlich erst hat das Oberhaupt der Republik, gleich nach den chauvinistischen Wutausbrüchen, die der Besuch des deutschen Kaisers in Neß erregt hatte, in einer Festrede erklärt, Frankreich könne „erhobenen Hauptes“ versichern, daß es „wahrhaft“ den Frieden wolle, und heute, nachdem zuerst ein allgemeines französisches Säbelgerassel den Festen von Toulon vorausgegangen, hören wir aus Paris nichts anderes, als Friede, Friede!

Sind diese Friedensbeteuerungen ernst zu nehmen? oder glaubt Frankreich mit Talleyrand, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen? Wäre dem so, dann wäre die französische Nation in

der That die heuchlerischste und verlogenste, welche die Weltgeschichte je gekannt hat, und das glauben auch bei uns wie anderwärts Tausende. Der große Verschwörer Razzini, gewiß kein Feind der Franzosen, erklärte in einem Briefe vom Dezember 1871: „Frankreich ist die cynischste Nation Europas. Sie ist ungläubig und beschützt den Papst: sie predigt die Freiheit und votiert für den 2. Dezember. Sie will die einzige Nation sein, die für eine Idee kämpft, und verlangt Geld und Landesgebiete, die ihr nicht gehören. Frankreich ist aber auch die heuchlerischste Nation der Welt. Sie war angeblich Gegnerin des Krieges gegen Deutschland und jubelte der Kriegserklärung zu. Sie überfiel Mexiko, vergaß das heilige Polen, ermordete, die Republik als Feindin der Republik, das Rom der Italiener und des Volkes. Möge Frankreich seine Schuld nun sühnen.“ Die hier angeführten Thatfachen sind unzweifelhaft richtig, und dennoch, glauben wir, ist es nicht Heuchelei und Lüge, die diese Widersprüche gezeugt, sondern eben jene Zweispaltigkeit des französischen Charakters, der Kampf zwischen Don Quixote und Sancho Panza. Aus dieser psychologischen, oder wenn man will pathologischen Erscheinung erklärt sich auch, daß Frankreich in wunderlicher Widerlegung der bekannten Prophezeiung Napoleons, wonach Europa zu Ende unseres Jahrhunderts entweder republikanisch oder kosakisch-republikanisch sein sollte, republikanisch und kosakisch zugleich geworden ist. Wenn es in diesen Tagen von Friedenspalmen umherhallt, so hat eben wieder einmal Sancho Panza dem Don Quixote den Mund gestopft, allerdings diesmal unter besonders kräftiger Mitwirkung des Jaren.

Das könnte ja nun eine Verurtheilung für die Nachbarn Frankreichs sein, allein wer bürgt uns dafür, daß am Ende nicht doch einmal Don Quixote die Oberhand behält. Gewiß hat dem biederen Tartarin die Chocolate dahelun stets köstlich gemundet, aber schließlich ist er doch nach Algier

auf die Löwenjagd gezogen, und daran trugen, wie uns Daudet erzählt, nur die sortgekeipten Prahlereien des Felden, der beständig von seinen großen Jagdplänen sprach, und die ewigen aufreizenden Reden seiner Freunde die Schuld. Wir bezweifeln nicht, daß es Frankreich ebenso ergehen wird; es wird eines Tages den Krieg haben, von dem es prahlt und zu welchem es die Boulevardritter von der traurigen Gestalt unablässig heizen. Sancho Panza aber wird gebührendermaßen die Kosten des lechzertigen Abenteurers tragen, genau wie 1870. Dafür sorgt, so vertrauen wir, das gute deutsche Recht und das gute deutsche Schwert.“

Navigare necesse est. In der reichstreuen freien Hansestadt Bremen wurde dem alten Kaiser Wilhelm ein Standbild errichtet. Bei der Enthüllungsfest hielt der junge Kaiser Wilhelm eine Rede. Darin kamen folgende Sätze vor: „Jou (Wilhelm I.) war von Gott bestimmt, aller Deutschen Sehnen zu erfüllen, und mit der siegreich erlängten Kaiserkrone Deutschland seine Einigkeit wieder zu geben. Er durfte zu diesem Werke große Männer finden, denen die Ehre zuteil ward, seine Gedanken auszuführen und als seine Berater mit ihm zu arbeiten.“ — Eine Frage an die Zeitgenossen und die vaterländischen Geschichtschreiber: Wenn man von „allen Deutschen“ und ihrem Sehnen nach Einheit spricht, darf man da auch an die Deutschen denken, die außerhalb der schwarz-weißroten Reichsgrenzpfähle wohnen, an die Deutschtiroler, Deutschösterreicher, Deutschböhmen, Deutschluxemburger, Deutschrußen usw.? Oder ist nur der Preussisch-Deutsche der echte Deutsche? Und wie steht's heute um Bismarck, dem „die Ehre zu teil ward“, Wilhelms „Gedanken auszuführen“ und das preussisch-deutsche Reich zu gründen? — *Navigare necesse est, vivere non est necesse.*

Fantasio.

Der Vater des großen Friedrich, der nach der Ehre strenger Handhabung der Gesetzte geizte, sprach einst zu Potsdam über

die Verletzung des siebenten Gebotes, und behauptete, daß es am besten wäre, Diebe sofort zu hängen, weil sie keiner Besserung fähig wären. Einer seiner Minister, um dem König den Gegenbeweis dieses Satzes zu sichern, erzählte: Er habe eine alte Kinderwärtlerin in seinem Hause, die bereits mehrere 30 Jahre bei ihm in Diensten stehe und die erprobteste Treue beweise, doch habe sie oft gesagt, daß sie in ihrem 17. Jahre einige Dinge ihrer damaligen Herrschaft entwendet hätte, darüber erlappt und aus dem Hause entsetzt worden sei. Der König geriet in heftigen Zorn und schwur, diese Frau müsse jetzt noch die verdiente Strafe anhalten. — Der Minister und alle Wegewärtigen machten dagegen die dringendsten Vorstellungen: sogar erbot sich der Minister, diese Unglückliche mit seinem halben Vermögen zu erkaufen; allein umsonst; die Arme wurde enthauptet. Warum auch nicht? Wie oben geschrieben steht: Das Schiffen ist notwendig, das Leben ist nicht notwendig. Unter so bewandten historischen Umständen und Bestimmungen des alten Gottes von Denuewiß usw., ist es immerhin eine große Gnade, wenn einem so überflüssigen Wesen, wie es das Volk an sich ist, die Ehre zu teil wird, im neuen deutschen Reich leben zu dürfen und regiert zu werden. *Navigare uccesso est, vivere non est necesse.*

Pumpantka.

Über das Tischgebet äußerte sich Herr Geheimrer Sanitätsrat Dr. Kristeller in Berlin in einem Vortrage über „Essen und Trinken“. Totes Lippenwort, so führte der Redner aus, sei ebenso unfruchtbar wie bloßes Mitleid mit dem Hungrigen und

Durstenden. Kein Heil sei zu erwarten von der Kürzlichkeit der fatten Tugend, sondern gerade bei den Mahlzeiten müsse man sich am meisten daran erinnern, wie viel Dank man den anderen Menschen schuldig sei, denn zunächst leben wir alle von der Arbeit anderer Menschen, und am meisten derjenige, der am besten isst und trinkt. Der Dank gegen die Gottheit, ein so edler Gebrauch er an sich sei, verthülle diesen Sachverhalt. Es sei von Wichtigkeit, sich dies stets klar vor Augen zu halten. — Dr. Kristeller ist der gleichen Ansicht wie Dr. August Specht, der in seiner Abhandlung „über das Gebet“ (veröffentlicht im Jahrgange 1876 des Freireligiösen Kalenders) jenes „Mastgebet des Egoismus“ vor und nach einer reichen Mahlgait geradezu widerlich nennt. „Nur denjenigen, die ihr Brot im Schweisse ihres Angesichts verdienen und es „mit Thränen essen“ müssen, die nicht Zeit und Gelegenheit gehabt haben, sich zu unterrichten, zu bilden, kann das Tischgebet allenfalls nachgesehen werden. Die Glücklicheren aber sollten den Herrgott anstandshalber aus dem Spiele lassen.“

Karl Hendell ist von seiner Melancholie, über deren Weiter-Entwicklung Prof. Foret in Zürich eine so ungünstige Prognose abgegeben hatte, genesen, und läßt bei Schabelitz in Zürich ein neues Bändchen Gedichte „Zwischenspiel“ erscheinen. P.—

Von Rhaynachs „Anton von Berner und die Berliner Hofmalerei“ ist in dem zarten Alter von zwei Monaten in Berlin dahingerafft, d. i. beschlagnahmt worden. P.—

Wir bitten sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an den Verlag der „Gesellschaft“:

Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig,

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung: Hans Merian in Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. Druck von Carl Otto in Weimarn t. S.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

DATE DUE		